
32101 076381373



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

PAGE NOT
AVAILABLE

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst

herausgegeben von Karl Muth

Siebzehnter Jahrgang

April 1920 – September 1920

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XVII. Jahrgg.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter der Rubrik ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

* Kunst.

* Musik.

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Kunstbeilagen

IX. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Karl Buchholz/Frühling in Ehringsdorf



Die Erneuerung des französischen Katholizismus im 17. Jahrhundert
Von Ernst Robert Curtius

Das immer stärker anwachsende Interesse an allen Erscheinungsformen des religiösen Lebens, das der Religionspsychologie und der Religionsphilosophie einen so bemerkenswerten Aufschwung gegeben hat, wird auf dem Feld der christlichen Religionsgeschichte noch manche kostbare Frucht zu ernten haben. Zwischen der hauptsächlich institutionell interessierten Kirchengeschichte einerseits und der außerchristlichen Religionsgeschichte anderseits ist die Darstellung der geistigen Bewegungen innerhalb der christlichen Religiosität vielfach zu kurz gekommen. Um so dankenswerter und aufschlußreicher ist der großangelegte Versuch des durch seine Newmanstudien und andere Werke rühmlich bekannten französischen Forschers Henri Brémond, die religiöse Bewegung des französischen Katholizismus seit Beginn des 17. Jahrhunderts darzustellen.* Von den vier Bänden, die allein dem 17. Jahrhundert gewidmet sein sollen, liegen zwei vollendet vor. Sie bieten auf über tausend enggedruckten Großoktavseiten soviel des Neuen und Wertvollen, daß sie die Aufmerksamkeit aller derer verdienen, die eine Epoche fruchtbarster religiöser Erneuerung in dem ganzen Reichtum ihres Gehalts kennen lernen möchten. Sie werfen neues Licht auf die französische Geistesgeschichte und auf die universale Lebensfülle des sich in der Geschichte entfaltenden Christentums.

Brémond sieht im französischen Katholizismus des 17. Jahrhunderts zwei sich vielfach berührende und befruchtende Bewegungen vorwalten, den christlichen oder geistlichen Humanismus, der von 1580 bis 1660 blüht, und die Mystik, deren hundertjährige Entwicklung sich in drei Etappen vollzieht: von 1590 bis 1620 dringt sie siegreich in die französische Religiosität ein (l'invasion mystique), in den Jahren 1620 bis 1650 vollendet sie ihre Eroberung (la conquête mystique), und die zweite Hälfte des Jahrhunderts sieht dann ihren langsamen Rückzug (la retraite des mystiques, 1650—1700). Die beiden bisher vorliegenden Bände des Brémondschen Werkes behandeln den christlichen Humanismus und die Invasion der Mystik.

Der christliche Humanismus mit seiner Weltfreudigkeit und seiner Neigung zur Verherrlichung der menschlichen Natur ist die religiöse Verklärung des profanen Humanismus der Renaissance. Vom Jesuiten-Orden aufgegriffen, wurde er die offizielle Lehre der Gegenreformation. Er hat triumphiert im Tridentinum und hat den epochemachenden Entscheidungen dieses Konzils seinen Stempel aufgedrückt. Dadurch ist nach Brémond die feinste Substanz dieses Humanismus definitiv der katholischen Tradition einverleibt worden.

* Histoire littéraire du sentiment religieux en France depuis la fin des guerres de religion jusqu'à nos jours. Paris, Bloud et Gay. 1916.

Dieser ‚christliche Humanismus‘ ist spekulativ und aristokratisch. Auf die religiöse Praxis der einfachen Gläubigen angewendet, wandelt er sich zum ‚geistlichen Humanismus‘ — anders wüßte ich den von Brémond geprägten Ausdruck humanisme dévot nicht zu übersetzen. Der große Vertreter dieses geistlichen Humanismus ist der heilige Franz von Sales. Seine geniale Persönlichkeit und sein einflußreiches Wirken sind ja bekannt genug. Aber — das macht Brémond zum ersten Male deutlich — er ist nur der Höhepunkt dieser ganzen Bewegung, und seine Lehre ist vorbereitet durch eine Reihe bisher unbekannter Vorläufer.

Der wichtigste darunter ist der Jesuit Louis Richeome (1544 bis 1625). Er versucht, Dogma und Religion anziehend zu gestalten, indem er sich an die Phantasie wendet und die Exerzitien des heiligen Ignatius mit romanhaften Erfindungen ausschmückt. Seine kindliche Freude an buntem Bilderwerk ist der Ausdruck seines ‚christlichen Optimismus‘. Die Novizen seines Ordens ermahnt er, in allem, was die Kirche und die Natur ihnen bietet, Anregung zu Bewunderung, Liebe und Lobpreis zu finden. Er lehrt sie, sich zu freuen am violetten Samt der Schwertlilien, an den Kirschen des Klostergartens, an der Vogel- und Insektenwelt, die er in liebevoller Kleinmalerei schildert, so daß Brémond von ihm eine Linie zu La Fontaine und Jammes ziehen kann. Eine ganze Menagerie zieht in Richeomes erbaulichen Werken vorüber. Sein Ausblick auf das Leben ist bei aller Orthodoxie gefärbt von dem ästhetischen Enthusiasmus der Renaissance. ‚Le Créateur . . . a marié l'âme divinement belle à un corps divinement beau.‘ In der Gestalt des Menschenleibes entdeckt er die Symbolik ‚einer wahrhaft fürstlichen Freiheit‘. Im Willen des Menschen strahlt Gottes Bild am hellsten wider. Der freie Menschenwille, der sich kraft seines natürlichen Adels auf den Ruhm richtet und diesen Ruhm in der Tugend, im Wissen, im Gemeinwohl sucht, ist Gott wohlgefällig. Die Weisheit der Vorsehung hat nach Richeome das Staatsleben wie die Künste im Ehrgefühl verankert, das darum besonderer Pflege und Anregung würdig ist. Wie sehr klingt auch hier das Renaissance-Ideal durch! Und wie weit sind wir von dem mürrischen Pessimismus Port-Royals entfernt! Die Erbsünde ist nach Richeomes Lehre durch die Taufe ausgelöscht. Der immer noch wirkende Trieb zur Sünde ist nur ein heilsames Stechen in der vernarbten Wunde und wird mit der Beihilfe Gottes und der Vernunft leicht überwunden.

Ein größerer als Richeome ist sein Nachfolger Franz von Sales. Was er brachte (nicht eine neue Lehre, sondern der christliche Humanismus, gespiegelt in dem Geist einer überragenden spirituellen Persönlichkeit), ist Gemeingut der asketisch-mystischen Theologie geworden. Seine Bedeutung liegt darin, daß er das von Richeome und seinen übrigen Vorläufern begonnene Werk mit genialer Kraft durchführte: die Aufgabe, den Gehalt der christlichen Renaissance in einem kleinen Erbauungsbuch der großen Menge der schlichten Gläubigen zugänglich zu machen.

Franz von Sales war* ein vollendeter Humanist im rein weltlichen Sinne des Wortes. Humanist auch in der höheren Ordnung der Seele. Seine seelische Grundhaltung äußert sich in Worten wie: ‚Je suis tant homme que rien plus'. ‚Eh quoi! n'avons-nous pas un coeur humain et un naturel sensible?'

Die Innigkeit und erregsame Zärtlichkeit des Gefühls, die so charakteristisch für Franz von Sales ist, haftet doch, wie Brémonds feine Analyse zeigt, an keinem geschöpflichen Liebesgegenstand. Die Fähigkeit, ja die Neigung, sich von allen menschlichen Beziehungen loszulösen, die eigenartige Verbindung von liebevollstem Eingehen auf andere Seelen und einer gleichzeitigen völligen emotionalen Unabhängigkeit von ihnen, das Nebeneinander von gleichmäßiger Sympathie und ebenso gleichmäßiger Ferne will Brémond scharf unterschieden wissen von dem religiösen Egoismus oder ‚Autocentrismus' eines Newman. Franz von Sales stand auch seinem eigenen Ich mit dieser Unbeteiligtheit gegenüber. ‚Il ne dépendait, schreibt die hl. Chantal, ni de mort, ni de vie, ni de parents ni d'amis. Son esprit régentait au-dessus de tout cela. Voilà quelle était la magnanimité de notre Bienheureux.'

Der göttliche Friede, den Franz suchte, war das Sichselbstvergessen in Gott, das ihn auch ein allzu heftiges Begehren nach Unterdrückung der eigenen Fehler und nach dem Erwerb von Tugenden abweisen ließ. ‚Qui est bien attentif à plaire amoureusement à l'amant céleste, n'a ni le coeur ni le loisir de retourner sur soi-même', schreibt er. Quietismus? Brémond verwahrt sich gegen diese Verdächtigung, die ‚der beklagenswerte Lehrstreit zwischen Bossuet und Fénelon' nahelegen könnte.

Das erste entscheidende und seine religiöse Persönlichkeit bestimmende Erlebnis des hl. Franz war eine sechs Wochen andauernde schwere Gemütsdepression, die ihn während seiner Pariser Studienjahre — 1586 — befiel, als er mit der thomistischen Prädestinationslehre bekannt gemacht wurde, nach welcher einige Seelen zur ewigen Verdammnis vorausbestimmt sind, um Gottes Gerechtigkeit zu bezeugen. Die Krise löste sich plötzlich in einem Gebetsaufschwung vor der schwarzen Muttergottes in Saint-Etienne du Grès. Dort wurde ihm die Erleuchtung, daß er bestimmt sei, das ewige Heil zu erlangen und so auf selige, nicht auf unselige Weise ein Werkzeug zur Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit zu werden — glorificatio nominis mei, qui non est damnator, sed Jesus. Das war die Stimme, die der junge Kleriker vernahm.

So bricht er in dem Punkt der Prädestinationslehre mit dem Thomismus und nimmt die Auffassung des Jesuiten an: veriorem ac amabiliorem, wie er 1618 an den Pater Lessius schrieb.

Im Jahre 1602 finden wir Franz von Sales, der inzwischen in

* Vergl. die Doktorthese von Delplanque, Saint François de Sales humaniste et écrivain latin, Lille 1907.

Padua die Rechte studiert hat und Domherr in Annecy und Koadjutor des Bischofs von Genf geworden ist, wieder in Paris, wo er sich in diplomatischer Mission aufhält. Zum zweiten Male wird ihm der Pariser Aufenthalt ein entscheidendes Erlebnis. Er empfängt bestimmende Eindrücke von der neuerwachten mystischen Religiosität, die sich damals in der Hauptstadt konzentrierte. Diskret, bescheiden, lernbegierig und menschenkundig nimmt er alles Wertvolle auf, das in seinen Gesichtskreis tritt. Sein langer religiöser und kultureller Bildungsprozeß kommt jetzt zum Abschluß. Er hat sich selbst gefunden. Sofort nach seiner Rückkehr von Paris setzt seine seelsorgerische Briefstellerei — aus der die Introduction à la Vie dévote hervorging — in voller Reife ein.

Die Spiritualität dieses Buches, das hebt Brémond eindringlich hervor, ist trotz aller Milde heroisch. Franz von Sales will die Seelen zur Vollkommenheit führen — zu nichts Geringerem. Wohl will er sie in ‚posture de suavité' versetzen, wie er einmal bezeichnend schreibt, aber er verlangt von ihnen die schmerzhaftesten Opfer. Gewiß hat man Recht, zu sagen, er sei kein Rigorist gewesen. Aber es war nicht falsche Anpassung an die Welt, die ihn unterhalb des Rigorismus gestellt hätte, sondern die Übermächtigkeit der Liebe: sie hob ihn über den Rigorismus hinaus in eine Sphäre jenseits seiner. ‚J'ai toujours dit, schreibt er, que qui prêche avec amour, prêche assez contre les hérétiques quoiqu'il ne dise un seul mot de dispute contre eux'. Franz von Sales gibt der Position den Vorzug vor der Negation, der Affirmation vor der Kontroverse. Er lehrt die natürliche und ursprüngliche Neigung der Menschenseele, Gott zu lieben; eine Neigung, die auch im verirrten Herzen aufwacht, sowie sein Blick auf Gott gelenkt wird, einem Funken vergleichbar, der aus der Asche emporglimmend zur reinen Flamme aufsteigt.

Brémond sieht in Franz von Sales die vollendetste Verkörperung des geistlichen Humanismus und damit einen der einflußreichsten Kulturträger der Neuzeit. Aber in Franz v. Sales verkörpert sich auch noch die andere bedeutsame Tendenz der französischen Religiosität des 17. Jahrhunderts: die Mystik. Wenn die Introduction à la Vie dévote und die ersten Bücher des Traité de l'amour de Dieu die Grundlinien des geistlichen Humanismus in systematischem Zusammenhang festlegen, so bedeuten die letzten Bücher des Traité die bestimmende Formung aller höheren französischen Mystik jener Zeit.

Der Traité ist, wie man weiß, für die heilige Jeanne Françoise de Chantal geschrieben. Um ihn zu verstehen, gilt es, wie Brémond schön sagt, mit demselben Blick ‚den parallelen Aufstieg dieser beiden Seelen, ihre mystische Entfaltung, das Ausstrahlen der einen auf die andere' zu verfolgen. Jeanne-Françoise Frémyot (1572—1641), 1592 vermählt mit dem Baron von Rabutin-Chantal, der 1601 durch einen Jagdunfall ums Leben kam (ein Sohn aus dieser Ehe wurde der Vater

der späteren Marquise de Sévigné), lernte Franz von Sales im März 1604 in Dijon kennen, wo er Fastenpredigten hielt. Nach einigen Monaten des Abwartens und Zögerns wird er ihr Seelenführer und bringt ihre mystische Religiosität, die unter falscher Leitung verkrampft war, zu voller Entfaltung. Er selbst war damals noch in den ‚niederen Tälern' des geistlichen Lebens, aus denen er in den nächsten Jahren unter der Einwirkung der heiligen Seelenfreundschaft mit Jeanne de Chantal zu den hohen Gipfeln der Mystik aufstieg. Sie verkehrte in den Jahren 1606 bis 1610 viel bei den spanischen Karmeliterinnen, die sich erst kürzlich in Dijon niedergelassen hatten. Ihre geistliche Inbrunst nährte sich von den Belehrungen über die höheren Stufen des geistlichen Lebens, die diese Nonnen in Spanien empfangen hatten und die sie nun der gelehrigen Schülerin in weiser Auswahl weitergaben. Sie selbst hat sie dann an Franz weitergegeben, der sich der neuen Lehre gegenüber zunächst zurückhaltend verhielt, um sie sich später zu eigen zu machen. Er selbst, der erfahrene Seelenhirt, empfand sich vorläufig als Novizen im Verhältnis zu der Mystik des Karmel.

Der Orden der Visitation, den Franz 1610 für Jeanne de Chantal begründete, sollte ein Karmel für gebrechliche Naturen sein, denen eine zu strenge Askese es unmöglich gemacht haben würde, sich ‚der Vollkommenheit der göttlichen Liebe' zu widmen. Der Zweck dieses kontemplativen Ordens war, wie Jeanne de Chantal sagt, ‚de donner à Dieu des filles d'oraison'. Im Anfang widmeten sich die Nonnen auch karitativer Tätigkeit, aber das wurde seit 1614 ganz aufgegeben. Martha mußte Maria weichen. So wollte es der Wachstumsrhythmus dieser Pflanzschule mystischen Lebens. Franz von Sales hat ihn herausgefühlt und sich ihm angepaßt. Dieses Wachstum aus nächster Nähe zu beobachten, war für ihn eine Fundgrube wertvollster Erfahrungen, die ihn selbst zur letzten Klarheit seiner mystischen Theologie führten. ‚La Visitation primitive a été pour lui une académie du pur amour.' Diese neue Fülle spiritueller Erfahrung hat ihn befähigt, den Schritt von der Introduction zum Traité de l'amour de Dieu (1616) zu tun.

Dieses Werk, ‚das schönste religionsphilosophische Buch des 17. Jahrhunderts', kann in seiner geschichtlichen Bedeutung kaum überschätzt werden. Sie liegt darin, daß die neue, von so vielen verschiedenen Seiten sich eindrucksvoll anbahnende mystische Bewegung die öffentliche Anerkennung und Beistimmung des angesehensten und maßvollsten Theologen und Seelenführers der Zeit fand. Während der hl. Franz noch vor wenigen Jahren seine geistlichen Töchter dem Einfluß des Karmel zu entziehen suchte, bekennt er sich jetzt zur Lehre der hl. Theresa, der er Schritt für Schritt folgt. Sein Werk war nicht für einen esoterischen Leserkreis berechnet. Er schmeichelte sich, daß selbst in den schwierigsten Stellen ‚une bonne et aimable clarté' herrsche. Er empfahl die Lektüre den Weltleuten und der Hofgesellschaft. Er erklärt es für einen Irrtum,

ja für eine Häresie ‚de vouloir bannir la haute oraison de la compagnie des soldats, de la boutique des artisans, de la Cour du prince, du ménage des gens mariés'. Die gemeinverständliche Ausdrucksweise des Buches hat manche Beurteiler verleitet, es der populären Devotionsliteratur, dem ‚ascétisme proprement dit' (so der Jesuit Desjardins 1877) zuzuzählen. Allein nach Brémond handelt es sich hier nicht mehr um asketische, sondern um mystische Theologie, und das Dekret Pius' IX., welches Franz von Sales 1878 zum Range eines doctor Ecclesiae erhob, behält recht: in mystica theologia mirabilis Salesii doctrina refulget.

Die beiden Schriftsteller, die für die Ausbreitung des Einflusses des heiligen Franz von Sales am bedeutsamsten gewirkt haben, sind Etienne Binet und Jean-Pierre Camus. Binet (1569—1639), ein Jesuit, der mit Franz nah befreundet war, als Persönlichkeit nicht ganz faßbar, schreibwütig bis zu dem Grade, daß er in schwierigen Augenblicken seines Lebens gelobte, ein neues Buch zu schreiben, wenn sein Gebet erhört würde, ermüdet vielfach durch affektierte Rhetorik und grobe Geschmacksfehler, hat aber doch, zumal in seiner Altersschrift Du gouvernement spirituel doux et rigoureux, die er für Ordensobere abfaßte, eine wertvolle Fortsetzung der salesianischen Tradition und des geistlichen Humanismus geboten. Camus (1583—1652), der Bischof von Belley, dessen fruchtbarer Feder man zweihundert Bücher verdankt, empfiehlt sich durch seinen edlen Platonismus. Sein Esprit du Bienheureux François de Sales (1639—41) ist bis zur französischen Revolution ein bevorzugtes Erbauungsbuch geblieben. Die Vorzüge seiner sicheren und schmiegsamen, noch nicht durch die Schulfuchserei eines Vaugelas gefesselten Schreibweise hätten ihn, meint Brémond, befähigt, die volkstümliche französische Bibelübersetzung zu schaffen, die bis heute noch fehlt — eine unersetzliche Lücke der französischen Kultur. ‚La Sainte Ecriture, gesteht Brémond, quand nous daignons nous inspirer d'elle, prend sous nos plumes un je ne sais quoi qui sent l'étranger.'

Die Ausbreitung des geistlichen Humanismus belegt Brémond auf allen Gebieten der religiösen Literatur. Sie zeigt sich in der Begeisterung der theologischen Schriftsteller für die französische Dichtung ihrer Zeit und für die Klassiker. Sie wollen die antiken Autoren ‚dans un esprit de chrétienté' hochgehalten wissen und verwerten die Mythologie als Fundgrube für den symbolischen Ausdruck christlicher Wahrheiten, wobei es freilich oft nicht ohne Geschmacklosigkeiten abgeht. Immerhin — Frömmigkeit und Poesie leben in enger Verbindung, und um 1640 blüht in Frankreich eine Fülle christlicher Lyrik auf, in der alle Töne des religiösen Erlebens anklingen bis zum mystischen Frieden des pur amour, den der Pater Surin in den teilweise bezaubernden, volkstümlich rhythmisierten Cantiques spirituels du divin amour besingt.

Auch für die höheren theologischen Studien bedeutet der geistliche Humanismus eine Blüteperiode. Einer ihrer Vertreter ist Dom Laurent

Bénard, der große Reformator des Benediktiner-Ordens, der in seinen Parénèses chrétiennes (1616) den Angehörigen seines Ordens die Pflege wissenschaftlicher Bildung zur Pflicht macht. Besonders fruchtbar entfalteten sich zwischen 1600 und 1670 die hagiographischen Studien. Auch auf enzyklopädische Sammelwerke wurde von theologischer Seite viel Fleiß verwendet. In die Profanliteratur griff der geistliche Humanismus mit dem erbaulichen Roman über, dessen Hauptvertreter der schon erwähnte Bischof Camus von Belley ist. Sogar die komische Literatur ist von den Vertretern dieses Humanismus angebaut worden, denen das Lachen und das Lachenmachen eine Christentugend war — une vertu nommée entrapetée, qui est entre la trop grande sévérité et la bouffonnerie, sagt der durch seine Streitschriften gegen die Freigeister berühmt gewordene Pater Garasse. Der uns schon bekannte Etienne Binet verfaßt 1620 eine Consolation et réjouissance pour les malades et personnes affligées, deren Jovialität den medizinischen Späßen Molières bisweilen recht nahekommt. Der Jesuit Sautel feilt in seinen Lusus poetici allegorici lateinische Distichen, um den Leichenzug eines Flohs würdig zu beschreiben. Ob ein Buchtitel wie La tabatière spirituelle pour faire éternuer les âmes dévotes vers le Seigneur auf Mystifikation beruht, läßt Brémond, der das Werk nicht gesehen hat, unentschieden.

Das Lachen der Humanisten ist ein natürlicher Ausfluß des ‚christlichen Optimismus'. Er gehört zum tiefsten Wesen des geistlichen Humanismus. Dieser hat ‚die Mystik der Gegenreformation auf die Orangenbäume der Renaissance aufgepfropft', wie Brémond sich ausdrückt. Himmel und Erde, Natur und Gnade versöhnt er in frommer Synthese. Der Kapuziner Laurent de Paris schreibt eine Litanei zur Verherrlichung des Menschen: L'homme contemplé honorable dans sa nature. Der Jesuit Le Moyne malte das abschreckende Bild des ‚Wilden', d. h. des ‚den ehrsamen und natürlichen Neigungen unzugänglichen' Menschen, der für die Schönheit der Natur und der Kunst, für Blumen und Musik, für Wohlgerüche und Frauenanmut kein Verständnis hat. Port-Royal erkannte sich in diesem Portrait wieder, und Pascal hat daran Ärgernis genommen. Der christliche Humanismus ist in allen Formen des Puritanertums verdächtig. Charakteristisch, daß der Jesuit Hayneufve die ‚armen Leidenschaften' in Schutz nehmen muß, die, vom Stoizismus verdächtigt, bei den Christen ‚Berufung eingelegt haben'. Solcher Optimismus war in vollem Einklang mit den klaren Definitionen der tridentinischen Theologie. Wie die Jansenisten beziehen die humanistischen Theologen alles auf die Lehre von der Gnade, nur mit dem grundlegenden Unterschied, daß sie gerade in ihr, die jedem frei dargeboten wird, die Begründung ihres Optimismus finden. Sie sehen das tiefste Wesen des Christentums in dem O felix culpa.

In seiner hellen Schönheitsliebe ist der geistliche Humanismus dem Platonismus der Renaissance verwandt. Die platonische Philosophie ist

ihm die Vorform des christlichen Glaubens, wie die Glockenblume als Vorform der Lilie gelten kann: rudimentum naturae lilium facere condiscentis. Le Moyne stützt sich auf Worte der platonischen Diotima. Fonseca verfaßt ein Kapitel: ‚Über die Liebe zur menschlichen Schönheit.‘ Ein Ordensgeneral der Feuillants schreibt einen Panegyrikus auf die menschliche Liebe. Sie wird der Weg zur geistlichen Liebe. In den platonisierenden Gedankengängen dieser Humanisten ist die Lehre vom pur amour schon ausgebildet. Maria Magdalena ist ihre bevorzugte Heilige: pulchrior et pulchro veniens in corpore virtus.

1643 erscheint Arnaulds berühmtes Buch über die häufige Kommunion — ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte des religiösen Lebens. Es war das Signal für den Anbruch des großen Kampfes zwischen der humanistischen und der jansenistischen Auffassung des Christentums — ein Kampf, der eine viel tiefere und aktuellere Bedeutung hat als die bisherigen Darstellungen, auch die Sainte-Beuve's, ahnen lassen, die sich in ermüdenden Berichten über strittige Auslegungen einiger von Theologen zweiter Ordnung, wie Jansenius und Escobar, geprägter Formeln erschöpfen. Der erste Widerstand gegen den entstehenden Jansenismus ging übrigens nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von den Jesuiten, sondern von den Franziskanern aus, vor allem von François Bonal, der die abstrakte Begriffstheologie des Jansenius mit den Erfahrungen der lebendigen Volksfrömmigkeit widerlegte. Er weist die Unmenschlichkeit, die falsche Heroik, die an Pharisäertum grenzende Anmaßung der Jansenisten zurück, ebenso wie die einseitig-halsstarrige Festlegung auf den ‚unvergleichlichen heiligen Augustinus‘, der doch nur ‚ein geschaffener Geist‘ ist. Gegen den Formalismus seiner Gegner preist er das ‚inwendige Reich Gottes‘, das ‚ohne Lärm‘ kommt. Die erhabene Strenge der Urkirche kann nicht das Maß für die Gegenwartsaufgaben des Christentums sein. Bonal befürchtet, daß ein dogmatischer Rigorismus zu einem libertinistischen Rückschlag führen könnte. Die ‚unmenschliche Theologie‘ der Jansenisten ist für ihn vor allem eine inkorrekte Theologie.

Die leuchtendste Gestalt des ausklingenden christlichen Humanismus ist der Kapuziner Yvo von Paris (1591—1679), dessen Existenz allen Historikern so gut wie unbekannt geblieben zu sein scheint, bis Brémond, den ein Zufall auf seine Spur führte, ihn der Vergessenheit entriß. Der Bedeutung seines umfangreichen literarischen Schaffens kommt der ungemeine Reiz seiner anziehenden Persönlichkeit mindestens gleich. Der Trieb zu seliger Kontemplation ist der Grundzug seines Wesens. Mit ihm bewegen wir uns in einer rein durchsonnten Welt. Durchsonnt — er ist es so sehr, daß er für den Sonnenkultus antiker Religionen vollstes Verständnis hat. Totus ipse lumen — so sagt einer seiner Freunde. In seinem Leben durchdringen sich Platonismus und Christentum auf das innigste. Vor seiner verklärten Spekulation verflüchtigt sich alles Übel der Welt. Der Mensch ist in eine kosmische Harmonie hineingestellt, er

ist nicht für Tränen geboren. ‚L'homme ne s'élèvera jamais à Dieu s'il ne se croit plus puissant que tout le monde; plus fort que les passions, que les charmes de la volupté, que les gênes de la douleur; s'il ne se met au-dessus du temps; s'il n'est une éternité et s'il ne s'unit au premier principe par quelque sorte de ressemblance'. Das Böse hat keine Kraft, denn es ist dem Nichts verwandt. Selbst der Sünder strebt nach Gott mit grenzenloser Liebe. Die Sünde ist eine ‚glückliche Sünde', da sie uns ‚einen solchen Erlöser' gebracht hat. Die Liebe hat das erste Wort gehabt, und sie wird das letzte Wort haben. Sympathie ist das Weltgesetz, nach dem sich die Lebensbewegungen der Schöpfung vollziehen. Eine seiner höchsten Erfüllungen ist die Freundschaft, die dieser christliche Platoniker wundervoll feiert. Welche Wonne ‚d'entrer en communauté de trésors qu'on se figurait incommunicables; de s'entendre, comme les anges, par d'autres manières que celles de la parole; de s'éclairer, de se purger, de se fondre, de se transformer par des réflexions de flammes et de lumière; d'employer plusieurs coeurs avec le sien pour mieux aimer un objet infini'. Vor Pascal hat Yves de Paris das ‚Dieu sensible au coeur' gelehrt, aber ohne agnostische und fideistische Einseitigkeit, zu der Pascal verführt hat. Seine Liebestheologie ist ‚eine seraphische Paraphrase des Symposion'. Außer Franz von Sales ist niemand so tief in den Geist des christlichen Humanismus eingedrungen.

Aber mit ihm stehen wir schon am Ausgang dieser großen und segensreichen Bewegung. Sie hat die besten Traditionen der Renaissance in den Dienst der persönlichen Heiligung und der Seelenleitung gestellt. Sie hat eine freudige, beflügelnde, großgedachte, aller Schönheit sich öffnende Auffassung des Christentums in die weiten Kreise der Gläubigen getragen. Sie hat den Boden bereitet für das Wachstum der großen mystischen Bewegung des 17. Jahrhunderts.

Mit der ersten Phase dieser Bewegung macht uns der 2. Band des Brémondschen Werkes bekannt.

In dieser Bewegung haben Frauen eine große Rolle gespielt. Den Anfang macht Marie Teyssonnier (1575—1648) aus Valence an der Rhône. Ihr Leben war ganz der Kontemplation geweiht. Und doch ist sie nicht ohne Wirkung auf die Geschichte ihres Landes gewesen. Denn sie war die Vertraute des Jesuitenpaters Coton, des Beichtvaters Heinrichs IV. Coton selbst ist einer der wichtigsten Zeugen der mystischen Erneuerung im damaligen Frankreich und war durch seine Vertrauensstellung am Hofe in der Lage, die äußeren Bedingungen zu beeinflussen, die die erwachende religiöse Bewegung begünstigen konnten. Unter seinem Einfluß setzte sich der König für eine Versöhnung der Geister ein. Frankreich erlebte damals das Wunder, daß die Katholiken ‚sich nicht gegenseitig zerrissen'. Die Kirchenfürsten, die Theologen der Sorbonne und die Angehörigen der verschiedenen alten und neuen Orden arbeiteten Hand in Hand. Benediktiner und Jesuiten, Karthäuser und Oratorianer vereinten

sich, um diesen Religionsfrieden durchzuführen, der etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre dauerte und unter dessen segensreicher Herrschaft so viele kontemplative Seelen ihr mystisches Leben entfalten konnten.

Eine bisher noch nicht genügend erkannte Bedeutung für diese religiöse Bewegung kommt dem Kapuzinerorden zu, diesem Ableger des Franziskanerordens, der 1524 gegründet und 1574 durch Katharina von Medici nach Frankreich verpflanzt wurde. Ihm gehört die eigenartig anziehende Gestalt von Anne de Joyeuse an, der zweimal zwischen Welt und Kloster gewechselt hat. Ihm gehört auch der englische Konvertit Benedikt von Canfeld an, der 1586 in Paris die Kutte anlegte und 1611 dortselbst starb, eine heute nahezu vergessene Persönlichkeit, deren Wiederentdeckung durch Brémond ein Verdienst bedeutet, da Benedikts Règle de perfection réduite au seul point de la volonté divine das Handbuch von mehreren Mystikergenerationen gewesen ist. Ein Kapuziner mit mystischer, seraphisch gefärbter Religiosität war auch der berühmte Père Joseph, das politische Werkzeug Richelieus.

Den Glanzpunkt in Brémonds Darstellung der ‚mystischen Invasion' bildet jedoch das Kapitel über Mme Acarie. Marie de l'Incarnation — so hieß sie später als Karmeliterin — ist zweifellos eine der merkwürdigsten Gestalten ihrer Zeit. Sie war eine kontemplative Ekstatikerin und hat nie etwas für die Öffentlichkeit geschrieben. Dennoch hat sie eine außerordentlich große Wirkung ausgeübt. Sie hat in Frankreich den Karmeliterinnenorden der hl. Theresia eingeführt, der bei ihrem Tode bereits siebzehn Niederlassungen besaß. Sie hat die Ursulinerinnen gefördert und an der benediktinischen Reform mitgewirkt. Alle großen spirituellen Persönlichkeiten ihrer Zeit sind von ihr beeinflußt oder geleitet worden. Doch ist auch sie schon im 18. Jahrhundert in fast völlige Vergessenheit geraten. Ihrer Umgebung flößte sie jene ehrfürchtige Scheu ein, die aus dem ‚unbegreiflichen Ernst der Heiligkeit' kommt. 1566 in Paris geboren heiratete Barbe Avrillot mit sechzehn Jahren den Ratsherrn Pierre Acarie, dem sie in den Jahren 1584—1592 sechs Kinder gebar. In einem der frommen Bücher, deren Lektüre er ihr vorschrieb, stieß sie auf den Satz: trop est avare à qui Dieu ne suffit. Dieses Wort traf sie wie ein Blitz, so daß sie sich von Stund an in ihrem innersten Wesen gewandelt fühlte. Seit jener Zeit — 1588 — wurde sie häufig von Ekstasen befallen, die sie stunden- und tagelang besinnungslos ließen und oft von heftigen Schmerzen begleitet waren. Ärztliche Eingriffe blieben erfolglos. Im Hause Acarie herrschte Bestürzung und Schrecken, bis Benedikt von Canfeld als Sachverständiger erklärte, es handle sich um eine göttliche Einwirkung, der die junge Frau sich ohne Besorgnis hingeben solle. Dabei muß sie unter den schwierigsten Umständen ein zerrüttetes Hauswesen verwalten und Freiheit und Vermögen ihres Gatten vor Gericht verteidigen, was ihr mit überraschendem Erfolg gelingt. Sie übt apostolische Caritas, sie leitet die verschiedensten praktischen Unternehmungen,

aber während allen äußeren Tuns bleibt ihr inneres Auge auf Gott geheftet, und sie bricht jedes Gespräch ab, sobald sich diese innere Schau und damit das Bewußtsein des Geführtwerdens trübt. Bei dem Prozeß ihrer Seligsprechung beschwor ihr Freund, der Staatsrat Gauthier, sie habe mehr als zehntausend Personen bekehrt. Sie war das Gewissen von Paris und besaß die Fähigkeit, andern Menschen in den Grund der Seele zu schauen. Nach dem Tode ihres Mannes (1613) trat sie in ein Karmeliterinnen-Kloster ein. Sie starb 1618. 1621 schrieb der berühmte Theologe Dr. Duval von der Sorbonne ihr Leben — ein Buch, das sich bald über ganz Europa verbreitete. 1791 wurde sie selig gesprochen.

Ihre Spiritualität ist gekennzeichnet durch ein unwiderstehliches Erleidenmüssen der göttlichen Gnaden; sie ist theopathisch. In Worten zu beten war Mme Acarie fast unmöglich, ebenso alles Lesen. Nur gegen Ende ihres Lebens nahm sie gelegentlich aszetische Schriften vor, um nicht von der Ekstase ganz absorbiert zu werden. Die ekstatischen Zustände — sie hat sie z. T. selbst beschrieben — besaßen für sie und ihre Umgebung keine andere Bedeutung als die von äußerlichen, durch die Schwäche der menschlichen Natur bedingten Hinweisen auf den inneren Weg gottförmigen Lebens. Die Botschaft der Schwester Marie de l'Incarnation lag beschlossen in dem schlichten Evangelienwort, ‚dessen vollen Sinn jedoch nur die Mystiker ganz realisieren': das Reich Gottes ist in euch.

Im Anschluß an seine Studie über Madame Acarie gibt Brémond eine auf umfangreiches neues Material gestützte Darstellung der Gründung und Entwicklung des französischen Karmeliterinnen-Ordens. Er beleuchtet die bisher übersehene Rolle, die Jean Quintanadoine de Brétigny bei der ‚Eroberung Frankreichs für die heilige Theresa' gespielt hat (Bérulles Anteil wurde bisher überschätzt) und macht uns den Geist des Pariser Carmel an den Gestalten von Madeleine de Saint-Joseph, Catherine de Jésus und Marguerite Acarie (der Tochter von Mme. Acarie) lebendig. Eine Fülle eigenartiger und rührender Episoden macht diese Geschichte des theresianischen Geistes in Frankreich anziehend. Ein Gegenstück zu diesen mystischen Nonnen ist der blinde Karmelitermönch Jean de Saint-Samson (1571—1636), ‚der französische Johann vom Kreuze', dessen hochfliegende Mystik durch seinen Schüler Léon de Saint-Jean (1600 bis 1671) in weitere Kreise getragen wurde. War er doch der Ansicht, daß jeder Christ durch sein Taufgelübde ‚zum Studium und zur Übung der mystischen Theologie verpflichtet' sei. Die anschauliche Schilderung der Reform der benediktinischen Nonnenklöster, die von einer Reihe großer Aebtissinnen ins Werk gesetzt wurde (Marie de Beauvilliers und Marguerite d' Arbouze sind die bedeutendsten), rundet das Bild der mystischen Bewegung zu Beginn des 17. Jahrhunderts ab.

Brémonds synoptische Darstellung gewährt uns einen Gesamtblick auf eine große religiöse Bewegung und einen Einblick in das Innenleben der vielen so verschiedenartigen Individualitäten, die sie trugen. Sie bietet

dadurch eine Fülle religionswissenschaftlichen Anschauungsmaterials. Wir können das Werden und Wachsen einer religiösen Erneuerung verfolgen. Wir können beobachten, wie sie bedingt ist durch das gleichzeitige und voneinander unabhängige Entstehen vieler intimer religiöser Lebenskreise, von denen jeder sich um eine spirituelle Persönlichkeit zusammenschließt; und wie dann das neue religiöse Gut ursprünglichen Gotteserlebens durch theologische Formulierung, durch literarische Tradition und durch die Wirksamkeit religiöser Gemeinschaften dem weiteren Kreise der Gläubigen vermittelt wird. Es wäre interessant, durch Vergleich mit anderen Epochen zu ermitteln, wie weit man hier von wesensmäßigen Strukturformen religionsgeschichtlicher Prozesse reden darf. Bemerkenswert ist dabei, daß eine so reiche und fruchtbare religiöse Bewegung die äußeren Vorgänge der politischen und geistigen Geschichte des betreffenden Zeitraumes verhältnismäßig wenig berührt. Sie gehört einer, man möchte sagen verborgenen Geschichte an, die ein ganz anderes Antlitz zeigt als die profane und institutionelle Geschichte. Dasselbe Frankreich, in dem christlicher Platonismus und kontemplative Mystik eine mächtige Flut neuen religiösen Lebens bestimmen, zeigt in der offiziellen Geschichtschreibung den kartesischen Rationalismus, die Herrschaft der preziösen Salons, die Errichtung der akademischen Geschmackskonvention, stoische Weltweisheit und libertinistische Freigeisterei. Der einzige Punkt, wo diese offizielle Geschichtschreibung die Bewegung des religiösen Lebens streift, ist Port-Royal und der Jansenismus — bei weitem nicht die religiös bedeutsamste Erscheinung der Zeit. Ein Zusammentreffen des besten in der profanen Geistesgeschichte mit den besten Kräften der religiösen Bewegung liegt wohl nur in Corneilles Polyeucte (1642) vor — einem Werk, das von den Zeitgenossen wenig gewürdigt wurde. Pascals Pensées (1670) gehören schon in eine ganz andere Epoche.

Besonders deutlich läßt Brémonds Werk die Eigenart der religiösen Erlebnistypen hervortreten. Wer sich den Unterschied zwischen einer tiefen und innigen, aber nicht mystischen, Religiosität und jener genuinen Mystik verdeutlichen will, für die das Wort gilt: Est quidam tactus Divinitatis omni cognitione melior —, der findet bei Brémond einen Reichtum anschaulicher Belege, von dem unser kurzer Hinweis nur einen schwachen Begriff geben kann. In dem Anhang des zweiten Bandes hat Brémond in sehr klarem Abriß eine Wesensbestimmung der Mystik gegeben, die sich an die Arbeiten von J. M. Maréchal und L. de Grandmaison anschließt und wohl geeignet ist, die soviel umstrittene Frage: Was ist Mystik? zu erhellen.

Der Fortsetzung des Brémondschen Werkes darf man mit großer Spannung entgegensehen. Der Stoff der zunächst folgenden Bände umschließt die großen Namen Pascal, Bossuet, Fénelon und stellt dem Historiker besonders lohnende Aufgaben. Wir sind sicher, daß sein monumentales Werk auch bei deutschen Lesern lebhaftes Interesse, nachhaltige Wirkung und aufrichtige Bewunderung erregen wird.

Deutschland und Armenien*
Von Erzabt Norbert Weber O. S. B.

Die Armenier-Greuel der Jahre 1915—1918 bilden wohl eine der traurigsten Episoden des traurigen Weltkrieges. Freilich drangen während des Krieges nur abgerissene Berichte über jene furchtbaren Ereignisse in unsere Öffentlichkeit. Es war schwer, sich ein richtiges Bild über die Vorgänge zu machen, und noch schwerer, die Anschuldigungen zurückzuweisen, die von allen Seiten gegen uns Deutsche erhoben wurden und die Deutschland als mitschuldig an dem gräßlichen Wüten und Morden hinstellten. Schon am 27. Juli 1915 schreibt einer der Männer, die im Zusammenhang mit den Armenierverfolgungen am schmählichsten verleumdet worden sind — Konsul Rößler — an den Reichskanzler Bethmann-Hollweg: ‚Es heißt, Deutschland sei der Anlaß zu dem Entschluß der türkischen Regierung, das armenische Volk bis zur völligen Bedeutungslosigkeit zu zerschmettern. Die türkische Regierung wird vermutlich alles tun, dieser Ansicht Vorschub zu leisten. Sie wird froh sein, das Odium ihrer Maßregeln auf uns abzuwälzen.' Auch in Europa und Amerika wurde der Gedanke von Deutschlands Schuld freudig aufgegriffen. So teilte im englischen Oberhause Lord Crewe auf Grund von ‚Berichten amerikanischer Augenzeugen' mit, ‚daß deutsche Konsularbeamte in Kleinasien nicht nur zugesehen, sondern zu den Greueltaten tatkräftig aufgemuntert hätten'. Unter dem Titel: Les Allemands Assassins gibt der Matin am 30. September 1915 den Bericht der Times wieder: Plusieurs consuls allemands ont dirigé ou encouragé les massacres Arméniens.

Mitten im Kriege fiel mir eine umfangreiche Broschüre in die Hand, deren Titel allein schon die ganze Tendenz verrät: ‚La suppression des Armeniens, methode allemande — travail turc.' Der Verfasser, ein gewisser René Pinon, sucht Deutschland als intellektuellen Urheber des verruchten Planes der Ausrottung der Armenier und des schauerlichen Blutbades hinzustellen, in welchen ein ganzes Volk erstickt werden sollte. Es liegt nicht in meiner Absicht, auf diese Schrift näher einzugehen. Nur einen Satz möchte ich aus derselben herausgreifen, der wohl nur so hingeworfen ist, um den Eindruck objektiver Beurteilung der Verhältnisse zu erwecken. ‚Manche Deutsche', so schreibt er an einer Stelle, ‚treten in

---

* ‚Deutschland und Armenien 1914-1918, Sammlung diplomatischer Aktenstücke, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Johannes Lepsius', Tempelverlag, Potsdam 1919.

Benützt wurden für den Aufsatz unter anderem: ‚Armenien', von Paul Rohrbach, Preis 6 Mark; ‚La Suppression des Armeniens, methode allemande—travail turc' par René Pinon, Paris, Perrin et Cie.; ‚Die Gewalttätigkeiten in Armenien, der Mord eines Volkes' von Arnold Toynbee, Lausanne, Verlag Payot u. Cie; ‚Les Missions catholiques', Lyon.

Deutschland mit Überzeugung für die Armenier ein, die einen, z. B. Dr. Lepsius, getragen vom Geiste der Gerechtigkeit und des Wohlwollens gegen die Armenier, die andern, wie Dr. Paul Rohrbach, in der Absicht, die Armenier heranzuziehen zur Ausbreitung des wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands.' Wenn Gehässigkeit einen Mann wie Dr. Lepsius als unparteiischen Beurteiler erklärt, dann dürfen auch wir ihn uns zum Verteidiger nehmen und sein Urteil den Anklägern Deutschlands an der Blutschuld entgegenhalten.

Dr. Lepsius hat es unternommen, auf Grund der Akten, Licht zu bringen in die schwärzeste Tat, welche die Weltgeschichte kennt, Licht zu bringen aber auch in die lichtscheuen Verleumdungen Deutschlands. Die deutsche Regierung wußte ihren Schild so blank, daß Staatssekretär Dr. Solf, der die ganze Zeit über, während welcher die Armeniergreuel sich abspielten, das Sekretariat des Auswärtigen Amtes inne hatte, nicht nur Dr. Lepsius vollen Einblick in die Akten gewährte, sondern diesem überdies erklärte, ‚die deutsche Regierung werde von der Herausgabe eines Weißbuches über die armenische Frage absehen, wenn er es übernehme, die Haltung Deutschlands auf Grund des Aktenmaterials klar zu stellen'.

Wahrheitsliebe und Liebe zu einem sterbenden Volke und Liebe zur verleumdeten Heimat hat Dr. Lepsius die Ausdauer gegeben, das gewaltige Aktenmaterial zu sichten und in einem Monumentalwerk von über 500 Seiten zusammenzufügen. In Lapidarschrift ist darin die Unschuld Deutschlands eingeschrieben. ‚Deutschland und Armenien' ist das Werk betitelt. 80 Seiten Einleitung bilden gleichsam den Führer durch die oft nüchternen Berichte, aus denen die traurigen Ruinen bedeckt mit Schmach und Blut aufragen.

Um uns ein Bild von dem Umfang des Zerstörungswerkes machen zu können, müssen wir den Verlauf der Ereignisse skizzieren.

Als die Türkei im Herbst des Jahres 1914 in den Weltkrieg eintrat, war die Militärpflicht auch auf Armenien ausgedehnt worden, obschon dies als eine offizielle Gleichberechtigungserklärung im ottomanischen Reiche gelten mußte. Und die Armenier schlugen sich tapfer gegen die eindringenden Russen, so zwar, daß Enver Pascha, der Generalissimus der türkischen Armee, ein Schreiben an den armenischen Bischof von Konia richtete, in welchem er erklärte: ‚. . . Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen zu sagen, daß die armenischen Soldaten der ottomanischen Armee ihre Pflichten auf dem Kriegstheater gewissenhaft erfüllen, was ich aus eigener Anschauung bezeugen kann. Ich bitte, der armenischen Nation, die bekannt ist für ihre vollkommene Ergebenheit gegen die kaiserlich-ottomanische Regierung, den Ausdruck meiner Genugtuung und Dankbarkeit zu übermitteln.' (Paul Rohrbach, Armenien.)

Das war in den ersten Tagen des Jahres 1915 gewesen und wenige Wochen später war nicht allein von dem jungtürkischen Komitee die Vernichtung des ganzen armenischen Volkes beschlossen, sondern auch Enver

Pascha war offen auf der Seite der radikalen Jungtürken. Der Krieg mußte benutzt werden, um endlich nach mehreren vergeblichen Versuchen (Armenier-Massakers 1895/96, denen an die 100 000 Armenier zum Opfer fielen; 1909 die blutigen Verfolgungen in Cilicien) das christliche Volk der Armenier auszurotten und so die politische und religiöse Einheit der Türkei herzustellen.

Im März 1915 begann man, die zu den Waffen ausgehobenen Armenier zu entwaffnen. Sie wurden zu Straßenarbeiten verurteilt und dann in Massen hingemordet. Damit war der Auftakt zur Verfolgung gegeben. Gegen Ende des Monats wurden die 20 000 Armenier der Stadt Zeitun in Cilicien deportiert und in den beiden Nächten 24./26. April in Konstantinopel die Führer der Armenier verhaftet und aus der Hauptstadt abgeführt. Es sollte dies nur eine ‚Vorsichtsmaßregel sein, um Unruhen zuvorzukommen'; eine Untersuchung sollte gegebenenfalls die Schuld des einen oder andern an den Tag bringen. Aber von den 600 Verbannten blieben nur acht am Leben; alle andern sind ohne Untersuchung spurlos verschwunden.

Und doch war noch immer kein Schuldbeweis erbracht und keine Tatsache gegeben, auf die hin sich die Türken des gesamten ottomanischen Reiches wie ein Mann auf die Armenier stürzen mußten. Diese Gelegenheit kam mit dem ‚Aufstand der Armenier in Wan'. Mit ihm war der nationale und religiöse Haß entfesselt, so daß er sich wie ein wildes Tier auf die Armenier warf, das ganze Volk zu zerreißen.

Aber, was war denn in Wan geschehen?

Der Wali von Wan, Djevdet Bey, ein Schwager Enver Paschas, war Anfang des Jahres 1915 vom nord-persischen Kriegsschauplatz heimgekehrt. Er kam heim mit einem festen Programm: ‚Wir haben mit den Armeniern und Syren von Aserbeidschan reinen Tisch gemacht; wir müssen mit den Armeniern von Wan das gleiche tun.' So äußerte er sich in einer Versammlung von Notabeln und bereitete im stillen, aber mit aller Energie die Durchführung seines Programms vor. Erst stellte er sich freundlich zu den 20 000 Armeniern von Wan, wies aber insgeheim die Unterbeamten seiner Provinz an, beim geringsten Anlaß gegen die Armenier vorzugehen. Er selbst holte Verstärkungen aus Erzerum heran. So vorbereitet, konnte Djevdet Bey den Vorstoß gegen die Armenier wagen. Ein Anlaß war bald gegeben, und die Art und Weise, wie derselbe ausgenützt wurde, mußte zu einem schnellen Resultat führen.

In einem Dorfe von überwiegend armenischer Bevölkerung waren am 14. April Streitigkeiten zwischen den Bewohnern und den Gendarmen ausgebrochen. Djevdet Bey bittet die drei Führer der Armenier in Wan, sie möchten sich mit dem Polizeipräfekten in dieses Dorf begeben und die Streitigkeiten schlichten. Einer dieser Führer, Ischchan, geht mit dem Polizeipräfekten dorthin; doch dieser läßt ihn auf dem Wege ermorden. Den anderen der Führer, Wramian, ruft Djevdet Bey zu sich, verhaftet

ihn und schickt ihn nach Diarbekr. Auf dem Wege wird auch er ermordet. Und noch am selbigen Morgen, noch ehe die Mordtaten in Wan bekannt geworden sind, bereitet der Wali den Angriff auf die Armenierviertel vor, während gleichzeitig in den umliegenden Dörfern die Massaker beginnen. Um sich zu retten, verschanzen sich die Armenier in ihren Vierteln und es beginnt eine regelrechte Belagerung und Beschießung durch die türkischen Truppen. Vier Wochen halten sich die Armenier. Schon sind sie der Aushungerung nahe, da, in der Nacht vom 15./16. Mai ziehen die türkischen Truppen ab. Noch konnten sich die Belagerten die Ursache nicht erklären, als auf einmal am 19. Mai russische Truppen in Wan einmarschierten. Die Armenier waren vom sichern Tode errettet. Sie hatten bei der Beschießung ihrer Häuser eine sehr große Anzahl Verwundeter, aber nur achtzehn Tote. Auf türkischer Seite war die Zahl der Verwundeten sehr gering, die der Toten kaum so groß als auf Seite der Armenier.

‚Die Pforte mußte', so sagt Lepsius, ‚über den Charakter des Aufstandes in Wan', der ein Akt der Selbstverteidigung war, unterrichtet sein. Sie wußte, daß dieser ‚Aufstand' von dem Wali Djevdet Bey provoziert war und mit den russisch-türkischen Operationen in keinem Zusammenhang stand.' In gleicher Weise urteilen alle Deutschen und Amerikaner über diese ‚Episode in den Massakers, die nichts von Landesverrat an sich hat'.

Aber die jungtürkische Regierung wußte diesen ‚Aufstand' auszunützen und tat es in einer gewissenlosen, verruchten Weise; jedes Mittel war ihr gut genug, den Haß gegen die Armenier zur lodernden Flamme zu entfachen. Die angegriffenen, durch Meuchelmord ihrer Führer beraubten Armenier werden in der Darstellung der Türken zu Angreifern, die über die Mohammedaner hergefallen sind und — 180 000 Türken niedergemetzelt haben. Auf eine solche schwindelerregende Zahl läßt Enver Pascha stillschweigend und durch freventliche Weglassung wichtiger Ausdrücke aus den Berichten die achtzehn vor Wan gefallenen Türken anwachsen, um mit diesen Greueltaten der Armenier das Vorgehen der Türken zu rechtfertigen. So gefärbt, gelangt denn auch die Nachricht in die türkische Botschaft zu Berlin: ‚Bis zum Frühjahr 1915 habe ein gutes Verhältnis zwischen Armeniern und Türken bestanden, was um so erklärlicher sei, als ja die Armenier während der Revolutionszeit mit dem Komitee sympatisiert hätten und gemeinsam mit ihm gegen das alte Regime vorgegangen seien. Der Umschwung sei erst im April eingetreten, als es während des türkischen Vormarsches nach Aserbeidschan zu einer Armenierrevolte im Rücken des türkischen Heeres gekommen sei, bei der nicht weniger als 180 000 Mohammedaner umgebracht worden seien. Es sei nicht verwunderlich, daß die Mohammedaner dafür Rache genommen hätten.'

Der Aufstand von Wan gab den kostbaren Schleier ab, um den längst gefaßten Plan der Türkisierung und Islamisierung des Reiches der Außenwelt gegenüber unter dem Schein militärischer Notwendigkeiten zu ver-

hüllen und im Schoße des jungtürkischen Komitees jeden Widerstand gegen die radikalste Form seiner Durchführung, die Vernichtung zunächst des armenischen Volkes, zu unterdrücken.'

Diese radikalste Form des Vorgehens konnte nunmehr einsetzen und nahm völlig freien Lauf. Es begannen die ‚Massenverschickungen'. Sie gingen von den obersten Behörden aus und waren offiziell gegen Personen gerichtet, ‚die der Schuld des Verrates oder der Spionage für verdächtig' gehalten wurden; diese sollten ‚disloziert und an anderen Orten angesiedelt werden.' In Wirklichkeit traf dieses Gesetz das ganze armenische Volk. Schlag folgte auf Schlag; überall in Stadt und Land wurden die Armenier in rücksichtsloser Grausamkeit zusammengetrieben und fortgeschafft. In Ost- und West-Anatolien, Cilicien und Mesopotamien wütete die Verfolgung gegen 1 400 000 Armenier, zum weitaus größten Teile Frauen und Kinder. Nur ein Drittel davon hat die Deportation überlebt, die andern zwei Drittel, rund eine Million, sind dem Morden der wilden Kurden, Tscherkessen, freigelassenen Verbrechern, dem Hunger und dem Elend erlegen.

Die Deportationen waren Massaker im vollsten Sinne des Wortes und als solche auch geplant. Kaum daß den Ausgewiesenen noch ein paar Stunden Zeit gelassen wurden, einige Habseligkeiten zusammenzuraffen. Vor dem Abmarsch oder gleich an den ersten Haltestellen wurden die jungen Männer niedergemacht, die jungen Frauen und Mädchen zum guten Teil in die Harems verkauft. Den traurigen Rest trieb man der Wüste zu. Hier brachen sie bald vor Hunger und Elend zusammen; Leiche an Leiche zeichnete den Weg, den die türkische Grausamkeit genommen. Nicht selten brach der Weg jäh ab. So wurden die Karawanen, die am 8., 9. und 10. Juni 1915 Ersingian verlassen hatten, von dem begleitenden Militär in den Taurus hineingeführt, den Euphrat entlang, der hier die Gebirgskette durchbricht. Dort, in der Schlucht von Kemach, wurden die wehrlosen Scharen, fast nur Frauen und Kinder, von den Soldaten und den herbeigerufenen Kurden überfallen, ausgeplündert und in der gräßlichsten Weise abgeschlachtet. Fünf Tage, 10. bis 14. Juni, dauerte das Morden. Die Opfer dieser Schandtat, 20 000 bis 25 000, trieben den Euphrat hinab, dem Meere zu. (Vgl. Bericht des Oberstleutnant Stange.)

Was Gewehr und Dolch verschonte, sollte dem Hunger und Krankheiten erliegen. Es sind herzzerreißende Schilderungen, in denen z. B. Oberlehrer Niepage von Aleppo über das ‚Massenelend dieser Volksvertilgung' berichtet. Die in die Wüste abgeführten Karawanen wurden gar oft Tage lang im Kreise herumgeführt, bis die Erschöpften zu Tausenden zusammenbrachen und der Wüstensand von Leichen bedeckt war. So ist es nicht zu verwundern, daß nur spärliche Reste, die wohl gewissenhafteren Händen übergeben waren, zerlumpt und ausgehungert, zu Skeletten abgemagert, ihre ‚neue Heimat', Mesopotamien, Arabien oder sonst einen verlassenen Ort erreichten, um dort ein jammervolles Dasein zu führen.

So berichtet der deutsche Konsul von Aleppo unterm 18. Oktober an seinen Botschafter in Konstantinopel die Aussage des türkischen Direktors der politischen Angelegenheiten: ‚Zur „Ansiedelung" im Süden seien 300 000 Armenier durchgezogen. Diese werden am Ziel notgedrungen sich selbst überlassen und werden alle sterben. Es fehlt zur Ansiedelung alles und jedes. Für die Konzentrationslager werden weder Zelte noch ausreichend Mehl, noch Brennmaterial geliefert; verschickten Bauern sind von den Behörden selbst Hacken und Spaten abgenommen. Allgemeine Überzeugung ist, daß sämtliche Verschickte dem Tode verfallen.'

‚Kein sprachlicher Gedankenaustausch vermag auch nur annähernd die Wirklichkeit dieses menschlichen Elends zu schildern, so unbeschreiblich ist in Der-es-Zor (einem Deportations-Zentrum am Rande der Wüste) das Los der Deportierten.'

Dabei erklärte die Pforte halbamtlich: ‚Die ottomanische Regierung erstreckt ihren wohlwollenden Schutz auf alle ehrlich und friedlich in der Türkei lebenden Christen.' ‚Fürwahr,' so äußert sich hierzu Konsul Rößler, ‚ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich diese Erklärung gesehen habe, und ich finde keinen Ausdruck, um den Abgrund ihrer Unwahrheit zu kennzeichnen.' . . . ‚Die türkische Regierung hat ihre armenischen Untertanen, wohl gemerkt, unschuldige, unter dem Vorwand, sie aus dem Kriegsgebiet entfernen zu müssen, zu Tausenden und Abertausenden in die Wüste getrieben, weder Kranke noch Schwangere, noch die Familien der zu den Waffen einberufenen Soldaten ausgenommen; hat sie ungenügend und unregelmäßig ernährt und mit Wasser versorgt, hat nichts gegen die unter ihnen ausgebrochenen Epidemien getan, hat die Frauen in Not und Verzweiflung getrieben, daß sie ihre Säuglinge und ihre neugeborenen Kinder am Wege aussetzten, daß sie sich selbst mit ihren kleinen Kindern in den Fluß gestürzt haben, hat sie der Willkür der Begleitmannschaft und damit der Schande preisgegeben.'

So dauerte die Verfolgung in ihren Wirkungen über die Jahre 1916 und 1917 fort und wurde in diesen beiden Jahren noch gefördert durch eine systematische Zwangsbekehrung zum Islam. Hierüber telegraphiert Konsul Rößler aus Aleppo: ‚Armeniern ist von einigen Polizisten erklärt worden, die einzige Rettung vor Verschickung sei Übertritt zum Islam. Auf ähnlichen Druck hin haben schon Ende Februar eine Anzahl Armenier den Glauben gewechselt. Gestern (22. März 1916) sind 30 Familien um Übertritt eingekommen.' Und Botschafter Metternich berichtet am 10. Juli 1916 an den Reichskanzler: ‚Trotz aller offizieller Ableugnung spielt in der jetzigen letzten Phase der Armenier-Verfolgungen die Islamisierung eine große Rolle.' Die Wahl für die christlichen Armenier war nicht groß: entweder verschickt oder bekehrt oder umgebracht. Der Konsul von Siwas weist in seinem Telegramm vom 23. Juli 1916 auf dieses Vorgehen der türkischen Regierung hin: ‚Heute am Tage des Nationalfestes sind alle armenischen Militärärzte jeden Grades unter Drohung

gezwungen worden, zum Islam überzutreten. Alle mußten sich bekehren. Ein armenischer Sanitätshauptmann weigerte sich und ist deswegen vorläufig eingesperrt worden.‘

Immer wieder flammte dazwischen die Vernichtungswut der Türken in Massenmorden auf. So berichtet der Botschafter an den Reichskanzler (10. Juli 1916): ‚Die Armenier-Verfolgungen in den östlichen Provinzen sind in ihr letztes Stadium eingetreten. Die türkische Regierung hat sich in der Durchführung ihres Programmes: Erledigung der armenischen Frage durch Vernichtung der armenischen Rasse weder durch unsere Vorstellungen noch durch die Vorstellungen der amerikanischen Botschaft und der päpstlichen Delegaten, noch auch durch die Drohung der Ententemächte, am allerwenigsten aber durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung des Abendlandes beirren lassen; sie steht jetzt im Begriffe, die letzten Ansammlungen von Armeniern, welche die erste Deportation überstanden haben, aufzulösen und zu zerstreuen . . . Diese Überreste werden teils nach Mesopotamien weiter geschickt, teils islamisiert. Das Konzentrationslager in Ras ul Ain, das Ende April noch 2000 Insassen (der Rest von 14000, die im April bis auf diese 2000 niedergemetzelt wurden) zählte, ist vollständig geräumt; ein erster Transport ist auf dem Marsch nach Der-es-Zor überfallen und zusammengehauen worden; es wird vermutet, daß es den übrigen nicht besser ergangen ist. In Marasch und Aleppo ist die Verschickung im vollen Gang.‘

Unter solch traurigen Zeichen zog das Jahr 1918 herauf.

Mit dem Frieden von Brest-Litowsk und der Auflösung des russischen Heeres waren die Armenier in noch größere Besorgnis versetzt worden. Sie befürchteten die volle Wiederaufnahme der Verfolgung vom Jahre 1915. Sie kannten ihre Feinde nur zu gut und durchschauten den Plan der Türken, die sich erst mit der gänzlichen Ausrottung ihres Volkes zufrieden geben würden. Ihre Befürchtungen waren nur allzu begründet. Mit der Rückkehr der Türken nach Trapezunt hoben die Greuel wieder an. ‚Die Armenier werden unbeschreiblichen Qualen unterzogen, Kinder in Säcke gesteckt und ins Meer geworfen. Die alten Männer und Frauen werden gekreuzigt oder verstümmelt, alle jungen Frauen und Mädchen werden den Türken ausgeliefert.‘

Nach dem Friedensvertrag waren die Gebiete von Kars und Ardahan von den Russen zu räumen, den Gebieten aber war Selbstbestimmungsrecht zuerkannt worden. Doch die Türken rückten gegen den Vertrag und gegen energischen Protest des General Ludendorff an Enver Pascha in diese Gebiete ein, und bald war Transkaukasien der Schauplatz wilden Mordens. Eine halbe Million Armenier hatte sich in die Gebirge von Eriwan geflüchtet; Tausende und Abertausende, die sich nicht mehr retten konnten, waren dem Mordstahl der Türken zum Opfer gefallen; die Masse der Flüchtlinge aber, auf einen engen Raum zusammengedrängt, der nicht die geringsten Nahrungsmittel zu liefern imstande war, sah sich einem

unsagbar traurigen Los überantwortet. Dort im Gebirge wurden sie von den türkischen Truppen wie in einer gewaltigen Festung belagert und ausgehungert. Bischof Mesrop von Eriwan erklärt ‚ihre Lage geradezu für verzweifelt'. Inzwischen brandschatzten die Türken die verlassenen fruchtbaren Täler; was sie nicht rauben konnten, steckten sie in Brand.

General Frhr. v. Kreß gibt in seinem Bericht vom 5. August 1918 an den Reichskanzler Grafen Hertling eine Schilderung der Lage. Darin heißt es: ‚Die türkische Politik gegen die Armenier zeichnet sich klar ab. Die Türken haben die Absicht, die Armenier auszurotten, noch keineswegs aufgegeben, sie haben nur ihre Taktik gewechselt. Man reizt die Armenier wo nur irgend möglich; man provoziert sie in der Hoffnung, dadurch einen Vorwand zu neuen Angriffen auf Armenien zu erhalten. Gelingt dies nicht, so will man sie aushungern und wirtschaftlich völlig ruinieren. Zu diesem Zweck wird das unter nichtigem Vorwand und gegen den Vertrag besetzte Gebiet systematisch und planmäßig ausgeplündert und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, abgeführt. . . . Die Behauptung Envers, die Türken müßten die Bezirke von Alexandropol, Karakilissa etc. besetzen, um Zusammenstöße zwischen Armeniern und Georgiern zu verhindern, ist darauf berechnet, soviel Zeit zu gewinnen, daß die Ernte aus diesen Gebieten weggeführt und die Gebiete noch völlig ausgeraubt werden können. . . .'

Und immer weiter wußte Enver mit der kühlen Berechnung des Mörders die Erledigung der Frage hinauszuziehen. Unterm 20. August 1918 telegraphiert General v. Kreß nochmals dringendst in der gleichen Sache: ‚Das scheinbare Zugeständnis in der Frage der Rückkehr der armenischen Flüchtlinge ist vollkommen wertlos. Während in den von türkischen Truppen besetzten Gebieten die Ernte, soweit sie nicht von den Türken selbst fortgeschafft wird, aus Mangel an Arbeitskräften verfault, gehen die zusammengeballten Menschenmassen in den unproduktiven Gebieten östlich der von Enver Pascha bezeichneten Linie ihrem sichern Untergang entgegen. Die Lage verschlimmert sich täglich. Sollten die verzweifelten Hilferufe der Regierung und der obersten Geistlichkeit ungehört verhallen, so wird die Verantwortung für Vernichtung dieses alten christlichen Volkes für immer auf Deutschland und Österreich lasten. Die Geschichte kann und wird es nicht gelten lassen, daß die beiden großen Christenreiche Mitteleuropas nicht imstande waren, wenigstens hier, wo es sich um Sein oder Nichtsein eines ganzen Volkes handelt, ihrem asiatischen Verbündeten ihren Willen aufzuzwingen.'

Und gleichwohl — Enver Pascha widerstand dem Druck der deutschen Regierung und der deutschen Heerführer, die im türkischen Gebiete standen. Hinter ihm stand ja die aufgepeitschte Weltmacht des Mohammedanismus; so glaubte Enver Pascha das grausame Spiel zu Ende führen zu können. Frh. v. Kreß selbst muß dies zugestehen in seinem Bericht vom 30. Okt., in dem er erklärt: ‚. . . Wenn die von mir vorgeschlagenen Maßnahmen

nicht alle zur Ausführung gelangt sind, so trägt daran einzig und allein die ablehnende Haltung der Türken die Schuld, gegen die ich kein Machtmittel besaß.'

Dieser Mitteilung lag der schreckliche Bericht über das Gemetzel unter den Armeniern bei, das in den Tagen des 16. und 17. September 1918 der Einnahme von Baku gefolgt war. Nur ein kurzer Passus sei diesem amtlichen Bericht des Oberstleutnant Paraquin entnommen. ‚Statt mit allen Mitteln an die Herstellung der Ordnung in der Stadt zu gehen, (in welcher die Tartaren nach Herzenslust plünderten und mordeten), trieben sich die Paschas, der Stadtkommandant, die gesamten Stabsoffiziere müßig in den Sälen des Hotels herum. Ein großes Festmahl schloß sich an, dem sämtliche Generäle und die Stäbe mit dem Stadtkommandanten beiwohnten. Während und nach der Tafel ging in der Stadt Mord und Plünderung weiter.'

Während so die verantwortlichen Führer des türkischen Heeres in frohen Siegesfesten schwelgten, floß das Blut der unglücklichen Armenier in Strömen. 20 000—30 000 sind in diesen zwei Tagen von den Türken und Tartaren hingemordet worden.

Diese wehrlosen Christen von Baku zu den 25 000 Schlachtopfern von Karakilissa, Ardahan und Katharinenfeld und zu den vor Hunger und Elend in den Bergen von Eriwan zugrunde Gegangenen hinzugerechnet, bilden den wirkungsvollen Schlußakt des blutigen Schauspiels in Armenien. Mit dem allgemeinen Zusammenbruch ist der Vorhang über das schauerlichste aller Dramen des großen Welttheaters gefallen.

Welche Rolle hat Deutschland, der Verbündete der Türken, auf dieser tragischen Bühne gespielt? Als Helfershelfer der entmenschten Mörder? Als stummer Statist, pflichtvergessen und feig? Als berechnender Egoist oder ehrloser Intrigant, der es mit dem Türken nicht verderben wollte, weil er ihn brauchte? Fast scheint es so, wenn man die Anklagen aus dem Auslande, wie sie im Verlauf der Ereignisse immer wieder erhoben wurden, ernst und ehrlich nimmt. Ja, wir mußten fürchten, daß die Anschuldigungen nicht grundlos seien; wurde doch in der deutschen Heimat alles, was über die Armeniergreuel aus dem Orient herüberdrang, so gut als nur irgend möglich totgeschwiegen und von der Zensur mit sorglicher Strenge unterdrückt. Nichts sollte und durfte in die Öffentlichkeit dringen.

Wir können dieses Verhalten der Zensurbehörde erklären. Ob auch genügend entschuldigen? Hat nicht gerade dieses ängstliche Unterdrücken jeder Nachricht den Verdacht der Mitschuld verstärkt?

Gleichwohl oder gerade deswegen drängt die Frage zur Lösung: Trifft Deutschland wirklich eine Mitschuld an der blutigen Vernichtung der Armenier? Konnte Deutschland mehr tun, als es getan hat, um dem furchtbaren Morden Einhalt zu tun oder das Los der bedrängten und dem Elend preisgegebenen Armenier zu erleichtern?

Wir können auf Grund der vorliegenden Akten diese beiden Fragen mit einem ehrlichen, klaren ‚Nein' beantworten.

Im Vorausgehenden haben wir schon manches herzhafte und herzliche Wort gehört, das von offizieller oder verantwortlicher Seite in Mitleid und Sorge um ein zu Tode gehetztes Volk gesprochen ward. Aber wir dürfen hinzufügen, daß diese ernst gemeinte Sorge fast aus jedem Bericht herausklingt, der aus dem hart bedrängten Armenien von den Vertretern des Deutschtums in die Heimat kommt.

Zwar war es der türkischen Regierung anfänglich gelungen, die deutsche Gesandtschaft in Konstantinopel über ihre eigentlichen Absichten, die völlige Ausrottung des armenischen Volkes, zu täuschen. Der Botschafter gibt die schön gefärbte, für Kriegszeiten fast unschuldig klingende Erklärung der Pforte unterm 30. Mai 1915 an das Auswärtige Amt in Berlin weiter: ‚Zur Eindämmung der armenischen Spionage und um neuen armenischen Massenerhebungen vorzubeugen, beabsichtigt Enver Pascha unter Benützung des Kriegsausnahmezustandes eine große Anzahl armenischer Schulen zu schließen, armenische Postkorrespondenz zu untersagen, armenische Zeitungen zu unterdrücken und — (jetzt wird noch etwas gleichsam weil von nebensächlicher Bedeutung angefügt) — aus den jetzt insurgierten armenischen Zentren alle nicht ganz einwandfreien Familien in Mesopotamien anzusiedeln. Er bittet dringend, daß wir ihm hierbei nicht in die Arme fallen. . . . Bitte, Dr. Lepsius und deutsch-armenische Komitees entsprechend zu verständigen, daß erwähnte Maßnahmen bei der politischen und militärischen Lage der Türkei leider nicht zu vermeiden sind.‘

Wir wissen bereits, wie der harmlos klingende Zusatz von den insurgierten Gebieten und dem Ansiedeln zu nehmen ist. Überdies war aber auch Deutschland zu der Zeit, da das Vernichtungswerk begonnen und auf seinen Höhepunkt getrieben wurde, gar nicht in der Lage, einen bestimmten Einfluß auf die Pforte auszuüben. Mit Recht schreibt dazu Lepsius: ‚Die weit verbreitete Meinung, daß die deutsche Regierung auf die innere Politik der Türkei einen nennenswerten Einfluß hatte, wurde von Talaat Bey (dem Minister des Innern) nicht geteilt. Er wußte wohl, daß Deutschland bis zum Eintritt Bulgariens in den Krieg (5. Okt. 1915) keinerlei Machtmittel in der Türkei besaß, um seinen Wünschen Nachdruck zu verleihen. Bis es so weit kam, hoffte die Pforte, „die armenische Frage“ erledigt zu haben. Die Zahl der deutschen Offiziere und Mannschaften, die sich im Monat April in der Türkei befanden, waren 75 Offiziere und 150 Mann.‘ Bis im Oktober 1915 eine militärische Beteiligung Deutschlands in der Türkei begann, hatte die deutsche Botschaft längst erkannt, daß sie von der ottomanischen Regierung in unverantwortlicher Weise hintergangen worden war. Zwar gab sich die türkische Regierung noch immer Mühe, weiter zu täuschen nicht bloß durch die Lügen von dem ‚Aufstand von Wan‘, sondern auch dadurch, daß sie die Bedenken der deutschen Botschaft, die für die Verfolgten eintrat, zu zerstreuen suchte: ‚Die Deportationen seien erfolgt, um die armenische Bevölkerung vor Schlimmerem, nämlich Massaker zu bewahren; die Regierung würde den Ausgewiesenen neue Wohnplätze anweisen und sie auch unterstützen.‘

Die deutsche Botschaft tat, was in ihrer Macht stand, dem Gemetzel Einhalt zu gebieten, das Los der Deportierten zu erleichtern. Doch entsprechend den beschränkten Machtmitteln blieb auch ihr Druck auf die Pforte beschränkt. In einer Reihe von eindringlichen Vorstellungen weist die deutsche Botschaft auf das Ungerechte und Gefährliche der Maßnahmen hin; sie bezeichnet das türkische Vorgehen mit dem richtigen Namen als ‚ein wüstes Treiben, das die türkische Regierung nicht bloß duldete, sondern offensichtlich förderte' (Memorandum vom 12. Aug. an den Reichskanzler) und in ebenso entschiedener Form erklärt sie der Regierung in Konstantinopel: ‚Angesichts dieser Vorgänge ist die deutsche Botschaft im Auftrag ihrer Regierung verpflichtet, noch einmal gegen diese Schreckensakte Verwahrung einzulegen und die Verantwortung für alle Folgen, die daraus entstehen können, abzulehnen. Sie sieht sich um so mehr gezwungen, die Aufmerksamkeit der ottomanischen Regierung auf diesen Punkt zu lenken, als die öffentliche Meinung bereits der Auffassung zuneigt, daß Deutschland als befreundete und verbündete Macht der Türkei, solche Gewalttaten gebilligt oder gar veranlaßt hat.'

Klarer als der Botschafter an der Pforte hatten die Konsuln in den heimgesuchten Gebieten gleich von Anfang an die Lage beurteilt. Nur ein einziger Beleg über ihr Verhalten schon in jener ersten kritischen Zeit. Es ist das Urteil des amerikanischen Botschafters Morgenthau, der sich dem deutschen Botschafter gegenüber äußert, ‚es sei ihm aus den Berichten seiner Konsuln bekannt, daß sich die deutschen Konsuln stets und überall der Armenier angenommen haben'. Und so blieb ihr Verhalten unter den schwierigsten Verhältnissen, die mit dem Anschwellen der Verfolgung und dem wechselnden Gang der kriegerischen Ereignisse den ganzen Mannesmut verlangten, um immer wieder Stimme und Hand zum Schutz der Armenier zu erheben.

Ebenso rein und blank wie das Gewissen der deutschen Konsuln ist das Schwert der deutschen Heerführer. Mehr als ein deutscher Offizier hat seinen Dienst im türkischen Heere quittiert, angesichts der Greuel, die zu verhindern er nicht imstande war. Und bei den Massaker von Baku erhält Oberstleutnant Paraquin für sein energisches Eintreten, womit er die türkischen Behörden endlich zum Eingreifen bewegen wollte, folgendes trotzige Enthebungsschreiben: ‚Ihr Verhalten und Ihre Worte von gestern gegen S. Exzellenz Noury Pascha, den Oberkommandanten der islamitischen Armee, vor einer großen Anzahl von Freunden und Fremden und die darauf folgende offizielle Klage Seiner Exzellenz, nötigt mich, Sie Ihrer Stelle zu entheben. Ich stelle Sie dem Großen Hauptquartier zur Verfügung. Halil, Chef der östlichen Armeegruppe, Generalleutnant.'

Liman Sanders erklärt dem Wali von Smyrna, daß er derartige Massenverhaftungen und Transporte nicht dulden und eine Fortsetzung der Maßnahmen mit Waffengewalt durch die ihm unterstellten Truppen verhindern würde, und gab gleichzeitig den Befehl, die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Nicht anders stellt sich von der Goltz. Er hatte sich, um den Deportationen Einhalt zu tun, an die Walis und nach Konstantinopel gewandt, und als er von dort immer ohne Antwort gelassen wurde, verbot er aus eigener Vollmacht die Deportationen, und als er erfuhr, daß die Regierung auf Fortsetzung derselben bestehe, erbat der Feldmarschall telegraphisch seine sofortige Abberufung. Erst jetzt, vor eine weittragende Entscheidung gestellt, antwortete Enver Pascha dem Feldmarschall in einem verbindlich gehaltenen Telegramm, in welchem er bezüglich des Verbleibens der Armenier in Mossul Zusicherungen machte.

Besonders wohltuend mutet die Haltung Hindenburgs an. Er verurteilt das Vorgehen der türkischen Regierung nicht bloß vom militärischen Standpunkt aus, sondern wirft dem Mohammedaner gegenüber auch seine christliche Überzeugung in die Wagschale. ‚Ich würde es für einen ebenso großen politischen wie militärischen Fehler halten, wenn diese Kämpfe über das militärisch unbedingt notwendige Maß ausgedehnt würden. Wir können auch aus militärischen Gründen nicht über die bedenkliche Stimmung hinwegsehen, die durch Exzesse gegen die Einwohner bei diesen Kämpfen in Transkaukasien hervorgerufen würden. ... Mit Euerer Exzellenz (Enver Pascha) weiß ich mich darin eins, daß wir nicht gegen die Bevölkerung Krieg führen. Ew. Exzellenz werden es auch verstehen, wenn ich mich hier als Christ für die Errettung von 500 000 Glaubensgenossen vom sichern Tode einsetze. Im Interesse der Menschlichkeit bitte ich Ew. Exzellenz, daß die Unglücklichen in ihre Heimat zurückkehren dürfen.‘

Aber warum hat Deutschland sein Bündnis mit der Türkei nicht gelöst? Wenn es ihm ernst war mit dem versuchten Druck auf die Pforte und diese den Greueln keinen Einhalt tun wollte, dann mußte doch zur Ehrenrettung Deutschlands und zur Rettung der Armenier dieser Bruch geschehen, selbst auf die Gefahr hin, daß ein bedeutender militärischer Nachteil für Deutschland daraus erfolgte. Warum hat Deutschland diesen Schritt nicht getan?

Als Antwort eine Gegenfrage: Was hätte dieser Schritt für die Armenier bedeutet? Etwa ihre Errettung aus den Händen der Türken? Das Einstellen des Gemetzels? Im Gegenteil; dieses hätte nur um so ungehinderter fortgedauert, nachdem auch die letzte Stimme eines lästigen Mahners verstummt war. Mit dem Abzug der deutschen Konsuln und Offiziere wären die unglücklichen Reste der geretteten Armenier völlig dem Verderben preisgegeben gewesen.*

* Wie wenig die Entente moralisch berechtigt ist, ihre Vorwürfe gegen Deutschland zu erheben, zeigt ein neulich erschienener Bericht im ‚Manchester Guardian‘, wonach die gleichen Greuel nun unter den Augen der den Sieg doch sonst diktatorisch ausnützenden Entente-Mächte ungehindert weitergehen. Durch ihre Schuld kam es zu den zilizischen Massakern von 1920, die noch heute im Gange sind. Die Opfer sind die Überlebenden der armenischen Deportierten von 1915, die in ihren Verbannungsplätzen in Syrien und Mesopotamien noch am Leben waren, als die

Enver Pascha wollte um jeden Preis seine Rolle des blutigen Nero zu Ende spielen. Das Endziel war zu klar ins Auge gefaßt, und der Weg zu diesem Ziele mußte über Berge von Leichen führen. So nur konnte das Ziel erreicht werden: Die Vernichtung der christlichen Armenier, dieses Fremdkörpers im türkischen Reiche.

Es war nicht religiöser Fanatismus, den manche Orientmissionäre als Ursache der Armenierverfolgung anzusehen geneigt sind (cf. Les Missions catholiques 1919). Aber auch der nationale Haß und das politische Einigungsbestreben reicht nicht hin, diese furchtbarste aller Christenverfolgungen zu erklären. Beides mußte zusammenkommen. Der religiöse Fanatismus des Islam mußte den nationalen Haß aufpeitschen, um das ganze türkische Volk in die politischen Bestrebungen der jungtürkischen Komitees hineinzuhetzen.

Herr v. Scheubner-Richter faßt diese Bestrebungen des jungtürkischen Regimes zusammen in den Satz: ‚Ein großer Teil des jungtürkischen Komitees steht auf dem Standpunkt, daß das türkische Reich nur auf rein mohammedanischer, pantürkischer Grundlage aufgebaut werden kann. Die nichtmohammedanischen und nichttürkischen Bewohner desselben müssen gewaltsam mohammedanisiert und türkisiert, wo nicht angängig, vernichtet werden.'

Es mag der armenische Volkscharakter nicht jedermann sympatisch sein; die Armenier mögen unter den indolenten Türken eine diesen unbequeme Tätigkeit entfaltet haben; es mag wahr sein, was der Volksmund der armenischen Geschäftspraxis andichtet: Drei Juden geben einen Griechen; drei Griechen erst einen Armenier; es mag ihr Christentum einen starken Einschlag orientalischer Ungebundenheit aufweisen. All das bringt man vor, wenn die Rede auf die Armeniergreuel kommt. Ob es zutreffend ist oder nicht, mag hier dahingestellt sein. Immer aber bleibt es ein himmelschreiendes Unrecht und eine unmenschliche Grausamkeit, über ein wehrloses Volk von Frauen und Kindern, deren Männer und Väter im Kriege sind, herzufallen und dieses Volk in wilder Wut zu erwürgen. Wenn wir diesem unglücklichen Volke auch nur wenig zu helfen vermochten und jetzt selbst im tiefsten Elend noch viel weniger helfen können, unser Mitleid können wir ihm nicht versagen. Das Mördervolk aber war — wir werden diesen quälenden Gedanken trotz aller Unschuld nicht los — unser Bundesgenosse.

Türken 1918 aus jenen Ländern vertrieben wurden'. Der militärischen Macht und der Kraft der Waffenstillstandsbedingungen wäre es möglich gewesen, die Vernichtung der inzwischen ‚unter voller Sanktion der Alliierten' auf die zilizische Ebene verbrachten Armenier zu verhindern, wenn die politische Eifersucht nicht den strafenden Arm lähmen würde.

Die Versuchung des Priesters Anton Berg
Von Jakob Stab

I.

Donnerstagabend.

Dies Erste war ganz seltsam. Wir saßen zusammen um den runden Tisch unter der altmodischen Lampe mit dem rotfarbenen Überfang: der Doktor, der Westfale und ich. Das Abendbrot war abgeräumt, die Kriegsereignisse besprochen. Schon hatten die beiden Freunde das Schachbrett zwischen sich gestellt. Die Zigarrenwolken verdichteten sich, und die Köpfe sanken tiefer über das an Problemen unerschöpfliche Spiel. ‚Schach‘ sagte der Doktor. Der lange dürre Westfale lächelte ganz unmerklich und tat seinen Zug sofort. Ich wußte nun schon, wie die Sache stand. Der Doktor war in die Falle gegangen, er fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

Der Westfale schaute vom Spiele auf. Für ihn war die Partie erledigt. Er blickte eine Weile versonnen in den Schleier des Tabakqualmes. Ich betrachtete mir die feinen Züge, die zuweilen so seltsam, fast absonderlich schienen, als gehörten sie gar nicht in unsere reale Welt, in unser Haus, in unsere Stube. Sein Haar beginnt sich zu lichten, und das macht seine hohe Stirn noch höher. Die Augen machen den Eindruck, als sähen sie durch die Dinge hindurch und weit hinein in das, was hinter ihnen ruht. Seltsam steht dazu seine große Nase, sein dünner Vollbart von langen, ein wenig wirren Haaren. Seine Schlipse und Kleider scheinen noch aus der Zeit zu stammen, da er die große indische Reise antrat, von der er im vergangenen Herbst zurückkehrte — und das ist gut zehn Jahre her.

Der Doktor kann sich noch nicht zum Zuge entschließen. Es ist ganz still im Zimmer, nur die Uhr sagt ticktack zu ihren Schritten auf dem langen Weg der Zeit. Meine Gedanken fliegen fort aus unserer sicheren Behausung im Inneren des großen Vaterlandes, fort an die Grenzen des Reiches und darüber hinaus ins feindliche Land, wo die Heere in unendlichen Scharen einander nun schon Wochen entgegenstehen. Der Regen rieselt, rieselt leise und beständig hernieder, herbstlich nasse Kälte durchschauert die Luft. Wir aber sitzen in Ruhe und Frieden — und möchten doch lieber die behaglichen Räume mit den Schrecken draußen vertauschen. Draußen, ja draußen ringt manch einer von uns und darunter auch Hans Taurogg, der noch vor vierzehn Tagen in unserer Mitte war, wenn wir allwöchentlich wie heute Donnerstag abend zu unserem Schach zusammenkamen. Aber er hatte gleich bei Beginn der Kämpfe seine Stellung in unserem Werke aufgegeben und

war — zwei Wochen ist es her — als freiwilliger Soldat, als schlichter Krieger mit leuchtenden Augen und lachenden Lippen in den Kampf gezogen.

Unsere Gedanken sind denselben Weg gegangen. Denn der Westfale sagt unvermittelt: ‚Wie mag es Taurogg gehen?' Der Doktor zieht endlich. ‚Hoffentlich gut,' sag' ich — und es kommt mir von Herzen, denn er ist nicht nur mein Freund, sondern auch der Sohn meiner Verwandten, und ich liebe ihn sehr.

Der Westfale schaut mich einen Moment an — ein wenig scheu, scheint mir — dann wendet er sich wieder zum Schach. Dann zieht er und sagt wieder aufblickend: ‚Es geht ihm nicht gut. Todesnot naht ihm diese Nacht. Er wird's nicht überstehen.'

Der Doktor springt auf, und die Figuren rollen auf dem Boden herum. ‚Der Teufel soll Sie holen, das sind dumme Witze!'

Mir ist es nicht gerade ärgerlich, mehr peinlich zu Mute, und zuerst weiß ich nicht, was ich sagen soll. Dann sage ich doch etwas: Gott behüte ihn und uns alle davor oder so etwas; ich weiß es nicht mehr genau.

‚Ja,' antwortet der Westfale und wird blasser bei jedem Wort. ‚Ihr könnt mich wohl für einen Narren halten. Und doch ist es, wie ich sage. Wir werden ihn nicht mehr bei uns sehen; seine helle Knabenstimme wird nicht mehr tönen in unserem Kreis. Ihm naht sein Schicksal, die Gefahr kriecht in Finsternis und Nebel an ihn heran. Er sieht sie nicht und ahnt sie kaum. Sein Herz ist bei uns. Während er auf und ab schreitet, leuchtet in seiner Seele die rote Lampe dieses Zimmers. Er weilt in diesem Hause, wo er eine neue Heimat gefunden hat. Die ganze Zeit über weilte er an unserem Tisch, ich sah ihn neben Ihnen sitzen, Doktor. Dann stand er dort in der Ecke mit der Zigarre, und eben jetzt denkt er daran und ein Lachen huscht über sein Gesicht, während er den Gewehrriemen auf die andere Schulter nimmt, an einem Hofe auf und ab schreitend. Derweil regt sich jenseits des Tales eine Gruppe von Gestalten, hagere Kerle kriechen am Boden — einer, zwei — vier — ein ganzes Rudel —'

‚Ich sehe sie, sehe sie — sie kriechen am Boden hin, aber ich kann ihn nicht warnen. Sehen kann man — ändern kann man nicht. Über eine Weile . . .'

Der Westfale sagte das ganz ruhig, eintönig. Nur weiß ist er im Gesicht. Natürlich glaube ich nicht an solche Sachen, aber wer hat die Nerven, bei solchen Worten in solchen Zeiten und — wenn sie ein solcher Mann spricht — nicht zu erschauern. Der Doktor legt sich ernstlich ins Mittel; er sagt das, was jeder sagt: daß das doch Unsinn sei — und unmöglich — und verwerflich —

auch eines Gebildeten unwert — und noch mehr. Der Westfale antwortet nicht, sondern beginnt, die gefallenen Schachfiguren wieder aufs Brett zurechtzustellen, bis der Doktor verstummt.

Ich halte es nicht aus: ‚Wenn Sie es sehen können, warum rufen Sie nicht, retten, warnen Sie nicht, — oder ist alles nur leeres Gerede?'

Der Westfale greift mit seiner langen weißen Hand durch die Luft, als wolle er etwas fassen, und sagt ganz leise: ‚Weil ich nicht kann.' Er sagt es gequält, zögernd. ‚So gibt es kein Mittel, ihn zu retten, zu warnen, wenn ich an Ihr Gesicht schon glauben soll?'

‚Einmal sah ich,' erwidert er, ‚in Indien etwas, was vielleicht eine Art Rettung sein könnte. Aber es ist zu ungewiß und zu entsetzlich.' ‚Reden Sie!' bitte ich ihn, von Neugier und Entsetzen gepackt.

Der Westfale steht auf. Er macht einige kleine Schritte zur Wand hin und lehnt sich in seiner ganzen dürren Länge daran. — ‚Als ich drei Jahre unter den Eingeweihten gelebt hatte, drei Jahre keinen Europäer mehr gesehen hatte, sah ich eines Tages einen Fakir verschwinden.'

‚Verschwinden?'

‚Er wandelte unsichtbar fort. Vor unseren Augen entschwand er. Von Sehnsucht verzehrt, ein Unglück zu verhüten, wandte er ein Mittel an, von dem die Sagen erzählen, solange Menschen sind, und das nur wenige Inder noch kennen. Er rettete die Heimat, aber er kehrte nicht zurück.'

‚Und Sie kennen das Geheimnis des Fakirs?'

‚Ich weiß nicht. Man gab mir etwas im sechsten Jahre und sagte mir, es sei davon. Aber ich habe es nicht erprobt. Es ist ein furchtbares Mittel; wer nicht stark ist, stirbt an dem, was er sieht.'

Mich hat eine Art von Fieber erfaßt. Ich muß es haben. Der lächelnde ferne Freund, die schleichenden Feinde, die Todesnot, die Schrecken der verflossenen Zeit, das bleiche Gesicht und die seltsame Art des Westfalen, die Sehnsucht, das Geheimnis des unfaßbaren Geschehens dieses Krieges zu verstehen und etwas, endlich etwas zu tun — ich stürze auf ihn zu und fasse ihn bei den Händen: ‚Ich will ihn retten.'

Das folgende verschwindet unter zwei Empfindungen — sonst weiß ich von den Geschehnissen nichts mehr. Die erste war trivial. Der Doktor schrie nämlich, während er mich derb rüttelte: ‚Ihr seid ja verrückt, kommt zu Euch!' — Die andere Empfindung ist die: Ich habe etwas auf der Zunge, was zuerst heiß, dann kühler und kühler wird. Mir selbst wird ganz leicht. Vor mir stehen zwei Menschen: dem Doktor sind die Augen aus den Höhlen ge-

treten, seine Züge sind verzerrt. Der Westfale streckt mit einer unaussprechlichen Geste die Hand nach mir aus, aber seine Augen blicken so, wie wenn er mich suchte, aber nicht fände.

II.

Der Unsichtbare unterwegs.

Ich trat zum Hause hinaus auf die Straße. Vor mir ging ein Unnennbares, dem schritt ich nach. Es war kein Schatten und war kein Körper und war wie ich selbst. Es führte mich, wie Sehnsucht, Wunsch und Wille Menschen führen. Wenig Laternen brannten, aber dafür leuchtete zwischen Wolken hindurch das wunderbare Sternbild des Orion und tiefer unten der helleuchtende Sirius. Ich schritt schnell fort, aber meine Schritte klangen nicht wie sonst auf dem Asphalt. Auch ging ich leichter und rascher. Ich eilte, so schnell ich konnte, zum Bahnhofe, doch unterwegs wurde ich von dem Voraneilenden zur Seite gelenkt, zu einem besseren Wege, zum Ziele: dem Flughafen. Ungesehen von den Posten und Wachmannschaften kam ich hinein; eine Maschine wurde zur Abfahrt bereitet.

Ich kletterte hinein und machte mich im Gestänge fest. Dabei war mir doch alles wie ein Traum. Und doch faßte ich die Drahtseile der Verspannungen mit sicherer Hand, doch hörte ich die Stimmen der Offiziere und Mannschaften, doch sah ich die abgeschirmten Lichter der Hallen und der Werkstätte. Nur die niederen Empfindungen des Lebens — Hunger und Durst, Kälte und Nässe — waren erloschen, und die Müdigkeit empfand ich nie.

‚Herr Leutnant,' sagte der Kommandeur, ‚die Wetterwarte telephoniert, daß in Höhenlagen von 1500 Metern Oststurm herrscht. Sie können in einer Stunde dort sein. Sind Sie fertig?'

‚Zu Befehl, Herr Hauptmann!'

‚Dann also vorwärts — und Glück auf den Weg, Kamerad!'

Die Propeller sangen ein knatterndes Lied. Die Böen packten uns und rissen und stießen uns. Der Tod schien uns näher als das Leben, aber die Sterne blitzten durch die Wolken, unabänderlich, unberührt von dem Schicksal unseres Doppeldeckers. Ein schwarzer Vogel schien uns vorauszufliegen. Manchmal tauchten tief unten Lichter auf. Jedes Licht kommt von Menschen da herauf, jedes Menschenherz zuckt, pocht. Vorbei! Dann wieder ist Nacht unter uns. Wir gehen tiefer. Schwarze Flächen, einförmig: Wälder; da wohnen sie drinnen, die lieblichen, singenden Vögel, die grazilen Rehe und die Myriadenschar der fremdartigen Insekten. Es schauen ängstlich tausend dunkle Äuglein, zucken, zucken tausend Herzen. Alle lieben das Leben, allen droht der Tod. Ach, ich liebe euch alle, dachte ich, die ihr wie wir Menschen Verurteilte seid, euch zu zerfleischen und die karg gemessenen Tage des Lebens zu kürzen und

zu bedrängen. Ich liebe euch, möchte euch alle retten und schüttete gerne mein Leben aus für uns und euch.

Da tönt deutlich unter uns ein Donnern und Dröhnen. Wir sind tiefer gegangen und sehen jetzt Höhen unter uns liegen. Zwischen dem rythmischen Knallen des Motors unterscheide ich scharfe Schläge. Gewehrfeuer! Schlug das Geschoß in ein lebendes Herz?

Wir steigen wieder und sinken abermals. Nun endgültig. Das Ziel ist erreicht. Der Motor wird abgestellt. Jäh stürzt das Flugzeug nach vorn, um sich vor dem Aufschlag wieder aufzurichten und dem Boden entlang gleitend, jetzt ihn berührend, allmählich zum Stillstand zu gelangen.

III.

Der Unsichtbare und der Freund.

Welche Fügung: hier mußte es sein. Die Nummern stimmten. Das ist sein Freiwilligen-Regiment; dort habe ich seinen Hauptmann gesehen, keine Zeit ist zu verlieren. Ich schreie einer Patrouille zu: ‚Wo ist der Freiwillige Taurogg?‘ — Der Angerufene wandte erstaunt den Kopf nach allen Seiten. Dann nahm er das Gewehr in Anschlag und rief mich an. Ich antwortete auf den Anruf und fragte nochmal. — ‚He, wo steckt Ihr denn?‘ schallte es mir entgegen. ‚Das kann dir gleich sein, Kamerad, sagt mir nur, wo Taurogg steckt.‘ — Was ist das? Geht von mir ein Hauch des Grauens aus? Der bärtige Geselle kniet nieder und bekreuzigt sich. Dann schießt er in der Richtung meiner Stimme, und durch die Nacht rollt es noch eine Weile hin. Ich versuch's noch einmal. ‚Zeigt Euch erst, wer Ihr seid, sonst trau ich Euch nicht, meinen Kameraden verrat ich nicht,‘ ruft er, etwas heiser, Gewehr noch im Anschlag. Auf seinen Schuß hin wird es lebendiger. Sie suchen das Gelände ab. Einer geht hart an mir vorüber. Ein furchtbarer Ernst liegt auf seinen Zügen. — Weiter such ich. Dort vorne liegt ein Hof. Ein Teil der Mauern ist eingestürzt. Von einem Hofe sprach der Westfale. — Leise plätschernder Regen setzt ein. In den erstorbenen Zweigen rauscht es von Zeit zu Zeit. Unhörbar schreitet mein Fuß übers Gefilde. — Da liegt etwas. Ein Mensch, das Gesicht zum Boden gewendet — dort wieder einer, die Augen offen, den Mund weit auf — weiter, weiter. Endlich der Hof. Ich gehe hinein — — aus einer Scheune höre ich Hufscharren und Schnarchen. Ich reiße die Türe auf und rufe laut: ‚Freiwilliger Taurogg!‘ Einige antworten im Halbschlaf — einer ruft dann: ‚Hat Wache!‘ Herrgott, so führ' mich, denk' ich und lenke meine Schritte weiter um den Hof herum. Dort drüben steht ein Gebüsch. Mich treibt's darauf zu. Ein kleiner Graben trennt es vom Hofe. Richtig, aus dem Gebüsch tritt eine Gestalt, langsam hinschreitend, den Gewehr-

riemen über der Schulter. Das muß er sein. Ich rufe laut: Hans!“ Er stutzt — erkennt meine Stimme, jetzt hebt er den Arm, wie wenn er antworten wolle, da richtet sich neben ihm ein Schatten urplötzlich auf, ein Arm schwenkt durch die Luft, er schwankt. Zwei Schreie tönen zu mir — einer, der abgerissene Ruf des Erkennens, der andere gräßlich, in Entsetzen beginnend, in Röcheln ersterbend. Und nun wird es vor meinen Füßen lebendig. Es gleitet vor mir, lautlos beinahe, und rutscht, von Schlangen abgelernt, auf den Hof zu. Das soll nicht sein, ich will warnen. Ich schreie, aber der Schrei erstickt. Ich fasse nach einer der Gestalten, um ihr die Flinte wegzureißen. Die Flinte kann ich nicht fassen. Ich eile zurück. Mein Fuß versagt. Ich kann mich nicht rühren — da packt mich wahnsinnige Angst. Die Gestalten richten sich an der Hofmauer empor. Jetzt öffnen sie einen Spalt — ein Pferd schnaubt warnend. Gedämpfter Lärm. Einige Schreie, kein Schuß. Jetzt ein lauter furchtbarer Schrei, ein einzelner, so von Wut erfüllt, daß er das Land aufpeitschend durchgellt. — Die Gestalten huschen um die Ecke, sind im Graben, drüber hinaus. — Drüben ist alles, alles still.

Ich gehe zum Gebüsch. Da liegt eine einst hochragende Gestalt, eine Blutlache vor ihr ausgegossen. Die Augen sind offen, die Rechte umkrallt das Gewehr; wie ist der lachende Mund verzerrt! Noch strömt der Körper Wärme aus, und diese Wärme ist die gleiche, die ihn zum frohen Kameraden unserer Abende machte, mir zum lieben Freund, fast zum Sohne, den graden guten Kerl mit dem Knabenton in der Stimme. Die Wärme spürte ich oft in meiner Hand, an meiner Seite. Nun schluckt die Nacht sie ein, das gierige Sternenreich mit seiner Eiseskälte saugt sie an sich, der Boden verschlingt sie und nimmer kehrt sie zurück.

Ein Schauer geht durch die Glieder. Aber es ist das Erstarren. Kein Erwachen, kein Erkennen mehr, kein Abschiedswort, kein Gruß. Nacht umfaßte dich, Guter, Lieber. Was wird deine Mutter weinen. Lach noch einmal dein goldenes Lachen, reg noch einmal deine schlanken Glieder! Einmal noch strecke deine Hand aus, mit der du so froh und vertrauend das Leben ergriffst! — Ach, schließ die Augen, schau nicht so gräßlich! — Wohl, ich kam zu spät, mein Ruf war einen Herzschlag zu spät zu dir gedrungen. Aber siehe, ich b i n zu dir gekommen, ich bin doch gekommen und hab's versucht. Ach, ich Unnützer! Ein ganzes Leben gewirkt und gewagt — ich gäb' es hin für eine Minute, die ich früher hätte da sein müssen. Nun schlaf, schlaf — ich will indessen weinen!

IV.

Der Leichenräuber.

Die Nacht geht ihren Schritt. Wer gut aufmerkt, vermag ihn zu hören. Ein Hauch geht über das Feld, fährt in die fast entlaubten Bäume und es ist, als hebe die Nacht müde und langsam ihren schweren Fuß. Dann über eine kleine Weile geht ein dumpfes Hallen, von fern kommend und fern verklingend, über den Boden: da setzt sie ihn nieder. So schreitet sie, als graue es ihr vor dem eigenen Schritt, als wolle sie nicht so lastend unablässig schreiten und müsse es doch, weil ein Entsetzliches, ganz Fühlloses sie treibt. Sie selbst ist nicht fühllos, o nein! Tastend nur stampft sie zur Erde hinab die goldnen Minuten des Seins, tritt sie hinunter in den sterbenden Boden, zögernd löscht sie das rote Blut, die Feuerfunken der Sinne, die Sonnengarben des Lebens, die Sterne des Schauens — aber sie löscht sie unter der Last ihres Fußes und stampft sie hinein ins Dunkel unter dem Boden, wo ihr Reich ist. Denn da dringt kein Lichtstrahl hin, in die Gräber, die sie euch graben, ihr Toten. Immer mehr sinkt ihr ein. Die Jahrhunderte scharren euch immer tiefer. Die Bäche rieseln zum Tale und tragen den Steinsand der Berge herunter und lagern ihn Schicht auf Schicht über euch ab. Nur zu oberst ist Licht. Schicht um Schicht wird es dunkler, ihr seid ferner, immer ferner von den lebenden Menschen. Kaum ahnt man euch noch nach einem Menschenalter, nach deren zehn oder hundert seid ihr ferne Sage, und nichts Persönliches haftet euch mehr an. So tief hat euch die Nacht dann in ihr Reich, die Finsternis, heruntergetreten. Alles Licht aber kommt nur von außen, und die arme Erde vermag von sich aus keines zu geben.

Aus den Gedanken weckt mich ein näherkommendes knarrendes Geräusch. Ein Bild des Jammers naht, ein Karren geschoben von einem Mann. Der Mann scheint müde. Schleppend sein Schritt, sein Haupt bloß, und Haar und Bart leuchten weiß in der Nacht. Der Karren knarrt erbärmlich. Nun stockt er — nun kommt er zögernd herauf. Ein Kissen, Kleider und Lumpen, ein Eßgeschirr liegt darauf, und aus den Lumpen ragt der Kopf eines schlafenden Knaben hervor. — Der Alte schreitet auf mich und die Leiche zu. Nun ist er da, und das Rad geht hart an ihr vorbei. Er selbst stolpert über ihren Fuß und fällt müde, wie er ist. Nun richtet er sich mühsam auf und sucht auf dem Boden. Viele Leichen sah er wohl schon, über diese ist er zu Fall gekommen. Was tut's. Er faßt die Griffe seines Karrens und schiebt an. Aber das Kind, vom Fall halb erweckt, wacht jetzt auf. ‚Brot, Großvater!' sagt es, noch von Müdigkeit befangen.

‚Glaub's gern!' erwidert der. Er sucht in seinen Taschen, öffnet



Karl Buchholz/Oberweimar bei Tauwetter



das Eßgeschirr. Ein winziger Brocken ist alles. Der Knabe verschlingt ihn hastig mit einemmal. ‚Brot, Großvater!‘ sagt er, jetzt ganz erwacht. Ich beuge mich über ihn. Er ist abgezehrt und hat große Augen. ‚Hab' keines mehr, Paul,‘ sagt der Alte, ‚mußt warten, Paul — und nicht weinen, Paul!‘ setzt er hinzu. Aber das Kind weint mit einer feinen Stimme in sich hinein. — Jetzt fällt irgendwo ferne ein einzelner Schuß — dann noch einer und noch mehr. Und verhallen rollend. Dies und das stille unaufhaltsame Schluchzen des Kindes sind die einzigen Laute weit und breit. Der Alte wird unruhig. Er sucht nochmal in allen Taschen, kramt im Karren, findet nichts. Das Kind schluchzt zum Erbarmen. Die feinen kindlichen Jammerlaute flehen dringend. Der Alte will weiterfahren — bleibt aber unschlüssig stehen. Auch ihm steigt es bitter herauf, und er fährt mit der Hand über Stirn und Augen. Da dringt der Mond für einen Augenblick durch die Wolken, und sein Licht gleitet über den starren Körper des Freundes. Die Wange an der Erde, das Gesicht ein wenig verzerrt, die Hände in den Boden gekrallt und den Leib zur Erde gedreht. Aber ganz zugewendet dem Alten hängen Brotbeutel und Feldflasche am Riemen. Mir kommt es an, als müßte ich beides dem Alten reichen, als wolle es so der tote Freund. Der Alte bemerkte sie, und seine Augen hängen ängstlich daran. Dann entschließt er sich und tastet, ein wenig zitternd, dem Körper entlang. Dann sucht er in seinen Taschen nach einem Messer und schneidet Beutel und Flasche ab. Er hätte beide nur abzuhängen brauchen, aber das weiß er nicht oder bedenkt er nicht in seiner Not.

Der Beutel ist ganz, die Flasche halb gefüllt. Das Kind greift mit gierigen Händen zu, und seine Tränen versiegen eine Weile. Auch der Alte ißt ein wenig. Jetzt, da der erste Hunger gestillt ist, bricht der Knabe das Schweigen.

‚Großvater, fahren wir wieder heim?‘

‚Später vielleicht, Paul.‘

‚Großvater — Großvater, ist das Haus noch so rot und sind noch rote Lichter an den Fenstern, wenn wir heimkommen?‘

‚Ach nein, Paul, frag' nicht danach, mein Kleiner!‘

‚Großvater, warum habt Ihr mich denn so schnell aus dem Haus getragen, als das schöne Licht am Dache war, und warum habt Ihr mich mit dem alten großen Tuche zugedeckt und fortgebracht? Ich hätte noch so gerne das schöne rote Licht am Dache gesehen!‘

‚Es war besser so, Paul!‘

‚Ist Mutter noch immer drinnen?‘

‚Wie meinst du das, Paul?‘

‚Ja und das kleine Schwesterchen. Mutter sprang doch auf

einmal zurück ins Haus und rief nach ihm. Wollen wir nicht mal hinfahren und nachsehen?‘

‚Ein andermal, Paul, später,, mein Kindchen!‘ Das kam erstickt heraus.

‚Ja,‘ sagte der Knabe, ‚wohl, wenn Vater wieder vom Kriege heimkommt — kommt er bald? Morgen? Ach, ich freue mich auf ihn und auf Mutter und das Schwesterchen und unser Häuschen.‘

‚Großvater,‘ fuhr er fort, ohne Antwort abzuwarten, ‚Vater hätte gar nicht in den Krieg zu gehen brauchen, wie der Krieg weit weg war. Denn wie es so furchtbar geknallt hat und das Feuer so hell brannte, sagtest du ja: Jetzt ist der Krieg zu uns gekommen. Da hätte der Vater ja bei uns bleiben können, nicht wahr, Großpapa?‘

‚Das verstehst du noch nicht, Paul.‘

‚Großpapa, ich möchte jetzt gerne in mein Bettchen — nein, heute darf ich bei der Mutter im Bett schlafen, weil ich brav war. Sie hat es versprochen.‘

‚Großpapa, warum sagst du nichts? Großpapa, schau doch nicht dorthin! — Großpapa, was machst du denn? — Großpapa, Großpapa, weinst du?‘ Und nun geht ein Schluchzen durch den armen Körper, und das helle Weinen des Kindes quillt unaufhaltsam, wie des Brunnens Lauf, in die Nacht.

Aber die Nacht hört nicht darauf, und die Wolken ziehen, wirr und hastig, der Mond blickt hindurch, hart und teilnahmslos, der Wind weht mit einem plötzlichen kühlen und nüchternen Stoß, und weit zur Linken färbt ein grauer Schimmer den Rand des Himmels um einen Ton heller. Aber es ist noch kein Trost in diesem Dämmern. Es macht nur noch einsamer und droht, daß es statt Hoffen nur dem alten Leid neues hinzugesellen wolle.

Und mit Bangen sieht den Dämmerschein auch der Alte. Totmüde und vom Jammer ganz zerrieben, kniet er auf den Boden, wie wenn er zu beten versuche. Dann faßt er sich mit einem Ruck und stellt sich neben den Karren, nimmt des schluchzenden Knaben Hand und sagt ernst zu ihm:

‚Paul, hör' mich! Wir können nicht zurück ins Dorf. Die Feinde sind jetzt dort, und unser Häuschen ist ganz kaput. Aber wir beide, du und der Großvater, wir sind tapfer, wir wandern jetzt weiter, und dann bauen wir ein neues Haus, und wenn der Vater aus dem Kriege heimkommt, dann findet er uns und ein schönes neues Häuschen.‘

‚Ja,‘ sagt der Knabe und sinnt ein wenig. ‚Großvater, kostet das neue Häuschen Geld?‘

‚Ja,‘ kommt es leise zurück.

‚Großvater, dann müssen wir doch nochmal zurück ins alte

Häuschen. Dort steht mein Sparbüchschen. Da hab' ich viel, viel Geld drin. Sieben oder fünfundzwanzig oder tausend Centimes, was am meisten davon ist. Das schenk' ich dir, und davon bauen wir das Häuschen für Vater und Mutter und uns und Schwesterchen. Nicht wahr?'

Er ist schon wieder ganz glücklich, aber es kommt keine Antwort, außer schwerem Atem.

‚Großvater — Großvater!' Die Stimme wird auf einmal ängstlich. ‚Großvater, o Gott, wenn das Häuschen kaput ist, dann ist am Ende auch die Sparbüchse kaput und all mein vieles Geld! — Großvater, aber du hast sicher viel mehr Geld als der arme dumme Paul?'

Keine Antwort, nur schweres Atmen.

‚Großvater,' fast schrie der Kleine, ‚hast du Geld für das Häuschen?'

Der Atem wird zum Stöhnen. Dann auf einmal fährt der Mann nochmal in seine Taschen, stampft mit dem Fuße auf: ‚Keinen Centime. Aber — der — der hat — vielleicht Gold, der tote Preuße da.'

Der Körper des Alten schüttelt sich im innern Kampf. Das Kind fängt wieder bitter zu weinen an und ruft nach der Mutter. Da fahren die Finger des Alten dem toten Körper entlang, öffnen Mantel, Gurt und Rock, fahren in die Brusttasche: ‚Ah!' Er schlägt im ersten Grau des Morgens das Portefeuille des Toten auf. Ein Brief fällt ihm entgegen, den steckt er unter den Mantel zurück. Dann sieht er Papiere und Banknoten. Er will sortieren, da klingen ferne Geräusche auf dem Weg. Erschreckt steckt er die Tasche ein, ergreift die Handhaben des Karrens und eilt mit dem leise weinenden Kinde den Hügel hinab.

Seltsam war es mit mir. Seit des Freundes Tod kann ich nicht mehr rufen — oder war auch damals mein Ruf nur gewollt? Sehnsucht hat mich hierher geführt — nicht nur Sehnsucht zu dir, lieber Toter, Sehnsucht, das ganze große Geschehen mitzuerleben, in seine Abgründe zu schauen. Was geht da vor?

Menschen, Menschen mit lieben trauten Seelen, Gottes Odem in sich tragend, türmen Wall auf Wall von ihren eigenen Leibern, und diese Wälle schützen die Länder. Ich würde dies alles ja nicht glauben, aber da liegt es zu meinen Füßen, schwer und starr, das Stück Erde, das mein Freund war und dessen Seele nie, so viel ich weiß, irgendeinem Böses zugedacht hat. — Was soll das alles? Das Geheimnis will ich erfahren. Ich liebe die Menschen. Ich liebe den, der einst ihnen zuliebe so harten Todes willig starb. Sehnsucht hat mich zu ihnen hierhergeführt auf das Feld des

Schlachtens. Was ist sein Sinn? Ich will wissen, ob sie uns wirklich hassen oder wir sie. Das Geheimnis will ich wissen, das mir seit Beginn den Schlummer raubt, das Geheimnis dieses Meeres von Haß, Lüge und Verleumdung, Blut, Stahl, Gedanken und Zwang.

Es hat noch eine geraume Weile gedauert, bis die Schritte sich näherten. Eine Kolonne der freiwilligen Krankenträger suchte das Feld ab. Drüben am Bauernhof gab es lange Arbeit. Nun kommen sie näher. Einer bückt sich mit der Taschenlampe über den Freund. Leuchtet ihm übers starre Gesicht in die offenen gebrochenen Augen, sucht die Erkennungsmarke, findet den Mantel, den Rock aufgerissen, den Brief unterm Mantel. Eine Blutwelle färbt das Antlitz des Mannes mit dem roten Kreuz: ‚Leichenfledderer, verfluchtes Pack!' — Kalt ist der Freund, ganz kalt. Das Totenzeichen und weiter.

Noch bleibe ich wie gebannt. Einer von den Deinen soll dir das Totengeleite geben! — Jetzt kommen sie: Angefaßt! Mantel und Waffen sind gut. Waffenrock auch. Aufgeladen!

Wir sind da, wo fleißige Schaufler eine Grube gegraben haben, lang und schmal. Da betten sie nun Leiche auf Leiche. Wenig Leute stehen dabei. Ein Pfarrer segnet und betet, und es geht ihm von Herzen. Er ist ein Priester, denn er glaubt an seinen Beruf. Seine Augen sind nach der Sonne gerichtet, als wolle er die Toten hinüberflehen aus der Nacht des Grabes in das lebendige Licht: Auferstehung werde ihnen, o Herr! Derweilen schaufeln sie Erde auf die ersten. Jetzt noch zwei, dann kommst du hinunter. Ich fasse dich nochmal, beuge mich über dich! Du bist es ja nicht! Jetzt fassen sie dich: ein Schwung, ein Fall: Wehe, wehe, auf Nimmerwiedersehen! Die Erde fällt, dunkel wird es um dich. Wo bist du, wo bist du? Der Priester betet und schaut zur aufgehenden Sonne. Die anderen schauen ins Grab. Wer hat recht? Bist du im Grab oder im Licht . . .?

Der Priester, der Priester! Hager und lang kniet er da, seine Lippen bewegen sich. Er starrt ins Licht, und seine Hände ringen sich ineinander. Priester, was sagst du zu Gott? Sagst du ihm demütig bittende Worte, ergebene Reden? Schreist du zu ihm: Erbarme dich! Oder ringst du mit ihm: Gott, Gott, was tust du da! Priester, du nimmst dein Geschäft zu ernst! Priester, ich traue dir nicht! Für dich liegen doch die Dinge so einfach. Du hast das Geschehene hinzunehmen, wie es ist, als Gottes Fügung. Du hast zu beten für deine Partei, für ihren Sieg, für der Feinde Untergang und für Vergebung der Sünden.

Ich will dir folgen, Priester! Suchst auch du nach dem Geheimnis?

V.

Sturm.

Die Erde lag ruhig, die Steine bewegten sich nicht, und die Menschen schwiegen. Sie standen in tiefen Gräben. Spannung in allen Zügen, in allen Augen. Die Gewehre lagen vor ihnen auf dem sorgsam maskierten Grabenrand. Die Sonne war schon im Niedergehen. Die Ferne lag klar, es hatte viel geregnet.

Rechts vorne war ein Graben vorgetrieben, der zum Unteroffiziersposten, fünfzig Meter nach vorne, führte. Da kroch gerade ein Mann zurück, gebückt, denn er war sehr lang und hager. Sein Gesicht war glatt, seine Nase kühn, seine Züge straff. Er trug den Mantel des Feldgeistlichen.

Noch lag die Erde ruhig, die Steine bewegten sich nicht, durch die Schützenlinie aber geht ein Flüstern: es geht los. Man sieht nichts, aber alle wissen's. Die Spannung steigt, wieder ist alles stumm. Und die Erde liegt ganz ruhig.

Da auf einmal pfeift, rauscht, braust es, ansteigend, tosend, prasselnd. Die Erde regt sich. Sie, die Jahrhunderte lag, steigt heulend und brüllend in hundert Fontainen empor, zerspleißend, in hunderttausend Fetzen fahrend, die Steine steigen wie vom Teufel gehoben in die Luft und stürzen, und unten sind Riesenlöcher, die klaffend qualmen. Wieder aber kommen lachende, rufende Geister durch die Luft, immer mehr und mehr, behende fliegend; donnernd fahren sie zur Erde, wühlen sich ein, als liebten sie den Boden, aber nein, sie lieben ihn nicht, ihre Leiber zerbersten und heben alles empor, was über ihnen liegt, schleudern es in die Luft mit Donnergepolter und abscheulichem Knattern. Alles ist verfinstert, ein Riesenregen von Erde und Steinen geht nieder. Die Menschen starren, blaß und geduckt, schließen die Augen, kuschen sich am Boden, kriechen in die Erdhöhlen, denn der Himmel speit Steine, Dreck, Funken und Glut nach allen Seiten. Schreie erstickt der tosende Lärm, Blutbäche saugt niederfallende Erde auf, dort fliegt ein Mensch auseinander — abscheulicher Anblick, neben mir sagt einer ‚Ach!‘ — er sinkt in die Knie, o Glück, er scheint tot, der Arme. Aber da auf der anderen Seite ächzt auch einer, dem laufen die Gedärme aus dem Leib, den ihm ein Granatsplitter aufriß; er faßt sie und will sie halten. Aber keine Zeit, es wächst und wächst, und war es eben die Hölle an Lärm, Dunst und Wucht, so ist es jetzt das Ende. Schleier der Betäubung senken sich auf die Menschen. — Da rückt die Welle nach hinten, der Feind trommelt weiter rückwärts, — da mit einem Male ist's still.

Sogleich fährt Leben in starre Gestalten. Die Gewehre werden gefaßt und angelegt, Ziel gesucht, — da ist es auch schon. Geschrei ertönt. Gräßlicher als das Tosen der Geschütze tönt es herüber,

Geschrei anstürmender Menschen. Noch fällt kein Schuß. Aber deutlich spüre ich den von tausend eilenden Füßen gestampften Boden. Jetzt naht es, lauter, näher. Noch kein Schuß. Nur die Gesichter im Graben werden stählerner, der Atem geht schneller, man glaubt, man höre Herzen pochen. Schon klingen Schritte und Rufe ganz nah, schon wachsen die kommenden Gestalten, schon erkennt man verzerrte Fratzen, sieht offene, schreiende Mäuler, um die gefällte Waffe gekrampfte Fäuste, schon beschleunigen sie drüben den Lauf, hoffend, der Graben sei nur noch von Toten besetzt — da ein Kommandoruf, ein Knattern und Pfeifen, das Rakrakrak des Maschinengewehres, und wie vom Blitz gefällt stürzt drüben Reihe um Reihe, Mann um Mann. Aber Reihe um Reihe flutet heran, um mit Maschinentakt zusammenzubrechen — zweimal, dreimal, viermal —, dann wendet sich der Angreifer zur Flucht, verfolgt von betäubendem Geknatter der Gewehre. — Ein Augenblick der Entspannung folgt, ja sogar ein Lachen, ein Scherzwort klingt: ‚Sie können gut laufen‘ oder ‚Seht sie dort purzeln‘, — aber nur einen Augenblick. Die Schlacht schöpft Atem. Der Priester beugt sich zu einem am Boden Liegenden. Aber schon während er dies tut, beginnt wieder das Heulen und Pfeifen in der Luft, die Wolken fliegen heran, es kracht, der Boden hebt sich wieder vor den Augen, steigt in die Luft, spritzt ringsherum, alles mit Schuttland, Steinen beschüttend. Stärker und stärker wird es, die Teufelsgeister sind losgelassen. Krieger, sprich dein letztes Stoßgebet, verkriech dich, Erdwurm! Als seien alle Lawinen und Berggewitter und Feuersbrünste vereint, als hätten Vulkane ihre Mäuler aufgetan, steigt das Getöse höher, höher in allen Tönen. Herz, hör zu schlagen auf, Augenlicht erlisch, Ohr verschließ dich, Mund und Nase, haltet den Atem an; alles tötet. Wer dies übersteht, wird den Tod nicht mehr zu fürchten haben.

Einige überstehen's. Manchen rinnt Blut aus Ohren und Nase, aber sie sind unverletzt. Sie kommen durch, wie einer leben bleibt, über den ein Haus zusammenstürzt. Freilich, viele sind es nicht. Es hat länger gedauert diesmal und war noch ärger.

Jetzt wieder Ruhe. Kommandoruf. Aber nicht viele treten an den Rand des Grabens, laden und stieren angestrengt durch den Dunst des zerwühlten Bodens vor ihnen. Und jetzt klingt wieder das gräßliche Menschengeschrei des Sturmangriffes, jetzt dröhnt wieder der Boden unter den Füßen der Kolonnen, jetzt wachsen sie wieder, unzählig schier, vor uns auf. Diesmal halten die Nerven nicht stand. Vereinzelte Schüsse fallen zu früh. Der Feind wirft sich zu Boden, wird schwerer sichtbar, kriecht näher, das Ziel ist klein; jetzt springt er auf, Salvengeknatter, manche stürzen, es kommt näher; wieder werfen sie sich in die von Granaten zerwühlte Erde. Nun noch zehn Sprünge, dann kommt das Ende.

Da wendet sich vor mir ein Gesicht zur Seite. Ein Körper sinkt zurück, eine Hand fährt zur Brust herauf, die Augen aber blicken sehnsüchtig auf den Mann an meiner Seite. Der steht aufrecht, die Hände in den Ärmeln des Mantels. Nun fährt er schnell vor, fängt den Sinkenden auf und lehnt ihn an den Graben. Dann segnet er ihn, die Augen tief in die des Sterbenden gesenkt: ‚Absolvo te; Sohn, deine Sünden sind dir vergeben; fahre hin, treue Soldatenseele, der Herrgott wartet deiner im Himmel, ewiges Glück ist dir gewiß.' Er ruft es laut durch die prasselnden Gewehre; der andere aber — Dank dir, milder, guter Tod —, der andere glaubt ihm, ein Lachen geht nochmals über seine Züge, dann werden die Augen starr, er sinkt zusammen. Der Priester tritt neben ihn. ‚Befehlt eure Seele Gott', schreit er, ‚und haltet aus! Der alte Gott lebt noch!' — Da springen sie drüben wieder auf — 30 bis 40 Schritte nur entfernt, brüllen entsetzlich, und Eisen droht kalt und nackt, Gewehrfeuer prasselt in ihre Reihen; die ersten stürzen, neue stehen dahinter auf, stürzen wieder, aber es sind zu viele, — jetzt kommt die letzte Frist des Lebens; die letzte Patrone hat den Lauf verlassen, der glühend heiß ist. Nur heran, noch wehr ich mich mit dem Eisen des Bajonetts, bevor das Ende kommt, unerbittlich kommt. Teuer will ich mein Leben verkaufen, denn der alte Gott lebt nicht mehr, und da kommt ein Kerl mit verzogener Fratze, brüllend, gepeitscht von Wut und Angst, und sticht —. Es gibt einen knackenden Laut, wenn die Spitze des Stahls Waffenrock und Haut durchdringt und in Fleisch und Eingeweide fährt, — der Laut löscht die Gedanken aus in einem Chaos von Heulen, Wahnsinn, roten Flammen, Ersticken.

VI.
Sorgen.

Der grauende Morgen kann nicht viel Licht in die Stube senden. Denn die Lücken der zerbrochenen Scheiben in beiden Fenstern sind mit Brettern ausgefüllt. Dennoch kann ich die fünfzehn Schläfer unterscheiden, die hart aneinandergepreßt in ihren Kleidern hier auf dem Stroh liegen. Einige haben sich der Stiefel entledigt, alle haben den Tornister unter das müde Haupt gelegt, den grauen Mantel über sich gebreitet. Im Kamin ist das Feuer längst erloschen, dennoch ist es nicht gar zu kalt im Raume. In der Mitte haben die Schläfer, die sich den Wänden entlang legten, Platz frei gelassen für einen Tisch, eine rohe Bank und ein paar Kisten und Körbe zum Sitzen.

Tief atmen die Müden, die nach vielen Tagen und Nächten im Gefecht nun auf kurze Zeit abgelöst sind. Sie schlafen einen heiligen Schlaf. Sie kommen vom Kampf, wo ihnen der Tod der nächste Nachbar war während hundert banger Stunden, und über eine kleine

Weile müssen sie wieder dahin, und jedesmal, wenn sie wiederkommen nach schweren Tagen, sind es ihrer weniger.

In der Ecke regt sich einer, richtet sich halb auf in plötzlichem Entschluß und weckt seinen Nachbarn. ‚Fritz,' flüstert er, ‚wach auf, ich muß mit dir reden!'

Der andere kämpft einen Augenblick mit dem Schlaf, öffnet die Augen und erblickt seinen sitzenden Nebenmann. ‚Ja, was gibt's?'

‚Verzeih', daß ich dich weckte! In einer Viertelstunde heißt es sowieso aufgestanden, dann sind die Kameraden munter, dann geht es los, und ob ich noch heute abend mit dir reden kann, weiß ich nicht.'

Der andere, noch ein wenig schlafbefangen, schweigt erstaunt, drum spricht der erste weiter:

‚Du kennst mich noch nicht lange, Fritz, drum wirst du dich wundern. Aber wir waren beide zwei Tage zusammen in des Todes offener Hand. Er hat nicht zugepackt, wir haben uns nochmal gerettet.'

‚Das heißt,' sagt der andere, ‚du hast mich herausgeholt, und wenn du und der Pfarrer nicht gewesen wären, dann hätt' . . .'

‚Gleichviel. Ich will dir was von mir sagen, daß du es weißt, daß es überhaupt jemand weiß; denn ich kann es allein nicht mehr bei mir tragen, weil es mir tags und nachts vor Augen steht. Es ist nichts Besonderes, sondern nur, was hundert auch aushalten müssen. Denk darum auch nicht, ich sei ein Feigling!'

‚Nein,' sagt der andere, ‚das denk' ich nicht und keiner. Aber schau, ich bin ein einfacher Mann und du bist ein gelehrter Doktor. Ich werd' dir nicht viel raten können, — willst du nicht lieber . . .'

‚Ich will nicht. Denn hier handelt es sich nicht um Dinge für den Kopf, die ich nicht lösen kann, sondern um Herz und Fühlen, und darum wende ich mich an dich, Fritz, und an sonst keinen.'

Das Zimmer wurde ein wenig lichter. So war der Fritz zu sehen, der jetzt eben den Kopf mit krausen Locken hob und seine großen Augen zum Nachbarn wendete. Fritz nickte und sagte:

‚So, so, um's Herz geht's. Darum sprichst du mit mir, den sie den Kompagniespaßmacher nennen.'

‚Ja, mit dem Kompagniespaßmacher, weil der wie so oft die tiefsten Runen in seinem Herzen hat, die meiste Kraft hat — das kenn' ich genau. Gib acht, ich mach's kurz:

Ich bin wie du armer Leute Kind. Wie ich's geschafft hab' meine Jugend durch, um in die Höhe zu kommen, weiß ich allein. Meinen Eltern wurde das Wenige, was ich zum Studium brauchte, sauer genug. Nun, es ging. Ich rang mich immer zu den ersten hinauf. Als Student lernte ich meine jetzige Frau kennen, die einzige Tochter einer guten, aber nicht reichen Familie, das liebste Mädchen unserer Stadt. Auch da setzte ich mich durch gegen eine

Menge junger und auch tüchtiger Mitbewerber, die ihr viel mehr zu bieten hatten als ein so armer Kerl wie ich. Aber sie wählte mich, gewann ihre Eltern für mich und hat sechs Jahre ihrer Jugend auf mich gewartet. Dann kam die Erfüllung. Ich hab' mich durchgesetzt, mein Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden, bekam eher als alle anderen Anstellung, kam sogar ins Ministerium, und einige schöne, schöne Jahre haben mich belohnt. Wie schön es war, kann und mag ich nicht sagen, aber es war über alle Maßen. —

Da kam der Krieg. Soll ich's bereuen, daß ich freiwillig mitging? Du weißt ja, wie es war. Wir alle im Frieden, und keiner von uns dachte einem anderen Volke etwas Böses zu. Da kommt der Mord des österreichischen Kronprinzen, die unklare Spannung der Lage. Dann die Zeit, wo Rußlands Rüstungen bekannt werden und unser Kaiser und Kanzler noch immer um den Frieden ringen. Dann ist die ganze Welt voll Feinde wider uns; Haß schrie uns von allen Seiten entgegen — England zog die Freundesmaske vom Gesicht, Japan fällt über unsere blühende Kolonie her —, da hat's uns alle angefaßt und mich auch: Stell dich hinein für's Vaterland, sie sollen unser Land nicht haben, unser Volk nicht knechten; wir haben — das weiß Gott — niemanden gehaßt, nun aber wehren wir uns. So zog ich mit vielen hinaus, ließ meine Liesel mit den zwei Buben zu Hause. Ich war's ja auch schuldig, nach den glücklichen Jahren vorher.

Einmal hatte ich Krankenurlaub nach Hause. Mein Weib umarmte mich, froh und in Kummer. Ihr einziger Bruder, ein prächtiger Junge, Leutnant beim . . . Regiment ist gefallen, als wir anfangs wie ein Unwetter ins Feindesland vorstürmten. Sie war blaß und zart geworden, pflegte mich wie immer voll Liebe vollends gesund und sah doch ängstlich mit meiner wiederkehrenden Kraft den Tag des zweiten Auszugs nahen. Die Nacht, bevor ich ging, weinte sie viel. „Unser Brüderlein", sagte sie, „kommt nun und nimmer mehr. Wenn du nimmer kämst, dann wär's auch zu End' mit mir." „Nein," sage ich, „ich komm' schon wieder, und außerdem, schau unsere zwei Buben da, für die du lebst und denen du alles bist, und denk' an deinen Zustand," — denn es ist noch ein Kindlein unterwegs.

Sie gab sich auch Mühe und verstummte. Aber ich fühlte an ihrer Hand, die ich in der meinen hielt, daß der Schmerz sie schüttelte.

Lang bevor der Tag graute, mußte ich fort. Ich will von der letzten Stunde schweigen, aber liebes Vaterland, schwer war's.

Nun, das alles ist nicht anders als wie bei tausend Kameraden auch. Aber — das ist's, Fritz, und fast schäm' ich mich, es zu sagen, — seit neulich die Geschichte war und wir eigentlich doch verloren waren, da läßt's mir keine Ruhe. Tags vergeht's für ein paar

Stunden im Lärm, im Dienst. Aber kaum ist Ruhe, dann sehe ich sie zart und bleich, mit ihrem gesegneten Leib und ganz erschreckten Augen, und ihre Fingerlein sind lang und spitz, und etwas Irres ist in ihrem Wesen, und ich bin tot. Wenn ich sterbe, fürcht' ich, wird sie irr. Sie hat niemand mehr. Nachts kommt's wieder, heute nacht war's schrecklich. Ich fühl's, der Tod kommt zu mir, ich kann nicht mehr zu ihr, zu den Buben, und ich muß doch! Am Hals spür' ich ihn, die Brust schnürt's mir ein. Minuten gehen, jede sagt „bald". — Fritz, ich hab's nicht mehr ausgehalten.' —

Der Fritz sagte gar nichts. Er legte nur seinen Arm auf des andern Schulter.

‚Fritz,' sagte der Doktor, ‚wenn ich tot bin, schau zu, daß du ihr's erzählst, daß sie irgendjemand hat; bring ihr meine Sachen. Wenn sie irr würde — es liegt so was in ihrer Familie — Herrgott, die Liebe, Gute, und die Kinder! Wenn ihr nur einer beistünd'!'

‚Du stirbst nicht, Doktor,' sagte der Fritz, ‚sei ganz ruhig. Ich bin auch noch da, und eher soll . . ., als daß du fällst. Sei ruhig, Kamerad, ich weiß, daß du nicht stirbst, denn es gibt doch noch so was wie einen Herrgott und eine Ordnung und Gerechtigkeit, und außerdem, wir sind auch noch da. Aber wenn mich der Teufel holt,' fuhr er fort, ‚so hätt' ich halt auch ein Anliegen. Dem Pfarrer Berg, weißt du, dem langen, dünnen, hab' ich's schon gesagt. Der ist gut. Willst du nicht auch mit ihm reden?'

Er konnte nicht weiter erzählen, denn der Lärm des Weckens und Erwachens löschte alles aus. Sie rafften sich auf, die ernsten Gestalten, und die Welt der Träume wich der todnahen Wirklichkeit des Tages.

Beim Aufbruch merkten sie schon: Es ist nicht geheuer. Die Offiziere sprachen ernst miteinander, dann gab es eine Verzögerung. Der Geistliche käme noch, Gottesdienst halten. Diese Aussicht wurde recht verschieden beurteilt. Manche schwiegen, manchen war der kleine Aufschub willkommen, manche sagten: ‚Dem seine Sprüch' kennen wir schon längst' oder ‚Der hat gut reden von Gottes Wille, Kaiser, Vaterland, Pflicht, denn er sitzt schön kugelsicher hinten'. Ein kleiner Kecker machte derbe Spässe, viele lachten. Als aber eine hagere, große Gestalt sichtbar wurde, die in langen Schritten eilig nahte, raunte es befriedigt durch die Reihe: ‚Ah, der ist's, der fürcht' sich nit, der war schon bei uns, wenn die Luft dick war. Steckt seine lange Nase bis in die Horchposten, ist auch kein Sprüchklopfer. Den kann man schon anhören.' Drum war auch der Gegengruß herzlich und die Aufmerksamkeit ungeteilt, als er sprach.

Noch sei der Krieg im Wachsen, sagte er etwa, und keiner wüßte, wie es gehe. Im Wachsen sei auch noch bei vielen das Staunen über das, was geschähe und was sie selber täten. Dies Staunen

sei gut, der Herrgott selbst müsse es loben, denn es bedeute, daß keiner von ihnen, keiner von uns allen — sein Auge schweifte über die Truppe und zögerte kurz bei einer Gruppe zuhörender Offiziere — je diese Arbeit gewollt, ja geahnt habe. Keiner von uns hat ein Feindesvolk gehaßt, dies wissen wir tief innen, keiner hat töten wollen, Menschen, die er nicht kannte, die ihm persönlich auch nichts zuleide taten. Dem deutschen Bauer, dem deutschen Werkmann ist der Krieg ganz unbegreiflich. Das ist unser Trost. Schleier liegt über den vergangenen Tagen, die Feinde nennen uns Barbaren: wahr ist, hart haben wir zugefaßt, Unrecht geschah auch in unseren Reihen. Aber so weit unser armer Menschenverstand reicht, bleibt uns ja keine Wahl. Ringsum steht die Welt gegen uns, bedroht uns. Furchtbar hat in vergangenen Jahrhunderten der Feind in unserem Lande gehaust. Ihr wißt jetzt selbst, was es heißt: Krieg im Land. Wer schuld am Krieg ist, welche Völker, welche Männer, vermag ich euch nicht zu sagen. Der Anschein zeigt deutlich auf die Feinde. Denn wir wollten kein fremdes Land, keine Revanche; unser Wohlstand wuchs, während jene drüben tausendfach mit Revanche drohten, deutsche, österreichische, türkische Länder begehrten. Dennoch nur Gott kennt die Herzen der Menschen, und ich möchte hoffen, daß auch die Völker unserer Feinde ohne ihren Willen zum Krieg kamen.

Nun weiß keiner Rat und Hilfe außer den Kampf, sich wehren, Menschenblut vergießen. Auch ich, der ich gesandt bin, Feindesliebe, Nachsicht, Versöhnung zu lehren, muß euch zum Kampfe stärken. Und da achtet wohl auf dies eine! Ganz sicher muß ich euch dies eine sagen: Verzweifelt an Gott nicht! Haltet euer Gewissen rein! Ich weiß, es ist schwer. Ihr habt viel auszuhalten, was aufreizt. Man schoß auf euch aus Büschen und Häusern; schwarze und braune Feinde von wilder Grausamkeit führte man gegen euch. Auch ihr seid Menschen, der Augenblick ist mächtig, ihr verliert Besinnung, tut, was euch reut. Haltet euch in der Gewalt! Kämpfen müßt ihr, Kameraden, aber über den Kampf hinaus geht nicht! Ihr seid mehr als Soldaten, ihr seid Christen! Solange euer Herz rein ist, so lange könnt ihr getrost kämpfen.

Und verzweifelt nicht an Gott! Ja, ich gebe es zu: Manchmal ist es schwer, an seine Güte, seine Gerechtigkeit, seine Liebe zu glauben. Wenn wir so gar nicht wissen, was dieses schreckliche Morden in Gottes Plan eigentlich soll, wenn wir sehen, wie diejenigen fallen, die die ärmsten Familien hinterlassen, wie andere die schrecklichsten Qualen erleiden, die gute, freundliche Menschen waren, wie es die Besten wegrafft und manch schlimmen Gesellen verschont, wenn man im Schlafe die Stimmen der Kinder hört und die Heimat sieht und dann erwacht und kämpfen und ertragen soll ohne Ende: da fragt das arme Menschenherz: Wo ist der liebe Gott? Wo ist Jesus, der

allmächtige Heiland, der Liebe und Hilfe gepredigt hat, Versöhnung und Gottesreich versprach und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind; wo ist der allwissende Gott, der gerechte, ohne den kein Haar vom Haupte fällt, der Gute und Böse richtet ohne Ansehen der Personen, der keinen Feldherrn und keinen Fürsten vom einfachen Soldaten unterscheidet, sondern nur die Gewissen prüft?

In tausend Soldatenherzen erwacht diese Frage. Wo ist der liebe Gott? Viele ertragen's nicht und lachen ein schlimmes Lachen. „Es gibt ja keinen!" — Verzweifelt, liebe Kameraden, nicht an ihm! Wir sind so klein, er ist so groß. Wir werden ihn nicht verstehen, so wenig wie der kleine Grashalm auf der Wiese das seltsame Walten des Menschen versteht, der die Wiese hegt. Vertraut ihm trotz alledem, was ihr erlebt, und haltet eure Seelen rein!

Nun zieht ihr, Vielbewährte, wieder in ernsten Kampf. Bei jedem von euch möchte ich sein, der mich braucht. Doch kann ich nur bei Wenigen sein. Aber der große, gute Vater im Himmel, der kann bei jedem sein, der ihm vertraut, der seine Seele rein hält. Und in der Stunde des Todes, der nicht so traurig ist, wie er scheint, sondern vieler Menschen Freund, wird Gott, so glaube ich, die Augen öffnen und erkennen lassen, warum all dieses geschieht.'

Das Vaterunser wurde mit gesenkten Häuptern von hundert Kehlen aufrichtig gesprochen. Dann kamen die bekannten Geräusche des Aufbruchs.

VII.

Menschen aus feindlichen Ländern.

Als abermals das Kommando zum Vorrücken gekommen war und die Truppen gegen das noch immer heftige Feuer angingen bis zur Bodenwelle, fiel die Granate, die den Doktor nach hinten überwarf. Er preßte die linke Hand auf den Leib und machte nochmal eine Bewegung, als wolle er auf; dann krümmte er sich unter Ächzen in gequälten Bewegungen auf der Erde und biß in die Schollen des Bodens. Der Schrei aber, der ganz hell und grell das Schlachtgetümmel durchschnitt, stammte aus einem anderen Munde. Der Fritz stürmte an seinem Kameraden vorbei, nachdem er einen Augenblick gezaudert hatte. Aber der Ausdruck seines Gesichtes wurde starr und furchtbar. Gleich darauf kamen sie an das Haus, das einsam im Lande stand. Es war geräumt und schien ganz leer. Kaum waren sie zweihundert Meter darüber hinaus, kam das Signal zum Halten, ohne daß der Grund ersichtlich war, denn der Feind schien im vollen Rückzug. Sofort wurden Gräben etwas hinter der Kuppe der Welle ausgehoben, mit Rasenstücken maskiert. Über dieser Arbeit sank der Abend herein und Fritz erbat und erhielt die Erlaubnis, nach dem Schicksal des Doktors auszuspähen.

Er fand ihn mit offenen Augen und zusammengefallenem Gesicht liegen, wo er gefallen war, hob ihn auf und trug ihn weiter zurück zu dem Hause.

Dort in der Scheune auf Heu bettete er ihn und achtete zunächst nicht auf den übrigen Raum. Während er sich mühte, löste sich der starre Ausdruck seines Gesichtes, und es liefen ihm Tränen über die Wangen. Im Zwielicht von der dunkelsten Ecke schauten zwei alte, ängstliche Augen ihm zu, und als sie den verwilderten Soldaten weinen sahen, kam ein wenig Mut in die ängstlichen Augen. Der alte Mann richtete sich ein wenig auf, das Heu knisterte:

‚Herr Soldat — gut — arme Kamerad. Herr Soldat, voilà arme Kind, Paul là.‘ Er rückte das Heu zur Seite, da schlief ein Knabe. Dann kam der Alte vollends näher. ‚Arme Kamerad, große Blessure!‘ Während Fritz mißtrauisch zusah, machte er sich um den Bewußtlosen zu schaffen. ‚Laisser absolument tranquille, nix bewegen,‘ sagte er, als er den Bauchschuß bemerkte.

Der Doktor wurde nach einer Weile unruhig. Er schlug die Augen auf, suchte umher, stammelte einige Worte, lachte kurz und stöhnte sogleich tief auf. Sein Gesicht verfiel zusehends. Er erkannte Fritz nicht. Seine Hände suchten unruhig im Leeren. — ‚Nix gut,‘ sagte der alte Mann. Fritz wollte Hilfe holen, der Franzose sagte aber: ‚Nix médecin, zu spät. Sterben arme Kamerad.‘ So war's denn auch. Er stöhnte. — ‚Arme Frau, arme Kinder!‘ hauchte er nochmal. Fritz hatte seine Hand gefaßt. Der alte Franzose nahm mitleidig die andere. So starb er.

Bei seinem Tode war der Fritz wieder ganz tränenlos und starr. Er erwachte aus seiner Starre erst, als das Kind im Schlafe zu sprechen und nach der Mutter zu rufen begann. Da besann er sich, drückte dem Toten die Augen zu und nahm aus dem Rock den Inhalt der Brusttasche heraus. Die Briefe steckte er zu sich, den Rest ordnete er, und als er ihn wieder in die Tasche stecken wollte, wurde es draußen wieder lebendig, denn ganz plötzlich erhob sich nicht allzu ferne lebhaftes Gewehrfeuer. Er nahm sich deshalb nicht lange Zeit, sondern eilte, so schnell er konnte, hinaus.

Die seltsame Dreiheit, der Alte, das Kind und die Leiche, blieben allein zurück. Der Knabe schlief wieder, und selbst der bellende Lärm des Schnellfeuers erweckte ihn nicht. Der Alte aber saß da und schaute zuerst auf das Kind — dann eine Weile durch einen Spalt hinaus, wo es im Umkreis von tausend Funken aufblitzte — und dann endlich auf die Leiche, deren Umrisse im späten Dämmerlicht ungewiß und schauerlich erschienen.

Und wie er so an der Leiche saß und ihre Umrisse, die immer mehr entschwanden, betrachtete — da standen Bilder vor den Augen des Alten auf, neue Bilder mit zuckender Bewegung, alte, längst vergessene, mit zögernd langsamen Gesten:

In geraden Linien ragte ein einfaches, weißes Haus über die Dächer der anderen heraus, die hohen Fenster mit weißen Gardinen geschmückt. 1890 war's: endlich so weit, da konnte ich's bauen, wonach ich mein Leben lang getrachtet, dachte der Alte. Charlotte, die gute, waltet darin, die Kinder wachsen. Im Ohre klingen die Geräusche des Tagwerks wieder, die erwachten Stimmen des Morgens, der Hammer und Hobel in der Werkstatt und die Reden der Gesellen; der Mittag mit dem gemeinsamen Gebet begonnen, das Klappern der Geschirre und das Reden der Menschen. — Der Feierabend mit seiner Behaglichkeit, der Gang durch das Dorf und die Felder, die Nachbarn mit ihren immer gleichen Gesprächen. Dann der Abend mit dem Geläute der Dämmerung, die Nacht mit der tickenden Uhr, dem leisen Atem der geliebten Menschen. — Dann ein Bett mit einem blassen Gesicht und ängstlichen, fragenden Augen. Der letzte Abschied von der Gefährtin, der Priester, der Sarg, das Grab. Dann die immer fröhlich geschäftige Marie, die Gattin des Sohnes, der ihm das Handwerk abnimmt, und nun die ruhigere, behagliche Zeit des Mittuns nach Gefallen in Rat und Tat. Die Enkel, Paul und klein Charlotte mit der Unerschöpflichkeit der kindlichen Erlebnisse. Dies war seine Welt — von der anderen wußte man nichts. Ja, man hörte, man las in Zeitungen von vielem, was in Paris geschah, man schimpfte ein wenig auf die Advokaten der Regierung und traute ihnen nie. Mit Recht, dachte der Alte. Einmal ging es heiß zu, beim Konflikt der Beamten mit dem Pfarrer und als man den armen Schulschwestern alles wegnahm. O diese Freimaurer und Advokaten! Aber waren die anderen besser? Im ganzen, man lebte, die Sonne schien, die Früchte reiften, die Enkel wuchsen heran, man liebte einander.

Dann der Krieg. Unmöglich, sagten viele, endlich, sagten einige. Was half alles Überlegen, Reden hin und her, was halfen die Zahlen, die Boches kamen! Maurice war schon zu Beginn eingerückt. In seinen Greisentagen war er Schutz des Hauses und der Familie. Sollte man bleiben, sollte man fliehen? Die Zeitungen brachten Greuelberichte von den Barbaren. Die Zeitungen logen immer, nach ihnen waren die längst besiegt. Bevor man sich entschied, waren sie da.

Wie ein Wetter stürzte die Schlacht über sie her. Alles war Spannung, Lärm, Aufregung, Schrecken. Man schrie, weinte, betete. Dann kamen Granateinschläge. Dann der Brand — alles verloren — bis auf Paul. O Gott!

O diese elenden Prussiens! Oder waren es Bayern? Fünfzig Jahre Arbeit und Hoffnung, an einem Tage vernichtet, Tochter und Enkelin verbrannt! O dieser elende Krieg!

Und nun auf der Flucht, tags verborgen, nachts mühsam nach

Südwesten schleichend, immer in Not, immer in Angst. O verfluchter Krieg, der du alles nahmst, verfluchte Prussiens, die ihr ihn begannt! O gerechter Gott, wie kannst du erlauben, was hier geschah! Womit haben wir, womit unser armes Dorf, womit unser Land den Untergang verdient?

Horch: Eine Hand drückte von außen den Türgriff nieder. ‚Mon Dieu,' der Alte verbirgt sich, späht aus dem Stroh voll Spannung. Eine Sekunde voll Angst verstreicht, bis die Türe sich öffnet, das Licht einer Taschenlaterne, dann ein Kopf. Es ist der Soldat von vorhin, Fritz. Er beugt sich nochmal über den toten Doktor und spricht halblaute Abschiedsworte vor sich hin. Da raschelt's im Stroh, der Alte kommt zu ihm, deutet auf das schlafende Kind und macht Bewegungen des Essens und Trinkens: ‚Gute Soldat, o Hunger, pauvre garçon là, nix pour manger, o bitt'!'

Fritz schaut auf. ‚Das wär' was für meinen Doktor. Armer Kerl!' sagt er, nimmt des Doktors Feldflasche, leert seinen Brotbeutel, fügt vom eignen noch etwas hinzu. ‚Der arme Kerl!' Das Kind wird geweckt, bekommt zu essen. Der fremde deutsche Soldat nimmt es auf die Knie, gibt ihm die Feldflasche mit Kaffee, gibt ihm Brot, liebkost es, so zart er kann. Die Männer sitzen einander gegenüber und sind sich nicht mehr fremd. ‚Pauvre enfant,' sagt der Franzose, ‚Mutter kaput, père' — zuckt die Achseln — ‚soeur kaput, Haus kaput, village kaput. Moi et lui tout-seuls.'

‚Ja,' sagt Fritz, deutet auf die Leiche, ‚armer Kamerad, soviel' — zeigt mit dem Finger — ‚kleine Kinder und eines was kommt, encore un qui vient, Frau sehr schwach, malade très pauvre!'

‚O la guerre, o la terrible guerre.'

‚Ja,' sagt Fritz, ‚der verdammte Krieg.'

‚Qui a fait la guerre?' sagt der Franzose, ballt die Faust.

‚Ja, den soll der Fluch treffen,' sagt Fritz, dann aber kommt ein Lächeln über ihn, den Kompagniespaßmacher: ‚Ich hab' ihn nicht gemacht,' sagt er, ‚pas moi.'

‚O oui,' sagt der Franzose, ‚et moi non plus.' Auch er lächelt ein wenig, dann geben sie sich wie von selbst die Hände.

Aber wer? Niemand weiß es. Jeder sagt: Der andere, jeder andere sagt: Nicht ich. Gott weiß es. Aber er läßt es zu! Hat er ihn selbst gemacht? — Man darf nicht denken.

‚Adieu!' sagt Fritz und geht. Den Alten überkommt Müdigkeit.

Sein Schlaf dauerte nicht lange. Die Türe wurde aufgerissen, Licht drang herein, dem Lichte nach ein paar Soldaten. Sie leuchteten stumm über den Boden der Scheuer, sahen den Körper liegen und fanden die Leiche. ‚Da liegt einer.' ‚Ist hinüber.' ‚Von den . . . . ern.' — Sie wollten es sich in der Scheuer einrichten, um auszuruhen. Da klang ein leises, verschlafenes Sprechen aus einer

Ecke; sie sahen nach und fanden den Knaben und den vor Angst zitternden Alten im Heu.

‚Halloh, was macht der da?‘

‚O mon cher soldat, si pauvre vieillard, grand-père de ce petit garçon-là, nix tun.‘

Einer lachte. ‚Laßt den alten Kerl in Ruh.‘ Die andern schienen auch gutmütig, wenn auch ein wenig mißtrauisch. ‚Lassen wir ihn laufen,‘ sagte der Anführer, ein Unteroffizier. Er war mit Paul und dem Karren schon an der Tür, da schrie einer innen: ‚Halt!‘ Ein paar feste Hände griffen den Erschreckten und rissen ihn zurück. ‚Was liegt da?‘ Wo das Kind geschlafen hatte, lag eine deutsche Feldflasche. Die fehlte an der Leiche. Aber außerdem, die Uniform war aufgemacht, wie wenn jemand die inneren Brusttaschen durchsucht hätte.

‚Wir müssen die Scheuer und den Kerl doch durchsuchen.‘ Die Scheuer ergab nichts. Der Alte sträubte sich gegen die Untersuchung, mit Jammern und Flehen in immer hastigeren französischen Sätzen. Er erregte dadurch Ungeduld und Mißtrauen. Man packte ihn fest, während das Kind sich weinend an ihn klammerte. Der Karren ergab einen deutschen Brotbeutel, und in einer Tasche des Alten fand sich Tauroggs Portefeuille mit Schriften und deutschem Gelde. Derbe Stöße begleiteten die Frage: ‚Leichenräuber, elender, was ist das? Woher hast du das? Hast du auch abgeschnittene Finger mit Ringen bei dir? He!‘ Der Zorn der Soldaten wurde wach. Dem Alten schien die Gefahr zu dämmern; er erzählte hastig, sich überstürzend, den Hergang. Keiner verstand ihn. Einer äffte ihn nach, wie er mit dem zahnlosen Munde hastig erregt plapperte und mit den Händen gestikulierte. Ein anderer wollte voll Wut auf ihn los. Der Unteroffizier hinderte ihn. Einer meinte: ‚Lassen wir ihn dennoch laufen, schon wegen dem Kind!‘ ‚Das geht nicht,‘ entschied der Unteroffizier. ‚Das ist vorschriftswidrig. Es sind zu viele Fälle von Leichenraub vorgekommen. Jetzt wird er festgemacht, damit er nichts anstellen kann; morgen liefern wir ihn ein.‘

Man band ihm Hände und Füße, warf ihn ins Heu. ‚Da lieg, Saukerl,‘ sagte einer, ‚morgen — —‘ und er machte eine bezeichnende Bewegung. Dann schliefen die Soldaten, müd', wie sie waren. Das Kind schaute noch einige Male erschreckt herum, dann überfiel es die Müdigkeit der ruhelosen Zeit. Der Greis aber lag wach und durchlebte die furchtbarste Nacht seines Lebens.

VIII.

Die beiden Barbaren.

‚Wir waren wie im Rausche,‘ sagte der französische Leutnant zu dem Priester und richtete sich ein wenig vom Lager auf. ‚Tag

Karl Buchholz/Wald im Herbstnebel



Phot. F. Bruckmann, A.-G., München

um Tag, Nacht um Nacht waren wir zurückgegangen, zuletzt trostlos und verzweifelt. Da war die Wendung gekommen — die Deutschen mußten zurück, und wir — endlich, endlich, wir jagten sie vor uns her. All unser Elend der vergangenen Tage kehrte sich um in wütende Freude, und wir kannten kein Erbarmen. Jetzt kehrt in meinen Fiebernächten immer ein schrecklicher Ton wieder, der mich martert und nie verläßt: „Kamerad, Kamerad!" Und hör' ich den Ton, dann seh' ich die entsetzten Gesichter der Hilflosen, die zurückgeblieben waren, machtlos, wehrlos, auf den Knien, sehe die großen Augen, die gespannten Mienen, die aufgehobenen Hände: „Kamerad — Kamerad!" Aber dann kommt's — wir waren, ich wiederhole es, wie Tiere, ja schlimmer wie Tiere, mein Vater. Eine Tollheit war in uns; heute fass' ich das nicht mehr. Wir stachen sie alle nieder, immer wieder, die Wehrlosen mit dem Bajonette oder hieben mit Kolben auf ihre Köpfe — Gnade, Gnade und dann das Mordgeräusch — ach, mein Vater, wenn ich nun sterbe — und vor Gott trete — was werde ich sagen? Vier — fünf habe ich selbst erstochen, die „Kamerad!" riefen. Einen davon seh' ich deutlich: Braunäugig und mit braunen Locken, noch ohne Bart. Er war, o ich schäme mich, es zu sagen, verwundet, hatte einen Arm in der Binde — die andere Hand mit gespreizten Fingern streckte er mir entgegen, er rief das schreckliche Wort mit der Stimme eines Knaben. Seine Augen faßten die meinigen mit einem zuversichtlichen Ausdruck, als wollte er sagen: Du kannst mir doch nichts tun, ich habe doch keine Waffen, bin doch dein Feind nicht. Da, wie ich auf ihn losteche, kommt ein anderer Ausdruck in die Augen, grenzenloser Kummer und Staunen. Dabei fiel er hin. Ich riß am Bajonette, es steckte fest, dann trat ich — ja, mein Vater — trat ich mit meinem Stiefel auf seinen Körper, um das Bajonett herauszuziehen. Da schauten seine brechenden Augen nochmal auf mich, während eine Blutquelle ihm aus dem Loch des Stiches und dann aus dem Munde emporbrach.

O mein Vater — entziehen Sie mir Ihre Hand nicht. Wenn ich nun sterbe, was werde ich Gott sagen? Wird der Knabe vor ihm stehen, wird er mich anschauen? Dann werde ich nicht sprechen können. Meine Seele in ihrer Schuld wird erstarren, mir kann vielleicht nie vergeben werden, und ich will von ihm Vergebung haben.'

‚Mein Kamerad,' sagte der Priester, ‚wir hoffen, daß Sie gerettet werden, daß die Operation Sie dem Leben wiederschenkt, einem langen Leben zur Sühne. Sollte es aber Gottes Wille sein, daß Sie, wie Sie meinen, von der Narkose nicht mehr aufwachen: wir wollen dem tapfer als Soldaten entgegenschauen — dann werden Sie vor Gott und ihrem Opfer bestehen! Sagen Sie mir ruhig, armer Freund, was Sie Gott sagen wollen — —'

‚Mein guter Vater,' sagte der Offizier, ‚wenn mich die unend-

liche Scham nicht schweigen ließe, wenn die große Sehnsucht, zu sühnen, wieder gutzumachen, durch ein Meer von Leiden und Opfern ihm das Leben wiederzugeben, und das Gefühl, daß dies alles nicht genügt, mir nicht den Hals zuschnürte — dann, mein Vater, ja, dann würde ich zu Gott sprechen mit gerungenen Händen: Glaube mir, wenn auch alles, alles wider mich zeugt, mein Gott und du, lieber Jüngling, den ich mehr liebe als mich selbst, ich bin es nicht gewesen, der dich so miserabel erstach, nein, nicht ich, niemals ich. Sieh', ich knie zu deinen Füßen — ich habe dich nicht getötet. Nein, mein Gott, nicht ich, nicht ich. Hört mich an bis zu Ende: Ich war nie im Leben grausam; immer, wenn ich auch leichtsinnig war, prahlerisch, ja lügnerisch, habe ich im Innersten nicht das Böse, nein, das Gute gewollt. Nur Liebe habe ich von meinen Eltern erfahren, fast nur Gutes von meinen Erziehern. Meine Seele war auf Innigkeit und Freude gestimmt. Woher sollte ich morden können? Nein, ich war es nicht, der dich tötete. Gott, du hast mich aus Leib und Seele gemacht. Nur beide zusammen machen mich aus. Mein Leib, ja, hat ein gräßliches Werk vollbracht, das muß so sein, denn ich war dabei, ich hab' es gesehen, erlebt, ich trag' es in mir: aber meine Seele war nicht dabei. Sie war nicht in mir, als ich das tat. Erloschen war sie, verschwunden, in Banden geschlagen. Ich weiß es gewiß, denn später erst kehrte sie zu mir zurück. In der Nacht nach deinem Morde hörte ich den Chor der Schreienden: Kamerad, Kamerad!, dann sah ich dein Gesicht, deine Augen, da kehrte meine Seele zu mir zurück und sah mit steigendem Entsetzen, was mit ihrer Hülle geworden war. Sie wollte nicht bleiben, die Seele, denn ihr Haus ekelte sie, von Stunde zu Stunde mehr. Keine Ruhe fand sie mehr in ihrem Hause, und sie mußte darin bleiben. Gräßlicher ist nichts auf der Welt. Sperrt mich gesunden Leibes mit ekelhaften, stinkenden Kranken zusammen, das Grauen wird kleiner sein als das Entsetzen meiner Seele vor ihrem Körper. Tags betäubte mich der Kampf — der Vormarsch kam zum Stehen, wir mußten wieder zurück. Ich wurde verwundet — weil ich den Tod suchte, weil ich vor Jammer nicht mehr bei mir bleiben wollte, und nun bin ich in deinen Händen, o Gott — aber was auch geschehen — immer klarer steht es vor mir: So schuldig, wie ich meinte, bin ich doch nicht. Die Tat ist tausendmal größer als die Schuld. Ich war's nicht selbst. Sühnen will ich. Ganz aber, o Gott, darfst du mich nicht verwerfen — du darfst nicht, darfst nicht — hörst du, o Gott?' — —

Schweiß stand ihm auf der Stirn; die Worte waren zuletzt fast Schreie geworden.

Der Priester wurde sehr ernst und wendete den Blick vom Bette weg zum Fenster, wo der scheidende Tag fahl erstarb. Er

schwieg eine Weile und ließ den Verwundeten zur Ruhe kommen. Dann sagte er:

‚Mein Bruder! Sagen Sie dies Gott ohne Scheu. Sie haben sich jetzt selbst zur Klarheit durchgekämpft und zum Troste und bedürfen meines Trostes nicht mehr — denn Sie haben recht, mein Freund. Nur daran denken Sie noch: Schuldig sind wir alle und sind Sie wegen Ihres Tuns, mehr aber, weil Sie sich nicht gehütet haben. Hätten sich die Völker gehütet vor gegenseitiger Verkennung, vor Verleumdung, vor der Lüge, so hätten sie sich nicht gehaßt. Hätten Sie Gott mehr vertraut und dadurch Ihren Geist freigehalten zuerst von der aufsteigenden Verzweiflung des Rückzuges, dann aber von dem erwachenden Hassestaumel des Vorgehens, hätten Sie den Lügen mißtraut, die man über die Feinde erzählte — dann wäre Ihre Seele nicht von Ihnen ausgezogen. Sie sind schuldig, denn Sie haben nicht vertraut und sich nicht gehütet. Sühnen Sie durch Ihre Wunden, durch Ihre Reue, durch Hingabe an Gottes Willen! Schenkt Ihnen der Allbarmherzige das Leben, so nehmen Sie es als Geschenk seiner Gnade und als Berufung. Erinnern Sie sich an diese Tage, bevor Sie andere verurteilen! Denken Sie an sich selbst, wenn vom Feinde Taten berichtet werden, die Sie auch begangen haben, und richten Sie über keinen, der Verbrechen beging, weil seine Seele von ihm ausgezogen war, und der verzweifeln möchte, weil seine Seele wiederkehrend die Stätte befleckt findet, in die sie gebannt ist. Und helfen Sie, daß die Seelen nicht durch Lügen, Mißverstehen, Verleumdung zum Haß verleitet und aus ihren Wohnungen verdrängt werden.‘

‚O könnte ich leben, um das zu tun, mein Vater!‘

‚Legen Sie Ihr Schicksal in Gottes Hand. Seien Sie standhaft! Nehmen Sie die Ungewißheit als Sühne! Mit Gott, mein Sohn!‘

Die Schwester und zwei Träger kamen; sie hoben ihn auf und brachten ihn in das Zimmer, das zum Operationsraum eingerichtet war.

Der lange, schmale Priester aber ging hinaus, sah in die sinkende Glut und sagte zu Gott innerliche Worte. Zuerst leise, dann flüsternd, dann aber halblaut diese letzten:

‚Wie arm, o Gott, sind deine Geschöpfe, wie machtlos und wie stark und schrecklich, was ihr Tun bestimmt! Vieles, o Gott, versteh' ich nicht.‘

Während aber das letzte Rot am Himmel verschwand und tiefe Schatten über alle Dinge fielen, kam eine Schwester heraus und rief den Pfarrer herein.

In der Stube standen, von einer Kerze flackernd erhellt, nur

drei Betten, und nur eines war belegt. Ein starker, aber blasser Mensch lag darin und richtete den Blick auf den Eintretenden.

‚Herr Pfarrer, ich hab' Sie rufen lassen, weil ich noch was sagen muß, bevor daß es aus ist.'

‚Ach, Ihr seid's, der große Bayer! Na, geht's besser?'

‚Naa, Hochwürden,' sagte der in unverkennbarem Dialekt, ‚abwärts geht's. Lang mach' ich's nimmer. Deswegen hab' ich a noch was sagen woll'n.'

‚Alsdann', sagte der Priester, ‚sagt's heraus!'

‚Geht nit leicht,' versetzte der Bayer. Er setzte ein wenig aus, und seine Augen suchten im Zimmer herum; das Fieber machte ihn unruhig.

‚Ich war halt kein Guter,' fuhr er fort. ‚Schon zu Haus net und im Krieg gar net. Und mei Mutter selig, die aus besserm Haus war, hat's mich anders gelehrt. Aber sie ist halt früh gestorben, und nachher is's abwärts gangen mit mir.

Aber da war i a net viel schlechter wie die andern, naa. A bissel raufen und saufen und lüg'n tut a jeder und is no nix Schlecht's grad. Aber da is der Krieg kommen, und was i dann in Belgien geschafft hab', ob mir das der Herrgott verzeiht, das möcht' ich wissen, weil ich's g'spür', daß bald aus ist mit mir.

Der Marsch ist schwer gewesen, Hochwürden, und heiß. Wie wir ins Land kommen sind, hat die Schießerei angefangt; aus den Häusern heraus hab'n die alten Männer und die Buben geschossen, auf Schritt und Tritt. Weiber haben die Unsrigen im Schlaf erstochen — Sie werden's ja wissen, Hochwürden. Zwei aus mein'm Glied haben's angeschossen. Da ist uns die Wut kommen, und wir hätten alles zerreißen mögen. Aber die Disziplin hat uns zusammengehalten. Nachher ist's immer schlimmer worden. Ein paarmal haben wir die Häuser ausgeräuchert, einmal sind wir mitten im Ort überfallen worden, da haben wir alles zusammengeschossen und verbraunt. Aber das war halt Krieg und Notwehr gegen den hinterhaltigen Feind, der kein Soldat ist. Nur ist die Wut in mir immer stärker geworden, und hart ist man geworden auch.

An einem Tag war's wieder heiß, und unterwegs sind wieder ein paar Leute von uns hinterhältig erschossen worden. Im Quartier hieß es „kein Wasser trinken". Die Hitze und der Durst haben uns arg zugesetzt, und wir haben nicht anders gedacht, als die Belgier haben das Wasser vergiftet. Die Häuser waren fast alle leer. Ich war mit einem Kameraden vor dem Ort in einem kleinen Haus einquartiert und fand im Keller Wein. Wir haben eben getrunken, wie unser Durst war, und waren bald nicht mehr nüchtern. Der Kamerad war aus mei'm Ort, und wir haben angefangt, uns ein bissel zu necken und zu raufen auch und haben für den Augenblick

den Krieg vergessen wollen und gedacht, morgen schießen uns die Kerle ja doch von hinten nauf, also heut' noch einmal lustig! Da will's der Teufel, daß ich mei'm Freund im Spaß an Stoß geb, und er fliegt an die Wand. Die Wand hat aber einen ganz hölzernen Ton gegeben, wie wenn's eine Tür wär', und es war auch eine. Wir rufen, aber weil's ganz still war, haben wir wieder abgelassen, und es wär' nichts passiert, wenn drin nicht nach einer halben Stund' was geklirrt hätte, wie wenn ein Teller herunterfällt, und der andere hat gemeint, er hätte einen leisen Schrei gehört, wie wenn ein Weib erschrickt. Da haben wir nochmal ,aufmachen' gerufen und dann die Türe aufbrechen wollen. Mitten in der Arbeit hören wir drin hantieren und schwere Stücke von der Türe rücken. Dann haben wir sie aufgestoßen, und drinnen hat einer gestanden und ein Gewehr auf uns gehalten und auf deutsch „halt" gerufen.

Wir haben eine schreckliche Wut bekommen, denn wir haben nicht anders denken können, wie unter Nacht hätten wir ermordet werden sollen. Wir haben dem Kerl das Gewehr aus der Hand geschlagen, so daß der Schuß in die Wand ging, haben uns auf ihn gestürzt und haben ihn fast erstochen. Aber wie ich schon das Messer heraus hatte, springt hinter einem Kasten ein Weib hervor und fällt mir in den Arm. Und nachher hat sie so geweint und gejammert, daß wir ihn nicht gleich haben umbringen können, und weil sie auch bildsauber war, haben wir fürs erste abgelassen.'

Hier setzte der Erzähler aus. Er hatte zum Schlusse immer hastiger gesprochen, als wollte er einen Anlauf nehmen. Dann aber setzte er doch aus und fand den Mut nicht zum Sprung.

Der Pfarrer half ihm: ,Nun, habt Ihr die Frau nicht in Ruhe gelassen?'

,Ja,' sagte der Soldat. ,Die Hitze, der Wein, das, was man alles in wenig Tagen erlebt hat, die Wut wegen der Morde an Kameraden — das alles hat zusammengeholfen. Wir ließen ihr die Wahl: Entweder der Mann stirbt oder .... Bald drauf hat's mir leid getan. Sie hat so furchtbar geweint und gebarmt; er hat an den Stricken gerissen und gestöhnt, weil wir ihn angebunden und das Maul verstopft hatten. Nachher haben wir Angst bekommen. Wenn's angezeigt wird, nachher geht's uns schlecht, denn unser Hauptmann kennt keinen Spaß nicht. Deswegen haben wir sie beide angebunden, ihn fest, sie nur schwach, haben die Türe fest zugemacht, noch eine Flasche getrunken, und dann sind wir eingeschlafen. Nachts bin ich einmal halb aufgewacht und hab' was stöhnen hören, aber wir waren's damals schon gewohnt und haben weitergeschlafen. In der Früh vor'm Wecken sind wir auf, um sie loszubinden und einzusperren, damit sie nach unserem Abmarsch eine Weile brauchen, bis sie herauskommen. Wie wir die Türe aufmachen, ist alles still,

und wie unser Licht hereinfällt, liegen sie beide nebeneinander auf dem Fußboden, und rings ist der Boden blutig, und jetzt gerad' ist das Blut durch die offene Tür noch auf uns zu gelaufen. Wir waren schon abgehärtet damals, aber das hat uns doch einen Riß gegeben. Schnell haben wir zugemacht und sind schon vor der Zeit an dem Versammlungsplatz gewesen. Es ist nichts herausgekommen, und wir haben die Geschichte mit uns herumgetragen. In der letzten Schlacht ist mein Kamerad gefallen, und mich hat's mit dem Bauchschuß auch erwischt. Jetzt ist's heraus, Gott sei Dank! Mir ist's leid, und ich wollt' gern sterben, wenn ich's wieder gutmachen könnt'. Aber hin ist hin, und ich hab' nicht gedacht, daß die sich die Sach' so zu Herzen nehmen täten.'

Der Pfarrer wollte nun sprechen, trösten, aufrichten. Der Kranke aber fuhr fort:

‚Noch nit, Herr Hochwürden. Ich muß noch 'was sagen, was ganz Sonderbares, was ich außer als Bub meiner Mutter noch keinem gesagt hab'. Aber jetzt, wo's auf's letzte geht, mag ich's doch sagen, weil ich mir's oft gedacht hab'. Und grad Euch, Hochwürden, denn in der Schule haben wir doch lernen müssen, der Priester wär' der Stellvertreter Gottes auf Erden, was uns Buben wegen unserm gspassigen alten Herrn Pfarrer nicht recht wahrscheinlich vorgekommen ist. Also weil Ihr schon a Stellvertreter seid.'

‚Ruht erst ein wenig,' meinte der Priester und legte dem im Fieber aufgeregt Redenden die Hand auf die Stirn.

‚Naa, Herr Hochwürden, ich brauch' die Hand nit. Weiber und Rösser muß man tätscheln. Ich hab' noch eine Sach' mit dem Stellvertreter Gottes, die muß heraus, bevor daß ich sterb'. Ich weiß, ich bin kein Guter, hab' als ein bissel roh gegolten, und sogar das Messer hat nit gar so fest gesessen, obgleich ich frei heraus sag', daß ich's nit so bös g'meint hab'. Und deswegen hätt' mich auch a jeder ausgelacht, wenn ich das gesagt hätt' vom Riegeltal, weil mir das ja doch keiner zugetraut hätt' außer der Mutter selig. Ich hab' aber immer drüber nachdenken müssen, und mei' Mutter, die hat's auch verstanden, weil's mich gekannt hat.

Sie kennen 's Riegeltal natürlich nicht, Hochwürden, wär' ja auch nicht möglich. Es kennen's ja selbst in der Gegend nicht alle Leut'. Es ist ein tiefes Loch, das Riegeltal, von drei Seiten steh'n die Felswänd jäh hinunter, am höchsten im Süden, die Hochalpspitzwand, und nur von Norden hat's einen schmalen Zugang. Drum ist's immer kalt und naß dort, und kein Mensch geht hin. Nur um die Sonnenwendzeit an ein paar Mittag scheint die Sonn' bis auf den Grund. Drum ist's gar rauh dort. Einmal aber bin ich dort gewesen, da hat die Sonn' vom blauen Himmel grad eine halbe Stund lang bis ins tiefste Loch geschaut, und da war's wie ausge-

wechselt, nit mehr so schwarz und düster und naß und kalt, sondern grad freundlich hat der Grund heraufgeschaut zum Himmel. Da hab' ich mir gedacht: Die Leut' schimpfen dich rauh und schlecht, aber bist am End' gar nit so. Bist nur a tiefer Grund, und da kommt die Sonn' nur selten und manche Jahr gar nit zu dir runter. Kommt sie aber einmal, dann bist dankbar und leuchtst auch viel schöner herauf als der andere Boden.

Und einmal, wie sie alle mit mir geschimpft und gehadert haben, wie gewöhnlich, und mich einen rohen Buben geheißen, da hat mir meine Mutter im Guten zugeredet, und da hab' ich auch nachgegeben und hab' als Bub zu ihr gesagt: „Schau, Mutter, mei' Seel', die ist wie der Grund vom Riegeltal. Es wachst nit viel Gutes drin, und die Leut' schimpfen's an schlechten Boden. Aber er kann halt nix dafür, daß er so tief ist und daß die Sonn' nit oft hinunter kommt. Kommt sie mal, nachher ist's fein schön da drunten, nochmal so schön wie auf dem Boden, wo die Sonn' das ganze Jahr hinscheint und der sich nichts mehr draus macht. Viel wachsen kann da halt nicht, nur ein paar rauhe Kräuter. So ist's bei mir auch. Es geht so tief in mir hinab. Was der Lehrer und der Pfarrer reden, das scheint nicht bis hinunter; was die Leut' sagen, schon gar nicht. Wenn du redst, Mutter, schon eher und manchmal gewiß. Aber von dem bissel Wärm' und Licht kann so viel nicht wachsen, das kann man nicht verlangen, Mutter. Es möcht' schon manchmal, Mutter, aber es langt nicht dazu aus. Ich kann aber nix dazu, Mutter."

Die Mutter hat mich eine Weile ganz erstaunt angeschaut. Dann sind ihr die Tränen kommen, und sie hat husten müssen, denn damals hat sie es schon auf der Lung' gehabt. Dann ist sie bald gestorben. Und seit der Zeit, Herr Hochwürden, ja seit die Mutter tot ist, hat die Sonn' nit mehr geschienen auf den Grund vom Riegeltal. Jahr und Jahr hat er sich danach gesehnt, hat drauf gewartet, aber sie ist nicht gekommen. Im Juni war Regenwetter, und für die andere Zeit ist er zu tief. Und darum ist's da drunten von Jahr zu Jahr rauher geworden; der Schnee ist fast gar nicht mehr weggegangen, und gewachsen ist nichts Gutes.

Warum, Herr Stellvertreter Gottes, hat die Sonn' seit meiner Mutter ihrem Tod nicht mehr in den Talgrund geschienen, warum hat der Herrgott das Tal so tief gemacht? Sehnsucht nach ein bissel Sonn' hatt' ich oft, Herr Hochwürden, aber kommen ist keine. Warum verlangt der Herrgott aber, daß etwas wachsen soll, wenn er die Sonn' nicht hinläßt, und warum verlangt's mich selbst danach, daß in mir was wachsen soll, und es kann doch nicht? Alles, was ich Schlechtes angeschafft hab', kommt daher, und das Allerschlechteste, was ich Ihnen grad beichtet hab', Hochwürden, das wäre auch nicht

geschehen, wenn der Herrgott noch einmal seine Sonn' hätt' scheinen lassen. Und darum bin ich gar so schuldig nicht, und jetzt möcht' ich wissen, warum der Herrgott seine Sonn' nicht geschickt hat und mich hat schuldig werden lassen. Wenn Ihr's nit wißt, und ich sterbe morgen ja doch, dann will ich ihn selber fragen, denn ich hab' mein Leben lang dran tragen müssen.' —

Der Priester schwieg eine Weile und redete dann gut und freundlich mit ihm. Er verließ ihn mit der Hoffnung, daß die Sonne nochmal auf den Grund des Tales scheine von jetzt ab bis zur Scheidestunde. Aber ihm selbst war schwer zu Mute, und er trat hinaus in die Nacht. Da stand der Orion in funkelnder Pracht und Herrlichkeit am Himmel, golden schwebte des Jakobs Stab über dem Land, und darunter glitzerte und gleiste in smaragdenen Farben der Sirius. Der Priester schaute eine Weile in seine kalte Pracht, und ihm war, als wehte vom grünen Sirius wie von fernem Gestade ein kalter Hauch zu dem Hause herunter, wie wenn dort des Todes verschlossenes Reich sei. Der Hauch aber wehte gegen das Haus und pochte gegen die Läden und Fensterscheiben, um da innen zuckende Herzen stillzustellen, ihre Wärme auszulöschen, ihr Sehnen, ihr Irren zu enden.

Schluß folgt.

Karl Buchholz – in memoriam
Von Karl Linzen

Als wir noch den Julius Cäsar und Ovid lasen, da sind wir an Sonntagen, wo es nichts kostete, oft mit Kennerblicken durch die stillen Säle des Großherzoglichen Museums in Weimar geschlendert. Bei Frostwetter im Winter war es dort immer behaglich warm, und es herrschte so ein eigener Geruch nach Firnis und getrocknetem Lack und noch nach irgendetwas Unbestimmtem und Geheimnisvollem, das wir als ‚Atmosphäre der Kunst' ausdeuteten und begierig in uns sogen.

Im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit standen natürlich die Prellerschen Odyssee-Fresken. Junge und eifrige Humanisten, die wir waren, betrachteten wir diese lange Wandzeile heroischer Gestalten, Felsen, Bäume und Gewässer, die da in matten und sehr unwirklichen Temperafarben auf den Gips gehaucht sind, gewissermaßen von Berufes wegen. Regelmäßig aber blieben wir bei unseren Besuchen auch einige Zeit vor einem ziemlich großen Ölgemälde stehen, das eine Waldlandschaft zeigte. Es war ein modernes Bild. Nach meiner Erinnerung müssen es Eichen gewesen sein — alte hochstämmige Eichen im Herbstwehen, von Raben überflattert und von schweren Wolken überschauert wie von Todesfittichen. Eine düstere Symphonie in allen Abstufungen von grau und braun und dunkel.

Wenn wir eine Weile so gestanden und mit unseren jungen Augen, die vom Leben noch nichts wußten, auf das mächtige Bild gestarrt hatten, dann brach wohl einer von uns das Schweigen. ‚Ja — der Buchholz! Der konnte malen. Und doch hat er sich selber umgebracht.'

Das lag damals erst ein oder zwei Jahre zurück. Draußen in Oberweimar hatte er mit seiner alten Mutter als Einsiedler gehaust. Immer fleißig, immer wortkarg und in sich verschlossen. Besuche empfingen die beiden fast nicht. Wollte er sich etwas Gutes leisten, dann ging er nach Weimar in ein Konzert, und wollte er unter Menschen sein, dann in den ‚Schwan' oder in die ‚Gute Quelle' am Rollplatz, wo ein Stammtisch von kleinen Bürgern war. Eines Tages hieß es: ‚Buchholz ist tot.' Das war zu Ende Mai — in den leuchtenden Tagen, da die Kastanienwipfel der Belvederer Allee vollbesteckt sind mit Blütenkerzen, und der Park von Weimar wie ein einziges großes Wipfelwogen im Duft der Ferne verschwimmt.

Wenn man die Gemälde von Karl Buchholz betrachtet, dann könnte man fast auf den Gedanken kommen, daß diese Fülle von Licht, die Sattheit des Blühens und der Duft auf allen Wegen ihm unerträglich gewesen, ihm Kopf und Herz schwindeln gemacht. So vollkommen war seine Natur eingestellt auf Winter, Vorfrühling und Herbst, aber nicht auf sommerliches Leuchten.

Wenn ich weit, weit in meinen Knabenerinnerungen zurückgehe, dann ist mir immer, als wär' ich manchmal auf der Straße einem hochgewachsenen scheuen Manne, der mir auffiel, begegnet. Wahrscheinlich aber täusche

ich mich und setze mir sein Bild nur aus dem, was ich erfragt und gehört habe, nachträglich zusammen. Er mochte in den Dreißigern stehen, hatte dichtes, buschiges Haar und verschanzte gleichsam seine Miene hinter einem unmodischen Vollbart. Der ganze Eindruck war rustikal. Hohe Stulpenstiefel, womit es sich auf nebelnden Wiesen, im nassen Herbstlaub oder im Schneeacker stehen ließ — eine bairische Joppe, bis unter den Kragen zugeknöpft, und tauglich für jedes Wetter — auf dem Haupte, das gern gesenkt war, eine von jenen wohlfeilen Bedeckungen, die der Volkswitz als ‚Fortschrittsmützen' bezeichnet hat. Hinter den Stulpenstiefeln trollend ein weißer Spitz, der aber eigentlich nicht weiß war, sondern immer aussah wie ein angerauchter Meerschaum.

Buchholzens waren aus Schloßvippach über den Ettersberg herübergekommen. Für Weimar sind die fruchtbaren Saatgefilde hinter dem Ettersberge ungefähr das, was für die feingebildeten Athenienser einstmals das rinderreiche Böotien war. Der Kamm des Berges schneidet wie eine Art Wetterscheide die schöngeistige und künstlerische Atmosphäre ab, und Karl Buchholz mag es wohl einer besonderen Aufmerksamkeit der Musen verdankt haben, daß er auf dem Umweg über die Farbentöpfe des Anstreichergewerbes in die Unterrichtssäle der Weimarischen Kunstschule gelangen durfte. Zunächst wurde der Knabe, der zeichnerische Begabung erwies, zu einem Stubenmaler in Kölleda gegeben, um dort die Handhabung des Pinsels und der Leimfarben zu erlernen. Darauf nahm sich der Rittergutsbesitzer Collenbusch auf Schloßvippach des talentvollen Jungen an. Nach einer Version soll Buchholz seine handwerkliche Laufbahn bei dem Hofdekorationsmaler Karsten in Weimar beschlossen haben. Man sei durch einige Landschaften, womit er die Veranda von ‚Beckers Garten' — einer Restauration — angestrichen habe, auf seine besondere Begabung aufmerksam geworden.

Wäre der unglückliche Mann ein Lebenskünstler gewesen, so wie er zweifellos ein Künstler in der hohen Bedeutung des Wortes war, dann hätte er, was ihm an Schliff und äußerlicher Bildung mangelte, sich wie so mancher andere zu verschaffen gewußt, und über handgeknüpfte Salonteppiche den Weg zu Ansehen und Geltung gesucht. Aber den suchte er — und das ehrt den Charakter Buchholz — eigenwillig nur in den Gefilden der Kunst. Während der Genius sich in heißem Bemühen zur Vollendung durchrang, da blieb der Mensch, was er war — ein unpoliertes Stück Natur. Karl Buchholz biß die Lippen zusammen und verschloß sein Herz, das an Wald und Hügel, an Stoppelfeld und Abendwolken mit aller Kraft der Liebe hing, voll starren Trotzes gegen die Welt. Gegen die tändelnde Gesellschaft, die ein schweres Bauernblut lächerlich fand; gegen die Plauderhaften in Frack und Seide, die das nachdenkliche Schweigen nicht achteten; gegen Lüge, Scheinheiligkeit und Arroganz. Schon der Gedanke einer ‚feinen Heirat' war ihm unsympathisch. Seine Ernennung zum Professor schien bevorzustehen, und man war in Damenkreisen auf den

hochbegabten Außenseiter aufmerksam geworden. Der aber grollte: ‚Was soll ich mit so einer Aristokratie anfangen? Nein — ich bleibe in Oberweimar. Bei meiner Mutter.‘

Und er ist bei ihr geblieben, bei dem Bauernweib geblieben — bis zu seinem Schicksalstag, bis die Stunde kam, dunkler und schwermutgesättigter als irgend ein Wolkenhimmel, den er jemals gemalt. Aus welchen Tiefen der Verzweiflung Karl Buchholz den unseligen Entschluß geschöpft hat? Waren es Hunger und Entbehrung, die ihn trieben? Es soll zuletzt nicht gut um den Verkauf seiner Bilder gestanden haben. Aber gehungert hat er nicht, und wenn auch — ein Bauer, wie er, hätte wohl dem Hunger getrotzt. Oder war es vielleicht das Achselzucken der Kollegen, das hochmütige Lächeln in den Salons, das ihn so tödlich verletzte? Ein Eigenwilliger wie er wäre mit seinen Stulpenstiefeln über solche Kränkung hinweggeschritten. Aber die Radierervereins-Jury in Weimar hatte zwei Platten, auf die er große Hoffnungen gesetzt, zurückgewiesen? Mein Gott, man hatte Millet und Manet und noch andere Künstler mit Werken vom Salon ausgeschlossen — Nein, was Karl Buchholz zuletzt umnachtet hat, das war nicht Sorge um Achtung oder Brot — das war überhaupt nichts, was von außen kam — das war tiefinnere künstlerische Ratlosigkeit und Not — jene grimmige Not, die eigentlich ein Imponderabile ist und deshalb dem Philister allzeit ein unheimliches Rätsel bleiben wird.

Es sind nun gerade dreißig Jahre her, daß der Landschaftsmaler Karl Buchholz mit einer schrecklichen Planmäßigkeit in den Tod ging. Seitdem ist viel Wasser die alte Ilm hinuntergeflossen; Moden haben gewechselt, mancher Ruhm ist zerbröckelt. Karl Buchholz aber ist ein Künstler von vielen Graden, ein hochberühmter Mann geworden, für dessen Werke bedeutende Summen gezahlt werden. In den Tageszeitungen kann man oft Inserate lesen, die nach Gemälden von Buchholz † Ausschau halten. ‚Buchholze‘ werden bereits gefälscht und nach Berlin in den Handel gebracht. Schon redet man von dem ehemaligen Schloßvippacher Bauernjungen und Anstreicherlehrling in der Öffentlichkeit als von ‚einem der genialsten Künstler, die jemals gelebt haben‘, und bereitet, sein Schaffen zu würdigen, ein umfängliches Literaturwerk vor.

Inzwischen ist mancher kostbare ‚Buchholz‘ von einer getünchten Armleutewand oder einer bescheiden geblümelten Biedermeiertapete fort auf den Gold- und Pupurgrund eines reichen Salons gewandert. Die Kunsthändler und Antiquare haben scharfe Witterung für solche Beute und scheuen auf ihren Spürgängen vor der engsten und steilsten Treppe nicht zurück. Im Hinblick auf diese geräuschlose und einträgliche Industrie muß ich einer Erscheinung gedenken, die sich im Leben der verschiedenen Künstler immer wieder findet und eindringlicher als Worte erzählt, wie wunderlich diese ‚Arbeiter‘ in dem Ringen um die wirtschaftlichen Güter des Lebens stehen. Man kann fast von einer Gepflogenheit unberühmter Maler reden, die Betreuer ihres Haushaltes und ihres Leibes nicht mit Geld, sondern mit

Bildern abzulohnen. Der Philister liefert dem Künstler eine Hose, ein paar Stiefelsohlen oder ein Pfund Kaffee; er erhält dafür eine Mondscheinlandschaft, einen weinerlich gemalten Kitsch. Manchmal aber auch etwas Geistgeschaffenes, ein Stück Fleisch und Blut, ein Kunstwerk. Auch Karl Buchholz hat seinen Materialwarenhändler, seinen Schneider und namentlich seinen vornehmsten Lieferanten, den Schuster, mit Bildern bezahlt. Wer in Weimar kennte nicht noch den etwas bärbeißig aussehenden Schuster Schiller, der freilich nicht dichtete, aber vortreffliche Schuhe machte und sein idyllisches Lädchen nur ein paar Schritte weit von dem Stübchen in der Deinhardtsgasse hatte, wo J. P. Eckermann einst abends bei der Lampe gesessen und seine weltberühmten ‚Gespräche mit Goethe‘ aufgeschrieben?

Mein Weg führte mich unlängst in den Hamsterbau eines Antiquars, der als erprobter Sichter und Kenner gilt und scharf ‚in Buchholzen macht‘.

‚Ja, Herr Doktor,‘ meinte er, ‚um wieder auf Buchholz zu kommen: ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir gelegentlich jemanden zuweisen könnten.‘

‚Ach, Sie meinen einen Mann mit gespicktem Geldbeutel — so einen kauflustigen Amerikaner?‘

Er lachte in sein verwittertes Mephistobärtchen, und seine eidechsenklugen Äuglein schielten mich über die Brillengläser fast traurig an. — Alle Antiquare haben diese Augen, mit denen sie über die Brille schielen. Beutelust, eisige Berechnung, Mäzenatengüte, Verständnis für das Schöne und Geistige — das alles ist in den eidechsenklugen Äuglein ausgedrückt. Manchmal auch ein wenig Furcht vor dem Staatsanwalt —

‚Leute mit Geldbeutel? Haha! Nein — die gibt's genug! Die Welt wimmelt davon. — Aber Leute, die heimlich einen „Buchholz“ hängen hätten — oder vielmehr, die einen „Buchholz“ los werden wollten — sehen Sie, die suche ich bei Tag und Nacht. — Übrigens, im Vertrauen: unser Buchholz wäre nichts für Amerika.‘

Diese posthume Einschätzung des Künstlers ist namentlich in Weimar Anlaß geworden, daß man die Bodenkammern bis auf den letzten Winkel nach vergessenen und verstaubten ‚Buchholzen‘ durchgestöbert hat. Post festum — und wenn es ums Verdienen geht — regt sich ja der Philister immer. Besonders mag denen, die einstmals mit Buchholz in der ‚Guten Quelle‘ am Stammtisch zusammengesessen, manche Zeichnung oder Farbenskizze wieder eingefallen sein, die sie gelegentlich von ‚dem Maler aus Oberweimar‘ als Präsent erhalten und wenig genug geachtet hatten. Karl Buchholz war, wie es scheint, freigebig und bedachte seine Stammtischfreunde kistenweise. Zu einem Uhrmacher, der damals sein Wandergenoß in mancher hellen Mondnacht war und noch heute als altes Original in Weimar lebt, sagte er eines Tages: ‚Du, K . . . . . , du kannst doch mal nächstens mit deinem Handwägelchen zu mir 'raus kommen. Ich hab' da wieder so 'nen Haufen verschmierter Leinwand 'rumliegen. Ich schenk' dir alles.‘

Aber wo ist das heute hin? Mit diesen Dachböden und Rumpel-

kammern hat es eine verwünschte Bewandtnis. Da hat Jahre hindurch das Zeug dort unberührt und unbemerkt gelegen, niemand danach gefragt, niemand es gebraucht. Man entsinnt sich nur, es hat dort gelegen. Und jetzt auf einmal, da man in Berlin für den Namen Buchholz die gleißenden Goldstangen * aufhäuft, da scheinen Geisterhände tabula rasa gemacht, all die nicht geachteten Schätze fortgeschleppt zu haben. Oder — wer weiß — die Aufwartefrau ist mit den alten bemalten Leinwandfetzen und Pappdeckeln in den Ofen gefahren.

Das ist die Ironie der Sache. Jenes Uhrmacherchen, das jetzt kümmerlich in dem Hinterhause eines kleinen Gasthofes hockt und zerbrochene Uhrfedern und wackelige Zeiger leimt, hat es natürlich damals verabsäumt, mit dem Handwägelchen nach Oberweimar hinauszufahren. Wer denkt dabei nicht an dies oder jenes Märchen, wo an einem Unbedachtsamen ‚das Glück' vorübergegangen?

Ich muß freilich sagen, daß ich ob solches Standes der Dinge eine gewisse Genugtuung empfinde. So etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit scheint mir darin zu liegen. Hat die Mitwelt diesem großen Künstler, der Buchholz war, nichts oder nur blutwenig gegeben — warum soll die Nachwelt viel von ihm haben?

Die Welt hat ja von den Talenten und Genies immer viel, viel mehr als sie ihnen bezahlen kann. Leider auch — als sie ihnen bezahlen will. Die Geschichte der Literatur und Kunst ist eine Geschichte der Wucherzinsen, die den Schöpferischen unter den Menschen abgepreßt werden — der Zinsen an Schweiß, Gesundheit und Lebensglück.

Unter den Meisterbildern von Buchholz, die das Museum am Karlsplatz ehedem** besaß, tat sich hervor eine große Vorfrühlingslandschaft,

* Dieser Aufsatz wurde geschrieben, als es noch Goldstangen und anderes mehr gab.

** Inzwischen ist auch der Besitzstand des Museums revolutioniert worden: der futuristische Veitstanz im Begriff, auch im Weimarischen Kunstleben seinen Einzug zu halten — zum törichten Ärgernis aller im Geschmack Zurückgebliebenen, Veralteten, geistig Verkalkten. (Neue Klassiker sind dringend not. Was beispielsweise Goethe dem jungen Geschlecht noch zu sagen hat, das deutet der expressionistische Dichter Johannes R. Becher feinfühlend in seinem Verse an: ‚... Goethe glänzt, aufrecht und widerlich.') Dem Kitzel, modern sein zu wollen, widersteht so leicht keine heutige Museumsleitung, und so kann es geschehen, daß ältere erstklassige Meisterbilder fortwandern und aus dem Erlös Werke einer Richtung erworben werden, ‚welcher die Zukunft gehört'. — Daß gleichwohl ein ‚Überwundener' wie Buchholz sehr hoch im Marktpreis ist, das beweist die Zahl der Fälschungen. ‚Irgendwo in Deutschland', so schreibt M. von Freytag-Loringhoven, ‚muß ein schwunghafter Betrieb existieren, der sich der einträglichen Aufgabe unterzieht, Buchholzbilder zu fälschen und, mit Signatur versehen, zu lancieren.' Ein Mondaufgang im herbstlichen Walde existiert nicht weniger als dreimal. Welches von den drei Bildern ist nun das echte? Man könnte an Nathans des Weisen Wort von den drei Ringen denken.

in deren trübschweren Himmel und dunstige Regenatmosphäre die ersten sprossenden Blätter wie junge Hoffnung hineinleuchteten. Buchholz malte mit Vorliebe aus der vergehenden oder noch nicht wieder erwachten Natur. Selbst einen Sommerwald stellte er so satt und tiefgrün hin, daß den Beschauer nicht minder ein eigentümlich schweres Gefühl anwandeln mußte. Dieser Hang war stark in seinem Wesen verwurzelt. Etwas Verhaltenes und Karges, und doch wieder eine köstliche Tiefe und Kraft der Farbe eignet all den Bildern. Sie bemächtigen sich, aus der Fülle der Stimmung geboren, des Ganzen der Landschaft, während sie zugleich eine fast ängstliche Treue im kleinen, eine Genauigkeit der Naturwiedergabe offenbaren, die unmittelbar an die alten Niederländer gemahnt. Wie es von Ruysdael, seinem künstlerischen Ideal und Vorbilde, kurz und treffend heißt: ‚Sein Hauptstudium war die Natur' — also kann man auch von Buchholz sagen, daß er recht eigentlich und ganz am Herzen der Natur gelebt habe. Den paar Schülern, die als gläubige Jünger zu ihm standen, war er kein bequemer Lehrmeister. Immer hielt er auf trockenen Fleiß und war der Ansicht, daß es sich zu jeder Zeit verlohne, ein Birkenblatt oder ein Tannenreislein einmal recht porträtgetreu aufs Papier zu stricheln: eine Vorliebe des Künstlers für das Zeichnerische, die vielleicht an sich schon sein Augenmerk mehr auf die laublose Jahreszeit mit ihren charakteristischen Baumkonturen und dem reizvollen Ästegewirr hingelenkt haben mag. Solche Kunststücke, die es nicht verschmähten, sogar die Wimperhaare eines Pflanzenstengels mit abzukonterfeien, liebte übrigens schon Albrecht Dürer, und man kann wohl sagen, daß gerade die großen Meister des Seelischen und der Stimmung eine Art von Instinkt dazu treibt, sich durch Treue im kleinen, durch die Nüchternheit des Gegenständlichen gesund und klar zu erhalten.

Buchholz war es, der als einer der ersten in Deutschland mit der bequemen Methode der älteren Landschaftsmaler gebrochen hatte, die, statt draußen in der Natur zu arbeiten, das Bild auf Grund von Skizzenmaterial im Atelier fertigstellten. Dem Beispiele der vorgeschrittenen französischen Kollegen folgend begab sich Buchholz mit seiner Staffelei mutig ins Freie und schuf, was er sah, dort unmittelbar nach. Man nennt ja Buchholz heute den ersten deutschen Freilichtmaler und sucht durch verspätete Ehrung zu sühnen, was eine träge Mitwelt durch gleichgültiges Übersehen verschuldet hat. Im freien Lichte, im plein air, liegt des Künstlers Buchholz Bedeutung und — Tragik. Hellmalerei heißt die Klippe, woran er gescheitert ist.

Damals ging der jungen Generation, die mit Pinsel und Palette der Natur sozusagen auf den Leib rückte, ein neues Schauen auf. Von dieser Art, die Welt und die Dinge darin zu sehen, war den Ahnherren der modernen Landschaftsmalerei, den großen Holländern des siebzehnten Jahrhunderts, noch kaum etwas bewußt geworden, und der tiefe Atelierton, das ‚saucige' Helldunkel, die bräunliche Farbenmischung, die aus

den geschlossenen Arbeitsräumen der alten Schule stammten, hatten die Malweise bis in die neueste Zeit herein beherrscht. Mit einem Schlage war das jetzt anders geworden. Man hatte den hellen Luftton, die malerischen Geheimnisse und Reize der Atmosphäre entdeckt. Man sah, daß die Dinge von ihrer körperlichen Schwere befreit, daß sie leicht wurden durch die Sonne, die sie umgab. Luft und Licht wurden auf einmal Hauptmotiv der Malkunst. Und was taten sich für Herrlichkeiten hinter dem Tore dieser frohen Erkenntnis auf! Da waren sie wie durch Zauberwort plötzlich da — alle die leuchtenden Sommerlandschaften mit dem flimmernden Grünblau entfernter Baumgruppen und Hügel — die breiten staubweißen Wege, darauf Mittagsschatten wie lila Schlangen lagerten — die mohnbunten, reifen Getreidefelder, in Staub und Sonnendunst wogend — die späten Nachmittage, die noch so heiß und flimmernd waren, daß alle Farben von Feld und Wald und Wiese zu einem glühend bleichen Flammenton zusammenschmolzen.

Und dann die ganz einfachen und belanglosen Motive — die Heuschober zum Beispiel. Sollte man es glauben? In Frankreich hatte Claude Monet einen Heuschober in nicht weniger als zwanzig Bildern behandelt — aber ein jedes davon wies nach Tageszeit und Licht eine andere Stimmung auf; ein jedes wirkte, indem es das Unbestimmte, Schwebende, Fluktuierende der Lichterscheinungen in besonderer Weise gab, auf den Beschauer auch wie ein besonderes Motiv.

Das impressionistische Sehen bedeutete damals wirklich eine neue Kunstlehre. Zwar hatten große Koloristen wie Tizian, Hals und Rembrandt in ihrem Schaffen schon insofern einen Impressionismus praktisch betätigt, als sie jeweils getrachtet, sich von den Hemmnissen eines langsamen Reifenlassens und Vollendens durch kühnen Zugriff im Augenblick, durch Taten des leidenschaftlichen Schöpferdranges zu befreien. Um eine Art von instinktmäßigem Impressionismus also, um eine Kunstweise, die nicht Zweck, sondern Mittel war, hatte es sich bei ihnen gehandelt. Als bewußte malerische Ausdrucksform wurde der Impressionismus ‚entdeckt' erst in den Tagen eines Edouard Manet, Monet, Pissarro, Sisley, Renoir.

Solche Entwicklungen erschließen sich dem Verständnis nicht eben leicht. Aber man zweifelt heute kaum mehr daran, daß ein wichtiger Anstoß ausgegangen ist von Ostasien. In China, dem verwittertsten Kulturland der Erde, hatte schon um das Jahr 1000 ein künstlerischer Impressionismus geblüht, und noch früher, zu Anfang des 9. Jahrhunderts, ein gelbhäutiger Lionardo da Vinci in tiefsinnigem Traktat die Lehre vom impressionistischen Schauen festgelegt. Am Ende einer vielhundertjährigen Entwicklung steht zuletzt der dekorative Holzschnitt der Japaner, der in England und dann in Europa wie eine künstlerische Offenbarung gewirkt hat. Frankreich wurde das Land, in welchem man sich der neuen Ausdrucksform am leidenschaftlichsten bemächtigte. Nirgends erkannte man rascher und entschlossener, daß die kernigen und braundunklen Bilder früherer Epochen der Natur schuldig

blieben das bewegte Spiel der Luft und das Geheimnis des Raumes, das Verzittern der Horizonte, den Schmelz und Duft der Ferne, die verschwimmenden und verschwebenden Töne, daraus die Oberflächen der Gegenstände den heiter farbigen Glanz entleihen. Etwas Flüchtiges, Nichtkonstantes sollte fürder auf der Leinwand verwirklicht werden. Was Corot — in etwas anderem Sinne — von seinem Streben als Landschaftsmaler gesagt hatte: ‚Je cherche a rendre le frémissement de la nature' — das kann man schlechthin auf die ganze impressionistische Richtung anwenden. Nicht bloß Laub, sondern rieselndes Laub, nicht den Baumstamm allein, sondern auch den Sturmwind, der ihn biegt, wollte man malen können, und insofern entsprach die Forderung der impressionistischen Technik gewiß dem ungeheuer gesteigerten Tempo des modernen Lebens, der Prestobewegung, die uns Menschen von heute — unsere Körper und unsere Seelen — bei Tag und Nacht umbrandet.

Welch eine Fülle von neuen koloristischen Problemen harrte nun der Lösung! Und man ging weit — zu weit vielleicht! Nicht selten schien es, als ob der natürliche Farbensinn des modernen Menschen umgelernt hätte. Der feste Pinselstrich trat zurück vor dem Andrängen einer fleckigen Technik. Wie der musivische Meister aus kleinen bunten Steinen, so setzten die Kühnsten unter den Malern das Bild zusammen aus ungezählten Farbentupfen. Sie mischten nicht mehr auf der Palette, sondern gaben einen schillernden Schneeflockentanz von Grundfarben, deren Mischung sich erst im Auge des Beschauers vollzog. Was Anordnung und Komposition heißt, verschwand oft in bedenklichem Grade aus der künstlerischen Erwägung, und schon erhoben sich Stimmen, die von einem Mangel an Seele und geistigem Gehalt, von einer Verarmung durch die neue Kunstweise, von Lichtübertreibungen und Konfetti-Malerei redeten.

Vor alle diese Fragen sah sich damals auch Karl Buchholz gestellt, der Schöpfer in Grau und Braun, der Maler des trüben Feldes und des sonnenlosen Herbstwaldes. Es mag ihm nicht leicht geworden sein, den Hellsehern der Landschaft recht zu geben — aber er gab ihnen recht. Gab ihnen recht wider sich selbst.

Dieser Schwerfällige, der seine Kunst verwaltete wie ein Priester das anvertraute Heiligtum — der, wie einst Jakob mit dem Engel, in Einsamkeiten mit der Natur rang, bis sie ihn segnete — dieser Lenau der Landschaft hat klar erkannt, daß die webende Bläue, das fließende Licht zu Baum und Hügel gehörten so wie Hoffnung und Freude zur Menschenseele. O, er sah, was die anderen sahen, und hatte auch ein Dürsten nach dieser Helligkeit! Ein ungestümes Farbeverlangen ergriff diesen Wanderer der Dämmerungen, so wie am wolkenverhüllten Tage den Vogel wohl plötzlich die Sehnsucht ergreift, daß er auffliegen möchte und sein Gefieder baden im Sonnenglast.

Wirklich — hatte er niemals das Licht und die Helle in der Natur gesehen? War seine Seele niemals ein Spiegel der Freude gewesen? Hatte

Karl Buchholz/Gewitter



Phot. F. Bruckmann, A.-G., München

er nicht, ein Zwanzigjähriger, seinen ‚Frühling in Ehringsdorf' gemalt — jenes köstlich gelungene Uridyll eines Bauerngärtchens voll Frühling und Blütenknospen, voll Hennengegackers und schwatzender Stare? Wie blank und blau hatte doch damals der Himmel über dem kleinen, stumpfen Dorfkirchturm geglänzt! Ja, so einfältig, innig und hell hatte er damals gemalt in der ersten Jugend, als er von Problemen, von ‚Gegenstand' und ‚Eindruck' und von den zermürbenden Mißerfolgen noch nichts wußte, als er noch mit entzücktem Aufhorchen hingegeben war an den ersten vollen Freudenakkord der erwachten schöpferischen Kräfte.

Wohl hatte die Musik weitergerauscht — ja, sie rauschte fort bis heute. Aber es war eine andere Musik. Wo waren sie geblieben, die warmen und freudigen Töne?

Die Sache stand seltsam. Karl Buchholz sah wohl in der Natur die hellen Farben, und er sah sie nicht. Oder: Was der Mensch sah, das sah nicht zugleich der Künstler. Der schaute die Dinge immer erdschwer, gleichsam feucht vom Novemberregen, niemals frei und luftig. Seinen Schöpfungen, und gerade seinen eigensten, herrlichsten und tiefsten — schwermuttiefsten — fehlte die Freiheit des Lichtes.

Das hat an ihm genagt wie ein Wurm. Er war gewiß keiner, der sich da kümmerte um Moden und Tagesströmungen. Hier aber handelt es sich um mehr. Seine Künstlerseele schrie nach der ganzen Natur — nach ihrem Lächeln auch und ihrem Leuchten. Wie die großen Freilichtmaler drüben im glücklichen Frankreich, so war auch Karl Buchholz ein Fanatiker der Wahrheit, ganz erfüllt von jener trunkenen Weltfrömmigkeit, die sich den Teufel schert um Arrangement und Komposition, wenn es nur gelingt, ein Stück Natur echt und wahr, mit Körper und Geist, in voller Sattheit der Stimmung aus dem Weltganzen herauszureißen. Aber zu dieser Wahrheit und diesem Geiste gehörte eben, was ihm fehlte — das Licht! Das vielfarbige, ewig wechselnde, anschwellende, verschwimmende und verschwebende Licht! Das auf den Rasenhängen tanzt und in das Grün der Bäume goldene Harfen hängt — das große, freudige Licht! Wie konnte er es fassen, sich seiner bemächtigen? Hatte er auf seiner Palette in all diesen Jahren Farben gehabt, die nicht klagten oder weinten, andere Farben als die der braunen Scholle, der verwachsenen Dickichte, der Dämmerung oder des Herbstes? Nein, er durfte nicht hoffen — er blieb, was er war: ein Spezialist des Schweren und Trüben, der tiefhangenden Wolken, der Eichenwipfel von Raben umflattert, der dunklen Ahnungen bedrückten Menschengemütes. Das nachdenkliche und mühsame Vollenden — ‚das fleißige Kläubeln', so hatte es einmal Dürer genannt, — war seine Sache, nicht der rasche und kecke Zugriff im Drange freudiger Künstlerleidenschaft.

Da mag er oftmals auf den stillen Waldblößen des Webichts und des Ettersberges oder in der weiten Feldflur, die sich um Oberweimar und Ehringsdorf dehnt, gestanden und gegrübelt haben. Ja, da waren sie — die Geheimnisse der Luft — die gelben, roten, die blauen und lila Lichter,

die das Antlitz der Landschaft leicht und froh und blühend machten — Und er sah sie deutlich — er hätte schwören mögen, daß er sie sah mit diesen seinen Augen! Aber was war das? Sobald er sie fassen, eines der wehenden Schleiergewänder greifen wollte, sobald er daran ging, die Geister der Luft und Sonne als Künstler zu meistern, da entglitten sie ihm — und in dem grauen, braunen, schweren Dunst, den allein noch sein Auge sah, verhallte es wie feines, klirrendes Elfengelächter.

Da wurde Karl Buchholz mißtrauisch und verbittert gegen diese tückische Helligkeit. Er erschrak vor ihr und verbarg sich noch tiefer in seinen Dämmerungen. Er begann dieses unbegreifliche Etwas zu hassen und mußte es doch — lieben und suchen, weil es nach seiner Erkenntnis mit zur Wahrheit gehörte.

Und wieder rang er mit der Natur und verlangte heiß, daß sie ihn segnete. Wie vormals der Freilichtmeister Manet von seinem Ahnherrn Velazquez, so riß auch Karl Buchholz sich schmerzlich von seinen Niederländern und dem bewunderten Ruysdael los, um ungehindert auf neuen Wegen zu wandeln. Aber ihm, dem urdeutschen Maler, schlug die Untreue fehl. Sie bedeutete für ihn ein Hadern wider sich selbst, und es war traurig, den Künstler Buchholz fortan am Werke zu sehen. Weil ihm draußen in der Natur, was er wollte, nicht gelang, so versuchte er es mit der ‚Freilichtmalerei' im Atelier. Er unternahm es, was Herbst, Winter, Vorfrühling war, in blauenden Sommermorgen zu verwandeln. Die wundervollen Melancholien, die er in seinen Schöpferstunden draußen aus dem Herzen der Natur geholt, stellte er jetzt zwischen den vier Wänden auf und versuchte sie ‚heller zu machen'. Er malte lichte Farbentupfen in die bräunlich schweren Stimmungen hinein und lieferte doch nur eine in sich verzerrte Kunst. Es mag ein verzweifeltes und grimmiges Stück Arbeit gewesen sein, als Karl Buchholz so voll Heimlichkeit und Scheu, als ob etwas Böses im Gange wäre, die treuherzige Ursprünglichkeit seiner genialen Werke mit schrillen Tönen aufputzte. Das ärmliche Atelier des Meisters sah da tiefste Menschentragik — den Krampf eines Künstlertums, das wider sich selber wütete, weil es über dem Wollen und Können, über den Forderungen einer gewandelten Zeit nicht mehr Wert und Echtheit des eigenen, naturgewachsenen Wesens ermaß.

Damals begann Karl Buchholz überhaupt die Farben zu hassen. Er verlegte sich auf das Radieren und reichte bei der Weimarischen Radierervereinigung zwei Platten ein. Was er vom Leben, von seiner Zukunft als Künstler noch erhoffte, das hatte er in diese Platten hineingearbeitet. Man wies sie kalt zurück.

Darauf ist Karl Buchholz in den Tod gegangen. Auf eine schrecklich sichere Weise. Wie dem wandernden Jakob, als er die lange Nacht hindurch mit dem Engel gerungen, so war auch ihm die Hüfte verdorrt. Aber ihn hatte der Engel nicht gesegnet — er sah keine Hoffnung mehr. Und er haßte diese Tage — die letzten Tage des Maien, da drüben in der

Belvederer Allee die dunklen Kastanien blühten, und über dem alten Park von Weimar die große Sommerhelligkeit aufging — jene Hochflut von Farben und Sonnenlichtern, daraus es dem Unglücklichen, der hastig und unentschlossen seinem Häuschen in Oberweimar zustrebte, wie das silberne Spottgelächter unfaßbarer Geister ans Ohr klirrte.

Zwei Tage vor seinem Tode — so erzählt man — hat Karl Buchholz mit seltsam unsicherer Hand und in einer Art, die weit von seiner gewohnten abwich, in ein fremdes Stammbuch einen Baum gekritzelt. Als er hierbei die vorhergehende Seite aufschlug, da sah er klare und feste Schriftzüge; darunter den Namenszug ‚Adolf von Sonnenthal'.

‚Der hat's verstanden,' sagte Buchholz leise und senkte das Haupt.

Der Zufall hatte es gefügt, daß zwei große Künstler, der Schauspieler und der Maler, sich in dem Album dicht hintereinander verewigten. Aber zwischen beiden welch ein Abstand der Schicksale! Der eine, aus der zarten Schneiderzunft herkommend, hat das Leben gemeistert als Sieger — der andere, der robuste Bauer, ist in dem Kampfe unterlegen.

Die Wahrheit zu sagen: Karl Buchholz trug, wie unter den begabtesten Künstlern so mancher, die Tragik seines Lebens in sich selber. Er war eine durchaus problematische Natur. Was ihm den Weg zum Glück verstellte, das war zuletzt nicht das Problem des Sonnenspektrums, das war der Dämon seines eigenen Ich. Karl Buchholz hatte keine Begabung zum Glücklichsein; er wäre wohl auch bei glänzenden äußeren Erfolgen kein so Heiterer, Gütiger und Menschenfreundlicher geworden wie der berühmte Schauspieler. Das Schillersche: ‚Seid umschlungen, Millionen —' war weit von ihm. Zu seinem Bilde gehört das gesenkte Haupt und die zernagte Lippe. Ein Eigenbrödler war er, und war es doch nicht genug. Zu wenig selbstbewußt! Ja, hätte er, wie viele günstige Sterne seinem Leben auch fehlten, nur an den einen Stern seiner Kunst mit Festigkeit geglaubt, die dunkle Stunde wäre niemals zu ihm gekommen. Mochten die neuen Maler in Licht und unerhörter Farbe strahlen — was er aus seiner kerndeutschen Herbstnatur herausgebar, das war nicht Finsternis, sondern Herbheit, Kraft und Erdgeruch. Und sagt nicht Goethe in seiner Farbenlehre, daß es zuletzt doch nur der Geist sei, der alle Technik lebendig mache?

Der Geist — ja; der Geist des Glaubens, nicht des Zweifels. Ach, hätte Karl Buchholz ein bißchen Glauben an Glück und Aufstieg, an den goldenen Reichtum des Lebens besessen! Sich weniger trotzig auf seine Armut und Dunkelheit versteift! Wohl mag der Traum eines komfortableren Zustandes zuweilen auch an sein Herz gerührt und eine Sehnsucht aufgeregt haben. Vielleicht sah er dann im schweigenden Winterwald oder zwischen Nebel und herbstlichem Blättertanz allerlei Bilder, die fremd und seltsam lockten — Da waren Flügeltüren mit geschnitzter Füllung, — dahinter das Treiben einer eleganten und vornehmen Welt — Verhüllte

Lampen warfen ein weiches, magisches, schläfriges Licht — Das neigte sich und wogte durcheinander: Fräcke, Uniformen und hochfrisierte Frauenköpfe — Man trank Sekt aus dünnen Stengelgläsern, und vom Kamin her durchschwebte den Saal, immer gleichmäßig gedämpft, das Geigengezirp einer Kapelle —

Wirklich — konnte ein Bauernjunge — ein armer Teufel von ‚Maler und Lackierer', der er doch eigentlich war — konnte er solches träumen? Weil das, wie alles andere auf der Welt — alle Herrlichkeiten und alles Elend — wenn nicht kraft Erlebnisses, so doch kraft einer geheimnisvollen inneren Anschauung in jeder Künstlerseele ruht und für die gestaltende Phantasie bereit liegt?

Aber er empfand doch kaum eine richtige Sehnsucht nach dem Lampenzauber. Die waren ihm alle dort an Bildung so überlegen. Konnten Konversation machen in Englisch und Französisch, wußten wunderbar in der Kunstgeschichte Bescheid. Du lieber Gott — er! Wohl hatte er allerlei gelesen — ja, eigentlich viel gelesen, weil er einen großen Wissenshunger in sich verspürte — und er konnte als fleißiger Konzertbesucher gewiß auch beurteilen, daß die Geiger am Kamin vorzüglich spielten. Aber die Bildung des Salons? Schon über die Güte des Champagners hätte er nicht mitreden können. Und wenn ihm — Karl Buchholz aus Schloßvippach hinter dem Ettersberge — nun so ein glänzend Geschulter mit Berlin, Paris oder Rom oder mit dem Geheimnis der hellenistischen Schönheitslinie oder gar mit Geschichtszahlen gekommen wäre, dann hätte er vielleicht vor Unkenntnis erröten müssen. O, diese Damen und Herren hatten gewiß viel Takt — aber sie hatten so wenig Erbarmen! Daß er ‚Maler und Lackierer' war und eigentlich ein Fremdling in ihrer Welt, das brachten sie auf eine gewisse höfliche und sogar zarte Weise immer wieder zum Vorschein. Und dann glitten sie gewandt wie Aale immer auf einen anderen Gegenstand über und lachten fröhlich und jovial.

Was war das? Auf einmal schien es, als ob der ganze Saal ein Gelächter wäre. Und er — Karl Buchholz — biß sich auf die Unterlippe. Lachte man nicht über ihn und seine zwei geätzten Kupferplatten — mehr noch als mit Scheidewasser geätzt mit dem Schweiß durchwachter Nächte — und doch von den großen Herren der Radierervereins-Jury zurückgewiesen so kalt und stumm?

Husch — fort! Der scharfe Wind, der die Waldschneise herunterkommt, zerbläst den Plunder von Einbildung und Traum. Den seidenen Plunder — den Menschenplunder! Diese Pappel dort, um deren gelbglitzernde, harte Blätter der Oktoberregen sprüht — jenes Stück Stoppelacker, das sich in bloß scheinbarer Öde und Leerheit — o, wie ist es doch voll Gliederung, voll Saft in der Farbe, voll Leben! — bis an die gekalkte Friedhofmauer hinzieht — locken sie nicht weit mehr? Sind sie nicht seine eigentliche Welt — die wahren Tummelplätze seiner träumereichen Seele — die getreuen Spiegel seiner braundunklen Stimmungen —

Lieblingsgefäße seines schmerzhaften Künstlertums? Wenn man, um all dies erfühlte Naturwesen auf die Leinwand zu bringen, nur nicht erst Pinsel und Palette brauchte — wenn man die Farbentöne frisch und glänzend gleich aus der eigenen Seele holen könnte! Aber man muß sich mühselig behelfen — mischen, abstimmen und arbeiten — und es wird doch nie das Rechte. Denn da sind diese Hellmaler — verwünschte Burschen, die alles anders und viel leichter und freudiger — und ach, auch richtiger sehen — verwegene, tollkühne Kerle! Wie hieß er doch, der den Göttern getrotzt und vom Himmel das Licht geholt hatte? Richtig — Prometheus. Ein bewunderungswürdiger Frevler — der Urtyp des großen Menschen und Künstlers! Steil zur Sonne schritt er hinan und entzündete an ihr seinen Fackelbrand — Und es wurde hell in den Hütten der Menschen; nur die Götter schrien auf voll Zorn über die Frechheit —

Am früh hereingebrochenen Herbstabend sitzt dann in dem engen Gartengäßchen zu Oberweimar wieder ein grübelnder Mann. Die Küche ist winzig klein; neben dem Herd, an welchem ein altes Bauerweiblein hantiert, stehen ein paar nasse Stiefel zum Trocknen. Karl Buchholz starrt in die Flammen —

Wer klopft da an die Türe? Nachbarschaft — Besuch? Um Gottes willen — nur heute keinen Besuch!

Nein, er würde es nicht zwingen — niemals auch nur ein Flämmchen Licht für seine Kunst sich von der Sonne herunterholen — Ein Dunkelmann blieb er, ein Fledermausgrauer und Lichtscheuer. Die von der neuen Kunst, die kamen wie schimmernde Erzengel — O, wie er sie haßte, wie er bitter und neidisch war im verzehrenden Gefühl seiner Ohnmacht! — Hm, was wollte er eigentlich noch auf der Erde? Vielleicht wieder ‚Maler und Lackierer' — wieder Anstreichergeselle werden — jetzt in der Lebensgleiche? — Ha, wenn man tot sein könnte — noch in dieser Nacht — oder morgen —!

Nein, immer noch warten — noch zugeben — es noch einmal versuchen! Und wenn dann das Licht nicht kam, und nicht ein bißchen Hoffnung und Freude — nun, dann fort ins Dunkel!

Das schwarze Fenster gähnt — Ob es auch tief genug ist bis hinunter auf die Steine?

Armes Bauerweiblein am Herd — armes, ahnungsloses Mutterherz!

Vor reichlich vierhundert Jahren bereiste ein Nürnberger Arzt die Niederlande und kam auch nach Gent, wo ihm der berühmte Altar der Brüder van Eyck gezeigt wurde. Küster waren schon damals redselige Leute, und so erzählte das Sakristeimännchen, indem es Se. Gnaden, den ‚frembden' Herrn in der Kirche herum führte, daß just vor diesem Altarbilde, darauf die anbetenden heiligen Könige abgeschildert waren, vor nicht langer Zeit ein seltsamer Mann gestanden habe, Verzückung und Trauer im Antlitz. Er sei immer wieder gekommen und habe immer wieder das

Gemäl betrachtet, und in seinen Zügen habe ganz der Gram überhand genommen. Dieser Mann aber sei kein anderer gewesen denn der Maler Hugo van der Goes, in allen Landen längst als einer der größten bekannt. Vor dem Altargemäl der Brüder van Eyck aber sei er verzweifelt, denn er habe erkennen müssen, daß es ihm niemals beschieden sein werde, etwas so Schönes und Herrliches zu schaffen. Das habe an ihm genagt wie ein Wurm, also daß er nach Rodendale bei Brüssel gegangen und Klosterbruder geworden sei. Da ihn aber auch dort das heilige Gemäl nicht losgelassen, so sei er in Wahnsinn verfallen und zuletzt gestorben. Das sei jetzt gerade dreizehn Jahre her.

So erzählte der schwatzhafte Küster dem Nürnberger Arzte.

Wenn irgendwo, dann ist in einer Betrachtung über Karl Buchholz die Gelegenheit, etwas von den Künstlern im allgemeinen zu reden. Wirklich, es sind sonderbare Käuze darunter, bei denen die gewöhnlichen Maßstäbe versagen. Etwas geformter Ton, eine Leinwand mit Farben bestrichen, eine geätzte Metallplatte, ein Papier voll hingesudelter Noten scheint ihnen das Wichtigste von der Welt. So wichtig, daß im Vergleiche damit alle Güter des Lebens: Wohlstand und bürgerliche Reputation, Liebe und Vaterglück, ja das Leben selbst belanglos sind. Ein rechnerischer Irrtum, den der in Bilanzen erfahrene Philister niemals begreifen kann und um deswillen ihm die Künstler oft unheimlich dünken wie Halbirre oder Desperados, denen man nicht gerne begegnet auf den bequemen Geleisen des Behagens.

Der Philister liebt das Irrationale nicht. Und etwas Irrationales — etwas, was sich nicht völlig errechnen, nicht gänzlich deuten und mit dem Verstande ausschöpfen läßt — steckt ja in jedem Künstler gerade so wie in den wahrhaften Kunstwerken: im ‚Hamlet‘, im ‚König Lear‘ und im ‚Faust‘. Nicht anders als E. Th. A. Hoffmannsche Spukgestalten schreiten diese Traumhaften bei hellichtem Tage über die Gassen, durch die nüchternen Barbier- und Trinkstuben des Lebens. Man erkennt sie am Gange und am Blick. Eigenwillig und launenhaft sind sie wie Kinder, die zu weinen anfangen, wenn der Mond nicht zu ihnen kommt. Auch leisten sie nichts oder nur wenig im Gemeinderat und in der Politik. Alle Flammen schlagen bei ihnen nach innen, alle Kräfte gehen in der Phantasie auf, in der einen gestaltenden Kraft, die man die Schöpferkraft des Künstlers nennt. Aber wie die der Natur, so ruht sie unsichtbar im Dunkel des Geheimnisses, und wenn sie von Zeit zu Zeit Sichtbares schafft, dann sind es Werte, die auf dem Markte als so entbehrlich gelten wie die blauen Cyanen und der flammende Mohn im Getreide des Landmanns.

So ist die Stellung des Künstlers im Leben von vornherein zweifelhaft und schwierig. Aber zu dem Zweifel der andern gesellt sich für ihn der eigene Zweifel. Wie zu dem angeschmiedeten Prometheus täglich der Adler kam, der ihm an der Leber fraß, so kommt auf hundert Schleichwegen zu dem Künstler der Zweifel. Jedes Meisterwerk schlägt ihn in die Flucht; jede leere, mißmutige Stunde lockt ihn wieder herbei. Ja, ich

möchte sagen, der Zweifel, der Gram und das Mißtrauen sind das schmerzhafte Stigma des echten Künstlerberufes. Immer, wenn da einer volltönig in seine Lyra greift und mit schmelzenden Drossellauten vom herrlich frohen Schaffen und vom traulichen Verkehr mit den Musen redet, dann hab' ich den Verdacht, daß ein Blender oder Schwätzer so spricht. Künstlertum ist eher ein Trotz und ein Murren; es ist ein Segen, aber auch ein Fluch. Ein Hungern und Dürsten ist es, ein ewiges Ungenügen, ein Ringen nach Vollendung. Der wahre Künstler wird eher geneigt sein, seinen Pinsel und die Farben zu hassen, gleichwie wahre Poeten — ein Shakespeare, ein Gottfried Keller — vom Dichter nicht allzuviel Wesens machten. Es gibt da so hübsche Künstlerembleme, die geeignet sind, eine herzhafte Heiterkeit vorzutäuschen: kurze Nasenwärmer aus Buchsbaum mit Silberdeckel — braune Sammetjoppen und lose gebundene Krawatten — altdeutsche Weinecken mit Gitarregeklimper — Es gibt Frohsinn und Übermut der Künstler — aber es gibt keine fröhliche Kunst. Und Schiller, der das Leben ernst und die Kunst heiter nannte, hat es bei sich selber viel besser gewußt. Immer dann, wenn die Kunst anfängt, wird es ernst. Und manchmal geht es sogar auf Leben und Tod.

Der Philister, der mit seinen Leistungen zufrieden ist und das echte Behagen kennt, der für Nahrung und Fortpflanzung gesorgt hat und die Berlocken eines harmlosen Wohlstandes über der Weste trägt — er mag im Grunde vom Künstler nichts wissen. Von dem anerkannten, dem berühmten Künstler und ‚geschätzten Meister' wohl; dessen Schöpfungen haben ja festen Börsenkurs; man kann beruhigt in den Säckel greifen und sie im Salon aufhängen. Aber die vielen anderen — die ringenden, schaffenden — ja noch nicht schaffenden Künstler —? Die Zigeuner und Übernächtigen, die mit brennenden Blicken am Lagerfeuer ihrer Träume kauern — die hageren Zinnenwächter, die in den Bodenkammern der Großstädte hausen und Gelage mit dünnem Kaffee halten — die Niegebügelten und Ausgefransten — wer fühlt mit denen? Weit draußen stehen sie auf dem gefährlichen Vorposten an den Grenzlinien des Seins — müssen balancieren zwischen Tod und Leben, zwischen Zeit und Ewigkeit —

Es sind rätselhaft hungrige, unangenehme Patrone, diese Desperados der Phantasie. Sie leiden am Überschwang und gebärden sich wie trächtige Weiber. Sie erwecken im ruhigen Bürger fast das unbehagliche Gefühl, als ob es Lebensgleichungen geben könnte, die nicht restlos aufgehen — als ob nicht alles und jedes sonnenklar wäre unter der Sonne —

Wer die Belvederer Allee entlang nach Oberweimar und Ehringsdorf hinauswandert und manche Erinnerungen an seinem Geiste vorüberziehen läßt, der möge auch Karl Buchholzens gedenken. Hier draußen war seine Welt. Die Ilm fließt hier nicht munter plätschernd wie in Tiefurt, dem heiter schattigen Schauplatz von Goethes ‚Fischerin', sondern mit leiserem

und müderem Wellengang an verwitterten Mauern, zwischen alten Bäumen, unter grauen Steinbrücken hin. In der Luft ist der scharfe Geruch einer Weißgerberei. Rieselnde Pappeln, Wiesen und Getreidefelder gibt es genug. Und wenn der Herbst kommt, dann quellen aus dem Flusse die Nebel empor und umziehen die kleinen Kirchtürme und Häuser und legen Schleier über den feuchten, braunen Park.

Karl Buchholz mag kein Umwälzer, kein Bahnbrecher und Befruchter der Jahrhunderte gewesen sein. Keiner, bei dem Drang und Wille zur Gestaltung Welten umspannt hätte. Seine Kunst war im Umfang begrenzt, ja bescheiden; aber sie war eine intensive und darum eine große Kunst. Im zarten, ursprünglichen, innig deutschen Naturgefühl lag ihre Wurzel. Die Landschaft um Weimar herum hat dieser lyrisch empfindende Maler auf Herz und Nieren geprüft wie kein zweiter. Man könnte ihn den Spezialisten der thüringischen Flachlandschaft nennen. Das empfinden und wissen wir, die im Ilmtal geboren und aufgewachsen sind und Weg und Steg hier kennen. Das verehren und lieben wir an Buchholz. Und wenn so ein echter, goldener Oktobertag sich zu Ende neigt und mehrere Naturschwärmer im heiteren Gespräch durch den Blätterfall des Webichts daher schreiten — sie kommen vielleicht von Denstedt, wo es Apfelwein gibt, oder von Süßenborn her oder von der nahen Fasanerie — dann kann es geschehen, daß sie, die noch eben laut und lebhaft geredet, unversehens still werden. Und einer von ihnen, der stehen geblieben ist, starrt wohl mit weiten Augen in die Waldblöße hinein, streckt die Hand aus und flüstert: ‚Dort — dort! Ein Buchholz!'

Und in der Tat — es ist ‚ein Buchholz'. Die Abendsonne hat sich plötzlich aus dem Walde gestohlen; man riecht die Feuchtigkeit und den Moder in der Luft. Rot und traurig aber brennt die Mondscheibe hinter den riesenhaften Eichen. Irgendwo schreit ein Käuzchen. Es sind lachende, jammernde Töne aus schauerlich hohler Brust. Der Wind verweht sie — die Blätter rascheln hastiger —

Warum sind die Freunde im Weiterschreiten so schweigsam geworden? Hat sich der Herbstspuk ihnen aufs Herz gelegt — ein Gedanke an Vergehen und bitteres Sterben, dem niemand entrinnen kann?

Ganz autochthon — ganz heimattreu war Buchholzens Kunst. Mit italienischen Szenerien, mit Pinien und Zypressen auf blauem Himmelsgrund, mit zauberhaft dämmernden Ölhainen und den weichen Linien abendroter Horizonte hat dieser herbe Maler nichts zu schaffen gehabt. Oder gar mit arkadischen Landschaften voll unirdischen Duftes und Glanzes, mit selig spiegelnden Gewässern und Nymphentanz unter mythischen Bäumen.

Das Traumland der Romantik hat er nur mit dem Mantel gestreift. Sein ‚Hörselberg' und ‚Kyffhäuser' sind Künder dessen. Er war ein Poet der Wirklichkeit, darin Daubigny, den er verehrte, verwandt — aber ein wirklicher Poet. ‚l'interprête avec mon coeur autant qu' avec mon oeil'.

Was der glänzende Corot — der Meister des ‚paysage intime' — das hätte auch der deutsche Maler von sich sagen dürfen.

Deutsch war Buchholz — deutsch seine Farben und sein Wald, deutsch diese besondere Mischung von Wirklichkeit und Traum, deutsch seine Traurigkeit und sein tiefer Hang zum Grübeln. Ein Romane wäre schwerlich an Buchholzens Not zugrunde gegangen. Die brünette Rasse ist lebensklüger und praktischer.

Der Ortspfarrer tat, was seines Amtes war. Er verweigerte dem Selbstmörder den Platz in der Gräberreihe. Kunstschüler haben dann den toten Buchholz nach Weimar geholt. Es war ein ärmlicher, scheuer Leichenzug, bei dem keine Honoratioren mitschritten.

Einmal

Einmal, als ich aus dem Morgenschlaf erwachte
und mich in der alten Heimat wiederfand,
rief von fern der Kuckuck aus dem Kinderland,
und da nahest du dich, Mutter, sorglich — sachte.
Wie zu jener Zeit, da noch dein ganzes Leben
dem, den selig einst dein junger Leib gebar,
froh mit jedem Atemzug gewidmet war,
hast du gern dem Gaste Müh' und Lieb' gegeben.
Und ich küßte dir die längst ergraute Stirne,
scheidend ließ ich Weib und Kinder deiner Hut;
schien das Haus doch festgegründet gleich dem Firne,
der verjährt in Sonnennähe dauernd ruht.

— — — — — — — — — — — —

Gottes hohe Fluten sind gekommen,
haben Heimat, Haus und Mutter mir genommen.

Richard Schaukal.

Johannes Janssen nach seinen Briefen
Von Luzian Pfleger

Als Ludwig von Pastor, Janssens glänzendster und erfolgreichster Schüler, im Jahre 1892 ein kurzes, aber sehr ansprechendes Lebensbild des Frankfurter Meisters veröffentlichte, stellte er eine eingehendere Biographie in Aussicht, etwa wohl in der Art, wie sie Janssen seinerseits im Jahre 1868 seinem eigenen Lehrer, Freund und Berater Friedrich Böhmer gewidmet hatte. Wer wäre ihm dafür nicht dankbar gewesen? Denn gibt es für ernste, denkende Menschen eine dankbarere und geistig ertragreichere Lektüre als die eingehende Lebensgeschichte von so hervorragenden Geistesarbeitern und Charakteren, wie sie durch Männer vom Schlage Janssens repräsentiert werden? Die Verwaltung und Weiterförderung des Janssenschen Erbes, vor allem die Fortsetzung der eigenen monumentalen Papstgeschichte, ließen den Innsbrucker Historiker nicht zur Verwirklichung seines Vorhabens kommen. Dafür beschert er uns jetzt mit einer fast ebenso willkommenen Gabe: einer zweibändigen Ausgabe von Janssens Briefen.* Im Jammer und in der Not der gegenwärtigen Zeitläufte, wo die europäische Menschheit auf Trümmerfeldern umherirrt und angstvoll auf die Entwirrung der chaotischen Zustände harrt, gewährt das liebevolle Sichversenken in diese Briefe eines edlen, lauteren Mannes nicht geringen Trost und wohltuendes Vergessen so vieles Häßlichen um uns. Sie offenbaren uns mit erquickender Anschaulichkeit das Sein und geistige Werden eines Mannes, dessen Name für immer verknüpft ist mit dem Aufschwung des deutschen katholischen Geisteslebens in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, das uns, trotz aller geistigen Kämpfe und Schattenseiten, heute wie ein versunkenes Paradies anmutet.

* * *

Der intime Brief, aus der Stimmung des Augenblicks geboren, an vertraute Menschen gerichtet, vor denen man nicht posiert, verfaßt ohne jeden Hintergedanken an Druckerschwärze und Öffentlichkeit, ist noch immer das beste Spiegelbild einer Menschenseele. Darum sind solche Briefe stets die wertvollste Quelle für einen Biographen, wertvoller als Tagebücher und Autobiographien, bei denen sich nur zu oft die Absicht einschleicht, das Urteil der Nachwelt in bestimmtem Sinne zu beeinflussen. Nur müssen solche Briefsammlungen relativ vollständig sein und die ganze Lebenstätigkeit des Schreibers gleichmäßig beleuchten, eben weil sie nur der spontane Ausfluß von Stimmungen sind, von Ansichten, die oft wechseln, von Meinungen, die sich ändern. Für Janssens Stellungnahme zu bedeutsamen Tatsachen, wie z. B. zum Infallibilitätsdogma, oder zu

---

* Johannes Janssens Briefe. Herausgegeben von Ludwig Freiherrn von Pastor, 1. Band, 1867—1873. XL und 441 S.; 2. Band, 1874—1891, XXXV und 336 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1920, M. 30,—, geb. M. 36.—

gewissen politischen Tagesfragen, würde deshalb die Kenntnis nur vereinzelter Briefe zu schiefer Auffassung seiner Gesamtpersönlichkeit führen. Dem beugt die Vollständigkeit der vorliegenden, alles Unwesentliche ausschließenden Briefsammlung vor. Für die biographische Auswertung dieser so echt persönlichen Dokumente ist es — was in anderer Hinsicht etwa als ein Mangel erscheinen könnte — ein unleugbarer Vorteil, daß unser Historiker kein Briefschreiber im literarischen Sinne des Wortes gewesen ist. Dazu war ihm seine Zeit, die nur seiner großen Aufgabe galt, zu kostbar. ‚Das Briefschreiben fällt mir überhaupt so schwer,' sagt er mehr wie einmal. Er war kein Salonmensch, der sich und andere mit geistreichen Plattheiten quälte. Dafür ist aber in diesen meist schnell hingeworfenen, kurzen, selten sehr ausführlichen Schreiben alles echt, frisch, persönlich: ein reiner Ausfluß seiner Individualität.

Eine geradezu ideale Jugend- und Studienzeit liegt vor uns wie ein offenes Buch. Nicht zu oft wird einem Elternpaar das Glück zuteil, einen so treu ergebenen, dankbaren und liebevollen Sohn heranwachsen zu sehen, wie es Janssens Eltern, bescheidenen, kleinen Geschäftsleuten zu Xanten, beschieden war. Die zahlreichen Briefe an die Eltern, in denen auch der spätere berühmte Gelehrte die einfachen Menschen an allem Wichtigen teilnehmen läßt, was sein Leben bewegte; das rührende Bestreben, ihr Verständnis für seine Lebensaufgabe zu wecken; der feine Takt, den der unbemittelte Student in Geldfragen ihnen gegenüber an den Tag legt; das herzliche Verhältnis zur Stiefmutter, später das stete Bestreben, ihr und dem Vater Freude und Überraschungen zu bereiten; die liebevolle Sorge, mit der er den Lebensabend des Vaters umgab, all das macht das Lebensbild des großen Gelehrten so ungemein sympathisch. Wir begleiten den Gymnasiasten, der das Kupferschlägerhandwerk an den Nagel gehängt, durch die Studienjahre und sind Zeuge seines ungewöhnlichen Eifers, der keines Ansporns von außen bedurfte, einer staunenswerten geistigen Regsamkeit, die am besten Zeugnis ablegt für die reiche Begabung, die in diesem Knaben schlummerte und mit ungestümer Gewalt zur Entfaltung drängte.

Schon früh regt sich der Historiker in ihm. Als Quintaner, so schreibt Janssen 1874 an Benjamin Herder, wollte er einen Abriß der deutschen Geschichte drucken lassen. Eine Kinderei? In diesem Falle sicher nicht, denn, fügt Janssen bei, ‚wahrscheinlich würde ich, wenn ich denselben damals nicht angefertigt, jetzt keine deutsche Geschichte schreiben'. Aber sein Interesse beschränkt sich nicht auf Geschichte allein. Auf der Hochschule von Löwen wirft er sich mit Eifer auf das Studium der französischen und italienischen Sprache. Dieser Weiterbildungstrieb ist ihm auch in späteren Jahren immer geblieben. Er ist nie in Fachsimpelei aufgegangen. Das zeigt uns die reichhaltige Bücherliste, die er 1889 dem Berliner Verlagsbuchhändler Fr. Pfeilstücker einsandte, der bei ihm anfragte, welche Bücher auf seine geschichtlichen Studien den meisten Einfluß ausübten; alle Ge-

biete der Geisteskultur sind da vertreten. 1863 schreibt er von Rom aus: ‚Ich fühle doch recht das Bedürfnis, mich auch allmählich zu einem philosophischen Urteil heranzubilden, um die vorwaltenden Streitigkeiten mehr nach Prinzipien auffassen zu können und wenigstens für mich persönlich Sicherheit zu erlangen . . .‘ Sind nicht seine ‚Zeit- und Lebensbilder‘ ein sprechendes Zeugnis für die Allseitigkeit seiner Bildung, und verraten nicht alle kulturgeschichtlichen Partien des großen Geschichtswerkes, daß seinem Verfasser kaum ein Bezirk des geistigen Lebens terra incognita geblieben ist? Freilich, dies ungeheure, methodisch aufgenommene und fruchtbringende Wissen erklärt sich nicht bloß durch eine hervorragende geistige Absorptionsfähigkeit, sondern durch peinlichste Ausnützung der Zeit. Darum flieht Janssen nach Kräften zeitraubendes Gesellschaftsleben und fühlt sich nur wohl im Kreise gleichgesinnter Freunde, aus deren Verkehr ihm geistiger Gewinn erwächst. So bei Böhmer, bei Steinle, Wedewer, Stadtpfarrer Thissen und Münzenberger und anderen Freunden aus dem Frankfurter Wirkungskreise. Nicht zu vergessen eine Reihe edler, feinsinniger Frauen. Die Korrespondenz mit diesen gehört zu den für die Charakteristik Janssens bedeutsamsten. Sie offenbart uns die ganze Feinfühligkeit seines Wesens. Seine zarte, sensitive Natur empfand, wennschon ihn der innerste Drang seines Herzens zum Priestertum geführt hat, das für ihn das Lebensglück ausmachte, doch das Bedürfnis nach einem Schimmer fraulicher Güte, der ihm in der Form edelster Freundschaft und rückhaltlosen Vertrauens das harte Arbeitsleben verklärte. Hier sind zu nennen Frau Springsfeld, Frau Rat Schlosser, die auf Stift Neuburg während der Sommertage eine Elite bedeutender Männer um sich versammelte, die Damen Fronmüller, Sibylla und Johanna Pastor, Frau Kleinschrod, vor allem die ausgezeichnete Konvertitin Maria von Sydow, Gattin des preußischen Bundestagsgesandten Rudolf von Sydow. Janssen war ihr Seelenführer und verfaßte für sie die auch zeitgeschichtlich sehr wertvollen Aufzeichnungen von seinem römischen Aufenthalte (1863—64). Was ihm diese fromme, seelenvolle und feinsinnige Frau war, sagt er nach ihrem frühen Heimgang in einem Schreiben an Johanna Pastor (Juni 1866): ‚Seit dem 3. März, wo meine unvergeßliche liebe Freundin starb, ist es mir einsamer geworden. Ihr Tod kostet mir ein Stück vom Leben. Ich kann darüber weder sprechen noch schreiben, denn was man am tiefsten fühlt, gehört uns allein an. Ich habe Aufzeichnungen aus ihren letzten Tagen und von ihrem Sterben für dich bereit liegen. . . Wöchentlich gehe ich einmal zu ihrem Grabe. All meinen späteren Arbeiten wird man es anmerken, daß mir die Teilnahme einer so goldigen Seele gefehlt hat, wie mir meine Herzensfreundin seit drei Jahren bot. Gott nehme sie in seine treue Hut. Wie sind doch die menschlichen Dinge so vergänglich!‘ Janssen brauchte, um nicht unter der Last seiner ungeheuren Arbeit zu erliegen, diese Art seelischer Ausspannung; an Frau Fronmüller (1876), aus dem politischen Trubel von Berlin, schreibt er: ‚Wie oft bin ich in Gedanken bei Ihnen! Noch nie

freute ich mich so auf das Wiedersehen wie jetzt, dem wohl, wenn Gott will, keine lange Trennung mehr folgen wird. . . . Ich habe jetzt, liebste Freundin, in reichem Maße wieder, reicher als je, was mir seit dem Tode der guten, lieben Frau von Sydow in Frankfurt so fehlte: lebendigste Anteilnahme an dem, was mich beschäftigt und mich in meinen besten Stunden beglückt. Und nicht bloß Anteilnahme, sondern tätigste Förderung und, was am besten, volles Verständnis aus der Fülle des Herzens. Gott vergelt's.'

* * *

In eingehendster Weise offenbart uns der Briefwechsel Janssen als Priester. 1853 kommen ihm, mitten in den Bonner historischen Studien, zuerst Gedanken an die Möglichkeit dieses Berufes; ein Jahr später erkennt er jedoch, daß er sich nicht geeignet dafür fühlt. Erst im September 1859, bereits in seiner Frankfurter Berufsstellung, entschließt er sich doch dazu und teilt den Eltern mit, daß er den Gedanken lange Jahre schon mit sich herumgetragen. ‚Ich fühle jetzt recht deutlich, daß mein eigentlicher Beruf im geistlichen Stande liegt.' Und im Dezember heißt es: ‚Ich werde nicht in irgendein Kloster eintreten, sondern Weltgeistlicher werden, so Gott mir dazu die Gnade gibt, und werde vorläufig, nachdem ich die heiligen Weihen, so wie ich hoffe, im nächsten Herbst, empfangen, hier in meiner Stellung in Frankfurt bleiben. Zu einem Klostergeistlichen fühle ich keinen Beruf; ich will mit Gottes Hilfe auch als Geistlicher wissenschaftlich weiterwirken, und das kann ich im Kloster nicht, wohl aber, wenn ich in der Welt stehen bleibe und Bibliotheken benutzen kann.' Seine tiefe Frömmigkeit, die er mit der Muttermilch eingesogen, führte ihn endlich zum Altare; am 26. März 1860 empfing er in Limburg die Priesterweihe und trat in den Stand, in dem er zeitlebens innerlich volles Glück fand. Bei all seiner umfassenden Gelehrtentätigkeit ist er den besonderen Pflichten dieses Berufes peinlich treu geblieben. Mitunter ergreift ihn die Sehnsucht, mehr seelsorgerlich zu wirken. Sein reiches religiöses Gemütsleben, das er aus Thomas a Kempis, Franz von Sales und anderen religiösen Autoren, vor allem der hl. Messe speist, verlangt nach einer weiteren Tätigkeit.

Er wird der Führer auserlesener Seelen auf dem Wege des inneren Lebens. Der Seeleneifer diktiert ihm die herrlichsten Briefe, z. B. an Johanna Pastor. Um deren Ungeduld zu zügeln, schreibt er ihr (12. Juli 1868): ‚Die Ungeduld nährt nicht, mein Kind, sie verzehrt, und darum wird sie auch von den Seelenführern als ein wesentliches Hinderungsmittel der Tugend, des festen, beharrlichen Strebens nach innerem Gleichmaß und ersprießlicher äußerer Tätigkeit betrachtet. Bitte, bitte, kämpfe standhaft dagegen, und lege auf menschliches Wort, wenn es auch aus der Seele der Besten unter den Sterblichen käme, nicht ein so überhohes Gewicht. Ich habe deine Seele aufgenommen, Hannchen, ganz so, wie Du es gewollt, und daß sie mir die reichste Gabe ist, die ich nach dem Tode meiner Freundin (= M. v. Sydow) besitze, dessen sei versichert; aber dadurch

wirkt nun auch, was uns gegenseitig bewegt, auch gegenseitig auf uns ein, und darum haben wir auch die gegenseitige Verantwortlichkeit, daß wir unsere Seelen ruhig und in Gott gefestigt halten, nicht bloß jedes von uns für sich selbst, sondern auch ich für Dich, und Du für mich. . .' Immer und immer mahnt er seine Freunde, alles für Gott zu tun. An Emilie Pastor (1888): ‚Kunst und Wissen müssen ihr Ziel allein in Gott suchen und in der Erbauung des Nächsten, sonst sind sie Spreu im Wind oder sengendes Feuer.'

Frau Agnes Klopp bittet er um ‚ein paar Vaterunser für den Verfasser, daß er niemals und in keiner Weise des Spruches vergesse: Nur an Gottes Segen ist alles gelegen'. Über sich selbst heißt es auch in einem Neujahrsschreiben an Johanna Pastor: ‚Wieviel Lebenszeit muß ich durchhasten, und dies in einem Lebensalter, wo ich in tätiger Ruhe Samenkorn um Samenkorn ausstreuen sollte zur späteren Frucht, wenn Gott sie gewähren will. Wieviel Gutes tut man vergebens, weil man es nicht aus Gott und nicht für Gott tut! Diese Betrachtung drängt sich mir in all ihrem Ernst um so häufiger auf, wo wir wieder am Ende eines Jahres stehen. Möge beim Jahreswechsel, wenn die Dinge der Vergangenheit wie eine Prozession mit Fahnen aller Farben und Reliquien aller Art an uns vorüberziehen, für Dich und für mich ein Chor gottgeweihter Gedanken den Schluß bilden, gottgeweihter Gedanken und Entschlüsse, die all ihre Kraft stets nur dort suchen, von wo allein alles Gute kommt.' Was er dem Herausgeber dieser Korrespondenz zu Beginn seines Innsbrucker Lehrberufs schreibt: ‚Tritt ihn an allein Gott zu Ehren und zur Ehre seiner heiligen Kirche und erhalte Dich in Demut und Gottvertrauen in allem, was kommen möge', das war nur das Leitmotiv seiner eigenen Gesamttätigkeit.

* * *

Denn er stellte sie ganz in den Dienst der Kirche, die er mit Leidenschaft liebte und für deren Ideale er sich aufopferte. Seine Hauptsorge gilt der Stärkung ihres verlorenen Einflusses, namentlich auf geistigem Gebiete. Den Kardinal Reisach, bei dem er in Rom wohnt und den er als seinen Gönner und Förderer hochverehrt, sucht er von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß im Interesse der Belebung des katholischen Geistes in Deutschland mehr als bisher auf die Gebildeten gewirkt und die Wissenschaft gepflegt werden muß. Denn er ist der festen Ansicht, ‚daß die Kirche bei uns erst dann recht die eigentliche geistliche Macht, welche ihr zukommt, behaupten wird, wenn sie wieder die eigentliche g e i s t i g e Macht geworden'. Hettingers ‚Apologie des Christentums' hat in seinen Augen eine Mission zu erfüllen, und er wünscht, daß ein Exemplar an den Hl. Vater geschickt werde. Die Audienzen bei diesem — Pius IX. — machen auf ihn den tiefsten Eindruck. Es ist kein Zweifel, daß der längere römische Aufenthalt Janssens streng kirchliche Gesinnung nachhaltigst beeinflußte. Es schmerzt ihn — 1864 —, daß Pius über Döllinger, den Janssen damals

noch so hochschätzte, und die ‚Deutsche Wissenschaft‘ wenig günstig urteilte. ‚Übrigens stehen die Deutschen hier in Rom auch gewöhnlich allzusehr zurück. Als neulich dem Papste eine Adresse von 300 hier anwesenden Fremden überreicht wurde, waren darunter nur drei Deutsche. Das gibt dann böses Vorurteil.‘ Der Kardinal Reisach tadelt ihm gegenüber, daß besonders die deutschen Bischöfe keine genügenden Berichte über die kirchliche Lage einschickten, weshalb man in Rom über Deutschland zu wenig unterrichtet sei.

Die Infallibilitätsfrage bringt auch sein Seelenleben in zitternde Schwankung. Im März 1870 urteilt er, daß die Kirche seit Jahrhunderten nicht in einer so schlimmen Krisis gewesen, ‚und besonders in Deutschland wird es mit jedem Tage ärger. Möchten doch diejenigen recht behalten, welche meinen, die Opposition ginge bei uns bloß von einer Handvoll Gelehrten aus, das Volk wisse nichts davon usw. Meine Eindrücke und Beobachtungen sind anderer Art. Das kirchliche Leben geht allenthalben zurück, und wie immer auch über die brennende Frage der Unfehlbarkeit in Rom entschieden werden möge, die Autorität des Hl. Stuhles hat gelitten, so wie so, und wird noch mehr leiden. Ich bin weit, weit davon entfernt, den Döllingerschwindel gutzuheißen, er ist in meinen Augen eine überaus betrübende Erscheinung, aber ich erkläre ihn mir ganz durch die Art, wie von anderer Seite agitiert wird. Die Notwendigkeit des neuen Dogmas hat mir noch keiner der Infallibilisten erklären und beweisen können. Für meine Person bin ich ruhig, indem ich als treuer Sohn der Kirche zu verharren hoffe, aber wie viele Tausende werden irregeführt und gehen, wie zur Zeit der Kirchenspaltung, ohne bösen Willen zugrunde‘. Die Unfehlbarkeitsfrage ist in seinen Augen ‚die unglaublichste, von der die Kirche seit Jahrhunderten heimgesucht worden‘. Aber im Dezember 1871 ist er bereits von seinem Pessimismus, in den ihn der Altkatholikenrummel gestürzt hatte, geheilt, und er schreibt an Pfarrer Andreas Schneider: ‚A posteriori geschlossen, ist nichts erfreulicher, als daß die gewiß gut gemeinten Wünsche des deutschen Episkopats auf dem Konzil nicht durchgedrungen sind. Sie wissen, früher habe ich anders gedacht, aber die Ereignisse haben mich gründlich eines Besseren belehrt.‘ Der preußische ‚Kulturkampf‘ trifft sein priesterliches Herz besonders hart; er drängt ihn einmal fast zur ausschließlichen Seelsorgsarbeit: ‚Wollte ich‘, so schreibt er 1879 an Benjamin Herder, ‚meinen tiefsten Wünschen folgen, so würde ich am liebsten alle meine dermaligen Beschäftigungen für die Zukunft aufgeben und mich ganz ausschließlich der Seelsorge widmen. Die Verwüstung der Seelsorge, wie sie der unselige sog. Kulturkampf herbeigeführt, ist doch das schwerste Verbrechen, das an unserem Volk begangen worden, ein wahres nefandum scelus. Ich kann gar nicht darüber schreiben, so weh tut mir's, was ich über die Folgen dieser Verwüstung, insbesondere für die Jugend, von so vielen Seiten höre.‘ Aber der vielgeplagte Gelehrte begnügt sich nicht mit leeren Klagen über die kirchliche Not; er erachtet es

als ‚pflichtverbindend' für ihn, ‚auch etwas für die Tagespresse zu tun'. Er hält ‚die Unterstützung der kleinen Presse, die in Kreise kommt, wo größere Tagesblätter nicht gelesen werden, für eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart'. So hat er während der Kulturkampfszeit besonders die ‚Kölnische Volkszeitung', ‚Germania', das ‚Mainzer Journal', das ‚Frankfurter Volksblatt' rege bedient, ganz abgesehen von seinen zahlreichen Beiträgen für katholische Zeitschriften, besonders die ‚Historisch-politischen Blätter'. Und seine Aufgabe als Historiker betrachtete er im Sinne Pius IX., dessen Worte, die dieser bei einer Audienz an ihn richtete, er nie vergaß; der Hl. Vater schenkte Janssen eine silberne Medaille, deren eine Seite die Fußwaschung Petri durch den Heiland darstellte, und bemerkte dazu: ‚Ich pflege diese Medaille nur am Gründonnerstag den dreizehn Aposteln zu geben, aber Sie als Historiker haben auch ein Apostelamt zu erfüllen. Wahrhaftig, es ist eine apostolische Aufgabe, als Historiker tätig zu sein für die Ausbreitung der geschichtlichen Wahrheit, und zwar tätig im Geiste der Liebe und des Friedens.' Janssen war über diese Äußerung so glücklich, daß er sich ‚hätte recht ausweinen mögen'.

* * *

Als Historiker und Priester interessieren ihn in Italien naturgemäß die dortigen kirchlichen und politischen Zustände auf das höchste. Durch seine Beziehungen zu Kardinal Reisach kam er bei seinem längeren Aufenthalte (1863/64) mit allerlei bedeutenden Persönlichkeiten zusammen, erfuhr vieles, beobachtete selbst scharf, so daß seine für Frau von Sydow verfaßten, tagebuchartigen Berichte voll der interessantesten Bemerkungen sind. Janssen liebt das ‚gute und genügsame' italienische Volk, er findet es religiös und intelligent. Er hört klagen über die vielen ‚Meßpriester', die nichts zu tun hätten. Das höhere Schulwesen in Rom liegt im argen. Selbst am Jesuitenkolleg werde kein höherer Kursus für Religion gegeben; daher die Ignoranz der Gebildeten in religiösen Dingen. An der Universität beschäftigen sich bloß zwei Professoren schriftstellerisch, sie sind allerdings auch kläglich bezahlt. Aber es sind liebenswürdige Menschen. ‚Ich kann nicht sagen, wie sehr mich hier der Verkehr mit den Gelehrten anspricht; ein joviales Wesen, keine Spur von Professorenhochmut, der so vielfach bei uns zu Hause.' Von oben fehlt die Aufmunterung, die Wissenschaft ist nicht geachtet. Der einzige wissenschaftliche Arbeiter unter den Italienern ist de Rossi. Im Kardinalskollegium ist außer Reisach nur der französische Benediktiner Pitra wissenschaftlich tätig. ‚Die Italiener lachen nur über die Deutschen, die immer hinter den Büchern sitzen.' Auch an der Vatikanischen Bibliothek ist nichts los. All das hat sich ja später unter Leo XIII. gründlich geändert. Mit welchem Enthusiasmus auch spricht dann später Janssen von dem ‚herrlichen Leo'!

Bei Kardinal Antonelli erfährt Janssen allerlei über die politischen Zustände. Die Kirche stehe in protestantischen Ländern besser als in katholischen. Antonelli, der zwar Reformen anbahne, sei, so sagt Reisach, kein

Organisator. Unter den Beamten des Kirchenstaates sind viele schlechte Elemente; die Regierung wird fürchterlich bestohlen. Auch in der päpstlichen Armee sind viele sittenlose, schlechte Elemente, auf deren Treue man nicht bauen könne. Wenn Janssen aber meinte: ‚Ich glaube, je länger man in Italien lebt, desto mehr sieht man ein, daß von einer Einheit Italiens keine Rede sein kann,‘ so haben ihn die späteren Ereignisse widerlegt. In den neuen kirchenfeindlichen piemontesischen Gesetzen findet Kardinal Reisach wenigstens das eine Gute, nämlich die Abschaffung der Kollegiatstifte: ‚Ich freue mich dessen,‘ sagt er, ‚und auch der Papst wird sich innerlich darüber freuen, denn er hat oft genug diese Stifte Seminaria otiosorum (Pflanzstätten der Faulen) genannt.‘ Scharf spricht sich Janssen gegen die wahllose Verleihung der Monsignorewürde aus. ‚Jetzt hat man gar einen deutschen Geistlichen, der keine weiteren Verdienste besitzt, als daß er beim Fürsten Rospigliosi Hauslehrer ist, zum Monsignore gemacht. Der Kardinal (Reisach) ist empört darüber, daß man so den Hl. Vater mißbraucht. Der Sache des römischen Stuhles wird wahrlich nicht dadurch geholfen, daß man so Ehrenstellen an allerlei Menschen erteilt.‘ Ein Abstecher nach Süditalien, wo die sozialen Zustände über alle Maßen traurig sind, bestärkt den Historiker in seiner alten Überzeugung: ‚Die ganze italienische Revolution ruht auf sozialem Grunde; Verfassungsparagraphen und moderner Liberalismus können da nicht aushelfen; nur ein gesunder, freier Bauernstand und bürgerlich-städtisches Selbstgovernement kann Italien wieder zur Ruhe bringen.‘

Nicht ohne Interesse sind Janssens Urteile über bekannte Männer, die er in Rom traf. Der Maler Overbeck ist eine ‚kindliche Seele‘, voll Güte und Liebenswürdigkeit, ‚er ist wirklich ein heiligmäßiger Mann‘. In wenig günstigem Lichte erscheint Kardinal v. Hohenlohe, der förmlich Propaganda gegen die Jesuiten mache; er sei gut von Gemüt, aber geistig beschränkt. Er wollte Nachfolger Diepenbrocks in Breslau werden und schwärzte Förster bei diesem an; Förster habe die Stelle nur angenommen, um Hohenlohes Nachfolge zu verhindern, weil er dem Posten nicht gewachsen war. Über Alexander v. Hübner: ‚Dieser Mensch hat keinen Tropfen deutschen Blutes in den Adern und spricht von unserer Nation mit einer Geringschätzung, daß einem das Blut in die Wangen kommt. Er ist ein rechter Mephisto. . . .‘ Von Kardinal Manning heißt es: ‚Der Kardinal (Reisach) hält auf Manning und sein Wirken in England mehr als selbst auf Newman, der vortrefflich, aber ganz unpraktisch, wie er als Rektor der Dubliner Universität gezeigt, und auch Wiseman, der seine Bildung nicht in England, sondern in Spanien und Italien empfangen. Und darauf sehen die Engländer sehr. Manning, früher auch Protestant, habe die ganze englische Bildung und trete den Protestanten mit ihren eigenen Waffen entgegen.‘ Dupanloup, der Bischof von Orléans, dem er vorgestellt wurde, ‚ist übermäßig liebenswürdig, macht aber im Gespräch und überhaupt im äußeren Vorkommen nicht den Eindruck, den seine

Schriften hervorrufen'. Ich füge hier, obwohl erst aus dem Jahre 1888 stammend, das für Janssen wiederum charakteristische Urteil über den Freiburger Kirchenhistoriker F. X. Kraus bei: ‚Er schillert in allen Farben. . . Es ist wirklich schade, daß ein Mann, der viel Wissen und auch gute persönliche Eigenschaften besitzt, der Gunst des Hofes und der Liberalen nachjagt.'

* * *

Der Kulturkampf war auf Janssens politische Gesinnungen von bedeutsamem Einfluß. Von Hause aus war er, der preußische Rheinländer, Großdeutscher. Mit Schrecken sieht er 1866 dem Kriege entgegen. An Johanna Pastor in Rom: ‚Wir erwarten an jedem Tage den Bürgerkrieg, den der Verräter Bismarck so verhängnisvoll heraufbeschworen. Unsere Zeit ist so wichtig wie die von 1789 und 1813. Wie sie enden wird, liegt in Gottes Hand. Mir gilt als Axiom, daß wir den Rhein verlieren, und ebenso, daß inmitten des regulären Krieges die irreguläre Revolution bald ihre Schrecken entfaltet.' Und an Frau Emilie Herder (25. Juni 66): ‚Siegt der Bundesbruch, die Konspiration mit dem Auslande (Italien), die Vergewaltigung deutscher Länder, die Revolution endlich durch Aufhetzen der Untertanen gegen ihre rechtmäßige Regierung, dann geht alles verloren, dann verschwindet der Glaube an Vorsehung und Recht für die nächsten Generationen, auch der Glaube, daß man durch das Studium der Geschichte mithelfen könne an dem Aufbau der Volkspersönlichkeit. In diesem Falle steht mein Entschluß jetzt schon fest. Ich mache das Werk über Böhmer fertig, auch die „Reichskorrespondenz" und dann, ade Geschichte!' Dazu die bezeichnende Nachschrift: ‚Im Lager Benedeks ist jetzt nicht bloß Österreich, nicht bloß Deutschland, sondern das gesamte europäische Recht für Generationen. Gott gebe Sieg!' Der Sieg bei Solferino entlockt ihm den Ausruf: ‚Gott schütze Österreich! Noch niemals hat es mehr wie jetzt das Recht geschützt.' Dabei ein Kriegsstimmungsbild aus der näheren Umgebung: ‚Die Preußen rauben überall die Kassen aus, schonen selbst Privateigentum nicht (vorgestern haben sie in den Weinkellern des Herzogs von Nassau zu Rüdesheim alle Fässer des feinsten Weines mutwilligerweise leerlaufen lassen, in Bingen haben sie mehrere Häuser angezündet); den Kurfürsten von Hessen haben sie auf die Festung von Stettin gebracht, wo die Cholera herrscht. Der Kurfürst ist jetzt eine ganz populäre Persönlichkeit geworden, weil er so mutig ausharrt. Die Wut gegen die Preußen ist unglaublich, und ich zweifle nicht, daß sie gründlichst unterliegen und für ihren Hochmut bestraft werden.' Es kam freilich anders, als Janssen hoffte, und selbst sein geliebtes Frankfurt wurde preußisch, was ihn nicht gerade begeisterte: ‚In unserer neupreußischen Kreisstadt . . . ist mir das Leben gar einsam und eintönig geworden, und wäre mein Vater nicht bei mir, so schlösse ich hier bald meine Budike.' Doch die trüben Verhältnisse in Österreich nach dem Kriege, wo das jüdisch-freimaurerische Sektierertum ans Ruder kam, dämpften seine österreichischen Gefühle. Immerhin hofft

er 1868 noch auf eine reinliche Scheidung der Geister: ‚Der gegenwärtige Sturm in Österreich wird die Tenne reinigen, und um so gründlicher, je mehr sich, wie es allen Anschein hat, der Liberalismus überstürzt. Gott schütze Kaiser und Volk! So heißt es auch in dem alten Kaisergebet, das ich täglich bete; dagegen bete ich nicht z. B. für das weitere Fortbestehen der sechzehnahnigen Domherren in Olmütz mitsamt ihrem Gewicht an Körper und jährlichem Einkommen. Möchte man doch noch zur rechten Zeit von kirchlicher Seite die rechte Verteilung der Kirchengüter in Angriff nehmen und der Tausende von armen Kuratgeistlichen gedenken!‘

Der Krieg von 1870 riß auch Janssen in den patriotischen Zeitstrom hinein. Seine Briefe aus dieser Zeit sind ein treuer Spiegel seiner Gesinnungen. Er, der ehemalige Großdeutsche, findet sich mit dem Gedanken des Hohenzollernkaisertums ab. Aber als nüchternen Historiker, der mit nackten Tatsachen zu rechnen gewohnt ist, und nicht an Redefloskeln sich begeistert, sieht er auch die Kehrseite der Medaille. Der sich hinziehende Krieg erfüllt ihn mit trüben Ahnungen, und mit der Divinationsgabe des großen Historikers schreibt er am 30. Dezember 1870 an Herder: ‚Ich fürchte sehr, wir heimsen trotz aller Siege und trotz aller Opfer unsererseits wenig ersprießliche Früchte ein. Die Erhebung des preußischen Königs zum Kaiser liegt meiner Ansicht nach in den realen Verhältnissen, wie Gott sie gestalten ließ, begründet, und ich meine, auch wir Katholiken müssen gegen die Dinge nicht Fronderie spielen, die stets unfruchtbar war, sondern sie annehmen in dem Sinne, wie Baumstark sie angenommen und darüber gesprochen, aber diese Kaisergeschichte wäre doch erst nach geschlossenem Frieden am Platze gewesen. Wie konnte man doch das französische Volk so beleidigen, sie noch nach Versailles zu verlegen! Das heißt denn doch dieser Nation, vor der man — von der Zeit nach Sedan an — wohl Respekt haben sollte, einen Stachel in den Leib treiben, der uns zu keinem dauerhaften Frieden kommen lassen wird. Ich muß oft an den Ring des Polykrates denken.‘ Sagte nicht auch Janssens Freund Julius Ficker in Innsbruck damals fast genau dasselbe?* Solcherlei Gedanken hielten ihn jedoch nicht ab, beim Einzug Kaiser Wilhelms in Frankfurt diesen durch ein in der ‚Frankfurter Presse‘ vom 16. März 1871 veröffentlichtes — jedoch nicht namentlich gezeichnetes — Gedicht ‚Der Krönungsdom an den Kaiser bei seinem Einzug in Frankfurt a. M.‘ zu begrüßen. Daß man ihn in Berlin beharrlich ignorierte und nie für eine Hochschule zu gewinnen suchte, tat seinem damaligen Patriotismus keinen Abbruch. Erst als die Berliner Kulturkampfspolitik seine katholischen Gefühle verletzte, trat eine Änderung in seiner Gesinnung ein. Schon drei Monate nach dem Kaisergedicht schreibt er dem Freund Andreas Schneider: ‚Preußen spielt ein verwegenes Spiel,

* Vgl. die Mitteilung L. v. Pastors im ‚Hochland‘ XVI, 2, S. 229.

das schließlich zu seinem Verderben ausschlagen muß. Der Bischof von Mainz hat es doch seit Jahren richtig vorausgesagt, daß von Preußen aus der eigentliche Kirchenstreit, gegen den die Wirren von 1837 nur als Kinderspiel anzusehen, werde heraufbeschworen werden. Aber nicht Preußen hat Verheißung, nur die Kirche allein besitzt dieselbe, und der alte Gott lebt noch und läßt sie nicht im Stiche.' Und 1874: ,Der „Kulturkampf" entwickelt sich rasch weiter, und die Ereignisse fangen an, sich zu überstürzen. Es wird mir immer klarer, daß „der große Staatsmann" einen doppelten Beruf hat: den Protestantismus als Häresie zu stürzen, und den Liberalismus um allen Einfluß zu bringen.' Janssens kurze Tätigkeit als Landtagsabgeordneter (1875/76) ergab für ihn als Resultat: ,Auch der letzte Rest von dem konstitutionellen System ist verschwunden und ebenso verschwunden der letzte Rest von Furcht vor den Kulturkerlen. Das ist eine Bande, von der ich wenigstens etwas weniger Pöbelhaftigkeit im äußeren Benehmen erwartet hätte.' (8. 6. 75.)

* * *

Der Löwenanteil des Inhaltes der Briefe, namentlich der des zweiten Bandes, entfällt auf die historiographische Tätigkeit Janssens. Und darin liegt der Hauptwert der Publikation: Daß sie uns dank der Fülle des glücklichen vereinigten Materials einen tiefen Einblick gewährt in die Arbeitsstube dieses rastlosen, mit ganzer Seele seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe sich hingebenden Gelehrten. Das Werden und Wachsen, den Erfolg und die Bekämpfung der ,Geschichte des deutschen Volkes' in all diesen Briefen zu verfolgen, bedeutet für jeden, der sich für höhere Geistesarbeit interessiert, einen wirklichen Genuß. Was für eine Willensenergie steckt doch in dem körperlich so schwachen Manne, daß er alle inneren und äußeren Widerstände siegreich zu überwinden vermochte! Was für eine Unsumme von Arbeit, oft harter Fronarbeit, repräsentieren die wuchtigen Bände! Denn es galt, die ,Mauer der Lügen' über die drei letzten Jahrhunderte, von der Onno Klopp in einem seiner packenden Briefe an Janssen schreibt,* einzurennen. Schon der Gedanke an das Unternehmen setzt einen hohen Grad von Mut voraus, nicht weniger auch die Ausführung und die Fortsetzung, namentlich angesichts des Kesseltreibens, das der aufgepeitschte Furor protestanticus gegen den Verfasser vom Rhein bis zur Memel inszeniert. Nach den weltumstürzenden Ereignissen der letzten Jahre wundern wir uns, daß so etwas einmal möglich war; daß überhaupt eine ganz leidenschaftslos gehaltene, rein wissenschaftliche Publikation die Geister Jahre hindurch so aufregen konnte, von den unteren Volksschichten bis in den Reichstag hinein. Es handelt sich hier nicht bloß um rein literarische Angriffe, die von Zunftgelehrten in wissenschaftlichen Organen und von Preßmännern in Tageszeitungen ausgingen und die von Janssen so erfolgreich in seinen zwei Antikritiken abgewehrt wurden, sondern

* ,Hochland' XVI, 2, S. 510.

auch um rein private Anpöbelungen, von deren Umfang die Korrespondenz uns eine anschauliche Vorstellung gibt. Anonyme und nicht anonyme Drohbriefe regnete es in Menge. ‚Aus Hanau meldet mir eine zierliche Damenschrift in duftigem Briefchen: Ich sei „ein giftgeschwollener Esel". Sie gebrauche mein Buch „auf dem Lokus, wie die Studenten sagen". Ist's nicht herrlich?' Eine Broschüre gibt ihn als einen vom Teufel Besessenen aus. Aber die allgemeine Hetze kam dem buchhändlerischen Erfolg des Buches zugute. ‚Die radikalen Ausbrüche des wild gewordenen protestantischen Pastorentums sind der Verbreitung meines Werkes äußerst förderlich. In einem Frankfurter Laden, wo ich mir Tuch zu einem Rock kaufen wollte, fand ich den mir unbekannten Kommis hinter dem Ladentisch beschäftigt mit meinem zweiten Bande, den er aus einer — Leihbibliothek genommen! In einem evangelischen Verein, sagte er, wäre auf das Werk geschimpft und davor gewarnt worden, darum wollte er es mal lesen.' Ein jüdischer Antiquar sagt zu Janssen: ‚Hier wird gelobt, dort wird getobt, beides ist gleichmäßig nützlich für Ihr Werk.' Aber der unerschrockene Forscher läßt sich durch all das Geschimpfe nicht von der Arbeit abhalten: ‚Es ist nun einmal so: Die Tatsachen der Geschichte sind nicht allein unerbittlich, sondern auch unverschämt in Hieb und Stich. Je mehr öffentliche Quittungen über den richtigen Empfang mir ausgestellt werden, desto eifriger werde ich für neues Quittungsmaterial Sorge tragen, um, soweit der liebe Gott mir Kraft und Gnade verleiht, den Bankerott des bisher so blühend betriebenen Geschäftes der traditionellen Geschichtslügen zu beschleunigen. . .' Für die zahlreichen Anpöbelungen fühlte sich Janssen aber reichlich entschädigt nicht nur durch den Anklang, den er im eigenen Lager in so reichem Maße fand, sondern durch die vielen zustimmenden Briefe, die er von einsichtsvollen Protestanten erhielt, die ihm für die Zerstörung so vieler lang gehegter historischer Wahnbilder dankten. Mit innigster Genugtuung teilt Janssen diese Stimmen seinen Freunden mit.

Er war der Kritik nicht unzugänglich. Es ist eine der schönsten Seiten dieses Mannes, daß ihn der Ruhm nicht berauschte, daß er sich nicht wie so manche schreibende Zeitgenossen für ein unfehlbares Orakel hielt. Er ist ein bescheidener, nicht sich, sondern der Sache dienender Mensch geblieben. Er hat um dieser Sache willen die höchsten kirchlichen Ehrenstellen ausgeschlagen. Man lese nur seine Briefe an Onno Klopp, dessen Rat er sich immer und immer erbat. Man ersieht aus dieser Korrespondenz, namentlich auch aus den Briefen Klopps, wie tief dieser geniale Historiker auf Janssen einwirkte. Er hat ihm vor allem die für den nachhaltigen Erfolg des Werkes so bedeutsame Weisung gegeben, sich in demselben jeglicher Polemik und Bezugnahme auf politisch-religiöse Zeitfragen und Streitfragen zu enthalten. Die Versuchung dazu lag ja nahe genug.

Nur in einem Punkte war Janssen empfindlich: wenn man von einer ‚Tendenz' seines Werkes sprach. Das hatte Hermann Cardauns in der

‚Kölnischen Volkszeitung' (1882, Nr. 67) getan, indem er hervorhob, daß ‚seine Darstellung der Reformation nicht unbeeinflußt geblieben ist von dem Grundgedanken, der seit Jahrhunderten systematisch betriebenen Schönfärberei einen tödlichen Stoß zu versetzen. Daß ihm dies vollständig gelungen ist, kann man bejahen, ohne deshalb auch anzunehmen, daß seine Geschichte des deutschen Volkes das Ideal der Objektivität sei.' Janssen gab aber dies in keiner Weise zu; die diese Frage berührenden Briefe Janssens an Cardauns sind leider verloren gegangen.* Einen Ersatz dafür bildet aber ein sehr ausführliches Schreiben an den Maler Eduard von Steinle (2. 7. 82), worin er sich, der Historiker, gründlich über diese Fragen ausspricht. Er betont, daß ihm nichts ferner liege, als Haß und Zwietracht unter den Konfessionen zu säen. Seine ‚Tendenz' bei der Abfassung seiner Geschichte sei nur die Darstellung der Tatsachen. ‚Ich habe bei meinen Arbeiten jedes theologisch-polemische Ziel vollständig ausgeschlossen, und möchte die Geschichte unseres Volkes vorzugsweise vom kulturhistorischen und sozialpolitischen Standpunkte aus schreiben. Wenn selbst ein befreundeter katholischer Kritiker geglaubt hat, meine Schilderung der Reformation sei ‚von dem bewußten Gegensatze zu der herkömmlichen Reformationslegende beherrscht . . .', so muß ich ihm widersprechen. Für den Polemiker, für den Kontroversisten wäre dies allerdings ein unausweichlicher Standpunkt. Der Historiker als solcher hat höchstens indirekt mit Schönfärberei zu tun, indem er derselben ruhig, objektiv den wahren Sachverhalt gegenüberstellt. Versetzt seine quellenmäßige Darstellung der Schönfärberei einen ‚tödlichen Stoß', so ist dies nicht seine Tendenz, sondern er verhält sich dabei lediglich permissiv. Es gibt kaum einen Abschnitt der Historie, der nicht zum Gegenstand parteiischer, tendenziöser Behandlung geworden wäre. Wo die Schönfärberei so greifbar und in so ausgedehntem Maße hervortritt wie in den meisten protestantischen Darstellungen der kirchlichen reformatorischen Revolution, die man Reformation genannt hat, da hätte, scheint mir, allerdings der Historiker im Grunde das Recht, auf Tatsachen gestützt, geradezu zu polemisieren und der mehr oder minder bewußten Schönfärberei einen tödlichen Stoß zu versetzen. Doch darf ich mir das Zeugnis geben, von diesem Rechte durchaus keinen Gebrauch gemacht, sondern mich streng innerhalb der Grenzen rein objektiver Darstellung gehalten, bezüglich der Tatsachen weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung irgendwo Partei ergriffen zu haben. Dieses Streben nach bestmöglicher Objektivität ohne Polemik war meine einzige Tendenz, obschon, ich betone es, nicht allein der Apologet und Kontroversist, sondern auch der Historiker in dem gegebenen Falle an sich weiter gehen durfte.'

Wir meinen, diese Selbstapologie Janssens ist gar nicht nötig. Und sein Kritiker Cardauns ist ganz im Recht, wenn er von einer gewissen

* Vergl. Pastor, Joh. Janssen (1892) S. 94.

Tendenz spricht. Man nenne doch irgendeinen Historiker, der so aufgeregte, von dem Zank und Hader großer Parteien angefüllte und vergiftete Zeiträume behandelt, und der bei der Beurteilung oder auch der reinen Tatsachendarstellung sich jeglicher Tendenz, auch bei dem besten Willen, zu entschlagen vermag! Es ist schon viel Tinte verspritzt worden über die Frage einer völlig objektiven Geschichtschreibung. Prevost-Paradol hat recht und wird immer recht behalten, wenn er den völlig unparteiischen Historiker ein rein chimärisches Wesen nennt, ‚denn wir tragen alle in die Vergangenheit den Geist, der uns beseelt'. Janssen, der gegen die zahllosen Angriffe den wissenschaftlichen Wert seines Werkes verteidigt, hat völlig recht, wenn er sich gegen eine bewußt tendenziöse Geschichtschreibung, wie er sie ohne jeden Zweifel bei vielen seiner Gegner vorfand, mit aller Kraft verwahrt. Aber daß er Katholik war, ein treuer Sohn seiner Kirche, dazu Priester, der seine historische Aufgabe als ein Apostolat im Dienste der Wahrheit und der Kirche auffaßte, mußte von vornherein seinem Werke den Stempel aufdrücken, den es trägt. Kein real denkender Mensch kann ihm das verargen. Darum bleibt sein Werk nicht minder bedeutend, ist sein Verdienst nicht weniger groß, auch wenn man bezüglich der Schilderung des ausgehenden katholischen Mittelalters zugeben mußte, daß er, sicher in der Freude über seine Entdeckung — und es war eine! — das Gemälde der Zeit zu stark belichtete.* Denn er hat eines erreicht, was kein geringerer als Friedrich Paulsen in einem von Pastor mitgeteilten Schreiben an Janssen, der ihm seine Antikritik zugesandt hatte, so formuliert: ‚Es wird diesen Herren wohl endlich die naive Auffassungsweise vergehen, in welcher sie als selbstverständlich vorauszusetzen gewohnt waren, daß die wissenschaftliche Forschung protestantisch, und also eine mit protestantischer Theologenauffassung nicht einstimmige, nicht wissenschaftlich sei. Doch diese Köpfe haben die Formbarkeit wohl längst verloren. Aber in jüngeren, noch nicht okkupierten Köpfen wird Ihr Werk und auch diese Antikritik an ihrem Teil die Entstehung des Wahnes von der Unfehlbarkeit protestantischer Geschichtsforschung verhüten. Ich glaube zuversichtlich, daß die Revision der Reformationsgeschichte auch auf protestantischer Seite nicht ausbleiben wird. An Ihrem Werk kann kein zukünftiger Historiker vorbei.'

Der wachsende Erfolg der ‚Geschichte des deutschen Volkes' hat das letztere klar erwiesen. Und als Ranke noch lebte, hat Georg Waitz, der sich auch auf Geschichte verstand und nicht ‚klerikal' war, Janssen den ‚ersten jetzt lebenden Historiker' genannt. Er wird in der Geschichte der deutschen Historiographie stets einen Markstein bedeuten. Sein großer Schüler hätte ihm kein schöneres Denkmal setzen können, als er es durch die Publikation dieser Briefe getan hat. Denn wie ein Lebender spricht er zu uns, regt an und erhebt.

---

* Vgl. dazu meine Ausführungen ‚Zur Beurteilung der vorreformatorischen Zustände' in ‚Hochland' 1917, 2. Bd., S. 742 ff.

Die Kunst der Kirche
Von Martin Wackernagel

Es hat den Anschein, als ob in der jüngsten Gegenwart ähnliche Strömungen wie vor 100 Jahren erwachen wollten, indem weite Kreise mit einer nur der Romantik vergleichbaren Wärme und Intensität des Interesses dem Mittelalter sich zuzuwenden beginnen. Dem deutschen Mittelalter wohl zunächst — als einem politisch patriotischen Trostbild — aber auch dem Mittelalter überhaupt, dem Gesamtwesen mittelalterlicher Kultur, mittelalterlicher Geistigkeit und Kunst. Mit dem ‚Renaissancismus', um dieses häßliche, aber bezeichnende Kennwort des Bildungsideals der letztvergangenen Jahrzehnte zu brauchen, ist es doch offenbar vorbei, und der auf die Kunst des Mittelalters sich berufende und an ihr Vorbild überall anknüpfende Expressionismus ist vielleicht das deutlichste Symptom für den gänzlich veränderten Standpunkt der neuen Ästhetik, und für die neue kulturelle Einstellung der jungen Generation überhaupt. Auch innerhalb der katholischen Kreise regt sich nun ein bewußtes Empfinden für die mittelalterliche Glanzzeit der Kirche, für die religiöse Literatur und vor allem für die künstlerische Herrlichkeit, mit der Kultus und Liturgie, wie das ganze Kultgebäude in all seinen Teilen und alle kirchlichen Gerätschaften und Gewänder von der Gottesinbrunst und ehrfurchtsvollen Hingabe jener Zeiten ausgestaltet und geschmückt worden sind.

Jedoch bei solcher historischer Begeisterung können wir, und dürfen wir nicht stehen bleiben. So war es einst. Wie aber sieht es heute aus im Bereich der kirchlichen Kunst? Wie viel — oder wie wenig — von den künstlerischen Kräften unserer Gegenwart haben wir zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche einzusetzen vermocht oder auch nur versucht? Gewiß, manch wertvolles christliches Kunstwerk kommt auch heute noch da und dort zustande — trotz der grundsätzlichen ‚Verweltlichung' des ganzen neueren Kunstlebens — und findet auch seinen Weg in kirchliche Verwendung. Aber daneben, welch schmählicher Tiefstand des allgemeinen Durchschnitts der Kirchenkunst! Was hat sich nicht alles im Tempel Gottes breitmachen dürfen! Von der konventionellen, verwässerten Nachahmung alter Kunst bis zum grellen, theaterhaften Flitterprunk und der billigen Fabrikware der Jahrmarkts-Devotionalien. Und wir haben wohl gelächelt über solch rührende Geschmacklosigkeit, haben uns vielleicht auch bisweilen etwas ereifert darüber, wieviel sauer verdientes, glaubensfreudig dargebrachtes Geld ungeschickt, ja oft zu grober Verunzierung edler Kirchengebäude vertan wird. Aber auch gewisse Reformversuche und geschmackliche Aufklärungsbemühungen, die mancherorts eingeleitet wurden, blieben so gut wie erfolglos, und müssen wohl auch weiter erfolglos bleiben, solange nur von der geschmacklichen Seite mit guten Lehren und Verbesserungsvorschlägen äußerlich an dem Übel herumgedoktert wird, und dieses selbst in seinem eigentlichen Wesen, seinen tieferen seelischen Wurzeln unerkannt bleibt.

Einen Versuch, in dieser Richtung vorzustoßen, hat jetzt aber — wie wir glauben als Erster — der in Genf lebende katholische Maler und Schriftsteller Alexandre **Cingria** unternommen. Und seine 1918 erschienene kleine Schrift ‚La décadence de l'Art sacré' — zu deren Pariser Neuausgabe* kein Geringerer als Paul Claudel ein begeistertes Vorwort geschrieben hat, scheint einer einläßlicheren Besprechung an dieser Stelle wohl wert zu sein. Schon durch seinen gedanklichen Inhalt, aber vielleicht noch mehr um der originellen Persönlichkeit willen, die sich darin ausspricht. In ihr verbindet sich — sehr bezeichnend für die jüngste Gegenwart — ein höchst verfeinertes ästhetisches Kenner- und Genießertum mit der unbefangensten Naivität, die aber in ihrer ganzen Richtung jener beneidenswerten, gestaltungskräftigen Naivität des Mittelalters wirklich wesensverwandt erscheint und so jedenfalls, nur in einem von theologischer Schulweisheit unbelasteten Künstlerempfinden auch heute noch lebendig und fruchtbar werden konnte.

Die Darlegungen Cingrias — ursprünglich ein Vortragszyklus im Verein der katholischen Arbeiterinnen der Stadt Genf — gehen ohne weiteres von der Überzeugung aus, daß das Schlechte und Unwürdige, das in der religiösen Kunst unserer Zeit sich eingeschlichen hat, nichts anderes als Satans Werk ist, und daß es unser aller christliche Pflicht sein muß, auch auf diesem Gebiet die Fallstricke des Teufels zu entlarven und ihnen mit allen Kräften zu widersagen. — Durch das Mittel der Sinne und nicht durch den Verstand allein vermögen wir Gott zu erkennen und ihn zu preisen, wie wir durch die Sinne der heiligen Sakramente teilhaftig werden und mit ihnen dereinst die Auferstehung des Fleisches erleben sollen. Das Werkzeug aber, durch das unsere Sinne zu Gott hingeleitet werden, ist nun eben die Kunst, die künstlerische Ausgestaltung des Gottesdienstes und der edle Schmuck der kirchlichen Gebäude und Gerätschaften. ‚Und darum hat auch die Kirche' — wir fahren mit Cingrias eigenen Worten fort — ‚seit den Anfängen des Christentums, was immer die Poesie, die Musik und die bildenden Künste an Schönheit bieten konnten, vereinigt, um das Meßopfer zu feiern, das der größte Akt der Anbetung ist, den sie Gott darbringt. Und darum auch hat sie alle diese äußeren Bezeigungen geschaffen, die man den Kultus oder die Riten nennt, und deren Ziel es ist, die Menschen durch das Mittel der Sinne zur Anbetung Gottes hinzuführen.'

‚Erhabene Passionen der Liturgie, Psalmen, Hymnen, Lesungen, Wechselgesänge; welch wunderherrliche Literatur, und der klassischen Literatur durchaus ebenbürtig, wenn sie diese nicht noch übertrifft! Wahrhaft himmlische Musik des Gregorianischen Gesanges, der — ohne Worte — die Seele in die Bezirke eines brennenden, flie-

---

* Verlag Rouart, Paris 1920; Claudels Vorwort erschien zunächst als ‚Offener Brief an Alex. Cingria' in der ‚Revue des Jeunes' IX. Nr. 16, August 1919.

ßenden Lichtes entführt, wo Engel wallen. Prächtige Farben der liturgischen Gewänder, die durch ihren Glanz, ihre Reinheit, ihre Frische, ihren strahlenden Schimmer, aber auch durch ihre hinsterbenden Schattierungen nacheinander an die Sonne der Gerechtigkeit erinnern, an die lilienweiße Jungfräulichkeit Marias, an die Hoffnung eines neuen Seelenfrühlings, an das Blut der Martyrer oder an die schmerzlichen Liebesaufschwünge der büßenden Seele. Symbolische Gebärden der Liturgie, die gleichsam ein langsam feierlicher, edler Tanz sind, dessen einzelne Bewegungen die Seele jenen Geheimnissen nähern, die er ihr beschwören soll. Weihrauchgewölk endlich, vom Weihrauch des jüdischen und heidnischen Altertums, das während der Messe aufsteigt, wie um auch den Geruchssinn zu heiligen, diesen Sinn, den die Philosophen als untergeordnet behandeln, tierischer als die anderen Sinne, — und der doch eben dank dem Weihrauch auch seinerseits, mit dem Gesicht, dem Gehör, dem rhythmischen Gefühl wetteifern kann, unsere Seele während der religiösen Zeremonien zu erheben zur Anbetung Gottes.'

Und nun folgt zunächst eine wahrhaft glänzende Schilderung der Kunstpracht, mit der die Kirchenräume des früheren Mittelalters ausgestattet und zu einer fast überirdisch wonnevollen Herrlichkeit emporgehoben waren. Ein feingebildeter Kenner kommt hier zu Worte, dem die meisten Denkmäler dieser Zeit in Konstantinopel, Rom, Ravenna aus eigener Anschauung vertraut und tiefstes künstlerisches Erlebnis geworden sind, und der solche Erlebnisse mit der feingestimmten Suggestion des Wortes wiederum dichterisch zu gestalten vermochte. Wir können uns nicht versagen, auch aus diesen lebensvollen Evokationen historischer Kunstschauspiele eine kleine Kostprobe, den Abschnitt über die französische und italienische Gotik hier einzufügen:

In den weinreichen Gegenden, wo die großen, langsamen Flüsse Frankreichs sich zwischen sanften Hügeln dahinwinden, scheinen die gotischen Kathedralen hervorzusprießen wie Blumen. An ruhende Vögel erinnern sie oder an Schiffe, die stille stehen. Kathedralen in jeder Stadt, in jeder kleinen Ortschaft . . .; es ist, als ob sie ausschwärmten und kleine Kapellen rund um sich verstreuten, die selbst in den ärmsten Dörfern eine prinzliche Eleganz zur Schau tragen. Übrigens liegt diese Eleganz im Charakter der gotischen Kunst, aber es ist eine Eleganz voll von Gesundheit.

‚Skulpturen von einem auserlesenen Geschmack mit fröhlichen, goldgesteigerten Farben bemalt, erzählen überall das Alte Testament, das Evangelium oder das Leben der Heiligen. Es ist der Erdenwandel unseres Herrn und die Ereignisse, die ihn vorausverkündet haben. Es ist das Leben der heiligen Jungfrau, voller Einzelheiten, die in unseren Tagen vergessen sind. Das Leben endlich der schönen, heiligen Krieger, der heiligen Waller und Pilger, und der großen Einsiedler in der Wüste. Die Fenster der Kathedralen wiederholen von oben nach unten in ihren riesigen Höhlungen

die gleichen Episoden in einer durchscheinenden Malerei, funkelnd und farbenreich.

‚Eine buntscheckige Menge, die sich wie in gelöstem Rhythmus zu ergehen scheint, — ein Gemisch von Mönchen, Priestern, Klerikern, Edelleuten und Bauern, füllt ohne Unterlaß diese großen Hallen, wo das religiöse Leben sich zu jeder Stunde in neuen liturgischen Schauspielen auswirkt. Das Theater wird in der Kirche neugeboren. Die Religion ist überall, — und überall ist sie ein Vorwand künstlerischer Betätigung. Die Bilder von Gott und der heiligen Jungfrau sind nicht bloß überall in den Kirchen und in den Klöstern, sie sind auch in den Palästen, den Schlössern, den Burgen und Bauernhäusern, in allen Büchern, mitten auf den Brücken, auf den Fahnen, den Teppichen und an den Straßenecken. Und überall und immer ist diese Kunst lebendig: kühn und keusch, realistisch und elegant, voller Jugend und Gesundheit wie die Natur selbst in ihrer nackten Einfachheit.

‚Und um dieselbe Zeit erstehen auch südlich der Alpen, zwischen Hügeln, die der fremdartige, silbergraue Schimmer der Oliven umkleidet, riesenhafte Kathedralen und mächtige Klosterbauten überall. Malereien und plastische Bildwerke verzieren in verschwenderischer Fülle die Wölbungen der Kirchenräume und die Mauern von Kreuzgängen, und schmücken alle Altäre. Eine neue Kunst erhebt sich, weniger ursprünglich vielleicht als die französische, aber ziervoller noch und verfeinerter, von noch stärkerem Reiz bisweilen und immer wieder voll glühenden Emporstrebens nach einer unnahbaren, vollkommenen Schönheit.‘ . . .

Aber solches Raffinement sensitiven Nacherlebens und poetischen Nachgestaltens — mit dem Eingria den wundervollen Schilderungen in Huysmans' ‚Pages Catholiques‘ unmittelbar zur Seite tritt — macht doch nicht die eigentliche Bedeutung seiner Schrift aus. Deren Schwergewicht liegt vielmehr auf dem zweiten Teil, wo mit unverblümter Offenheit der Tiefstand der heutigen Kirchenkunst jenen historischen Kulturbildern gegenübergestellt und namentlich auch den Ursachen dieses Niedergangs nachgeforscht wird. Es ist ein ganzes Sündenregister, das der künstlerische Missionsprediger vor seinen Genfer Zuhörerinnen entrollt, und — wäre nicht der Gegenstand seiner Rede ein gar zu ernster — man könnte sich eigentlich ergötzen darüber, wie Eingria mit einer geradezu köstlichen Ironie und Treffsicherheit die verschiedenerlei Winkelzüge und Fallstricke ins Licht rückt, mit denen, seiner Auffassung nach, der Urheber alles Bösen es zustande brachte, daß der einst so voll und herrlich klingende Chor sichtbarer künstlerischer Lobpreisungen Gottes allmählich so matt, so geistlos und mißtönig geworden ist.

Zunächst sind es drei Ursachen moralischer Art, über die sich Eingria des näheren verbreitet. Einmal die ‚Langweiligkeit‘, die der Teufel heute mit wohlweislichem Bemühen über die Religion ausgestreut hat, das

ängstliche Vermeiden jedes lebhaft fesselnden Anreizes und all jener frischen, heiteren Originalität in Kultus und Kirchengeschmack, wie sie noch im 18. Jahrhundert lebendig waren, heute aber als vermeintlich unfromme Ablenkung aus dem Gotteshause ferngehalten werden. Sodann die Trägheit, ‚die Mutter aller Laster und eine Hauptursache der Religionslosigkeit' und überhaupt alles Mittelmäßigen, konventionell Erstarrten auch in der kirchlichen Kunst. (Daher denn die Freidenker nicht ganz ohne Grund zu dem freilich sehr oberflächlichen und verkehrten Schluß kommen, kirchliche Religiosität sei überhaupt und an sich ein Trägheitssymptom.) Schließlich, als das Gefährlichste, der ‚Geist der Lüge', das heißt die trügerische Scheinkunst, die mit allerlei billigen Äußerlichkeiten, mit dem teuflischen Blendwerk weichlicher Glätte, Süßlichkeit und seichter Sentimentalität ‚die Augen der einfachen Gläubigen verstrickt und sie so daran verhindert, Gott zu ehren, wie es sich ziemt'. Die dann im weiteren erörterten Momente, die historischen, aber nach Cingrias Auffassung noch immer nachwirkenden, der Reformation (‚ich sage nicht, daß es keinen Protestantismus geben sollte, aber ich sage, daß keine religiöse Kunst wieder aufblühen kann, solange es einen Protestantismus gibt'), des Jansenismus, der französischen Revolution, endlich die technischen Verfallsgründe: der ‚Industrialismus und die fabrikmäßig teilnahmslose Massenherstellung von Kultusartikeln, und die am Schluß noch aus bedauerlicher Unkenntnis und welscher Verhetzung mit angeführte ‚influence allemande' des (tatsächlich ja längst überwundenen) sogenannten ‚Jugendstils', — all dieses tritt an Bedeutung zurück hinter jenen allgemein ‚moralischen' Gründen. Mit deren metaphysischer Ausdeutung als unmittelbare ‚instrumenta Diaboli' dürfte Cingria freilich im weiteren Kreise seiner aufgeklärten Zeitgenossen ein ziemlich allgemeines Schütteln des Kopfes hervorrufen; andererseits aber könnte es wohl sein, daß innerhalb der eingangs angedeuteten Neuorientierung der jüngeren Generation gerade solch einfache, unmittelbar plastische Vorstellungsweise eine neue lebendige Überzeugungskraft, — eine unzweifelhafte poetische Wahrheit jedenfalls — zu gewinnen und zu bewähren vermöchte.

Von den sogenannten ‚guten Christen' verspricht sich Cingria selbst wenig Zustimmung, schon deshalb, weil man hier den Künstler überhaupt — auch wenn er sich noch als Christen bekennt, — um seines leidenschaftlichen Fühlens willen, seiner schweifenden Phantasie, seiner stark betonten individuellen Sonderart willen, doch immer als einen halben Heiden von zweifelhafter Moral anzusehen gewöhnt sei. Aber er meint, mit einer hübschen, geistvollen Wendung, doch ‚die Gewißheit haben zu dürfen, daß jedes aufrichtige Bemühen eines Künstlers, sein eigenes religiöses Empfinden mit den Mitteln seiner Kunst auszudrücken, Gnade finden werde vor den Augen Gottes, wie das Gebet des Zöllners'; und nur darüber kann er gar nicht zur Ruhe kommen, daß jene ‚guten Christen' bei allem eifrigen Praktizieren der Religion so gar kein Gefühl mehr dafür

haben, wie unwürdig die Wohnung Gottes und der Gottesdienst in vielen ihrer Kirchen beschaffen ist.

Mit jenen allgemeinen Kategorien, der ‚Langweiligkeit‘, ‚Trägheit‘ und des ‚lügnerischen Scheins‘ sind aber in der Tat die Grundursachen des Verfalles der Kirchenkunst ihrem inneren Wesen nach aufgezeigt, ihre Überwindung ist nur zu hoffen durch ein Erstarken der positiv entgegengesetzten Kräfte. Aber woher soll uns solches kommen? Gewiß nicht in der gewohnheitsmäßigen Sicherheit und verstandesmäßig temperierten Religiosität der guten Durchschnittskatholiken. Nur eine künstlerisch beschwingte und individuell lebendige, eine im besten Sinn naive Gottesinbrunst und Liebe zu seiner Kirche, kann hiefür der gedeihliche Nährboden sein.

Die Kunst hat ehedem aus der religiösen Empfindungs- und Gedankenwelt eine vielfältig anregungsreiche und immer erneute Befruchtung gewonnen und hat ihrerseits ihre besten Kräfte aus innerstem Bedürfnis dem Dienst der Kirche geweiht. Wenn wir uns aber heute von diesem Zustand so weit entfernt haben, und, einstweilen vergeblich, nach Mitteln und Wegen suchen, ihn wenigstens einigermaßen wiederherzustellen, so muß vor allem betont werden: nicht an Künstlern fehlt es, die dazu befähigt und begeistert wären, wohl aber an der andern, nicht minder unentbehrlichen Komponente solcher Wiederweckung, am verständnisvollen Mitgehen, ja überhaupt an der Duldung und Anerkennung solcher Bemühungen von Seiten der Gemeinde, der Auftraggeber und Stifter kirchlicher Kunstwerke. Hier also ist der Punkt, an dem wir einsetzen müßten. Mit der Bekanntmachung und Empfehlung guter, besserer Kirchenkunst — wie man bisher tat — ist nur wenig gewonnen. Für solche Kunst muß doch zunächst überhaupt Raum und Aufnahmewilligkeit geschaffen werden durch Beseitigung all der seichten Schundware, der konventionellen, industriell und geschäftsmäßig produzierten Surrogatkunst, die in Kirche und häuslicher Andacht sich wie eine verheerende Seuche ausgebreitet und festgesetzt hat. Zu solchem Kampf, solchem Bildersturm und Kreuzzug brauchen wir aber die überzeugte Mitwirkung Vieler, die wir mit blasser Ästhetik und Geschmacksverbesserung gewiß nicht vom Ofen locken werden. Erst, wenn uns, gleich jenem glühenden Künstler und Katholiken in der Stadt Calvins, die schlechte Kirchenkunst nicht bloß lächerlich, sondern wirklich so verhaßt geworden ist wie Teufelsgift und Gotteslästerung, werden wir selbst ihre Bekämpfung mit der vollen, allein Erfolg versprechenden Leidenschaft und Energie aufnehmen und Mitkämpfer in genügender Zahl für unsere Sache zu entflammen vermögen. Dann erst wird auch die wahre Kirchenkunst mit neuen, aus der Glut eines gleichstarken religiösen wie künstlerischen Dranges geschaffenen Werken hervortreten und in ihrem eigentlichen Wert und Wesen sich uns erschließen können zu unserer eigenen wahrhaften Erbauung, wie zur höheren Ehre und Lobpreisung Gottes.

Ein ungedruckter Brief Stolbergs an Wieland / Veröffentlicht von Otto Hellinghaus

Die von Stolberg bereits im frommgläubigen, sittenstrengen Elternhause und im Umgange mit seinem väterlichen Freunde Klopstock eingesogene Abneigung gegen Wieland, den ‚deutschen Voltaire‘, und seine ‚sehr gefährlichen Bücher‘ (vgl. Janssen I, S. 19 u. a.) war im Göttinger Haine noch bedeutend gesteigert worden. Ja, als am Abend des 15. Juni 1773 er, Voß und Hahn auf Vossens Zimmer, während eines mit Blitzen und Donner am Himmel stehenden Gewitters, sich bis Mitternacht in einem ‚wütenden und zugleich feierlich-erhabenen‘ Gespräch über Deutschland, Klopstock, Freiheit und große Taten ergingen, da verstieg man sich sogar zu Racheplänen gegen den ‚Sittenverderber‘, der das Gefühl der Unschuld nicht achte (Voß' Briefe I, S. 218). Und am 2. Juli, dem Geburtstage Klopstocks, an dem die Haingenossen auf Hahns Zimmer ihr erstes Bundesfest feierten, benutzte man beim Kaffee zum Anzünden der Pfeifen aus Wielands Schriften verfertigte Fidibus, und beim Punsch wurde seine vorher schon von allen zerstampfte ‚Idris‘ nebst seinem Bildnis feierlich verbrannt (Ebenda S. 144 f).

Als ihn aber Stolberg und sein älterer Bruder Christian Ende November 1775 auf der Rückkehr aus der Schweiz in Weimar persönlich kennen lernten, da erging es ihnen wie so manchem andern: die bezaubernde Liebenswürdigkeit des geistreichen, ‚ganz unendlich guten Menschen‘, wie ihn Goethe genannt hat, nahm auch sie gefangen, wenn sie auch ihr Urteil über den moralischen Charakter seiner Schriften natürlich nicht änderte.

‚Zu unserer Verwunderung dachten wir über so viele Sachen gleich,‘ schreibt Friedrich Leopold am 27. November an seine älteste Schwester Henriette, die Gattin des dänischen Ministers Grafen Andreas Peter von Bernstorff, die ihn vor Jahren vor dem Lesen seiner Schriften gewarnt hatte, ‚er sprach so herzlich von meinem Homer und meinem Lavater und meinem Goethe, daß mein Herz jeden alten Groll vergaß und ich die Vernunft, welche freilich viel sagen könnte, einschläferte.‘ ‚Glaube nicht,‘ fügt er beruhigend hinzu, ‚daß ich Wielands vertrauter Freund sein möchte, dazu werde ich immer zu viel griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenso interessanten als angenehmen Mann und für einen Mann, dessen Herz viel gute Seiten hat, muß ich ihn halten‘ (Janssen I, S. 61 f.).

Ähnlich berichtet Christian Stolberg der Schwester Katharina: bei Wieland sei es ihnen schon beim ersten Besuche bald zusammen wohl geworden; sie hätten ihn während ihres achttägigen Aufenthaltes in Weimar viel gesehen und seien als Freunde voneinander geschieden (Hennes, Aus Stolbergs Jugendjahren, S. 65).

Ja, auf seine von der Herzogin Luise und Goethe eindringlich unterstützten Bitten mußten ihm die Brüder sogar versprechen, zuweilen Gedichte für seinen ‚Teutschen Merkur‘ einzusenden, wogegen er sich ver-

pflichtete, kein ‚schlechtes Zeug' mehr aufzunehmen und ‚künftig vorsichtiger gegen unmoralische Schönheiten der Poesie zu sein' (Janssen a. a. O., Voß' Briefe I, S. 292).

Wie sehr die Grafen ihm gefallen hatten, geht aus seinem Briefe vom 1. Dezember an Lavater hervor, der ihm ihren Besuch angekündigt hatte. Er fühle sich, so schreibt er, seit Goethes und ihrer Ankunft neu belebt. ‚Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich. Goethe grüßt Sie; das tuen auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen' (Archiv f. Literaturgesch. IV, S. 312).

Schon bald nach der Heimkehr übersandten ihm die Brüder drei Gedichte: Friedrich Leopold das Lied ‚Die Mädchen. An einen Freund' (‚Gedichte' 1779, S. 143, und Ges. Werke I, S. 123 mit der Überschrift: ‚Die Mädchen. An einen Jüngling', bei Sauer, S. 85) und die Ode ‚Homer. An Bodmer.' (‚Gedichte', S. 140, und Ges. Werke I, S. 120: ‚Homer. An Vater Bodmer', Sauer S. 83), die er in der Handschrift bereits am 6. November 1775 dem ‚alten, lieben' Bodmer zu dessen ‚gar großen Freude' in Zürich überreicht hatte (Janssen I, S. 58), und Christian das Lied ‚An die Unbekannte' (‚Gedichte', S. 92, Ges. Werke I, S. 79).

Ihr Erscheinen im ‚Teutschen Merkur', bereits im Januar 1776, erregte bei den Haingenossen nicht geringen Verdruß, besonders bei Voß, der in der Überlassung von Gedichten an den vom Bunde so oft und so feierlich verfemten Wieland nicht nur eine Verletzung der Treue gegen den Bund erblickte, dessen erklärtes Organ sein Musenalmanach war, sondern auch eine Schädigung seiner persönlichen Interessen, da er dessen Erträge nicht entbehren konnte. Sein Ärger wuchs, als Wieland bald darauf im ‚Merkur' (S. 86 ff) in einer Besprechung seines letzten Musenalmanachs ‚vorn leckte und hinten kratzte', wie sich Stolberg ausdrückte (Hellinghaus, Stolbergs Briefe an Voß S. 42). ‚Die Grafen haben jetzt ihre wärmsten Freunde außer dem Bunde und sind in ziemlich hohem Grade Genies,' klagt er in seiner Eifersucht am 10. März Martin Miller, mit dem die Brüder auf der Rückreise aus der Schweiz gemütliche Tage verlebt hatten. ‚Sie haben auch Wielanden Gedichte gegeben, ob sie gleich selbst gestanden, daß er keinem von uns Gerechtigkeit widerfahren ließe, wie sie's nannten . . . O Freundschaft, edle Freundschaft!' (Voß' Briefe II, S. 91 f). Miller suchte zwar in seiner Antwort vom 18. Juni die Brüder mit ihrer Gutmütigkeit und Gelenkigkeit zu entschuldigen, setzte aber hinzu, auch er habe ihnen bereits brieflich Vorwürfe gemacht.

‚Ich habe mir schon selbst welche gemacht,' schrieb der weichherzige Fritz Stolberg nach Empfang dieses Briefes am 15. Juni reumütig an Voß. ‚Es soll wahrlich nicht wieder geschehen, keine Zeile von mir soll mehr hineinkommen' (Hellinghaus S. 44).

In der Tat hat denn auch der ‚Teutsche Merkur' nie wieder Beiträge von ihm und seinem Bruder gebracht, wozu auch wohl der Einfluß Klopstocks mitgewirkt haben mag. Überhaupt scheint sich eine weitere

Verbindung zwischen ihnen und Wieland nicht entwickelt zu haben. Dieser wird mit Goethe darüber verstimmt worden sein, daß Friedrich Leopold auf den eindringlichen Rat seines Mentors Klopstock die ihm von Herzog Karl August bereits übertragene Weimarer Kammerherrnstelle nicht antrat, und jene werden es Wieland verdacht haben, daß seine literarische Tätigkeit trotz seiner Versprechungen im alten Fahrwasser blieb. Doch fanden die gesammelten, von Boie herausgegebenen ‚Gedichte' der Brüder Stolberg (Leipzig 1779) im ‚Teutschen Merkur' (1779 S. 251 ff) in einer von Merck verfaßten, von Wieland ‚ein wenig adoucierten' Besprechung eine im ganzen warme Anerkennung.

Wieder aufgefrischt wurde das Verhältnis während des achttägigen Aufenthaltes, den die Grafen Stolberg mit ihren Frauen im Lenz 1784 auf der Reise nach Karlsbad in Weimar nahmen. Während aber Friedrich Leopold in seinem ausführlichen Briefe vom 2. und 3. Juni an Voß über seinen ‚alten, liebevollen' Goethe und auch über Herder mit großer Wärme spricht, sind seine Auslassungen über Wieland, wohl auch mit Rücksicht auf den Freund, merklich kühler. ‚Mehr Schwäche des Charakters,' schreibt er (Hellinghaus S. 107), ‚als ich sonst an ihm sah, ewiges Schwanken des Geistes, ewiges Himundherwiegen zwischen wahrer Bonhommie und Eitelkeit (doch nicht Eitelkeit eines Franzosen), zwischen Gefühl des Wahren und Pyrrhonismus* ist Wielands wahre Existenz.' Doch findet er ihn am folgenden Tage, an dem die Reisegesellschaft vormittags ‚einige interessante Stunden' bei ihm zubringt, ‚sehr gut und angenehm'. Um so mehr überrascht der herzliche Ton des folgenden, bisher ungedruckten und unbekannten Briefes an Wieland vom 20. Febr. 1787, dessen Original mir sein jetziger Besitzer, Herr Pfarrer Freiherr Friedrich von Gagern in Mündling (Schwaben) gütigst zur Veröffentlichung überlassen hat. Er umfaßt vier Seiten in Quart und lautet in genauer Wiedergabe wie folgt:

Neuenburg im Herzogthum Oldenburg, d: 20sten Febr. 1787.

Ich weiß nicht was mich schon oft abgehalten hat, Liebster Wieland, mich in Ihr Andenken zurückzurufen, da doch Ihre Freundschaft wahres Bedürfniß meines Herzens ist. Selbst heute tue ich es nicht ohne Veranlassung, wiewohl meine so oft erneuerte Bewunderung Ihres großen u: guten Genius, u: meine herzliche Liebe für Wieland den Freund, keiner Veranlassung an Sie zu schreiben bedürfen solte.

Diese Veranlassung ist freundschaftliche Expostulation. Es hat mir wehe gethan, daß Sie meiner Jamben** nicht mit einem Wörtchen erwehnet haben. Ich glaube Sie würden das Ganze Ihres Beifals werth gefunden haben wenn auch einzelne Stellen Ihnen mißfallen mögen.

* Pyrrhon (376—288) war der Stifter der älteren skeptischen Schule.

** (Leipzig 1784), siebzehn freimütige Satiren gegen die Torheiten, Verkehrtheiten und Leidenschaften seiner Zeit; die zwölf ersten waren bereits 1783 einzeln im ‚Deutschen Museum' erschienen.

Beides Lob u: Tadel von Ihnen wäre mir willkommen gewesen; aber völliges Stillschweigen kränckte mich. Kann, dachte ich, Wieland seinen Freund so verkennen, daß er ihn für zu eitel hält oder für zu schwach, gerechten Tadel zu verlangen? Oder glaubt Wieland daß die Jamben bey einer unpartheiischen Beleuchtung mehr verlieren als gewinnen werden? Dieser Gedanke that dem Dichter, jener dem Freunde weh. Und Wieland liebt doch den Dichter u: den Freund.

Seit einem Jahre habe ich Ihnen das schon sagen wollen, Liebster Freund, es ward mir aber schweer Ihnen auch nur den Schatten eines Vorwurfs zu zeigen.

Vor einigen Tagen fiel mir aber ein Buch in die Hand, „Emmerich, aus dem Nachlaß der Papiere des braunen Mannes 2ter Th.".* Es ist vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg, über den ich in einem Verse meiner Jamben , vielleicht etwas zu muthwillig, meine Meinung gesagt habe.** Nun speyt er Gift u: Galle gegen mich.*** Sie kennen unser abderitisches Publicum /: wer kennet es besser als Sie!† :/ auch der Geifer eines Thoren befleckt die Existimation eines Schriftstellers, vorzüglich des Dichters. Denn wie plump ist die Hand des Publicums wenn es darauf ankomt den Werth des Dichters, den nur die feinste Goldwage prüfen kann, zu bestimmen. Ein Recensent in der A. L. Z.†† welcher doch die Ehrlichkeit hat zu sagen daß er von mir beleidigt worden, macht Glossen über den Text des Büchleins welche ärger als das Büchlein sind. Werden

---

* ‚Emmerich, eine komische Geschichte vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. [Zweiter Titel:] Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes und des Verfassers des Siegfried von Lindenberg. Dritter bis Sechster Band.' Göttingen, 1786 ff. Der Verfasser des ‚Emmerich' und des ‚Siegfried von Lindenberg' (Hamburg 1779) war Johann Gottwerth Müller (1743 bis 1828), der in seinen beliebten zahlreichen komischen Romanen in der hausbackenen Manier Nicolais das Geniewesen verspottete.

** Er rät einem Hofmann, der auf dem Lande Pyrmonter Brunnen trinkt:

. . . Hüten Sie beim Brunnen sich
Für Bücher, welche plötzlich Ihren Leib
Mit Blei beschweren. Lesen Sie, mein Herr,
Siegfried von Lindenberg, probatum est. (‚Jamben', XIV, 85 ff.)

*** Im ‚Emmerich' I, S. 346, Anmerkung, werden Stolbergs ‚Jamben' und S. 447, Anm., sein prächtiges, von Goethe als ein ‚recht himmlisches Familienstück' (11. Juni 1784 an Frau von Stein) gerühmtes Gedicht ‚Der Traum' derb verspottet.

† Anspielung auf Wielands satirischen Roman ‚Die Abderiten', Weimar 1774. (Vorher in demselben Jahre im ‚Teutschen Merkur'.)

†† In der ‚Allg. Litt. Zeitung' vom 13. Januar 1787 (Sp. 99) hatte ein anonymer Rezensent den ‚Ausfall gegen die Stolbergische Muse' im ‚Emmerich' ironisch ‚ein wenig allzu hart' genannt: ‚ein so auszeichnendes Verspotten' verdienten die ‚Jamben' gar nicht.

Sie Ihren Freund für unbescheiden halten, wenn er Sie um eine kleine Rüge des Emmerichs bittet?

Bald werden Sie den 1sten Theil von meines Bruders und meinen Schauspielen erhalten.* Verschließen Sie Ihr Urtheil nicht in sich, liebster Freund! Als Freunden u: als Dichtern ist Wielands Urtheil seinen Stolbergern wichtig u: lieb.

Als ich Sie vor drittehalb Jahren sah, machten Sie mir Hofnung zur Erscheinung eines Gedichtes in Geschmack des Oberon, ohne Feerey.** O daß diese Hofnung bald erfüllet würde! Nicht als ob ich nicht auch die Feerey im ‚Oberon' bewunderte, aber jedes neue Geschenck Ihrer Muse ist mir unaussprechlich lieb. Ich habe oft auf Sie in Vergleichung fast aller anderen Musen das Terenzianische aliae formosae, illa ipsa forma est!*** angewandt.

Glück und Heil unserem Göthe in Italien!† Wie wird sein edler Geist in diesem Götterlande schwelgen! Meine Agnes†† läßt Sie von ganzem Herzen grüßen. Wir leben hier††† sehr glücklich u: haben 3 Kinder. Ich umarme Sie mit einem Herzen welches Ihrer Gegenliebe werth ist.

F. L. Stolberg.

Die beiden ersten Wünsche Stolbergs hat Wieland nicht erfüllt: weder hat der ‚Teutsche Merkur' eine nachträgliche Besprechung der ‚Jamben' gebracht, noch eine ‚Rüge des Emmerich'. Es kann das nicht befremden. Manche Stellen der übrigens auch schon vor fast drei Jahren erschienenen ‚Jamben' mußten Wieland in der Tat in hohem Grade ‚mißfallen', ganz besonders die von des Verfassers warmer Liebe zum positiven Christentum zeugenden scharfen ‚Geißelhiebe' auf die rationalistischen Aufklärer und die Verspötter ‚des Heiligen', und daher mochte er sich auch nicht berufen fühlen, sie

---

* ‚Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friederich Leopold Grafen zu Stolberg. Erster Theil.' Leipzig 1787. Ein zweiter Teil erschien nicht.

** ‚Er hat Ideen zu noch einem Rittergedichte wie Oberon im Kopf, aber ohne Feerey' hatte Stolberg in dem bereits erwähnten Briefe vom 2. Juni 1784 an Voß geschrieben. Das Gedicht ist nicht erschienen. ‚Clelia und Sinibald, eine Legende aus dem 12. Jahrhundert,' kann nicht (wie ich a. a. S. 406 vermutete) gemeint sein, da diese Dichtung zum größten Teile damals bereits im ‚Teutschen Merkur' erschienen war.

*** ‚Andere sind schön, sie ist die Schönheit selbst.'

† Goethe hatte bekanntlich im September 1786 seine italienische Reise angetreten.

†† Die in Weimar sehr gefallen hatte. Vgl. Hellinghaus: F. L. Grafen zu Stolberg erste Gattin Agnes geb. v. Witzleben (Köln 1919) S. 45 ff.

††† Im August 1785 hatte St. das Amt als Landvogt in Neuenburg angetreten.

gegen einen Schriftsteller in Schutz zu nehmen, dessen Richtung seiner eigenen weit mehr verwandt war als die Stolbergs.

Dagegen fanden die ‚Schauspiele mit Chören' bald nach ihrem Erscheinen im ‚Teutschen Merkur' eine im allgemeinen sehr anerkennende Besprechung, zwar nicht durch Wieland selbst, aber doch durch seinen zweifellos von ihm beeinflußten Schwiegersohn K. L. Reinhold.

Wundern könnte man sich über den herzlichen Ton des Stolbergschen Briefes. Aber einmal entspricht er der schon von Lavater (‚Physiognomische Fragmente' S. 245) an ihm gerühmten ‚unaussprechlichen Bonhommie', die ja auch in seinem Verhältnis zu Voß so oft zutage tritt, und dann war man überhaupt in jener empfindsamen Zeit mit zärtlichen Freundschaftsversicherungen überaus freigebig.

Eine Antwort Wielands ist nicht bekannt geworden. Sie würde ihm auch bei der Nichterfüllung der beiden Wünsche recht peinlich geworden sein. Überhaupt scheint sich die Verbindung zwischen den beiden Dichtern nicht fortgesponnen zu haben, was bei dem stetig wachsenden Gegensatze zwischen ihrer gesamten Weltanschauung erklärlich ist.

Kritik

Ein neuer deutscher Homer / Von Fritz Fuchs

Wilamowitz erklärte noch in seinen ‚Reden und Vorträgen' das griechische Epos für zurzeit unübersetzbar. Nach ihm ist Übersetzen Umsetzen in einen bereits gegebenen festen Stil. Nun haben wir aber heute keinen epischen Stil, und wie lange sollen wir warten, bis uns ein dem Homerischen adäquater Stil geboren wird? Die Poesie kehrt nicht in ihren Mutterleib zurück. So weiß uns auch Wilamowitz nur einen Lachmannischen mittelhochdeutschen Homer in Nibelungenstrophen vorzuführen und führt sich so selbst ad absurdum. Was bei Lachmann geistreiches Philologenspiel ist, wird zur schulmeisterlichen Spielerei, wenn der E. J. J. Engelsche hochdeutsche Homer also anhebt:

‚O Muse, künd die Mär uns von dem Helden wert,
der, aller Listen Meister, die Troerstadt verheert.'

Homer wurde einmal bei uns in einen festen Stil transponiert. Das war, als ihn die Meistersinger in Knittelverse kleideten. Wie sich Homer in diesem altfränkischen Rock ausnimmt, zeigen die treuherzigen Verse Meister Sprengs von Augsburg.*

In einer Anwandlung von Unmut über den deutschen Hexameter hat einmal der Schöpfer des Achilleistorsos gefordert,

‚Daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.'

Nun, wenn auch gerade keine Knittelverse, wird man sagen, so doch einfache Jamben! Haben doch sämtliche Italiener und Dryden und Pope den Homer in nationale Form gebracht, und jambisch ist nun einmal der Rhythmus unserer Sprache. Wem aber je einmal über den Jamben Bürgers

‚Sing, Göttin, den unsel'gen Zorn Achills,
Des Sohnes Peleus', welcher tausend Weh
Auf die Achäer lud, ins Totenreich
So vieler Starken tapfre Seelen trieb
Und . . . . .

so ohne Grazie fort in infinitum, wem je einmal darüber der Atem ausgegangen ist, um ganz zu schweigen von Schellings Sohn Hermann und seinem auf Stanzen daherstelzenden Homer, der wird reuig zum alten Vater Voß zurückkehren, ich meine zum deutschen Homer im Hexametergewand. Denn daß dieser in unserer Vorstellung einfach mit Voß verschmolzen ist, muß man beklagen. Überstrahlt doch Stolbergs Ilias siegreich den hausbackenen Voß. Vielleicht nur, daß in diese Stolbergsche Ilias zu viel Gefühl eingeströmt ist.

---

* Diesen ersten deutschen Iliasübersetzer hat jetzt Dr. Rudolf Pfeiffer in einer sehr lesenswerten Schrift der Schwäbischen Geschichtsquellen und Forschungen ‚Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer Johannes Spreng', München und Leipzig, Duncker & Humblot 1919 ins rechte Licht gesetzt.

‚Sag mir du Goettin hochgeboren
Den vngestümen wilden zoren,
Dardurch Achilles hart verletzt,
Vil Griechen hat in not gesetzt.'

Es ist ein Überschwang darin, von dem Homer nichts weiß. Aber gerade deshalb ist der Stolbergsche Homer trotz Voß der Homer seiner Zeit.

Nun wetteifern zwei deutsche Dichter, unserer Zeit ihren deutschen Homer zu schenken. Rudolf Alexander Schröder, dessen Odyssee in zweiter Auflage vorliegt,* und Thassilo von Scheffer, der auf seine 1913 erschienene Ilias jetzt die Odyssee folgen läßt,** haben beide zur antiken Form gegriffen. Und wenn man sich diese deutschen Hexameter vorliest, die sich frei und natürlich geben und nicht pedantisch ihren Fuß nach dem griechischen Takte des Vorbildes Schritt für Schritt heben und senken, so schlägt man sich doch Goethes Gedanken an eine Prosaübersetzung Homers aus dem Kopf. Nein, es wäre schade! Von diesem Rhythmus geht eine Wirkung aus, welche der des griechischen Verses doch irgendwie verwandt ist. Ich habe es erfahren, bei dem, der seinen Homer vor Jahren auf der Schulbank gelesen hat, klingt sofort die alte süße Melodie wieder an. Für diese Menschen aber, die einmal im Leben, und sei es noch so unvollkommen, den Urhomer erlebt haben, ist der deutsche Homer zunächst bestimmt. Letzten Endes bleibt ja eine Homerübersetzung immer doch ‚Eselsbrücke'. Soll sie gut sein, so muß der Leser, unterstützt von seiner Erinnerung, den Glanz des Originals durch das einfältige deutsche Gewand hindurchschimmern sehen. In dieser Hinsicht gefällt mir Scheffers Homer besser. Er ist nur Medium. Er leistet Verzicht, wo man versucht wäre, mit eigenen Farben weiter zu malen. Konservativ mutet er an im Vergleich zu dem eigenwilligeren Schröder.

So sehr sich Rudolf Alexander Schröder auch in dieser Odyssee als Meister der Form bewährt, so stören mich doch seine nachklappenden Versschlüsse:

„. . . So komm denn dieses zuletzt noch.

Sprach's, die Sonne versank, und finster rückte die Nacht auf' (V 223/4).

Das erinnert an das Voßische:

‚Also sprach er und emsig enteilten sie alle. Die Kuh kam . . .', oder an unserer Stelle:

„. . .dem düsteren Himmel entsank Nacht,' wobei Voß in beiden Fällen pedantisch die Linie des griechischen Originalverses nachfährt. Wie ruhig-schön klingt daneben Scheffers:

„. . .und Nacht brach nieder vom Himmel.'

Wenn Schröder die Grotte der Kalypso oder den Garten des Alkinoos schildert, gelingen ihm Bilder von großem Liebreiz. Oder man höre, wie er die volkstümliche Vorstellung vom Olymp in so volksmäßigem Tone wiedergibt:

„. . . dort, sagt man, hausen die Götter
Immer in Ruh, ihn reget der Wind nicht, feget der Schnee nicht,
Nässet der Tau nicht, lässet das Blau nicht, sondern die Heitre
Blickt allzeit ohne Wolken herein . . . (VI 42 ff.)

Allenthalben sind bei Schröder helle Lichter aufgesetzt, die das Ganze beleben, manchmal aber Homer unmerklich retouchieren. Nicht befreunden kann ich mich mit der freilich schon von Bürger und Herder geforderten sprachlichen Patina, so Mannen und Magen, Unsal, Herze, auflezt, zuseit, zuhanden, zween, wahrhaftiges Mundes, verderbeten. Diese Archaismen klingen künstlich, auch bei einem so großen Sprachkünstler wie R. A. Schröder.

* Inselverlag.
** Klassiker des Altertums, zweite Reihe, bei Georg Müller 1913 und 1918.

Bei Scheffer blitzen keine überraschenden Wendungen auf. Die Sprache fließt ruhig dahin und spiegelt doch die ganze farbensatte, lichtüberglänzte Welt Homers wieder.

,Eine gräuliche Nacht, unerleuchtet vom schwindenden Monde
Kam, es regnete Zeus, naß stürmend sauste der Westwind.'

Das ist Voß. Darauf höre man Scheffer:

,Nun aber kam die Nacht, monddunkel und böse. Kronion
Regnete ohne Ende, stark wehte der triefende Westwind.'

Und immer, wenn Scheffer stärker wirkt als Voß, findet man nachträglich, daß er das Original in einer Nüance sachlicher und getreuer wiedergibt. Die bombastischen Wortbildungen Voßens wie die ,ehernwangichten Helme', ,saumnachschleppenden Weiber' und den ,helmumflatterten Hektor' löst Scheffer mit richtiger Einsicht in die Möglichkeiten der deutschen Sprache auf und sagt: ,Der Held mit dem funkelnden Helme', ,mit leuchtenden Augen Athene'; aber er bildet auch einmal mit sicherem Formgefühl: ,Der wolkenumballte Kronion'. Gewiß mißlingt Scheffer auch dann und wann ein Bild, wie die auf den Händen laufende Eos beweist in dem Formelvers:

,Als nun die rosigen Hände der Frühe dem Morgen entstiegen.'

Auch wird es nicht schwer sein, aus den paar tausend Versen ein paar schlechte herauszuklauben wie diesen kurzatmigen:

,Weil wir immer also sicher alle geleiten.'

Aber liest man sich Scheffers Hexameter erst einmal laut vor, so werden sie flüssig und lebendig und offenbaren ihre ganze innere Bewegtheit. Noch besser aber, man liest diesen deutschen Homer im Freundeskreis oder in der Familie vor. Die einen werden entzückt den griechischen Homer durch die deutsche Form gedämpft hindurchleuchten sehen, aber auch die andern werden aufhorchen, zu ihnen wird der menschliche Homer noch vernehmlich genug sprechen.

Neue Lyrik / Von Hans Steiger

Die ,lyrischen Erdbeben' sind vorüber. Der ganz unglaubliche Versklötze von sich schleudernde Johannes R. Becher scheint die Reihe der Katastrophen, die mit Arno Holz begonnen hat, zu beendigen. Schon hebt friedliches Grünen und Blühen allerwärts an, und nur ein paar junge Krater pusten noch. Kurzatmig, beinahe wie Lungenleidende. Ein Beispiel:

Liebe, Hunger, Dreck.
Schreie!
Schreit! Weib, schreit!
Schreit! Hunger heult.
Heult Hunger! Weib!
Schreit Hunger! Köpfen,
Augen, Hunger löscht Augen,
Augen löschen
Grau.
Köpfen Augen grau uns sind
Wie Dreck.

Man hat sich an den dräuenden Anblick der fernen, kleinen, glühenden Wolken im Hintergrund bereits gewöhnt. (Sogar die alten, biederen, etwas ängstlichen

Velhagenschen Monatshefte brachten unlängst einen mutigen Bericht über diese jungen Feuerspeier. In einem Ton, wie etwa der Inhaber eines Nähmaschinenpatentes von mißglückten Neuerungen der Konkurrenz sprechen würde.) Die ‚Sturm- und Drang‘-Zeitschriften, die die Asche von den heißen Gipfeln so eilfertig aufnehmen und davontragen, gehen allesamt unablässig in ein und derselben Richtung. Es sind keine Wirbelstürme. Cliquenorgane! Keine Orkane. Das Ergebnis der Umwälzungen zeigt sich nicht als sehr bedeutend; ergriffen diese doch hauptsächlich nur Körperliches, Errichtetes; Boden: den Versbau und die Sprache (soweit nämlich Sprache auch Erde ist). Was zugrunde ging, wäre auch ohne Gewalt eingestürzt und begraben worden; das neue Leben aber, das ferne von den Stätten der Unruhe emporgestiegen ist, läßt eine ganz ruhige, natürliche Entwickelung erkennen. Der Reim gilt noch. Mehr denn je. Seine Verwendung nur hat sich verfeinert; er hat im Tonspiel des Gefühls nicht mehr die Pauke zu schlagen, — er ist Kapellmeister geworden. (Sein früheres Geschäft besorgt der Punkt und der Beistrich ganz allein.) Auch die Strophe ist noch da. Nur hat sie nichts Sackhaftes mehr an sich. Sie schaut nicht mehr wie eine Büßerin aus, steif und kasteit, nein, sie ist eine Tänzerin jetzt. . . Also lediglich die alberne Skandierfreude fehlt. Dieses Strampfen und Trampeln beim Singen. Jedem Ding bleibe der ihm innewohnende Rhythmus, sagen wir heute. Freilich ist auch das nicht so sehr neu. Hölderlin war dem Satz schon ziemlich auf der Spur. Heinrich Heine schrieb bekanntlich ‚Nordseelieder‘. (Möglicherweise war der Anfang wohl gar Goethes ‚Mahomets Gesang‘.) Und hätte Heine nur ein bißchen Reimgischt auf seinen Nordseewogen brodeln lassen, so wären die Forderungen der heutigen Formgebung schon damals wesentlich erfüllt gewesen. Heute ist der metaphorische Scheinwerfer vielleicht ein wenig höher gestellt, er ist mächtiger, überwältigender geworden (er beleuchtet Kosmisches) und natürlich seine Handhabung ist kniffIicher: — Das ist aber auch alles! Wir sollten das ruhig zugeben. Das, was den Dichter schweißtriefend macht, macht ihn nicht aus. Das gibt bestenfalls erst einen Handwerker. Und dann noch dies: Die Philosophie mit ihrem Gehdrang ist um einige Eselsschwanzlängen weiter gekommen seit Aristoteles; die klügere Dichtung hat sich bloß um sich selbst gedreht. Und darum vielleicht mehr und Schöneres gesehen. Nachtigallen und Mondsilber, Rosen am Tag und der sehnsüchtige Himmel, der treue Wechsel der Jahreszeiten und das jahrtausendalte Bewußtsein, daß wir alle schmerzlichschön in der Unendlichkeit vertropfen, und das daraus sich erhebende Glauben oder Nichtglauben, Demütig- oder Nackensteiffsein, das Anbeten Gottes oder das Verleugnen, das war, ist und bleibt der Inhalt des aus dem Menschenherzen quellenden Liedes. Anderes werden auch die Erfinder künftiger Ismen nicht aus sich herausholen können. Wie es aber scheint, wird der Künstler der nächsten Zeit überhaupt nicht mehr istisch, sondern bloß dichterisch veranlagt sein. Einer der ‚Jüngsten‘ zum Beispiel, Adolf von Hatzfeld (verlegt von Paul Cassierer in Berlin, mithin über jeden Zweifel, nicht ‚modern‘ zu sein, erhaben), läßt bereits wieder die verlästerte Nachtigall in seinen Versen erscheinen, nicht gerne zwar, er nennt das ‚Wissen, daß Nachtigallen nächste Nächte schlagen werden‘, — ‚alt und dumpf‘; immerhin fühlt er, daß der Dichter Sterne, Blumen, Mond und Tiere hin und wieder ganz gut brauchen kann, wenn er ‚auf das Ganze dieses Daseins‘ — um mit dem Alfred Kerr-Jünger Ernst Blaß zu sprechen — ‚in träumerischpotenter Lust reagiert‘, eben ‚weil dieses Chaos so voll von Hinreißendem ist und — aus einiger Ferne gesehen — als etwas in seiner Art Einziges blüht. . .‘

Und so ist dieser junge Adolf von Hatzfeld, abgesehen von einigen Parnassiengebärden, eigentlich ganz der deutsche Dichter von ehedem, der sich unter Gottes schöner Sonne ebenso simpelfroh und ernst staunend gehabt wie jeder andere Sterbliche. Die mystizistische Grippe, die Folgeerscheinung aller Katastrophen, ist an ihm fast spurlos vorübergegangen. Man muß, weil man an ihm eine eigentümliche Mischung von Gegenwart und Zukunft sieht, mehr von ihm sagen. Er ist zuerst mit einer Novelle ‚Franziskus‘ hervorgetreten. Mit ihr verrät er eine frische, sichere und begierdenvolle Baulust. Was nun aus seinen Gedichten zu uns herüberglänzt, mutet wie ein einsames Eiland unter einem blauen Sommerhimmel an. Es ist nicht sehr gebirgig, nicht sehr formenreich, aber von einer schmucken Farbigkeit sondergleichen. ‚Die Fröhlichkeit seines Herzens steht hier ganz in grünem Kleide und tanzt mit jungen Lämmern‘, und er sieht, wie ringsherum ‚die Meere ihre Pantherleiber bäumen‘, denn er ist erwacht mit ‚glühenden Perlenschnüren süßer Küsse‘. Das Leben ist ihm vorerst nur Spiel.

Im schwärmerischen Tanz der Mücken ist das Licht
und fängt sich silbergrün an jedem Baum.
Es lacht die Welt im Sonnenangesicht.
Es dampft das Feld. Es löst sich jeder Raum.
Es strahlt und spricht ein großer, alter Traum.
Die Muttergottes in den Lüften kniet.
Die weißen Taubenschwärme fliegen leise
mit goldnen Haaren von dem blauen Kleide.
Der Bussard singt sein schweres Flügellied,
zeichnet am Himmel seine schwarzen Kreise
über dem braunen Land der Heide.

Jedoch bald erkennt er die Grausamkeit der unwiederbringlichen Tage, und die Ungeheuerlichkeit der Kreise der Schöpfung wird ihm jetzt offenbar. Nun fühlt er den Hauch des Ewigen.

Wo bist du, Gott? Bist du im Winde,
der heulend in den Frühlingsnächten geht?
Bist du im Blatt der Buche, das in ihm sich dreht?
Bist du in Kinderaugen, die noch an dich glauben?
Oder bist du in jenen reifen Trauben,
aus denen dich der Priester niederfleht?

Ein wildes Suchen, Irren und Sehnen zwingt ihn zuletzt zur Anbetung. Sie ist von einer dunkeln, trächtigen Schwere. Vor ihr muß sowohl der Spott des Stoffgläubigen wie auch die Andächtelei des Theosophen wider Willen haltmachen. Selbst als Katholik würde man diese Gedichte ergriffen nachsprechen, wenn sie sich nicht zeitweilig zu einer pantheistischen Angst und Furcht verfinsterten, wie z. B. in dem Gedicht ‚An Gott‘, welches so beginnt:

Auch dieses weiß ich, daß du Henker bist,
der tausendmal und täglich Mörder ist.

Ich möchte jedoch nicht anstehen, deutlich zu sagen, daß es sich bei Hatzfeld nicht um die jetzt modisch gewordene Literatenfrömmigkeit handelt. Seiner Andacht fehlt vor allem die psalmierende Geschwätzigkeit und das verselnde Brüsten mit der Kenntnis gottesdienstlicher Einrichtungen, womit die Konjunkturheiligkeit stets von selbst sich bloßstellt. (Kritische Kleinarbeit findet in seinem Buche, das er ganz ungerechtfertigt und etwas frechherrlich herausfordernd mit den Worten ‚An Gott‘ überschreibt, auf Seite 43 in der vierten Zeile ein falsches ‚um zu‘

und schmutzige Reime wie: fängt — geschenkt oder: steigt — schleicht. Auch der an Christian Morgenstern erinnernde Witz, den Mond einen gelben Hund zu heißen, Seite 78, tut weh.)

Ernster, genötigter als Hatzfeld, mit einer fast anheimelnden Aufrichtigkeit, schrieb der Elsässer Ernst Stadler ein Buch und nannte es einfach, klar und entschlossen ‚Der Aufbruch' (Verlag der Weißen Blätter). Was man gleich merkt: Es steckt so etwas gesund Ausgeruhtes dahinter. Daher keine von Überraschung befallenen, atemsuchenden Stimmungen. Hier kommt nicht einer, der rennen muß, der den Morgen trunken verschlafen hat, der nun hinter den Stunden her zu laufen gezwungen ist, nein, sondern einer, der mit ihnen geht. So versteht man auch die beim ersten Anblick befremdende Langzeiligkeit der Stadlerschen Verse. Verswege. . . . Und ganz reinlich und gepflegt sind sie. Nirgends wildes Wortgestrüpp. Stadler ist wortkarg und von einem beinahe harten Ausdrucksgeiz. Man sieht deutlich, ihm geht es nicht so sehr darum, berückende Gedichte zu formen, sondern ehrliche. Er beteuert auch nicht mit gewichtigen Beiworten wie Maurice Maeterlink. Ernst Stadler bekennt, gesteht:

‚Mein Gott, ich suche dich. Sieh' mich vor deiner Schwelle knien
und Einlaß betteln! Sieh', ich bin verirrt, mich reißen tausend Wege fort ins Blinde,
und keiner trägt mich heim. Laß mich in deiner Gärten Obdach fliehn,
daß sich in ihrer Mittagsstille mein versprengtes Leben wiederfinde!
Ich bin nur stets den bunten Lichtern nachgerannt,
nach Wundern gierend, bis mir Leben, Wunsch und Ziel in Nacht verschwanden.
Nun graut der Tag. Nun fragt mein Herz in seiner Taten Kerker eingespannt
voll Angst den Sinn der wirren und verbrausten Stunden.'

Wen träfen diese langgezogenen Posaunenstöße nicht? Wer fühlte sich von ihnen nicht fortgeführt? Ernst Stadler ist im Felde gefallen. Es war Großes in ihm. Er wäre ein Großer geworden. . . .

Wesensverwandt mit ihm ist Georg Trakl. Ihn jedoch hat nicht die Faust des gottspottenden Krieges, sondern ihr Anblick schon vernichtet. Der verbissenere Norden räuspert sich kurz: ‚Ein Österreicher —!' Das greise Jahrhundert aber wird einst sagen: Er war ein mit Liebe Gefiederter, ein vom Weltduft Getragener; nicht das Große am Krieg, sein donnerndes Maul, sondern sein boshaft krallendes Nichtszusagenwissen, die unsäglich abgeschmackte Aufgeblasenheit menschlichen Haders trieb den Georg Trakl in die Zeitlosigkeit zurück. — Er hinterließ zwei Bücher: ‚Gedichte' und ‚Sebastian im Traum'. (Bei Kurt Wolff.)

Neben den drei Genannten sind (mit Abständen) Arnold Ulitz, Hans Franke, Rudolf von Delius und Franz Nitsche zu nennen. Auch ihnen geht es letzten Endes um eine erträgliche Klärung des Daseinsdurcheinanders; auch sie begreifen, daß diese nicht aus kochenden Wortretorten herausexperimentiert, sondern nur erschaut, erfühlt, erlebt werden kann: im Lichte der Liebe zu den Menschen und zu Gott. Auch ihnen fehlt die Vermessenheit des Übermenschentums. Ulitz ist der Begabtere.

Ich lege mein Gesicht auf die Steine des Weges,
ich höre den Hufschlag und Räderrausch.
Ich deute die Menschen aus dem Schall ihrer Schritte.

Zarte wandeln, Harte stampfen,
Edle schreiten, Volk spült dahin.
Ich blicke nicht auf, Lauschen ist süß. —
Und wenn ihr mich verstümmelt und macht mich blind
und taub und stumm,
ganz arm kann ich niemals werden,
weil ich sehnsüchtig bin. . . .

Er ist ein urwüchsiger, prächtiger Kerl von einem Dichter, aber da er in seinem Buche ‚Der Arme und das Abenteuer' (bei Albert Langen) zuweilen eine ganz eindeutig behagliche, phallusische Lust durchbrechen läßt, so kann man ihm nicht zurufen: ‚Laß den Gesang vor unserm Ohr, im Saale widerhallen!' — Einer, der beizeiten hinter den Genußschwindel des zügellosen Arterhaltungstriebes kommt, der wird die Bestie ‚Lebensglück' einfangen, bändigen, einstallen können und an ihr ein gutes, treues Streitroß haben. Ein solcher ist Hans Franke.

Wir Menschen wachsen noch. Gott will uns groß.
Werft ab die Klage! Flieht der Sünde Schoß!
O Brüder! Brüder! Unser Schwärmen leitet
Erde zur Welt. Und Welt zum All. Es schreitet
Der Mensch, dem Sturme gesellt —

Er hat zuerst an Dehmel und dann an Rilke geglaubt; man spürt das noch in seinem Buch ‚Meine Welt' (bei Walter Seifert, Heilbronn). — Rudolf von Delius ist wohl nie hinter einem andern hergegangen. Sein neues Buch ‚Die Feier' (bei Eugen Diederichs) vermeidet sogar ängstlich jeden Reim. Wie es scheint, aus einem Reinlichkeitsgefühl. Er meint vielleicht, bei Reimen und bei Dirnen wisse man nie, wo sie zuletzt gewesen. (Das ist aber bestenfalls doch nur ein Werkstattwitz.) Delius hat viel zu sagen. Das genügt ihm. Uns genügte es auch, wenn es nur immer was Rechtes wäre. Aber er ist eben stellenweise gar nur ein Ausplauderer.

Jeden Morgen hoffe ich,
daß heute der Briefträger kommt —
raschen Schrittes die Treppe herauf
freundlich lächelnd —
und mir aus seiner großen, schwarzen Ledertasche
das Glück bringt.

Auch Franz Ritsche ist gesprächig. Bei ihm hat das freilich einen andern Haken. Ein recht eigentümlicher Fall: Der als Graphiker schon bekannte Verfasser schrieb aus dem Felde Briefe an seine Freunde und dachte dabei kaum, daß diese, eine regellose Masse von fast unbehauenen Stundenblöcken, als Gedichte aufbewahrt würden. Er geriet in Gefangenschaft. Die Freunde leimten nun die Blätter zu einem Buche ‚Zwischen morgen und übermorgen' zusammen, und der Verleger, Eugen Diederichs, trommelte dazu, es sei von einem deutschen Barbusse geschrieben. (Übertreibungen machen immer skeptisch.) Anfangs sieht man nur seitenlange rhythmische Prosa und darin bisweilen kleine Versgebilde eingesprengt. Immerhin, man begreift bereits: So sind Schlammwege im Feindesland. Darnach bemerkt man auch mehrere mit wenigen Strichen eingefangene Bilder und hört da und dort ein wehes Gefühl, in ein paar Zeilen gepreßt, scheu weinen. Dann weiß man dies: Hier hat die Urgewalt schöpferischen Dranges einen Künstler, dem die eigene Werkstatt fehlte, Tuschfeder, Rötel, Kohle, Kreide und Stein, — über Nacht schier zum Dichter werden lassen.

Ob dieses göttliche ‚Muß‘ einem im Leibe sitzt, das hat der Buchbesprecher (will er eine Daseinsberechtigung haben) vorweg zu untersuchen. Durch das ‚Um jeden Preis Neuartige‘ darf er sich, selbst auf die Gefahr hin, einem Dadaisten rhinozeroshaft zu erscheinen, nicht einschüchtern lassen. Es ist unter neun von zehn Fällen graphomanbazillenhaltig. Max Barthel, der einen Band ‚Verse aus den Argonnen‘ (bei Diederichs) herausgab, hat gesundestes Dichterblut.

Und nun ist er doch verronnen,
und das Licht hat uns gesegnet —
lauer Tag in den Argonnen,
süß und mild und ausgeregnet!
Freue dich doch, arme Seele!
Sieh, wie sich die Sonne spiegelt!
Und nun sing doch, arme Kehle,
denn die Ferne ist entriegelt. —

Von Beruf ist er Fabrikarbeiter. Da war die Blutprobe wohl erst gar nicht nötig? Man sage das nicht! Man fängt gemach an, mit dem Schlagwort ‚Arbeiterdichter‘ Unfug zu treiben. Bei Barthel, den übrigens die Balladendichterin Lulu von Strauß-Torney in die Öffentlichkeit geleitete, war die Diagnose leicht zu stellen, — bei unverbildeten Naturen wird es immer so sein; im allgemeinen jedoch ist sie ziemlich schwierig, z. B. bei diesem Paul Schmid, welcher ein Buch ‚Brüder‘ (mit sicher gezählten 123 Sonetten) bei Strecker u. Schröder verlegt hat. Die sogenannte Formstrenge und Reimgeläufigkeit tritt bei R. M. Rilke und Stefan George schon in einer derartigen Meisterschaft zutage, daß ein Überbieten schlechterdings unmöglich scheint. Gelingt es einem doch, wie dem Paul Schmid hier, so kann man anständigerweise nicht umhin, das zu loben. Jetzt aber obliegt dem Kritiker die Aufgabe, den Mann in seiner ‚Rilkebilderpanzerung zu röntgenisieren‘. Daß bei dieser Durchleuchtung kein deutliches Bild herauskommt, ist selbstverständlich genug. Allein so viel war zu sehen: eine frische, regsame Begabung und, da das Buch ein Erstlingswerk sein soll, ein Versprechen, auf dessen Erfüllung man begierig sein muß.

So wie das Sterben erst den Menschen reift
und dem zurückgibt, der ihn immer lieh,
so gibt der Mensch sein kleines Eigentum
dem Vaterlande wieder und begreift:
Wir sind nur Töne seiner Melodie
und klingen alle aus zu seinem Ruhm. . . .

Es gibt noch andere Fälle, kitzlichere. Der hymnische Jüngling, der Ekstatiker. Für das kommende Jahrzehnt heißt er vielleicht Franz Spunda.

Singen will ich das Spektrum des Lichts,
das silbrige Zittern der Mitternachtssterne
und die grell aufblitzende Macht
der dunkeln Gewitter am Horizonte des Schweigens,
aber vor allem das Glück,
des Herzens unendliches Glück.

Ein Heft ‚Hymnen‘ (bei Georg Müller). — Unendliche Melodien. . . . ‚Es wird siebenmal zu viel geschrieben,‘ meint Kasimir Edschmid in Nr. 5 der ‚Neuen deutschen Bücherschau‘ (und dies alles wieder siebenmal zu lang, finde ich). Dennoch! Gerade in diesem Fall heißt es vorsichtig sein. Es ist so vieles in ihm;

er kann nichts unterdrücken, er muß alles und alles verzückt sagen. Wenn er nicht verzückt ist, sagt er dafür vielleicht gar nichts. Und das wäre ja im Grunde schon das, was gefordert wurde.

Noch ein Fall. Der Dichter großen Stils. Er hat nichts Anfängliches in sich. Wenn doch, gewahrt es der Zeitgenosse nicht; jedenfalls beginnt er immer so, daß man nicht mit kann. Man wird bemüßigt, den Atem zu verlieren. Billiger tut ers nicht. Dabei mangelt ihm jegliche Absicht, zu bluffen. Er kann nichts dafür, daß ihm alles so monumental gerät. Er weiß es wahrscheinlich nicht einmal, denn seine Perspektive kennt den Alltag nicht. Hinter jedem seiner Blicke lauert ein Foliant, jedes Stirnrunzeln tötet ein philosophisches System, jedes Lächeln gebiert eines. Indem man seine Erscheinung also betrachtet, merkt man auch, daß man sich in einem Kreise bewegt hat. Denn man steht wieder nahe bei Hatzfeld. (Zwischen Schmid und Spunda klafft allerdings eine Lücke. Aber sonst? Der Kreis ist geschlossen.) Wiederholen wir: Hatzfeld, Stadler, Trakl, (Abstand!) Ulitz, Franke, Delius, Nitsche, Barthel, (Abstand!) Schmid, Spunda — und jetzt, mit einem Ruck an Hatzfeld heran: Julius Franz Schütz. Warum wohl hat man nicht mit ihm beginnen können? Weil man's wie einen elektrischen Schlag spürte: Hatzfeld ist Frühling. Schütz kann uns nicht neues Beginnen sein. Auch nicht das Ende des Heute. Er wollte wohl auch gar nicht vorangehen und dann in einem schöneren Gefilde uns haltmachen heißen; es kam ihm augenscheinlich weniger darauf an, aufzublühen, starre Bäche zu befreien, unsere Herzen emporzureißen, unsere Türen und Blicke aufzustoßen, als vielmehr nur darauf, — entfernt zu sein. Er hat wie ein Fliehender die Brücken hinter sich abgebrochen. Wir können ihn nur mit dem Fernglas der ‚Intuition' noch erreichen. Schon die Gedichtüberschriften zwingen uns stehen zu bleiben. ‚Materialisation des Nirwana', ‚Der mystische Protagonist', ‚Koryphaios der Seele', ‚Viktor Marianus' — so schreibt Dr. Johann Ranftl in einer Besprechung dieses neuen österreichischen Dichters, — ‚das sind lauter Geheimworte, die den Leser, der verstehen will, zurückschrecken und nur den intuitiv Schauenden zum Miterleben einladen.' — Schütz pflügt zwischen Himmel und Erde . . . Es ist so, als hätte er sich über einen fernen Winter erhoben. Ihn übersprungen. Gleichviel, ob das gut ist: Schützens Buch ‚Die Kreise vom ewigen Leben' (Wiener Literarische Anstalt) deutet einen künftigen Frühling an.

. . . wir aber wollen die Früchte des jetzigen erwarten.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Vorzugsweise der christliche Geist ist berufen wieder aufzubauen. Es wird in der Zukunft nur noch zwei große Baumeister geben: den Christen und den Kommunisten — als Auswirkende des großen Gegensatzes, der in der Welt seit Anbeginn beschlossen liegt. Die mit hellen Fanfaren und ekstatischen Schreien vorstürmende literarische Jugend, von deren Art an dieser

* Leo Weismantel, ‚Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön'. (Patmos-Verlag, Würzburg.) Rudolf Ehrenberg, ‚Ischariot und der Schächer'. (Ebenda.) Marie von Hutten, ‚Die große Harmonie'. (Herder, Freiburg.) E. v. Handel-Mazzetti, ‚Der deutsche Held'. (Kösel. Kempten.) Friedrich Castelle, ‚Das Haus in der Dreizehnmännergasse'. (Friedrich Gersbach, Hannover.)

Stelle wiederholt die Rede war, wird vom Kommunisten-Ideal getragen, sie mag es wissen oder nicht wissen. Nun sollte auch die christliche Jugend, die dichterische Kräfte in sich spürt, in die Arena springen; sie brauchte nicht weniger zu glühen wie die andere, nicht weniger aktivistisch zu sein: der katholische Expressionismus tut uns not. Ja, der katholische, denn vom protestantischen Geist ist nichts zu erwarten, wie Dürre und Unfruchtbarkeit. Der katholische Geist aber, immer unerschütterlich der gleiche, doch in jedem Jahrhundert mit anderem Gesicht, kann allein die neue Gotik schaffen, von der so anmaßlich in den Manifesten der Kultursehnsüchtigen die Rede ist. Kunst und Dichtung muß wieder eine Angelegenheit der Volksgesamtheit sein, nicht eine Ergötzlichkeit für das Bürgertum oder den Intellektuellen ein kühles Spiel. In der bildenden Kunst haben wir schon Ansätze zu dieser neuen Gotik. Sind sie auch in der Dichtung vorhanden? Ich sehe sie hier und da emportasten. Zwei dünne Heftchen mögen ein Beweis dieser Ansätze sein: die Legende Leo Weismantels, ‚Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön‘ und Rudolf Ehrenbergs ‚Ischariot und der Schächer‘. Weismantel erzählt in einer zugleich einfachen und kraftstrotzenden Art, wie der Würzburger Fürstbischof erkennt, daß der Reichtum der Seele mehr ist wie der Reichtum des Leibes. Ehrenberg stellt in einem asketisch knappen und gleichwohl glühenden Dialog den Selbstgerechten, den werkheiligen Bürger dem sündenvollen und bereuenden Schächer gegenüber, dem die Stimme des Herrn das Paradies verheißt. In beiden Expressionen haben wir die leidenschaftliche Abkehr vom Kompromiß, das glühende Bekennen zum Entweder — Oder, die Antithese: Christ — Antichrist. Die Form ist nur dazu da, den Geist sichtbar zu machen, selbständigen Wert hat sie nicht mehr. Das romanische Ideal l'art pour l'art ist wie etwas Fremdes ausgeschieden und weggeworfen: Das Wesen des Christlich-Germanischen wird geahnt und dämmert morgenrötlich herauf. Diesen Weg gingen für ihre Kunst die Caspar und Eberz, auf diesem Wege wird auch die christliche Dichtung zu neuen Ufern kommen. Der Expressionismus, der kommunistische wie der christliche, ist ein Expressionismus der Idee, nicht des Individuums; das Gemeinsame ist die Grundlage jeder neuen Kultur, die Spaltung in Individualitäten ist zugleich Höhepunkt und Abstieg zum Verfall.

Beide Expressionismen sind, sobald sie wesentlich und tief gefühlt wurden, Liebe zur Menschheit. Formprobleme kommen erst an zweiter Stelle. Licht soll wärmend das Chaos der feindlichen Stände besänftigen und lösen, der vierte Stand zunächst soll erlöst werden. Die einen erwarten alles von der Änderung der sozialen Verhältnisse, die anderen von seelischer Verwandlung, die schließlich auch eine Änderung der sozialen Verhältnisse herbeiführen muß. Marie von Huttens Erzählungsbuch ‚Die große Harmonie‘ ist ganz auf dieses letztbezeichnete Empfinden gestellt, seine Form selbst ist ein Ausfluß dieses Empfindens, und so sehr die Verfasserin sich wundern wird, in einem Atem mit den Expressionisten genannt zu werden, so sicher ist es, daß sie letzten Endes zu ihnen gehört. Ihr Buch ist eine einzige glühende Liebesflamme, anklagend zuerst, wenn sie das Geschick des Bauernknaben beleuchtet, der an der harten Lieblosigkeit der sich so sehr christlich dünkenden Umwelt zerbricht und freiwillig in den Tod geht, ebenso, wenn die rührende Unschuld des Waisenmädchens schuldlos zur Kindesmörderin wird: ein freudiger Glaube bekennt in diesen beiden Stücken, daß die Liebe Gottes nicht hinter der Starrheit der Moralgesetze sich verstecken wird. Das anklagende Lodern besänftigt und ver-

klärt sich dann. Eine vorbildliche Nächstenliebe wird das Thema. Die Verfasserin zeigt, wie dieses Gefühl menschliche Verhältnisse verklärt, besänftigt und erlöst. Ich stelle das Buch weit über die Romane Marie von Huttens, von denen an dieser Stelle wiederholt gesprochen wurde. Seine Form ist vollendet, gerade weil sie keinem Formwillen entsprang, sondern die natürliche Folge der beseelenden Idee wurde. Der Stil der ersten Erzählungen ist von einer knappen Herbheit, er ist wesentlich. Später wird er weicher, ohne an Bestimmtheit einzubüßen, liedhafter, ohne lyrisch zu werden. Immer aber ist er allem Nebensächlichen feind, niemals sentimental, würdig dem Wesen, von dem er nur ein Teil ist. Lediglich die letzte Erzählung, deren Titel der ganze Band trägt, gerät ein wenig ins Redensartliche und Geschriebene hinein; es steckt in ihr sozusagen nicht der ganze und volle Mensch Hutten, sondern nur die Hand mit dem Füllfederhalter. Ein wenig mehr energische Zügelführung, und Maria von Hutten wird zu den wenigen schreibenden Frauen christlichen Bekenntnisses gehören, die Notwendigkeit sind.

Wir haben ja manche Enttäuschung erlebt; Nanny Lambrecht mag im Vorbeigehen genannt sein, die nur ihre starken Fähigkeiten im Dienste eines neuigkeitshungrigen Bürgertums prostituiert. Ein klein wenig Enttäuschung spürt man eben auch, wenn man Enrica von Handel-Mazzettis Namen nennt: eine stolze Kraft, die keine Entwicklung hat — oder nur die nach unten. Es ist bitter, dies zu sagen, aber es ist eine Notwendigkeit, es zu sagen. Ihr neuer Roman ‚Der deutsche Held‘ zeigt zunächst die alten Vorzüge der Dichterin: Vergegenwärtigungskraft, unbedingtes Beherrschen der Umwelt (diesmal die Zeit um 1821), seelischen Blick für Zusammenhänge. Dann aber zeigen sich auch ihre Schwächen deutlicher, ihre Schwächen, die man bisher mit in den Kauf nahm, denen aber jetzt die Vorzüge kaum noch das Gleichgewicht halten. Zunächst ist das Motiv das alte, schon sechsmal gewendete: himmlische Frauenliebe verwandelt den irdischen Mann — ein Motiv, schön und gewiß unerschöpflich, dem aber seit ‚Jesse und Maria‘ keine neue Seite abgewonnen ist. Die Nachtigall singt auch immer das gleiche, aber die Handel-Mazzetti ist kein Naturwesen, sondern ein sehr bewußter Mensch, dem es ebenso um die verwandelnde Liebe wie darum geht, daß der starke, irdisch leuchtende Mann geduckt, erniedrigt und gemartert wird — nun wohl, damit die Seele leichter der himmlischen Höhe zufliegen kann. Die Geschehnisse des umfangreichen Romans umfassen zwei Tage. Der Ulanenleutnant ist bereits verurteilt. 500 Seiten sind diesen zwei Tagen gewidmet, die bis zu seiner Hinrichtung vergehen. Man kann sich denken, daß dem Leser nichts erspart bleibt; der Mann, die Frau, die zwei Kinder — alle erheben ihre jammernden, flehenden, hilflosen, trotzigen Stimmen, immer wieder wird das Gefühl in die Marter der Darstellung hineingehetzt, bis die Dichterin noch einmal alle Kraft zusammennimmt und an die Schilderung des Grausamsten geht: der kleine Sohn des Verurteilten muß die Hinrichtung mitansehen und sich mit dem Herzblut des Vaters besudeln. Und daß immer die künstlerische Kraft hinter diesen Vorgängen steht, macht sie doppelt und bis zur Unerträglichkeit furchtbar. Furchtbar, ohne zu erschüttern! Der Erfolg ist Widerwillen. In die Bewußtheit dieses Talentes spielt das Unbewußte ungesunder persönlicher Regungen grauenvoll hinein; der Pathologe allein könnte dieses Gewirr deutend lösen. Er allein könnte auch jene Vorliebe mit Namen nennen, die die Dichterin für das Abnorme in ihren Liebes- und Eheverhältnissen hat: der riesenhafte, bärenstarke Mann— das ihm verbundene

zarte Weib, das kaum die Kindheit verlassen hat. (Als die Heldin des neuen Romans heiratet, ist sie fünfzehn Jahre alt!)

Ich breche die Wanderung durch diese dunklen Gründe ab und wende mich erfreulicheren Winkeln zu, die ich in Friedrich Castelles Erzählung, ‚Das Haus in der Dreizehnmännergasse' finde. Dieser Autor ist eng mit den Bestrebungen zur Pflege des niederdeutschen Volkstums verbunden und die Liebe zu diesem Volkstum hat auch die versonnene Erzählung von den Insassen eines Altmännerhauses geschaffen. Strandgut des Lebens sind seine Menschen, müde und resignierte Menschen, in denen nur zuweilen noch einmal das alte Feuer gespenstisch aufglimmt. Castelle erzählt zielsicher und ruhig mit einem verträumten Lächeln, das etwas weise Versöhnendes hat. Zweifellos offenbart sich hier ein Dichter, lyrisch seinem Grundwesen nach, aber auch in der epischen Form mit Ehren bestehend. Er wird niemals ‚schreiben', aber man sollte meinen, daß ihm hin und wieder, in längeren Abständen, ein ruhiges und schönes Buch gelingen sollte, zur Freude einer kleinen Gemeinde von Stillen. Freilich wird sein sanfter Flötenton sich nur mit Mühe in dem lauten und sieghaften Marsch behaupten können, den die junge Generation bläst und trommelt. Castelle wird Bürgerlicher bleiben, Idylliker, rückwärts Gewendeter, der unbehaglich und ungläubig und auch ein wenig bequem dem Sturmlauf gegen Schanzen fernbleibt. Aber natürlich haben auch solche Dichter ihr Daseinsrecht. Vielleicht darf man ihm anraten, noch versunkener zu werden, das heißt mehr dichterisch und weniger poetisch. Das kann er erfüllen und würde damit seinem Wesen nur dienen. Das Wollen darf nicht überanstrengt werden, was in dem vorliegenden Buche zuweilen — nicht oft — geschieht. Auch sollte er das Deuten den Lesern überlassen und nicht im Vorwort verheißen: ‚Die Geschichte dieses Hauses ist die Geschichte der Menschheit' usw. — eine Verheißung, die er unerfüllt lassen muß.

Rundschau

Zeitgeschichte

Zeichen der Erneuerung. Vernünftigerweise müßte man allen Optimismus längst verlernt haben. Doch unser Denken ist ja weit entfernt von dem philisterhaften Gefühl, welches durch das Fremdwort Optimismus nicht übel bezeichnet wird; von jenem Gefühl, das in bierseliger Begnügsamkeit etwa die Senkung der Kaffeepreise für ein Vorzeichen besserer Zeiten ansieht. Valuta hin, Valuta her — all das hat nichts zu schaffen mit dem einen Gedanken, den wir im Allerheiligsten der Seele hegen müssen, einer ewigen Lampe gleich, deren stete, stille Flamme uns leuchtet durch tiefe Nacht. Mehr ist dies als ein Gedanken. Es muß uns ein Glaube sein: der Glaube an die innere Erneuerung. Von diesem Glauben hängt ja der neue Aufstieg zu allererst ab. Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst — das ist an sich belangloser Rohstoff, das sind Dinge, die wir erst durch diesen Glauben zu Werten umschaffen können. Der Kern liegt in der Seele, also im Religiösen. Und darum sehen wir überall dort Zeichen der Erneuerung, wo man sich müht, das Fazit aus dem Erlebnis des Krieges und seiner Folgeerscheinungen zu ziehen; das heißt, die Seele aus der Mechanisierung zu erlösen. Die Durchdringung alles Weltlichen mit dem religiösen Gedanken ist dazu die erste Grundlage. Und diese Forderung wird — in den verschiedensten Formungen — heute vielleicht öfter als je erhoben. Die Dinge stünden so, meint Robert Petsch,* ‚daß kaum eine Richtung des öffentlichen Lebens ganz ohne Rücksicht auf religiöse Gedankengänge und Gefühlserlebnisse auskommt. Das gilt z. B. in der Politik nicht bloß von der äußersten Rechten und von der äußersten Linken, die ihre kommunistischen Träumereien so gern mit urchristlichen Forderungen und Lebensformen verknüpft . . .* In viel höherem Grade gilt das von Wissenschaft und Kunst. Die philosophische Weltanschauungslehre mag noch so scharf die Scheidungslinie zwischen sich und der Religion ziehen, sie kann und will der Befruchtung durch religiöse Fragen und Erlebnisse nicht entbehren, und sie muß ihre Schüler auf die Religion verweisen, sobald sie ihre eigenen Überzeugungen für die Kämpfe der Gegenwart fruchtbar machen, d. h. in lebendiges Schauen und Wirken umsetzen will.‘

Was hier von der Wissenschaft nur mit kühlem Kopfe festgestellt wird, muß zur harten und brennenden Forderung erhoben werden. Das objektive Erkennen der Dinge ist nicht das Höchste, sondern das Bezwingen, das lebendige Fertigwerden mit ihnen. Reine wissenschaftliche Objektivität ist kein fruchtbringender Wert. Es kommt nicht darauf an, die Materie der Dinge (— im weitesten Sinne des Wortes —), ihr Gegenständliches dissertationsschreibenderweise zu klassifizieren, sondern es zu vergeistigen; mit anderen Worten, es für die Entwicklung, für das Erleben, für die Seele fruchtbar zu machen. Albert Talhoff schreit diese Forderung mit borstigen Worten, die aber das Wahre treffen, in die Zeit hinaus:** ‚Die Herren Philosophen und Pädagogen sollen sich mal erst dem wahren, vollen, unakademischen Leben stellen, bevor sie Federhalter mit Hirtenstock verwechseln, dem Leben, das in seiner Über-

* Preuß. Jahrb. Bd. 179 (1920) S. 121.

* Vgl. dazu Fritz Gerlich. Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich. München 1919. Verlag Hugo Bruckmann.

** In seinem Bekenntnis „Heilandsmarter‘. ‚Tat‘ 1919, 4; S. 259 ff.

deutlichkeit wie vom Teufel zum besseren Verständnis geknetet, erst erlitten, bezwungen, erlöst sein will, ehe es aus seiner schattenhaften Tiefe den Gott frei gibt, den sie verlieren, indem sie ihn suchen. Sie sollen zu ihren Hörsälen Verbrecherkeller, Dirnenhäuser und Asyle machen, das Leben in seinem Wurzelschlagen, Überschäumen, Blühen, Verwelken begreifen und erfassen lernen: Mensch gegen Mensch (nicht Zeile gegen Zeile!), Widerstand gegen Widerstand (nicht Begriff gegen Begriff) und Erleben gegen Erlebtes (nicht Verstand gegen Gefühl!). Sie sollen das Leben in Straßen und Gassen sozusagen auf frischer Tat ertappen, um ihm im Augenblick der Gefahr rettend beizuspringen. Mit aufgekrempelten Hemdsärmeln im Zupacken sich stählen — statt vor ‚nachschreibendem Auditorium' verzückten Mädchenaugen Modell zu stehen. Sie sollen endlich anfangen, die Zeit zu entpolitisieren, den Menschen, eingeklemmt in die riesenhafte Zange seiner Organisation, . . . vor eigene Pflicht, eigene Verantwortung und eigenes Gewissen zu stellen.'

Die letzten Worte Talhoffs berühren das Wesentliche und den Kernpunkt des Ganzen, leuchten aus dem Theoretischen des brennenden Gefühls in das Praktische hinüber. Und da ist es Bruno Rauecker, der den Hebelpunkt aufdeckte; der zeigte, wo wir nun eigentlich anfassen müssen, um etwas wie eine neue Erde zu schaffen.* ‚Das Heil der Seele' ist auch hier als einziges Ziel herausgestellt und die ‚Arbeitsteilung', der Taylorismus in unserer gesamten Kultur als Verderber der Seele gekennzeichnet. ‚In der tiefen Unausgeglichenheit des Einzellebens, in der erzwungenen Trennung von Arbeitsleistung und Mensch, die eine Folge der kapitalistisch-technischen Wirtschaftsordnung ist, in dem Zurückdämmen wahrhafter Schöpferkraft und geistiger Hingabe ans Werk, die aus dieser Ordnung entsprang, dünkt uns weit eher als in allen anderen Gründen die eigentliche Wurzel dieses Zusammenbruchs verborgen.' Die damit gegebene Materialisierung der Seele, die Rationalisierung des Geistigen wird nun in dem heute herrschenden Sozialismus noch schärfer, noch bewußter auf die Spitze getrieben, als es je unter dem sogenannten Militarismus altpreußischer Observanz geschehen konnte. Diese Erkenntnis muß den Aufsatz Raueckers bedeutsam ergänzen. Denn nur so kann die ungeheure Gefahr recht erkannt werden, die uns an diesem Wendepunkte der Zeiten bedroht. Liest man unter dem evangelischen Leitmotiv: ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt' — das Heft ‚Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis'* durch, dann überkommt uns ein Grauen wie ein schwerer Alb, zumal, wenn wir beim Lesen im Untergrunde des Herzens stets die eingangs des Heftes von Cossmann zitierten Worte Dostojewskis weiterklingen hören: ‚Die Spötter sollte man fragen: Wie werdet ihr euer Gebäude nur mit eurem Verstand und ohne Christus aufbauen? An ihre Versicherung, daß auch sie auf ihrem Wege schließlich zur Einigung der Menschheit gelangen werden, glauben in Wahrheit nur die Einfältigsten unter ihnen, und über diese Einfältigen kann man sich wirklich nur wundern, denn wahrlich, ihre phantastischen Träume bauen sich auf keine einzige Tatsache auf. Sie denken alles ohne Christus gerecht aufzubauen, aber sie werden damit enden, daß sie die Welt mit Blut überschwemmen, denn Blut schreit nach Blut, und das Schwert wird nur durch das Schwert vergehen . . .'

Es heißt also für uns, die Seele zu erlösen. Oder, ganz nüchtern gesprochen,

* Die Arbeitsteilung als eine Ursache des Zusammenbruchs. In ‚Der Neue Merkur', 3 (1919/20) S. 560—569.

* Süddeutsche Monatshefte, Jahrg. 17 (1919/20) Heft 5.

den Hebel an dem Punkte anzusetzen, den Rauecker zeigt. Auf ein Erfassen des Ganzen kommt es an. In der zum System erhobenen Arbeitsteilung aber verliert die Totalität und mit ihr die Seele ihren Sinn. ‚Mechanisch und seelenlos wie seine Arbeit ist für den Menschen des öden Handgriffs auch sein Leben. Erfüllt dagegen der Beruf den Menschen, so tritt alles, was Erfahrung und Umgang, Erkenntnis und Teilnahme, Wissenschaft und Kunst, Natur und Menschheit an Eindrücken bieten, in aktive Beziehung zu diesem Mittelpunkt, der das Zentrum des Lebens ist. Der Beziehungslosigkeit des Lebens zum Beruf ist der gesamte Umkreis unserer Kultur und Kunst zum Opfer gefallen.‘ *

Es müssen also neue Zwecke, neue Begriffe von Zweckmäßigkeit entstehen. Und wir müssen einsehen lernen, daß der sogenannte Fortschritt der Technik im tieferen Sinne unzweckmäßig ist. Ruskin sagt: ‚Recht gesprochen, ist es nicht die Arbeit, welche geteilt wird, sondern die Menschen: — Geteilt in bloße Abschnitte von Menschen, zerbröckelt in kleine Bruchteile und Krummen von Leben, so daß das kleine Stückchen Geist, das in einem Menschen bleibt, nicht ausreicht, eine Stecknadel oder einen Nagel zu machen, sondern sich dadurch erschöpft, daß es eine Nadelspitze und einen Nagelkopf macht. Es ist wahrlich gut und wünschenswert, viele Stecknadeln an einem Tage zu machen; wenn wir aber nur sehen könnten, mit welchem Kristallsand ihre Spitzen geschliffen werden — Sand von Menschenseelen, der stark vergrößert werden muß, ehe man erkennen kann, was er ist, — so würden wir denken, daß auch Verlust dabei sein könnte.‘**

So ist es schließlich wieder eine fast lächerlich selbstverständliche Wahrheit, die wir als etwas unerhört Neues neu entdecken müssen, und in deren einzig auf die Seele gerichteten tieferen Bedeutung wir das Ziel alles Lebens sehen. Es ist das einfach der offenbar ganz vergessene Gedanke, daß der Krieg zum Ziel und Zweck den Frieden hat, das heißt, das höchste Gut, das die Menschen in diesem Leben sich wünschen können. Darum war auch die seligste Botschaft, welche die Welt und die Menschen empfingen, diejenige, welche die Engel in jener Nacht, die der Tag unseres Heiles ward, in den Lüften sangen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.‘ Und der Gruß, welchen der größte Meister auf Erden und im Himmel seine geliebten Schüler lehrte, wenn sie in ein Haus kämen, lautete: ‚Friede sei mit diesem Hause.‘ Und bei einer anderen Gelegenheit sagte er selbst: ‚Meinen Frieden geb ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, Friede sei mit euch!‘ (Cervantes.) *

M. W.

* Rauecker a. a. O. S. 565.

** Zitiert bei Rauecker a. a. O. S. 567.

* Don Qui'ote I, 37. Cap.

Chinesisches.

In mancher Hinsicht müssen wir jetzt die romantische Verstiegenheit unseres ehemaligen Kaisers büßen, der es liebte, an den östlichen Himmel das Gespenst einer ‚Gelben Gefahr‘ zu malen. Welche Werte für die innere Gesundung Deutschlands nun gerade aus dem Osten zu holen sind, beweist eine Arbeit F. E. A. Krauses über ‚Die Stellung des Kaisers im chinesischen Kulturgebäude‘.** Gerade das, was sich bei uns, infolge des verfahrenen Krieges und noch mehr der Revolution, am eigenen Herd immer mehr lockert und löst, ist heute noch — trotz der 1912 ausgerufenen Republik — die Grundlage der gesamten chinesischen Kultur: die Familie. Ihre Wurzeln sind tief im Religiösen verankert, nicht, wie bei uns, fast lediglich im Sozialen. Infolgedessen sucht man im ‚untergehenden Abendlande‘ nur

** Deutsche Rundschau Jahrg. 46, 6 (Bd. 182, S. 399—413).

zu leicht alles Heil darin, daß man sich um jedes Ding kümmert, das außerhalb des Menschen liegt. Und da darf man es wirklich ein Licht aus dem Osten nennen, wenn der chinesische Weise so wunderbar fein und einfach lehrt: ‚Das rechte Handeln richtet sich auf das Naheliegende, aber alle suchen es im Fernliegenden; das rechte Tun besteht in dem leicht zu Vollbringenden, aber alle suchen es im schwer Erfüllbaren. Alle Menschen sollen ihre Eltern lieben, die Älteren ehren, dann hat die Welt Frieden.‘ (Mêng tse. Und vorher sagt er, worin diese Arbeit im Naheliegenden sich gründet: ‚Allgemein wird gesagt: Welt, Staat, Familie. Die Welt hat ihre Wurzel im Staate, der Staat hat seine Wurzel in der Familie, die Familie hat ihre Wurzel in der Person (ihres Oberhauptes.‘) (Ebenda.) In der Familie haben wir den natürlichen Hebel, wo auch jeder von uns mit anfassen kann und muß. Und um die religiöse Grundlage zu diesem neu fundamentierten Staate zu bekommen, brauchen wir uns wahrlich nicht zum Tao der Chinesen zu bekehren, wenn es uns auch gut wäre, mitunter nachzusinnen über das Korn goldener Weisheit in der mystischen Lehre des Taoismus, die jedes zweckbewußte Handeln verwirft. Wir sind eben gewöhnt, mit all unserem Tun weitreichende politische und wirtschaftliche Zwecke zu verbinden. Aus diesem materialistischen Utilitarismus müssen wir heraus, wenn anders unsere Arbeit über den Tag hin dauern soll. Aber wir brauchen dazu nicht nach dem Osten zu gehen. In der deutschen Vergangenheit, von der Sippenordnung der alten Germanen an bis zur höchsten Vollendung des christlichen Familienideals, finden wir diese Grundlage des geordneten Staates in schöner Vollendung. Trotzdem wird es gut sein, noch eine Kette tiefster Weisheiten aus Ta hsio durchzudenken: ‚Wer sein Reich organisieren wollte, hat zuerst seine Familie geregelt; wer seine Familie regeln wollte, hat zuerst seine Person kultiviert; wer seine Person kultivieren wollte, hat zuerst sein Herz orthodox gemacht; wer sein Herz orthodox machen wollte, hat zuerst sein Denken und Wollen mit Aufrichtigkeit erfüllt . . .‘ (a. a. O., S. 410). Und: ‚Was gemeint ist mit: „Um den Staat zu regieren, muß man erst seine eigene Familie in Ordnung bringen“ (ist folgendes): Daß jemand seine Familie nicht belehren könne und doch andere Menschen belehren möchte, das gibt es nicht . . .‘

Th.

Deutschland und die Auslandspresse.

Der Krieg ist beendet, aber unser Volk steht vor neuen Kämpfen. Nicht nur die wirtschaftliche, auch die geistige Position muß wieder aufgebaut werden. Besonders schwierig gestaltet sich das Ringen um die Wiederherstellung unserer Ehre. Nicht minder mühevoll als das Aufsuchen und Vernichten der Minen, die im Ozean den Schiffen Verderben bringen können, ist die Austilgung aller der zahllosen Verleumdungen, mit denen man so erfolgreich gegen uns gearbeitet hat, als wir noch hoffen durften, beim Frieden ein Wort mitzureden, statt als willenloses Opfer unsere Unterschrift unter unser Todesurteil, ja unsere eigene moralische Verurteilung zu setzen. Da wurde mit Recht eine Wiederherstellung des Ansehens und der Ehre des deutschen Volkes in der Welt gefordert. Die breiten Schichten unseres Volkes haben ja leider noch keinen Begriff von den unglaublichen Verhetzungen in Wort und Bild, mit denen man fünf Jahre lang den deutschen Namen besudelte. Wie gut sie gewirkt haben, zeigt der Erfolg; selbst heute nach dem Frieden fressen sie weiter. Mit Staunen liest der unbefangene deutsche Leser, daß die englischen Seeleute sich weigern, deutsche

Schiffe mit Lebensmitteln zu beladen, und die englische Zeitung Daily News muß ihre eigenen Landsleute auffordern, doch wieder deutsche Berichterstatter nach England zu lassen. Da droht eine ernste Gefahr. In Aufklärung und positiver Gegenwehr gilt es ihr zu begegnen. Um das zu ermöglichen, ist es unbedingt erforderlich, daß wir besser über das Ausland unterrichtet werden, als das vor dem Kriege geschah. Wenn die Kölnische Volkszeitung früher einmal dafür eintrat, die höheren Schulen auf einen regeren Betrieb des Auslandsstudiums hinzuweisen, so verdient das gewiß Beachtung, vor allem aber muß sich die Presse ganz anders einstellen. Mit Recht schreibt die Frankfurter Zeitung: ‚Riesengestalten von einer höchsten, mehr als staatsmännischen Einsicht und Stärke, ausgestattet mit unbegrenzter Selbständigkeit und Sendungsvollmacht hätten die Berichterstatter im Ausland sein müssen, um sich den übermächtigen Verhältnissen drinnen und draußen entgegenzusetzen. Die Mehrheit verfuhr nach der Regel der unpolitischen Auslandsbetrachtung. Sie löste die europäischen Hauptstädte (ausnahmsweise) in Handelspolitik, (hauptsächlich) in Psychologie, Gelehrsamkeit, Unterhaltung, Romantik und einen Beitrag zur deutschen Parteipolitik auf. Die Journalisten der Gegenmächte lösten Deutschland ganz in ihre internationalpolitische Aktion auf; in das Land mit den bewehrten Franken, in das pangermanische Deutschland, in das Handelsland, das sich überall festsetzen will; stets in ein Deutschland, das politisch aufgefaßt und immer, immer nur in seinen Beziehungen zu den Nachbarstaaten gezeichnet wurde . . . Millionen Deutscher erfuhren erst auf diesem Umwege, was versäumt worden war, was sie hätten politisch verrichten müssen und nicht vollbracht hatten, sie mußten erkennen, daß sie weder Schwungrad, noch Triebrad gewesen waren.‘ Man überließ im monarchistischen Deutschland nur zu gern der Leitung die Verantwortung; nun, da das Volk sein Geschick selbst in die Hand genommen, ist die Verantwortung des einzelnen Staatsbürgers größer geworden. Aus der Enge, der Stickluft des kleinlichen Parteigezänks muß die deutsche Presse wieder mehr hinaus schreiten in die Welt. Leider wird sich die Forderung: Los von Reuter und Havas! sobald nicht verwirklichen lassen. Aber ein anderer Weg ist gangbar, es gilt mehr als vor 1914 die Pressestimmen des Auslandes beachten und daraus lernen.

Wenn man heute einen Spaziergang durch den deutschen Zeitungswald der Provinzpresse unternimmt, dann staunt man, wie wenig der Durchschnittsleser über das Ausland erfährt. Es gab eine Zeit im deutschen Zeitungswesen, da enthielten die Blätter überhaupt keine Lokalnachrichten — und — wurden doch gelesen. Auch dem einfachen Mann muß aber beigebracht werden, daß eine gute Orientierung über das Ausland viel wichtiger ist als ein sich in Plattheiten ergehender lokaler Tratsch und Klatsch, oder Kartengezänk, oder gar konfessioneller Hader. Er merkt ja heute in der Valutafrage am eigenen Leibe, daß innere und äußere Politik eng zusammenhängen. Vor nicht langer Zeit wurde in der Deutschen Allgemeinen Zeitung der Ruf nach einem neuen Friedrich List laut, und die deutschen Nationalökonomen wurden aufgefordert, mehr als bisher in den Zeitungen das Wort zu ergreifen und in kurzen Aufsätzen in populärer Form aktuelle Wirtschaftsfragen zu behandeln, was Valuta ist, wie sehr wir wirtschaftlich vom Ausland abhängen usw. Auch der Auslandspolitiker sollte öfter zum Volke durch die Presse sprechen. Wegen unserer schlechten Valuta sind die ausländischen Zeitungen so teuer geworden, — eine Einzelnummer kostet bis zu zwei Mark —, daß es dem Gebildeten

selten möglich ist, sich regelmäßig eine oder gar mehrere zu halten. Da ist es denn sehr zu begrüßen, daß mehrere besondere Organe sich die Aufgabe gestellt haben, durch eine Zusammenstellung der gerade brennenden Zeitfragen in der Auslandspresse einen kleinen Überblick zu geben.

Der Gedanke ist nicht etwa von heute oder von gestern. Schon im 18. Jahrhundert finden wir solche fortlaufende Auszüge aus der Auslandspresse als besondere Zeitschriften. So stellte der Hofrat Dr. Schwan im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts das Wichtigste aus den ausländischen Wochen- und Monatschriften zusammen.

In Wesel schrieb ein sehr begabter Journalist Heuberger eine solche Presseschau und ließ sie als besondere Zeitschrift unter dem Namen ‚Der Sammler' erscheinen. Er gab dort einen nach deutsch-vaterländischen Gesichtspunkten ausgewählten Überblick über die ausländischen Zeitungen. In Hamburg erschien um die Wende des Jahrhunderts der Spectateur du Nord, der gleiche Ziele verfolgte. Diese Unternehmungen berücksichtigten allerdings vorwiegend die Literatur, die Politik war schon wegen der Zensurschwierigkeiten spärlicher vertreten. Heute hat sich das Blatt gewendet. Die Literatur ist fast ganz von der Politik verdrängt. Die ‚Politischen Nachrichten der Auslandspresse', die wöchentlich zweimal erscheinen, stehen bereits im fünften Jahrgang. Sie sind ein Teil des großzügigen Unternehmens ‚Die fremde Presse', von dem außer den im dritten Jahrgang herauskommenden ‚Wirtschaftlichen Nachrichten der Auslandspresse' noch als neue Einrichtung ein ‚Rotbuch der Auslandspresse' erscheint. Während in den beiden erstgenannten Blättern die verschiedenen Auslandsstimmen im Wortlaut der Zeitungsartikel selbst zu Worte kommen, will das ‚Rotbuch' einen gedrängten, nach Ländern geordneten Überblick über die gesamten Presseberichte geben. Die Auswahl der Nachrichten ist natürlich sehr schwierig, ein Werturteil über die Zusammenstellung ist schwer zu fällen, man mußte die Auswahl längere Zeit mit den Quellen vergleichen. Die brennenden Tagesfragen bieten dann Wegweiser bei der Wahl. Zu wünschen wäre, daß der Verlag für Bibliotheks- und Sammelzwecke Exemplare auf holzfreies Papier drucken ließe. Der Verlag stellt sein politisches und sein Wirtschaftsarchiv jedem Bezieher zur Benützung zur Verfügung, was sehr dankenswert ist.

Ein ähnliches Unternehmen stellt die Wochenschrift ‚Das Ausland, Wochenblatt für internationale Politik' dar, das Dr. Aravandinos in Berlin herausgibt. Sie bringt im ersten Teile Aufsätze über Fragen und Probleme der Auslandspolitik und dann eine knappe Übersicht über die fremde Presse. Die ‚Auslandspost' verfolgt das gleiche Ziel wie die zuerst genannte Zeitschrift, sie bringt auch Karikaturen aus ausländischen Blättern und erscheint wöchentlich. Sie will der deutschen Öffentlichkeit die bedeutungsvollen Äußerungen des Auslandes darbieten, nicht in Berichten, deren Sachlichkeit nicht ohne weiteres erkennbar ist, sondern in wirklichen Übersetzungen aus der Weltpresse, für deren Treue sie sich verbürgt.

So fehlt es heute also nicht an Gelegenheit für den deutschen Bürger, sich ein Bild von der Stimmung da draußen zu machen; gute Dienste kann ihm bei der Lektüre die knappe Übersicht über die Auslandszeitungen mit Angabe ihrer politischen Färbung leisten, die das Kriegspresseamt herausgegeben hat. Aber so begrüßenswert auch die genannten Unternehmen sind, so sehr man ihnen auch gutes Gedeihen und weite Verbreitung wünschen kann, so ist ihr Material im Vergleich zu der ungeheueren Macht der Weltpresse doch nur wie ein Tropfen im Ozean. Es erhebt sich da die Frage, ob es nicht gelingt, freiwillige Helfer

zu gewinnen, die das wichtige Werk einer möglichst eingehenden Orientierung der Öffentlichkeit über die Stimmung des Auslandes, soweit sie sich in der Presse kundgibt, fördern. Die Not der Zeit zwingt uns zur Sparsamkeit und zur möglichsten Ausnützung aller Kräfte. Es wäre zu wünschen, daß unsere Universitäten der Frage ihre Beachtung schenkten. Wenn man bedenkt, daß die Zahl der zu berücksichtigenden Zeitungen durch die starke Vertrustung in England und Amerika doch etwas reduziert wird, erscheint die Aufgabe leichter lösbar. Die Studierenden der neueren Sprachen könnten z. B. bei entsprechender Anleitung ein bestimmtes Organ eine Zeit lang nach festgelegten Gesichtspunkten lesen und einer Sammelstelle übermitteln. Durch eine planmäßige Organisation ließe sich so mit verhältnismäßig geringen Kosten eine nach und nach übersichtliche und für den Gelehrten wie den Praktiker gleich wichtige ausländische Presseschau schaffen. Die Studierenden selbst hätten nicht geringen Gewinn für sich davon und leisteten nebenbei der Forschung einen Dienst.

Privatdozent Dr. Karl d'Ester.

Ein französisches Buch über uns. Der Deutsche, dem die Schmach der Stunde in der Seele brennt, empfindet es fast als physischen Schmerz, die zahllosen gehässigen und siegestrunkenen Berichte zu lesen, die tagtäglich in der fremden Presse über uns veröffentlicht werden. Seit dem Waffenstillstand sind unsere Grenzen geöffnet, und wir müssen es uns gefallen lassen, daß nicht allein Zeitungskorrespondenten, sondern auch uniformierte Mitglieder alliierter, uns befehligender Missionen unter uns weilen. Doch wir dürfen nicht undankbar sein. Zu uns kamen auch Besucher aus feindlichen Ländern mit einem großen Herzen voll christlicher Liebe. Edle Menschen aus angelsächsischen Quäkerkreisen brachten nicht allein unseren armen, verhungerten Kindern die in ihrer Heimat gesammelten Gaben; sie wollten auch mit eigenen Augen das Traurige sehen, um auf Grund ihrer Erfahrungen an das Gewissen ihrer Landsleute zu appellieren. Auch unter den Zeitungskorrespondenten sind manche gewesen, bei denen Vernunft und gerechter Sinn die Feder führten, und es gibt wenig Berichte, auch von deutscher Seite, die in gleicher überzeugender Weise die verheerenden Folgen der Blockade zum Ausdruck brachten wie die streng wissenschaftliche, in ihrer nackten Sachlichkeit erschütternde Schrift von Professor Starling, der im Auftrage der britischen Regierung dem Parlamente in London das Ergebnis seines Studiums an Ort und Stelle vorlegte.

Das uns heute beschäftigende Buch* ist von einem Franzosen geschrieben. Ambroise Got war als Mitglied der französischen Militärmission vom März bis Juli 1919 in Berlin. Mit größter Bewunderung spricht er von seinen Mitarbeitern und Vorgesetzten, die fast alle Elsässer oder Lothringer sind. Die alliierten Missionen scheinen kaum mit einander in Berührung getreten zu sein, eine dem Antagonismus sich nähernde Gleichgültigkeit soll unter ihnen geherrscht haben. Engländer und Italiener seien ihren kleinen Geschäften, Amerikaner großen Transaktionen nachgegangen. ‚Die Franzosen, als Sieger (waren es die anderen nicht?) suchten nur zu zeigen, daß sie es sind.‘ Das Haupt der französischen Mission, General Dupont, veranstaltete im Hofe der französischen Botschaft eine militärische Feier, die jedoch keinen Widerhall fand.

Got hat vor dem Kriege sieben Jahre in Deutschland gelebt und beherrscht das Deutsche ausreichend. Im allgemeinen ist sein Buch frei von jenen Ausbrüchen hysterischer Haß- und Rachegefühle, die

* Ambroise Got, Docteur en Philosophie: ‚l'Allemagne après la débâcle‘.

sonst bei seinen Landsleuten üblich sind. Nichtsdestoweniger zieht sich durch das Buch wie ein roter Faden die nun einmal in Frankreich — mit Ausnahme des kleinen Kreises der Sozialisten — als unumstößliche Wahrheit aufgestellte Behauptung von der alleinigen Schuld Deutschlands und von der Unverbesserlichkeit deutscher Mentalität. Nur die Deutschen läßt Got gelten — und spricht mit größter Wärme von ihnen, die trotz aller Erlebnisse der letzten Monate es nicht gelernt haben, die gleichen Erscheinungen, die sie bei uns geißeln, auch drüben zu entdecken. Wir wollen hoffen, daß nicht jedes von dieser Seite geführte Gespräch ganz wortgetreu wiedergegeben wurde. Schon in der Vorrede zum Buche wird Klage geführt über die in Deutschland vollzogene Zentralisation, vom militaristischen und imperialistischen Geiste, von der Unzulänglichkeit der deutschen Revolution. Gestützt auf die Autorität der roten Presse wird auch die Vermutung ausgesprochen, die Putsche seien von der Regierung gerne gesehen, ja vielleicht sogar begünstigt worden, um den Leichtgläubigen Sand in die Augen zu streuen und die Entente zu beeinflussen, mildere Friedensbedingungen zu stellen. Laut müsse den Deutschen gesagt werden, daß wenn sie in Frieden mit Frankreich und mit der übrigen Welt leben wollten, so müßten sie Methoden und vor allem Seele wechseln. Ein Deutschland, das sich ausschließlich Friedenswerken widmen, den Säbel mit dem Werkzeug tauschen und seine früheren Traditionen wieder aufnehmen würde, hätte seinen zugewiesenen Platz in Zentraleuropa. Es fehlten jedoch noch die Beweise. Es ist aus dem vorhergesagten schon ersichtlich, daß auch Got an die heimliche Rüstung Deutschlands mittels Einwohner- und Jugendwehren und Sicherheitspolizei glaubt.

Der Weg nach Berlin führt übers Elsaß. Er dringt in die ‚heilige Stadt, aus der der Deutsche für immer gebannt ist‘. Gerührt erwähnt der Verfasser die Versuche der Elsässer, französisch zu stammeln. In dem patriotischen Fieber des ersten Kontaktes, wie entschuldigend hinzugesetzt wird, wurde die deutsche Sprache aus den Hotels und Restaurants verbannt. Der Elsässer spräche aber prinzipiell nur den alemannischen Dialekt. Gleich dem Schweizer empfände er Abscheu vor dem Hochdeutschen, das ihm eine fremde Sprache dünke, die Sprache der Eindringlinge.

Das Sprachenproblem sei von größter Wichtigkeit. Got beschwört seine Landsleute, nicht zu vergessen, daß bei der letzten Volkszählung in Elsaß-Lothringen von 1 800 000 Einwohnern (wovon 400 000 Deutsche) nur 200 000 Französisch als Muttersprache bekannt haben. Den Elsässern und Lothringern gehörten aber alle Stellen, die durch Wegzug der Deutschen frei geworden seien. Auch in den Schulen dürften nicht französische Lehrer verwendet werden, die kein Wort des einheimischen Dialektes verstünden. Durch Vorträge, Unterrichtskurse, Theatervorstellungen und durch Prämiensystem solle die Kenntnis des Französischen verbreitet werden. Got findet es ganz in der Ordnung, daß die Deutschen ausgewiesen werden, es brauche aber nicht ‚en bloc‘ zu geschehen. Auszunehmen seien Deutsche, die Frauen aus dem Lande geheiratet hätten, Bewohner des Saargebietes, Badenser und Rheinländer. Ein großer Besenauskehr wird verlangt, um das Land von allen niederen deutschen Beamten zu befreien, deren Stellen vorzugsweise durch Einheimische besetzt werden sollen.

Got beschäftigt sich in seinem Buche eingehend mit den revolutionären Erscheinungen in Deutschland. Die Führer der Bewegung werden dem Leser vor Augen geführt. Trotz aller Verurteilung von Kommunismus, Spartakismus und der Räteregierung in München werden die gewaltsamen Gegenmaßregeln gebrandmarkt. Got will nicht ohne weiteres

glauben, daß die Münchener Ereignisse von der Reichsregierung an der Spree in Szene gesetzt wurden, um am Vorabend der Friedensverhandlungen (von Verhandlungen war wenig zu merken) die Entente zu täuschen. Es sei jedoch möglich, daß der ‚preußische Machiavellismus‘ die kommunistischen Tendenzen in Bayern benützt habe, da er sich stark genug fühlte, diese Tendenzen zu unterdrücken. Während Got dem Rätekongreß vom April 1919 in Berlin ein ganzes Kapitel widmet, geht die Nationalversammlung in Weimar leer aus. Das Betriebsrätegesetz wird zwar bei Besprechung der verschiedenen Projekte über Räteorganisation seitens der sozialistischen Parteien erwähnt, aber immer wieder tritt das Mißtrauen zutage, daß die Regierung erst nach Unterzeichnung des Versailler Vertrages energisch Front gegen den Leninismus gemacht habe. Zwar sei die Frage zwischen Kapital und Arbeit noch nicht geregelt, aber man empfange den Eindruck, daß die Rätekongresse auf immer begraben seien. Im Widerspruch zu dieser Ansicht steht die am Schluß des Kapitels über Organisation des Kommunismus geäußerte Meinung, man sei erst am Beginne einer vulkanischen Periode, während der reaktionäre Konvulsionen mit sozialen Umwälzungen abwechseln würden. Eine ruhige demokratisch-soziale Entwicklung soll es eben in Deutschland nicht geben. Gewolltes oder auch nicht gewolltes Mißtrauen gegen die neue Regierungsform beherrscht die französische Meinung auch jener, die bis zu einem gewissen Grade wenigstens das Bestreben haben, den Dingen objektiv gegenüberzustehen.

Es wäre zu viel verlangt, wenn das Ergebnis eines viermonatigen Aufenthaltes in Deutschland eine erschöpfende Darstellung der deutschen Zustände nach dem furchtbaren Zusammenbruch bringen würde. Immerhin leidet das Buch an großer Oberflächlichkeit. Man gewinnt den Eindruck, daß der Verfasser alles nur vom Hörensagen weiß, und dieses Hörensagen war sehr einseitig. Mit einer starken Dosis von Naivität beklagt sich Got über den Mangel an Geselligkeit in Berlin, wo es keine ‚Salons‘ gäbe. Nur einige Häuser, wie die von Herrn von Gerlach, von Paul Cassierer und von der Gräfin Treuberg öffneten den Fremden ihre Türen. Wir Deutsche haben wahrlich jetzt keinen Anlaß und auch anderes zu tun, als ‚Salons‘ zu gründen, und es ist nur zu tief bedauerlich, daß in manchen Kreisen höherer Gesellschaftsschichten dies nicht verstanden wird. Hat aber gerade ein Franzose kein Gefühl dafür, was die Gegenwart alliierter Missionen für uns versinnbildlicht?

Got behandelt auch die Folgen der Blockade. Er gibt unumwunden zu, daß sie das gewaltigste Kriegsmittel der Entente darstellte, aber obgleich er ihre Wirkungen als unberechenbar bezeichnet, die in gewissem Maße nicht wieder gut gemacht werden können, obgleich er aus eigener Anschauung im Norden und Osten von Berlin das durch die Blockade verursachte Elend kennen lernte, steigt nicht der leiseste Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieses auch nach Waffenstillstand angewandten Kriegsmittels in ihm auf. Die Sterblichkeit deutscher Kinder, der Hunger deutscher Menschen, die Finanznot deutschen Landes, alles ist nur gerechte Strafe. Die Entente darf nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Darüber sind die Ansichten auch innerhalb der Entente etwas verschieden, und es wäre dem moralisierenden Verfasser anzuempfehlen, das wie ein Donnerschlag wirkende Buch eines britischen Delegierten beim Pariser ‚Friedens‘kongreß zu studieren.* Got vertritt eine andere Ansicht als Keynes: Den Deutschen bleibe nichts anderes übrig, als sich in die Finger zu beißen. ‚Tu l’as voulu Georges Dandin.‘ Die notwendige deutsche Sühne

* J. M. Keynes, ‚The Economie Consequences of the Peace.‘

hat aber auch für Got ihr Gegenstück. Er zweifelt, ob Deutschland imstande sein werde, Frankreich zu entschädigen.

Die Verwendung deutscher Arbeiter in den verwüsteten französischen Provinzen habe zwei Seiten. Für den Franzosen käme die materielle in erster Linie, für den Deutschen sei es moralische Pflicht. Für diese Wiedergutmachung wäre jedoch kein Verständnis vorhanden, obgleich Kurt Eisner und Professor F. W. Foerster und einige Unabhängige bemüht waren, die Deutschen über diese Frage aufzuklären. Aber auch in Frankreich solle daran gearbeitet werden, die Bewohner der Nordprovinzen zu überzeugen, daß die deutschen Arbeiter nicht mehr die Peiniger von früher wären. Interessant ist es, zu hören, daß man in Frankreich die Verwendung deutscher Arbeiter fürchtet wegen der Gefahr des Eindringens kommunistischer Ideen. Dieses Widerstreben offenbare sich sogar im Friedensvertrag, in dem die Zuhilfenahme deutscher Arbeitskräfte nicht klar formuliert sei. Got tritt dafür ein, daß die durch Kriegsgefangene begonnenen Aufräumungsarbeiten von freiwilligen Arbeitskräften weiter fortgeführt werden. Das Maß der Freiheit, das er ihnen zuerkennt, ist jedoch seltsam bescheiden. Das Bild, das hier vom künftigen deutschen Arbeitsfeld entworfen wird, ist nicht dazu angetan, eine große Schar an Freiheit gewöhnter Arbeiter anzulocken. Im Kampfe gegen diese gemilderte Form von Frondienst ist aber unseren Arbeitern die Unterstützung der gesamten Arbeiterschaft der Welt gesichert.

Was uns in Gots Buch am schmerzlichsten berührt, ist die Beschreibung des fürchterlichen sittlichen Verfalls, der infolge des Krieges bei uns eingetreten ist. Zwar lehrt uns die Lektüre fremder Zeitungen, daß pharisäische Überhebung bei den Siegern auch in dieser Hinsicht nicht am Platze ist; aber wir wissen leider nur zu gut, daß die im Buche enthaltenen Schilderungen über die ekelerregenden Sumpferscheinungen Berlins den Tatsachen entsprechen.

Es ist tief demütigend, die Schmach und das Elend unseres ehemals so stolzen Landes vor Feindesaugen enthüllt zu sehen. Anders lauteten die Berichte, die einst über uns veröffentlicht wurden. Und doch — mag es euch drüben gefallen oder nicht — wir sind noch *ein* Volk und trotz abgrundtiefen Falles, wir geben die Hoffnung auf Wiederauferstehung nicht auf. Schon sind leise, leise Regungen spürbar, daß das deutsche Volk sich allmählich wieder findet. Sollte wirklich das Wort von Eustace Percy sich bewahrheiten, ‚es sei wahrscheinlich, daß die Welt erstaunen werde über die Raschheit der Wiedergenesung Deutschlands'?*

Es war in der Zeit nach unserem Unglück, da hörte ich in einer Werkstatt einen alten, im harten Tageswerk ergrauten Arbeiter aufseufzen und vor sich hersagen: ‚Wir sind das fleißigste Volk der Erde, und nun geht es uns so schlecht.' Es geht uns schlecht, schlechter, als es je einem großen Volke ergangen ist; aber wenn wir auch alles verloren und alles uns genommen wurde, eines ist uns geblieben: der eherne *deutsche Fleiß*, der nur schlummert, nicht erstorben ist und früher oder später unser Haus wieder aufbauen wird.

Und ein anderes noch ist uns geblieben: der *deutsche Geist*. Auch er ist nicht tot, mögen auch manche traurige Erscheinungen sein Vorhandensein anzweifeln machen. Der Geist wird als Rächer unserer Ehre auftreten. Im Lichte von Wahrheit und Gerechtigkeit wird Deutschlands Name wieder neu erglänzen.

Pauline Montgelas.

‚Volksfreund Gregory.' Diesen Titel trägt ein Buch von Karl Josef Fried-

* Eustace Percy: ‚The Responsibilities of the League.'

rich,* worin von Leben, Wesen und Tod des Leipziger Universitätsprofessors Caspar René Gregory erzählt wird. Gregory, in Amerika geboren, war Theologe, seine Liebe und Forschung galt den Urhandschriften der Evangelien. Als fünffacher Ehrendoktor, beinahe siebzigjährig, geht er als Freiwilliger für die deutsche Sache ins Feld und wird in Neufchatel von einer Granate getötet. Seines Wesens Besonderheit lag darin, daß er nicht nur fachlich sich mit den Grundlagen des Christentums beschäftigte, sondern das Christentum praktisch und in einer seltenen Reinheit zu betätigen suchte. Naumann fand die ‚reine Neutestamentlichkeit‘ in seinem Wesen; Harnack bezeugte, daß er niemals einen Menschen gesehen habe, der, wie Gregory, ‚die Nachfolge Christi übte‘. Friedrich meint daher, ihn als ‚Urchristen‘ bezeichnen zu dürfen. Aus seiner jüngerhaften, heißen und schwärmerischen Darstellung des Lebens dieses von ihm Heißverehrten, wird offenbar, daß Gregory in vorbildlicher Form, freudig und von Enttäuschungen nicht berührt, die Nächstenliebe übte, — in einer etwas draufgängerischen Art, amerikanisch sozusagen. Wenn er in seinen knappen Feld-Tagebuch-Aufzeichnungen sorgsam vermerkt, wann und was er von seinem Essen hungernden Soldaten abgegeben, so meldet sich beim Leser ein leises unbehagliches Gefühl, wie denn auch die praktische Betätigung seiner Nächstenliebe in Leipzig nicht ganz frei von Heilsarmee-Praktiken (mit Blechmusik) war. Das sind rassische und menschliche Eigentümlichkeiten, die man hinnehmen muß und gern hinnehmen wird. Nur meine ich, daß gerade diese Eigentümlichkeiten dem Begriff ‚Urchristentum‘ fremd sind; es ist ein ausgesprochen modernes, amerikanisches Großstadt-Christentum. Daß das stille, verborgene Christentum, wie es unser Stolz und Ideal ist, millionenfach auf der Erde täglich geübt wird, weiß jeder von uns. Aber es macht kein Aufsehen und soll kein Aufsehen machen; daher es denn auch in das Gefühl des Großstadtmenschen nicht mit der Heftigkeit eindringt, wie etwa das Gregorysche Christentum. Vielleicht aber ist es wirksamer? Man spricht ja auch in Leipzig weniger von dem Christen Gregory, wie von dem Original Gregory.

Dies sei festgestellt. Festgestellt aber auch, daß Gregory bei alledem ein unermüdlicher Helfer war, mit einem reinen Kinderherzen, fest im Glauben wurzelnd und gänzlich ohne Menschenfurcht. Das Mystische der Gottes- und Nächstenliebe war nicht in ihm, er hatte die praktische Nächstenliebe, die praktische Nachfolge Christi. Sein Christentum war letzten Endes rationalistisch, daher er sich denn auch mit den Arbeitern gut verstand. Nachdenklich macht auch sein, des geborenen Amerikaners, der immer Amerikaner dem Wesen nach blieb, — nachdenklich macht auch sein Eintreten für Deutschland, das Einsetzen seines Lebens für die deutsche Sache. Man hat die Gründe, die er selber für sein freiwilliges Eintreten in das deutsche Heer angab, als Flugblatt veröffentlicht. Danach war der erste Grund: weil England auf die Seite von Deutschlands Feinden trat (‚England, das die Burenfrauen und -kinder hingemordet hatte, England, das Indien aussaugt und verhungern läßt‘); der zweite: weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß seine Arbeiterfreunde sagen könnten: ‚Der Professor hat es gut‘; der dritte: weil er sich als sportlich geschulter Mann kräftiger fühlte wie viele Jüngere. Das sind Gründe und sind auch wieder keine. Seine eigenen Freunde haben das gefunden und haben ihrerseits nach Gründen gesucht. Einer behauptete, — und der Verfasser des Lebensbildes

* **Volksfreund Gregory.** Amerikaner, Pfadfinder, Urchrist, deutscher Kämpfer. Von **Karl Joseph Friedrich.** Mit Zeichnungen von **Ernst Müller-Gräfe** und unter Benutzung der Feldtagebücher Gregorys. Zweite vermehrte Auflage. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

stellt sich auf seine Seite —: Gregory habe sich ganz als Jünger Christi gefühlt, und wenn er gefragt worden wäre, wo wohl Christus in dieser Zeit stehen würde, so hätte Gregory geantwortet: ‚Dort, wo die Not am größten ist, im Schützengraben, auf dem Schlachtfelde . .‘ (!) Das wäre freilich eine merkwürdige Antwort für einen ‚Urchristen‘ gewesen, aber ich glaube, bei Gregory schwang und wirkte unbewußt ein anderer Grund mit. Vielleicht war es doch ein Widerstand gegen das Amerikanische? Gegen eine Weltzukunft amerikanischer Prägung? Vielleicht sagte er ‚England‘ und meinte das Angelsachsentum überhaupt, das praktisch Diesseitliche, dessen Entwicklung zum vollendeten Antichristentum er dunkel ahnte, gerade vielleicht, weil er selber innerlich von dem Amerikanischen wegstrebte, zum reinen Christentum hin? Er stand gleichsam mit den Füßen auf zwei Gipfeln, die wuchsen und voneinander wegwuchsen: eine gefährliche und eigentlich unmögliche Stellung. Sie ist auch der Grund, weshalb sein Wesen zwiespältig wirkt, trotz des schönen Glanzes, der von ihm ausgeht. Jedenfalls ist das Buch eine überaus interessante Erscheinung, mit der der Katholik sich auseinandersetzen muß. H.

Literatur

Aus Fontanes Nachlaß sind im Laufe der Jahre bereits acht Bände erschienen, meist Briefe —: eine unerschöpfliche Quelle des Ergötzens und der Nachdenklichkeit für den Leser. Denn da Fontanes wesentliche Fähigkeit das Plaudern war, die Kauserie, so offenbart er sich in seinen Briefen am reinsten; die Romane sind ihm weniger Kunstwerke wie Vorwände zum Plaudern. Ernst Heilborn hat nun aus einigen Brouillons zu Erzählungen, aus dem Tagebuch der letzten Lebensjahre, knappen Auszügen aus Briefen und autobiographischen Schriften, wie aus einigen Beiträgen zu seiner Charakteristik einen neuen Band zusammengestellt, den er ‚Das Fontane-Buch‘* nennt — ein wenig anmaßlich ‚Das Fontane-Buch‘; denn weder bringt es erheblich Neues, noch kann man es als ein Werbebuch ansehen für diejenigen, die Fontane noch nicht kennen. Es ist ein Zwitterding geworden: Für die Liebhaber des Dichters bringt es zu viel Bekanntes und Selbstverständliches, für die noch Fernstehenden ist es zu fachlich. Notwendig erscheint mir ein Werbeband, der das Feinste und Tiefste aus Fontanes Lebenswerk in sich vereinigt. Hält man sich an das Gegebene, so entzückt an dem vorliegenden Bande vor allem Thomas Manns Aufsatz ‚Der alte Fontane‘; ein im Wesen tief verwandter Dichter versenkt sich liebe- und ahnungsvoll in die Tiefen des anderen, sich selber ebenso aufklärend wie den andern. Indem er Keller gegen Fontanes Vorwurf, die ganze Welt dem Keller-Ton überliefert zu haben, schützt und der Meinung Ausdruck gibt, daß ja auch Fontane die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert habe, verteidigt er zu gleicher Zeit — seinen eigenen Ton, wenn es auch, wie bei Keller und Fontane, bei ihm nicht nötig ist. Und indem er den Romanplan ‚Die Likedeeler‘ bespricht und Betrachtungen darüber anstellt, weshalb Fontane diesen Roman wohl nicht geschrieben habe, meint man, ihn auch zugleich über seinen eigenen versunkenen Plan zu einem Friedrich-Roman sprechen zu hören. Was Fontane betrifft, so hätte er (in jüngeren Jahren) eine Ballade über die Vitalienbrüder singen können, nicht aber (im Alter, eben als Fontane) einen Roman über ihre Geschicke schreiben. Der Fontane-Ton vertrug sich nicht mit dem ‚Phantastischen‘ und ‚Grotesken‘, die das Wesen dieser Schöpfung ausmachen sollten. Er hielt sich für einen Romantiker, war aber keiner, war keiner mehr, und das in dem vorliegenden Bande

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

aufgenommene Brouillon zu der Erzählung ‚Ozeane von Parceval' zeigt das deutlich. Solange er die Freunde und die zufällige Tafelrunde über das Elbische und Melusinische plaudern läßt, geht es, will er es aber gestalten, so bleibt er stecken; in der Ausführung versagt er, trotzdem aus einzelnen Bemerkungen zu ersehen ist, daß er wußte, was er wollte.

Dagegen ist er ganz in seinem Element, wenn er an das Kapitel über die ‚Wangenheims' geht. Hier ist er auf festem Boden, hier sitzt er gleichsam mit übergeschlagenen Beinen fest und behaglich in seinem Sessel und gestaltet, indem er plaudert. Für jemanden, der wie ich den alten Fontane kindlich verehrt, bedarf es keiner Versicherung, daß er an der Größe des Verehrten nicht mäkeln will, wenn er die Unfähigkeit Fontanes, einen ‚würdigen' Stoff zu meistern, aus dem Mangel an Stoßkraft und Schwingenwucht erklärt. Stoffe wie ‚Likedeeler' und ‚Ozeane' brauchen aber gerade diese Elemente zu ihrer Materialisierung.

Die Tagebuchaufzeichnungen aus den letzten vierzehn Jahren seines Lebens sind für den Liebhaber und intimen Kenner außerordentlich reizvoll zu lesen, so wenig Gegenständliches sie geben. Es sind meist nur asketische Notizen über Umgang, Spaziergang, Reise, Lektüre, Arbeit, sind Hilfen für persönliche Rückerinnerung, nichts weiter. Einzelne echt Fontanesche Urteile entzücken, so das über Kretzer, den er einen ‚patentierten Saupeter' nennt —, seine Briefe dagegen sind wesentlicher und aufschlußreicher; er brauchte eben immer den Partner, um aus sich herauszugehen, um Fontane zu sein. Auf Reisen waren ihm die Menschen wichtiger wie die Natur, er konnte einfach ohne Gesellschaft nicht leben. Als er 91 mit seiner Frau nach Kissingen kommt, empfindet er ‚störend das Fehlen richtiger Genossenschaft', schreibt grämlich von ‚der Langeweile des Aufenthaltes', und indem er zugibt, daß Kissingen wie immer reizend sei, gesteht er doch: ‚Ohne die richtigen Menschen ist es nur ein halbes Vergnügen.' Er konnte sich eben ohne Gesellschaft nicht entfalten, er war Causeur, trotzdem Thomas Mann dies nicht zugeben will, sondern ihn einen ‚Sänger' nennt. Ich glaube, es ist richtiger, dieser Bezeichnung das Beiwort ‚heimlich' zu geben; er war ein heimlicher Sänger, und daß er es war, macht das Problematische seines Wesens aus.

Herwig.

Spitteler über Gottfried Keller.

Der knappe Rahmen unserer ‚Rundschau' verlangt, daß ich die Gedanken, die ich mir anläßlich der Keller-Rede Spittelers* über den Sänger des Olympischen Frühlings machen muß, auf eine kurze Formel bringe. Ich weiß, daß ich Spitteler damit nicht gerecht werde. Aber der Dichter zwingt durch diese Rede förmlich zu kritischer Stellungnahme. Schon nach der ersten Seite hat man das unbehagliche Gefühl, daß Spitteler sich selber redet, und zwar so sehr, daß man von der ganzen Rede schließlich den Eindruck eines blumigen Feuilletons hat, voller Pose und persönlichen ‚Sichaufmuzens' — um einen handgreiflichen Schweizerausdruck des Parazelsus zu gebrauchen. Einige wenige Stellen, die sich wirklich mit Keller befassen, sind wie in einer schlecht und oberflächlich studierten Predigt unter dem bequemen Schema Erstens, Zweitens bis Siebentens (‚Bescheidenheit', ‚Wahrhaftigkeit', ‚Gewissenhaftigkeit', ‚Sprache', ‚Humor', ‚Urteil') hergezählt, ohne in sich einen schönen Zusammenhang zu haben und ohne ein irgendwie anschauliches Bild von Kellers Werk und Geist zu geben. Gewiß bin ich der letzte, der für eine sogenannte rein objektive, gelahrte Behand-

* Abgedruckt ‚Tat' XI, 9 S. 641—650. Sonderausgabe als 37. Flugschrift der ‚Tat' erschienen, Verl. E. Diederichs. Preis 0,80 M.

kung eine Lanze einlegt. Aber es geht doch wirklich nicht an, daß ein Dichter in einer Festrede über Keller einige Seiten Nichtigkeiten zusammenschwatzt, die sich in einer mittleren Tageszeitung unter dem Strich immerhin ganz artig ausnehmen würden. Oder empfinde ich vieles von Spittelers Ausführungen nur deshalb als nichtig und feuilletonistisch, weil fast jedes Sätzchen sich im Ausdruck, in Bild und Sprache als seiltanzenden Akrobaten ausgibt? Weil man überall den Inhalten erst das unausstehliche Flitterkostüm der Prosa Spittelers ausziehen muß, um auf den gewichtigen Kern zu kommen? Jedenfalls halte ich es für notwendig, Spitteler gegenüber einmal nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß unsere Ehrfurcht vor der deutschen Sprache doch zu groß ist, um sein geistreichelndes Fangespiel mit Worten und Bildern noch deutsch zu nennen. Ich greife ein paar Beispiele heraus: Spitteler wundert sich, wie der Grüne Heinrich so lange unbeachtet bleiben konnte, dieses Werk, ‚dem die Poesie aus allen Poren quillt'. „... Das mußte doch sogar ein Blinder sehen. Ja, wenn der Augenarzt dem Blinden eine schwarze Brille vorschreibt und barmherzige Schwestern ihm den Kopf mit Binden umwickeln, dann sieht es sogar ein Blinder nicht.' Weiter: ‚Es gibt eine ästhetische Dogmatik und gibt literarische Päpste. Glücklicherweise wechseln die Päpste und die Dogmatik predigt auf einer Drehscheibe. Durch den Wechsel und die Drehungen wird zwar die Lage nicht besser, aber sie wird anders.' Weiter: ‚In der Lyrik wirkt Keller hauptsächlich hygienisch. Als Magenbitter nach den Zuckerschleckereien.' Solch eitles Umspringen mit der Herbe und Gediegenheit deutscher Prosa entwürdigt diese selbst, entwürdigt Keller und am meisten den Redner. Trotz alledem ist es nicht schwer zu erkennen, daß Spitteler wirklich ein Gespinst an sich fruchtbarer Gedanken vor uns ausbreitet. Aber, um in seiner Art zu reden, man darf nicht glauben, daß ein gutes Korn zum Aufkeimen kommt, wenn man's, statt es der groben Erde anzuvertrauen, in Sahnetörtchen sät und möglicherweise mit Limonade begießt. Freilich habe ich das Gefühl, als sei dieses Verflüchtigen ehrlicher, hausbackener Prosa bei Spitteler eben nur begründet in seiner durch und durch poetischen Einstellung. Und daß Spitteler ein wahrhafter Dichter von gutem, altem Schlag ist, kann kein Leser des Olympischen Frühlings bezweifeln.*

Weil nun ein negatives Kritisieren gar nicht nach meinem Geschmack ist, benütze ich die Gelegenheit, den Dichter einmal auf Horazens und Juvenals Zeitsatiren aufmerksam zu machen. Ich vermute, daß Spitteler, wenn er daranginge, seine lachenden Wahrheiten in poetischer Form der Welt zu sagen, die besten Satiren unserer Literatur schaffen würde. Erst dann wäre alles bei ihm aus einem Guß, Form und Inhalt eins. Vorläufig verurteilt der gekennzeichnete Zwiespalt alle Prosa Spittelers zur Unfruchtbarkeit und drückt all seine Gedanken in die Tiefe feuilletonistischen Tagesdaseins. So wahr also auch in der Kellerrede seine Ausführungen über die Gefahr der ‚Vergötzung' eines bestimmten Dichters sind, über Vaterlandsliebe und Politik, — sie gehen uns nicht ein. Und Spitteler bringt es zustande, daß wir uns hinterher bekennen müssen: all diese Dinge seien reizend und lustig gesagt, — mehr nicht! Und nun warten wir auf die poetische Satire.

Dr. W. Matthießen.

Zu einer abschließenden Brentano-Ausgabe. Die Brentano-Ausgabe aus dem Verlage Georg Müller ist in

* Wir kommen demnächst ausführlich auf Spitteler, den Dichter und Denker zurück.

den Propyläen-Verlag, G. m. b. H., Berlin, übergegangen. Nun soll ihr Weitererscheinen tatkräftig gefördert werden. Verlag und Herausgeber richten daher an alle Besitzer von Handschriften Clemens Brentanos die ergebene Bitte, die Originale im Wertbrief an den Hauptherausgeber Heinz Amelung in Essen (Ruhr), Herbertstraße 13, zu senden. Schnelle und sorgsame Rücksendung wird zugesichert. Auslagen werden gern erstattet. Auch sonstige, für die Ausgabe wichtige Mitteilungen, namentlich Nachweise über öffentliche und private Bibliotheken, Archive und Handschriftensammlungen, in denen sich Brentano-Autographen befinden, werden mit Dank entgegengenommen. *

Neues vom Büchermarkt

Religiöse Literatur*

Wer die mühsamen Wege religionswissenschaftlicher Einzelforschung nachzuwandern sich scheut, der findet in einer an schriftstellerischer Qualität und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erfreulich ansteigenden apologetischen Literatur das Wichtigste ins Enge gebracht. Auf das beste Werk dieser Art, Mausbach-Essers dreibändige Apologetik für wissenschaftlich Gebildete unter dem Titel **'Religion, Christentum, Kirche'** (Kösel, Kempten, 3 Bde. in Leinen M. 17.—) sei nur im Vorübergehen wiederum nachdrücklich hingewiesen; der eine der Herausgeber, Joseph Mausbach, hat in besonders vielumstrittenen und schwerlastenden Problemen unserer Tage noch eigens die sicheren Wege gewiesen in seinen 'grundsätzlichen und zeitgeschichtlichen Betrachtungen' über **'Die katholische Moral und ihre Gegner'**, deren hoher apologetischer und mehr noch innerlich festigender und beruhigender Wert in der nun schon vierten, wieder erheblich durchgearbeiteten Auflage von neuem sich bewährt (Bachem, Köln. Geb. M. 8.—). Franz Sawicki, dessen schon früher hier warm empfohlene kurzgefaßte Gesamtapologetik **'Die Wahrheit des Christentums'** innerhalb eines Jahres bereits zur zweiten verbesserten Auflage gediehen ist (F. Schöningh, Paderborn. Geb. M. 6.50), entwirft neuerdings eine mit idealer Begeisterung und realer Zeit- und Menschenkenntnis geschriebene 'katholische Lebensphilosophie' unter dem Titel **'Der Sinn des Lebens'**. Das Werk appelliert mit Glück an alle auch im modernen Menschen noch lebende Sehnsucht nach einer höheren und edleren Lebensauffassung, die allein in der katholischen Wahrheit ihre sicheren Grundlagen finden kann. So ist Sawickis Buch wohlgeeignet, eine Reihe von Monographien 'katholische Lebenswerte' zu eröffnen, in denen die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben nach den verschiedenen Seiten klargelegt werden soll (Bonifatiusdruckerei. Geb. M. 4.50). Neben den ethischen dürfen die metaphysischen Grundfragen einheitlich gefügter Weltanschauung niemals vernachlässigt werden, mag ihnen auch die philosophische Zeitströmung minderes Augenmerk zuwenden. Ein Werk wie die **'Theodicee'** von Alfons Lehmen S. J., seinem Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage als dritter Band eingereiht und in dritter Auflage von seinem Ordensbruder P. Vogt gründlich durchgearbeitet (Herder. Geb. M. 5.60), hilft zur intellektuellen Klarheit gegenüber aller atheistischen Leugnung oder pantheistischen Verschwommenheit des Gottesbegriffs und lehrt die wunderbare Zweckeinheit des Weltalls tiefer begreifen und verehren. Neben den großen Prinzipienfragen bedürfen auch die wechselnden und mannigfaltigen Tagesfragen der Apologetik einsichtsvoller Beleuchtung, damit man gegenüber jeder Anfechtung seinen Mann stellen könne. Eine hierzu sehr zweckdienliche, knapp und rasch orientierende Materialsammlung bietet die **'Gesammelte apologetische Volksbibliothek'** von Franz Meffert, die nun mit dem zweiten Bande beschlossen und durch ein übersichtliches Schlagwortregister gebrauchsfertig gemacht ist (Volksvereinsverlag. Geb. M. 2.40).

Zur betrachtenden Lesung bedürfen manche Teile der Heiligen Schrift, wenn nicht ganz erhebliche Vorkenntnisse bereits mitgebracht werden, einer weitergehenden Erläuterung, als sie in den kurzen Anmerkungen der meisten Bibelausgaben gegeben

* Wegen Raumbeschränkung mußten diese Berichte leider bis jetzt zurückgestellt werden.

ist. Bischof Ferdinand Rüegg hat auf solche Weise **'Die Apostelgeschichte'** dem christlichen Volke zur Betrachtung vorgelegt. Seine ausführlichen Zwischenbemerkungen zu dem unverkürzten heiligen Texte beschränken sich keineswegs auf die geschichtlichen und theologischen Erläuterungen; durch kräftige Worte der Mahnung und Unterweisung lehrt er zugleich den Leser, nach dem Sinne der 'Nachfolge Christi' in den Bibelworten 'mehr den Nutzen der Seele als die Erhabenheit der Rede zu suchen' (Benziger. Geb. M. 3.40). Während diesem religiösen Volksbuch eine recht weite Verbreitung zu wünschen ist, wenden sich die **'Liturgischen Studien'** von Bernhard Schäfer (Pustet, Regensburg. Bisher 3 Bde., in Leinen M. 12.40) von vornherein an einen engeren Kreis. Bei dem auch in gebildeten Laienkreisen neuerwachten Interesse für den hohen Sinn und die erhabene Schönheit der kirchlichen Liturgie darf man aber doch wohl hoffen, daß an Hand solch trefflicher Hilfsmittel Brevier und Missale mehr als bisher zur Grundlage der Betrachtung gewählt werden. Gerade die im dritten Bande erklärte Liturgie der drei letzten Tage der Karwoche ist dazu besonders angetan. — Auch die alten Legenden sind nicht in erster Linie zum künstlerischen Genuß, sondern zur frommen Anmutung geschrieben. 'Worte lehren, Beispiele reißen mit fort.' Wer es so versteht, wie der bekannte Beuroner Legendenforscher P. Hildebrand Bilmeyer in seinem herrlichen Büchlein **'Wahre Gottsucher'** (Herder. In Leinen M. 1.70, in Leder M. 2.60) mit schlichten Worten die tiefste Seelenkraft der Heiligen zum lebendigen Vorbild zu erwecken, dem wird auch in unseren Tagen ein tausendstimmiges Echo danken. — Eine auf dem Leidensweg geläuterte, vom Psalmengebet beflügelte Frömmigkeit hat das Buch vom Gottvertrauen, **'In hoc signo'** von Maria von Helfenstein, in sinniger Auslese fremder und eigener Betrachtungsworte und Dichtungen zusammengestellt (Auer, Donauwörth. Geb. M. 4.50). Namentlich eine mehr weiblich-passive Gemütsart wird daraus immer wieder Trost und Ermutigung schöpfen.

Als Gegenstück zu den von erstaunlicher Wirkung begleiteten 'Religionsgeschichtlichen Volksbüchern', die einige Glanznummern enthalten, war die Gründung der Sammlung **'Biblische Zeitfragen'** (Münster in Westfalen, Subskriptionspreis auf jede Folge [12 Hefte] 5 Pfg.) eine ebenso mutige wie zeitgemäße Tat. Erste Fachleute ziehen darin das Resumé ihrer Studien in einer Weise, daß der Leser über den zeitigen Stand der Forschung ausreichend unterrichtet wird. Joseph Sikkenberger führt seine 'kurz gefaßte Erklärung des 'Lebens Jesu', deren 1. Teil, die Zeit der Vorbereitung umfassend, schon 1915 erschienen war (7. Folge Nr. 11—12, brosch. M. 1.—), bis zum Ende der galiläischen Mission weiter (Münster 1917, 8. Folge Nr. 9—10, brosch. M. 1.—) und bietet damit eine wichtige Ergänzung zu den übrigen Leben Jesu. — Max Meinertz gibt mit einer Abhandlung über **'Die Gleichnisse Jesu'** (Münster 1916, 8. Folge Nr. 3—4, brosch. M. 1.—) wohl die beste kurze katholische Schrift über das Gleichnisproblem. Die textkritischen und patristischen Probleme der **'Jungfrauengeburt des Herrn'** werden von Alfons Steinmann in abschließender Weise behandelt (Münster 1916, 8. Folge Nr. 7—8, brosch. M. 1.—). Eine der schwächsten Nummern ist die Darlegung und 'Widerlegung der **'Zweiquellentheorie'** von Dr. P. Dausch (Münster 1915, 7. Folge Nr. 9, brosch. M. 0.50); die synoptische Frage wird durch solche Versuche nicht gelöst, noch der Leser, der das Problem empfunden hat, befriedigt, sondern der katholische Standpunkt eher in Mißkredit gebracht. — Über den **'Weltapostel Paulus'** ergreift einer der besten Kenner das Wort, Dr. Fr. X. Pölzl, dessen großes Paulus-Werk viel Anklang gefunden hatte (Münster 1914, 7. Folge Nr. 7—8, brosch. M. 1.—); wenn man jedoch die persönliche Note eines Deißmann danebenhält, so möchte man dem Abriß mehr den die großen Zusammenhänge weisenden und belebenden Geist des Berliner Exegeten wünschen. Dieses katholische Paulusbuch steht noch aus. — Die vielseitigen Fragen des **'Hebräerbriefes'** werden von Dr. Joh. Nikel in klarer und überzeugender Weise erörtert (Münster 1914, 7. Folge Nr. 6, br. 60 Pfg.), jedoch scheint uns der positive, mystisch-synthetische Inhalt, ganz unabhängig von den Einreden der Gegner, lange nicht genügend herausgearbeitet. Das ist der Mangel der 'apologetischen Methode'! — Eine ganz prächtige Gabe ist, trotz des Überdrusses an 'Kriegsliteratur', Alphons Schulz' kleine Schrift über **'Die sittliche Wertung des Krieges im Alten Testament'** (Münster 1915, 7. Folge, Nr. 10, brosch. 60 Pfg.). Der Verfasser zeigt an einzelnen geschickt gewählten Typen den allmählichen Wandel der alttestamentlichen Anschauungen über Jahwes Stellung zum Kriege und läßt dabei den Gegensatz zu der geläuterten Auffassung des Neuen Testa-

mentes hinreichend durchblicken. — Die Darstellung der ‚altorientalischen Forschungen‘ in ihren Beziehungen zum Alten Testament wird von Dr. Johannes Nikel, V., **‚Geschichte Israels vom Exil bis Christus‘** zu Ende geführt (Münster 1916, 8. Folge Nr. 5—6, brosch. 1.— M.). — **‚Israels Religion, Sitte und Kultur** in der vormosaischen Zeit‘ wird von Dr. Franz Feldmann in enger Fühlung und teilweise Polemik mit der gegenwärtigen Forschung dargestellt. (Münster 1917, 8. Folge Nr. 11, brosch. 60 Pf.) — Eine gute Einführung in **‚die sumerische Frage‘**, d. h. in die Kontroverse, ob die sog. babylonische Kultur, welche die Keilschriftforschung uns erschlossen hat, das originale Werk der südbabylonischen Semiten oder eines vor ihnen im Zweiströmeland wohnenden nichtsemitischen Volkes war und wie weit die Bibel von dieser vorbabylonischen, also nichtsemitischen Kultur beeinflußt ist, gibt P. S. Landersdorfer O. S. B. (Münster 1917, 8. Folge Nr. 12, brosch. 60 Pfg.), und die quellenkritischen Belege bietet er in den **‚sumarischen Parallelen zur biblischen Urgeschichte‘** (Münster, Aschendorff 1917, VIII u. 102 S. gr. 8°, br. 3.— M.). — Für weitere Kreise berechnet ist die Ausgabe der **‚Weisheitsbücher des Alten Testamentes‘** von Dr. N. Peters (Münster, Aschendorff 1914, X u. 294 S.), die, auf langjährigen quellenkritischen Studien des Verfassers beruhend, eindringlichst zu empfehlen ist. Die wenigsten ahnen, welche Schätze der Lebensweisheit hier verborgen liegen, und eine bessere Vermittlung als durch Peters hat die katholische Seite gegenüber Kautzsch nicht zu bieten. — Einen schlechten Abschluß unserer diesmaligen Übersicht bildet Emil Schaefers Übersetzung des französischen Kompendiums von Lesêtre, **‚Der katholische Glaube‘** (Rottenburg 1914, Bader, XIV u. 467 S., brosch. 4,80 M., geb. 6.— M.), das, an deutschen Maßstäben gemessen, auch den bescheidensten Anforderungen nicht genügt und sich so souverän über alle Methoden wissenschaftlicher Tradition hinwegsetzt, daß man sich billig fragt, warum eine deutsche Übersetzung in Angriff genommen wurde. Der Übersetzer hat gute Arbeit geleistet, und es ist nur schade für die Zeit und Mühe, die er, offenbar in jugendlicher Begeisterung für die französische Diktion, auf diese völlig unzureichende Leistung gewandt hat. -r-

---

Als Kunstbeilagen enthält das Aprilheft: Karl Buchholz, ‚Frühling in Ehringsdorf‘, ‚Oberweimar bei Tauwetter‘, ‚Wald im Herbstnebel‘, ‚Gewitter‘.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Georg Friedrich Kersting/Interieur



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

‚Preußentum und Sozialismus'
Eine Auseinandersetzung mit O. Spengler
Von Siegfried Behn

Oswald Spengler, der sprachbegabte Kennzeichner ausgeprägter Eigenartung, der oft überraschend höchst individuelle Ereignisse zu beleuchten weiß, dieser unbarmherzig treffsichere Karikaturist wertloser Kannegießerei in Wissenschaft und öffentlicher Meinung, der Fürst im Reich überreizter Knabensehnsucht nach Weisheit, ein Meteor am Sternhimmel der Modephilosophie, — Oswald Spengler will unserm Volke sein Schicksal in heraufdämmernder Zukunft enthüllen; er beschwört unsere gesunde Jugend, zu wollen, was unabänderlich getan oder erduldet werden müsse. Schon hat er sich die Sprechart des späten Nietzsche angeeignet, ohne ihrer nervenzitternden Zerfahrenheit zum Opfer zu fallen, schon übt er sich im Gange eines Cäsars der Umwertung; und ohne Zweifel hat er die Stunde zur Stillung seines heimlichen Ehrgeizes klug gewählt. Die Schüler einer ‚Jugendkultur' im Stil der Wyneken, Blüher, Emmel, die den vornehmen Ton einschmeichelnder Weltweisheit lieber hört, als die strenge Stimme der Wissenschaft, werden ihm als Erben Zarathustras huldigen; sie alle, die mit dem Mut zum Kaffeehauspathos an Weltentscheidungen ab und zu mitzuwirken sich nur zu gerne berufen fühlen.

Spenglers Schrift ‚Preußentum und Sozialismus'* sagt uns wertvolle Einsicht mit überzeugender Darstellung in einer bezaubernden Kritik unserer deutschen Revolution, in einer an Bismarck geschulten Enthüllung unseres armseligen Freisinns mit seinen Idolen einer humanen Demokratie, in einer von Max Weber beeinflußten Charakteristik des englischen Parlamentarismus, in einer an Sombart gemahnenden Gegenüberstellung von Händlern und Pflichthelden, in einer an Brentano erinnernden Schilderung des Kampfes um Macht zwischen Verwaltungsstaat und Trusts. In dieser Schrift überwiegt Spenglers blendende Begabung der kritischen Charakteristik über seine Lust am glitzernden Aperçu, das jeden paradoxen Gedankensplitter seinem System des Skeptizismus (der innere Widerspruch liegt in diesem Unternehmen) schmiegsam einzuordnen erlaubt. Die Schrift Preußentum und Sozialismus ist kürzer als das besinnungslos verschlungene Hauptwerk vom Untergang des Abendlandes; daher merkt man erst am Ende den Kunstgriff und liest das Buch gefesselt durch, während es über einer Lesung der großen Grundarbeit Spenglers bald nur Sache des Geschmackes wird, wie lange man sich unverpflichtet an den Flimmerkünsten der Weltkinematographie erfreuen will. Aber auch angesichts des hier besprochenen Manifestes wird man inne, daß Spenglers Streiflichter wohl eine überraschende Fülle von Einzelzügen blitzartig erhellen, ohne daß doch der tiefe innere Zusammenhang der Ereignisse dadurch irgendwie geklärt würde, so sehr uns der Anschein auch überreden möchte. Gerne würde

* C. H. Beck, München 1920. 8° 99 S.

man Spenglers divinatorische Fertigkeit in der begrifflosen Zeichnung nur kunsthaft darstellbarer Individualgestalten aufrichtig und rückhaltlos würdigen, wenn der Philosoph nur die Meisterschaft in der Beschränkung bewährte, wenn er nur nicht mehr geben wollte, als Kenntnis dessen, was er uns vertraut machen kann, wenn er nur nicht zwingende Erkenntnis vor Notwendigkeit, Ziel und Zukunft verhieße, mehr also, als irgend ein Weiser leisten kann.

Im ‚Untergang des Abendlandes' haben wir gesehen, wie wenig der westeuropäische Mensch unserer Tage das vergangene Griechentum oder die gegenwärtige Chinesenkultur begreifen kann; nur Spengler vermag uns das Entscheidende hierüber aufzuschließen. So kann es uns denn auch nicht wundern, daß außer dem Verfasser niemand Sinn, Dauer und Ende der deutschen Revolution überschaut hat; daß Spengler allein hiezu begabt ist, verrät uns seine Einleitung. Ziehen wir von dieser Zumutung an unsere Verehrung ab, was sich geziemt, so bleibt immer noch eine wirklich begabte politische Kritik unserer ruhmlosen Revolution. Es sei ferne, sie hier referieren zu wollen; dafür steht jeder Satz zu treffend an seinem Orte. Vielmehr sei diese Kritik (das Beste an dem ganzen Buche) unsern Freisinnigen und Demokraten angelegentlich zur sorgfältigen Lesung empfohlen, in Sonderheit den intellektuellen Herren Soldatenräten a. D. Ohne Schonung wird die lächerliche und häßliche Geistlosigkeit dieses Umsturzes geprangert, vor allem die eingewurzelte Feigheit seiner Führer, dieser Wortführer.

Warum ist diese Revolution nach Spengler so bar des Sinnes? Weil sie, so antwortet er, Preußen sozialistisch machen wollte, was es doch seit dem Soldatenkönig schon war. Dieses paradoxe Wort klärt sich, wenn wir ausmachen, was Spengler unter Sozialismus versteht. Ihm ist Sozialismus keine wirtschaftliche Organisation einer Gesellschaft ohne Unternehmergewinn oder derlei, sondern die Überzeugung, daß jeder zum Dienst an der Gemeinschaft verbunden ist, am meisten aber deren Fürst. Das Wort des großen Friedrich vom Diener des Staates, die Gesinnung, welche die ersten Beamten der Welt züchtet, ist ihm sozialistisch im Gegensatze zu dem liberalen Parlamentarismus, der ihm nur als Maske gilt für einen Zweckverband unternehmender Einzelhändler. Spenglers Kunstgriff liegt hier zu Tage. Ein friderizianischer Zug wird scheinwerferhaft beleuchtet, darauf ein verwandter im Angesicht Bebels, die Heere der preußischen Könige und die Arbeiterbataillone der Sozialdemokratie werden ebenso verglichen; und schon erblicken wir in Spenglers Weltfilm den Kampf von Brüdern, die sich nur eine Weile noch ineinander irren. Tausend Wesenszüge, die solche Deutung verbieten, bleiben im Dunkeln; verschwiegen wird uns das Ringen zwischen der Überlieferung voll Vornehmheit und der voraussetzungslosen Roheit der Klassenkämpfer, nur weil beide Feinde die Nichtigkeit der Redeparlamente durchschaut haben. Gewiß heischen beide Seiten militärisch straffen Gehorsam und Entsagung des Einzelnen im Dienst

einer Organisation. Aber der metaphysische Kampf der Gegenwart tobt nicht nur zwischen Offizieren und Räten. Gewiß ist der deutsche Mensch unbegabt für den Umsturz, er vermag keine eigene Revolution zu formen. Aber furchtbar ernst ward und wird in dieser Umsturzzeit doch gefochten; der erschütterndste Kampf ist im Gange, der überhaupt toben kann, das erbitterte Ringen zwischen Weltanschauungen, zwischen dem Geist des Christentums und dem Geldsinn des ethischen Materialismus. Wichtig ist das Gefecht zwischen Staat und Mammon; darin hat Spengler recht, einzig entscheidend der Ausgang der Schlacht zwischen Seelenfreiheit und Geldknechtschaft. Die Deutschen können nur ausländische Revolutionen kümmerlich nachäffen, das hat Spengler sicher hingezeichnet; aber er enthüllt nicht den metaphysischen Grund, daß dies Volk sich schließlich nur beugen wird vor gerechter Gewalt aus Gott. Das Mißlingen des deutschen Umsturzes hat Spengler unbeirrt durchschaut. Aber warum trägt die Revolte das Brandmal Umsonst an der Stirn? Weil die materialistisch vergiftete Seele, innerlich hoffnungslos krank, jetzt in die Phase der kahlen Hybris vor ihrem Zusammenbruch eintritt, während die siegende Sonne des Christentums schon den Dunstkreis am Himmelssaum erhellt. Was wesentlich entscheidet, die metaphysische Edelkraft in dieser wirren Zeit, läßt Spengler außer aller Acht. Deshalb ist sein Ziel nicht Nordstern unserer Landschaft und seine Prophezeiung nicht, was sie so herzlich gerne wäre, eine Erkenntnis der Zukunft Deutschlands.

Was ist denn das Ziel seiner stürmischen Hoffnung? Welches Schicksal denkt Spengler unserm armen Lande zu? Entkleiden wir seine Darstellung einmal unbefangen ihres großen Pathos und aller geistreichen Aufmachung (was doch wohl sein darf, wenn es ernstlich etwas mit ihr ist), um ihren schlichten Sinn zu entdecken, so enthüllt sich sein Staatsideal als eine Befestigung des Zustandes, wie er etwa in Deutschland um die Zeit der anfangs siegreichen Frühjahrsangriffe des Jahres 1918 herrschte und wie er sich, dank der Sozialdemokratie, auf die man sich damals immer mehr stützte, nach einem Endsiege hätte erhalten und ausbauen lassen. Diesen Staatszustand stilisiert Spengler zu seinem Ideal vom sozialistischen Zukunftsstaat. Ein erblicher hohenzollerischer Monarch wäre sozialistischer Volkskaiser geworden, oberster Staatsbeamter und Schildhalter der Trustabwehr, der letzte Arbeiter aber treuer, festbesoldeter preußischer Produktionsbeamter (der Gelehrte Verwalter von Wissensschätzen, der Schriftsteller Darstellungsbeamter usf.). Die abendländische Welt hätte dann sich diesem Idol gebeugt. Unsern Mehrheitssozialisten wäre das recht gewesen, uns wäre der Staat Scheidemanns beschert worden; nur die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft hätte mit Hilfe Kants sich den kategorischen Imperativ einbläuen müssen, um Spengler zu gefallen. Daran erkennt man doch immer wieder alle Utopie des Sozialismus. Unweigerlich wittert sie (instinktverlassen wie sie ist) in jedem Menschen einen tüchtigen Durchschnittsbeamten, in jedem Bauern einen Hirten nach Rousseau; und

kann dann freilich des Christentums entraten, das in der Hobbes-Bestie (dem erbsündigen Menschen, wie er in Wirklichkeit ist) einen freiwillig getreuen Gehorsam vor einer Staatsgewalt erweckt, deren Gewissen vor Gott gebunden ist.

Auch noch ein kleines wirtschaftliches Geheimnis uns zu verraten, hat Spengler vergessen. Wie erhält er dem Unternehmerbeamten die Arbeitsfreudigkeit, wie seinem Staat die förderliche Privatinitiative, die doch nicht immer nur (wie Spengler es nennt) Wikingertum zu sein braucht? Sollen wir aus Mangel daran wie Rußland ruiniert werden? Woher endlich nimmt der deutsche Sozialist die innere Kraft, gelassen in einem armen Lande zu wirken, — aus dem Beamtenideal oder aus christlicher Ergebung? Man kann eine Antwort auf diese große Frage aus Spenglers Schrift nicht ablesen. Bis man sie gefunden hat, wird man wohl oder übel dem Unternehmer einen gewissen Sondergewinn gönnen müssen, mindestens so lange, als es menschlich ist, für sich und die Zukunft der Seinen aus natürlicherem Triebe zu sorgen als für den Beamtenstaat.

Forschen wir nun näher nach der Verteilung der Gewalten im Spenglerschen Zukunftsstaat, so gewinnen wir kein völlig übersichtliches Bild. Spengler beurteilt die Parlamente des Kontinents pessimistisch; schließlich gehorcht diese Maschinerie dem, der die Wahl bezahlen kann. Parlament und Plutokratie gehören zusammen. Hier trennen sich die politischen Meinungen. Mir scheint, daß Spengler recht hat, wo nicht Wähler und Erwählte sich in ihrem Gewissen durch göttliche Autorität gebunden fühlen. Auf unser gegenwärtig so verherrlichtes parlamentarisches System würde ich z. B. allerdings ebensowenig Wert legen wie Spengler. Wer herrscht nun in seinem Zukunftsstaat? Beamte von cäsarischem Einfluß, wie wir es in England und Frankreich heute schon sehen. Wer nicht wie Spengler in die Zukunft schauen kann, wird seine Aussagen dazu auf einen bescheidenen Ton stimmen. Wir wissen es im Grunde einfach nicht. Dem Wahrsager Spengler gegenüber drängt sich uns aber noch die naive Frage auf, ob sich denn die Arbeiter das gefallen lassen werden.

Darauf erhalten wir die beruhigende Auskunft, daß sich die Arbeiter in den nächsten zweihundert Jahren mit dem Cäsarismus abfinden werden, weil sie es müssen, wie die antiken Sklaven es auch mußten. Noch einige Zuckungen und es ist stille geworden; den Arbeitern genügt dann ein philiströses Chinesenglück. Hier wird es uns etwas unheimlich zumute und unser Zutrauen auf Spenglers Erkenntnis unvermeidlich heraufdämmernder Zukunft wankt; allein wie soll man darüber mit einem Denker streiten, der eine intellektuelle Anschauung über solche Dinge sein eigen nennt. Er würde Einwände wie den von der Unterschätzung gewaltiger und gefährlicher Kräfte leicht als ebenso provinzlerisch eng abtun wie unsere Überzeugung von der gesinnungwirkenden, befriedenden und ertüchtigenden Kraft des Christentums.

Also Cäsaren werden über Deutschland gebieten. Die große Frage,

Spenglers Grundfrage, heißt lediglich: Werden das große Händler sein oder große Beamte, Bankiers oder Generale? Hier ist denn tatsächlich ein Staatsproblem bezeichnet (wenn auch nicht das tiefste), dem nachzusinnen lohnt. Lloyd George in England, Roosevelt in Amerika hatten damit zu ringen; und wie brennend es auch für Deutschland ist, wissen wir schon seit der Hibernia-Affäre. Uns ist bei alledem, als ob sich vor Spengler schon andere damit auseinandergesetzt hätten, ohne daß sie das Problem so überspannt hätten wie dieser ‚Cäsar‘ der heutigen Philosophie. Nun, auch wir wünschen dem Staat den Sieg über die Trustgewalt. Unerträglich wäre es uns, den Herzögen des Geldes politisch unterworfen zu huldigen. So weit sind wir auf Spenglers Seite. Aber wenn daraufhin die Ausbreitung des preußischen Sozial-Cäsarismus über die Erde in neuen Weltkriegen verkündet wird (auch wenn es Propagandakriege neumoskowitischen Stils wären), so sagen wir entschieden Nein. Diese Phantasterei, ärger als die des blutrünstigsten Weltherrschaftrummels, ist einfach politische Kaffeehauskannegießerei, Nervenfutter für Großstadtmob, ein gefundenes Fressen für Times und Matin. Wer sein Vaterland lieb hat mit dem Ernst eines deutschen Katholiken, der beginnt hier — zu lachen. Der Schriftsteller, der diesen Krieg verkündet, weiß nichts von dem, was wir erduldet haben. Niemandem seien die schönsten Hoffnungen für unser armes Land verargt, ob er nun sehnsüchtig nach Osten schaut, wo sich vielleicht bald ein zerschlagenes und gedemütigtes Volk auf sein innerstes Christentum besinnen und die Judentyrannei abschütteln wird, oder ob nun seine Liebe zu Deutschland ihn auf andere Wege treibt. Das sind politische Meinungsverschiedenheiten. Aber wer eine Reihe von Weltkriegen im Ausmaße des eben vergangenen predigt, in dem Preußen wieder gegen alle Welt fechten würde, der verrät eine solche Blindheit für das Verhältnis von Willensziel und verfügbaren Kräften, daß man von ernstzunehmender politischer Meinung nicht mehr weiterreden sollte.

Deshalb nur noch eine kleine Nebenfrage: Gibt es nicht in Deutschland noch einige Staaten außer Preußen, und gibt es nicht (um Spenglers Sprache zu reden) ein inneres Deutschland in Preußen, ein deutsches christliches Gewissen, dessen Stimme nicht einmal in Berlin ganz erstickt ist, ein Deutschland, das nicht nur den Kampf von Staat und Geld auszufechten hat, sondern das noch eine christliche und menschliche Seele zu gewinnen oder zu verlieren hat; zu gewinnen gegen die Überorganisierung und Zwangswirtschafterei der Untüchtigen, zu verlieren an die ideenlose, unmetaphysische Diktatur des Kommunismus.

Bei alledem sei zugestanden, daß Spenglers Charakteristik der Gegner im Kampf zwischen Engländertum und Preußentum alle Vorzüge seiner Flimmerkunst aufweist: dort der englische Typus des Wikingers, dem im Daseinskampf die Welt zur Beute anheim fällt, und dem der Staat ein Zweckverband von Unternehmern ist, hier der Preuße, der die Welt aus Pflicht vorzüglich verwalten würde, den kategorischen Imperativ in der

Brust; dort der Trustmagnat, hier der königsbergische Ordensritter. Wiederum wäre es geschmacklos, das nüchtern zu berichten, was bei Spengler in wohlerwogenem Aufbau farbenprächtig aufgeschmückt zu lesen ist. Wenn er dabei unsere harmlosen Intellektual-Parlamentaristen und Illussions-Freisinnigen im Barte gleichfalls innere ‚Engländer‘ nennt, so tut er es nur mit einem sardonischen Lächeln; freilich mit derselben Leichtigkeit des eigentlich aphoristischen Denkers, mit der er den Alten Fritz einen Sozialisten nennt und Bebel als Stockpreußen bezeichnen könnte; freilich mit derselben die Wesenszusammenhänge überhuschenden Eleganz, mit der er jeden Katholiken für einen heimlichen Spanier ausgibt.

Drei große wirkliche Lebensmächte erkennt Spengler ernstlich an, von denen er sehr wohl weiß, daß sie nicht Literaturgespenster sind, sondern Geist und Blut erfüllen: das Geld, den Staat und — die katholische Kirche. Den Krieg bis aufs Messer, zu dem er aufruft, führt der Staat wider das Geld. Fragt sich, wie steht es mit der dritten Gemeinschafts-Großmacht, was dünkt ihn um die Kirche? Für Spengler steht diese Frage nicht im Brennpunkt der Aufmerksamkeit; er wirft in seiner Art nur Streiflichter auf sie. Wir sind religiös fertig, sagt Spengler. Das stimmt für viele irreligiöse Großstadtmenschen; wer wollte es leugnen? Zu bestreiten ist nur Spenglers Ansicht, die gerade diese Leute zum Salz der Erde, zu den Kulturträgern der Gegenwart macht. ‚Fertig‘ sind solche mit der Religion nicht aus besserer Einsicht, sondern aus metaphysischer Ohnmacht einer skeptisch erkälteten, müden Seele. Diese traurige Wahrheit ist auch Spengler nicht unbewußt. Nun aber wird mit dieser Überlegung die Kirche in dem Bilde des großen Zukunftskampfes von Spengler übermalt; sie steht beiseite in dem Ringen zwischen Behörde und Kartell. Wer von uns Abendlandmenschen an der katholischen Kirche festhält (schon diese Sprechart will ihn in die Verteidigung drängen), ist nach Spengler geistig zurückgebliebener Provinzler. Wie aber fügt sich dem die wahre Meinung des Verfassers: ‚Die Kirche steht in ungebrochener Kraft da‘ —? Da stimmt etwas nicht. Größer als der Kampf von preußischer Verwaltung und Wirtschaftsbünden ist das Ringen zwischen Christus und Mammon. Neben dieser Weltfrage, ob wir Geist oder Stoff in unserm Herzen krönen sollen, hat die Auseinandersetzung zwischen Fiskus und Hibernia doch nur den Rang einer Provinzangelegenheit.

Die Sinnesart der Kirche nennt Spengler mit Vorliebe den spanischen Geist. Will er damit äußern, daß dem Spanier die aufopferungsvolle Treue gegen die Kirche im Blute liegt, so hat er etwas Treffendes gesagt (wenn auch nicht gerade etwas Neues). Eigentlich spenglerisch ist nur die unerschütterliche Wiederanwendung des Wortes ‚spanisch‘, anstatt ‚katholisch‘, wodurch beim Leser die Überzeugung erweckt werden soll, der heutige Katholizismus sei wesentlich ein Gewächs der spanischen Landschaft. Das ist ja Spenglers Lieblingsphantasma, menschliche Kulturen als Bäume zu schauen, die aus dunkelm Grunde aufwachsen, blühen,

altern und sterben; und mit den Kulturen erblühen und sinken nach ihm ihre Religionen, als ob Kultur nicht aus der Religion erwachsen könnte, ihrem fruchtbaren Urgrund. So ist für Spengler die spanische (lies katholische) Kirche vollendet mit dem Tridentinum, als ob sie seitdem nicht die alte Wahrheit in tausend neuen Zungen allen Kulturen verkündet hätte. Ist etwa der Katholizismus der deutschen Romantik ein Petrefakt oder eine duftende Blüte; ein neues Reis aus dem ewigen Mutterboden? So gewiß die deutsche Gläubigkeit eine andere Stimmungsfärbung hat als die spanische, so gewiß glühen hier verschiedengestimmte Herzen für eine ewige Wahrheit. Wenn jedes Jahrhundert und jedes Volk die alte Wahrheit in neuen Tönen singt, ist darum der Orgelton der Kirchenväter verklungen in der Sphärenharmonie der immer reicher erschallenden katholischen Symphonie? — Alt und doch immer neu! — Wie kann das sein? Weil die Wahrheit ewig sein muß, sonst wäre sie nicht wahr. Und zu diesem Geständnis drängt die Wahrheit so gewaltig, daß es auch Spengler entschlüpft, wenn er von den reichen, unerschöpflichen Möglichkeiten des Christentums spricht, aus denen schon zwei seiner Kulturepochen geschöpft haben und eine dritte (russische) nach seiner Meinung noch schöpfen wird. Wie nun in Jahrhunderten russisches Christentum geformt sein wird und wie sich die katholische Kirche bis dahin ausgebreitet haben kann, das weiß im Grunde Spengler so wenig wie unsereiner. Gott allein weiß es. Wenn aber das Christentum nach Spenglers zugegebener Ansicht zwei Kulturen überdauern kann (einmal gesetzt, Spengler habe es mit seiner Einteilung getroffen), dann muß es über der vergänglichen Denkweise der Epochen unvergängliche Wahrheiten geben, katholische. Weil Spengler das übersieht, soviel er sonst sicheren Auges überblickt, darum kann er für den ernsten Kampf unserer Zeit nicht die befreiende Losung finden, die allein Herrscher und Beamte, Generale und Bankiers, Unternehmer und Arbeiter, zum entsagungsvollen Ringen für die Zukunft unserer edlen Heimat anfeuern kann, darum kann er nicht das Feldzeichen aufpflanzen, das Kriegszeichen der Barmherzigkeit, die mehr wirkt als alle Organisation, das Siegeszeichen der Liebe, die größere Werte schafft als der kategorische Imperativ des sozialistischen Preußentums, das Weltzeichen, das Kreuz des Nazareners.

Staatskirchentum oder Trennung von Kirche und Staat?
Von Theodor Frhr. von Cramer-Klett

Wenn wir aufmerksam in der Kirchengeschichte blättern, so werden wir immer finden, daß das Staatskirchentum der Kirche geschadet hat, ausgiebiger geschadet hat wie die blutigsten Verfolgungen, die stets einen Aufschwung zur Folge hatten. Das treffendste Beispiel hierfür ist im frühen Mittelalter die abendländische und morgenländische Kirche. Rom, frei, aber stets von staatlichen Gewalten verfolgt und gefährdet, von den Gothen, von den Hunnen, von den Griechen, von den Longobarden, von den Franken, von den Neapolitanern, von den Saliern, von den Hohenstaufen bekämpft, bekriegt, geknebelt, hat langsam und stetig seine Macht entwickelt, alle Krisen siegreich überwunden und seine geistige Freiheit immer gewahrt. Weit friedlicher in Bezug auf äußere Feinde war das Leben der orientalischen Kirche. Wenngleich Zwistigkeiten auch hier nicht ausblieben, so war die mittelalterliche Kirche von Konstantinopel doch nie eine ecclesia militans, wie es die römische im eigentlichen Sinne des Wortes war. Der Patriarch von Konstantinopel war ein kaiserlicher Hofbeamter, die Kirche war Staatskirche. Hochangesehen genoß sie den Schutz der Kaisertümer, mußte aber auch dafür seinen politischen Zwecken dienen und sogar in Glaubenssachen oft tanzen, wie der ‚Autokrator' pfiff. Auch das Schisma scheint mehr eine politische als eine religiöse Angelegenheit gewesen zu sein. Die Folge davon war, daß sie mit dem Kaiserreiche unterging, daß sie sich in Dutzende kleiner Landes- und Stammeskirchen zerteilte und knöchern, ohne Leben, ihr Dasein fristet, nachdem ihre und des Kaisers Macht durch den furchtbaren Türkensturm gebrochen war. Der Sturm der Reformation war für Rom vielleicht eine größere Gefahr, wie die Eroberung des byzantinischen Reiches durch Soliman den Großen; aber wer wollte leugnen, daß diese furchtbare Gefahr eine Wiedergeburt der Kirche hervorgebracht hat, während die Kataklysmen des nahen Orients die Kraft seiner Kirche brachen? Das Staatskirchentum, wie es die Kirche von Konstantinopel kannte, war im Abendlande unbekannt, die Selbständigkeit der Kirche und ihrer Würdenträger groß, insbesondere in Deutschland, wo die Oberhäupter der Diözesen stets auch Oberhäupter theokratischer Staaten waren und so niemals den übrigen Landesfürsten, deren Untertanen sie zu pastorieren hatten, untergeordnet, sondern ihnen gleich geordnet waren. Auch Italien kannte im allgemeinen nicht die schädliche Verquickung von Staat und Kirche. Erst die Machiavellistische Schule und der ihr anhängende französische Absolutismus unter Ludwig XIV. hat diesem Gedanken auch im Abendlande Boden verschafft. Rom erkannte wohl die Gefahr — bedenken wir nur z. B. die Politik Innozenz XI. —, aber gerade, wie die Zeit des Konstanzer Konzils in den Augen der göttlichen Vorsehung noch nicht die geeignete war, um die inneren Schäden zu

heilen, so war auch das 18. Jahrhundert nicht der Augenblick, diese Gefahr in ihren Uranfängen zu ersticken. Frankreich war tonangebend geworden, und alle Monarchien orientierten sich nach dem Muster des Staates desjenigen, welcher von sich sagt: l'Etat c'est moi. Unter blutigsten Wirren stürzte sein Thron, aber in Deutschland wurde noch ein guter Teil der Ideen des 18. Jahrhunderts hinübergerettet und lebte noch mit starker Kraft bis vor wenigen Monaten. Ob sie gänzlich ausgerottet sind, ist zweifelhaft, die Zeit wird es lehren. Trotz alledem waren die Wogen der französischen Revolution doch so stark in Deutschland, daß viel, sehr viel von ihnen unterwühlt zusammenstürzte, auch die gewiß für ihr Innenleben nicht günstige weltliche Macht der Kirche, die bisher nur die eine gute Seite gehabt hatte, daß sie den Gedanken des Staatskirchentums nicht aufkommen ließ. Die Fürstbischöfe waren verschwunden, die den deutschen Reichsfürsten gleichberechtigt waren, und an ihre Stelle traten, als Ruhe nach dem Sturm eingetreten war, Untertanen, die den Beamtencharakter erhielten. Diejenigen Teile der absolutistisch-bureaukratischen Ideen, die sich in Deutschland erhalten hatten, nisteten sich in das kirchliche Leben ein und, vereint mit hartem Rationalismus und schäbiger Aufklärung, suchten sie die Kirche ihrer Freiheit zu berauben, sie zu knebeln und ihr jede Möglichkeit der Entwicklung, ja sogar der freien Führung ihres hohen Amtes zu rauben. Die Kirche der Fürstbischöfe und Kurfürsten, der Reichsprälaten und hohen Domstifte war verflacht und verweltlicht gewesen, Druck und blutige Verfolgung waren die Mittel in der Hand Gottes, um jene Schäden zu heilen. Es folgen jene schmachvollen Seiten der deutschen Geschichte, auf denen die Namen Clemens-August, Droste-Vischering, Vicari, Melchers, Martin, Brinkmann usw. stehen. Die widerspenstigen ‚Beamten', die Gott größere Ehre gaben als den Fürsten von Gottes Gnaden, mußten gezüchtigt, Exempel mußten statuiert werden. Der starke Druck erzeugte Gegendruck, und neben den herrlichen genannten Erscheinungen gab es viele mutige Martyrerseelen unter dem deutschen Klerus. Aber in der Allgemeinheit existierte doch mehr und mehr die Ansicht, vielleicht mit Ausnahme jener Zeit der Siedehitze im Kulturkampf, daß die stetigen Kämpfe unfruchtbar, daß Nachgiebigkeit rätlicher sei, und in vielen Gewissen siegte, oft vielleicht nach schweren Kämpfen, die Überzeugung, es müsse eben erreicht werden, daß das Staatsbürger- und Untertanengewissen gleich mit dem Christengewissen auf eine Linie gebracht werde. Die Idee wurde allgemein, daß Religionsausübung und kirchlicher Sinn zu trennende Sachen sind, daß die Kirche, wenn sie um ihre Freiheit kämpft, die sie in ihrem verantwortlichen Amt absolut haben muß, von herrschsüchtigen Motiven getrieben sei, und daß der Untertan in erster Linie guter Staatsbürger, in zweiter Linie erst guter Christ zu sein habe. Das waren die Errungenschaften des ‚christlichen Staates' des 19. Jahrhunderts für den deutschen Katholizismus.

Neben den Knebelungen, den Freiheitsberaubungen an der Kirche,

welche nicht den erhebenden Charakter einer Verfolgung haben, ist ein Charakteristikum der Staatskirche, welches, wie oben schon kurz gestreift, von besonders gefährlichem und schädlichem Einfluß ist, die Zwitterstellung, in welche die Priester in ihren Ländern im allgemeinen gebracht werden: sie sind dort nicht nur Diener Gottes, sondern auch Diener des Staates, sie haben unleugbar den Beamtencharakter.

Die alten Monarchien waren in erster Linie bureaukratische Staaten, ja der bureaukratische Charakter hat im deutschen Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß zu befürchten steht, aus den jungen Freistaaten möchten mit wiederkehrender Ruhe und Ordnung bureaukratische Republiken werden. Als in den ersten Jahren des Weltkrieges die deutsche Organisation so Glänzendes leistete und den Neid aller unserer Gegner erweckte, da revidierte der Schreiber dieser Zeilen, der von jeher im Parlament jede Gelegenheit benützt hatte, um die hyperbureaukratische Seite des deutschen Staatslebens zu bekämpfen, seine Ansichten und klopfte reuevoll an seine Brust. Die Weiterentwicklung aber hat gezeigt, daß seine früheren Ansichten dennoch die richtigen waren, und daß die Übersystematisierung und Paragraphisierung, die Abertausende von Verordnungen und Gesetzen, welche jenes System im Kriege ausgegeben, den Zusammenbruch nicht nur nicht aufgehalten, sondern mitherbeigeführt haben.

Ist schon im wirtschaftlichen Leben die Paragraphensklaverei der Tod jeder Entwicklung, wieviel mehr im Seelenleben. Die Stellung eines Priesters als Beamter in einem bureaukratischen Staat hat eine doppelte Gefahr, erstens für ihn selbst und seine eigene innere Weiterentwicklung und zweitens für sein Verhältnis zum Volke. Es sind nur ganz besonders große und geniale Seelen, denen es gelingt, sich von der Enge und den Fesseln rein bureaukratischer Anschauungen zu befreien, ja ich habe oft bemerkt, daß jüngere Beamte mit hochstrebendem Geist in einer traditionellen und wohlgeordneten Verwaltung stets als Fremdkörper gewirkt haben, sich sogar als Fremdkörper fühlten und dadurch in ihrem Arbeiten, das so segensreich hätte werden können, stark behindert waren. Viele verloren mit der Zeit die Lust und Freude am Kampf mit den Traditionen und Vorurteilen, und nur die ganz großen gingen aus diesen Kämpfen als Sieger hervor. Gewiß, es ist nicht zu leugnen, daß dem Priester gegen diese Gefahren ein starkes und oft ausschlaggebendes Gegengewicht zur Verfügung steht: sein Leben in den höheren Welten, seine Verantwortung Gott gegenüber. Aber da Konflikte unvermeidlich sind, ja in einigermaßen bewegten Zeiten fast täglich vorkommen, so gehört eine starke Widerstandskraft dazu, in solchen Fällen schließlich nicht doch zu erlahmen, ganz abgesehen davon, daß die Tendenz des offiziellen Deutschlands seit Jahrhunderten die des Lavierens ist, die des Versuchens, widerstrebende Interessen zu vereinigen, koste es, was es wolle. Ist dies schon bei gewöhnlichen Dingen nicht gut, so wird es verderblich, wenn das eine von zwei divergierenden Interessen der Dienst des Allerhöchsten ist.

Das Volk seinerseits fühlt instinktiv, daß viel Unrichtiges und Falsches, ja manchmal geradezu Unrecht geschieht, nur damit der Buchstabe des Gesetzes geehrt wird; es sieht in den Beamten diejenige Kaste, die diesen Prinzipien huldigt; es sieht in der Beamtenschaft einen privilegierten Stand, der in geordneten Zeiten die Macht in Händen hat, den Nacken des Volkes zu zwingen. Bei der Antipathie der deutschen Rasse gegen jegliche Autorität ist es natürlich, daß, wenn Beamte nicht ganz besonders persönliche Qualitäten haben, das Volk in ihnen im allgemeinen einen Gegner sieht, sehr mit Unrecht, denn kaum ein Volk wird je das Glück gehabt haben, eine so lautere, treffliche Beamtenschaft gehabt zu haben, wie das deutsche.

Alle diese Antipathie, die das Volk der Beamtenkaste gegenüber empfindet, überträgt es, teilweise wenigstens, auch auf den Priesterstand dort, wo dieser Beamtencharakter hat, denn das Gefühl des Volkes ist sehr fein für derartige Zusammenhänge. Dieser Umstand untergräbt aber das Vertrauen. Wenn das Volk in dem Priester auch diese Eigenschaft als Staatsbeamter wittert, so fürchtet es im allgemeinen, obgleich dies Gott sei Dank doch selten der Fall ist, daß bei Konflikten der Priester eo ipso auf der Seite der amtlichen Autorität stehen könnte. Gewiß, in vielen Fällen ist es Pflicht des Priesters, die staatliche Autorität zu unterstützen, aber das Volk muß überzeugt sein, daß er dies aus freien Stücken und aus göttlichen Motiven tut, nicht weil auch er an der Staatskrippe ißt. Das Volk muß in ihm den Seelsorger und den Vater sehen, nicht den Beamten, der abhängig von einem Ministerium, einer Regierung, einem Bezirksamt ist. Die Freiheitsbeschränkung des Priesters und das natürlicherweise abgeschwächte Vertrauen der Gläubigen zu ihm erscheinen mir als eine der gefährlichsten Seiten des allzu nahen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat.

* * *

Wenn nun die Trennung von Kirche und Staat erfolgen sollte, so können wir eines mit Sicherheit erwarten: das Aufhören dieses ungesunden und schädlichen Verhältnisses. Der Priester wird in den Augen der Gläubigen und vor sich selbst dann nur Priester, der Bischof nur Bischof sein. Wie oft hat der Schreiber Gelegenheit gehabt, in staatlichen Kanzleien zu fühlen, wie sehr die Regierung sich ihrer Macht bewußt war, und wie absolut falsch ihre Ansicht von der Größe und der Heiligkeit des bischöflichen Amtes war. Ganz natürlich, man wußte ja, daß die Bischöfe vom Landesherrn ernannt werden geradeso wie ein Regierungspräsident, ein Minister, und daß der Vorschlag hierzu aus den Aktenstuben der Minister hervorging. Daß diese Ernennung und dieser Vorschlag de facto mit der bischöflichen Würde absolut nichts zu tun haben, das war diesen Kreisen eine absolut fremde Vorstellung. Diese gänzliche Verkennung der Lage bei den maßgebenden Personen und die daraus folgende unwürdige Stellung der Kirche in den ‚christlichen‘ Staaten müßte uns dem Gedanken der

Trennung von Kirche und Staat freudig ins Auge sehen lassen, auch wenn die segensreiche Wirkung der Entkleidung des Klerus von seinem Beamtencharakter erst in Jahrzehnten fühlbar werden wird. Doch dürfen wir durchaus nicht übersehen, daß in jener Operation Gefahren liegen, die über die Kirche schwere und traurige Zeiten bringen können. Die Hauptsache ist, *wie* die Trennung stattfindet. Es gibt Trennungen und Trennungen, und auch hier gilt der alte Satz; wenn zwei das Gleiche tun, so ist es doch nicht das Gleiche. Es ist ja nicht nötig, daß eine Trennung gleich eine Verfolgung in sich schließen muß, es ist nicht nötig, daß die Trennung vor sich gehe wie z. B. in Frankreich.

Die Kirche wurde im Beginn des vorigen Jahrhunderts in Deutschland ihres ganzen Vermögens beraubt. Ich habe schon oben erwähnt, daß große Macht und großer Reichtum gewiß kein Glück für das kirchliche Leben waren, allein das entschuldigt nie und nimmer die brutale Art der Säkularisation.

Das Vermögen der Kirche stammte aus Zeiten, da die Kirche zu ihrer Missionsarbeit allgemein und zur Ausbreitung in Deutschland insbesondere großer Mittel, großer Macht, großer Besitzungen bedurfte; es stammte ferner zumeist aus dem frommen Sinn früherer Jahrhunderte, der reiche Stiftungen in guten Intentionen und zu guten Zwecken gemacht hatte. Alles das wurde von den Hunnen der Säkularisation vernichtet, und wenn auch die Verarmung der Kirche die Wiederbelebung des religiösen Lebens in Deutschland mit sich gebracht hat, so ist zweifelsohne, wie erwähnt, der Raub selbst deswegen nicht weniger verwerflich, denn bei allem Respekt für die alten Monarchien kann man doch nicht soweit im Vertrauen zu ihnen gehen, die Ansicht zu haben, jene hätten säkularisiert, nicht um ihren eigenen Säckel zu bereichern, sondern um durch Verarmung das religiöse Leben wieder aufzufrischen. Der Aderlaß war ein gewaltiger, und als die staatsmännischen Jammergestalten Deutschlands nach dem Taumel der napoleonischen Zeit einsahen, daß man ohne Kirche nicht hausen könne, wurde nur in kleinlichster Weise der Raub gut gemacht und für die reichen Domänen und Schätze, die der Staat gestohlen, den Bischöfen und den Priestern Hungerlöhne ausgesetzt. Mit den Bedürfnissen wuchs das Kultusbudget zwar etwas an, aber wenn wir ganz offen sein wollen, so müssen wir doch sagen, daß die kirchlichen Bedürfnisse gewiß keine übermäßige Dotierung erfuhren. Während der Staat in den Zeiten des Aufstiegs für den Bau von Amts- und Schulpalästen, von Theatern und Bahnhöfen das Geld nicht ansah, betrachtete er seine Verpflichtungen der Kirche gegenüber mehr oder minder als Almosen, die ein großer Herr einer lästigen Bettlerin gibt. Und gar unsere Parlamente, — wer hätte da gewagt, für rein kirchliche Zwecke größere Summen zu fordern? Es hätte ja einige Stimmen bei den Wahlen kosten können.

Wenn nun der Staat, der Hüter des Rechts, der sich aber gern der Kirche gegenüber allerhand Brutalitäten herausnimmt, die Trennung so

auffaßte, daß er die Kirche einfach hinauswirft, ohne ihr eine Entschädigung zu geben, für die ohnedies jämmerlichen Bezüge, die er ihr zugebilligt hat nach dem gemeinen Raub der Säkularisation, so würde ohne Zweifel die Lage der Kirche in Deutschland eine sehr zweifelhafte werden, obwohl auch diese Drosselung ihre guten Seiten haben kann, denn in Gottes Hand liegt es, auch aus den größten Schicksalsschlägen Segen und Glück erstehen zu lassen. Allein wir wollen nicht gerade das Schlimmste erwarten, und es hat ja allen Anschein, daß die jetzigen Machthaber Verständnis für die Größe und Macht und Wichtigkeit der Kirche haben, denn die jetzige Bewegung hat auch bisher noch keinen ausgesprochenen antiklerikalen und, mit Ausnahme der Schulfrage, antireligiösen Charakter gezeigt. Bei anderen Ländern haben wir auch Beispiele von Trennungen, welche in einem anständigen, würdigen und vornehmen Sinn gehalten worden sind, freilich nicht in europäischen Staaten, wo diese Eigenschaften nur selten mehr zu finden sind. Ich denke vor allem an Brasilien. In Brasilien ging die Trennung friedlich vor sich, das Kirchenvermögen, noch nicht durch eine Säkularisation vermindert, blieb ungeschmälert in den Händen der Kirche, und die Folge davon war ein außerordentliches Aufblühen der letzteren in jener alten Kolonie, die als Kaiserstaat die Staatskirche in dem verwerflichsten Sinne des Wortes gekannt hatte und dadurch jede ersprießliche Tätigkeit in den christlichen Gegenden, aber auch in den noch zu missionierenden Teilen des Landes unterbunden hatte. In Kürze entstanden an zwanzig Bistümer, obwohl der Heilige Stuhl große Anforderungen bei Errichtung dieser neuen Diözesen machte. Bei den meisten mußten Kathedralen, anständige Bischofswohnungen, Seminarien, bei allen Dotationen des Bischofs, der Kanoniker, der Seminarien hinterlegt werden, bevor man an die Gründung ging.*

Das Beispiel Brasiliens ist ein glänzendes Zeugnis für die Trennung von Kirche und Staat, für den hohen Wert der Freiheit, im Vergleich zu den oft recht schäbig vergoldeten Fesseln des Staatskirchentums. Der Schreiber dieser Zeilen will nicht so optimistisch sein, dieselbe Großzügigkeit und Klugheit, die die brasilianische Republik gezeigt hat, von den jungen deutschen Freistaaten zu erwarten, sie widerspricht in manchem dem deutschen Volkscharakter. Aber vielleicht ist es doch möglich, eine Trennung auf der Basis kluger Verständigung und eines gewissen Maßes von Gerechtigkeit herbeizuführen.

In diesem Falle könnte die Kirche, auch bei unleugbaren Verlusten, meines Erachtens nur gewinnen.

---

* Als kleines Beispiel, in welch' kirchlicher Verwahrlosung die Staatskirche des katholischen Kaisertums in Brasilien das Land gelassen hatte, möge gelten, daß Gebiete von der Größe Süddeutschlands von acht bis zehn Priestern pastoriert werden mußten, und Aberhunderttausende von Rothäuten durch Jahrhunderte überhaupt nicht missioniert wurden, die zum Teil noch heute Kannibalen sind.

Eine große Gefahr wird jedoch immer bleiben, und sie ist die einzige, die einer Trennung von Kirche und Staat immerhin von kirchlicher Seite aus den Charakter eines nicht ungefährlichen Experimentes verleiht, das ist die Frage der Schule und der Erziehung. Die Weltanschauungen platzen aufeinander. Was ist natürlicher, als daß jeder Teil des Volkes versucht, möglichst viel seiner Volksgenossen auf seine Seite zu bringen. Um das aber zu bewerkstelligen, kann man nicht früh genug anfangen, denn guter und schlechter Samen in ein Kinderherz gestreut, kann für die spätere Zeit von Wichtigkeit werden.

Wie oft hat man es erlebt, daß Menschen der Schule entwachsen, in der ersten Jugendzeit mit vollen Segeln sich von den alten Wahrheiten der Religion abgewendet haben, in religiösen und politischen Dingen dem äußersten Radikalismus huldigten, aber bei beruhigterem Blut wieder zurückgekehrt sind und gute, ruhige, gläubige Katholiken wurden! Wäre das wohl möglich gewesen ohne die Grundlage einer christlichen Erziehung in der Jugend, ohne die Erinnerung an ein friedliches Innenleben unter dem Schatten des Kreuzes?

Auch hier kann die Trennung zweierlei Arten haben; sie kann das Kruzifix aus der staatlichen Schule, die die Kinder besuchen müssen, entfernen und jeden religiösen Unterricht unterbinden; sie kann aber auch, wie das in Frankreich war, gestatten, daß Katholiken und Protestanten, wenn sie es wollen und den richtigen Sinn der Opferfreudigkeit haben, Privatschulen errichten, in denen sie ihre Kinder in ihrer Weltanschauung erziehen lassen. Schließlich ist dies in allen christlichen Bekenntnissen ja nicht nur eine Frage des guten Rechtes der Eltern, ihre Kinder in den Ansichten zu erziehen, die sie für die richtige halten, sondern die Frage einer furchtbaren Verantwortung Gott gegenüber, was sie mit den Seelen getan haben, die er ihnen geschenkt und anvertraut hat. Von dieser furchtbaren Verantwortung kann uns keine Regierungsverordnung, kein Landtagsbeschluß lösen, und der gläubige Christ muß wissen, daß das einer der Hauptpunkte ist, in denen er Gott mehr gehorchen muß als den Menschen; kein Rechtsbeistand erwächst ihm in den furchtbaren Augenblicken des Gerichtes, er allein hat die Verantwortung zu tragen. Es scheint ja, daß die Schulfrage, wenigstens bezüglich der konfessionellen Privatschule, schiedlich, friedlich geregelt werden soll und an Orten, wo die Erziehungsberechtigten in der Mehrheit ihren Willen kund geben können, konfessionelle Schulen zu haben, diese in Deutschland wenigstens gestattet werden. Immerhin ein Vorteil gegenüber der Möglichkeit, daß konfessionelle Schulen überhaupt nicht gestattet würden, welche Tendenz ja gewisse politische Richtungen von jeher auf ihr Programm geschrieben haben. Doch ist auch in diesem Falle die Schulfrage ernst genug.

Ja, die Frage der Erziehung, die Frage der Schule ist die einzige Frage von wirklich blutigem Ernst, die durch die Trennung von Kirche und Staat aufgerollt wird. Insbesonders schwierig gestaltet sich die Sache

bei den Schulbegriffen in Deutschland. Bureaukratisch systematisierend in allen Dingen ist auch unser an sich treffliches Schulwesen. Es ist schon so weit gekommen, daß im allgemeinen es dem offiziellen Deutschland lieber ist, wenn hundert Kinder unter staatlich geprüften Lehrern verderben, als daß sie in einer rein privaten unbeaufsichtigten Schule zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft werden. Die Resultate, das Greifbare gilt nichts, die Einhaltung der Paragraphen und Vorschriften alles. Wie überall, so auch hier.*

Die Schulfrage ist also die größte Gefahr, die die Trennung mit sich bringt. Aber sogar diese, sowie die Möglichkeit der vollkommenen Auspauverung der Kirche haben auch ihre Lichtseiten, die vielleicht, wenn sie richtig ausgenützt werden, jene großen Verluste an moralischem Einfluß und an materiellen Mitteln ausgleichen können. Der offizielle oder Beamtencharakter der Kirche hat neben den obengenannten schweren Schäden noch einen Schaden mit sich gebracht. Das deutsche Volk ist nicht daran gewöhnt, für die höchsten Güter, die es durch die Kirche erhält, Opfer oder gar freudig Opfer zu bringen. Der Pfarrer ist bezahlt wie der Amtmann und der Richter, und der Gedanke liegt fern, daß man für die Wohltaten, die die Kirche spendet, etwas geben, opfern müsse. Das Gleiche gilt von den Gebäuden; der Staat hat die Baulast, niemand — außer an Orten, wo Kirchennot herrscht — denkt daran, daß Bau und Unterhalt der Gotteshäuser eigentlich Ehrensache der Gemeinden sei. Es ist auch ein der deutschen Anschauungsweise fremder Gedanke, daß der Dienst der Kirche eine hohe Ehre ist. Nirgends finden wir wie in Diasporaländern, Holland, England, hervorragende Laien im direkten Dienst des Altares. Aus diesen falschen Begriffen der Laienwelt erklärt sich auch vielfach, in Bayern speziell, die Haltung der Lehrer. Nicht nur der radikale, auch der gut katholische Lehrer wird den Kirchendienst ungern tun, denn er betrachtet ihn mehr oder minder unter seiner Würde stehend. Der Schreiber dieser Zeilen hat es selbst erlebt, wie treffliche, hochachtbare und gut katholische Lehrer es nie über sich gewonnen haben, dem Priester beim Ankleiden zur heiligen Messe behilflich zu sein. Warum? Sie sehen in dem zu Bedienenden nicht den Priester, sondern Herrn N. N.

---

* In England z. B., auf dessen Schulwesen man in Deutschland gern, mit Ausnahme der körperlichen Ausbildung, herabblickt, existiert oder existierte wenigstens bis vor kurzem folgende Praxis. Wenn jemand eine Privatschule eröffnen wollte, wurde ihm in Einzelheiten nichts hineingeredet, am Ende des Jahres kam der Staatskommissär, welcher, ohne zu fragen, ob Lehrer oder Lehrerinnen Prüfungszertifikate hätten oder nicht, die Kinder prüfte. Bei schlechten Resultaten wurde die Schule geschlossen, bei guten oft eine Unterstützung gegeben und zwar je nach den Noten der Schüler, so daß etwa für eine gute Note im Englischen pro Kopf 1 Pfund gegeben wurde, desgleichen im Rechnen, Lateinisch, Griechisch, während bei Nebenfächern eine geringere Summe ausgesetzt wurde. Zweifelsohne keine unkluge, sondern eine sehr praktische Maßregel.

oder X., der ihrer Ansicht nach auch ein Mensch ist wie sie, und den zu bedienen ihrer unwürdig ist. Absolut unkatholische Ansichten! Subjektivismus, wo Objektivismus verlangt werden müßte. Der Altardienst, der eine hohe Ehre für die besten der Gemeinde sein sollte, ist meist recht unerzogenen Meßbuben anvertraut. Wenn heute die Kirche verarmt ist und alle diese Dienste freiwillig von den Katholiken geleistet werden müssen, so wird das endlich wieder die richtigen Ideen über unsere Verhältnisse der Kirche gegenüber in uns aufkeimen lassen. Der Pfarrer ist heute ein vom Staat bezahlter Mann, ein Beamter; wie ganz anders wird seine Position sein, wenn einmal an die Katholiken die folgenschwere und schreckliche Frage herantreten wird, ‚wenn ihr nicht für euern Pfarrer, für die Reichnisse der Kirche, für Wachs, Meßwein, Paramente, Reparaturen, Weihrauch etc., wie sie alle heißen mögen, selbst aufkommt, so hört eben jegliche kirchliche Funktion in euerer Pfarrei auf'. Dann erst wird ihnen zum Bewußtsein kommen, was das ist, ein Seelsorger, der Tag und Nacht da ist, um die Sakramente zu spenden und um am Sonntag durch den feierlichen Gottesdienst das übernatürliche Licht über die ganze Woche zu verbreiten.

Ein deutscher Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts — ich habe leider seinen Namen vergessen — hat den schönen Satz geschrieben: ‚Unglück selbst ist nicht viel nütze, aber es hat drei brave Kinder: Mut, Geduld und Mitgefühl.' So können vielleicht auch wir sagen, daß die Trennung von Staat und Kirche nicht viel nützt, aber sie hat ein braves Kind, die Opferfreudigkeit der Katholiken. Wenn man in akatholischen Ländern reist, wo die Kirche in dem Verhältnis steht, in welches sie bei bei uns gebracht werden soll, z. B. in England, dann staunt man, was dort alles geleistet wird, insbesondere in armen und kleinen Gemeinden. Man sieht förmlich, mit welcher Liebe die Gemeinden an ihren Gotteshäusern hängen, wie froh und glücklich sie sind, für ihre Kirchen, für ihre Priester Opfer bringen zu können. Betrachtet man erst gar das kirchliche Leben in Nordamerika und die obenerwähnten Verhältnisse in Brasilien, so drängt sich einem der Wunsch auf, die Einwohner jener katholischen Länder, in denen alle Gnaden der Kirche ex officio reichlich fließen, möchten sich doch bewußt werden, welches Glück sie genießen und möchten die geringen Opfer, die da und dort von ihnen verlangt werden, freudiger bringen, als sie es tun. Hoffentlich ist die Lethargie und die kirchliche Gleichgültigkeit, in die die ‚gut katholischen Länder' bei uns zum Teil verfallen sind, noch nicht so tief eingefressen, daß sie nicht durch die kommende Not hinausgetrieben werden könnte. Höchste Zeit dürfte es wohl sein! Wenn aber in Wirklichkeit es erreicht werden könnte, daß der freudige Opfersinn wieder allenthalben erweckt würde, daß die Überzeugung wieder Gemeingut aller Katholiken würde, der höchste Schatz und das höchste Glück einer jeden Gemeinde sei ihre Kirche und ihr Seelenheil, so wäre das eine Gabe, so reich und schön, daß wir gern das Schwere einer Trennung auf uns nehmen wollten.

Ein weiteres hochwichtiges Geschenk, das die Trennung uns bringen könnte, ist die Freiheit der Kirche auch noch auf einem anderen Gebiete. Die Einteilung der Diözesen ist in Deutschland mit geringen Änderungen noch ziemlich so geblieben, wie sie aus dem frühen Mittelalter stammt. Es kann diese Einteilung nicht glücklich und segensreich sein. Die Sprengel sind zum Teil zu groß, zu unübersichtlich geworden; man denke an Köln, an Breslau, an München, an Wien, lauter Diözesen, deren Einwohner nach Millionen zählen. Zu neuen Zirkumskriptionsbullen oder Errichtung neuer Bistümer hätte bei dem alten Staatskirchentum die ganze schwerfällige Staatsmaschine in Bewegung gesetzt werden müssen. Der ganze natürliche Vorgang, daß die ungeheuren Verschiebungen in der Bevölkerung auch eine Vermehrung der Bischöflichen Sprengel ebenso nötig machen, wie schließlich die Vermehrung von Schulen und von Ämtern, die eben mit dem Leben des Volkes in organischer Verbindung stehen, hätte bei den verruchten Konkordaten des 19. Jahrhunderts die gewaltige Aktion von Verfassungsänderungen etc. benötigt, nur um die eben so natürlichen Konsequenzen zu ziehen, die aus diesen natürlichen Vorgängen hätten gezogen werden müssen. Man denke dazu an das ohrenzerreißende Zetergeschrei z. B. des bayerischen Parlaments, wenn irgendwo in Bayern eine neue Diözese mit Bistumsgehalt, Kanonikern, Seminarien etc. hätte gegründet werden müssen, wozu der Staat, um sich seine Ingerenz zu wahren, natürlich hätte zumindestens Gelder zuschießen müssen. In dem ‚wilden' Brasilien sind derartige Dinge wie erwähnt im Handumdrehen, ohne Aufsehen, ohne Streitigkeiten, ohne Geschrei, durch den gläubigen Opfersinn der Katholiken bewerkstelligt worden.

Zu den beiden vorgenannten guten Wirkungen, die die Trennung haben kann, kommt aber noch eine dritte. Der alte christliche Staat, die Monarchie von Gottes Gnaden, legte sich gern göttliche Vollmachten bei, auch sie sprach von sich: ‚Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.' Was war natürlicher, als daß jene traurigen Staatsgebilde im allgemeinen ein großes Mißtrauen, manchmal einen gewaltigen Zorn auf Rom hatten, da ihre Untertanen, soweit sie gute Katholiken waren, insbesondere aber, wenn sie die Soutane trugen, doch in allen religiösen und kirchlichen Dingen in erster Linie jenem souveränen Priester gehorchten, der auf dem Stuhl des Apostelfürsten sitzt. Dazu kam die alte unheilvolle Tradition in Deutschland, welche diesen unerquicklichen Verhältnissen nur noch Nahrung gab, jene Tradition aus den Zeiten Heinrichs IV. und der Hohenstaufen, daß Rom und germanisches Wesen sich feindlich gegenüber ständen, daß eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen gähne. Nimmt man dann noch dazu den Umstand, daß der deutsche Geist Autoritäten nur ungern anerkennt, so kann man sich leicht vorstellen, daß auch ein großer Teil der deutschen Katholiken Rom mehr oder minder entfremdet wurde. Das fortwährende Predigen der offiziellen Organe, die immer wiederkehrenden Spitzen gegen Rom in der gesamten

Literatur, von den ernsten Geschichtswerken bis zu den Erzählungen für die reifere Jugend herab, haben viel Unheil gestiftet, haben Vorurteile einwurzeln lassen, die bei Nichtkatholiken bedauerlich, bei Katholiken direkt verwerflich sind. Und diese ganze antirömische Atmosphäre des offiziellen Deutschlands, wohlgemerkt auch seiner katholischen Länder, denn hier spielen das katholische Bayern und das katholische Österreich eine recht traurige Rolle, hat auch in gewissem Sinne wenigstens auf die Kirche, auf den Klerus eingewirkt. Auch diese Fessel fällt weg, wenn die Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen ist.

Ziehen wir nun die Bilanz der Trennung, so werden wir sehen, daß wir sie nicht zu fürchten haben. Die einzig wirklich große Gefahr liegt, wie gesagt, in der Schulfrage, doch auch diese kann durch Opfermut und freudige Arbeit zumindestens stark abgeschwächt werden, wenn die Schulgesetzgebung nicht einen noch viel spitzigeren und schärferen Charakter annehmen sollte. Die andere Gefahr, die materielle Not, kann in den deutschen Katholiken eine Eigenschaft ausbauen, die bisher sich nicht so stark entwickeln konnte, die Opferfreudigkeit für die Kinder und die Träger ihrer Gewalten. Das wäre sicher ein schönes Geschenk für die Seele des deutschen Katholizismus. Würde aus der Trennung ein engerer Anschluß, ein lebhafterer Verkehr als bisher zwischen Rom und der deutschen Kirche folgen, so wäre auch das ein Gewinn, den man kaum hoch genug anschlagen könnte. Der Nutzen erscheint mir also größer als der Schaden. Ist die Trennung schon weit dem Regalismus der alten christlichen Monarchie vorzuziehen, so wäre heute — wir dürfen es ruhig sagen — eine ähnliche Verbindung zwischen der Kirche und den deutschen Republiken, wie dies bei dem alten Staatswesen der Fall war, direkt eine Katastrophe, die zum Ende jeglichen kirchlichen Lebens führen würde.

Wir haben Freistaaten bekommen mit der Devise: Freie Bahn dem Tüchtigen! Zweitausend Jahre herrscht die Kirche, stets sich fortbildend, Segen, Glück und Frieden unter denjenigen verbreitend, die eines guten Willens sind, alle Schwierigkeiten glorreich überwindend, immer helfend, immer gebend, auch da, wo sie geknebelt, geschlagen und gedrückt wird. Wir wissen, von wem sie diese Gaben hat, sie sind übernatürlichen Ursprungs, aber auch denjenigen gegenüber, die jenes ableugnen oder dem Transzendentalen wenigstens nicht die Stelle einräumen wollen, in dem Leben der Völker, die ihm gebührt, ist und bleibt die Kirche eben doch eine Tüchtige, vor deren gigantischem Riesenbau auch ihre Feinde staunend stehen, und für diese Tüchtige verlangen wir freie Bahn.

Das Sextett im Himmelreich
Ein altfränkischer Roman von Franz Herwig

1.

Es ging ein Mann auf einer Heerstraße im Frankenland, der war jung und guten Mutes. Das Felleisen, in dem es wie Werkzeug bei jedem Schritt klirrte, war schwer, die Straße ging bergan durch schwarzen Föhrenwald und der alte Herbst saß grämlich zwischen regenschweren Wolken und blies Trübsal her. Aber der Mann war guten Mutes, denn er hoffte noch vor Abend in der Stadt zu sein. Daher stieß er den Knotenstock fest auf und ließ den Wind getrost in seinen nußbraunen Haaren wühlen. Und er sprach zu sich selber:

‚Hans Damian, wie gut ist es dir doch ergangen, seit du deinen Meister in Gemünd verlassen hast! An gutem Essen hat es dir unterwegs nicht gefehlt und abends hast du deine Füße unter einen festen Eichentisch strecken können. Die Flöhe im Stroh des Nachts haben es zwar übel mit dir gemeint, aber was wäre das Leben ohne Mißhelligkeiten? Die Rosel im „Weißen Lamm" zu Nürnberg hat dir einen Kuß gegeben, als du schiedst, und den Werbern hast du mehr als ein Schnippchen geschlagen, nachdem du ihren Wein ausgetrunken hattest. Was gehen dich auch die Preußen an, daß du auf sie mit Pulver und Blei und einem ellenlangen Bajonett losgehen solltest? Sei getrost, du wirst glücklich in die Stadt kommen und ganze Klafter gut ausgetrockneten Lindenholzes vorfinden, damit du für dein Handwerk an ihm Ehre einlegest.‘

Der alte Herbst aber schnob grämlich und sprach:

‚Überhaupt das Leben! Hat es einen Zweck sich zu regen? Das Korn haben sie eingefahren, die Äpfel von den Bäumen genommen, den Wein in die Kelter getan — und es ist ein guter Wein der siebenundfünfziger — aber ob ein Mensch meiner gedacht hat? Sie werden sich den Wanst mit meinen Gaben füllen und wenn sie verzehrt sind, sagen: Nun kann der Herbst wieder kommen. Aber ich werde ihnen was —. Ich habe das Leben bis dahin.‘

Und er ließ sachte seine Tränen fließen und seufzte dabei.

Hans Damian rief lachend:

‚Welch eine Eselei!‘ und zog in dem Geriesel das Wams über der Brust zusammen, darauf begann er zu singen:

‚Es steht ein' Lind im tiefen Tal,
Ist oben breit und unten schmal.‘

Frau Sonne, die immer ein warmes Herz hat, hörte Hans Damian singen, schob die Wolke ein wenig zur Seite und blickte freundlich hinunter. Da aber begann der alte Herbst zu pestieren, wühlte zornig eine dicke blauschwarze Wand empor, blies eisig in

die Wälder, daß sie stöhnend sich neigten, und alsbald goß es auch, wie mit Kannen, und sogar einige morsche Donner fand der Griesgram noch zusammen, die gefährlich über der Erde hinrumpeln mußten.

Der eilig Wandernde war inzwischen auf die Höhe des Berges gekommen, sah über Weingärten nieder, auf einen breiten Fluß in der Tiefe und auf die Türme und Dächer einer Stadt. Da wußte er, daß er nahe am Ziel war und schickte ein langanhaltendes Jauchzen hinab. Wo aber die Weinberge anfingen, stand eine Kapelle, und kaum hatte Hans Damian sie gesehen, so machte er durch den herabstürzenden Regen lange Sätze, sprang in die Tür und fand sich geborgen.

‚Bei wem bin ich aber zu Gaste?‘ fragte er und strengte seine Augen an, um in dem Dämmer das Heiligenbild auf dem Altärchen zu erkennen. Da stand eine alte Muttergottes und hielt auf dem Arm das heilige Kind, dem sie mit der Rechten eine Traube emporhielt.

‚Gegrüßet seist du, Maria!‘ betete Hans Damian, und dann sah er sich kühl das Bildwerk an. Das war gute Arbeit und sollte wohl aus Meister Tills hochberühmter Werkstatt stammen. Aber wie sah das Kapellchen aus! Man sollte meinen, daß er in ein Ketzerland gekommen sei! Die Schindeln des Daches waren morsch und voller Löcher, durch die das himmlische Naß lief, in der Wand war ein Fach eingestürzt und die Nesseln wuchsen hinein. Es roch dumpf, wie in einem Keller. Aber zu Füßen der Maria lag ein Strauß von Tannenzweigen, roten und schwarzen Beeren und braunem Buchenlaub, also mußte wohl doch hin und wieder eine fromme Seele hierher kommen. Und wie Hans Damian wohlgefällig den Strauß betrachtete, meinte er unter ihm etwas Weißes zu sehen, das war ein Blatt, und er zog es heraus, das ganz feucht war, und fand Gekritzel darauf. Draußen aber tobte das Wetter und es war so dunkel, daß kein menschliches Auge die halbverwischte Schrift hätte lesen können. Da trat Hans Damian unter die Tür und sah in das Toben hinaus. Die Stadt im Grunde war verschwunden und die Welt war ganz klein geworden.

Es stand aber ein morsches Kniebänklein in der Kapelle, darauf setzte sich der Einsame und es wollte ein Mißmut über ihn kommen. Da sah er auf dem Pfosten der Bank ein Lichtstümpchen kleben, schlug Feuer und freute sich, wie das Flämmchen verschämt erblühte, und Hans Damian fand, daß ein leuchtendes Licht das beste vom Leben sei. Darüber sinnierte er, und erst als der Docht umfiel und hilflos glimmte, gedachte er des Zettels, hielt ihn an den letzten Schein und las mit Mühseligkeit:

‚Willst du ein Küßchen gut, so such' mich alsogleich,

Such' mich auf Erden nicht, vielmehr im Himmelreich!'

‚Hallo!' rief Hans Damian, ‚das ist aber eine schalkhafte Schöne, ich sehe ihre Augen lachen und die weißen Zähne zwischen zwei roten Lippen blitzen! Ein Küßchen, das will ich wohl; soll ich dich also suchen? Im Himmelreich? Das hat noch gute Weile, aber ich will nie wieder einen Meißel in die Hand nehmen, wenn du diese Zeitlichkeit schon verlassen haben solltest. Such' mich auf Erden nicht, vielmehr im Himmelreich! — Du verstehst es, ehrbare Junggesellen an der Nase zu führen. Vielleicht meinst du es so, daß, wer dich findet, im Himmelreich ist, zusammen mit dir?'

Der alte Herbst aber war inzwischen des Tobens müde geworden und es wurde im Süden ein Sonnenblitzen, rötlich und verloren, wie ein letztes Händewinken, denn die Nacht nahte. Ein Schauer ging von den Bäumen nieder und die Stadt im Tale erglänzte mit blanken Dächern.

Da sprach Hans Damian zur Muttergottes mit der Weintraube:

‚Das Zettelchen war sicher nicht für dich; wer weiß aber, ob es nicht für mich hingelegt war? Daher will ich es nehmen und sehen, ob ich die schalkhafte Schöne nicht finde.'

Am Ende beugte er ein Knie und sprang, die Heerstraße meidend, die Steinstufen durch die Weinberge hinab.

2.

Als Hans Damian die Straße wieder erreichte, die inzwischen einen weitgeschwungenen Bogen gemacht hatte, läuteten sie in der Stadt den Angelus. Da war erst auf der Höhe des Hügels — und die Dächer stiegen zu ihr hinauf —, eine große Kirche mit gewaltigen Mauern und einem viereckigen Turm mit grünem Helm, darauf stand ein Heiliger mit gezücktem Schwert. Durch die Schalllukeu sah man die große Glocke schwingen, feierlich und ernst. Nach rechts hin, wo die Stadtmauer den Bogen macht, stach ein spitzes Türmchen über einem Klosterdach in die Dämmerung hinein; aus dem sang es silbern und klar in rascher und freudiger Melodie. Irgendwo hinter der großen Kirche bimmelte ein drittes Glöckchen unschuldig und sanft, und die Klänge der drei Glocken band die dunkle Luft zu einem reinen Wohlklang.

‚Die hellen Stimmen', sagte der Wanderer, ‚werde ich nun eine lange Zeit allabendlich hören; die Stadt gefällt mir, da sie so schön singt.'

Wie die Kamine rauchten! Es roch nach Reisigrauch, die ganze Luft war davon voll. Der Sägmüller stellte gerade das Wasser ab, denn es war Feierabend; das Werk schwieg, aber nun wurde das Rauschen des Bachwehres träumerisch laut und erfüllte den Abend ganz, da die Glocken eine nach der andern müde verhallten.

Der Himmel im Westen war klar geworden und bewahrte noch einen Schimmer von heller Röte.

Da ging der Wanderer über die hochgewölbte Bachbrücke und grüßte den heiligen Nepomuk, der auf dem mittleren Pfeiler mit bewegten Gewändern stand. Ein Mädchen zündete vor ihm die Laterne an, deren Schein die raschen und dunklen Bachwasser beruhigend beschien. Gleich hinter der Steinbrücke stieg der Dammweg zum Tore hinan; rechts schob sich eine Bastion vor, auf deren Steinfliesen eine alte Kartaune zwischen zwei sauber aufgebauten Pyramiden von Eisenkugeln stand. Über ihrem Zündloch saß eine grüngestrichene Schutzhaube und darauf hockte eine gefleckte Katze und sah aufmerksam nach dem Wanderer hinüber. Das Tor aber war ein rundbogiges schwarzes Loch in einem gewaltigen runden Turm, dessen Helm breit ausladend ein erleuchtetes Fenster beschirmte. Die Zugbrücke war niedergelassen, im Graben wuchs Gras.

Im Tore glomm ein Licht auf und beschien einen Stadtsoldaten in weißer Montur und rotem Kamisol, den Säbel am Bandelier über der Schulter. Ein dickes gerötetes Gesicht sah unter dem Dreispitz vor und musterte Hans Damian. Der griff in die Tasche und zog seine Papiere heraus, denn er wußte, was sich gehörte. Der Soldat aber brummte:

‚Erst kommt der heilige Georg an die Reihe. Halte Er mir die Leiter! Eins nach dem andern; glaubt Er, ich kann mich zerreißen? Kein Mensch glaubt nicht, wie schwer der Dienst ist. Muß ich da gerad' dem heiligen Georg die Laterne anstecken, und muß gerad' die Meinige die Ziegen melken, wo sie mir doch die Leiter halten soll, denn ich gehe ins Fünfzigste, und muß da gerad ein Landstreicher kommen und meinen, daß ich nur für ihn da bin. Er hat zu warten, versteht Er mich?‘

‚Ich will warten‘, sagte Hans Damian, ‚und auch die Leiter halten, aber ich bin kein Landstreicher.‘

‚Ich bin von unserm gnädigen Herrn Amtmann hierhergesetzt‘, rief der Alte, ‚und unser gnädiger Herr Amtmann ist von Seine hochfürstliche Gnaden von Würzburg eingesetzt, und ich muß wissen, wie ich die Leute zu taxieren habe. Dahin die Leiter!‘

Und damit wies er auf die Nischen, außen über dem Tor, worin der heilige Georg mit erhobenem Schild und geschultertem Schwert entschlossen in die feindliche Finsternis hinausstarrte.

Hans Damian setzte die Leiter an und der Alte stieg stöhnend mit der Laterne hinauf.

‚Heiligkreuz‘, brummte er, ‚der Dienst bringt mich noch um. Du freilich stehst still und lebst ruhige Tage; nur wenn der Wind von Süden kommt, regnet es dir auf die Nase. Ich aber muß dich bedienen, nach strenger Vorschrift, jeden Abend zur Stunde mit

einer brennenden Laterne und kein Mensch kann sagen, daß es auf der Welt gerecht zugeht. Ich, wenn ich ein heiliger Georg wär', ich tät' ein Wunder machen, oder Mirakel, jeden Abend zur Stund, und tät die Latern selber anstecken, damit nicht alte Leute bei Wind und Wetter auf der Leiter stehen müssen, bei Gefahr, den Hals zu brechen. Nun tu die Augen auf und glotz brav zu und bewach die Stadt.'

Wie er mit Stöhnen wieder auf dem Pflaster stand, sprach er zu Hans Damian:

‚Alsdann kommt Er an die Reihe', und ging in sein Torstübchen, wo ein schwarzlockiges Mädchen die Tranlampe an die gewölbte Decke hängte und mit geneigtem Kopf Hans Damian anschaute.

Der rief gleich:

„Grüß Gott zum Abend, Jungfer', und sie dankte auch kichernd. Der Alte aber sprach:

‚Daher gestellt und die Papiere her, und es ist hier nicht Brauch zu flattieren. Oha', machte er und schob die Stege der großen Hornbrille hinter die Ohren, ‚Hans Damian Voitlein, so, und seines Zeichens ein ehrbarer Bildschnitzergesell', und mit einem Male schoben sich seine buschigen Brauen hoch und er fuhr fort: ‚Da schreiben ihm also die wohlangesehenen und hochberühmten Brüder, Berkhan, Baumeister und Maler aus unserer guten Stadt, daß er hierher kommen soll, um in Sankt Georgs Kirche zu schaffen! Da seid Ihr also fast ein Meister? Setz' einen Stuhl her, Babett; ja freilich, Ihr habt nicht Zeit! Soll ich Euch sagen', und er nahm die Brille ab, ‚wo Ihr die Herren Berkhan jetzt treffen werdet? Im „Brusttuch" am Markt, des Peter Preiß angesehener Schenke, wo der Hahnen am Faß nach dem Angelus nicht ein Vaterunser lang still steht. Babett soll mit Euch gehen, sollte so schon längst auf dem Weg sein mit dem Krug; nach getaner Arbeit ist gut trinken.'

‚Ich danke Euch, Herr Wachtmeister', erwiderte Hans Damian Voitlein und schielte zu Babetten hin. ‚Und wenn die Jungfer mitgehen will, so soll mir das ein festlicher Einzug in Eure gute Stadt werden.'

Die Jungfer nickte ihm zu und nahm den grauen Tonkrug.

‚Wachtmeister ist zu viel', brummte der alte Soldat, ‚aber wenn Ihr einmal lange Zeit habt, so habe ich draußen auf der Bastion eine bequeme Bank. Ich höre gern von den Weltbegebenheiten. Es ist zwar das gute Wetter hin und vorbei, aber zuweilen blickt doch die Sonne freundlich herunter, und ich halte dann mein Bein her, in dem es zuzeiten gefährlich reißt!'

Hans Damian spazierte an Babettens Seite und sie schlenkerte den Krug. Wie ihre dunklen Augen liefen und an der Schläfe

flaumzarte Härchen wehten! Und immer hatte sie ein Lächeln um den Mund; da dachte Hans Damian an seinen Zettel, und daß diese ihn wohl geschrieben haben könnte.

Sie gingen die Straße hinauf, in den Stuben brannte Licht und über mancher Haustür vor dem Schutzheiligen auch. An den Holzbeigen vor den Häusern lehnten die Bürger und sprachen über die Gasse hin. Mütter riefen nach den Kindern.

‚Das ist der Georgstorbäck‘, sagte Babett, ‚und dort wohnt der Wachszieher, der hat auch fliegende Blätter feil.‘

Durch eine schmale und kurze Gasse sah ein großes ockergelbes Haus her mit gewaltigem Dach; da wohne der Herr Stadtpfarrer, der sei gelehrter als das ganze Würzburger Kapitel. ‚Sehet, da brennt seine Lampe schon.‘ Zwanzig Schritt weiter kam wieder eine Ecke, dahinter nach links, im Dunkel sich riesengroß verlierend, wuchs die Kirche auf. ‚Das ist Sankt Georg‘, sagte Babett, ‚und darin werdet Ihr nun schaffen; seid Ihr erst dabei, so werde ich einmal hineinschauen.‘

‚Ja, das tut nur, Jungfer‘, erwiderte Hans Damian begeistert; ‚Ihr glaubt nicht, wie es die Arbeit fördert, wenn ein jung, frisch Ding zuschaut. Aber sagt mir doch, Jungfer‘, und er stand still und fingerte an seinem Zettel, ‚wohnt Ihr vielleicht im Himmelreich?‘

‚Nein‘, sagte sie erstaunt, ‚ich wohne doch im Georgstor! — Und das ist die Johanneskapelle, das runde Ding, das da hinter dem Chor vorschaut. Dahinter kommt der ehrwürdigen Schwestern ihr Haus, mit einem großen Garten, darin ist ein Lindenbaum, viel hundert Jahr alt.‘

Nun aber bogen sie scharf nach rechts in eine breite Gasse, darin behäbige Giebelhäuser standen; das Rathaus, mit Arkaden, schob sich breit davor, die Gasse teilte sich in zwei Arme, bereit, das Rathaus zu empfangen, vorher aber schob sich ein spitzes, dreieckiges Haus in die geöffneten Arme; das sei das ‚Brusttuch‘, des Peter Preiß angesehene Schenke.

Wie Hans Damian noch schaute und ein wenig nachdenklich war, weil er wegen des Zettels nicht ins Reine gekommen war, kamen unter den Arkaden drei Männer langsam heran und kaum hatte Babett sie erblickt, so flüsterte sie:

‚Da kommen die Herren Verkhan, und der Herr Kantor Güldenklang ist auch dabei.

3.

Der Kantor blieb stehen, erhob sein silberköpfiges Meerrohr und tippte damit den Verkhans abwechselnd gegen die Brust.

‚Es muß anders kommen‘, sagte er, ‚es kann nicht das Rechte sein, kalt auszurechnen, wie ich ein Stück recht kunstvoll mache, das

ist eines Rechenmeisters Art. Musik kommt aus dem Gefühl und geht zum Gefühl. Der durchlauchtige Löwensteiner nimmt euch überhaupt nur die Partitur zur Hand und glotzt hinein; ist sie recht verzwickt, so freut ihn das, und er sagt: Das hat einmal ein rechter Meister von Gottesgnaden gemacht. So weit ist es gekommen! Mein Gönner und hochwürdiger Freund, der Domkantor in Würzburg hat auch wieder einen zweiunddreißigstimmigen Benediktus setzen müssen. Ich aber möchte eine Musik machen, die in jedes Ohr eingeht. Das ist es.'

,Sollte aber nicht', meinte der ältere der beiden Brüder, der Baumeister, ,die Gefahr aufstehen, Leierweisen anstatt Musik zu machen?'

,Nein! Nein!' rief der Kantor und stieß zweimal mit dem Meerrohr zu, ,ich sitz auf meiner Bank im Maien und was ich fühle, das fühlt jeder. Mache ich nun Musik daraus, so sollte auch ein jeder fühlen, was ich gefühlt habe.'

,Hört', sagte der Baumeister, ,das mag für ein Liedlein gelten, mit oder ohne Worte. Aber was Ihr vorhabt: eine Kantate, die in der Kirche zu singen ist, da sollt es mich erstaunen, wenn Ihr dem Volke nicht immer zu hoch singet.'

,Lieber Meister Johannes Berkhan', erwiderte der Kantor, ,ich seh' eine schöne Muttergottes und bete ganz einfach und innig zu ihr, oder einen Erbärmdechristus und sage und singe ihm: Lieber Herr, dein Blut, für mich vergossen, — oder so —.'

Der Maler unterbrach ihn und rief:

,Ich verstehe, was Ihr meint! Es muß ein Gefühl geben, so kindlich, daß es allen gemein ist.'

,Seht Ihr!' sagte triumphierend der Musiker, ,was habe ich davon, wenn Seine hochfürstliche Gnaden mich auf die Schulter klopft und sagt: Das hat Er exzellent gemacht, Güldenklang, — wenn das Volk in der Kirche blöd zu meinen Tönen gestiert hat? — Aber wir konnten indessen schon eine Halbe getrunken haben, kommt, liebe Meister!'

Die Brüder lachten und riefen:

,Ihr wart es doch, der stehen blieb!'

Herr Johannes, der Baumeister, faßte Babett, die ihren Knix machte, unters Kinn und sagte:

,Die Babett! Grüß dich Gott, und immer muntere Augen! Wen hast du da, einen Schatz? Aber es ist ein unbekanntes Gesicht. Oder —? Ja, da will ich doch gleich die Pest kriegen, wenn das nicht ein Voitlein'sches Gesicht ist! Stimmt's?'

,Hans Damian, den Ihr bestellt habt, geradenwegs von Gemünd her', antwortete Babettes Begleiter.

Sie fragten ihn nach Vater und Bruder, nach Mutter und

Schwestern, schüttelten ihm die Hände und wollten wissen, was er unterwegs erlebt. Babett war verschwunden, was Hans Damian nicht recht war.

‚Du wohnst bei uns', sagte Herr Johannes, ‚du hast auch eine Werkstatt dabei. Aber jetzt wollen wir dir erst Willkommen trinken.'

‚Das will ich meinen', brummte der Kantor und stieß die Türe zur Schenke auf.

Drinnen war es warm und laut, und ein großes Gelächter ging rund. Der Kantor stieß mit dem Meerrohr auf und rief:

‚Marktbäck, mir scheint, Ihr feiert schon wieder?'

Den er angeredet, ein Mann, dick und bleich, wie ein aufgeweichter Wecken, hob das Buckelglas hoch und schrie:

‚Alleweil wird gefeiert, heute aus doppeltem Grund! Ich habe zum ersten Mal im neuen Haus gebacken und eben hat unser Magister den neuen Hausspruch hergeschickt.'

Sie brachen alle, soviel mit dem Bäcken waren, abermals in Gelächter aus; einer hob an: ‚Ihr Bürger dieser Stadt . . .', aber der Marktbäck rief: ‚Schweige du!' und schwang einen Zettel. ‚Ihr, Meister Ambros Berkhan', rief er zu dem Maler hinüber, ‚Ihr sollt mir den Spruch ans Haus schreiben, denn ich verstehe Spaß, und ich will Jungfrau Marie, die Königin von Franken, dazu gemalt haben, sollte es auch zwanzig Gulden kosten.'

‚Will ich dir alles sauber hinmalen', rief Herr Ambros dawider, der sich mit seinem Bruder und Hans Damian schon in eine Ecke gesetzt hatte. Der Kantor aber schlug mit dem Meerrohr dem Bäcken unter das Papier und sagte:

‚Angefangen, Marktbäck!'

Der warf sich in die Brust und las laut:

‚Ihr Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmt in acht,
Was euer kleines Brot so große Häuser macht!'

‚Sieh, sieh', rief Herr Güldenklang lachend, ‚das hätte ich unserm Magister Liebetrau nicht zugemutet. Fürwahr délicieux! Und unser Meister Bäck ist nicht weniger zu loben, daß er es hinmalen läßt. Man könnte auch einen Kanon darauf singen!' Und sogleich setzte er auch mit abgrundtiefem Baß ein: ‚Ihr Bürger dieser Stadt . . .', worein Herr Johannes Berkhan im Tenor einfiel, Herr Ambros mit lieblichem Bariton dazu sprang, und schließlich auch Hans Damian den zweiten Tenor freudevoll dazwischen flocht. Die Bürger rieben sich vergnügt die Hände oder falteten sie über dem erhabenen Bauch oder schlugen sich auf die Schulter. Und als die vier Stimmen unter den gebieterischen Taktschlägen des Meerrohrs sich gehorsam zusammenfanden und in eine schönen Fermata aushielten, indessen der Orgelbaß des Herrn Güldenklang noch einen

munteren Schnörkel darunterhieb, lachten sie alle aus vollem Halse und der Marktbäck schrie, daß Preiß jetzt einen Dreiundvierziger gesegneten Jahres heraufholen müsse.

Wie der Kantor in die Ecke kam, hatte Herr Johannes Berkhan schon dem Brusttuchwirt die Kreide fortgenommen und malte damit auf der Eichenplatte Grundriß und Aufriß der Georgskirche hin. Herr Ambros und Hans Damian fuhren mit den Fingern dazwischen und alle drei redeten zu gleicher Zeit.

Der Kanton feuchtete erst die vertrocknete Kehle, dann sagte er:

‚War mir nicht so, als ertöne vorher aus dieser Ecke ein exemplarischer Tenor, den ich in dieser Stadt noch nicht gehört habe?‘

Hans Damian lachte vergnügt und antwortete:

‚Zu dienen, Herr Kantor, das Gezirp war seither nur in Gemünd, oder auf den Straßen unterwegs hörbar.‘

‚Grüß Euch Gott, noch einmal im Namen von Frau Musika‘, sagte Herr Güldenklang und schüttelte sein Meerrohr. ‚Aber nun sagt mir auch noch — wie bekannt macht man nicht nur mit der Kehle Musik, sondern auch auf andere mannigfache Art. Zum Exempel so‘, und er nahm das Meerrohr wie ein Fagott, ‚oder so‘, und nahm es als eine Kniegeige in den Arm, ‚oder so‘, und er drückte es unters Kinn und fiedelte mit krummem Ellbogen in der Luft. —

‚Ja‘, meint Hans Damian Voitlein, ‚so etwa habe ichs probiert und verstehe mich auch auf Noten.‘

‚Heiliger Generalbaß!‘ rief der Kantor entzückt, ‚das ist ja um anzustimmen: Gelobt sei, der da kommt, im Namen des Herrn —.‘

Aber inzwischen stimmte der Brückenbäck etwas anderes an, einen neuen Rundgesang:

‚Liebe, liebe, trinke, schwärme und bekränze dich mit mir!
Härme dich, wenn ich mich härme, und sei wieder froh mit mir!‘

Bis sie alle herumgesungen hatten, den Fünfliterkrug in erhobenen Armen, — so lange konnte Herr Güldenklang mit dem nicht warten, was er auf dem Herzen hatte, und er rückte Hans Damian ganz nahe und schrie, um sich verständlich zu machen:

‚In der Tat? Violin? Und gar vom Blatt gespielt? Ambros! Da hätten wir ja das Sextett beisammen! Ihr zwei, ich, der Pater Bonaventura mit der Viola d'amore, der Amtmann mit dem Fagott, und Magister Liebetrau mit der Flöte. So wahr ich selig werden will: am Sonntag geht eine liebliche Musika vor sich, und Marthe wird uns vorher einen Kuchen mit Zibeben backen!‘

‚Vorausgesetzt, daß der Magister aus dem Bollwerk seiner Bücher herausfindet‘, meinte Herr Ambros Berkhan.

‚Voitlein‘, rief der Kantor, ‚habt Ihr nicht einige neue Lieder im Sack oder vielmehr recht alte Lieder von Veiel und grünem Klee,

die man hierorts nicht kennt? Damit könnten wir unsern Magister und Dichter Liebetrau locken.'

,Ich habe ein Heft mit mannichem Gekritzel darin', antwortete der Bildschnitzer.

,Das wäre also in der Reih, beschlossen und gesiegelt', sagte der Kantor, und es war gut, daß es in der Reih war, denn eben kam der selige Marktbäck mit dem Humpen und sie mußten alle vier singen:

,Liebe, liebe, trinke, schwärme und bekränze dich mit mir!
Härme dich, wenn ich mich härme, und sei wieder froh mit mir!'

4.

Tags darauf ging einmal die Tür zum Nonnenkloster schellenscheppernd von innen auf, und eine ehrwürdige Frau ließ die zwei schönen Mädchen selber hinaus, indem sie noch einmal ein Stück Résauspitze vor die Brille hielt. Dazu sprach sie:

,Die Hirschen an den springenden Quellen, als Abbild der gottverlangenden Seelen sind meiner Treu sehr vortrefflich. Liesgen, davor dank ich dir recht; es ist eine herrliche Arbeit. Da kriegt die hochfürstliche Gnaden eine hochfürstliche Albe, und wegen der Kasel pressier nur den Herrn Ambros Berkhan recht, daß er bald die Zeichnung macht. Und grüßt den Kantor, meinen lieben Bruder, von Herzen; ist ihm die Musika recht hold? Und nit wahr, Marthe, beim Gänsschlachten hilfst du wieder. Meiner Seel, die Schwestern können alle kein Blut sehen, aber hernach die gesalznen und geräucherten Brüste, die mögen sie wohl fressen.'

,Wieviel Gäns hat die ehrwürdig Frau Tant in diesem Jahr,' fragte die Marthe.

,Sitzen jetzt dreiundzwanzig in den Mästkoben,' erwiderte die Nonne, ,aber der Amtmann hat noch zwei versprochen, der Pfarrer nur eine, denn seine Aurelia ist eine Besen und vergunnt nur ihrem Hochwürden was Guts, aber der schaut ja doch nur nach Büchern aus. Bald Frost kommt, geht's auch über die vier Säu her und alles wartet auf die Schwester Ferdinande.'

,Ja, wenn die ehrwürdig Frau Tant nicht wär,' lachte das Liesgen und machte einen zierlichen Knix, ,was sollt wohl das Kloster machen!'

,Also in Gottes Nam', rief die Tant ihnen nach, ,und dank noch einmal vor die Spitze. — Geh her, Schmutzfink!' fuhr sie fort und zog einen Dreijährigen heran, der mit seinem Holzpferdchen vorüber wollte. ,i Gitt, da wachsen zwei Altarkerzen aus der Nas'. Und die Klapp hängt dir auch wieder vom Hinterle runter. Geh her, hier hast einen Zucker!' Und erst als sie den Bub mit mütterlich besorgten Händen in die Reih gebracht, ließ sie die Tür wieder schellenscheppernd ins Schloß fallen.

Die Mädchen waren schon die Gasse zwischen Sankt Georg und der Johanniskapelle hindurch und gingen schlendernd die Marktgasse hinauf, Marthe, ernsthaft und groß mit ruhigen Schritten und gelassenen starken Gliedern, das Liesgen auf flinken Füßen, aber ihre schwarzbraunen Augen waren noch flinker.

‚Da kommt der neue Bildschnitzer, Hans Damian. heißt er,‘ sagte sie.

‚Woher kennst' ihn denn?‘ fragte Marthe erstaunt und sah dem Voitlein prüfend entgegen.

‚Die Magd aus dem „Brusttuch“ hat ihn mir beschrieben, und gleich gestern abend hat er mit der Babett vom Georgstor schön getan.‘

‚Was du nicht alles weißt,‘ brummte die Schwester und schlug die Augen nieder, denn Hans Damian schaute den Beiden unter die Haube. ‚Ein dreister Mensch,‘ fügte sie hinzu, ‚mag sich die Babett nur vorsehen.‘

‚Weshalb denn?‘ fragte das Liesgen und machte große Augen.

‚Geh schon und frag nicht dumm; Jesus, schau dich nicht um, die Frau Amtmann sitzt am Fenster.‘

Die Frau Amtmann saß am Fenster, gleich an der Ecke; das Schloß lag gegenüber dem Rathaus und wer vorbei ging, mußte ihren scharfen Blick aushalten. Die Mädchen knixten und bogen dann gleich in das Schloßportal ein, über dem Fürstbischof Julius Echters von Mespelbrunn Wappen mit den aufsteigenden Ringen von zwei demütigen Engel gehalten war. In dem fliesengepflasterten Hof sprang ein Brunnen mit fadendünnem Strahl, die Schritte hallten von den strengen Hofwänden wieder. Da tat ein Bogenfenster im Erdgeschoß sich auf und ein mächtiges rotes Gesicht steckte sich zwischen den eisernen Gitterstäben hindurch:

‚Die Güldenklangmädchen!‘ rief eine starke Stimme, ‚wollten sie zu mir?‘

‚Grüß Gott, Herr Amtmann,‘ antworteten die Mädchen, ‚zum Herrn Magister Liebetrau möchten wir gern.‘

‚So, zum Liebetrau,‘ dröhnte der Weinbaß, ‚könnt aber schon einmal hineinschauen zu mir, nachher, damit ein wenig Sonne in meine Stube kommt. Ich habe heizen lassen, das Reißen hat sich wieder gemeldet.‘

Aus dem hinteren Flur, dessen Tor nach der Schattenwandgasse hinaus immer verschlossen war, ging die Marmortreppe feierlich in den ersten Stock empor. Liesgen hüpfte auf den flachen, blanken Stufen voran und tätschelte den emblemetragenden Amoretten auf den Podesten die hinteren Bäckchen. Das schmiedeiserne Ganggitter war natürlich wieder verschlossen und die Mädchen mußten rufen: ‚Herr Magister! Herr Magister Liebetrau!‘ Aber nur der Schall von den Wölbungen antwortete.

‚Er hat uns sicher gehört,' meinte Marthe, ‚aber die Scharteken halten ihn fest. Nachher werde ich den Herrn Amtmann bereden, daß er eine Schelle anbringen läßt.'

‚Und dann nehmen wir unsere Bella mit,' flüsterte Liesgen, ‚und binden sie an den Schellengriff, und dann weglaufen und die Bella springt wie besessen und bellt und die Schelle raset!'

‚Du mit deinen Alfanzereien,' machte Marthe und rief abermals: ‚Herr Magister Liebetrau!'

‚Ja, Schnecken,' lachte Liesgen, ‚wir müssen eins singen, sonst macht er nicht auf.' Und sie hob an und Marthe fiel mit ruhigem Alt ein:

‚Jungfräulein, soll ich mit euch gehn,
In euren Rosengarten,
Wo da die roten Röslein stehn,
Die feinen und die zarten?
Und auch ein Baum, der blühet,
Von Ästen ist er weit,
Dazu ein tiefer Brunnen
Der kühl darunter leit.'

Ganz hinten hatte eine Tür geklinkt und hernach sah eine Zipfelmütz um die Ecke, darunter ein mageres pergamentgelbes Gesicht, das grinste wohlgefällig. Dann schlürfte der Magister auf dickem Filz heran und ein Schlafrock mit bunten Blumen schlug um die mageren Glieder. Herr Liebetrau hatte hinter jedem Ohr eine Feder und in der rechten Hand einen Folianten, einen Finger als Buchzeichen eingeklemmt. Ein großes gelbes Schnupftuch hing ihm zur Tasche hinaus.

‚Das ist bei Gott eine liebliche Anmeldung, da weiß ich gleich, daß die Güldenklänge kommen,' sagte Herr Liebetrau und schloß auf.

‚Komplimente vom Herrn Vatter,' sagte Marthe, ‚und der Herr Magister möchte ihm am Sonntag die Ehre schenken und der Flöte nicht vergessen. Und dann sei ein Bildschnitzer von Gemünd da, mit einem dicken Buch voll alter und neuer Lieder.'

‚Von Gemünd? So,' brummte Herr Liebetrau, ‚aus Österreich wär' mir lieber.' Seine Augen leuchteten. ‚Aus Österreich! Ja, da sollte man jung sein und wandern können, da würde man bei dem rechten Spürsinn und Ingenium wohl mancherlei Altes auffinden. Aber ich habe auch hier inzwischen leckere Dinge ausgegraben!'

‚Man riecht es schon auf der Treppe, Herr Liebetrau,' sagte das Liesgen lachend.

Der Magister drohte mit dem hageren Zeigefinger der Linken und stieß die Tür auf. Da war ein großer Saal mit verblichenen Fresken an den Wänden und einem ganzen christlichen Olymp an der flachgewölbten Decke. Außer einem mächtigen Ohrenlehnstuhl mit

kleinem Schreibpult davor, war nur ein niedriges Bett da mit rotkarierten Bezügen, aber links und rechts, durch blanke Marmorportale sah man in lange Reihen von Zimmern, in denen dicke und dünne Bücher, pergamentene Rollen mit Sigillen daran, in Haufen lagen.

‚Was kocht der Herr Magister?' fragte Marthe interessiert und stand neugierig vor dem riesigen Kamin, in dem, auf einem winzigen Eisenöfchen, dessen Rohr sich in den Rauchfang hineinwand, ein verdeckter Hafen leise und innig brodelte.

Der Magister lachte wohlgefällig, schnob durch die Nase und legte seinen Folianten offen auf das Pult.

‚Darinnen,' sagte er und sah mit schiefem Blick auf das Pergament, ‚darinnen steht ein Lied von dem Kürenberger. Ich hege es noch an meinem Herzen, aber eines Tages sollt ihr es mir singen. Hörten das unsere Dichter zumal, sie würden ihre Regeln zerbrechen, und wieder singen wie der Vogel im Laub.'

Hier zog er seine Dose aus der Tasche, nahm mit drei Fingern Tabak und schob ihn in die Nase, die sich wohllüstig blähte.

‚Pest, Mord und die Franzosen über die gicksenden Poeten,' rief er mutig, ‚ich will ihnen ein Feuerchen unter die Perücken setzen! Ein Handwerksbursch hat mehr von Poesie im Gedärm, als die stelzenden Herren in ihrer ganzen Seele.'

Als er zur Bekräftigung nieste, rief das Liesgen: ‚Helfgott,' Marthe indessen sagte ungeduldig:

‚Aber der Hafen, was hat der Herr Magister im Hafen? Mir scheint der Herr Magister hat wieder einmal etwas Gutes gedichtet.'

‚Riecht es so?' fragte Herr Liebetrau wohlgefällig zurück, ‚und da will die Jungfer Marthe für die kantorliche Küche wieder etwas lernen? Heb den Deckel ab!'

Marthe folgte und Liesgen machte: ‚Mhm!'

‚Eine rare Sache und ganz neu', sagte der Magister und rührte mit dem Holzlöffel. ‚Also Jungfer Marthe, passe sie auf! Speck, halbfett. gehackt, mit zwei Schalotten, geschmort, bis der Rauch blau kommt, dahinein zwei Löffel Pastetenmehl, das wird braun. Dann ein halb Maß Wasser. Alsdann zehn Lot saures Kraut, schmoren, bis alle Flüssigkeit verdampft. Inzwischen hast du ein halb Maß Bohnen in Salz, spanischem Pfeffer, Tripmadam, Beifuß gekocht, dahinein das Kraut, und alles schmort bereits seit einer Stunde. Wär's mehr, würde ich die Jungfern einladen.'

‚Hast du alles behalten, Marthe?' fragte das Liesgen und ließ ihr Zünglein über die Lippen spazieren.

‚Ich glaub' wohl', erwiderte die Schwester und überhörte sich hinter gekrauster Stirn. ‚Und wie nennt der Herr Magister die Supp'?' fragte sie versunken.

‚Ich möchte sie wohl‘, sagte Herr Liebetrau, ‚Potage du Troubadour nennen, indem ich heute dem Kürenberger sein Lied gefunden haben. Aber die Troubadours hatten sicher schwache Gedärme und diese Suppe — nun, sie hat es in sich, und der sie ißt, hat es doppelt in sich.‘

‚Pfui, Herr Liebetrau!‘ rief Liesgen in sein Lachen.

‚Ich werde sie Hagestolzensuppe nennen, zum Zeichen, daß man sie nicht essen soll, wenn man ein empfindsam Weib hat. Für Jungfern ist sie auch nichts.‘

‚Der Herr Magister ist wieder unausstehlich‘, sagte Marthe und nahm die Schwester beim Arm. ‚Wir empfehlen uns dem Herrn Magister.‘

Herr Liebetrau brachte sie zum Ganggitter, bestellte seine Komplimente, und daß er am Sonntag kommen werde; darauf schloß er sorgfältig ab, verriegelte seine Tür, schneuzte sich und setzte den Hafen auf das Pult neben dem Folianten. Und indem er sich langsam im Lehnstuhl niederließ, nahm er Löffel für Löffel, ohne seine Augen von dem Pergamente zu erheben.

5.

Nachts hatte es zum ersten Male Frost gegeben und Herrn Kantor Güldenklangs Rosen waren noch nicht eingedeckt! Gleich am Morgen hatte er sich daher an die Arbeit gemacht in seinem Garten, der bis an die Stadtmauer reichte. Die Blätter rieselten in der verhangenen Sonnenstille müde zur Erde. Jenseits der Stadtmauer, am Bach, dessen Wehr ferne rauschte, schnatterten die Gänse. Aus dem Hause ertönte von Zeit zu Zeit, zwischen dem Klappern der Zinnteller, Marthes ruhige mütterliche Stimme, die dem fünfjährigen Güldenklang'schen Jüngsten aus der Bilderfibel vorbuchstabierte. Die Hände des Kantors waren an der Arbeit, aber seine Seele war losgelöst von irdischem Tun und spielte träumerisch über unbestimmten Tongefühlen, wie ein Vogel über brauendem, von Sonnenstäubchen durchtanztem Nebel. Als Liesgen einmal vorbeistrich und den Vater etwas fragte, gab er nur ein lächelndes Brummen von sich, wie ein im Traum Gestörter. Zuweilen richtete er sich auf und sah mit fernen, innerlich erhellten Augen ins Leere, dann schnitt er wieder mit abwesenden Bewegungen einen Rosenzweig auf zwei Augen zurück. Als er fertig war, begann es aus hellgrau gewordenem Himmel zu regnen. Der Kantor ging, die Hände auf dem Rücken, die langen Gänge im Tropfenfall auf und nieder, stieg auch einmal auf der grüngestrichenen Treppe zu dem Lusthäuschen hinauf, das auf der Stadtmauer im verblätternden Schmucke seines roten Wildweins saß, fand unten am Spalier einen goldroten Reineapfel, in den er gedankenvoll biß, und plötzlich setzte er sich in rasche

Georg Friedrich Kersting/K. D. Friedrich in seinem Atelier



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Bewegung, lief ins Haus, in seine Stube und holte mit spitz zustoßenden Fingern aus dem Klavizimbel ein kleines sauberes Thema heraus, das sich mit drei Tönen sehnsüchtig erhob, um dann in einer zarten Dissonanz wie entsagend umzubiegen.

Marthe kam gegen Mittag auf Strümpfen herein und machte in dem Porzellanöfchen Feuer; ‚der Vater saß gerade mit dem Ganskiel über dem Papier‘, sagte sie draußen; ‚das du mir lieb still bist, Adamlein!‘

Als das Feuer zu bullern und das Rohr zu singen begann, durchfuhr den Kantor erst das Gefühl, daß er schon lange gefroren habe, und er stellte sich mit geöffnetem Schlafrock vor den Ofen. Zwischen dem Tönewogen, das in ihm war, mußte er daran denken, ob wohl Marthe rechtzeitig nachlegen werde. Brannte das Feuer nieder, so war es auch gleich wieder kalt in der Stube; als ihm Seine Hochfürstliche Gnaden aus seiner neu eingerichteten Porzellanmanufaktur dieses zierliche weiße Ding mit dem Seinsheimischen Wappen verehrt hatte, war er zwar von dem Huldzeichen sehr erfreut, aber ein richtiger brauner Kachelofen von Meister Zick in der Töpfergasse wäre ihm lieber gewesen.

Marthe sorgte schon, daß das Öfchen am Bullern blieb, und als es Mittag war und die große Schüssel mit den Mehlklößen und den Backbirnen — denn es war Freitag — hereinkam, waren fünf Bogen niedergeschrieben und Herr Güldenklang lehnte sich zufrieden zurück.

Draußen rauschte stetig der Regen.

Das Kanapee lockte mit zärtlich vorgeschobener Schulter, der Kantor widerstand nicht, holte vielmehr auch noch den Tabaksbeutel mit dem aufgestickten Mohren und stopfte sich eine Pfeife ‚Double Couronne‘. Zeus thronte inmitten der Wolken mit klarer Stirn, hinter der es schöpferisch drängte; mit dem Blick auf das notenbedeckte Papier schlief er ein, im Traume noch von der Arbeit erfüllt.

So konnte er, wieder nach einer Stunde aufwachend, noch ganz von jenseitigen Harmonien umfangen, das Präludium zu Ende bringen; es war schon dämmerig, als der Kantor endlich aufstand. Nun kam erst der Siegesmarsch die Stube auf und nieder, und das Lob- und Rauchopfer aus frischgestopfter Pfeife; dann ging er mit strahlenden Augen zu den Kindern, sprach nicht, klopfte und streichelte nur liebevoll geneigte Wangen, schlug dann den Mantel um, nahm den großen roten Regenschirm mit dem messingnen Knauf und trat, ihn feierlich aufspannend, auf die Gasse. Drüben die Mauer, die das Besitztum des wunderlich-einsamen Nachbarn gegen die Außenwelt abschloß, war scheckig von Regenflecken. Unter dem Schutzdach der stets verschlossenen Pforte, über der geschrieben stand: ‚Zum

Paradeis', hockte, dicht aneinandergedrängt, eine Reihe Sperlinge, die verschlafen zirpten.

Die kurze Gasse, die das ‚Himmelreich' hieß, endete in der ‚Goldenluftgasse', die ihren Namen natürlich nur an heiteren Sonnentagen zu Recht trug. Der Kantor hätte nun nach wenig Schritten in die ‚Hirschengasse' einbiegen können, die auf den Marktplatz, gerade beim Gasthof ‚Zum Hirschen' mündete, aber da würde er Bekannte treffen, würde sprechen müssen, und dieses war ihm heute nicht lieb. Daher ging er links ab in die Gasse der Zinngießer, wo der Schein der frühen und spärlichen Lichter in den Werkstattfenstern auf Kannen und Schüsseln matt blinkte, kam dann bei der vorspringenden Ecke des Brauhauses vorüber, an der eine Steinfigur der Muttergottes hoch oben stand; ein Bräuknecht zog gerade an schnarrender Kette die Laterne hinauf. Dann kam noch der ‚Krumme Ellbogen', wo kleine Werkleute unruhig hausten, und dann trat er geradewegs auf den finsteren Kirchplatz heraus. Nur der gelbe Schein von der Studierlampe des Herrn Stadtpfarrers spiegelte sich unsicher in den Regenlachen und ganz hoch im Turm von Sankt Georg blinkte aus des Türmers und Flickschneiders Stube ein stiller Schein. Da holte der Kantor den großen Schlüssel zur Kirchentür heraus und schloß auf. Gleich neben dem Eingang stand immer die Laterne bereit, Stein und Zunder handlich daneben, freundlich erglomm das Licht und schwankte die Stiege zur Orgelbühne herauf. Wie erst die beiden Kerzen auf dem Spieltisch brannten, traten Pfeiler und Wölbungen unwillig aus der Finsternis heraus, Gerüste und Werkgerät konnten sich nicht mehr verstecken, auch die ewige Lampe vor dem Hochaltar glühte jetzt mutiger aus dem andachtversunkenen Dämmern auf. Der Geruch von frischen Steinen, Kalk und Farben mischte sich mit dem vom heiligen Dienst zurückgebliebenen Weihrauchduft. Wie Herr Güldenklang die Register zog, kam von dem Knacken aus allen Ecken das Echo.

Nicht lange, so wurde ein leichter und behender Schritt hörbar, durch die Prospektpfeifen schimmerte Licht, und ein Mädchen, mit dem flackernden Tranlämpchen in der erhobenen Rechten kam heran.

‚Grüß Gott, liebe Dorothe!' sagte der Kantor und nahm den Kopf mit den festen Flechten in die Hände. ‚Du bist wie ein Gedanke da, rasch, kaum, daß ich geschellt. Und sind doch den Turm hinunter dreiundsiebzig Stufen.'

‚Ich hörte das Schloß der Kirchtür springen', antwortete Dorothe, ‚auch hatte ich gewartet auf Euch — Ihr waret seit drei Tagen nicht hier.'

‚Mein treues Kind!' murmelte der Kantor, richtete sich dann mit einem Ruck auf und sagte: ‚Nur ein kleines Präludium, wie vom Himmel mir heute gerade in den Schoß gefallen.'

Das Mädchen huschte fort und sofort begannen die Bälge zu knarren.

Die Füße liefen über das Pedal, eine finstere Drohung grollte auf; gleich war auch das kleine saubere Thema da, das sich mit drei Tönen sehnsüchtig erhob, um dann in einer zarten Dissonanz wie entsagend sich zu beugen. Im Prinzipal schmetterte die drohende Warnung abermals, aber schon war aus den sehnsüchtigen drei Tönen ein dumpfes Aufbegehren geworden, das sich leidenschaftlich steigerte, Beistand an anderen Stimmen fand und das Recht der Menschenherzen gegen das Schicksal vertrat: ‚Was willst du?‘ fragte Gott finster; ‚ich bin das Absolute.‘ Da blühte in Oboe und Dolzian ein rührendes Flehen auf: ‚Blühe ich nicht gut, hebe ich mich nicht freudig? Wie freundlich liegt die Welt, wie lockt das freudenvolle Blut!‘ Und die holden Stimmen sangen beweglich und suchten das starre Ablehnen zu lösen, das eintönig, gleichmäßig und unerbittlich dastand, wie ein Despot, halb abgewendet. Weiße Arme legten sich auf seine Brust, seine Knie waren umfangen, zu lange schon ließ er sich das Wesen gefallen und ganz plötzlich, dreimal, mit dem Aufstampfen urgewaltiger Füße ein ‚Nein! Nein! Nein!‘ Da sank Flehen und Lieblichkeit in sich zusammen, das Absolute verschwand unter dem Donnern der Pauken und verhallte wie ein Sturmwind.

Die Registerknöpfe flogen zurück, zwei andere wurden gezogen: im Fernwerk erhob sich ein zartes Gaukeln wie von schmetterlingfeinen Engelsflügeln. Ein Reigen von Seelen, die die Welt überwanden, hob an, das Thema erhob sich mit drei Tönen sehnsüchtig, wurde umspielt, besänftigt, verklärte sich und schien ganz hingegeben dem Troste und der geistigen Freude. Aber es verschmolz nicht ganz, die Seele schien sich zur blühenden Erde mit Blicken wenigstens zu neigen; sie wurden aufgefangen von spielend stürzenden Engeln, bis die Seele sich entsagungsvoll beugte, dreimal, wie in einem dreimaligen Niederknien.

Behutsam schob der Kantor die Knöpfe ein und erhob sich. Dorothe kam heran und leuchtete ihn mit freudigen Augen an.

‚Vielleicht ist's nun zu Ende‘, sagte Herr Güldenklang.

‚Wie meint das der Herr Kantor?‘ fragte das Mädchen begierig.

Er nahm sie mit einem Arm um die Schulter und sie legte vertraulich ihre Wange an seinen Arm.

‚Auf den Noten steht unsichtbar: An Dorothe!‘ sagte er leise.

Sie drückte für einen Augenblick ihren Kopf inniger an ihn und sprach:

‚Für ein so dummes Ding.‘

‚Wie glücklich bist du doch‘, rief der Kantor, ‚in deiner Unschuld, die du Dummheit nennst!‘

Und im Innern dachte er: ‚Lieber Gott, ich habe dir etwas vorgemacht; mit dem Entsagen ist es nicht weit her.‘

‚Geht der liebe Herr Kantor schon?‘ fragte sie und spielte mit seinen Fingern. ‚Es ist ein häßlicher Abend; von der Glockenstube sah ich lange hinaus. Ich sah die Welt kaum und ahnte sie nur. Wie der Wind seufzte und der Regen in die Finsternisse stürzte! Ich muß dann immer derer denken, die kein Dach über dem Kopfe haben.‘

‚Denkst vielmehr‘, erwiderte Herr Güldenklang unmutig, ‚eines Einzigen, der aus seines Vaters Hause gegangen ist, aber nicht aus seinem Herzen.‘

Dorothe drückte einen Kuß auf seine Rechte und sagte:

‚Was soll ich Euch mein Gefühl verbergen? Seid Ihr doch der Einzige, mit dem ich von ihm sprechen kann. Daß in den Jahren nicht einmal eine Nachricht war! Denk' ich daran, daß wir zusammen aufgewachsen sind und so viel liebe Worte miteinander gewechselt haben, will mir oft scheinen, als habe er mich ganz vergessen.‘

Der Kantor schwieg und machte seine Hand los. Das Mädchen erhob ihr Gesicht zu ihm und fragte unruhevoll:

‚Oder glaubt Ihr, daß er —‘

Das Wort wollte ihr nicht aus der Kehle, der Mann atmete tief und sprach:

‚Daß er schon tot ist; nun — es ist Krieg in der Welt. Die Buben, die dem Zwange entlaufen, wie sie meinen, fallen am leichtesten in den schlimmsten Zwang, den der Soldaten. Zuweilen —‘, er brachte seine Worte mühsam heraus, ‚zuweilen denke auch ich, er liege schon irgendwo —. Mein Kind, wir wollen es Gott überlassen —. Wenn es so ist, Dorothe, wir beide müssen uns dann fester zusammenschließen.‘

‚Ich werde Euch dann doppelt liebhaben‘, sagte das Mädchen und drückte sich an ihn.

Eine betäubende Wärme stieg in seinem Herzen auf. Er sah starr auf die ewige Lampe, die in ruhiger Anbetung versunken war, und hielt das Mädchen mit einem Beben in seinen starken Armen.

‚Es ist Zeit‘, sagte er endlich undeutlich, ‚daß ich gehe. Leb wohl, Dorothe!‘

‚Bleibt noch!‘ bat sie.

‚Ich komme ja doch bald wieder‘, sagte er mit geheimnisvollem Lächeln. ‚Machen dir die Bälge nicht zuviel Mühe?‘

‚Was denkt der liebe Herr Kantor‘, antwortete das Mädchen,

‚schwebe ich so auf und ab, so ist es mir, als trage mich die Flut der Klänge.‘

Sie hielt die Laterne in den Regen hinaus, bis der Kantor nicht mehr zu sehen war; dann löschte sie dieselbe, nicht ohne nachgesehen zu haben, ob noch genug Öl in ihr war, stellte sie neben den Eingang und legte das Feuerzeug daneben. Dann stieg sie mit ihrem Lämpchen die Turmtreppe hinauf.

Herr Güldenklang aber ging eilig durch den Regen und vergaß den Schirm aufzuspannen. Sein Blut war von einer hellen Wärme erfüllt, er fühlte sich ganz jung und dachte daran, wie für ihn doch noch einmal der Frühling kommen könnte. Er fühlte sich zu Meisterwerken aufgelegt, gestaltlose aber verheißungsvolle Pläne erhoben sich in seiner Seele. ‚Vielleicht habe ich heute‘, sagte er, ‚ein sauber Stück Musik gemacht. Wer aber versteht es in seiner persönlichen Bedeutung? Will ich nicht Musik machen, indem ich mich als Teil des Ganzen fühle? Will ich nicht Diener des Volkes sein? Mir scheint, ich verliere mich wieder an die Selbstherrlichkeit. Aber ein gutes Werk ist nicht denkbar, wenn es nicht zuerst im eigenen Herzen brennend empfangen wurde. Wie kann es fühlen machen, wenn es nicht in mir gefühlt war?‘ Die Kantate stieg in ihm auf, die er der Gemeinde zu Ostern singen und spielen wollte, und er dachte an eine Auferstehung, persönlich gedeutet; an eine Auferstehung jugendlicher Träume und Taten, Auferstehung jugendlicher Liebe. ‚All das süße Feuer, das ich in mir habe, in die Musik ausströmen, sollte sie dann nicht die Herzen der Gemeinde entzünden, versunkenes Leben freischmelzen?‘ Christus erhob seine mahnende Stimme: ‚Was hat das alles mit meiner, deines Herrn und Gottes, Auferstehung zu schaffen?‘ — ‚Ja schon‘, brummte der Kantor, ‚vielleicht werde ich noch ein richtiger Ketzer.‘

(Fortsetzung folgt.)

Der Friedensvertrag und das Schicksal Europas in englischem Urteil

Von Pauline Montgelas

Es gibt Bücher, die eine Tat sind. Wenn einst das furchtbare Erlebnis dieser Jahre in eine gewisse Entfernung gerückt sein wird, wenn, erlöst vom Drucke überwältigender, sich überstürzender Eindrücke, künftige Geschichtschreiber den intellektuellen Erzeuger scheinbar plötzlicher Wandlungen festzustellen versuchen werden, so werden sie das Buch eines Engländers, das Buch von Keynes: ‚The Economic Consequences of the Peace'* nicht übersehen können. ‚Mr. J. M. Keynes' great book' nennt es Ch. Trevelyan.** Es gab dem Versailler Friedensvertrag den geistigen Todesstoß. Nicht als ob Keynes der erste gewesen wäre, der den Wahnsinn der Pariser Gewaltpolitik erkannt hat; schon lange vor ihm hatte die nüchtern und gerecht denkende Welt eingesehen, daß das elende Machwerk, das sich Frieden nennt, keinen Anspruch auf Bestand erheben kann, und längst hatten sich, insbesondere in England, Stimmen glühenden Protestes gegen die an Deutschland geübte Vergewaltigung erhoben. Es ist darum nicht allein die eindringliche und überzeugende Beweisführung der verheerenden Wirkungen des Versailler Friedens auf Deutschlands und Europas Wirtschaftsleben, die dem Buche seine durchschlagende Bedeutung verleiht, sondern vor allem der Umstand, daß das darin ausgesprochene Verdammungsurteil von einer Persönlichkeit stammt, die hinter den Kulissen die Pariser Welttragödie miterlebt hat.

J. M. Keynes, Professor der Nationalökonomie an der Universität Cambridge, war Vertreter des britischen Schatzamtes bei der Pariser Friedenskonferenz und dessen Delegierter bei dem Obersten Wirtschaftsrat der Entente. Er legte seine Stellung nieder, als jede Hoffnung auf Änderung der Friedensbedingungen schwand. Keynes nimmt nicht Stellung für Deutschland; sein Standpunkt ist einfach der der Gerechtigkeit und Vernunft. Im geistigen Kampfe, der um den Versailler Frieden entbrannt ist, handelt es sich überhaupt nicht um Sympathien für oder Antipathien gegen Deutschland; viele von den energischsten und mutigsten Verteidigern deutscher Lebensrechte sind während des Krieges Bekämpfer alldeutscher Kriegsziele gewesen. Manch einer hat Partei gegen Deutschland ergriffen, nicht allein aus nationalen Beweggründen, sondern auch, weil er ehrlich meinte, der Sieg der Alliierten würde die Verwirklichung idealer Aspirationen auf Recht und Gerechtigkeit im Völkerdasein bedeuten. Sie sind grausam enttäuscht worden, und auch Keynes spricht in den schärfsten Ausdrücken über den Verrat an den vierzehn Punkten und den in Wilsons Reden enthaltenen Verheißungen, auf Grund deren Deutschland die Waffen streckte. Im ‚Pariser Morast' sei

---

* Macmillan and Co., London 1920.

** ‚Foreign Affairs', no. 8, vol. I Febr. 1920.

das weise und großherzige Programm versunken, das am 5. November 1918 der Erfüllung nahestand, und dem alle kriegführenden Mächte ihre feierliche Zustimmung gegeben hatten. Der Krieg, der zur Verteidigung der Heiligkeit internationaler Verträge geführt worden sei, habe mit einem endgültigen Bruch der heiligsten Verträge seitens der siegreichen Verfechter dieser Ideale geendigt. Es sei dem Verfasser schwer geworden, dies festzustellen, und wie er sagt, habe er gemeint, sich zu irren, nachdem kein Protest aus den Reihen der führenden Staatsmänner Englands sich erhob. Doch er glaube, die Tatsachen zu kennen, und er entdecke kein Mißverständnis seinerseits.

Keynes wendet sich vor allem an seine Landsleute, denen er den ganzen furchtbaren Ernst der europäischen Lage vor Augen führt, denn England stehe gewissermaßen außerhalb Europas. Das sei ihm erst bewußt geworden, als er während der Dauer seines Aufenthaltes in Paris einige Male nach London kam und die Erfahrung machte, daß Europas Jammer dort nicht erkannt wurde. All die großen Probleme schienen weit entfernt, und Interesse fanden nur die eigenen Angelegenheiten. London glaubte zwar, daß Paris große Konfusion anrichte, blieb aber uninteressiert. In dieser Geistesverfassung habe das englische Publikum den Vertrag aufgenommen, ohne ihn zu kennen. Unter dem Einfluß seiner Pariser Erlebnisse sei sein Buch geschrieben; von einem Engländer, der sich aber zugleich als Europäer fühle und der unter dem Eindruck seiner Erfahrungen sich nicht desinteressieren könne von dem gewaltigen historischen Drama, das große Institutionen zerstören werde, aus dem aber auch eine neue Welt erstehen könne.

Paris sei ein Alpdruck, die Menschen dort wie krank gewesen. Man habe die Katastrophe gefühlt, die hinter der frivolen Szene lauerte. Wenn man sich inmitten der theatralischen Drappierung der französischen Staatssalons befand, frug man sich, ob die starren Gesichter Wilsons und Clemenceaus wirklich menschliche Antlitze seien und nicht die tragikomischen Masken eines seltsamen Dramas oder Puppenspiels. Die gefällten Entscheidungen schienen Folgen für die Zukunft der menschlichen Gesellschaft zu haben, aber leise Stimmen wisperten, daß die Worte niemals Fleisch annehmen würden, daß sie ohne Bedeutung und losgelöst von den Ereignissen seien.

Keynes öffnet uns die Pforten des geheimnisvollen Raumes, in dem einige wenige Männer in leichtem Konversationstone den Gang des Weltgeschehens zu bestimmen meinten. Wir werden Augenzeugen des Duells zwischen dem theoretischen Pazifisten Wilson und dem fanatischen Hasser Clemenceau, den Keynes als das bei weitem bedeutendste Mitglied des Rates der Vier bezeichnet, und in dem Clemenceau Sieger blieb.

Seitdem Wilson seine große Botschaft gesprochen und als Bringer neuer Ideale, umjubelt von der begeisterten Zustimmung der Völker, den europäischen Boden betreten hatte, waren Raub- und Rachsucht am Werke gewesen, um nicht allein den besiegten, sondern auch den siegreichen Nationen die tragische Enttäuschung zu bringen. Die Enttäuschung ist nunmehr

Gewohnheit geworden, und die Menschheit entsinnt sich kaum mehr, was ihr Herrliches versprochen wurde. Wilsons Programm ist ad acta gelegt, und wir Zertretene sind viel zu mürbe und elend, um den erschütterndsten Widerspruch aller Zeiten zwischen Wort und Tat in seinem ganzen Umfang zu erfassen. Nur die entsetzliche Tatsache des Betrugs lastet auf unseren wunden Schultern. Und doch bleibt Wilson ein psychologisches Rätsel für alle diejenigen, die nicht den einfachen Standpunkt vertreten, alles sei nur schöne Redensart gewesen, nur heuchlerische Verkleidung eines von Beginn des Weltkrieges an gegen uns gerichteten Vernichtungswillens. So einfach liegen die Dinge nicht, und Keynes' glänzende Charakteristik erlaubt uns, klareren Einblick in die Persönlichkeit eines Mannes zu erlangen, der so groß erschien, so Erhabenes in Aussicht stellte und so jammervoll umfiel. Mit meisterhafter Geschicklichkeit haben die Pariser Drahtzieher es vermocht, den von guten Absichten erfüllten Präsidenten zu umgarnen, der ‚weder ein Held noch ein Prophet, nicht einmal ein Philosoph' gewesen ist. ‚Als blinder und tauber Don Quichote trat er in die Höhle ein, wo die scharfe und glitzernde Klinge in den Händen seiner Gegner sich befand.' Man hatte erwartet, Wilson würde ein fertiges Schema für den Völkerbund und die Verwirklichung seiner vierzehn Punkte bringen, aber der Präsident hatte nicht überdacht, wie die vom Weißen Hause herabgedonnerten Gebote Leben annehmen könnten. Er hätte über jedes einzelne eine Predigt halten und Gott um Erfüllung anflehen können, aber er wußte nicht, wie sie auf Europas Lage anzuwenden seien. Er war nicht allein schlecht informiert — Lloyd George sei es auch gewesen —, aber sein Geist war langsam und nicht anpassungsfähig. Sein Stab war unerfahren in öffentlichen Geschäften und wußte bis auf einige Ausnahmen ebensowenig von Europa wie Wilson selbst. Die ‚anormale Reserviertheit seines Wesens' erlaubte keine Menschen neben sich, die Anspruch auf Gleichberechtigung erheben konnten und dauernden Einfluß gewannen. Auch der weit erfahrenere Colonel House trat immer mehr in den Hintergrund. So wurde der arme Präsident das Opfer seines zynischen Gastgebers und des intelligenten und beweglichen Lloyd George. Mit raffinierter Gewandtheit gelang es ihnen, ihren Machtgelüsten und Rachegedanken ein Mäntelchen umzuhängen, das dem naiven Sinn Wilsons seine Niederlage verbarg. Als Puritaner, denn als solchen stellt ihn Keynes dar, hielt er sich streng an seine Prinzipien. Er wollte nichts tun, was nicht ehrenhaft und gerecht sei; anstatt in irgendeinem Punkte nachzugeben, um das Wesen zu retten, klammerte er sich an den Buchstaben seiner vierzehn Punkte, deren Inhalt das Spiel kasuistischer Auslegung und Selbstbetrug wurden. In seiner Schlauheit schluckte Clemenceau auch die Liga der Nationen, auf die Wilson sein ganzes Hoffen setzte. Würde er sich von der Konferenz zurückziehen — es gab ja einen Augenblick, da er zornerfüllt die Bereithaltung des ‚George Washington' zur Heimkehr befahl —, so wäre seine Liga gefährdet und der endliche Friede könnte dann noch schlechter aussehen, als wenn er durch

seine Gegenwart versuchen würde, ihn so gut zu gestalten, wie es eben die begrenzten europäischen Verhältnisse zuließen. Der Präsident war im Hexenkessel des Quai d'Orsay ein vereinsamter Mann. Seine Popularität war im Schwinden begriffen, in der Pariser Presse wurde er verhöhnt, seine Gegner zu Hause schufen eine Atmosphäre gegen ihn, und England blieb kalt und kritisch. Seine Umgebung hatte er aber so geformt, daß andere Strömungen nicht zu ihm dringen konnten. Und der ‚deutsche Schrecken' bestand noch und machte selbst das ihm sympathisch gesinnte Publikum vorsichtig. Wilson soll ganz besonders vorsichtig gewesen sein gegen den Vorwurf, ‚deutschfreundlich' zu sein. Er kapitulierte vor einem ‚Meisterstück sophistischer Art', und sein Gewissen war beruhigt. Keynes glaubt, daß der Präsident trotz allem Paris als aufrichtiger Mann verließ, und daß er bis zum heutigen Tage überzeugt ist, der Vertrag weiche im wesentlichen nicht von seinem Programm ab.

Die letzte tragische Episode des Dramas soll die Antwortnote von Graf Brockdorff-Rantzau gewesen sein. Die deutsche Antwort berief sich auf die gegebenen Versicherungen und wies nach, daß der Vertrag nicht in Einklang mit dem Programm der vierzehn Punkte zu setzen sei. Das konnte aber der Präsident nicht zugeben, denn vor Gott habe er nichts getan, was nicht gerecht gewesen sei. Würde er die Richtigkeit der deutschen Antwort anerkennen, so war seine Selbstachtung dahin und das innere Gleichgewicht seiner Seele zerstört. So kam es, was vor einigen Monaten niemand für möglich gehalten hätte: Clemenceaus Vorschlag, die Deutschen nicht anzuhören, wurde angenommen. Lloyd George soll im letzten Augenblick für Änderung der Friedensbedingungen eingetreten sein. Zu seinem Entsetzen entdeckte er jedoch, daß er in fünf Tagen den Präsidenten nicht davon überzeugen konnte, daß all das, was er ihm in fünf Monaten als richtig dargestellt hatte, nun unrichtig sein sollte. Wilson war nicht mehr umzustimmen. Er lehnte jede Milderung des Friedensvertrages ab.

Heuchler! wird mancher bei Keynes' Schilderung ausrufen. Nein, nicht Heuchler, nur ein weltfremder, schwacher Mann, auf dem die größte Verantwortung lag, die je einem Sterblichen zuteil wurde, und der er nicht gewachsen war. Er war der Träger einer großen Idee gewesen, auf die in trostloser Nacht eine verzweifelte Menschheit als Rettung hinaufgeblickt hatte. Um seine Idee zu verwirklichen, hatte er sich mit Kräften verbunden, die böse waren. Mit Belzebub hatte er den Teufel ausjagen wollen. Er wurde durch eine Macht besiegt, die er zu vernichten glaubte. Seine Beschränktheit verhinderte ihn, die Tiefe seines Sturzes gewahr zu werden. Eigensinn und Eitelkeit taten das Ihrige, um ihm vor der Karikatur seines Gedankens Selbstberuhigung und Selbstachtung zu verschaffen. Nicht Betrüger, sondern Selbstbetrogener. Er ist gefallen! Seine Idee jedoch wird als Ausdruck von Menschheitshoffen weiterleben, wenn längst die Machttheorien seiner Partner Schiffbruch gelitten haben werden.

Keynes' Buch behandelt die wirtschaftliche Seite des Friedensvertrages.

Er zeigt die vernichtenden Folgen, die der Versailler Frieden für Deutschland und den übrigen europäischen Kontinent haben müsse, denn das kontinentale Europa bilde eine Einheit und werde auch zusammen fallen. Als Einleitung führt er aus, daß der große Faktor des Europas vor dem Kriege seine wachsende Bevölkerungszahl gewesen ist, für deren Lebensunterhalt ein äußerst komplizierter Apparat in Bewegung gesetzt werden mußte, und dessen kontinentale Zentralstütze Deutschland war. Die Balanzierung zwischen steigender Volkszahl und Austausch von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Industrieerzeugnissen war nur möglich, wenn einerseits die arbeitenden Klassen aus Unkenntnis und Machtlosigkeit und unter dem Einfluß von Gewohnheit, Konvention und Autorität nur einen sehr geringen Anteil vom Kuchen (Keynes gebraucht diesen Vergleich) beanspruchten, andererseits ein großer Teil des verfügbaren Kapitals in immer neuen Unternehmungen angelegt wurde. Der Kuchen durfte nicht konsumiert werden, er mußte wachsen. Die Nichtkonsumierung desselben führt Keynes auf puritanische Instinkte zurück. Der Kuchen war auch sehr klein, und seine Aufteilung hätte nicht alle befriedigen können. Sollte er jedoch im Verhältnis zu der von Malthus vorhergesagten Bevölkerungszunahme wachsen, so würde er vielleicht einmal groß genug sein, um kommende Generationen in den Genuß der Arbeit treten zu lassen. Das Prinzip der Anhäufung von Gütern auf Basis der Ungleichheit war Bestandteil der Gesellschaftsordnung. Der Krieg machte einen Strich durch die Rechnung, indem er die Möglichkeit der Konsumierung allen und einigen wenigen die Eitelkeit des Verzichts auf Verbrauch eines Teils des Erträgnisses enthüllte. Der Bluff war entdeckt. Die arbeitenden Massen sind nicht mehr willig, so reichlich wie früher an der Erzeugung der Güter mitzuwirken, und die kapitalistischen Klassen haben das Vertrauen in die Zukunft verloren; sie wollen jetzt ihre Freiheit als Konsumenten genießen, solange es geht, und beschleunigen dadurch die Stunde der Konfiskation.

Ein Teil des Überflusses am Kapital der Alten Welt fand ferner Verwendung in der Entwicklung der Bezugsquellen der Neuen Welt, auf die Europa für die Instandhaltung seiner Industrie und die Ernährung seiner Bevölkerung angewiesen war. Als die Reichtümer des jungfräulichen Bodens Amerikas zu fließen begannen, war dessen Bevölkerungsziffer noch verhältnismäßig gering. Im Jahre 1890 hatte Europa eine Bevölkerung, die dreimal diejenige von Nord- und Südamerika überwog. Doch schon im Jahre 1914 entsprach in den Vereinigten Staaten der heimische Konsum beinahe der Produktion an Getreide, und die Zeit schien nahe, daß ein Export an Getreide nur in Jahren besonders günstiger Ernte möglich sein werde. (Seit 1914 hat die Bevölkerung der Vereinigten Staaten noch um sieben bis acht Millionen zugenommen.) Vor dem Kriege wurden jedoch Zentral- und Westeuropa aus Rumänien und Rußland ernährt, und wenn auch auf der Welt weniger Getreide verfügbar war, so machte sich der Ausfall noch nicht fühlbar, solange der notwendig gesteigerte Preis für dasselbe mit erhöhter Arbeitsleistung gezahlt werden konnte.

Der Krieg hat das System erschüttert und brachte das Leben Europas in Gefahr. Ein großer Teil des Kontinents war erschöpft und sterbend, genügende Nahrung nicht mehr vorhanden, das Transportwesen zerstört. Aufgabe der Friedenskonferenz wäre es gewesen, nicht allein ihr Wort einzulösen und der Gerechtigkeit zu genügen, sondern auch die Existenzbedingungen wieder herzustellen und die Wunden zu heilen. Statt dessen wurde ein Carthagischer Friede dem Besiegten aufgezwungen.

Im vierten Kapitel bespricht Keynes die Artikel des Versailler Vertrages, die die systematische Vernichtung des deutschen Wirtschaftslebens zum Zwecke haben: Auslieferung der Handelsflotte, Verlust der Kolonien, Konfiskation deutschen Eigentums in den Kolonien, in Elsaß-Lothringen, in den Staaten der Entente, in Österreich, Ungarn, Rußland, China, Türkei und Bulgarien; ferner den Verlust des Saargebietes und Oberschlesiens, die Kohlenlieferungen an Frankreich und Italien, den Ausfall an Erzen durch Abtretung Lothringens, die Zerstörung und einseitige Bindung des deutschen Verkehrswesens und Tarifsystems. Nichts wurde übersehen, was zur Verelendung Deutschlands führen und seine Wiederaufrichtung verhindern kann. Dieses also zugerichtete Deutschland wurde hierauf verurteilt, ungezählte Milliarden an Kriegsentschädigung zu zahlen.

Das fünfte Kapitel legt ausführlich an der Hand statistischer Zahlen Deutschlands finanzielle Leistungsfähigkeit dar, beweist die Unmöglichkeit, die alles Maß übersteigenden Forderungen der Entente zu erfüllen, und gibt eine genaue Berechnung der wirklichen Verluste Frankreichs und Belgiens. Die ins Ungeheuerliche gesteigerten Ansprüche auf Kriegsentschädigung sollen erst im Laufe der Zeit entstanden sein. Bei Abschluß des Waffenstillstands hätte keine verantwortliche Stelle der Entente anderes erwartet als Entschädigung für direkte Schäden infolge der Invasion und des Unterseebootkrieges. Wir vernehmen auch, daß damals ernstliche Zweifel bestanden, ob Deutschland die harten Bedingungen des Waffenstillstandes annehmen würde; man wollte die Fortführung des Krieges nicht riskieren, indem man Geldkontributionen verlangte, die die öffentliche Meinung nicht erwartete, und deren Eintreibung man für unmöglich hielt. Frankreich allein soll einen anderen Standpunkt eingenommen haben. Einen Monat später sei die Situation verändert gewesen; man hatte erkannt, wie hoffnungslos Deutschlands Lage war. Dann begann Lloyd Georges Wahlkampagne. Aus persönlichem Ehrgeiz, um den politischen Block zu retten und um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, wurden Neuwahlen ausgeschrieben. Keynes sagt uns, daß Lloyd George persönlich vernünftig war; erst allmählich soll er durch die Atmosphäre, die ihn umgab, zu den wahnwitzigen Forderungen gedrängt worden sein. ‚Hanging the Kaiser' und phantastische Zahlen wurden der noch kriegswütigen Menge als Köder vorgeworfen. In Paris begannen sodann die endlosen Kontroversen und Intrigen, die zur endgültigen Fassung der von Deutschland geforderten Kriegsentschädigungen und zur Einsetzung der uns zu Fronsklaven machenden

Wiedergutmachungskommission führten. Keynes zweifelt, ob irgend ein Teilnehmer an diesen Diskussionen ohne Scham auf sie zurückblicken kann.

Voll sittlicher Entrüstung wendet er sich gegen eine Politik, die Deutschland für Generationen zur Knechtschaft verurteilt, das Leben von Millionen menschlicher Wesen degradiert und eine ganze Nation daran verhindern möchte, Glücksmöglichkeiten zu erlangen. Diese Politik wäre auch dann scheußlich und hassenswert, wenn sie andere reich machen könnte und wenn sie nicht den Untergang der Zivilisation bedeuten würde. Einige hätten diese Politik im Namen der Gerechtigkeit verlangt. In den großen Ereignissen der Geschichte und in den komplizierten Windungen des Schicksals von Nationen sei Gerechtigkeit klarzustellen nicht so einfach. Und wenn es einfach wäre, so verbieten Religion und Völkermoral, an Kindern von Feinden die Übeltaten der Eltern und Beherrscher zu rächen.

Der Rat der Vier beschäftigte sich in keiner Weise mit dem Wiederaufbau Europas. Clemenceau war nur darauf bedacht, das Wirtschaftsleben seiner Feinde zu vernichten, Lloyd George wollte irgend etwas nach Hause bringen, und Präsident Wilson war bestrebt, nichts zu tun, was er nicht für gut und richtig hielt. Es sei eine merkwürdige Tatsache, daß das fundamentale ökonomische Problem eines hungernden und zugrunde gehenden Europas die einzige Sache war, auf die die Aufmerksamkeit der Vier zu lenken unmöglich schien. Entschädigung sei der einzige Streifzug ins wirtschaftliche Gebiet gewesen. Die Frage wurde vom theologischen und politischen Standpunkt aus behandelt, als Frage der Wahlschikane, von allerhand Gesichtspunkten aus, nur nicht vom Standpunkt der wirtschaftlichen Zukunft von Staaten, deren Schicksal ihnen ausgeliefert war.

In düsteren Farben malt Keynes die Lage nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europas. Der Ausfall an Produktion, der Zusammenbruch des Transportwesens, die Unmöglichkeit, aus Übersee die notwendigen Zufuhren zu erhalten. In allen Ländern fände eine Entwertung des Geldes statt. Allgemeines Schiebertum. Der Prozeß des Gütergewinns arte in Spiel und Lotterie aus.

Die schwarze Schilderung europäischer Zustände trifft nach Keynes nicht auf England zu. Wohl möge man auch hier am Vorabend großer Veränderungen in der industriellen und sozialen Struktur stehen, aber es seien keine Anzeichen einer Katastrophe vorhanden; es bestände nicht die Wahrscheinlichkeit eines gesellschaftlichen Umsturzes. Der Krieg habe England verarmt, aber nicht ernstlich. Er glaube, daß das Nationalvermögen im Jahre 1919 dem des Jahres 1900 gleichkomme. Die Verminderung der Produktion und das Defizit des Budgets seien nicht derart, daß sie das wirtschaftliche Leben desorganisieren, oder daß starke und vorsichtige Staatsmänner sie nicht bemeistern könnten. Die Produktion sei durch Einführung des Achtstundentages vorübergehend herabgemindert worden, aber der englische Arbeiter würde in der kürzeren Arbeitszeit ebensoviel produzieren, wenn er mit seinen Existenzbedingungen zufriedengestellt werden könne. Doch auch

für England beständen die grundlegenden Probleme, die der Krieg aufgeworfen habe. Die wirtschaftlichen Motive und Ideale der früheren Generation genügten uns nicht mehr; neue Wege müßten gefunden werden, damit aus den Wehen der Zeit eine industrielle Wiedergeburt erstehe. Dies sei ein Element. Das andere Element wäre die Verteuerung des Lebensunterhaltes, hervorgerufen durch die Abnahme der Naturerzeugnisse gegenüber einer wachsenden Volkszahl. Diese Tendenz wäre besonders verhängnisvoll für das größte Industrieland, das am meisten auf die Zufuhr von außen angewiesen sei. Jedes Zeitalter jedoch habe solche Probleme zu lösen gehabt, und sie seien anderer Natur als die furchtbare Not Europas. England müsse auf Rußland, die Türkei, Ungarn und Österreich blicken, wo das entsetzlichste Elend herrsche. Gegenüber Hungersnot, Kälte, Krankheit, Krieg, Mord und Anarchie wäre es Englands Pflicht, Hilfe zu bringen. Die Gelegenheit sei in Paris versäumt worden, dies Unheil sei nicht mehr gutzumachen. Große Entbehrungen und große Risikos wären unvermeidlich. Es müsse aber versucht werden, den fundamentalen wirtschaftlichen Tendenzen eine Richtung zu geben, damit Wohlstand und Ordnung wieder einkehren können, anstatt immer tiefer ins Unglück zu stürzen.

Für alle, denen es klar sei, daß der Friede von Versailles nicht durchzuführen ist, schlägt Keynes ein neues Programm vor:

1. Revision des Vertrags. 2. Regelung der Frage gegenseitiger interalliierter Verschuldung. 3. Internationale Anleihe und Reform des Wechselkurses. 4. Aufnahme von Beziehungen von Zentraleuropa zu Rußland.

Zu Punkt 1, Revision des Friedensvertrages, beantragt Keynes die Festsetzung einer Summe von vierzig Milliarden Mark als Entschädigung für Kriegsverluste und als Unterhaltungskosten für die Besatzungsarmee bei Anrechnung von zehn Milliarden für auszuliefernde Handelsschiffe, Kabels, Kriegsmaterial, Staatseigentum in den abzutretenden Gebieten. Die übrigen dreißig Milliarden hätte Deutschland von 1923 an zinslos in jährlichen Raten von einer Milliarde auszubezahlen. Die Wiedergutmachungskommission sei aufzulösen oder der Liga von Nationen anzugliedern. Deutschland und die neutralen Staaten müßten darin vertreten sein. Deutsches Eigentum im Ausland dürfe nicht weiter enteignet werden. Dann verlangt Keynes den Verzicht auf eine Entschädigungssumme seitens Deutschösterreichs. Was die Kohlenlieferungen betrifft, so solle Deutschland verpflichtet bleiben, Frankreich während zehn Jahren Kohlen zu liefern als Ersatz für die Erträgnisse der zerstörten Bergwerke in den Nordprovinzen, doch dürfe die Lieferung nicht zwanzig Millionen Tonnen jährlich in den ersten fünf Jahren und acht Millionen in den weiteren fünf Jahren übersteigen. Diese Verpflichtung würde aber hinfällig, falls Oberschlesien als Ergebnis der Volksabstimmung dauernd Deutschland verloren ginge. Das Saargebiet müsse nach zehn Jahren bedingungslos an Deutschland zurückfallen. Sollte jedoch Frankreich sich verpflichten, von diesem Zeitpunkt an Deutschland Eisen aus Lothringen zu liefern, so hätte Deutschland seinerseits Frankreich

auch weiterhin mit Saarkohle zu versorgen. Der Artikel des Friedensvertrages, der sich auf die Volksabstimmung in Oberschlesien bezieht, könne bestehen bleiben; doch sollten die Alliierten erklären, daß nach ihrem Dafürhalten die wirtschaftliche Lage Deutschlands die Beibehaltung der oberschlesischen Kohlenreviere verlange, außer im Falle, daß der ausgesprochene Wille der Einwohner sich entschieden dagegen auflehne. Die Kohlenkommission wird ebenfalls dem Völkerbund unterstellt und erhält einen allgemeinen Charakter. Unter den Auspizien des Völkerbundes soll auch eine Freihandelvereinigung geschaffen werden. Deutschland, Polen, die neuerstandenen Staaten der früheren Donaumonarchie, die Türkei und die Mandatarstaaten wären auf zehn Jahre verpflichtet, dieser Vereinigung beizutreten. Nach Ablauf dieser Zeit sei ein weiteres Verbleiben freiwillig. Der Beitritt der anderen Staaten erfolge von Anfang an auf freiwilliger Basis.

Bei Punkt 2, der Deutschland nur indirekt berührt, appelliert der Verfasser an die Großmut der Vereinigten Staaten und schlägt die Annullierung sämtlicher gegenseitiger Kriegsschulden unter den Ententeländern vor.

Zu Punkt 3, einer internationalen Anleihe für alle kriegführenden Staaten des kontinentalen Europas, die feindlichen mit einbegriffen, erwähnt Keynes die Abneigung der Vereinigten Staaten, noch weiterhin Geld an die Regierungen Europas zu leihen. Auch er würde an Stelle Amerikas keinen Pfennig mehr hergeben zur Verfolgung einer Politik, die, ungeachtet des Umfalls des Präsidenten, von den Amerikanern abgelehnt werden müsse. Er hoffe jedoch, daß im Laufe des Winters (das Buch erschien im November 1919) die Seele der europäischen Völker sich von den falschen Götzen abwenden, und daß Amerika ihnen dann in anderer Form zu Hilfe kommen werde.

Punkt 4 behandelt das Problem: Rußland. Gewisse Ententekreise hätten große Angst vor einer militärischen Allianz zwischen Deutschland und Rußland. Eine solche Allianz sei jedoch nur möglich, wenn in beiden Ländern die Reaktion siegen würde. Noch größere Angst bestehe indes vor dem Bolschewismus, der aber nur durch die Unterstützung der Reaktion in Rußland bekämpft werden könne. Derselbe Widerspruch zeige sich in der Haltung gegenüber der jetzigen Regierung Deutschlands. Man habe Angst, sowohl vor dem Spartakismus als auch vor der Reaktion. Die am Ruder befindliche gemäßigte Regierung wurzele in der deutschen Einheit, und Paris hege noch immer die Hoffnung, diese Einheit zu zerstören. Es verpasse daher keine Gelegenheit, um die deutsche Regierung zu schmähen, ihr Prestige herabzusetzen und ihren Einfluß zu schwächen, obgleich doch alle konservativen Interessen Europas an der Stabilität dieser Regierung interessiert seien. Zu der französischen Politik gehöre es auch, ein starkes militärisches Polen zwischen den ‚Aschen Rußlands und den Ruinen Deutschlands' zu errichten. Dieselbe Rolle würde es auch gern Rumänien zuerkennen, wenn dieses nur etwas mehr den äußeren Schein wahren würde. Polen sei jedoch eine ‚wirtschaftliche Unmöglichkeit', wenn bei seinen großen

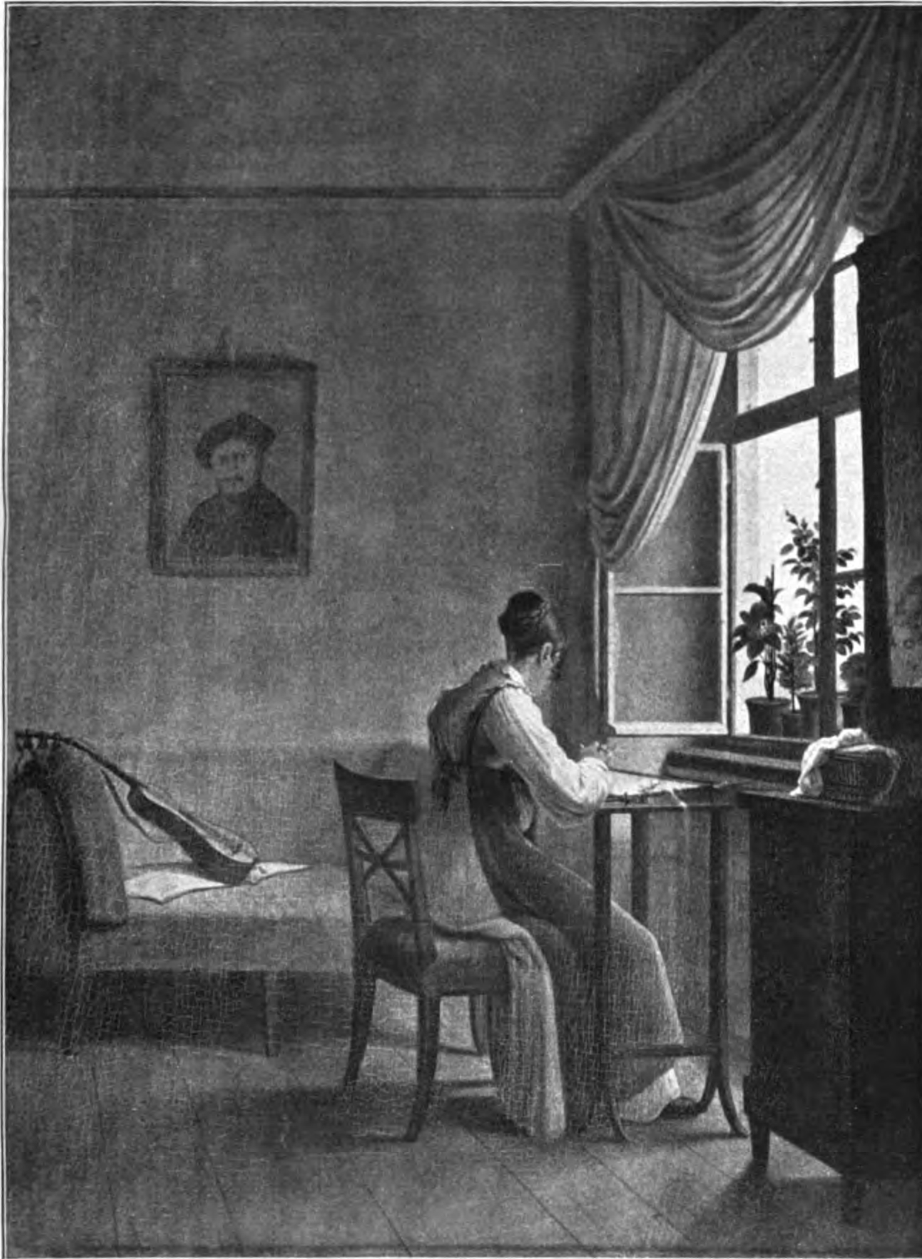
Nachbarn nicht Ordnung und Wohlstand herrschen. Sollte auch Polen einmal finden, daß die einschmeichelnde französische Politik nur reine Großsprecherei, daß kein Geld und auch keine Glorie zu holen sei, dann würde es so rasch wie nur irgend möglich sich in die Arme von jemand anderem werfen. An Stelle verrückter Träume und kindischer Intrigen in Rußland und Polen solle etwas Solides treten. Die deutsche Regierung hat sich am 30. Oktober 1919 zu einer Politik der Nichtintervention in die internen Angelegenheiten Rußlands bekannt. Vorausgesetzt, die Entente würde, wenigstens aus praktischen Rücksichten, dieselbe Haltung einnehmen, so stelle sich die Frage, wie sich die künftigen wirtschaftlichen Beziehungen Zentraleuropas zu Osteuropa gestalten sollen.

Vor dem Kriege importierte West- und Zentraleuropa eine große Menge Getreide aus Rußland. Seit 1914 konnte dieser Ausfall nur ersetzt werden durch ein Zurückgreifen auf Reserven, sowie durch Getreide aus Nordamerika, das zu einem garantierten Preis geliefert wurde. Nach 1920 wird das Bedürfnis nach russischem Getreide noch größer sein, da der garantierte Preis für die Zufuhr aus Nordamerika nicht mehr gelte, die Nachfrage nach heimischer Produktion wegen Vermehrung der Bevölkerung drüben ständig wachse und der europäische Boden seine frühere Ertragsfähigkeit noch nicht wieder erlangt habe. Die Blockade Rußlands sei töricht und kurzsichtig, denn indem Rußland blockiert werde, blockiere Europa sich selbst. Die daniederliegenden russischen Produktionskräfte können jedoch nur durch deutschen Unternehmungsgeist und deutsche Organisation ins Leben gerufen werden. Aus geographischen und auch aus anderen Gründen seien England, Frankreich und Amerika nicht in der Lage, das gleiche Werk in gleichem Umfang zu vollbringen. Es sei im Interesse der Entente, den Tag näherzurücken, an dem deutsche Agenten und Organisatoren an der Arbeit sein werden, in jedem russischen Dorfe den ökonomischen Impuls zu geben. Abgesehen von der Frage, ob kommunistische Formen auf die Länge dem russischen Temperament zusagen oder nicht, könne auch mit einiger Gewißheit vorausgesagt werden, daß das wirtschaftliche Wiederaufleben Rußlands den extremen Tendenzen der Gewalt und Tyrannei nicht gerade förderlich ist, denn diese seien die Folgen von Krieg und Verzweiflung. Die Entente müsse Deutschland behilflich sein, wieder seinen Platz einzunehmen als Schöpfer und Organisator des Wohlstandes seiner östlichen und südlichen Nachbarn. Selbst wenn keine moralische ‚Solidarität' zwischen den sich am nächsten verwandten Rassen Europas bestünde, so wäre eine ökonomische Solidarität vorhanden, die nicht übersehen werden kann. Es gebe nur einen Weltmarkt. Wenn es Deutschland nicht erlaubt würde, in wirtschaftlichen Austausch mit Rußland zu treten, so müsse es seine Nahrung aus der Neuen Welt holen, wodurch der Ernst des Problems noch erhöht werde. Keynes bringt noch ein weiteres Argument gegen eine Politik, die einen wirtschaftlichen Ring um große Länder legen möchte. Er erwähnt die revolutionäre Gefahr des Umsturzes, die er zwar nicht als unmittelbar

drohend ansieht. Aber der Bankerott und der Niedergang Europas könne einen langen Prozeß bilden, und auf die Länge würde er niemanden unberührt lassen. Noch sei es Zeit, die Richtung zu revidieren und die Welt mit neuen Augen anzusehen. Für die nächste Zukunft sorge der Gang der Ereignisse, und das Schicksal Europas sei in keines Menschen Hand. Die Ereignisse der kommenden Jahre würden durch verborgene Strömungen bestimmt, die unter der Oberfläche der politischen Geschichte fließen, und deren Ausmündung niemand vorhersagen kann. Doch die verborgenen Strömungen könnten durch Änderung der öffentlichen Meinung beeinflußt werden. Die Mittel hierzu seien Wahrheit, Entschleierung von Illusionen, Verschwinden von Haß, Erweiterung menschlichen Mitgefühls und Belehrung des menschlichen Geistes.

Obgleich hohe sittliche Gründe mitsprechen, stützt Keynes sein Verdammungsurteil der Pariser Politik doch fast ausschließlich auf wirtschaftliche Argumente. Der wirtschaftliche Standpunkt, den er einnimmt, ist wohl auch der Grund, warum er die uns durch den Vertrag zugefügte nationale Erniedrigung und auch die politisch rechtliche Seite desselben außer acht läßt. Es ist aber verwunderlich, daß die wirtschaftlichen Konsequenzen des Anschlußverbotes Deutschösterreichs an das Reich unberücksichtigt geblieben sind. Ueber manche Ausführungen und manche Vorschläge Keynes werden die Ansichten auseinandergehen. Jedem von Haß nicht verblendeten Menschen muß jedoch nach dem Lesen des Buches der ganze Irrwahn der Pariser Politik klar einleuchten. Und wer sich des furchtbaren Ernstes der Stunde bewußt ist, wird mit Entsetzen erfahren, in welchem Abgrund von Frivolität nicht bloß Deutschlands, sondern der ganzen Menschheit Schicksal behandelt wurde.

Wir Deutsche aber, die die größten Leidtragenden sind, wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet. Nicht allein, weil wir hoffen und auch spüren, daß sein Buch nicht ohne Wirkung für unsere Zukunft bleiben wird, sondern weil er für Gerechtigkeit eintritt, die jetzt auf unserer Seite kämpft; Gerechtigkeit, die zugleich Vernunft ist und die nicht allein uns, sondern auch Europa Rettung vor drohendem Untergang bringen wird.



Georg Friedrich Kersting/Stube mit Stickerin



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Gedichte von Fridolin Hofer

Jugend.

O du einer blühenden Jugend
Vorwärtsdrängen und Träumen und Hoffen!
Lebend und sterbend sind dir die Türen,
Die zu allen Himmeln führen,
Sperrangelweit offen.

Frühlingstraum.

Sieh, überall sind Harfen aufgehängt
An Baum und Berg, und ihre Silberstränge,
Drin wunderbar sich Gottes Hand verfängt,
Verströmen mild die herrlichsten Gesänge.

Heimatlicher Berg.

Wenn sich die Nebelschlange wälzt im Tal,
Den feuchten Bauch an deine Flanken lehnend,
Sonnst du den Rücken, Berg, im milden Strahl
Und atmest leicht und frei, dich wohlig dehnend.

Dann schaust du neidlos, ohne Rang und Ruf,
Empor zu den gewaltigen Hochlandriesen
Und freust dich deines Korns und deiner Wiesen
Und bist so schön und groß, wie Gott dich schuf.

Im Blitzzug.

Felder endlos an Felder gereiht,
Tauchend wie aus der Ewigkeit,
Sichtbar sterblichem Blick, in die Zeit.
Aber im Kommen schon fluchtbereit
Fallen sie schwindend, fern, endlos weit
Wieder anheim der Ewigkeit.

Ewiger Dauer.

Was Toren und Weise geschrieben,
Die Zeiten spühlen es fort.
Wie golden in Erz getrieben
Strahlt ewig das eine Wort:
Gott!

Die moderne Religionswissenschaft und die Philosophie der Werte

Von Heinrich Getzeny

Die moderne Religionswissenschaft, soweit sie nicht psychologisch vorgeht, bedient sich in erster Linie der philologisch-historischen Methode. Diese Methode ist vor allem für die antiken Religionen notwendig, da ihre Überlieferung nur ein einziges großes Trümmerfeld darstellt. So sind denn ihre namhaftesten Erforscher wie Usener, Albrecht Dietrich, Wünsch, Reitzenstein, Norden, Weinreich, der ganze Kreis, der sich um das Archiv für Religionswissenschaft gebildet hat, in erster Linie Philologen. In minutiöser Kleinarbeit und strengster, philologischer Exaktheit haben sie aus Papyrusfetzen und Inschriften und den kargen Zeugnissen der Schriftsteller einen achtenswerten Teil der antiken Religionsformen rekonstruiert.* Es ist nur allzu begreiflich, wenn diese Männer der exakten Methode einer andern Betrachtungsart der in der Geschichte aufgetretenen religiösen Erscheinungen völlig ablehnend gegenüberstehen: der Philosophie. So schreibt Otto Weinreich in seiner neuesten interessanten Schrift über die Sarapisreligion:** ‚Der Religionsphilosophie mag es erlaubt sein, auf den Höhen reiner Spekulation unbeschwert von allem Kleinkram zu schweben; wer aber Religionsgeschichte, zumal die vergangener Zeiten, erkennen will, der muß sich erst mühsam den Weg der philologischen Kleinarbeit bahnen, muß disiecta membra sammeln und sichten und in scharfer Einzelinterpretation erklären.‘

Dieser Ausschluß der Philosophie aus der wissenschaftlichen Religionsforschung ist vollkommen berechtigt, wenn man jene Art von Philosophie im Auge hat, wie sie im Laufe ihrer Geschichte fast ausnahmslos betrieben wurde, wie sie vor allem im deutschen Idealismus von Fichte und Hegel ihren Prototyp gefunden hat: die konstruktive Philosophie; jene Philosophie, die die Tatsachen vergewaltigt, um sie in ihr System zu spannen, die über die Dinge räsoniert, die nicht sagt was ist, sondern was sie haben möchte. Die Hegelsche Methode der Religionsphilosophie, von der die Feuerbachsche nur die materialistische Spielart darstellt, ist mit ihrer Konstruktion eines dialektischen Entwicklungsschemas der gesamten Geistesgeschichte so falsch als nur möglich, mag Hegel selbst im einzelnen dank seiner einzigartigen Ein- und Nachfühlungsgabe manche feinen und richtigen Beobachtungen religiöser Phänomene gemacht haben.

Allein die konstruktive Philosophie ist nicht die einzige Art des Philosophierens. Sie war es nie, denn immer gab es hinter und unter der allgemein

* Erfreulicherweise nimmt die Schätzung dieser Arbeit auch auf katholischer Seite mehr und mehr zu, wie vor allem die feine Verarbeitung ihrer Ergebnisse im zweiten Bändchen der Ecclesia Orans, O. Casel, das Gedächtnis des Herrn in der altchristlichen Liturgie, zeigt. Einen Forscher ersten Ranges auf diesem Gebiete besitzt die kath. Theologie in Dölger.

** Neue Urkunden zur Sarapisreligion, Tübingen (Mohr) 1919, S. 11.

sichtbaren Systemphilosophie eine ganz andersartige Unterströmung, — ich nenne nur die Linie, die von der Scholastik her über Leibniz, Bolzano, Lotze, Brentano zu Meinong und Husserl führt, und sie ist es heute erst recht nicht mehr, da seit nunmehr 20 Jahren* methodisch bewußt eine Philosophie betrieben wird, die alles Konstruieren von sich abweist: die Phänomenologie der Husserlschen Schule.** Die Eigenart der phänomenologischen Philosophie besteht darin, daß sie nicht Metaphysik treibt, also etwa wie Hegel als das letzte Wirkliche die Vernunft behauptet, oder wie der Materialismus die Welt als Materie erklärt, sondern sie untersucht das rein ideale Wesen irgendeiner uns in der Erfahrung zugänglichen Erscheinung, also etwa an einer vor uns stehenden roten Wand das Wesen von Rot und Farbe überhaupt samt ihren Wesensgesetzen, die Geltung haben, ob nun ein farbiges Ding existiert oder nicht. In gewissem Sinn ist die Phänomenologie eine Erneuerung der platonischen Ideenlehre, besonders wenn die logische Deutung dieser Ideenlehre durch Lotze richtig ist. Philosophie als Phänomenologie ist ‚ihrem Wesen nach streng evidente a priori gültige Einsicht in alle uns an Beispielen zugängliche Wesenheiten und Wesenheitszusammenhänge des Seienden . . . Die Richtung des Erkennens auf die Wesenssphäre alles objektiven möglichen Seins im Unterschiede zu seiner zufälligen Daseinssphäre . . . das allein macht die Natur des philosophischen Erkennens an erster Stelle aus'.*** Um nochmals das Beispiel der roten Wand zu gebrauchen: Es ist zufällig, daß die Qualität Rot gerade an dieser Wand existiert, aber daß sie nun, wenn sie rot ist, ganz bestimmte Eigentümlichkeiten, die im Wesen von Farbe überhaupt liegen, ohne die die Farbe nicht Farbe ist, an sich trägt, ist unmittelbar notwendig und gewiß.

Diese Art der Philosophie, die Phänomenologie, scheint mir nun von ganz außerordentlicher Bedeutung für die Religionswissenschaft zu sein durch die Anwendung, die sie auf die Ethik und die allgemeine Wertlehre gefunden hat; denn Werterlebnisse sind der innerste Kern jeder Religion. Daher kann Religionswissenschaft nach meiner Meinung nur dann Religion im Innersten erkennen und verstehen, wenn ihr Wesen und Arten der Werte geläufig sind. In seinem unerschöpflichen Hauptwerke: Der Formalismus in der Ethik und die materielle Wertethik† hat Max Scheler das Reich der Werte in einer Fülle und Großartigkeit erschlossen, von der hier nur Andeutungen gegeben werden können. Ihrem Wesen nach sind

* Die erste Auflage der bahnbrechenden Logischen Untersuchungen von Husserl, erschienen 1900.

** Vgl. Ed. Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft im I. Bd. des Logos.

*** Max Scheler, Das Wesen der Philosophie, II. Viertel der Summa, 1917, Vierteljahrsschrift, Hellerauer Verlag.

† Erschienen in Husserls Jahrbuch für Philosophie und Phaenomenologische Forschung, Bd. 1 II und 2, 1913/16; auch separat bei Niemeyer in Halle, 1916.

die Werte Qualitäten; Qualitäten wie Farben- und Tonqualitäten, die von den Wertdingen, den Gütern, getragen werden. Die Güter, die eine bestimmte Wertqualität an sich tragen, sind zufällig und können wechseln: aber was sich gleich bleibt und an den wechselnden Gütern mit denselben Eigentümlichkeiten erscheint, ist die ideale Qualität des Wertes. So mag der Wilde an seinem Fetisch, der Grieche an dem Zeus des Phidias, der Christ an seiner Gottesidee den Wert des Heiligen erleben, so mannigfach hier die Wertträger sind, in allen ist doch das Phänomen des Heiligen, diese Qualität, die wir sozusagen idealiter von dem heiligen Ding ablösen können (in Husserls Sprache ideierende Abstraktion), dieselbe. Und nur auf dieses rein Phänomenale, rein Ideale, das für die Menschen, die nur auf greifbar Wirkliches eingestellt sind, sozusagen in der Luft schwebt, blickt der Phänomenologe.

Zum Wesen der Wertqualitäten gehört es nun, daß sie nicht wie etwa die Farb- oder Tonqualitäten alle in einer Ebene liegen, sondern daß sie stufenmäßig aufgebaut sind. Es gibt höhere und niedrigere Werte. Und es gibt außerdem Wertsphären, Wertstufen, die ganze Gruppen von Werten umfassen. Solcher Stufen (in Schelers Sprache Wertmodalitäten) gibt es vier:* Die niederste Stufe bilden die Werte des Angenehmen und Nützlichen. Es sind dies die Werte, die wir mittels des sinnlichen Fühlens erfassen, die Werte des sinnlichen Genusses und die Zivilisationswerte. Als zweite Stufe folgen die Lebenswerte. Die Eigenart und besondere Wesenheit des Phänomens ‚Leben' gegenüber allem Mechanismus haben schon Nietzsche und Guyau erkannt. Der positive Lebenswert ist die Qualität des ‚Edlen', der negative die Qualität des ‚Schlechten' im Gegensatz zum Bösen, das eine sittliche Qualität ist. Als Zustandsgefühle gehören zu dieser Stufe alle Arten des Lebensgefühls, wie das Gefühl des aufsteigenden bzw. niedergehenden Lebens, der Lebenssteigerung, das Gesundheits- und Krankheitsgefühl. Die Lebenswerte sind nicht auf den Menschen beschränkt, sondern allen Erscheinungen des Lebens überhaupt eigentümlich. Über den Lebenswerten stehen als dritte Stufe die geistigen Werte: 1. schön und häßlich, das ganze Reich der ästhetischen Werte; 2. die Werte des ‚Rechten' und ‚Unrechten', die Grundlage jeder positiven Rechtsordnung; 3. der Wert der Wahrheit und ihrer Erkenntnis. Als vierte Stufe erhebt sich über den andern der Wert des Heiligen. Es ist die Sphäre des Absoluten, in der wir uns bei dieser Qualität befinden. Mögen die Träger dieses Wertes noch so verschieden sein von Fetisch bis zum reinsten Gottesbegriff, immer tragen sie den Charakter des Absoluten an sich; immer fühlen wir den Hauch des schlechthin Höchsten von ihm ausgehen. Als solches ist es zugleich Tremendum, vor dem wir erschauern, und Fascinosum, dem wir uns restlos hinzugeben streben, wie Otto in seinem klassischen Buch ‚Das Heilige' so

* Formalismus, Jahrbuch 1 II, S. 507 f.

schön dargetan hat. Zu den geistigen Werten gehören außerdem die sittlichen Werte des ‚Guten' und ‚Bösen', die aber insofern eine Sonderstellung im Wertreiche einnehmen, als sie nicht an den Dingen erscheinen und nie als Objekte des Strebens uns gegeben sein können; sondern in dem Akte der Verwirklichung von Sachwerten, im Streben nach den jeweils höheren, im Vorziehen gegebener Sachwerte erscheinen sie sozusagen auf dem Rücken des Aktes. Nur indem ich einen objektiven Wert verwirkliche, z. B. einem Menschen das Leben rette oder nach Erkenntnis strebe, handle ich gut.

Der Wert des Heiligen ist der Wert, der das Grunderlebnis aller Religion darstellt. Nun aber, und das scheint mir der Punkt zu sein, wo die Weltphänomenologie für die Religionswissenschaft von allergrößter Bedeutung wird, ist es, wie ich zu sehen meine, eine Wesenseigentümlichkeit des Wertes Heilig, daß er nicht nur eine für sich abgeschlossene Wertstufe über den andern darstellt, sondern daß er in eigenartige, nur diesem Werte eigentümliche Verbindungen mit den Werten der andern Stufen und diesen Stufen selbst eingehen kann. Der Wert des Heiligen erscheint sogar zu allermeist mit diesen andern Stufen verbunden, mit den Lebenswerten wie den geistigen Werten. Wir sagten vorhin, daß wir uns mit dem Wert des Heiligen in der Absolutsphäre befinden; diese eigentümliche Verbindung geschieht nun so, daß der Wert des Heiligen die Werte, mit denen er sich verbindet, in die Absolutsphäre erhebt. Dann erscheint das Phänomen ‚Leben' im weitesten Sinne, oder erscheinen die Werte der Wahrheitserkenntnis oder des Schönen als die absoluten Werte, und der betreffende Wertträger des Heiligen, sagen wir Gott, erscheint im einen Falle als absolutes Leben, im andern Falle als absolute Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit. Daß die Werte des sinnlich Angenehmen und Nützlichen keine Verbindung mit dem Werte des Heiligen eingehen können, ist ohne weiteres ersichtlich, denn diese niedersten Werte sind der Verabsolutierung a priori unfähig.* Es scheint mir nun für das wahre Verständnis jeder Religion von ausschlaggebender Bedeutung zu sein, den Wurzel- und Grundwert zu erfassen, der, in ihr verabsolutiert, zum Heiligen erhoben ist. Solange nicht der Blick systematisch auf die Werte gerichtet wird, die in einer Religion, einem Kultus, einem Gebet erlebt werden, so lange ist jegliche Religionsforschung Stückwerk, die an der Außenseite geschieht. Mit den erlebten Werten, die von uns nachgefühlt werden müssen, befinden wir uns im Allerheiligsten, im Herzen jeder Religion.

Nach der oben genannten Verbindung, die das Heilige mit den andern Wertstufen eingehen kann, unterscheiden wir Vitalreligionen, das sind Religionen, deren Ethos und deren Grundeinstellung und Grunderlebnis

* Es blieb dem Wertumsturz des kapitalistisch-bourgeoisen Zeitalters vorbehalten, den ‚Fortschritt der Zivilisation' mit dem Schimmer des Heiligen zu umkleiden.

sich in der Sphäre der Lebenswerte bewegt, und ‚Geistes‘religionen, deren Erlebnisse auf die geistigen Werte gerichtet sind. Das Großartige und Einzigartige der hellenistischen Religionsentwicklung scheint mir nun darin zu liegen, daß hier zwei wesensverschiedene Arten von religiösem Ethos aufeinander stoßen und sich durchdringen: die Vitalreligion des Orients und die Geistesreligion der hellenischen Philosophie, wobei das Orientalische in der Übermacht ist. Es sei mir gestattet, hierzu noch einige Andeutungen zu geben.

Die Welt des Vorderen Orients ist der Schauplatz, auf dem im Altertum das Phänomen des Lebens in einer fast unheimlichen Großartigkeit in Erscheinung getreten ist. Das Leben, als dessen Wesen Nietzsche den Willen zur Macht, den Drang zur Entfaltung und Erweiterung erkannt hat, wie kommt es doch so drastisch in den vorderasiatischen Machtstaaten mit ihrem jähen Aufblühen und Verwelken zum Ausdruck! Und in seinen Religionen sind es immer wieder die Lebenswerte, die ihren Inhalt bilden. Gewiß mag die vitale Stufe in jeder Religion einen Entwicklungsabschnitt bezeichnen, sie mag sogar das Anfangsstadium der meisten Religionen und die typische Religionsform der primitiven Völker sein, aber nirgends haben sich die Vitalreligionen so kraftvoll entfaltet und so rein erhalten wie im Vorderen Orient; von hier aus haben sie die Welt erobert, und wo sie religiöses Denken und Fühlen beeinflußt haben, überall, bis in die sublimsten Formen der Mystik hinein, blieben ihre Werte lebendig. Leben, Lebenssteigerung, Lebenserhöhung sind die Werte, die in den orgiastischen Kulten eines Attis, eines Mithras, einer Magna Mater erstrebt werden. Lebenssteigerung bis zum Rausche und bis zum Überschwange enthusiastischer Begeisterung erleben die Frauen, die den Fremdling der griechischen Religion, Dionysos, feiern. Wie fühlen wir dieses überströmende, schwärmende Leben in Rohdes Schilderung der Dionysosfeier* oder in dem herrlichen Chorgesang in des Euripides Bakchen:**

84 Auf, Bakchantinnen, auf!
Eilt mit dem Wecker der Wonne, mit Gottsohn Dionysos
Her von Phrygiens Bergen ins weite Gefilde von Hellas,
Zieht mit Bromios her!

152 Kommt geschwinde! Auf, auf, bakchantische Frauen!
Dionysos singet dem Gotte
Zum dumpfen Donner der Pauken!
Feiert den Jauchzenden jauchzend
In phrygischen Liedern und Grüßen!
Schalmeien, erschallt wonnetrunken im Reigen,
Da von Berge zu Berg hinbrauset des Festes Gewühl!

---

* Psyche II 4 ff.

** Das Zitat ist eine Bearbeitung der Übersetzung von Minckwitz, Die Dramen des Euripides, 3. Bd. Stuttgart 1859.

Dann gleich dem Fohlen zur Seite der weidenden Mutter
Wirbelt selig, beflügelten Fußes
Den rasenden Tanz die entzückte Bakchantin.

Da in der Zeit des Hellenismus jene große Welle orientalischen Geisteslebens über den Westen hinflutet, werden mit den Mysterienkulten auch die Werte orientalischer Religiosität in die griechisch-römische Welt hineingetragen. Wie schlägt uns z. B. aus dem ersten Hermesgebet des Poimandes die reine Vitalatmosphäre entgegen! Ich verweise nur auf Sätze wie: ‚Komm zu mir, du von den vier Winden, Allmächtiger, der du den Menschen den Odem eingehaucht zum Leben! . . . Du bist der „gute Geist" (ἀγαθὸς δαίμων), der das Gute zeugt und den Erdkreis nährt . . . von dem die guten Ausflüsse der Gestirne stammen . . . von denen gegeben wird Reichtum, glückliche Vermählung, Kindersegen, Glück, gutes Begräbnis; du aber bist Herr des Lebens.'*

Die von Albrecht Dietrich in seiner Mithrasliturgie zusammengestellten großen Symbole, unter denen die Vereinigung des Menschen mit Gott versinnbildlicht wird, sind typische Vitalsymbole. Essen und Trinken des Gottes, die Liebesvereinigung von Mensch und Gott, die Gotteskindschaft, die Wiedergeburt. Ja wir können noch weiter gehen und sagen: Alle Mystik, deren höchstes Ideal das restlose Aufgehen des Menschen in Gott, die reale, unbeschränkte Vereinigung des Endlichen mit dem Absoluten bildet, ist in ihrem tiefsten Grunde und, wenn man auf ihren letzten und tiefsten Wert hört, Vitalreligion. Denn es ist das Wesen des Phänomens ‚Leben', daß es eines ist, daß es sozusagen durch die einzelnen Lebewesen als Einheit hindurchgeht und über sie hinwegschreitet, ganz im Gegensatz zum Phänomen des Geistes, dem es wesenseigen ist, nur in dem individuellen geistigen Aktzentrum der Person, nur als Monas zu existieren, während wir bei dem Begriff des Lebens ohne weiteres das Gefühl eines einheitlichen Fluidums haben. Das bereits erwähnte Symbol der (geschlechtlichen) Liebesvereinigung, das die Mystik so sehr bevorzugt, ist deshalb so ganz einzigartig für die Versinnbildlichung des mystischen Erlebnisses geeignet, weil nirgends die Überindividualität und Einheit des Lebens mit solcher Gewalt über den einzelnen hingeht wie gerade in diesem Akte. Alle pantheistische Religion, von der in jeder Mystik ein gut Teil lebt, ist Vitalreligion, d. h. sie geht hervor aus einer Vorzugsstellung gegenüber den Werten und dem Phänomen des Lebens. Wieder diene uns die hellenistische Religiosität als Beispiel! In einem Londoner Papyrus betet der Myste: Komm zu mir, Herr Hermes, wie die Kinder in den Schoß der Frauen; denn du bist ich, und ich bin du; dein Name ist der meine; mein Name der deine.** So wird das schöne Wort Erwin Rohdes: ‚Mystik ist, recht verstanden, eine Religionsform, die innigste Vereinigung

* R. Reitzenstein, Poimandes, S. 15 f.

** A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie, S. 97.

des Menschen mit der Gottheit zum Ziel hat, und zur Voraussetzung eine in seinem innersten Sein begründete Wesenseinheit des Menschen mit Gott,'* bis in seine letzte Wurzel hinein vertieft und begreiflich. Nur wenn das Absolute Leben und nur Leben ist, dann ist ein restloses Aufgehen in dem alleinen Lebensstrom höchster Wert und der tiefsten Sehnsucht würdig.

Aber wenn wir so den einheitlichen Grundzug aller Vitalreligionen feststellen konnten, so tritt nirgendwo als gerade in ihnen die ungeheure Mannigfaltigkeit und der fast unabsehbare Reichtum an Werten und Wertnuancen der Lebensstufe zutage. Gerade an den Vitalreligionen erkennen wir, daß es innerhalb der Lebenssphäre wieder höhere und niedere Stufen gibt. Während die primitiven orgiastischen Kulte das Leben noch ganz in seiner physiologischen, vegetativen, sinnlichen Erscheinungsweise, der sichtbarsten und typisch-irdischen Erscheinungsart des Lebens, meinen, sehen wir in den Mysterienkulten zunehmend eine andere, höhere Art des Lebens als Wert erfühlt und erstrebt. Nicht mehr Steigerung dieses organisch-leiblichen Lebens, sondern ein anderes, höheres Leben, dem nicht der organische Tod droht, Unsterblichkeit, ewiges Leben, wie es ohne die spezifisch irdische Gebundenheit in die Materie an sich existiert, ist das Gut, das der Myste von seinem Gott erhofft. So heißt ein Gebet der Mithrasliturgie: ‚Herr, sei gegrüßt, großmächtiger, hochgewaltiger König, größter der Götter, Helios, Herr des Himmels und der Erde, Gott der Götter, mächtig ist dein Hauch, mächtig ist deine Kraft, Herr, wenn es dir gefällt, welche mit dem höchsten Gotte, der dich gezeugt hat und gemacht: ein Mensch der N. N., Sohn der N. N., geworden aus sterblichem Mutterleibe der N. N. und Lebenssaft des Samens, und nachdem dieser heute von dir neugezeugt ist, der aus so vielen Tausenden zur Unsterblichkeit berufen ist in dieser Stunde nach dem Ratschluß des überschwänglich guten Gottes, strebt und verlangt dich anzubeten nach menschlichem Vermögen.'** (Zu beachten sind die vielen Vitaltribute, die dem Gott beigelegt werden.) Reitzenstein hat diese Sublimierung; er nennt es Verinnerlichung der Mysterien, an der Vorstellung der Liebesvereinigung verfolgt.*** Als Wirkung der gottmenschlichen Vermählung erwartet der Myste Unsterblichkeit.† Auf dieser höheren Stufe der Vitalreligion erscheint das ungehemmte Ausleben der leiblich-sinnlichen Form des Lebens als Unwert, ja auf der höchsten Stufe der Vitalreligion, wie wir sie als ein Element der christlichen Religion antreffen, als Schuld und Sünde. Und in der sublimsten Form der Vitalreligion, der philosophischen Mystik liegt alles Physiologisch-Vegetative, alles Leiblich-Sinnliche weit drunten. Und doch wird auch diese Höhe noch von dem allgemeinen Wert des Lebens umspannt, wie aus

* Die Religion der Griechen, Kleine Schriften II, 331.
** Dieterich, Mithrasliturgie, S. 11/13.
*** Die Hellenistischen Mysterienreligionen, S. 21 f.
† Ebd. S. 22.

folgenden Sätzen Plotins, eines der sublimsten und über alles Sinnliche weit erhabenen Mystikers, hervorgeht: ‚Oft, wenn ich aus dem Schlummer des Körpers zu mir selbst erwache und aus der Außenwelt heraustrete, um bei mir selbst Einkehr zu halten, schaue ich eine wunderbare Schönheit; ich glaube dann felsenfest an meine Zugehörigkeit zu einer besseren und höheren Welt, wirke kräftig in mir das herrlichste Leben und bin mit der Gottheit eins geworden; in sie hineinversetzt, bin ich zu jener Lebensenergie gelangt und habe mich über alles Geistige emporgeschwungen.'* ‚Dort aber ist das wahrhaft Liebenswerte, mit dem der, welcher es ergriffen hat und wirklich besitzt, vereint bleiben kann, weil es nicht von uns getrennt ist durch eine Hülle von Fleisch und Blut. Wer es geschaut hat, weiß, was ich sage; er weiß, daß die Seele dann ein anderes Leben empfängt, daß sie sich Gott nähert, ihn erreicht, ihn besitzt und in diesem Zustand inne wird, daß der Chorführer des wahrhaftigen Lebens da ist und es keinen andern geben kann.'** Vom Neuplatonismus ist die christliche Mystik des Mittelalters aufs tiefste beeinflußt. Und so finden wir auch in ihr die Lebenswerte als ein starkes Element ihrer Erlebnisse. Seuse bekennt von seinen Verzückungen: ‚Es war eine hervorbrechende Süßigkeit des ewigen Lebens in gegenwärtiger stillstehender, ruhiger Empfindung;' Mechtild von Magdeburg in ihren Offenbarungen: ‚Der Fisch kann im Wasser nicht ertrinken, der Vogel in der Luft nicht versinken. Das Gold kann im Feuer nicht verderben, es empfängt da seine Reinheit und seine leuchtende Farbe. Gott hat allen Kreaturen das gegeben, daß sie ihrer Natur nach leben. Wie könnte ich da meiner Natur widerstehen? Ich mußte aus allen Dingen in Gott gehen, der mein Vater ist von Natur, mein Bruder von seiner Menschheit, mein Bräutigam von Liebe, und ich sein ohne Anfang.'*** Klingt es nicht wie bakchantischer Überschwang durch Eckharts Gebet: ‚Herr Jesu Christe, ich bitte dich von Liebe, daß du mich dir und dich mir nahest, vereinigest, heimlichest, innerest, einschmelzest, einatmest, einschließest, eintuest, einzweigest, einliebest, einnaturest, einvergottest. Und ich bitte dich, daß du mich verbergest in die feurige Flamme deiner Gottheit, daß ich also feurig und also flammend und einfließend und aufwallend werde in dem Feuer deiner Gottheit, daß man darin keinen Unterschied ließe, so viel es möglich ist.' ‚Ewiger Vater, ich bitte dich von Grund meines Herzens und aus allen Kräften meiner Seele, daß du mir gebest in der innersten, tiefsten und verborgensten Heimlichkeit des Grundes deines väterlichen Herzens ein stetes innebleibendes Wesen, Leben, Sehen, Lieben, Sprechen, Wirken.'† Und die hl. Gertrud jubelt: ‚Es mögen dich preisen, rühmen

---

* Enneaden IV, 8 in der Übersetzung von Otto Kiefer (Diederichs) II, S. 160.

** Enn. VI, 9, 9 bei Kiefer, Bd. I, S. 130.

*** Zit. nach Martin Buber, Ekstatische Konfessionen S. 71.

† Zit. nach Fr. Heiler, Das Gebet, S. 245 b.

und verherrlichen an meiner Statt all deine wunderbaren Werke und all deine herrlichen Gaben, die ich von dir habe, o Gott meines Lebens!' ‚Deine vorzüglichste Gottheit rühme und preise dich, denn du bist der Ursprung des steten Lichts und der Quell des Lebens.'*

Dieser große Strom des Lebens, der in aller Mystik strömt, ist es, der in uns immer wieder so tiefen Widerhall weckt. Das Gefühl für die Einheit alles Lebens ist es auch, was uns aus Goethes Religiosität so sympathisch entgegentönt.

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

„Ich fühle einen Drang, Bruder, dir zu schreiben — schwebend im herrlich unendlichen Ozean unseres Vaters, des Unbegreiflichen, aber Berührlichen. O Bruder, nennbare, aber unendliche Gefühle durchwühlen mich!' (An F. L. v. Stolberg, den 26. Oktober 1775, W. 2, 303.)

Die vitalen Werte finden wir auch in der alttestamentlichen Religion und im Christentum in reichem Maße. Allein schon der Macht- und Rachegedanke, der im alttestamentlichen Gottesbegriff so stark hervortritt, zeigt, wie stark diese Religion vital geladen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erkennen wir auch, daß die Unterscheidung, die Heiler zwischen mystischer und prophetischer Religiosität ziehen will, keine phänomenologisch begründete, sondern eine nach äußeren Merkmalen konstruierte ist. Religionen unterscheiden sich nur nach den Werten, die in ihnen erlebt werden.

Unter den zentralen Erlebniswerten des Johannesevangeliums steht ebenfalls das Phänomen des Lebens. Joh. 11, 25/26: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, selbst wenn er gestorben ist; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit.' Die starke Vitalität paulinischer Frömmigkeit werden wir später noch kennen lernen. Von Paulus stammt auch das herrlichste Bekenntnis der Vitalreligion überhaupt: ‚In ihm leben, weben und sind wir' (Apostelgesch. 17, 28).

Eine ganz andere Luft weht uns entgegen, wenn wir in die Welt der hellenischen Philosophie kommen, etwa zu den religiösen Ideen Platons. Seine Gedanken über Gott, die C. Ritter jüngst im Archiv für Religionswissenschaft** so anschaulich geschildert hat, drängen uns den Unterschied von den orientalischen Vitalreligionen in jedem Satze auf. Bei Platon sind es in erster Linie die geistigen Werte, der Wert der Schönheit und der sittlichen Güte, die er im Heiligen, im Absoluten, findet. Wird das Ethos dieser

* Ebd. S. 455.
** Bd. XIX, Heft 2—4.

Religion nicht ganz unzweifelhaft klar daraus ersichtlich, daß Platon dem absoluten Wesen gerade die typisch vitalen Gefühle, Akte und Reaktionen abspricht, wie Affekte, Leidenschaften, Liebesverlangen, Zorn, Rachsucht, Vergeltung, Leid und Freude?* Nicht um Leben und Unsterblichkeit betet Sokrates im platonischen Phädrus (279 B), sondern: ‚O lieber Pan und andere Götter, wer immer ihr seid, verleiht mir schön zu sein im Innern!' Diese Vorzugseinstellung auf die Werte des Schönen ist trotz aller Vermenschlichung bereits in den Göttergestalten der griechischen Volks- und Staatsreligion sichtbar. Die Gottesidee des Aristoteles endlich, jene Idee des einheitlichen, zwecktätigen Verstandes, der allweise sich selber denkt und erkennt, und dessen Wesen seine Weisheit und dessen Weisheit seine Seligkeit ist,** wie weit ist sie doch entfernt von dem Lebensdurste der Mysterienreligionen!

Im Christentum erscheint dann noch eine höhere Stufe der Religiosität: Das Absolute ist geistige Personliebe. Diese Liebe ist rein geistiger Akt, hervorbrechend aus dem Aktzentrum der Absoluten Person. Es ist die Liebe, die nicht wie diejenige der Vitalstufe die überindividuelle Vereinigung im Lebensstrome sucht, sondern die den unersetzlichen Wert, der im individuellen Heil jeder Person liegt, bejaht. Ihr Ziel ist nicht die ungeschiedene, unterschiedslose Einheit der Lebensflut, sondern die Gemeinschaft der Heiligen, das Reich aller endlichen Personen, jede in ihrem eigenen Heile und ihrem besonderen Werte stehend, kreisend um die Person der Personen, mitschwingend mit ihrer Liebe — amare cum Deo et in Deo nennen es die Mystiker. Wie rein und erhaben über alle Vitalität ist doch z. B. die Bergpredigt, in der diese Liebe am meisten zum Ausdruck kommt, oder der herrliche Hymnus auf die Liebe im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes! Diese höchste geistige Personliebe, die unendliche Bewegung zu allen Werten ist, umfaßt auch die Lebens- und die geistigen Werte, weist aber jeder Stufe ihren gehörigen Platz zu. So ist das Christentum nicht nur die Überwindung, sondern auch die Krönung der Vital- und der philosophischen Geistesreligion.

Ungemein interessante Verhältnisse entwickeln sich dann, wenn Religionen von verschiedenem Ethos zusammentreffen und sich durchdringen, so im Hellenismus orientalische Vitalreligion und griechische Philosophie, so im Mittelalter christliche Religiosität mit aristotelischer Philosophie einerseits und neuplatonisch-vitaler Mystik andererseits. Wie in den hellenistischen Mysterienreligionen das orientalisch-vitale Element Motive, die ursprünglich der geistigen Sphäre entstammen, durchdringt und vital umwandelt, zeigt sich besonders deutlich an den beiden Begriffen πνεῦμα (Geist) und γνῶσις (Erkenntnis). Denn πνεῦμα bedeutet in dem Sprachgebrauch der Mysterien nicht mehr Geist im eigentlichen Sinn, sondern die unsichtbare

* Ritter, Archiv f. R., S. 470.

** Brentano-Aristoteles.

Lebenskraft in uns;* und Gnosis ist nicht theoretisches Erkennen, sondern ‚unmittelbares Erleben und Erfahren, eine Gnadengabe Gottes; sie erleuchtet den Menschen und ändert zugleich seine Substanz; sie zieht ihn durch den Körper hinauf in die Welt des Übersinnlichen; sie ist eine Art neuen Lebens, die höchste Vollkommenheit der Seele'.** ‚Das Wort Gnosis hat dabei einen Sinn, den es in einer originell griechischen Entwicklung gar nicht haben konnte.'*** Sollte es auf einer ähnlichen Vitalisierung des Begriffes ‚Wahrheit' beruhen, wenn ihn im Johannesevangelium Christus sich selber zulegt? Denn Wahrheit ist eine Qualität, die nur Sätzen zukommt, und die auf eine Person anzuwenden nur dann möglich ist, wenn der Begriff seines eigentlichen Sinnes entkleidet wird und etwas ganz anderes meint.

Aus diesen Gründen ist eine phänomenologische Betrachtungsweise gerade der hellenistischen Religionen dringend nötig, um ihre Glaubenssätze auf das Ethos zurückzuführen, dem sie entstammen. Exakte philologische Interpretation muß sich mit philosophischer Durchleuchtung des kleinsten Steinchens aus dem großen Trümmerfeld verbinden, um es auch innerlich in den Bau einzufügen, aus dem es gefallen ist. Ebenso steht es bei der mittelalterlichen Mystik. Hier liegt die Aufgabe doppelt schwierig, da die mittelalterliche Mystik in weitem Maße die Bilder und Vorstellungen der Vitalreligionen gebraucht, während die Werte, die durch diese Symbole vertreten werden, dem christlichen Ethos entstammen. Eine oberflächliche Betrachtung der Schriften Mechthilds von Magdeburg mag in ihrer Brautmystik nichts als verdrängte Geschlechtlichkeit sehen, während, wie mir scheint, bei all der noch so starken Ausmalung der Liebesbilder doch ein ungemein reiner und hoher Zug durch das Ganze geht. So glaube ich, daß die christlichen Mystiker vielfach die Ausdrücke und Bilder der vitalen Liebe gebrauchen, während sie die christliche, rein geistige Personliebe meinen. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der religiösen Begriffsbildung, daß wohl die Symbole und Vorstellungen dieselben sein können, dagegen ihr inneres Ethos grundverschieden sein kann. So finden wir z. B. die Lichtvorstellung auf allen Stufen der Religiosität.† Ursprünglich ganz real gemeint und, wie die vielen Lampenüberreste an alten Mysterienkultorten zeigen, auch ganz real den Mysten vorgeführt, entstammt der Lichtgedanke zweifellos der Vitalreligion. Das lebenspendende, lebenweckende Licht,— was für ein schöneres Symbol gäbe es für das sieghaft aufsteigende Leben? Aber ebensowohl brauchen wir dieses Symbol für unsere geistigsten Vorstellungen und Erlebnisse. Ein ähnliches, noch großartigeres Symbol, an dem wir den Stufengang der Religiosität besonders gut

* Reitzenstein, Mysterienreligionen, S. 139.

** Ebd. S. 38.

*** Ebd. S. 39.

† Vgl. H. P. Wetter, Phos, Upsala-Leipzig, 1915.

beobachten können, ist die Idee des sterbenden und auferstehenden Gottheilandes, deren weite Verbreitung in den orientalischen Religionen Brückner* zusammenfassend gezeigt hat. Auf den ersten Blick ist ersichtlich, daß diese Idee der Vitalsphäre entstammt, und zwar ursprünglich der untersten Stufe, der physiologischen. Tod und Wiederaufleben sind die großen Pole der organischen Natur. Die orgiastischen Bräuche, die Vegetationszauber mit ihrem stark geschlechtlichen Einschlag, durch die diese Idee gefeiert wird, zeigen, daß das Leben hier noch ganz auf seiner vegetativen Stufe gemeint ist. Auf höherer und durch die Größe des Opfergedankens erhabener Stufe steht unsere Idee in der Form, die sie im Brahmanentum annimmt. ‚Im täglichen Opfer wird der Leib des Schöpfers immer von neuem zerbrochen, um die Welt zu retten. So wird die Welt durch die Selbstopferung der Gottheit beständig von neuem geschaffen.'** Gott muß sein Leben aufgeben, damit die Welt es habe.

An der allgemeinen Sublimierung der orientalischen Religionen, die sie auf hellenistischem Boden erleben, nimmt nun auch unsere Idee teil. Das höhere ewige Leben, die Unsterblichkeit, ist wie allgemein so auch in der Vorstellung des sterbenden und auferstehenden Gottes nunmehr der erlebte Wert. ‚Tod und Auferstehen des Gottes bringt auch dem Gläubigen Rettung vom Tode.' ‚Getrost ihr Mysten, weil der Gott das Heil gewann, wird auch für uns einst Heil aus Todesnot!*** Und in der Mithrasliturgie lautet das herrliche Schlußgebet: ‚Herr, wiedergeboren verscheide ich, indem ich erhöhet werde, und da ich erhöhet bin, sterbe ich; durch die Geburt, die das Leben zeugt, geboren, werde ich in dem Tod erlöst und gehe den Weg, wie du gestiftet hast, wie du zum Gesetze gemacht hast und geschaffen hast das Sakrament.'† Auch für Paulus bedeuten Tod und Auferstehung Christi das ewige Leben für seine Gläubigen (Röm. 6, 4). Aber gleichzeitig verbindet sich bei ihm die Todes- und Auferstehungsidee mit einem neuen Begriffe: der Idee der Sünde und der Sühne, wodurch die höchste Stufe der Vitalreligion erreicht wird! Christi Blut ist zur Sühne geflossen, zur Vergebung der Sünden (Röm. 3, 25); durch seinen Tod sind wir mit Gott versöhnt worden (Röm. 5, 10).

Es ist eine weitverbreitete irrige Ansicht, die in dem Vorkommen der Begriffe von Sünde und Sühne bereits die höhere geistig-sittliche Stufe der Religion erkennen zu dürfen glaubt, denn der Begriff der Sühne ge-

---

* Brückner, Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum; Religionsgeschichtliche Volksbücher, I. Reihe, 16. Heft.

** Frazer, The Scapegoat (Golden Bough³), 1913, p. VI 411, zit. von Oldenberg in den Nachrichten der Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen, Phil. hist. Klasse 1917, Heft 1.

*** Reitzenstein, Mysterienreligionen, S. 52.

† Dieterich, Mithrasliturgie, S. 15.

hört noch vollkommen der Vitalssphäre an.* ‚Das Blut schreit zum Himmel um Rache‘, d. h. von dem vergossenen Blut geht objektiv die Forderung der Sühne aus. Sühne und auf ihr aufbauend die Begriffe Rache, Vergeltung und Strafe sind durchaus beschränkt in ihrer Geltung auf die Sphäre, die durch das Wesen ‚Leben‘ bestimmt ist. Betrachten wir den Begriff der Sünde bei Paulus, so erkennen wir leicht, wie seine Sündenidee ganz der Vitalssphäre angehört. Unzucht, Habsucht, Neid, Mord, Arglist, Trunkenheit, Schwelgerei (Röm. 29 und Gal. 5, 19) sind Werke des Fleisches, d. h. sie entspringen dem maßlosen Ausleben der sinnlich-materiellen Erscheinung des Lebens, und sie haben den Tod, den Verlust des wahren Lebens zur Folge (Röm. 5, 12 und 18). Durch Christi Tod werden diese vitalen Verfehlungen gesühnt, so daß nunmehr den Versöhnten das unvergängliche höhere Leben wieder offensteht. Diese gewaltigen Ideen, die die Lebensstufe auf dieser Höhe erfüllen, die Ideen von Schuld, stellvertretender Sühne und Erlösung bezeichnet auch Reitzenstein als die Eigenart des Christentums gegenüber dem Hellenismus.** Nach der Sublimierung der Todes- und Auferstehungsidee in der Mystik haben wir hier ihre Ethisierung.

Auf der rein geistigen Stufe dagegen hat die Idee der Sühne und der Vergeltung keinen Platz mehr. Hier ist die Stellung gegenüber dem Bösen grundverschieden; denn dem Bösen mit gleichem Werte vergelten hieße ja selbst böse handeln und damit böse sein. Nur Trauer kann auf dieser Stufe das Böse auslösen und im Falle der Reue des Schuldigen Verzeihung, wie es so unnachahmlich schön das Gleichnis vom Verlorenen Sohne darstellt. Das Leid hat hier nicht mehr die Bedeutung der Strafe, sondern die des Läuterungsmittels, um den Blick des Schuldigen aus seiner Verlorenheit und Verstricktheit in die Welt der niedrigen Dinge auf die zentralen Tiefen der Person zu lenken.*** Daher hat auch die Idee der Sühne und der Vergeltung in der rein geistigen Religion keinen Sinn mehr. ‚Sie entspricht dem Wesen und dem Sinne nach einer geläuterten Gottesidee in keiner Weise. Der Gottheit einen Vergeltungsimpuls andichten, das ist nicht viel weniger irrig, als ihr (mit den alten Juden) einen Racheimpuls zuschreiben, und zeigt nur, daß die Idee der Geistigkeit Gottes noch keine reine und klare und von biologischen Mitvorstellungen gereinigte Idee ist . . . Der „bösen“ Person kann Gott „vergeben“ und damit ihr Böses aufheben. Aber er kann ihr vermöge seines über alle Vergeltung erhabenen Wesens nicht „vergelten“, sondern allein sie den Forderungen und Gesetzen der Vergeltung durch Nichtvergebung überlassen.‘†

An diesem Punkte erhellt sich auch die ganze, unergründliche Tiefe der Christusidee als des gott-menschlichen Erlösers. Wir sagten oben, daß

* Vgl. Scheler: Formalismus II, Jahrbuch 2, S. 32.

** Poimandes, S. 180, Anm. 101.

*** Vgl. Scheler: Vom Sinn des Leides in Krieg und Aufbau.

† Scheler: Formalismus 2, Jahrbuch 2, S. 240/41.

die Sühneforderung eine Wesenseigentümlichkeit der Vitalssphäre ist, und zwar eine Forderung, die nicht etwa eine subjektive, sagen wir von einem Richter erhobene, sondern eine durchaus objektive ist, die ganz unpersönlich von der vitalen Schuld ausgeht. Nun hat Christus seiner menschlichen Natur nach durch seinen stellvertretenden Sühnetod die ganze ungeheure Sühneforderung, die gegen die Menschheit objektiv aus ihrer Gesamtschuld stand, erfüllt und damit die Menschheit entsühnt. Er hat dadurch der Notwendigkeit, die auf der Menschheit als einem Vitalwesen lag, Genüge getan. Seiner göttlichen Natur nach aber hat Christus gegenüber den Bösen die Stellung eingenommen, die allein der Gottheit als der absoluten Geistperson, die ihrem Wesen nach Liebe ist, zukommt. Wir haben bereits dargetan, daß ein solches Wesen nicht vergelten kann, daß es höchstens die Schuldigen der Sühneforderung, die gegen sie als Vitalwesen steht, überlassen könnte. Da aber der christliche Gott seinem innersten Wesen nach Liebe ist, so tritt bei ihm an Stelle dieser den Sünder der Sühne überlassenden Abwendung die unbegreifliche Liebesbewegung, die sich zum Schuldigen herniederbeugt, ja sogar alle Ausbrüche der Bosheit gegen diese Liebessendung noch auf sich nimmt und so durch duldendes Tragen das Böse überwindet.* So ist der Opfertod des Gottheilandes auf dieser Stufe von der höchsten und erhabensten Bedeutung: nicht mehr Sühne für die Sünde, sondern Überwindung des Bösen durch Hingabe in opfernder Liebe und durch schweigendes Ertragen des Bösen, wie sie Matthäus 5, 39—41 (Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm auch die linke dar) verlangt. Durch diese Tat der Liebe bricht die Macht der Bosheit in sich zusammen. Es ist gar nicht anders möglich, als daß der Anblick einer solchen Liebestat auch im verhärtetsten Bösen wiederum Liebe weckt und ihn dadurch innerlich überwindet und vom Bösen befreit.

So betrachtet, ist Christus wirklich der Angelpunkt der Menschheitsgeschichte, und die Christusidee ergibt sich phänomenologisch notwendig aus der Doppelnatur des Menschen als des einerseits vitalen, andererseits geistig-sittlichen Wesens, das in Schuld, und zwar ebenfalls nach beiden Richtungen hin verstrickt ist. Jede religionsgeschichtliche Forschung, die diese phänomenologischen Voraussetzungen außer acht läßt, muß diese Idee auch in ihrem geschichtlichen Auftreten verkennen.

Zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung über die Entwicklung der Religiosität im Laufe verschiedener Epochen. Wie mir scheint, gibt es eine gewisse regelmäßige Folge der verschiedenen Wertstufen der Religiosität, und zwar glaube ich im Anfange jeder größeren religiösen Erhebung eine starke Welle vitaler Religion beobachten zu können. Immer wenn nach einer Zeit religiösen Niedergangs das heilige Feuer wieder entbrennt, ist es in erster Linie das Phänomen des Lebens, der

* Siehe dazu die Ausführungen von Mausbach über Schuld, Sühne, Erlösung in der Monatsschrift ‚Die Seele', 2. Jahrgang, 3. Heft, März 1920 (Habbel-Regensburg).

Wert der Lebenserhöhung und Lebensvertiefung, der die Menschen ergreift. So war es am Anfange des Hellenismus, als sich der griechische Volksglaube und die hellenische Staatsreligion zersetzt hatten, da überflutete die große Welle orientalischer Vitalreligion das Abendland. Ein paar Jahrhunderte später beobachten wir dasselbe in Rom. Am Ausgange des Mittelalters steht Giordano Bruno, steht Luther, der so stark vital geladen ist. Und am Anfange des 20. Jahrhunderts, als die europäische Menschheit am Materialismus verzweifelte und nach neuen religiösen Möglichkeiten suchte, wieder ist es die Lebensreligion, die die Gemüter ergreift. Typisch sind dafür die früheren Veröffentlichungen des Diederichs-Verlages. Arthur Bonus, Kutter, die Neuausgabe Deutscher Mystik, die religiösen Ideen, die in der Zeitschrift ‚Die Tat' zu Worte kamen, es sind ausgesprochene Vitalwerte, die sie verkünden. Und das letzte Jahr hat uns Ricarda Huchs ‚Der Sinn der Heiligen Schrift'* gebracht, in dem die vitale Religiosität in dynamistischer Form wie nirgends klar und typisch zum Ausdruck kommt. Wir leben heute in einer fast eben so starken Welle vitaler Religiosität wie im Hellenismus, damals, als die Zeit erfüllet ward. Wird uns daraus auch die geistige Religion neu erstehen? —

Haben wir durch diese Ausführungen die Notwendigkeit einer phänomenologischen Betrachtungsweise in der Religionswissenschaft nachgewiesen? Und bringt diese Art der Philosophie die Religionswissenschaft in Gefahr, dilettantisch zu werden und ihre Exaktheit zu verlieren? Ich meine im Gegenteil! Phänomenologie ist ja an sich nichts vollkommen neues. Auch in der Religionswissenschaft wurde sie bisher schon vielfach unbewußt angewandt. Worin liegt der große Zauber von Rohdes Psyche? Nicht nur in seiner wundervollen Art der Darstellung, sondern weil er ganz einzigartig die Wertwelt der von ihm beschriebenen Religion erfühlt und wiedergegeben hat. Und Untersuchungen wie die Ed. Nordens über die Antithesen religiöser Denkformen des Orients und Okzidents** reichen tief in die phänomenologische Betrachtungsweise und werden durch sie erst bis in ihre letzte Wurzel verfolgt. Nur bewußt und systematisch wurde die phänomenologische Methode noch nicht auf die Religionswissenschaft angewandt. Schließlich sind Philologie und Phänomenologie gegenseitig auf einander angewiesen. Phänomenologie geht auf das Wesen, sie sucht den letzten Sinn und die eigentliche Bedeutung, die eine Aussage meint, den Satz an sich (Bolzano) zu erfassen. Ist ihr da die exakte Interpretation der Philologie nicht vonnöten? Bedarf aber andererseits nicht auch der Philologe der phänomenologischen Schulung, um über den Worten die Besonderheit und Mannigfaltigkeit der Qualitäten und Phänomene nicht zu übersehen? So glaube ich, daß die Zukunft der Religionswissenschaft in einem engen, einträchtigen Zusammenarbeiten von Philologie und Phänomenologie, Philosophie und Philologie liegt.

* Leipzig, Inselverlag.
** Agnostos Theos, S. 220 f.



Kaspar David Friedrich/Zwei Männer in Betrachtung des Mondes



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Der Rosenkranz

Du Antwort aller Fragen,
Du Licht in jeder Dunkelheit,
Du Tröstung aller Klagen,
Du Ewigwert der Zeitlichkeit,
Losung von Gottes Scharen,
Leuchtfeuer jedes Steuermanns,
Kranz aus Mariens Haaren, —
Du Heilger Rosenkranz!

Ach, dieses Kranzes Rosen
Verwelken und zerblättern nie,
Je kältre Stürme tosen,
Nur desto holder blühen sie;
Ach, Perlen dieser Kette
Sind köstlicher als Gut und Geld,
Denn ihre schlichte Glätte
Bezahlt die Schuld der Welt!

Verzweiflungsvolles Jammern
Ertrinkender zum Himmel schreit,
Millionen Hände klammern
Sich an den Rettungsring der Zeit,
Millionen Herzen wissen:
Wer diesen Ring im Meer umspannt,
Den trägt aus Wasserflüssen
Gerettet er ans Land.

Du Ring vor allen Ringen,
Der uns Marias Herz verlobt,
Nie kann der Reif zerspringen,
Die Treue ist zu oft erprobt,
Du Fessel, die uns selig
Am Herzen Gottes schmiedet an,
Wie ganz unwiderstehlich
Verkettet uns dein Bann!

Aus Gottes heilgen Händen
Hängt dieses Kleinod in die Welt,
Ein Strom fließt ohne Enden
Daran herab, von Kraft geschwellt,
Du Kraftstrom ewger Gnade,
Schaff Licht in uns von deinem Glanz,
Leit uns die dunkeln Pfade
Der Welt am Rosenkranz!

Börries, Frhr. v. Münchhausen.

Der Dichter Walter Hasenclever
Ein psychologisches Problem
Von Hans Benzmann

In der neuen deutschen Dichtung macht sich in erschreckender Weise mehr und mehr ein zersetzender und ätzender skeptischer Geist bemerkbar. Er ist das Anzeichen einer überreifen Kultur. Gefördert von der Reflexion, ist er Erzeugnis des rastlos tätigen, von Eindrücken übersättigten Gehirns, eine Emanation der modernen Seele, die nicht mehr unbefangen zu genießen, nicht mehr unmittelbar zu empfinden und sich mitzuteilen vermag. Die eigentliche Tragik des die Wahrheit suchenden und vor den letzten Dingen, vor dem Nichts angelangten Menschen spricht aus solchem Geiste. Es ist allerdings zu betonen, daß die Wahrheit zu suchen und darzustellen erste Aufgabe und erstes Ziel alles menschlichen Strebens immer gewesen ist und immer sein muß. Insofern handeln jene modernen Dichter und Denker richtig. Die Wahrheit muß aber weiter die Grundlage für eine neue positive Weltanschauung, für eine neue Menschlichkeit werden. Es gilt, nicht allein niederzureißen, sondern auch aufzubauen. Und das letztere vermag nur ein übermächtiges schöpferisches Gefühl, nicht allein die Vernunft; aufbauen kann nur Menschenliebe, Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung, kann nicht Eigenliebe. Dies Problem vermag der verfeinerte Verstand natürlich ebenfalls ganz zu erfassen, er wird es anerkennen und lösen wollen; aber aller Wille, alle Energie ist nicht imstande, das Gefühl zu ersetzen und die Welt mit Seele zu füllen. Das Gefühl ist entweder angeboren oder es muß errungen werden; es will durch Leiden erkämpft sein. Es ist jedenfalls nur dann schöpferisch, wenn es sich den Menschen ganz zu eigen gemacht hat. Wir warten auf die Dichter, denen solche Liebe zu den Dingen und zur Menschheit innewohnt. Wir warten auf sie, die uns von dem Nihilismus eines Sternheim, Georg Kaiser u. a. erlösen sollen. Und sie werden eines Tages da sein, und der Hohn und Spott der kritischen Geister wird einer überwundenen Epoche angehören. Die Tatsache eines neuen Menschentums — und daraufhin drängt auch die soziale Entwicklung — wird die Verneiner, die Künder der Eigenliebe, verstummen machen.

Wie ist dieser mephistophelische, skeptische Geist in die deutsche Dichtung hineingekommen? In dieser neuen, zersetzenden Form scheint er mir nicht allein aus deutschem Wesen entsprungen zu sein. Charakteristisch ist jedenfalls, daß die hervorragendsten Verkünder des nihilistischen Individualismus, des Geistes der Eigenliebe, in der Dichtung jüdischer Herkunft sind. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, antisemitisch zu empfinden. Im Gegenteil, ich verkenne ja durchaus nicht die Verdienste dieses unbedingt die Wahrheit und das eigentliche Wesen der Dinge und des Menschen aufrichtig suchenden und bekennenden Geistes. Hier stehen sich gleichberechtigte psychische und ethnische wie ethische und künstlerische Probleme gegenüber. Ich habe dies Verdienst um den Geist der Wahrheit schon oben

betont und bekenne nochmals aus tiefster Überzeugung, daß der Weg in eine bessere Zukunft nur über eine möglichste Erkenntnis des Göttlichen und Menschlichen geht, über Eigenliebe zur Menschenliebe. Und in diesem Sinne sind jene Verneiner, mögen sie jüdischer oder germanischer Herkunft sein, Vorkämpfer einer neuen Weltanschauung. Ich will eben nur darauf aufmerksam machen, daß offenbar jener skeptische Geist und mit ihm das Judentum, das in Zeiten der Überkultur und des Verfalls so oft eine niederreißende und zugleich vorbereitende Aufgabe zu erfüllen gehabt hat, heute dominiert. An sich bedeutet dieses Wesen, und mag es sich noch so überlegen gebärden und am Ende der Dinge angelangt zu sein scheinen, keine Erfüllung. Der elementare Geist des schöpferischen Lebens, der von Entwicklung zu Entwicklung schreitet, ist durch sein einfaches Dasein und durch die Tatsache der Entwicklung immer oder immer wieder dem skeptischen reflexionären Einzelgeiste überlegen. Dieser skeptische Geist muß auch jetzt wieder überwunden werden.

Weshalb ich das alles einleitend in einer Studie über den Dichter Walter Hasenclever sage? — Weil auch er mir seinem ganzen Wesen nach — trotz aller pathetischen Gebärden, trotz aller Energieentwicklungen nach gefühlsmäßigen und ethischen Auswirkungen hin — von jenem zersetzenden Geiste des Skeptizismus und der Eigenliebe beherrscht zu sein scheint. Das, was er erstrebt, Überwältigung durch das Gefühl, wird er nicht für sich erzwingen, weil es seinem Wesen nicht gegeben ist. Und darum wirkt auch das Evangelium der Menschenliebe, das er in seiner ‚Antigone' und in seiner letzten dramatischen Arbeit ‚Die Menschen' — direkt oder indirekt — verkündet, nicht überzeugend. Seine Werke sind Ergebnisse grübelnder Gehirnarbeit und aufgepeitschter Energie. Seine Dramen sowohl wie seine lyrischen Gedichte sind alle der Reflexion entsprungen.

Ich möchte hier die Frage nur berühren (da es sich hier doch um Dichtungen, nicht um Ethik oder Religion an sich handelt), ob ein Dichter nun wirklich auch jenes Gefühl, das überwältigt, als Mensch urtümlich besitzen muß. Es kommt für einen Dichter darauf an, daß er ein Gefühl überzeugend zum Ausdruck bringen kann, und diese Möglichkeit ist allerdings nur dann gegeben, wenn das innere Wesen des Dichters daraufhin eingestellt ist. Eine menschlich warmherzige Persönlichkeit ist doch jedenfalls die Voraussetzung für Dichtungen, die in demselben Sinne wirken sollen. Selbstverständlich muß die andere Voraussetzung, die des dichterischen Könnens, auch gegeben sein. Diese Sphäre des Gefühlsmäßigen, die vom Wesen des Menschen aus zum Stil wird, vermisse ich gerade bei Hasenclever.

Charakteristisch für ihn ist, daß er sich nicht unmittelbar mitzuteilen vermag. Gerade bei ihm weist der neue Stil die Mängel seines Wesens deutlich nach: den zersetzenden, skeptischen, reflexionären Geist, der nichts unmittelbar erfaßt und gestaltet, sondern alles nur umschreibt, es doppelt und dreifach zerbricht, die Sprache verbiegt und zerknittert — um nur

gar das Einfache nicht einfach zu sagen, um nur die Leere des Herzens zu verhüllen. Es ist bezeichnend, daß der Dichter in seinen bisher vorliegenden Gedichten und in seinem Drama ‚Der Sohn' diesen umschreibenden, in allen Nüancen schillernden Stil anwendet, der gerade das Wesentliche zumeist nicht trifft. Ist es dem Dichter denn nicht möglich, das Wesentliche zu treffen? Oder will er es nicht treffen, um nur nicht das Natürliche natürlich und das Schwerverständliche deutlich zu sagen? Diese Unnatürlichkeit des Umständlichen und Indirekten — man hat das Gefühl, als stehe der Dichter uns gegenüber und spreche mit uns, doch an uns vorbei, als sehe er uns beim Sprechen nicht an — ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch für ihn. Da sie bei ihm tatsächlich Stil geworden ist — wenigstens in den frühesten Werken — und andrerseits ohne weiteres die künstlerische Energie des Dichters anzuerkennen ist, so entspricht dieses umständliche, indirekte Wesen offenbar seinem geistigen Wesen durchaus: er kann nicht anders, als so durch tausend komplizierte Mittel denken, fühlen und sich mitteilen. Er vermag eben nicht unmittelbar zu fühlen und zu gestalten. Hasenclever teilt natürlich diese Methode mit manchem der anderen Dichter, die man Expressionisten nennt. Dies beweist, daß hier ein allgemeiner Defekt vorliegt.

Und ebenso charakteristisch ist es ferner, daß Hasenclever in seinen späteren Werken, in den Dramen ‚Antigone' und ‚Die Menschen', die gegenteilige Methode anwendet, den primitiven Stil. Er will möglichst einfach einfachste menschliche Gefühle ausdrücken, erste und letzte Wahrheiten und Weisheiten künden — in ‚Antigone' das Evangelium der Menschlichkeit, der Menschenliebe —, und er erzielt schöne und tiefe Wirkungen, solange er wirklich einfach und natürlich bleibt (‚Antigone'). Aber das genügt ihm nicht. Sein spürender, grübelnder Geist sucht nach allerletzten, nach einfachsten Synthesen, nicht nur für die Sprache, sondern auch für die Handlung, für die Symbolik. Und er gelangt auf diesem Wege zum künstlerischen Nihilismus, zu einer Primitivität, die sich selbst aufhebt, zur Geste, zur Fratze, zum wesenlosen, karrikaturenhaften Schattenspiel. Die Dichtung ‚Die Menschen' ist in ihrem blutlosen und seelenlosen Synthetizismus das Erzeugnis eines sich souverän gebenden, doch unschöpferischen Gehirns.

Es ist übrigens hochinteressant, auf wie verschiedenen Wegen begabte Dichter der Neuzeit zu diesen Grenzen, über die hinaus Unsinn und Irrsinn im wesenlosen Scheine liegen, gelangt sind. Ich denke an die Theorien und die diesen entsprechenden Dichtungen von Arno Holz, August Stramm u. a. Das Einfachste muß und soll zwar immer wieder entdeckt werden; doch es hat seine Grenzen ebenso wie alles Komplizierte und Vielfache. Die ganz vergeistigte Kunst endet im Nichts und muß aus den Himmeln des Imaginären und Unsinnlichen durch das natürliche Gefühl wieder zur Erde herabgeholt werden. Das lehrt auch das Drama ‚Die Menschen' von Walter Hasenclever, auf das ich noch zurückkomme.

Jenen eigentümlich umschreibenden und gebrochenen Stil zeigen ganz besonders die Gedichte Hasenclevers in den Büchern ‚Der Jüngling', ‚Das unendliche Gespräch' und ‚Tod und Auferstehung' (sämtlich bei Kurt Wolff, München). Sie spiegeln das Wesen und die Persönlichkeit des Dichters am unmittelbarsten, nicht im Sinne des Gefühls, sondern in dem eigenen Sinne dieser dichterischen Individualität, die, wie ich schon andeutete, ganz auf Erkenntnis ihres Wesens und auf Bekenntnis ihres Menschentums gerichtet ist. Nicht das Gefühlsmäßige, sondern das Psychisch-Individuelle, die Auseinandersetzung des eigenen Wesens und des besonderen Menschen mit sich selbst und den Erscheinungen des Lebens gibt diesen Gedichten den Charakter und auch den Stil. Und ich gebe zu, daß diesen psychischen Energien der eigentümlich herbe, energische, straffe, ja harte Stil durchaus entspricht. Nicht Gefühl, sondern ein scharfer künstlerischer Intellekt hat ihn geschaffen. Er biegt und krümmt sich unter der Peitsche eines sich fast dämonisch durchsetzenden Selbstbewußtseins, einer individuellen Energie von zielbewußter Strenge und Schärfe. Diese Energie zerbricht und zerstreut ihre harte, spröde Form lieber, als daß sie den eigentlichen Kern ihres Wesens enthüllt. Das ist wenigstens oft der Fall und scheint mir zur Eigentümlichkeit des Dichters zu gehören. Und hiervon rührt jene Wirkung her, die man eine indirekte, eine nicht unmittelbare nennen könnte. Jenes abstrakte, imaginäre, umschreibende Moment ist hiermit gemeint, das die Lyrik Hasenclevers, die aus selbstquälerischen Energien herausgearbeitet ist, als Nervenarbeit erscheinen läßt. Der Eindruck, den die Gedichte mit ihrem tiefbohrenden Drange nach Wahrheit, Selbsterkenntnis, Erkenntnis des Lebens und des Menschlichen hinterlassen, ist oft ein bedeutender; aber ebenso oft enttäuscht die brüchige, zerbogene, ja gesuchte und bis zur Unverständlichkeit abstrakte Sprache. Eine schwere Dumpfheit liegt über diesen Dichtungen; Gehirnarbeit und Energie allein vermag diesen Bann nicht zu brechen, das vermag nur das instinktiv sicher greifende, wahrhaft schöpferische Gefühl, das hier eben nicht vorhanden ist.

Den künstlerisch reinsten und auch menschlich bedeutendsten Eindruck von den drei Gedichtbüchern Hasenclevers hinterläßt in seiner geschlossenen Gesamtwirkung wie in einzelnen besonders markanten Stücken das erste Buch ‚Der Jüngling', wenn freilich auch hier schon ganz die reflexionäre, mehr mit dem Kopf und den Nerven als mit dem Herzen aufnehmende und gestaltende Natur des Dichters sich offenbart. Die Welt dieses modernen Jünglings ist die Sphäre der rein geschlechtlichen, vagierenden Liebe, das Milieu der Kaffeehäuser, Ballsäle und Bars, der Lebemänner und der Dirnen.

Die Frauen, die man liebt, gehören Vielen —
Und weil sie wechselnd ihre Güter reichen,
So reizt es, ihre Freuden zu vergleichen;
Sie aber trinken. Und wir wollen spielen.

Laß nie dich einer einzigen vermählen!
Sie haben einen Raum für tausend Seelen,
Der immer ihr Verlangen weckt und stillt,
Und jagen wie ein herrenloses Wild
An uns vorbei, die wir die Spur verfehlen.
Ich will von ihnen Vieles, Vieles lernen!
Und jede soll mir sein, was sie mir gibt.
So steig ich, ohne das Gefühl von Sternen,
In ihren Schoß: wissend und unverliebt.

In allen diesen oft elegant und gefällig geformten, herzlosen Gedichten, die das grauenhaft Öde des rein geschlechtlichen Liebesgenusses bis zur Brutalität forcieren, kehrt diese überlegen-leichtsinnig-nichtige Stimmung wieder. ‚Wir leben, um uns zu betrügen.' ‚Ich will dies Leben herrlich dir beschreiben, das dich in seine Freudenhäuser raubt.' Und es klingt wie eine Blasphemie, nicht gegen das Göttliche, mit dem diese intellektuelle Gehirnerotik ja auch gern ein wichtigtuerisches, fast gleisnerisches Spiel treibt, sondern gegen das Menschliche, wenn der Dichter dieses leichtfertige Lebemännertum mit dem faustischen Drange, mit dem menschlichen Urtriebe, alles zu durchfühlen, mit der großen mystischen Sehnsucht, das Leben recht zu erkennen, in Beziehung bringt.

So gehn wir um und sind in allen Räumen,
Uns lockt die Sehnsucht auf das Kinotuch.
Denn nur wer viel erlebt, dem ist Gott gnädig,
Dem wird sein Reich auf dunkler Fahrt bewußt,
Bis er der Habsucht und des Neides ledig,
Den höchsten Schmerz preist als die höchste Lust.

*

Die Fülle der schönen Gewalten lockt nicht mehr zur Liebe, zum Hasse.
Wer alles besitzt, dessen Blut hat alles gemein mit der Masse,
Doch wem die Seele erfüllt ist von der Welt und ihren Genüssen,
Dem wird die Macht offenbar: er wird sie verwandeln müssen.

Das klingt fast wie eine Entschuldigung. Und doch muß man dem Dichter diese geistige Deutung und metaphysische Erhebung wohl glauben. Seine Bekenntnisse sind nicht anzuzweifeln, um so weniger als Aufrichtigkeit, Bekennermut und Erkenntnisdrang ersichtlich seines Wesens dunkelhelle Quellen sind, um so weniger, als sie mit dem diesem Dichter eigenen Pathos und mit einer inbrünstigen Geste verkündet werden. Und die Gedichte, in denen solche aus dem niedrigen Erleben sich aufschwingende Erhebungen sich eindringlich offenbaren, sind ohne weiteres an sich schön zu nennen. Diese befreienden Gedanken von der Erlösung aus Schmach und Schuld, von dem Ergründen des Menschlichen in allen Tiefen und von der berückenden Ewigkeit des lebendigen Lebens, erheben auch diese so oft

laszive Kunst in die Arena des mit sich ringenden Menschentums empor. Es ist auch eine feine dichterische Art in dieser künstlerischen Deutung des Augenblicklichen und Zufälligen und eines noch so kleinen Erlebnisses auf das Ewige hin.

So mußt du lernen dir die Welt betrachten:
Laß einen Abstand zwischen dir und ihr,
Erfülle ihn mit Weibern und mit Schlachten,
Mit einer Zeitung, einem Glase Bier.
Du lebst, Unendliches dir auszusinnen!
Du stehst im All, an das du dich verlierst.
Was du auch denkst, einst sollst du es gewinnen,
Du wirst dein eigen, und du triumphierst.
Es gibt kein Bild, das ewig dir entschwindet,
Und keinen Horizont, an dem du klebst —
Was dich mit dir und deinesgleichen bindet,
Ist nur das Eine: Daß du lebst!

So sprechen allerdings beredt und eindringlich dichterische Qualitäten aus diesem ersten Gedichtbuch. Und doch vermag ich kein Wort von dem Vorhingesagten zurückzunehmen, nicht etwa aus philiströsem Eigensinn, sondern weil mir ein menschlicher und künstlerischer Zwiespalt aus kaltherziger und kleinlicher ungefühlter Erotik und ethisch gerichtetem, schönem Pathos trübe hervorleuchtet und ich den Eindruck nicht bannen kann, daß hier hauptsächlich rein intellektuelle Energiekunst am Werke ist. Und dieser Zwiespalt scheint mir solchen Wesens eigentlicher Grund zu sein. Es klingt ein falscher Ton neben dem reinen der Aufrichtigkeit mit. Ich kann diese Empfindung nicht los werden. Viel Können, aber wenig Gefühl, viel Energie, aber wenig abgründige, aus Seelentiefen schöpfende Kraft.

Der Dichter Hasenclever wird so zu einem eigentümlichen Problem. Mehr und mehr weist jener Zwiespalt seine dämonische Macht, den Menschen hemmend und verdunkelnd, auch in dem sich nun erst entwickelnden Stil nach. Auch der Künstler Hasenclever wird mehr und mehr zum Problematiker, zum Problemsucher, zum Energiefex. Damit verliert er mehr und mehr den Zusammenhang mit der natürlichen, sich e i n f a c h auswirkenden Kunst, deren Art trotz aller Verfehmung durch die Übersubjektiven das Zeitliche überdauern wird, und er gleitet unrettbar hinunter in das vergängliche Reich der Literatenkunst.

Den Übergang hierzu bildet die kleine selbständige Gelegenheitsdichtung ‚D a s u n e n d l i c h e G e s p r ä c h‘, eine sich geistvoll geberdende, zwischen Kaffeehaus- und Bordellstimmung und mysteriösen Chören der Unsichtbaren ironisch und snobistisch hin und her pendelnde Farce, in der schon jener unerquickliche umschreibende und abstrakt unverständliche Stil, der dem Dichter immer mehr zu eigen wird, dominiert.

Dieser die Nerven peinigende imaginäre Stil, der oft hilflos kleine Gedanken und gleichgültige Erlebnisse, soweit dies erkennbar ist, hinter bombastischer Rhetorik oder eckiger, verworrener und nüchterner Prosa verbirgt, erinnert in seiner gesuchten unschöpferischen und unanschaulichen Art an die Dreistigkeit, mit der gewisse Romantiker — Gebr. Schlegel und ihre Nachfahren — manche kleinliche Stimmung und Vorstellung überheblich verkündeten.

Weiß ich, daß Stunden, in ungezählten,
Pariserinnen sind auf den Boulevards;
Daß klein in Zimmern und gequälten,
Eine Arbeiterin steht, goldenen Haars?
Ist mir im Park, durch den ich gehe,
Ein Gefühl von Rot oder Blau —
Berg und Fluß mit sinkender Nähe,
Das Gesicht einer alternden Frau?
Bei der Baronin Porzellan und Eise
Hypnotisiert mich elektrischer Draht;
Kirmes dreht sich, Feuerwerksrad,
Denn es münden in gleiche Kreise
Meer und Spur und kindliche Weise,
Die man am Abend vernommen hat.
Aber keine der funkelnden Gesten
Wird mich erhalten, wird mich betrügen;
Bin ich ein Vogel, müde von Flügen,
Schwebend in der Wolke des Falls:
Steigen unten aus Tänzen und Festen
Die verschlungenen Kurven des Alls.

Das Gedicht ist dem Buche ‚Tod und Auferstehung' entnommen. An sich unbedeutend, ist es in seiner abstrakten Tönung und Stimmung (trotz aufleuchtender sichtbarer Momente und mancher feineren Beziehung) charakteristisch für den Dichter, der nach Unmittelheit und Klarheit tastet, der die verpönte Anschaulichkeit, Bildlichkeit und Klarheit aber vermeiden will und auf einen indirekten Stil verfällt, der die Dinge und Vorstellungen gleichsam von hinten herum zu erfassen strebt. Ich nannte deshalb seinen Stil einen umschreibenden, — weil er sich geniert, den Eindruck in natürlicher Weise unmittelbar wiederzugeben. Man könnte ihn auch einen zerstreuenden, die Stimmung brechenden und zersetzenden nennen. Die Absicht ist natürlich erst recht, unmittelbar zu wirken, aber sie wird durch diese willkürliche Benebelung keineswegs erreicht. Es handelt sich hier ersichtlich um einen ausgesprochenen Stil; das beweist die Tatsache, daß alle Gedichte in derselben zerrissenen, nebulosen Sprache gehalten sind. Und deshalb kann man sagen, daß hinter diesem Stil ein entsprechend gearteter Mensch steht, daß dieser gebrochene

Stil dem Wesen des Menschen und seiner Gesamtstimmung entspricht. Und das ist insofern bedeutsam, als es sich um eine dichterische Persönlichkeit von starker Begabung und Energie handelt. Es liegt in der Tat eine verzweifelte Lebensstimmung über dem Buch, die Stimmung der furchtbaren Zeit, das Entsetzen vor dem Kriege, vor dem unerhörten Haß der Völker; seelische Qualen spiegeln sich in den Gedichten, und man wird diesen Desperadozustand mit zur Erklärung des eigentümlich fragmentarischen Charakters der Gedichte heranziehen. Mir scheint deshalb der Zyklus ‚Der Sinn des Lebens' der bedeutsamste des Buches zu sein, weil er die seelische Verfassung des aufgeregten, sich selbst peinigenden Dichters in seiner Weise am unmittelbarsten spiegelt.

Was sollen wir tun? Wohin sollen wir gehen?
Wer rettet die Seele aus dem Gericht?
Gewitter über die Länder wehen.
Die Hülle sinkt. Sie verändern sich nicht.
Nur dem Wissenden wird das Wunder begegnen,
Den die Verzweiflung der Taten verschlingt.
Wer im Staub mit dem Staube ringt:
Gottes Flügel wird ihn segnen.
Nur ihm ist erlaubt, seinen Namen zu nennen,
Sein Gesetz zu ergreifen, sein Antlitz zu sehen
Und in Büschen, die Mose umbrennen,
Den neuen Bund mit ihm zu begehen.
Die Anfechtbarkeit seiner Meinung,
Vieler Menschen Ruhm und Gesang,
Der fallende Stein im Bild der Erscheinung
Verwirrt nicht mehr den Erkenntnisdrang.
Sein Glaube nicht wird der Listigen Beute,
Die Insel des Wahren grüßen ihn noch;
Es jauchzt, zerstampft von des Pöbels Meute,
Sein Wille: ‚Und sie bewegt sich doch!'

Noch deutlicher, ja noch markanter ist diese nervenpeinigende, absichtliche Stilisierung in größeren Gedichten wahrnehmbar und an einzelnen, besonders merkwürdigen Zeilen. Vgl. die Gedichte des Zyklus: ‚Prophezeiung', ‚An Irma' (II), ‚Der Gefangene' (erstes Gedicht — das markanteste Beispiel), ‚Aufruf' (S. 49, ganz nüchtern prosaisch trotz seines geschwollenen pathetischen Bombasts), ‚Der Wunderrabi', ‚Der Zauberer'.

Diesen sonderbaren Gehirn- und Energieerzeugnissen stehen nun einige Gedichte gegenüber, die voll sind eines aus der Seele fließenden und ergreifenden Gefühls, in denen sich das Pathos des Dichters zu schöner, reiner Empfindung verdichtet und abgeklärt hat. Das sind insbesondere die Kriegsgedichte ‚1915', ‚1916' und ‚1917', ‚Grenzfeuer' (voll inniger zarter Empfindung), ‚Der Freund und die Krankheit', ‚Heimkehr'. Nicht

unerwähnt lassen möchte ich ferner die interessanten Zeitgedichte ‚Jaurès' Auferstehung', ‚Der König gegen Casement', ‚Turati spricht in der Kammer' und ‚Gottes Hand in Löwen'. Alle diese Gedichte heben sich wie helle, positive Gebilde aus der Menge des Verworrenen und zeigen mit ihrem selbständigen beseelten Leben, was der Dichter zu leisten vermag.

*

Das Drama ‚Der Sohn', dessen Erstaufführung, veranstaltet von der Gesellschaft ‚Das junge Deutschland', im März 1918 im Deutschen Theater in Berlin stattfand, wurde im Jahre 1913 geschrieben; es gehört also der Zeit an, in der auch die Gedichte ‚Der Jüngling' entstanden sind. Das Stück ist m. E. die getreueste Dramatisierung jener Stimmungen und Ideen, die ‚den Jüngling' beherrschen, jener Erlebnisse in Wirklichkeit und Vorstellung, denen ‚der Jüngling' sich hingibt. Die Tragödie, die sich in dem Drama zwischen Vater und Sohn abspielt, ist nur die Handlung, die das Drama trägt, ist von außen her in die persönliche Welt des Dichters, in seinen lyrisch erotischen und revolutionären Stimmungskreis hineingezogen. Sie stellt einen konstruierten Konflikt dar, der sich zwischen alter und neuer Weltanschauung — die neue ist eben der Ideenkreis des Dichters — einstellen könnte. Der Konflikt hat hier eine Verselbständigung erfahren, indem er zu einem nicht allein des Rechtes der Eltern und des der Jugend geworden ist, sondern auch zu einem, der sich zwischen entgegengesetzten Charakteren besonderer Art abspielt. Das alles ist vom Dichter bedacht und klug zusammengeschmiedet. Man darf diese geschickte Kombinierung und Verschmelzung nicht übersehen. Der in den besonderen Verhältnissen und Charakteren begründete familiäre Konflikt, der leidenschaftlich von beiden Seiten geführt wird, zeugt von großer dramatischer Gestaltungskraft, er ist Rückgrat und Nerv des Stückes. Freilich ebensowenig darf übersehen werden, daß der Fall eigentlich kein typischer ist; denn die Härte und Lieblosigkeit des Vaters entspricht ebensowenig den gröberen als den feineren Wirklichkeiten des familiären Lebens. Gönner und Vormund, Vorgesetzte und Sklavenhalter kann man sich wohl von solcher Strenge und von so geringem Verständnis für ihre Schutzbefohlenen denken, — das hat man oft erlebt. Aber einen Vater kaum. Andrerseits entschuldigt den Vater die ersichtlich lang betriebene Nachlässigkeit und Faulheit des Sohnes, der das Abiturium nicht besteht. Ein Kritiker hat mit Recht über diesen Konflikt bemerkt, daß nicht die Söhne, sondern die von der vergotteten Jugend hart bedrängten Väter für die Tragödie reif sind. Dennoch ist die Energie, mit der der Dichter diesen Fall in seine Welt hineingearbeitet und dramatisch gestaltet hat, anerkennenswert.

Ist dieser Konflikt der eine sich entwickelnde Kern des Dramas, so ist jene erotisch-revolutionäre Stimmung, die sich in den weiteren Akten enthüllt und an der ‚der Sohn' dann tätig teilnimmt, der andere, vielleicht der eigentliche. Man kann diese Sphäre auch als das Wurzelreich des

Dramas bezeichnen; denn es ist des Dichters eigene, persönliche Sphäre. Der Klub ‚Zur Erhaltung der Freude‘, dessen rhetorische Orgien sich in den mittleren Akten abspielen, ist nichts anderes als eine Synthese jener Erlebnisse und Lebensstimmungen, die in den Gedichten ‚Der Jüngling‘ aufrichtig und zynisch-sentimental widerklingen, jener Vorstellungen, die in der Hingebung an das niedrige Leben der Lust, an die Liebe zu Dirnen, an den Rausch in Klubs, Bars und Bordellen den Geist des Lebens entdeckt zu haben glauben. Diese Stimmungen werden freilich von dem Dichter, wie es scheint, mit der paradoxen Ironie Wedekinds behandelt. Aber man würde dem Dichter und dem Geist der Wahrheit unrecht tun, wenn man auf diese Weise das Recht auf Freude und Lust, auf Lebensgenuß der Jugend wie jedem Menschen absprechen wollte. Es steckt also nicht allein Ironie, sondern auch Ernst hinter diesem Spiel. Nur ist es gar so kleinlich und arm, aus solchem Tun und Treiben das große Gefühl des Lebens und des Lebendigen und die faustische Weltstimmung des Genießens und Überwindens abzuleiten. Es liegt deshalb auch über diesem Stück dieselbe verzagte, nihilistische Desperadostimmung wie über den Gedichten ‚Der Jüngling‘, — der Zweifel an sich selbst, die Verzweiflung infolge von Eigenliebe und Reflexion. In drei Figuren des Stückes bricht sich prismatisch die Persönlichkeit, der Ideenkreis und das psychisch-energetische Wesen des Dichters: in dem Sohn — dieser stellt die naive Sehnsucht nach reiner und zugleich geschlechtlicher Liebe dar, das Gefühl, das jugendliche Pathos des noch Unverdorbenen, — in dem Wortführer des ‚Klubs der Freude‘ — dieser stellt die nichtige Lust- und Liebessphäre dar, die Hingebung an den Rausch der öden Feste und Orgien, an die ‚Lebensfreude‘, an das ‚Glück des Augenblicks‘ — und in dem ‚Freund‘ — dieser ist die Personifizierung des skeptischen und zugleich revolutionären Geistes, der Reflexion, der Übersättigung und des Ekels. Und es ist charakteristisch, daß alle in den Armen der Dirnen enden und sich selbst vergessen. ‚Der Sohn‘, nachdem er jene revolutionären Reden gegen die Väter im Klub gehalten hat, der ‚Freund‘, nachdem er den Sohn zum Vatermord mephistophelisch angestiftet hat. Es liegt Desperadostimmung über dem Stück, dessen menschliche Schemen ebenso sehr Umschreibungen, Masken und Grimassen sind wie die Gedichte des Jünglings — Paraphrasen der Gefühlsleere, Eingeständnisse des Mangels an unmittelbar gestaltender, lebendiges Leben erzeugender Kraft. Wer diese Kraft nicht hat, der vermag eben nicht unmittelbar zu gestalten.

Bezeichnend ist, daß auch die Reden und Tiraden dieser Figuren oft indirekt klingen, wie von hinten herum, wie aus nebuloser, verworrener Ferne; alle diese Menschen reden aneinander vorbei, sie können sich nicht in die Augen und in die Seele reden, sie sind alle egozentrisch benommen.

Ende Februar 1919 fand im Frankfurter Schauspielhaus dann die Uraufführung von Hasenclevers Tragödie ‚Antigone‘ statt (als Buch erschienen bei Paul Cassirer in Berlin). Die Aufführung war während

des Krieges vom Zensor verboten; denn dieser hatte trotz aller Verhüllung und Dämpfung die aktuellen Beziehungen zur Zeit, die aus dem Drama sinnfällig hervorleuchten, sehr wohl bemerkt. Das Drama ist revolutionär, man kann jetzt sagen: es war revolutionär. Unter den furchtbaren Eindrücken des Krieges entstanden, richtet es sich gegen den Krieg und gegen die Gewaltpolitik des einzelnen, hier eines despotischen Monarchen, der in seinem starren Rechtsgefühl, in seinem gottgewollten Machtbewußtsein einzig und bis zum äußersten die Idee ‚l'état c'est moi' vertritt. Ich sage, es richtet sich gegen einen Monarchen, man kann nicht sagen, gegen einen gewissen; denn diesem gewissen war diese harte Energie des Kreon ebenso fremd wie dessen Unmenschlichkeit. Die Figur des Kreon scheint mir also doch mehr den Typus als eine bestimmte Individualität zu repräsentieren. Mehr noch sind m. E. in dem Evangelium der reinen Menschlichkeit, das Antigone durch die Bestattung des feindlichen Bruders ausübt und das sie fortwährend eindringlich, fast aufdringlich verkündet, und in dem aus dem unsagbaren Elend des Krieges gegen den Machtwillen des Königs revoltierenden Aufbegehren des Volkes die Beziehungen auf die Gegenwart zu finden. — Im allgemeinen schließt sich die Tragödie in ihrem Verlauf der antiken des Sophokles an. Sie nimmt der alten Tragödie die Dumpfheit der Schicksalsübermacht und die Starrheit und Schwere der in sich geschlossenen Handlung, die Einseitigkeit der Materie, die statuenhafte Unbeweglichkeit der Figuren, sie öffnet die Mauern des alten Dialogs und gibt den Motiven, der Handlung, den Personen und Reden Freiheit und Beweglichkeit. Vor allem tritt hier das Volk, das im antiken Chor nur Zuschauer, reflektierendes Echo und ruhiger Vermittler und Berater ist, selbst — getrieben und treibend — als tätige lebendige Kraft auf. Und doch ist die Handlung des modernen Stückes durch die Anlehnung an die alte Fabel gehemmt, durch den Vergleich in ihrer Wirkung beeinflußt. Was trotz der Starrheit und Einseitigkeit an großer Leidenschaft und elementarer Empfindung aus dem Sophokleischen Werke überwältigend strömt, das mußte der moderne Dichter in seiner Neudichtung im gleichen Grade, wenn auch aus anderen Motiven heraus, in Energien gesammelt zum Ausdruck bringen und zur Wirkung kommen lassen. Nur dann hätte sein Werk den Vergleich mit dem alten einigermaßen ausgehalten; denn was ist das Unvergängliche an der antiken Tragödie? Es ist die elementare Kraft des Menschlichen, der menschlichen Persönlichkeit und sodann zugleich die Typisierung der Gegensätze von Macht und Recht, von Egoismus und Selbstaufopferung in vollkommenster statuenhafter Größe und Herbheit, in Antigone und Kreon. Wie riesige Symbole, wie elektrisch geladene Energiezentren und doch wie wahrhafte Menschen stehen diese Gestalten vor uns. Stilvoll begleitet von dem abtönenden Chor der Nebenfiguren. Und noch ganz anders lebendig, noch viel echter und ewig moderner repräsentiert der alte, zeusartige Kreon den Ur- und Erzmonarchen aller Zeiten als der neue, beweglichere und kleinlichere Hasenclevers. Flüchtig,

gelenkig und eindrucklos gleitet das Werk des modernen Dichters an uns vorüber — ein Eintagsspiel auf kleiner Bühne. Der Kompromiß ist nicht gelungen und kann vielleicht nie gelingen. Predigten über Menschlichkeit, reflektierendes, bewußtes Wesen ersetzen nicht elementares Menschentum, kluge, fein erdachte und im einzelnen in ihrer klaren Einfachheit auch lyrisch eindringliche Reden ersetzen infolge ihres den organischen Zusammenhang lösenden Thesencharakters doch nicht die aus dunklem, elementaren Drange emporquellende Wortwucht und organische Wortmasse, deren explosive Spannung wir bei Sophokles fortwährend unmittelbar empfinden...

Hasenclevers Drama ist ein auseinanderstrebendes, wie aus weichem Ton geknetetes Relief. Sophokles' Tragödie ist eine Versammlung lebendiger, elektrisch geladener Statuen, ist gesammelte menschliche Kraft. Liest man das antike Drama nach dem modernen, dann verflüchtigt sich die Erinnerung an das letztere wie ein wesenloses Getümmel schattenhafter kleiner Wesen.

Man wird für den Dichter doch mit Bewunderung erfüllt, wenn man immer wieder wahrnimmt, wie seine ethischen und künstlerischen Energien in Menschheits- und Stilproblemen sich gleichsam gegenseitig zu durchdringen suchen, wie er mit unerhörter Konsequenz für beide Probleme letzte Synthesen, ja, man kann sagen eine allerletzte Synthese, zu finden sucht. Einseitige Kräfte treiben ihre Spannung bis zum äußersten, bis zum Zerspringen des Gefäßes, der Form, bis zum ethischen und stilistischen Nihilismus. Einseitige Kräfte insofern, als das natürliche Gefühl fehlt, das allein den Ausgleich herstellen kann, das schöpferisch ist, nicht wählerisch, das zugreift, nicht experimentiert, das originell ist und nicht nach Originellem hascht. Unbegreiflich ist mir dennoch, wie der kluge Künstler Hasenclever eine so mechanistische Dichtung wie das Schauspiel ‚Die Menschen' (Verlag Paul Cassirer, Berlin) ernstlich schaffen und der Öffentlichkeit übergeben konnte, — daß er das Einfachste nicht erkannte, nämlich dies, daß jede Kunsttheorie in ihrer konsequentesten Durchführung über die Grenzen der Kunst hinaus ins Wesenlose, ins Nihilistische hineinführt. Es gibt, wie ich auch schon oben erwähnte, einige moderne Dichter von Bedeutung, die eine letzte einfachste Synthese für Leben, Lebenssinn und Ausdruck (Form) prägen wollten, und zwar von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Arno Holz suchte eine möglichst einfache und unmittelbare, aber natürliche Form zu schaffen. August Stramm, der Lyriker und Dramatiker, wollte über den gewöhnlichen und natürlichen Ausdruck hinaus diesen vergeistigen, das Wort in seinem begrifflichen Wert gefühlsmäßig erweitern unter Kürzung seines Lautcharakters und unter Abwandlung der wörtlichen Beziehungen. Hasenclever will nun die Handlung selbst bis auf ihren thematischen Kern vereinfachen. Statt des lebendigen Gesprächs genügt ihm ein kurzer mechanischer Dialog in Stichworten, in hingeworfenen Hauptworten, die wie in Telegrammen nur den Kern einer Handlung gerade noch angeben. Gebärdenspiel und Symbolik ergänzen dieses Ballspiel mit Worten. So wird in dem Drama ‚Die Menschen' eine Schwurgerichtsszene dargestellt:

Präsident (hält den Sack in der Hand): Der Kopf ist Zeuge.
Gerichtshof (nickt).
Präsident: Angeklagter!
Alexander (sieht auf).
Präsident: Sind Sie schuldig?
Ruf: Mörder!
Agathe: Nein!
Präsident: Ruhe!
Der alte Kellner (hebt die Finger): Ich schwöre!
Präsident: ‚So wahr mir Gott helfe!'
Der alte Kellner: Amen.
Präsident: Der Staatsanwalt!
Staatsanwalt (erhebt sich): Hohes Gericht —
Geschworene (sehen auf).
Staatsanwalt: Ein Mensch ist ermordet.
Alexander (sieht ihn an).
Staatsanwalt: Auge um Auge.
Publikum (beugt sich vor).
Staatsanwalt: Todesurteil! (Setzt sich.)
Präsident: Der Angeklagte!
Alexander (schweigt).
Präsident: Beratung.
Gerichtshof und Geschworene ziehen sich zurück. Der Saal wird leer.
Agathe und Alexander bleiben allein.

Nun wirkt diese eine Szene an sich noch drastisch genug; aber man stelle sich vor: ein fünfaktiges Drama in diesem Mechanismus, in immerfort wechselnder bild- und marionettenhaft sich abrollender Handlung, die keine Handlung ist, sondern nur ein Hin- und Herwerfen von Begriffen, Andeutungen, Stichworten, Symbolen. Man sieht nichts weiter als Holzpuppen, die die Glieder schlenkern und sich anbellen, schemenhafte Bilder, aus denen heraus jemand das Plakat ruft. Dieser Stil würde zu einer vollständigen Mechanisierung des Dramas führen. Aber man versteht den Dichter vielleicht falsch: er wollte vielleicht nur gerade dieses Drama, das ein Bild des sich mechanisch vollziehenden sozialen Lebensprozesses der Menschen sein sollte, in diesem mechanisch-symbolischen Telegrammstil gehalten haben. Es sollte eine karikaturenhafte Farce, ein Marionettenspiel des Lebens sein. Dann hätte dieser Stil vielleicht Berechtigung. In der Tat: das alte Milieu Hasenclevers, das ganze brutale, in Eigensucht, Profitgier, Sinnlichkeit und Gemeinheit verkommene Menschentum der Großstadt läßt die merkwürdige, an sich gewiß interessante Dichtung vorübergleiten. Da sind Spieler-, Dirnen-, Bettler-, Krankenhaus- und Gerichtsszenen, und immer enthüllt der Mensch seine tierische Gemeinheit — ein Triumph des Schlechten, des Bösen und aller niedrigen Instinkte. Und

so möchte ich auch wiederum kaum annehmen, daß diese grausamen, teuflischen Szenen, die so sehr einen Extrakt großstädtischen Lebens, also das Zentralleben an sich darstellen, nur karrikaturenhaft gemeint sind. Der ethische Ernst Hasenclevers liegt vielmehr über dem Ganzen. Eine erstaunliche künstlerische Energie hat diese exzentrische Symbolik ausgeklügelt, die wirklicher ist als die Wirklichkeit. Wägt man so das Für und das Wider ab, so kann man sagen, daß die Absicht und Energie an sich Achtung erheischen, daß Kulturpsychologie künstlerisch eindrucksvoll und einer tieferen Wirklichkeit gemäß auch so veranschaulicht werden kann, daß aber dieser Stil an sich zur Mechanisierung der Kunst führt und, aus Gehirnarbeit gewonnen, einer organisch lebendigen Kraft nicht entsprechen kann.

Was in dem Drama sonst noch hineingeheimnist ist, will ich nur noch andeuten: So irrt durch das ganze Stück ein Menschenfreund ‚Alexander‘, der immer den Kopf eines Ermordeten balladenhaft in einem Sack mit sich schleppt; er scheint damit den Mord, zu dem er gar keine innere Beziehung hat, mechanisch auf sich genommen zu haben und damit symbolisch die große Sünde der Welt. Aber die ethische Idee, die dieser armselige Tor vertritt, dringt niemals durch, und sein Erscheinen mit dem Kopf im Sack wirkt jedesmal einfach komisch und desto komischer, je souveräner sich der Dichter dabei gebärdet. Mit diesem Alexander und seinem Sack hat sich Hasenclever selbst übertroffen. Das ist seine abstrakteste Gehirnarbeit!

Besonders hervorheben möchte ich schließlich rückblickend noch, daß es so charakteristisch für Hasenclever ist, daß er zunächst jenen umschreibenden indirekten, den Eindruck brechenden Stil für sich findet und jetzt nach gekünstelter geradliniger Primitivität und äußerster Prägnanz strebt. Immer bewußt. Das Natürliche, das sich ihm in tausend lebendigen Beziehungen bietet, will er und kann er nicht erfassen und gestalten. Das Unbewußte vermag er nicht bewußt zu erfühlen und noch weniger zu unbewußter, d. h. unmittelbarer Wirkung zu gestalten.

Der Weg wurde diesem eigenartigen Dichter, der ethisch wirken möchte und der große positive Ziele sieht, in fast tragischer, zwingender Weise durch sein zwiespältiges Wesen und durch sein Erleben, durch frühwachen Intellekt und frühzeitig überreizte Phantasie zu einer der Form nach unfruchtbaren experimentellen, dem Sinne nach kritischen und zersetzenden negativen Kunst gewiesen, unter der Suggestion sich selbst täuschender Willensfreiheit und einseitig gerichteter Energie. Die im Übermaß vorhandene Energie wird durch Gefühl und reine Leidenschaft nicht ausgeglichen und vermag daher nicht Werke von wirklich schöpferischer Art, von aufbauendem Werte zu schaffen. Neben Wedekind, Georg Kaiser und Karl Sternheim ist auch Hasenclever Repräsentant einer zwar der Wahrheit nachstrebenden, doch rein intellektuellen, den Verfall einer Kultur kennzeichnenden Kunst, die überwunden werden muß.

*

Nachdem ich die vorstehende Studie geschrieben hatte, ist nun noch ein Werk Hasenclevers erschienen — ‚Der Retter' —, das der Dichter selbst im Titel mit Selbsterkenntnis eine dramatische Dichtung — nicht ein Drama — nennt (Verlag von Ernst Rowohlt, Berlin). Über diese Dichtung sagt eine Propagandabeilage des Verlags: ‚Dieses im Frühjahr 1915 geschriebene Drama, das bisher von der Zensur verboten war, ist erfüllt von der Ahnung unmittelbarer Gegenwart, naher Zukunft. Seit langem hat keine menschliche Stimme bezwingender des Menschen unveräußerliche Rechte der Schwertmacht abgefordert. Hasenclevers Dichtung ist das im Zeichen der Güte siegende Banner, das eine neue Generation entrollt.' Ich wünschte, der Dichter, dessen Ehrgeiz und Wille gewiß auf derartige sozial-ethische Offenbarungen des Menschlichen und des Dichtertums gerichtet sind, hätte seine Absichten in dieser Dichtung erfüllt. Aber auch hier versagt seine Kraft vollkommen, weil sie eben nicht in einem tiefen menschlichen Gefühl begründet ist und auch nicht die schöpferischen künstlerischen Mittel in Natürlichkeit besitzt, die zu solchem Tun unbedingt nötig sind. Das Drama setzt mit einem fein abgetönten beziehungsvollen Gespräch zwischen dem ‚König' und dem ‚Staatsmann' ein. Man folgt diesem seelisch stark bewegten Gespräch zunächst mit Spannung, man stolpert nur bisweilen über jene unbegreiflichen dunklen und schwülstigen Umschreibungen, die nun einmal für Hasenclever unvermeidlich sind. Das Gespräch könnte noch feiner, noch seelischer sein, es könnte bei aller seelischen Tiefe und Gehobenheit, bei aller diplomatischen und menschlichen Versponnenheit doch ganz frei von Zweideutigkeiten sein. Diese gesuchten Dunkelheiten setzen zunächst den ersten wertvollen Teil an sich herab. Die Figuren des Königs, der, von dem Entsetzen über den Krieg und vom Mitleid überwältigt, dem Throne entsagen will — man erkennt sofort in ihm die tragische Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. oder ihre gewiß berechtigte und durch die Tatsachen begründete Verklärung — und des Staatsmannes — man erkennt Züge Bethmann Hollwegs an ihm — berühren zunächst sehr sympathisch. Aber dann treten der Feldherr (Hindenburg?) und der Dichter auf und mit letzterem Hasenclever selbst. Was der Dichter zunächst freimütig sagt, klingt noch, dem anfänglichen Stile und der tragischen Stimmung entsprechend, herzbewegend; der großen Wirklichkeit des Krieges wird die Wirklichkeit des Elends des Einzelnen, der Vergewaltigung des Geistes und der Persönlichkeit entgegengesetzt. Manche feine Wahrheit sagt der Dichter nebenbei, z. B. den Kriegsbarden. Aber dann versagt die Kraft des ‚Dichters'. Er weiß das erlösende Wort aus einer das ganze menschliche Elend des Krieges, das ganze Irrsal dieser in Schuld verstrickten Zeit tief begreifenden und deutenden Seele nicht zu finden. Mit einseitigen Phrasen ist dieser großen Situation nicht genüge getan. Hier hätte vielleicht das Pathos eines Schiller nicht einmal genügt. Diese menschliche freie Größe, die aus der tiefsten Ergriffenheit der Seele in hinreißenden, nackten, starken Worten emporquellen mußte, besitzt Hasenclever nicht. Nicht einmal die Fähigkeit

ist ihm eigen, hier nur rein gefühlsmäßig unmittelbar — bei dieser kleineren Auffassung des großen Geschehens —, also von Mensch zu Mensch zu wirken. Und nicht einmal das Gefühl besitzt er, daß nur aus menschlichen Gründen — und nicht von der so deplaziert herbeigerufenen Hilfe des Apostels Paulus — in menschlichen Dingen das Heil kommen kann. Mit diesem Deus ex machina gesteht er seine vollkommene Hilflosigkeit, aber auch sein wenig feines künstlerisches Takt- und Geschmacksgefühl ein. Und noch mit vielem anderen. Wie sehr setzt sich der Dichter (in dem Stücke) und der Dichter Hasenclever herab, wenn er diesen lächerlich ungehobelten Feldherrn sich selbst als Partner gegenübertreten läßt. Nicht scharf genug kann man diese Versimpelung und Verleugnung, ich kann es nicht gelinder ausdrücken, des Repräsentanten einer an sich doch ebenfalls großen Idee und vieler rettender Taten zurückweisen. Was dieser Dichtung eben im tiefsten Grunde fehlt: das ist die Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit. Sie zu verwirklichen aber ist höchste, erhabenste Pflicht des Dichters. Das Stück, das ja dramatisch m. E. vollkommen unwirksam ist, löst sich auch als ‚dramatische Dichtung' im weiteren Verlaufe in Schimpfreden, in zerhackten, recht banalen Reden und Gegenreden, in opernhaften, teils unbegreiflich rohen, teils rührseligen Szenen auf. Der Feldherr läßt den Dichter schließlich wegen Hochverrat verhaften, der König, der wie alle Figuren schließlich zu einem Schemen herabsinkt, entläßt ihn nach langer Umarmung (diese Szene erscheint besonders geschmacklos). Die Dichtung wirkt in den letzten Teilen auch, rein poetisch genommen, unfertig, vollkommen reizlos, undichterisch in jeder Zeile. Sie zerfließt im Wesenlosen. ‚Der Retter' ist schließlich ja der Feldherr. An dieser damaligen Tatsache (1915) scheiterte m. E. das ethische Problem überhaupt, wenn man es realistisch (historisch) und nicht rein symbolisch gestalten wollte. — Auch dieses höchst unvollkommene Werk bestätigt mein Urteil über Hasenclever in jeder Beziehung. Gehirnarbeit kann die im Empfinden wurzelnde schöpferische Kraft nicht ersetzen.

Die Versuchung des Priesters Anton Berg
Von Jakob Stab

IX.

Die höhere Leitung.

Wenn man diese verdammten französischen Lauseblätter liest, könnte es einem übel werden. Ich habe da in der Mairie ein Bündel Zeitungen gefunden bis zu den letzten Tagen und habe sie durchgelesen', sagte ein Hauptmann beim Stabe abends im Kreise einiger Frontoffiziere.

‚Ja, warum lesen Sie solche Sachen, Kamerad? Man weiß doch, daß es lauter Lügen sind: Der Kaiser verrückt, der Kronprinz tot, der Frankfurter Bahnhof durch Flieger zerstört, die Truppen meutern, Deutschland verhungert, und die ganze Litanei! Kennt man. Na, die werden noch Augen machen!' Der so antwortete, war der Abschnittskommandeur, ein aktiver Major, groß, breit, kräftig, mit blondem, kurzem Schnurrbart, der Typ eines schneidigen Feldoffiziers.

‚Es stehen auch noch andere Sachen drin, Herr Major,' sagte der Hauptmann von vorhin, dessen zartere Gestalt und durchgeistigtes Gesicht auf Vertiefung deutete. ‚Viel Nützliches auch. Manches läßt sich zwischen den Zeilen lesen. So beschimpfen sie uns augenblicklich etwas weniger. Ja, in einer Zeitung stand sogar eine Notiz, daß manchmal deutsche Soldaten, wenn sie nicht auf Befehl handelten, auch menschlichen Fühlens fähig wären.'

‚Sehr gnädig. Aber am Kriege sind wir doch allein schuld — immer noch?'

‚Immer noch, Herr Major, ihre eigene Schuld werden sie auch nicht anerkennen. Wir haben den Krieg erklärt — wir haben das unglaubliche Ultimatum an Serbien verfaßt —.'

‚Ich möchte doch mal wissen,' sagte ein jüngerer Offizier dazwischen, ‚was dann passiert wäre: Also angenommen, die Engländer säßen nicht geschützt auf ihrer Insel, hätten schwache, aber unruhige Grenznachbarn und nach langen Reizungen hälfen die den englischen Kronprinzen ermorden. Das Ultimatum hätt' ich dann sehen mögen — oder wahrscheinlich hätt' es keines gegeben, sie wären gleich eingerückt. Und keiner hätte was dagegen gesagt oder gar ein internationales Schiedsgericht erzwingen wollen.'

Diese Ansicht fand allseitige Zustimmung. Der Hauptmann fuhr aber fort:

‚In den Zeitungen läßt sich erkennen, daß im Grunde das französische Volk vom Krieg nichts wissen wollte. Ich glaube, überhaupt kein Volk hat was davon wissen wollen. Drüben beleben sie den Krieg damit, daß sie täglich uns die Schuld geben, täglich

neue Beweise dafür suchen und ihren Leuten in die Köpfe hämmern. Ob das immer so weiter geht?'

,Na einmal wird's schrecklich tagen bei ihnen,' sagte der Major.

,Hoffentlich bald, damit der Dreck hier zu Ende ist,' sagte der jüngere Offizier.

,Ich weiß nicht,' — etwas zögernd mischte sich ein Leutnant ins Gespräch, — ,ob die Herren in Berlin ihre Sache recht geschickt gemacht haben. Vielleicht hätte sich der Krieg doch vermeiden lassen.'

,Ach was,' fuhr der Major dazwischen, ,das sind so unnütze Fragen. Vor ein paar Wochen hätten Sie das gar nicht gesagt. Daß die Marnegeschichte die Köpfe so verdreht! Wir sind ja wieder im Vormarsch. Was den Krieg angeht — gekommen wäre er doch, nur zu späterer Zeit, mit schlechteren Aussichten für uns. Frankreich brauchte seine Revanche, die Balkanvölker unterstützt von Rußland, bedrohten Österreich-Ungarn, Rußland wollte Konstantinopel, England ärgerte sich über unsere Flotte, unseren steigenden Handel — das mußte ja zum Klappen kommen. Besser jetzt als später. Jetzt hilft nichts als durch, wenn auch die Späne fliegen. Wir haben's nicht gewollt. Nun sollen sie ihre Haue kriegen. Den Deubel auch, wir waren allezeit die Dummen und Zahmen und jeder klappte uns aufs Maul, wenn wir auf der Welt auch mitreden wollten. Endlich ist der Michel aufgewacht. Nu man immer druff! Je fester, desto schneller ist's vorbei. Nachher, wenn wir gesiegt haben, ist uns die Welt dankbar und lobt uns dazu!'

,Verzeihung, Herr Major,' sagte der Leutnant wieder, ,aber die belgische Geschichte . . .'

,Na, was wollen Sie denn damit? Zugegeben, scheen war's nich. Aber da is nicht zu wollen. Zwei gehen heim, fünf oder sechse fallen von allen Seiten über sie her; da können die zwei sich nicht besinnen, sondern müssen sich wehren gegen die Übermacht, wie sie eben können, wenn auch noch ein Dritter dabei zu Schaden kommt. Schöner wär's anders gewesen, aber zu machen war's nicht anders. Der Krieg ist keine vergnügte Sache . . .'

,Er ist eine schreckliche Maschine,' sagt der Generalstabshauptmann.

,Maschine ist gut,' lachte einer los.

,Eine schreckliche Maschine,' sagte der Hauptmann nochmal; ,man kann sie in Gang setzen — oder tut sie auch das von selbst? — Aber nachher geht sie ihren eigenen Gesetzen nach, ihren harten, mahlenden Gang, und man kann sie nur wenig steuern.'

,Das mit dem Steuern ist noch besser,' lachte der von unten am Tisch wieder. ,Ihr vom Generalstab wenn das schon sagt!

Dann darf unser einer sich vielleicht doch gelegentlich Gedanken über eure Steuerkunst erlauben!'

Viele lachten. Einer rief: ‚Schmiert mal die Maschine, daß wir vorwärts und aus dem Dreck hier herauskommen. Prosit!'

‚Danke. An uns soll's nicht fehlen,' erwiderte der Generalstabshauptmann. ‚Wir pflegen das Räderwerk, aber die Kraft hat die Maschine nicht von uns und auch nicht ihr Gesetz.'

‚Bescheidenes Bekenntnis einer schönen Seele,' rief der Lustige wieder. ‚Sonst ist man's anders gewöhnt. Gewöhnlich heißt es doch, ihr schmeißt alles, ihr seid das Gehirn, ihr großen Lenker aller Dinge. Jetzt soll's die Maschine machen. Mir egal, wenn sie's nur gut und wenn sie vorwärts macht.'

‚Die deutsche Maschine ist gut und entsetzlich genau und gründlich. Manchmal zu gründlich. Sehen Sie doch selbst: Das Problem ist gegeben. Nun heißt's: So liegt das Gelände, so die Zufuhrstraßen, so wird vermutlich der Gegner aufmarschieren, soviel hat er, soviel brauchen wir, soviel haben wir und so weiter. Daraus ergibt sich nach den Regeln der Maschine der Plan. Wenn kein besonderer Fehler gemacht wird, sind gar nicht viel Möglichkeiten da. Wir sorgen im Stab für richtige Durchführung der Einzelheiten, die als Konsequenzen daraus entstehen. Zum Beispiel: Belgien. Gegeben der Zweifrontenkrieg, die Lage an den Grenzen und England: Für die Kriegsmaschine gibt es dann nur diese Lösung. Was daraus entsteht, davon weiß die Maschine nichts. Wir bedienen sie, ihr Gesetz liegt in ihr selbst. Ihre Kraft hat sie von außen!'

‚Woher denn?' rief einer.

‚Heimat und Heer, Geister und Körper sind die Kräfte, die sie speisen. Furchtbar verbraucht sie ihre Nahrung.'

‚Aber, erlauben Herr Hauptmann,' sagte der jüngere Offizier, ‚das stimmt doch nicht ganz, Sie machen doch im Stab die Pläne. Ihr Stratege macht es doch so oder anders, wie er will. Er steuert also doch wohl die Maschine. Es war doch sein freier Wille, in Belgien einzumarschieren, er konnte es doch auch aus dem Spiele lassen.'

‚Nein, Herr Kamerad, streng genommen, kann er fast nicht steuern, sondern nur die Maschine richtig oder falsch bedienen. So wie die französischen Grenzen befestigt sind, so wie das Machtverhältnis beim Zweifrontenkrieg liegt, ist nach den Gesetzen der Maschine, nach der Wissenschaft des Krieges nur diese Lösung möglich gewesen. Ein anderer Weg versprach nicht Sieg, sondern Niederlage; da bleibt nichts zu wählen und zu steuern, wir sind an das Gesetz der Maschine gebunden, müssen ihm folgen.'

‚Erlauben Sie,' sagte der Leutnant, ‚angenommen, der Ein-

marsch in Belgien war ein Unrecht. Die Kriegsmaschine verlangt ihn, müssen Sie dann das Unrecht begehen? Sind die Gesetze der Maschine so stark, so zwingend, ist die Maschine so starr, daß sie alles tun darf?'

,Ich weiß keine bestimmte Antwort darauf,' antwortete der Generalstäbler, ,es ist eine furchtbare Sache. Aber überfallen, wie wir sind, gab es nach bestem Ermessen, aus der Kenntnis der Gesetze der Kriegsmaschine, nur diese Möglichkeit zum Sieg. Siegen müssen wir, dafür sind wir da; die Niederlage Deutschlands gegenüber Rußland insbesondere, ist ein so namenloses Unglück — daß ich den nicht verdamme, der sich der Maschine fügte und das belgische Unrecht beging. Wer unter den Menschen würde anders gehandelt haben unter der ganzen Last der Verantwortung für ein Volk? Die Maschine ist entsetzlich hart. Bethmann-Hollweg hat es gesagt: Wir tun Unrecht in äußerster Not, die kein Gebot kennt ...'

,Nee, aber erlauben Sie mal,' fiel der Major ein, ,das war doch, gerade heraus gesagt, eine kolossale Dummheit. Es mag ja so gewesen sein mit dem belgischen Einmarsch; schön war's nicht, hab' ich schon 'mal gesagt. Aber so was sagt man doch nicht in alle Welt hinaus. Das hat doch nur die Folge, daß sie nun alle kommen und sagen: Da seht ihr ja die deutschen Barbaren; sie geben's ja selber zu, was für Verbrecher sie sind. Nee, nee, das war 'ne Dummheit, das hätten die Franzosen oder Engländer schlauer gemacht!'

Eine Anzahl der Offiziere am Tisch nickten ihrem Major beistimmend zu.

,Verzeihung, Herr Major, wenn ich die Meinung des Herrn Majors in diesem Punkte nicht ganz teile! Möglich, daß Franzosen oder Engländer es vermocht hätten, für den Augenblick den Schein der Schuld auf das überfallene Land zu lenken; möglich, daß sie in ihren Kriegsvorbereitungen so weit gegangen wären, dafür ein diplomatisches Zwischenspiel, das einen einleuchtenden Scheingrund lieferte, bereit zu halten: Mir ist Bethmanns Haltung lieber und auf die Dauer ist sie, glaube ich, weiser. Schließlich hätten wir die Vorwürfe durch einen Scheingrund doch nicht allzu lange wirksam bekämpft und im Volke selbst ist durch Bethmanns ehrliches, mannhaftes Wort die Gewißheit unserer guten Sache vertieft worden. Die Gewissen sind dadurch sauberer geblieben. Und auf die Dauer sind Recht und Wahrheit doch sehr starke Mächte; es ist gut, sie auf seiner Seite zu haben.'

,Einverstanden,' sagte der Leutnant, ,dann durften Sie sich dem Gesetz der Maschine nicht unterwerfen und nicht in Belgien

einmarschieren. Der Eindruck dieser Tat in der Welt kann uns recht viel schaden, vielleicht mehr, als die Tat uns nützte.'

,Die Fälle, Bethmanns Eingeständnis und der Generalstabsplan, Einmarsch in Belgien, liegen nicht ganz gleich. Wenn Sie' — der Stabsoffizier wandte sich direkt an den Leutnant — ,im Frieden Richter wären,' — ,bin ich,' sagte dieser dazwischen — ,um so besser, so sind Sie auch einer Maschine unterworfen: Ein Mann wird Ihnen vorgeführt, er ist geständig seines Verbrechens, für das drei Jahre Gefängnis die Mindeststrafe sind. Sie als Richter und Mensch sehen aus allen Umständen, die Sie kennen, daß der Mann in seiner Lage, bei allem, was ihn drängte, bei seiner geistigen Verfassung, kaum anders handeln konnte. Er beging das Delikt, sagen wir Eigentumsdelikt, ohne jemanden empfindlich zu treffen, weil er fest glaubte, ein größeres Unglück und Unrecht vielleicht dadurch zu verhüten. Jedenfalls ist Ihnen klar, daß er diese Strafe nicht verdient . . .'

,Nun, wir haben mildernde Umstände.'

,Ich sagte schon, die Mindeststrafe ist drei Jahre.'

,Oder man zieht einen anderen Paragraphen heran, versucht andere Auslegung der Tat.'

,Der Mann ist, wie ich sagte, geständig. Freigesprochen kann er nicht werden. Sie sind als Richter an das Gesetz gebunden, was werden Sie tun? Werden Sie ihn trotzdem freisprechen, milder beurteilen?'

,Ach, wissen Sie, Herr Hauptmann, in der Praxis ist das doch anders. Wenn es freilich so läge, müßte ich ja wohl verurteilen. Tät ich's nicht, so würde das Urteil wahrscheinlich kassiert, aber in Wirklichkeit würde ich es nicht tun!'

,Der Mann wäre unerbittlich in Ihre Maschine geraten, die Gerechtigkeitsmaschine. Sie sind nicht so fast Richter, also Herr, der Gerechtigkeitsmaschine als ihr Diener. Eigene Gesetze hat sie, und manchmal tut sie furchtbar unrecht. Der Generalstabschef, der seinen Kriegsplan gegen die Maschine macht und somit das Land der Niederlage aussetzt, würde die Kassation seines Planes ebenso erleben wie Sie die Ihres gerechten Urteils. Die Maschine duldet keinen Widerspruch. Sie kann auch nicht. Denn würden die Richter nicht streng an die Gesetze gebunden sein und die Strafen verhängen dürfen, wie sie wollen, so würde noch viel mehr Unrecht geschehen.'

,Das ist schrecklich,' sagte ein ganz junger Reserveleutnant unten am Tisch. ,Das widerspricht doch dem Rechtsempfinden. Schließlich muß es doch eine Lösung geben!'

Der Richter im Zivilberuf schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: Mich kriegt die Maschine nicht unter.

‚Es gibt vielleicht eine, aber nicht jetzt,‘ meinte nachdenklich der Generalstäbler. ‚Erst wenn die Menschen so weit gewandelt sind, daß Wahrheit und Recht schnellwirkende, reale Mächte sind, so daß ein Mensch oder ein Volk, das nach diesen Gesetzen statt nach den Gesetzen der Macht handelt, starken Rückhalt findet und nicht mit Selbstmord spielt. Dazu müssen wir noch weit wandern, durch manches tiefe Tal, glaub ich . . .‘

‚Na, Kinder,‘ sagte der Major, dem die ganze Unterhaltung nicht gefiel, ‚die Hauptsache ist nun aber doch für uns, daß unsere deutsche Kriegsmaschine gut ist, daß sie tüchtig geht und daß wir vorwärts kommen.‘

‚Sie ist ohne Zweifel die beste von allen, Herr Major,‘ erwiderte der Hauptmann, ‚ungeheuer genau und entsetzlich gründlich, so gründlich und genau, daß man erschrecken könnte und daß man vor einer langen Zukunft sogar bangen könnte, obwohl ich keinen andern Weg weiß.‘

‚Na, dann ist es ja gut,‘ sagte der Major, der das letzte nicht gehört oder jedenfalls nicht verstanden hatte. ‚Nun ist es genug mit der Philosophie und Klugschnakerei; das verwässert uns nur die Köppe, die müssen wir oben behalten. Na, wir sind heute ein Stückchen weiter gekommen, wir haben was geschafft, wir dürfen zufrieden sein. Und dann haben wir da einen lieben Kameraden als Gast vom A. O. K. Drum wollen wir nu mal 'n Schluck auf die Heimat trinken, an unsere Lieben denken, na Prosit!‘

Es geschah. Zugleich aber trat eine Ordonanz herein und erstattete dem Adjutanten Meldung. Der wandte sich an den Major: ‚Soll noch ein Standgericht stattfinden? Sie haben einen französischen Leichenräuber erwischt. Oder sollen wir ihn zurückschicken. Ich würde vorschlagen, die Sache gleich zu erledigen.‘ ‚Na, so spät?‘ ‚Verzeihen Herr Major, die Patrouille, die ihn gefaßt hat, war weit abgekommen. Er ist ein ganz alter Kerl, hat noch einen kleinen Jungen bei sich.‘

‚Nun denn,‘ sagte der Major, ‚'s ja 'ne glatte Sache, braucht nicht viel Förmlichkeit. Der Gerichtsoffizier ist nicht da. Gehen mal die Herren,‘ er bezeichnete drei aus der Tafelrunde, ‚machen Sie rasch ab! Ekelhaft diese Leichenräuber!‘

Der lustige Offizier von vorhin, der Reserveleutnant, der Richter ist, und ein Dritter, ein strammer, korrekter, schweigsamer Hauptmann, erhoben sich und verließen schweigend den Raum.

X.

Die Gerechtigkeit.

‚Wegen so einem Lumpen hat man jetzt wieder seine Last,‘ schimpfte der lustige Leutnant von vorhin. ‚Warum schießt man

die Kerle, die Leichen bestehlen, nicht einfach über den Haufen, wo man sie erwischt? So abgrundschlechtes Gesindel. Neulich hat man bei einem die Finger noch gefunden, die er abgeschnitten hatte, weil er die Ringe nicht bequem genug herunter brachte. Ich mag seitdem gar keinen Ring mehr tragen. Wenn man bedenkt, da liegt man, kann sich nicht mehr wehren, ist vielleicht noch bei Bewußtsein, kommt so ein Scheusal, tastet an einem 'rum, merkt, daß man noch lebt, grinst einen an, und man ist ihm ganz ausgeliefert. Schließlich ist's noch am besten, er sticht einen ab, bevor er einem die Zähne ausbricht wegen der Goldplomben. Und so was statt eines ehrlichen Soldatentodes! Nee, für die Sorte gibt's kein Mitleid.'

,Ist ein Dolmetscher zur Stelle?' ruft jetzt der schweigsame, korrekte Offizier.

,Zu Befehl, Herr Hauptmann, Herr Pfarrer Berg will es übernehmen und wartet mit den Leuten von der Patrouille unten in der Stube.'

,Gut, ein Gefreiter und drei Mann sollen sich zur Exekution bereit halten, zwei weitere Mann gehen mit Fackeln mit ihnen!'

,Zu Befehl, Herr Hauptmann.'

Wie der Hauptmann durch die Stubentür tritt, sieht er ein Kerzenlicht auf einer Bank, vorne eine zusammengebrochene Gestalt, zerzaust, und ein Kind dabei. Mit beiden spricht herabgebeugt ein langer, schmaler Priester. Im Dunkel des Hintergrundes ein paar Soldaten mit einem Unteroffizier.

,Was tut das Kind hier?'

,Verzeihung, Herr Hauptmann,' sagt der Unteroffizier. ,Das Kind klammert sich an den Alten und der Alte läßt das Kind nicht. Wir konnten sie nicht auseinander bringen, sie sind wie verrückt aufeinander. Und weil wir auch nicht gewußt haben, wo wir den Jungen hintun sollen, und weil er vielleicht auch aussagen kann.'

Der Junge merkt, daß etwas vorgeht, klammert sich fester an den Alten. Der wendet sich um, sieht die Offiziere und ein Schauer geht über ihn. Dann steigt eine leise Hoffnung in ihm auf: Grâce à Dieu, man wird ihn jetzt endlich laufen lassen, die Qual mit den rauhen Soldaten ist zu Ende. Ach, irgendwo wird er dann mit seinem Büblein unterkriechen. Sicher hilft ihm auch der ernste, freundliche Curé, der seine Sprache hart, aber deutlich spricht und der ihn auch versteht, wenn er auch manches wiederholen muß, was er allzu hastig heraussprudelte. Und Gott kann ihn nicht verlassen, Gott, der ihn so schwer heimgesucht hat an allem, was er hatte, wie Job in der Heiligen Schrift. Schon um des kleinen Paul willen, der ihn braucht. Vertrauend faltet er die

Hände, betet zum Jesusknaben, der im Alter seines Paul im Tempel lehrte und die Freude seiner Eltern war: ‚Nie hast du einen, der in tiefster Not zu dir rief, verlassen, o Jesus, so verlaß auch mich nicht um dieses armen Kindes willen!‘ Zuversicht und Fassung kehren zurück, während die Richter Platz nehmen.

‚Unteroffizier,‘ sagt jetzt plötzlich der Hauptmann, ‚führen Sie das Kind hinaus.‘

‚Zu Befehl.‘ Kaum merkt der Kleine, was geschehen soll, da krampft er sich mit Händen und Beinen an den Alten und jammert laut. Der Unteroffizier versucht es mit sachter Gewalt, aber die Abwehr verstärkt sich, das Jammern des Kindes dringt durch die Ohren in die Körper der Anwesenden, wie feine metallene Stiche und teilt ihnen die eigene Pein mit. Der Hauptmann findet die Situation ärgerlich: ‚Machen Sie vorwärts, greift doch zu, Kerls!‘

Zwei Soldaten packen den Alten an, ein dritter faßt mit dem Unteroffizier das Kind. Da setzt sich der Pfarrer ins Mittel, redet dem Alten gut zu. ‚Das Kind muß im Nebenzimmer warten, es darf nicht dabei sein,‘ redet er begütigend auf den Alten. ‚Es geschieht ihm nichts. Reden Sie ihm doch zu, Großvater!‘ Der Großvater zögert, das Kind ist ihm wie ein Schutz; solange es bei ihm ist, kann auch ihm selbst nichts geschehen, um des Kindes willen; ist es fort, so bleibt ein alter, unnützer Mann, kein Hahn kräht danach. Er schwankt, der Priester redet zu. Endlich gibt er nach.

‚Der Alte ist bereit, das Kind selbst in das Nebenzimmer zu bringen. Ich werde mitgehen,‘ sagt der Priester.

‚Bitte sehr!‘

Die Ärmchen des Kindes umschlingen den Hals des Alten, und Tränen und Küsse bedecken sein Gesicht, als er es drüben niedersetzt. ‚Gleich wiederkommen, Großvater, Paul nicht allein lassen. Sie wollen dir etwas tun? Ich will bei dir bleiben, bei dir bleiben.‘

‚Brr,‘ sagt der lustige Offizier von vorhin, ‚Kinder machen immer so'n mächtigen Tralala. Na, nu wird's ja wohl besser geh'n.‘ Aber ganz wohl ist ihm nicht.

‚Ihr Name?‘

‚Paul Robert Masson.‘

‚Alter?‘

‚65 Jahre.‘

‚Stand?‘

‚Zimmermann.‘

‚Wohnort?‘

‚X. ville.‘

,Unteroffizier, zunächst berichten Sie!

Der Unteroffizier berichtet. Sie hatten ihren Auftrag erledigt. waren weit abgekommen, die Nacht fiel herein, sie fanden die Scheune. Darin lag ein Toter mit Bauchschuß von den . . . ern. Seine Kleider waren aufgeknöpft, es fehlte die Feldflasche. Sie wollten sich niederlegen, da hörten sie das Kind und fanden auch den Alten und den Karren. Schon wollten sie beide laufen lassen, da fanden sie bei der Lagerstätte des Kindes die fehlende Feldflasche. Hat er die genommen, hat er vielleicht noch mehr genommen. Wir suchten und fanden im Karren ein Stück Riemen und einen leeren Brotbeutel und in den Taschen des Alten ein Portefeuille mit Geld und Papieren von einem Freiwilligen der . . . er. Das muß er also schon vorher genommen haben. Darauf nahmen wir ihn mit und lieferten ihn ein.

Der Hauptmann untersuchte die Gegenstände, gab sie dann dem protokollführenden Reserveleutnant, der im Zivilberuf Richter war. ,Briefschaften eines Freiwilligen und 350 Mark in Noten. Unzweifelhaft einem deutschen Soldaten abgenommen! Angeklagter, Sie hören, man beschuldigt Sie des Leichenraubes, darauf steht die Todesstrafe. Wie kommen Sie zu den Sachen, und was haben Sie zu dem Berichte des Unteroffiziers zu sagen?'

Der Priester übersetzt dem Alten den Bericht und stellt ihm die Frage. Der Alte merkt: Jetzt gilt es. Er rafft sich zusammen und erklärt, wie alles kam:

Der Bericht des Herrn Korporals ist vollständig richtig. Nur weiß der Herr Korporal nicht, was vorherging. Wie ein Soldat mit einem großen Bart, mit derselben Nummer wie der Tote, diesen verwundet brachte. Wie er sich gemüht, aber gefunden, daß nichts mehr zu machen, und wie der Verwundete während seiner Pflege in seinen Armen gestorben. Der Soldat habe ihm für das Kind selbst die Feldflasche des Toten gegeben und Brot aus dem Brotbeutel, er sei auch nochmal wiedergekommen, dann aber ganz fortgeblieben. Dafür seien die anderen gekommen, die ihm nicht geglaubt hätten und sehr hart mit ihm gewesen seien.

Ob er denn nicht den Namen des Soldaten wisse, der ihm die Feldflasche des Toten gegeben habe?

Nein, den wisse er nicht.

Der Hauptmann verzog während der ganzen Verhandlung kaum eine Miene. Er blieb ruhig, hart, sachlich. Nun, wie er zu dem Brotbeutel und der Brieftasche komme?

Der Alte nahm sichtbar alle Kraft zusammen und schilderte lebhaft und mit Gesten die ganze Geschichte. Der Priester hatte Mühe zu folgen und alles deutlich zu übersetzen, zumal der Vor-

sitzende wiederholt zur Eile mahnte und befahl, alles Überflüssige hinwegzulassen.

Er begann von ihrem Zusammenleben im eigenen Häuslein in . . . ville. Dann kam der Krieg. Der Sohn rückt aus, er bleibt mit Schwiegertochter und Kindern zurück. Die Kriegslawine nähert sich . . . ‚Weiter‘ mahnt der Vorsitzende. Folgt die Schilderung des Brandes, Schwiegertochter und Enkelin kommen um, er flieht, nachdem er alles verloren, in Verzweiflung aus dem brennenden Dorf mit dem übriggebliebenen Paul. Seither gehetzt, Tag und Nacht, lebt er nur wegen der Rettung des Kindes. ‚Um des Kindes willen Erbarmen, im Namen Gottes, Erbarmen, lassen Sie mich mit ihm fortziehen!‘

‚Zur Sache!‘ sagt der Vorsitzende; ‚wie kommen Sie zu Beutel und Brieftasche?‘

Der Alte wird unruhig. Todesstrafe für Leichenraub! In all dem Elend das Kind verlassen? Was wird aus dem? Nein, nun heißt es klug sein. Die Herren sind ja nicht böse. Wenn sie ihn nicht verurteilen müssen, lassen sie ihn gewiß laufen. Der Curé sorgt dafür. Nur nicht sie zum Urteil zwingen. Auf Leichenraub Todesstrafe. O nicht den Tod, nein nicht, um Pauls willen! Vielleicht kehrt auch Pauls Vater, sein Sohn, zurück, vielleicht kann er das Kind ihm retten, übergeben, dann in Frieden sterben. Aber nicht jetzt. Um Gottes Erbarmung, fest sein, klug sein!

Es kommt stockend heraus:

‚Das Schlachtfeld war bedeckt von Leichen, Uniformstücken und Waffen. Ich fand den Brotbeutel und später die Brieftasche, meine Herren, hungrig und arm, wie ich war.‘

‚Wann war das? Und wo?‘

‚Vorletzte Nacht, meine Herren. Auf dem Wege von Y. nach X. Dort war gekämpft worden. Es lag viel herum, in der Tat, meine Herren!‘

‚Was wollten Sie mit dem Portefeuille?‘

Stocken. — Jetzt um Gottes willen vorsichtig, keinen Fehler machen, Jesus, Maria und Joseph!

‚Ich weiß nicht, meine Herren, ich fand es, es lag am Boden, ich las es auf. Ich habe nichts herausgenommen.‘

Die Stimme wird zittrig. Der Jurist im Offiziersrock, der das Protokoll führt, runzelt die Stirne. Das ist die Stelle, die sich so oft im Richteramte wiederholt: Der Angeklagte lügt. Man merkt es deutlich. Menschlich gesprochen begreiflich, aber immer dasselbe. Und es regt sich der Berufsinstinkt, die Wahrheit herauszubringen, sei es auch auf Kosten des armen Teufels von Angeklagten.

Der lustige Offizier von vorhin merkt auch, daß die Sache

unwahrscheinlich wird. Aber im Grunde genommen, ihm wäre es lieber, man ließe es dabei, und der Alte mit dem Kinde ginge des Weges.

Der Vorsitzende bleibt ganz unbeweglich. So ganz obenhin bemerkt er:

‚Haben Sie ein Messer?‘

Ein Messer? Um Gottes willen, was wollen sie damit? Kann ich mich damit verraten? Leugnen kann ich es nicht, denn es steckt in der Tasche, sie können nachsehen. Ach, sie denken wohl, ich hätte vielleicht einen erstochen und beraubt. O das kann mich retten!

‚Ja, mein Herr, ich hab' ein Messerchen, ein altes, kleines, schlechtes Ding, viel zu klein, um jemandem weh zu tun. Hier ist es!‘

‚Der Brotbeutel war herausgeschnitten. Das abgeschnittene Stück steckte im Karren!‘

Die Augen des Vorsitzenden und des Juristen hefteten sich auf das Angesicht des Greises. Diesen faßte jäher Schreck. Er sah das Verhängnis unmittelbar vor sich und stöhnte auf.

‚Erbarmen, um Gottes Barmherzigkeit willen, ein unglücklicher Zufall, ich fand die Stücke so auf der Straße, glauben Sie mir, meine Herren! O mein Gott, o mein Gott!‘

‚Wir könnten die Beweisaufnahme schließen, aber vielleicht gesteht der Angeklagte.

‚Angeklagter,‘ der Hauptmann erhob sich. ‚Die Sache liegt klar. Erleichtern Sie Ihr Gewissen, quälen Sie nicht sich und uns unnötig!‘

Der Priester brachte es nicht über sich, wörtlich zu übersetzen. ‚Mein Großväterchen,‘ sagte er, ‚der Herr Vorsitzende bittet Sie, zu gestehen!‘

Zuckendes Weinen geht wie ein Krampf durch den Körper des Alten. Er schüttelt den Kopf mit dem wirren, weißen Haar. ‚Ich bin unschuldig.‘ Dies herausgestoßene Wort entspricht seinem innersten Wissen, und auch der Priester glaubt es.

‚Angeklagter,‘ sagt der Jurist selbst in gutem, fließendem Französisch, ‚als Sie dem toten Deutschen das Geld nahmen, weil Sie selbst alles verloren hatten‘ — er machte eine Pause, der Greis sah scheu zu ihm auf — ‚da dachten Sie nicht daran, daß es vielleicht alle Ersparnisse des armen Soldaten waren, die er nach Hause schicken wollte für das Elend seiner Familie?‘

Der Greis sank noch mehr in sich zusammen. Nein, daran hatte er nicht gedacht, bei Gott nicht. Aber es zugeben, ging nicht mehr. Er schüttelte nur das Haupt und weinte fassungslos und krampfhaft.

Der Frager wartete einen Augenblick. Dann sagte er etwas weicher im Tone, fast bittend:

‚Angeklagter, wollen Sie nicht gestehen?‘

Statt dessen fing der Greis halblaut zu beten an: ‚Jesus, hilf mir, laß' mich nicht in meiner Not; alles hast du mir genommen, ich habe zu dir gebetet, du darfst mich nicht verlassen, verrat' mich nicht, um deines Blutes willen . . . Rette mich!‘ — Er beschwor, er drohte fast im Beten.

Da kam dem Priester ein Gedanke. ‚Der Knabe‘, sagte er, ‚ist noch klein. Immerhin, er war stets dabei. Vielleicht fragen Sie ihn noch, vielleicht kommt mehr Klarheit in die Sache. —‘

‚Sie ist ganz klar, Herr Kamerad, sagte der Hauptmann zum Pfarrer. ‚Sollen wir noch Zeit verlieren, es führt zu nichts. Die Leute meiner Kompagnie warten, es ist spät abend . . .‘

‚Welche Leute?‘ fragt der Priester. ‚Für die Exekution — natürlich nur für den Fall‘ fügt der Hauptmann hinzu.

Der Franzose hat zweierlei gemerkt — daß der Priester noch einen Versuch macht — und das Wort Exekution.

‚Was haben Sie gesagt, mein Vater?‘ fragt er. ‚Ich schlug vor, den kleinen Paul zu vernehmen, vielleicht weiß er etwas zu Ihrer Entlastung.‘

Bei diesem Namen fällt neues Licht in des Greises Herz. ‚O Jesu, du verläßt mich also nicht, du Lieber, Guter, dies ist die Rettung, ich wußte es ja, du kannst uns nicht verlassen. Du hast es versprochen. Du willst ein Wunder durch den Mund des Kindes tun, das uns rettet.‘ Dann die irdische Überlegung. Paul schlief halb, es war dunkel, er weiß, daß viele Sachen herumlagen. O es gelingt!

‚Der Angeklagte bittet dringend darum, das Kind zu vernehmen, es sei sehr klug für sein Alter.‘

Nach kurzem Zögern läßt der Vorsitzende den Kleinen hereinkommen. Der Kleine läuft auf den Alten zu und umklammert ihn: ‚Großvater,‘ — ‚mein lieber Paul!‘

Paul ist im September vier Jahre geworden. Er erzählt ziemlich gut. Der Großvater nickt ermunternd.

Zuerst von zu Hause, ihrem Häuschen, vom Schwesterchen, vom Vater. Dann, wie der Vater weit fort in den Krieg zog. Dann von der Nacht, dem schönen roten Licht, und wie die Mutter wieder hineinlief, um das Schwesterchen zu holen. — Dann, wie alles dunkel war und der Großvater ihn im Karren spazieren fuhr, tags und nachts, und von Hunger, Durst und Schießen. ‚Aber später bauen wir ein neues Häuschen, und dann kommt der Vater wieder.‘

Ein neues Häuschen? Das war vielleicht eine Fährte.

‚Hast du denn Geld, kleiner Kerl?‘ fragt der Jurist.

‚Ach,‘ erzählt Paul wichtig, ‚zuerst hatte ich viel Geld im Sparbüchslein, vielleicht 100 Centimes. Aber Großvater sagt, das Häuschen ist kaput, und wir können nicht zurück. Aber dann hat der Großvater von dem toten Prussien Geld genommen — er konnte es doch nicht mehr brauchen, nicht wahr ...?‘

Ein Aufschrei: ‚Paul, Paul!‘ Dann ein entsetzliches, langes, gequältes Lachen. Der Knabe stockt, hält erschreckt inne, schmiegt sich an des Großvaters Arm, der ihn nicht mehr streichelt, sondern zurückstößt. Da kommen ihm die Tränen, und er weint hilflos, daß sein Stimmchen in jeden Winkel des Raumes dringt.

‚Erzähl‘ nur weiter, mein Junge!‘ sagt der Jurist.

Kein Wort ist mehr herauszubringen.

‚Angeklagter, wollen Sie jetzt noch nicht gestehen?‘

Da schnellt er auf. Alles hat ihn verlassen, Jesus hat ihn verlassen. ‚Ja, jetzt sollt Ihr alles wissen. Zuerst habt Ihr den Krieg gemacht, dann habt Ihr mich um alles gebracht; da fand ich den Toten einsam in der Nacht. Das Kind weinte vor Hunger, mich verließen die Kräfte. Da nahm ich den Brotbeutel. Und ich hatte keinen Centime. Wissen Sie, was das heißt? Ein ganzes langes Leben arbeiten, sich mühen, rackern, aufbauen, sparen, als Greis alles geraubt bekommen, Tochter tot, Enkelin tot, Sohn im Feld, vielleicht auch gemordet, Haus verbrannt, Dorf verbrannt, einsam, hungrig, mit einem Kind, ohne einen Centime. Ich nahm die Tasche, um ein wenig Geld zu haben; nur ein wenig Geld wollte ich heraussuchen, um nicht zu verhungern. Da kamen Leute, wir mußten flüchten, so behielt ich die Tasche wider Willen. So war es. Und nun, so mordet auch mich und das Kind, mordet alles, brennt alles nieder, zerstampft alles, zerstört alles, ihr Soldaten des Kaisers, ihr Barbaren, ihr Elenden, die keine Ruhe kennen, die keinen Frieden wollen, ihr Verbrecher, ihr Teufel! Gott wird es euch lohnen, mein Fluch sei über euch und der Fluch aller Toten, aller Jugend, aller Kinder, aller Waisen, jedes Franzosen, jedes redlichen Menschen! Ihr Ekel der Erde, seid verflucht! Möge sich wider euch kehren das ganze Elend der Erde und möget ihr in euch hineinfressen allen Kot, Schmutz und Jammer, den ihr gesäet. Ach, ach‘ — er brach ab und stürzte zu Boden.

‚Die Sitzung ist geschlossen‘ sagt unbewegt der Vorsitzende. Die drei Herren gehen in den Nebenraum. Der Geistliche bemüht sich zunächst um den Alten. Der aber bleibt ganz stumpf und lehnt jeden Zuspruch ab. Der Fall liegt jetzt klar. Dennoch hört man die Stimmen eine Weile auf- und abschwellen, ohne die Worte zu verstehen. Da geht der Priester entschlossen zu ihnen hinein. Das darf er nicht, aber er tut es, und niemand erhebt Widerspruch.

Die drei Richter sind keine bösen Menschen. Im Grunde, ohne es sich zu gestehen, überlegen sie alle drei, ob es irgendeinen Ausweg gibt, irgendeine Möglichkeit, den Alten mit dem Kinde laufen zu lassen. Grausamkeit liegt ihnen fern. Der Zwang der Disziplin, der Gesetze, des Standes und Ansehens, der Heeressicherheit, des Vertrauens ihrer Soldaten liegt auf ihnen.

Der Jurist denkt an Geistesschwäche, aber die liegt offenbar nicht vor. Der Unteroffizier und die Soldaten waren dabei, wissen, daß der Alte ganz bei Sinnen ist, sich geschickt herauszulügen versuchte. Der an der Tafelrunde so mundfertige Leutnant meint freisprechen mangels hinlänglichen Beweises. Aber nein, ein Geständnis liegt vor. Aber ist denn das richtiger Leichenraub? Ohne Zweifel.

Nach langem Hin und Her zwischen den beiden jüngeren Herren sagt der Vorsitzende: ‚Es ist nichts zu machen. Der Fall liegt klar, wir m ü s s e n vorschriftsmäßig urteilen. Darum tun wir rasch, was wir tun müssen.'

‚Und das Kind?' sagt der Priester.

‚Ja das Kind — schließlich, hundert Kinder werden täglich im Kriege elternlos, tausend Menschen stürzt er ins Elend. In jeder Minute fällt einer auf jeder Seite. So viel Elend und noch mehr Gefahr in Zukunft. Man kann nichts machen als seine Schuldigkeit tun.'

‚Ich,' sagt auf einmal der schweigsame Hauptmann zum Geistlichen, ‚würd' ihn laufen lassen, den armen Teufel, natürlich — aber ich kann doch nicht, ich kann doch beim besten Willen nicht. Denken Sie an die Stimmung unserer Leute, die täglich Leichenraubgeschichten erfahren! Denken Sie an die Gesetze! Wohin kämen wir, wollten wir das nach unserem Ermessen machen? Jeder würde urteilen, wie er will; das wäre das Ende. Der Mann hat unzweifelhaft nach eigenem Geständnis wenigstens eine deutsche Leiche beraubt. Jeder an seiner Stelle wird Ausflüchte machen, jeder sagen, daß Not ihn dazu zwang. Bei sehr vielen wird's stimmen. Deswegen, weil einer die Not vorgibt, können wir keinen freisprechen, sonst können wir keinen verurteilen, und wir halten die Ordnung und Zucht auf andere Weise nicht. Die Sache ist erledigt. Die einzige Milde ist die Kürze.'

‚Und das Kind?' sagt der Priester.

Der korrekte Hauptmann zieht seinen Beutel und gibt dem Priester die Hälfte seiner Monatsgage. Die Leutnants tun das gleiche. —

Das Urteil wird verkündet. Die Exekution um eine Stunde verschoben, damit der Alte noch beichten kann.

Der Jurist wird mit der Vollstreckung beauftragt.

Er sagt: ‚Um Vergebung, könnten Herr Hauptmann nicht . . .?‘

Der Hauptmann strafft sich: ‚Bedaure, Herr Leutnant Pfeil, es bleibt dabei!‘

‚Zu Befehl!‘ — ‚Die Maschine!‘ sagt er im Fortgehen.

XI.

Vater, warum hast du uns verlassen?

‚Herr Pfarrer,‘ sagt der Unteroffizier der Patrouille, um den seine Leute herumstehen, eine Viertelstunde später, ‚es tut uns leid. Wir hätten den Alten mit dem Kind ja gerne laufen lassen, aber es ging nicht. Erstens müssen wir alles festnehmen, was hinter den Linien beim Vormarsch gefunden wird, es sind ja Spione genug da —, und wir fanden doch die Sachen! Wir haben nicht wissen können, daß es so steht. Wir sind ja auch Menschen, und was wird mit dem Kind? Aber so, wie es ist, konnten wir nichts anderes machen, denn die Vorschriften sind stärker als wir.‘

‚Ich mach' euch keinen Vorwurf — nur hättet ihr ruhiger mit ihm verfahren sollen. Man soll keinen schlecht behandeln, ehe man genau weiß, was mit ihm los ist. Merkt's euch für später! Jetzt will ich zu ihm gehen und laßt mich mit ihm allein!‘

Der Unteroffizier wurde verlegen. ‚Verzeihung, Herr Pfarrer, es wird keinen rechten Zweck haben. Man kann nichts mit ihm machen!‘

‚Wieso?‘

Der Unteroffizier wurde noch verlegener. ‚Schau'ns, Herr Pfarrer, wir haben's gut gemeint. Wie er nach dem Urteil abgeführt wurde, hat er sich schrecklich angestellt. Er hat sich die Haare ausgerauft und sich zerkratzt und auf den Boden geworfen und geheult und dann nach dem Kind geschrien. Und das Kind hat's gehört und auch entsetzlich zu jammern angefangen. Und wie wir das Kind nicht zu ihm gebracht haben, da hat er wieder geflucht. Der Gefreite von der Wache kann ein wenig französisch, er sagt, ganz gräßliche Dinge hat er geschrien. Gott hab' ihn verraten, Jesus sei ein Lügner, er spucke auf ihn und noch schlimmere Sachen. Dann hat er zu lachen angefangen, und schließlich ist er zu Boden gestürzt und war ganz elend.‘

‚Nun, ich werde mit ihm reden, lassen Sie mich hinein!‘

‚Verzeihen, Hochwürden Herr Pfarrer, — wie er so ganz armselig dalag, haben wir ihm gut sein wollen, damit er's leichter trägt, denn er hat nur noch eine halbe Stunde zu leben . . .‘

‚Nun, und —?‘

‚Ja, da haben wir ihm a bißel was Stärkendes zu trinken geben wollen, grad einen Schluck. Er hat aber die Flasche an sich gerissen und viel getrunken —‘

‚Was — am Ende Schnaps —?'

‚Ja, schon,' sagte der Unteroffizier, kratzte sich am Kopf, ‚wir haben's ja gut gemeint.'

‚Und jetzt?'

‚Ja, jetzt ist er wie vom Teufel besessen, er geht auf jeden los, beißt und spuckt, flucht und heult —'

‚Gleichviel, er hat eine unsterbliche Seele, schließen Sie auf!'

‚Verzeihen, Herr Pfarrer . . .'

‚Vorwärts!'

‚Zu Befehl!'

Der Schlüssel knirscht, der Pfarrer tritt ein. Der alte sanfte, furchtsame Mann geht mit erhobenen Händen auf ihn los, gräßliche Worte und Fuselgestank ihm entgegenzischend. Er ist tobsüchtig in Trunkenheit. Nichts zu wollen.

Ein Blick auf die Uhr — noch dreißig Minuten Lebensfrist. So kann er die Seele nicht hinfahren lassen, fluchend, tobend, lästernd im Schnapsrausch, die Seele eines Mannes, der unschuldig das größte Leid erfahren und dadurch irre geworden ist. Was tun?

‚Unteroffizier, gehen Sie sofort zum Herrn Leutnant Pfeil. Ich lasse dringend bitten, die Exekution aufzuschieben. Der Franzose ist nicht in der Verfassung — er ist — er ist krank, geistig gestört. Ich konnte seine Angelegenheit noch nicht mit ihm ordnen.'

‚Zu Befehl!'

‚Himmlischer Vater, das Meer von Jammer steigt, erbarme dich. Hilf deinem armen Knechte, damit ich nicht erlahme in deinem Dienste und mir Kraft bleibt, Hilfe zu bringen meinen Brüdern, deinen Kindern,' fleht der Priester.

‚Herr Pfarrer, ein Gefreiter von der Nachbarabteilung wünscht Sie dringend sprechen zu dürfen.'

‚Jetzt geht es schwer . . .'

‚Er ist ganz aufgeregt, Herr Pfarrer kennen ihn, es ist der Maier Fritz!'

‚Ach, der Fritz — lassen Sie ihn kommen!'

‚Fritz, willkommen — doch was gibt's — mein Gott, wie siehst du aus — setz dich — was hast du? Komm zu Atem! — Mein Gott, nimmt die Qual kein Ende?'

‚Herr Pfarrer, lebt er noch?'

‚Wer?'

‚Der Alte mit dem Buben?'

‚Ja, aber in wenigen Minuten soll er hingerichtet werden und überdies —'

‚Das geht nicht,' schreit der Fritz, ‚das geht nicht, der ist unschuldig; ich war selbst dabei, wie er dem Doktor bis zum Tod beigestanden hat; ich hab ihm selbst Brot und Feldflasche des Doktors

gegeben, die man bei ihm fand; ich hab ihn gesucht, mir ahnte nichts Gutes, Herr Pfarrer! Das Urteil ist irrig, ich mach' den Zeugen —'

‚Fritz, gabst du ihm auch die Brieftasche?'

‚Was für eine Brieftasche?'

‚Man fand bei ihm eine Brieftasche von einem deutschen Soldaten, Taurogg mit Namen, mit Geld und Papieren, und er hat selbst gestanden, daß er in äußerster Not sie einem Toten genommen. Sein Häuslein, an dem er sein Leben lang gebaut, ist in Flammen aufgegangen, seine Angehörigen sind verbrannt bis auf das Kind. Er floh ohne einen Centime. Das Kind selbst hat es ahnungslos und plauderhaft dem Gericht erzählt; er hat keine Schuld, aber er mußte verurteilt werden.'

‚Herr Pfarrer, ich bin nur ein einfacher Mann, er hat keine Schuld und mußte verurteilt werden? Das verstehe ich nicht. Wenn er doch unschuldig ist . . .'

‚Ja, so sollte man meinen, aber seine Tat ist erwiesen. Da dürfen die Richter nicht gegen das Gesetz urteilen. Was wirklich Schuld und Unschuld ist, darüber urteilt nur Gott gerecht, denn nur er ist frei — es ist nichts zu machen —'

‚Herr Pfarrer, Verzeihung, das mit Gott kann ich schier nimmer glauben. Wohl, Sie haben mir's gesagt, ich hab' auch darauf vertraut — aber wo ist denn die Gerechtigkeit, die Liebe: entweder es gibt keinen, oder er kümmert sich nicht um uns. Der Doktor ist gefallen; ich weiß, wie es bei ihm zu Haus steht. Ich sollt' mich seiner Frau und Kinder annehmen; nach dem Franzosenkind wollt' ich sehen — da lest!'

Er gab ihm ein Telegramm.

‚Der Schmidt ist mein Nachbar, der mir's mitteilt. Das war zur selben Stunde geschehen, wo in dem Höllenfeuer der Graben verloren ging und wir den Doktor gerade noch zurückbrachten. So, jetzt ist alles hin, Herr Pfarrer, sagt er. Was soll ich noch? Ich pfeif drauf — Adjes, Herr Pfarrer!'

‚Fritz — Fritz —' keine Antwort, er stampft fort in die Nacht.

‚Gott, Gott, soll das Grauen gar nicht enden? Hörst du, siehst du uns nicht mehr?' —

‚Herr Pfarrer, der Herr Leutnant bedauert sehr, dem Wunsch des Herrn Pfarrers nicht entsprechen zu können. Der Herr Leutnant hat Befehl, der Befehl muß vollzogen werden! Es seien noch zehn Minuten, dann werde der Gefangene eskortiert.'

‚Nein,' ruft der Pfarrer laut, ‚diesmal gebe ich der Maschine nicht nach, den armen Verfolgten mit Flüchen auf den Lippen, ohne Versöhnung, mit Fuselgeist im Hirn verenden zu lassen, nach einem

langen, wie es scheint, frommen Leben, unschuldig, an Gott verzweifelnd — — —'

‚Unteroffizier, bringen Sie mich selbst zum Herrn Leutnant!'

‚Zu Befehl!'

Sie ringen miteinander. Die Maschine und der Geist. ‚Ich muß gehorchen!' ‚Auch Sie, Herr Leutnant, sterben einmal. Hier wissen Sie genau, wo Recht und Unrecht liegt, in der letzten Stunde werden Sie nach einer Tat Ihres Lebens schreien, wo Sie nicht nach der Regel sich fügten, sondern stark blieben und dem Gewissen, Gottes Stimme folgten. Ich stand an manchem Sterbebette von Gläubigen und Ungläubigen und ich kenne diesen Schrei.'

Der Leutnant ist der schwächere. Gegen die brennende, fast fanatische Kraft des Priesters kommt er nicht auf. — ‚Ich kann niemand mehr fragen, der Kommandeur schläft, deswegen ihn wecken geht nicht, hat auch keinen Erfolg!'

‚Ich übernehme die Verantwortung. Er ist irr. Irrsinnige, halb Bewußtlose erschießt man nicht. Das wissen Sie als Jurist. Morgen um 5 Uhr ist noch Zeit.' — In Gottes Namen gibt der Leutnant nach und schickt seine Soldaten heim. Wohl ist ihm nicht zumute.

Auch dem Priester ist nicht wohl trotz des Aufschubs. Nacht ist es in seinem Herzen. Kein Stern leuchtet mehr darin. Ausgelöscht ist Hoffnung, Glaube, Vertrauen. Verzweiflung breitet ihre düsteren Fledermausfittiche in seiner Seele aus. Gott hat ihn, hat die Menschen alle verlassen.

So kann er nicht mehr zurück zum Kranken. Wie soll er Gottes Liebe lehren, wenn er selbst nicht mehr glaubt. Es ist jetzt 11 Uhr. Es ist noch Zeit. Vielleicht hilft, was so oft half, ein Gang, allein mit dem kranken Herzen, durch die Nacht.

XII.

Die Versuchung.

Der Leutnant ging bedrückt noch einige Schritte mit dem Priester. Beide schwiegen zuerst. Dann sagte der Leutnant:

‚Herr Pfarrer, ich rechne auf Sie morgen. Denn es kann dreckig zugehen. Ein Befehl nicht vollzogen. Ich bin nicht sicher, ob wir gut gehandelt haben. Es ist eine andere Sache für Sie und für mich. Sie sind Pfarrer. Ich bin Offizier, mit der sofortigen Vollstreckung eines Urteils beauftragt. Für Sie ist es Christenpflicht, für mich Humanitätsduselei, Schwächlichkeit, was weiß ich. Muß auch so angesehen werden. Kann mich den Degen kosten, kann meine Existenz vernichten — und hilft vielleicht, sicher dem Alten nichts. Hol's der Teufel, ich glaube, ich habe eine

schreckliche Dummheit gemacht. Jetzt wär's geschehen und morgen vergessen. Nun geht es weiter.'

,Es war vielleicht die beste Tat Ihres Lebens, Herr Leutnant. Wenn auch alle Sie morgen verurteilen, Einer wird sie Ihnen hoch anrechnen.'

,Alle Achtung vor Ihrer Hochschätzung,' sagte der Offizier mit einem gewissen Hohn, ,ich kann mich ja nach der Kassierung damit trösten, bloß leben kann ich nicht davon und auch meine Familie nicht ernähren.'

,Ich sprech' nicht von mir, ich sprach von dem, dessen Diener ich bin, der sieht Sie und vergißt Sie nicht.'

,Ja, wer so an Gott glauben kann wie Sie. Aber das kann ich nicht. Kann man's denn überhaupt? Wo ist er denn, Ihr Gott der Liebe, der Milde, der Vergebung? Wo sind denn seine Werke? Wo schützt er denn seine Kinder? Ich sehe nichts davon; dagegen sehe ich, daß alle zu ihm rufen, für ihren Nutzen, zum Schaden der anderen, daß täglich, stündlich Böses geschieht, Roheit, Gewalttat, Mord, Verbrechen, Notzucht und daß der Stärkere siegt, nicht der Bessere, daß wir selbst unentrinnbar verflucht sind, selbst Böses zu tun, zu schießen, zu brennen und nichts zu sinnen als Vernichtung der anderen Menschen. Wo ist Ihr Gott? Wer nüchtern zusieht, kann nichts von ihm entdecken! Da haben Sie ja Ihren alten Franzosen, der ist fromm, der hat zu Ihrem Jesus gefleht: „Du kannst mich nicht verlassen." Was hat Ihr Herr Jesus getan?'

,Nun, noch ist er nicht tot und seine Rettung steht in Gottes Hand.' —

,Ach was, morgen wird er doch erschossen — nur mit dem Unterschied, daß Sie und ich noch hineingeraten. Sie bekommen Unannehmlichkeiten, mir kann's zum Verhängnis werden. Hol' der Teufel die Schwäche! Einmal und nicht wieder! Der Stabshauptmann hat recht: Die Maschine ist stark. Jetzt hab' ich den Finger hineingesteckt. Kann mir die Knochen zerbrechen. Sie und Ihr Herr Jesus helfen mir nicht heraus!'

,Sie sind bestürzt und in Sorge, Herr Leutnant, der nächste Tag wird vielleicht die Dinge anders beleuchten.'

,Wollen's hoffen. — Gute Nacht!'

Weiter schritt der Priester in die Nacht. Wie gebannt folgte ich ihm. Vor mir schritt das Unnennbare: Es war kein Schatten und war kein Körper und führte mich, ihm nach, wie er weiter schritt, immer hastiger, mit großen Schritten, als müsse er eilends ein Ziel erreichen. Ich kam ihm näher, ich hörte seinen raschen Atem. Nun hält er stille, — nun schreitet er fort. Nun stößt er Worte aus. — —

,Gott, Gott — wo bist du?' — — — Schweigen. Nur die

Nacht hebt den bleiernen Fuß, indes der Wind sacht durch Stoppeln und Bäume klagt. — ‚Wo bist du?‘ — — — Nur die Nacht setzt schwer und zögernd den Fuß nieder, während ein Hallen irgendwo ferne anhebt, durch den Raum hintaumelt und wieder ferne verklingt.

‚Lange diente ich dir, so gut ich konnte. — Gott — verlaß mich nicht!‘

‚Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr, Herr, erhöre mein Gebet, laß acht haben dein Ohr auf die Stimme meines Flehens!‘

Die Nacht ist finster wie die flandrischen Herbstnächte sind. Es regnet nicht gerade, aber es kann jeden Augenblick regnen. Hie und da erscheint zwischen irrenden Wolken ein Stern.

‚Herr, verlaß mich nicht! Meine Kraft ist zu Ende. Ich zerbreche. Tausenden verhieß ich deine Hilfe, Tausende bat ich, dir zu vertrauen, Tausenden habe ich geschworen, du seiest, seiest der allwissende, allgütige Gott, du versagtest dich nimmer dem, der dich anruft im Namen deines Sohnes. Wo ich hinsehe, ist Unheil, nirgends ist ein Sinn. Die Menschen müssen freveln, täglich und können dem nicht entrinnen. Die zu dir beten, werden enttäuscht. Eine Maschine hat uns gefaßt, taucht uns täglich tiefer ins Böse — ohne Hilfe! Herr, Herr, warum geschieht das? Wir tun's nicht selbst. Unsere Taten sind nicht die unseren! Wessen Taten sind es? Wer tut all' dies? Wir wollen nicht, was wir tun? Herr, was soll werden? Wo ist der Friede auf Erden? Die Menschen sind fehlbar und schwach — aber auch alle die guten Willens sind, müssen Böses tun. Die Schicksale sind wie Hohn auf die Gebete, die wir zu dir sprechen. Du bist wie Stein und Fels, du bist wie Sonne und Mond, wie Sturm und Blitz, wie kalter Sterne fernes Licht, — ganz einsam ist es um die Menschen geworden; niemand hört sie, niemand kümmert ihr Tod, ihr Leid. Unbewegt bleibst du, o Gott — o Gott, wie sind deine Priester zu Lügnern geworden! Wie kann ich noch unter meine Brüder treten, — wenn du bist dunkel wie Nacht, kalt wie der Winter, fühllos wie das Meer, unbewegt wie die Berge? Sie sind uns nicht gleich, kennen nicht unsere Sprache. Bist du uns nicht ähnlich, kennst du nicht unser Leid, war der leidende Jesus nur uns gleich, nicht dein Sohn.

Herr, wenn du nicht bist und ich ein Lügner war alle Jahre meines Lebens, die ich für dich kämpfte und stritt, oder wenn du dennoch bist, aber fern und starr und unberührt — dann gibt es nur einen Freund: das Nichts, den Tod! Für mich, für alle.

Herr — Herr — —‘

Seine Stimme versagt, er erschrickt, erstarrt. Da, wo der Himmel die Erde berührt, blinkt durch einen Wolkenriß ein Stern,

der Sirius. Grünes Gefunkel, wechselndes Licht, prächtig und kalt, senkt sich von ihm auf die Erde, gleißt durch die Luft, steht vor uns, ganz nahe, strahlt aus zwei Augen. Darunter liegt, im Schatten nächtlicher Bäume ein ungeheurer Leib, stark und prall, wie ein Hügel.

Auf den Priester richtet sich ein funkelnder Blick aus einem unsäglichen Antlitz. — Ich erschrak mit dem Priester. Als Knabe sah ich schwache Bilder dieses Gesichtes: Wenn ich mit stark vergrößerndem Glas die Köpfe eingefangener Spinnen, geharnischter Insekten betrachtete, da faßte mich Grauen, Nächte hindurch verfolgten sie mich im Schlaf. Sie sind der Inbegriff des Entsetzens, Masken voll Härte, Erstarren, Mord und Gier.

Das Ungeheuer spricht mit dem Priester. Kein Laut schallt ans Ohr und dennoch dringen, wie von allen Seiten kommend, seine Worte in uns ein.

‚Du riefst — ich bin da!'

‚Nicht dich rief ich!'

‚Dennoch mich! Die Gestalt, die du siehst, laß dich nicht schrecken. Kriegszeit ist es, darum siehst du mich so. Doch in mir ruht, den du riefst. In mir ruht, was dich tröstet.'

‚So bist du der Tod?'

‚Nicht bin ich der Tod. Ich bin, der all dein Beten vernahm, ich war bei dir alle Stunden deines Lebens und bin bei Ihm von Anbeginn; denn im Anfang war das Wort!'

‚Aber das Wort war bei G o t t, und G o t t war das Wort!'

‚Weiter!' — heischte die Erscheinung.

‚Und a l l e s ist durch das Wort gemacht worden.'

‚Weiter!' —

‚Und ohne das Wort ist n i c h t s gemacht worden von dem, was gemacht worden ist.'

‚Nichts — nichts,' drang von allen Seiten auf uns ein. ‚Nichts,' strahlte es aus den Augen der Erscheinung, ‚nichts,' wiederholte der Boden, der Wind, die Nacht. Und alles schien plötzlich belebt. ‚Nichts,' weinte es leise um uns her — gellte es laut von allen Seiten, stöhnend, fluchend, jammernd, heulend. ‚Nichts,' stieg es aus der Erde, Stimmen von Toten aus Jahrhunderten, Stimmen aller Elenden, höhnende Stimmen der Bösen, dünne, schluchzende der Kinder; alle Klagelaute, die Winde je aus Menschenmund gesaugt: Nichts ohne ihn! Er hat das Böse gemacht, an dem wir leiden. Alles, alles hat er gemacht.

‚Wird dir's nun klar, Antonius,' sagte die Erscheinung. ‚A l l e s hat er gemacht, alles, woran du leidest. Darum versagt dein Kampf. Ergib dich drein . . .'

‚Du warst ein Tor, Antonius, du meintest, e r — m ü s s e —

nach — deinem — Sinne. Ergib dich, Antoni, nicht du lenkst die Welt, nicht du trägst ihren Sinn. Nur dein Menschenwitz macht dir dies vor.'

,Verführer! Wir sündigten, nicht aber Gott, wir verursachen das Leid. Durch unsere Sünden ist der Tod in die Welt gekommen!'

,Antoni, denk' nach,' — das Antlitz verwandelt sich, die Lider senken sich, das Blitzen der Augen weicht schwachem, rötlichem Gefunkel. Die Starre der Maske wird weich, es formt sich das Riesenhaupt des Löwen.

,Nichts ist ohne das Wort gemacht worden. Antoni, die — Menschen! Kennst du sie so schlecht? Wer hat den Krieg gemacht? Wer handelt in ihnen? Tun sie nicht das Gegenteil dessen, was sie wollen? Antoni, denk an die Tiere! Sie sündigen nicht! Zerrt nicht der süß singende Vogel am Leibe des Regenwurms, bis er zerreißt? — Sahst du die Schlange? — Frißt nicht ein Tier das andere? — Lebt nicht jedes von dem Schmerz, dem Tod des anderen? — Ist nicht das Gesetz in sie gesenkt, unersättlich sich zu quälen, zu jagen, mit dem Entsetzen des andern zu spielen? Ahntest du noch nicht nachts im Walde die scheuen, ängstlichen Augen unter jedem Blatt und die gierigen, mörderischen der anderen um den Weg? — Sahst du noch keine Spinne Blut trinken, keinen Hund den Hasen hetzen, keine Katze den kleinen aus dem Nest gefallenen Vogel zerreißen? — Sahst du noch kein Ungeheuer des Meeres, den blutsaugenden, langarmigen Polypen, den Teufel der Tiefsee, — nie den Hai? Wer hieß sie, sich fressen? Nicht deine Sünden, Antoni, noch die der Menschen! Nichts ist gemacht ohne das Wort!

Denk nach, Antoni, wer senkte die Gier nach Hab und Gut, nach Macht und Ruhm, wer die Gier nach den Weibern in deine Brüder? Habt ihr euch selbst so gemacht? Wer es getan, mag es tragen. Du quälst dich umsonst, belügst dich und, die dir glauben. — Antoni sprich, sag ich die Wahrheit, kannst du mich einer Lüge zeihen? — — — Antoni, du littest, du tatest mir leid, leid, denn sieh, ich fühle. Ich kam zu dir. Ich kann dich trösten. Zwei Wege zeige ich dir, wähle! — — Diesen ersten wähle, wenn du die Erde liebst!' — — —

Abermals verwandelte sich die Gestalt. Ein reifer Mann stand vor ihm von gewaltiger Größe, strotzenden Gliedern, weichen Zügen. Nur die Augen waren fest geschlossen.

,Es gibt auch Schönes auf der Erde. Siehst du dies Gastmahl?'

An des Sirius Glimmen entzündet sich ringsum Licht. Gestalten treten heraus, bewegen sich gelassen.

‚Musik schlägt an dein Ohr, Wärme umfaßt dich, der Wein funkelt in Kelchen, erlesene Speisen stehen bereitet. Antoni, du brauchst nichts Böses zu tun, nein, keiner von den freundlichen Menschen der Tafel tut es. Nur mußt du das Leben nicht ändern wollen, da du es doch nicht kannst, nicht eifern, nicht anders sein wollen in törichtem Hochmut; es lassen, so wie es ist. Sieh, du bist groß und edel von Geist und Körper. Quältest du dich nicht, so wärest du schön. Du kannst es sein. Ein Wort, all diese Pforten schließ ich auf. Dort winkt dir Güte und Verstehen. Diese Menschen lieben einander und geben sich alles Schöne der Erde. Dort findest du Reichtum, Macht, Verständnis, Lob; die Menschen werden dich bewundern, verehren. Unendliches Behagen wird dich erfüllen. Sieh', dort erwarten dich weiche Arme, Brüste wie sanfte Wogen einer warmen See. Du bist ein Mensch, du hast ein Recht darauf. Nichts ist unrecht daran. — Antoni, zögere nicht. Es bedarf kaum deines Willens — nur lassen, wie es ist, hinnehmen, nicht eifern. — Du kannst auch Gutes stiften dort. Vieles Gute haben diese Menschen gestiftet. — — Antoni! — — Antoni, so wolle, törichter Mann! Du hast den Krieg nicht gemacht, nicht du mußt immer im Kriege bleiben. Es sind andere da. Das Bild, das ich dir zeige, ist ein Bild der Heimat. Liebst du die Heimat nicht mehr, achtest ihrer nicht? Dort ist es warm in den Häusern und die Menschen tun sich nichts zu leide. Auch dort kannst du wirken, du hast es verdient. Laß andere vor. Du bist krank, Antoni!'

‚Nein — nein — meine Brüder, die armen, verlaß ich nicht,' — stöhnt es aus der gepeinigten Brust.

‚Du Tor, als ob nur ein einziger dich nicht verließe, könnte er nur.' — — —

‚Nun denn, Antoni, so bist du nichts für diese Erde — für dich bleibt nur der andere Weg. Nun sei fest und höre. Diesmal mußt du dich entschließen. Ewig kann die Qual deiner Tage nicht dauern. Bist du ein Mann, so folgst du mir nun!'

Weit öffnet die Gestalt die Augen. Aus ihnen blitzt es mit glänzenden, kalten Farben. Das Antlitz aber ist fahl wie das eines Toten. Finsternis verschlingt die Gestalten des Gastmahls. Auf reckt die Erscheinung den Arm:

‚Sieh dort den Stern, in smaragdenem Funkeln! Fluten roten und grünen Lichtes ergießen sich über ihn und grüßen von ihm zu uns. — Weißt du, was dort ist? Ein herrliches Reich hat dort seinen Sitz. Es ist — die Hauptstadt der Toten. Ich bringe dich dorthin. Die Pein der Erde folgt dir nicht. Du riefst den Tod. Sieh', er ist bereit. Antoni, sei nun einmal stark! Flieh' die kranke Erde! Dort, wo die Lichter Jahre lang herüberwandern

aus schwindelnder Ferne, im Dome der Welt ist das leuchtende Reich. Komm, gib dem Tod die Hand!'

‚Wo — ist — der Tod?'

‚Dir zu Füßen. Sieh', wo du stehst . . . —'

Der Priester schaut zum Boden. Sein Fuß stößt an einen Körper. Die Erscheinung senkt die Augen, und in dem gleißenden Lichte dieser Augen erscheint die Gestalt eines Soldaten, den Revolver noch fest in der Hand.

‚Er ging dir voraus, er floh die Erde. Nur eine Kugel brauchte er, die anderen sind dein. Nimm das Werkzeug deiner Erlösung. Sei ein Mann!'

Der Priester zögert. Er sucht den Blick zu heben. Die Augen des andern zwingen ihn, hinabzuschauen. Gott ist nicht da, war nie da. Unendliche Trauer, Schwäche und Sehnsucht nach Ruhe packen ihn. Wie lockt die Waffe! Noch ringt er, aber nun beugt es ihn — tiefer zwingt der Blick des Versuchers — die Waffe winkt, er beugt sich tiefer, nun greift er danach — da — er stutzt, beugt sich ganz tief, stöhnt auf: ‚Der Fritz!'

Ein Zucken wie Lachen geht über die Erscheinung. ‚Ja, der Soldat, den sie Fritz nannten, der dein Freund war unter den Soldaten. Vor einer Stunde hat er mich gefunden. Auch ihn hast du betrogen mit dem Gott, den du dir eingebildet hast. Er war der Spaßvogel der Kompagnie. Zuerst drohte der Zusammenbruch seiner Familie, da kam er zu dir, und du lehrtest ihn beten; dann kam der Tod des Freundes, dessen Leid er kannte; da betete er wieder, dann kam die Botschaft aus der Heimat, und da wollte er den alten Franzosen retten, fand ihn verloren. Du konntest ihm nicht mehr helfen — da kam er zu mir. Nun wohnt er dort.' Sein Arm streckte sich aus, reckte sich wieder zum Sirius und es war, als zöge ein Lichtspeer durch den Weltraum.

‚Nun endlich, mach rasch, Antoni! Du suchtest das Geheimnis des Krieges. Nun kennst du es: der Gott, den du suchst, spukt nur in euren Köpfen, er ist nicht! Er fühlt euch nicht. Alles ist durch ihn gemacht, das gefühllose Gestein, der Hunger, der Haß, die Gier, der Mord. Nur einen gibt es, der euch Menschen gleicht. Ich bin's. Ich geb' euch Freude und Lust und Vergessen. Folg' mir! Antoni rasch!'

Die Züge der Erscheinung beginnen sich zu verhärten.

‚Antoni rasch — die Stunde ist da, der Stern versinkt!'

‚Dies sag' mir noch,' fragt der Priester tonlos: ‚Wenn alles durch ihn gemacht ist, ist nicht auch die Liebe durch ihn gemacht, das Erbarmen und das Opfer?'

‚Eine Laune — komm rasch — vieles wird dir klar, bist du mir erst gefolgt.'

,Sagte nicht einer so: Wenn du von dieser Frucht issest —?'

,Ja, ich sagte so und ich log nicht.'

,Herr Jesus,' so quoll es jetzt aus dem Munde des Priesters, ,verlaß mich nicht! Ich kann es nicht fassen, ich bin zu schwach. Ich vermag nichts wider ihn ohne dich, er spricht Wahres. Sei nicht länger fern! Mit was soll ich dich beschwören? Herr, eile zu helfen, ich vermag nicht zu widerstehen!'

,Rasch, Antoni — sonst beginnt das alte Elend — hoffnungslos. Ein Schritt nur.'

Die Gestalt ist wieder maskenhaft, von unsäglichem Grauen, matter leuchten die Augen.

Da beginnt der Priester: ,Christe, du nahst! Es rauscht leise in meiner Seele — eine Quelle — tief — tief. Nun steigt sie. O heiliges Wasser! Erfülle mich! Nein, ich lasse dich nicht. Du starbst am Kreuz. Verlassen! Von Gott und Menschen! Du betetest. Nun bin ich am Kreuz. Tausend sind am Kreuz. Wir folgen dir nach, wenn wir auch nicht verstehen. Nicht außer mir, in meiner Seele muß ich dich suchen. Ach, daß ich's vergaß: Nicht von dieser Welt ist dein Reich. Es komme zu uns. Immer mehr. Du gabst uns doch die fühlenden, hoffenden Seelen mit Liebe, und die Liebe ist doch da und ein Gesetz in uns, das all dem Geschehen widerstreitet. Das bist du, o Gott! Ich Tor, der ich dich außen suchte. Dir treu bleiben, im Gegensatz bleiben zu dem Tun, zu dem die Not zwingt, leiden, sterben, aber treu bleiben und lieben. O Heiland, dir bin ich, dir leb', dir sterb' ich, verstoß mich nicht. laß mich dein Knecht bleiben, den armen Menschen helfen!'

Er sinkt in die Knie, sieht auf Fritz. ,Erbarme dich seiner! Heiland!' Er berührt ihn. Noch ist Lebenswärme in ihm. ,Er lebt! O Gott, Dank dir, endlich für dein Zeichen!'

XIII.

Noch siegt die Maschine.

Es ist halb vier Uhr. Eine Kerze brennt in der niederen Stube. Abermals kämpfen zwei Menschen miteinander:

,Mein armer Bruder, du mußt sterben. Glaube nicht, Jesus habe dich verlassen. Sieh, er harret deiner im Himmel. Er wird deiner Leiden halber für dein Kind sorgen. — Nein, widersprich nicht! Die Offiziere selbst haben mir Geld gegeben, für Paul zu sorgen, sie wollen noch mehr sammeln, wir werden alles für ihn tun, um ihn zu versorgen, um ihn zu seinem Vater zu bringen. Ich werde alles tun, ich verspreche es dir. — Komm, bete jetzt, erleichtere deine Seele, richte sie zum Himmel auf!'

Verstört fährt der Greis auf. ,Wunderlich ist Gott. Ein

Leben lang hab' ich, haben wir alle zu ihm gebetet. Frevel haben wir alle keine begangen; alles hat er mir genommen. Er hat mich arm werden lassen. Er hat mich gezwungen, zu stehlen für das Kind. Jetzt muß ich sterben. Gut, ich bin alt. Viele sterben. Ich hab's mir anders gedacht. Ich hab' mir ein anderes Grab ausgesucht, neben meinem Weib. Nun gleichviel. Aber das Kind? Nein, ich kann das Kind nicht verlassen. O mein Paul, wo ist er? Paul, Paul,' schreit er, ‚komm, verlaß mich nicht! Man will mich töten!' —

‚Habt Erbarmen mit dem Kinde. Gott wird sorgen. Habt Vertrauen.'

‚Gott, sagt Ihr? Gott sorgt sonderbar für die Menschen, wirklich sonderbar. Sie beten, dann plagt er sie. Sie beten wieder, dann plagt er sie nochmals. Und dann beten sie wieder, da bringt er sie in Qual und Verzweiflung um. Er sorgt so gut für mich und ich soll ihm Paul anvertrauen. Nein, Paul mag mit mir sterben, dann hat Gott ja, was er will. Aber dann kann er uns nicht mehr plagen!'

‚Lästert nicht! Das größte Leid hat Jesus selbst getragen, da er, der nur geliebt, freiwillig den schwersten Tod für uns litt. Ja, er verlangt viel von Euch, aber seid sicher, er wird es lohnen.'

‚Aber warum soll ich denn sterben? Ich habe doch nichts Böses getan! Vater, ich hatte ein schönes Heim. Die Liebe, die Eintracht wohnte bei uns. Es gab keine zärtlichere Familie. Die Nachbarn sprachen darüber. Es ist doch nicht möglich. Kann denn ein gütiger Gott das zugeben! Ich habe doch nichts Böses getan?'

‚Ihr habt nichts Böses getan. Eine kleine Schuld, nicht der Rede wert.'

‚Ja, aber warum morden sie mich denn?'

‚Weil sie müssen, mein armer Bruder! Selbst die Offiziere wollten Euch retten. Sie haben überlegt, wie sie es machen könnten. Ich habe es selbst gehört. Es gibt keinen Weg; die Vorschriften, die Gesetze sind da. Man hat bei Euch gefunden, was einem toten Soldaten gehört.'

‚Wie, sie wollten mich retten? Aber warum lassen sie uns nicht einfach gehen. Wir werden gehen und niemand von ihnen soll uns wiederfinden.'

‚Sie dürfen nicht. Es ist wider ihre Pflicht, wider ihren Eid. Sie müssen dem Gesetz gehorchen, so traurig sie auch sind.'

‚Ach, Vater, rettet mich, um Gottes willen, Ihr sagt selbst, ich bin unschuldig. Denkt an all mein Leid, an das Kind. Rettet mich!'

‚Ich kann nicht, lieber Alter! Es ist unmöglich. Überall

sind Soldaten. Vor der Türe stehen sie. Nehmt es hin, gebt Euch ganz Gott hin, der Euch so sehr prüft!'

,So gibt es keine Rettung, keine! O Gott, o Charlotte, o Marie, o mein Sohn, o Paul!' Verzweifelt ringt, quält sich der Alte am Boden. Der Priester spricht, richtet auf, reicht ihm die Hand, ringt mit ihm.

,Der Tod ist gut, ist nicht schwer, er schmerzt nicht, er ist ein Tröster, ein milder Freund; er vereint Euch mit all Euren Lieben, alle findet ihr bei Jesus, sie strecken euch die Hände entgegen. Ihr seid der beste, Ihr habt am meisten, am unschuldigsten gelitten! Ihr sterbt wie ein Soldat, unschuldig. Alle die Tausende sterben unschuldig, leiden unschuldig. Keiner von ihnen hat den Krieg gewollt, gemacht. Alle leiden, sterben. Heute du, vielleicht morgen ich, die Offiziere — alle, alle. Hab' Vertrauen, Gott sieht dich in dieser Stunde, er ist hier, in dieser Stube, er weiß jede deiner Nöte, deiner Ängste, er kennt dein armes Herz. Ich kann ihn dir leibhaftig bringen im Sakrament. Willst du nicht beichten? Ich gebe dir die Kommunion.'

Bitteres Weinen. ,Vater! Ist der Tod leicht, wirklich leicht? Ist Jesus wirklich gut? Ich will glauben, Vater! Aber eines, laßt mich Paul nochmal sehen!'

,Nein, lieber Alter! Dieses letzte Opfer bringt Gott noch dar! Wem sollte es nützen, Ihr quält Euch, er leidet unsagbar. Laßt es!'

,Vater, dies geht nicht. Ihn muß ich noch sehen, noch segnen, es ist die letzte Bitte eines Sterbenden.'

Der Priester schwankt. ,Vielleicht geht es, wenn er schläft. Aber versprecht, ihn nicht zu wecken. Ich will nachsehen. Bereitet Euch indessen vor!'

Über eine Weile kam er wieder mit dem Sakrament. ,Paul schläft. Nach der Beichte und Kommunion dürft Ihr zu ihm — aber nicht wecken, stillen Abschied nehmen!'

,Ja,' sagt der Alte, kniet, er läßt sich's nicht nehmen, zur Beichte nieder. — ,Und Ihr verzeiht allen — allen?' ,Ja, Vater!' Dann kommt das Brot des Herrn. Sie beten noch miteinander.— Halb fünf!

,Nun zu Paul — seid tapfer, seid gut!' Er nickt. Paul liegt in einem von den Soldaten mitleidig bereiteten Bettchen. Er schläft. Der Alte geht auf Strümpfen im Kerzenschein. Er sieht ihn, seine Beine wanken, seine Hände zittern, sein Kopf wackelt, die Kiefern schlagen aufeinander. Er faßt sich, hält inne, faßt mit beiden Händen den Bettrand, beugt sich vor. Den Duft des warmen, kindlichen Körpers saugt er ein — hundertmal schon — zum letztenmal. Er küßt das Kind, wieder, wieder, seine Stirn und Wan-

gen, seine Händchen. Es schüttelt ihn. Es ist sinnlos, sterben, nie mehr das Kind sehen, unschuldig — aber Gott will es.

‚Großvater!' sagt der Knabe halb erwacht.

‚Schlaf gut, Paul!' sagt er ruhig. — Der Alte ist ein Held.

Sie führen ihn aus dem Zimmer. Der Priester gibt ihm ein Kreuz in die Hand.

‚Mein Freund,' sagt er, ‚Sie sind ein Held. In meinen armen Menschenaugen groß wie wenige. Ein Soldat, der im Feld stirbt, mehr als alle großen Generäle und Marschälle. In Gottes Augen seid Ihr mehr. Schaut auf das Kreuz in Eurer Hand! Ihr seid Jesu Bruder, Ihr sterbt wie er, unschuldig und ohne Groll. In einer Stunde, sagte er, wirst du mit mir im Paradiese sein. Glaubt mir, ich tauschte gern mit Euch.'

‚Ich gehe mit Euch zu Eurem Golgatha.' Der Alte nahm das Kreuz fest mit beiden Händen, er sprach kein Wort mehr.

So gingen sie dahin, wo die Maschine wartete.

Der Priester geht ins Lazarett. Fritz ist bei Bewußtsein. Er ist zu retten. Die Kugel ist am Schädel abgeglitten. ‚Fritz, ein letzter Gruß des Alten.' Fritz nickt.

Schweigen.

‚Fritz,' sagt Anton Berg, der Priester, ‚an Ihm wollen wir dennoch nicht verzweifeln. Gewiß, manchmal ist es schwer. Denn wir können nur wenig selbst tun, das meiste wird uns getan — aber wenn wir im Innern treu bleiben und dies Wenige tun, so wird nach langem Mühen und Irren sein Reich doch noch zu uns kommen und die Maschine besiegen, die von der Unvollkommenheit der Menschen kommt.'

Als er dies sagt, sehe ich — in der Nähe ruht der Geist des Krieges, der Versucher, der Lügengeist und lauscht und vernimmt's. Wutergrimmt erhebt er sich und streckt die Hand aus. Da beginnt ein Sausen und Heulen, ein düsterer Vogel fährt durch die Luft, fällt vor dem Hause nieder, platzt mit Gelächter, schickt einen Fetzen seines Leibes durchs Fenster und zerreißt und verdirbt an dem Priester, was ihm an einem Menschen zu verderben gegeben ist. — Sonst bleibt alles unverletzt.

XIV.

Heimkehr.

Graues Zwielicht und unendlicher Regen glitten an mir vorbei. Ich wanderte durch lange nebelerfüllte Räume, kein Ding hatte Farbe und Gestalt.

Dann wurde es lichter. Das Leid wurde weniger. Jahre, Jahrhunderte gingen hin, bis es Tag wurde. Und es war mir ganz klar, daß es lange dämmern müsse, bis das Licht die Dämmerung überwand. Denn die Düsterkeit stieg auf von unzähligen Seelen, die um mich wehten und in denen nur wenig Licht war, und diese gingen einen gezwungenen düsteren Weg, den einzigen, den sie hatten. Aber ein klein wenig Licht war doch in einigen unter ihnen, und soweit sie dies weise nützten, mußten sie nicht gezwungen des düsteren Pfades schreiten. Unzählige Seelen schwanden so, aber ebenso unzählige kamen dafür, und immer heller wurden sie, und der düstere Weg war nicht mehr der Weg der meisten. Sie wanderten freier. So wurde es lichter, das Leid lastete nicht mehr, und nach Jahrhunderten wurde es Tag, dank den Seelen, die ihr Licht hüteten und weise nutzten. Als es helle geworden war, wallte über alle eine Stimme, gewaltig, hell und hehr: Sein Reich ist zu uns gekommen. Und nun rauschte Freude über den Wald der lichten Seelen.

Da erwachte ich, und es war wieder Dämmerung. Aber es war Licht in dieser Dämmerung, denn befreundete Gestalten walteten um mich mit Besorgnis, darin Liebe verborgen war.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Daß unter den schreibenden Frauen die fraulich Schreibende selten ist — dieser merkwürdigen Erscheinung habe ich an dieser Stelle bei passender Gelegenheit schon einmal Erwähnung getan. Die schreibende Frau verleugnet im allgemeinen ihr Geschlecht, oder offenbart es nur in seinen unerfreulichen Zügen, als da sind: Flüchtigkeit, künstliche Gehobenheit, Geschwätzigkeit. Das Quellende, Ahndevolle, spielerisch Süße, eben das ursprünglich Weibliche dagegen ist selten, und ich finde es nur in Naturen wie Helene Voigt-Diedrichs, die Forbes-Mosse, Ina Seidel, in einzelnen Romanen der Böhlau, bei der Ebner-Eschenbach, hie und da bei Marie von Hutten, und auch bei Juliana von Stockhausen. Zu diesen gesellt sich Juliane Karwath mit ihrem Roman ‚Das schlesische Fräulein'. In ihm ist trotz seines Reichtums an Menschen und Begebenheiten das versunkene Lauschen auf den Ton der geheimnisvollen Quellen des Lebens, ist das dem weiblichen Gefühl vorbehaltene mystische Einssein mit dem Urgrunde. Juliane Karwath ist so ganz Naturwesen, daß ihr das Bildnerische und Formale fehlt: ihr Roman ist nicht geformt, noch weniger geschrieben, sondern Empfindung im Urzustand, der Stil, den sie aufweist, entspringt nicht dem Willen, sondern dem Unbewußten, ist aber gerade deshalb mit seinen kurzen Kurven, seinem quellenden Nebeneinander, Selbstgesprächhaften voller hymnischer Naturlaute, seinem Schlafwandlerischen — ist gerade deshalb echt. Daß einmal Absätze unterlaufen, in denen sozusagen das Medium bewußt wird, hat wenig zu sagen. Wo wäre eine Erscheinung ganz rein? Es ist vorzugsweise das Leben der Oberstentochter Benigna von Logisch, eben des schlesischen Fräuleins, mit dem Juliane Karwath auf eine besondere und innige Weise verbunden ist. Sie ist so ganz von ihrer Heldin, und diese von ihr so vollkommen erfüllt, daß man an ein einziges Wesen zu denken versucht ist. Jedenfalls macht diese Benigna den Eindruck eines so tief wirklichen Wesens, daß sie zum unverlierbaren Eigentum des Leserempfindens wird. Wie in dieser Heldin, so muß auch in ihrem Medium, der Dichterin fremdes und nichtdeutsches Blut sein, slavisches, denn ihre Empfindungsgewalt, die ebenso naturhaft, um nicht zu sagen triebartig, wie gebrochen nervös ist, bringt keine Deutsche auf.

Hemmungslosigkeit und Bewußtheit, Glühen und Kühle, Sprunghaftigkeit und Zähe — alles ist in diesem Charakter, und die Schicksale dieses Charakters sind durch ihn selber gegeben. Man kann die landläufigen Begriffe von Schuld und Sühne anwenden, aber sie reichen nicht aus; es ist, als ob Vorfahren, weibliche und männliche mit ihren Erfahrungen und Neigungen Teil hätten an diesem Menschenwesen Benigna von Logisch. Letzten Endes ist es ein maßlos reiches Leben, das sich abrollt, stolz und glühend alles in allem, ganz hingegeben einer mächtigen Inbrunst. Daneben ist die Zeit, in der dies Leben sich abspielt, besonders interessant, die Zahl von 1806 bis in die dreißiger Jahre des Jahrhunderts, mit ihrem Untergehen des Fritzischen Preußens, des adligen Preußens und dem

* Juliane Karwath, ‚Das schlesische Fräulein'. (Egon Fleischel & Co., Berlin.) Dieselbe, ‚Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt'. (Ebenda.) Julius Havemann, ‚Die Göttin der Vernunft'. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) Hans Schrott-Fiechtl, ‚Die Magd der Enkelin'. (J. P. Bachem. Köln.) Kasimir Edschmid, ‚Die achatnen Kugeln'. (Paul Cassirer, Berlin.)

Aufgehen eines bürgerlichen Preußens. Zeitenwende, wie eben jetzt. Ich stelle den Roman hoch, trotzdem er weitab von meinem epischen Ideal liegt. Er ist lyrisch, weil ihn eine Frau geschrieben hat. Entzückende Naturstimmungen, voll Apartheit und glücklich-schlagender Knappheit sind in ihm: ‚Der Hollunder stand in einem leisen, tiefen Sommertriumph da‘ . . . ‚das Gras erblich nach weißer Morgenröte‘ . . . ‚ihr Herz war in dem kurzen Silbenschlag der gelben Vögel und schlug mit in der sachten Wellenlinie des Landes . . .‘ — Das alles verleitet zu Träumereien.

Dieses Buch vom schlesischen Fräulein ist 1918 erschienen. Ein Jahr später hat Juliane Karwath wieder einen Roman geschrieben, ‚Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt‘, und dieser Roman läßt mich kühl. Er geht mich als Leser nichts an, weil er seine Verfasserin nichts anging. Er ist keine Dichtung, sondern ein Buch, kein übermäßig schlechtes, aber doch nur ein Buch, das man schreibt. Ich will zugeben: Man hat einen Beruf, den man ausübt — aber eine Frau, wie die Karwath, sollte keinen Beruf haben —; man hat eine Idee — aber die das Buch vom schlesischen Fräulein gab, sollte keine Idee haben, sollte Vogel sein, der singt, sich singt, nicht aber Absichten und Fähigkeiten singt, mögen sie noch so vortrefflich sein. Ich will auch zugeben, daß es sie gedrängt haben mag von einer bewußt gewordenen Einheit von Sinnen- und Überwelt zu singen, aber verwünscht sei die Nachtigall, die bewußt wird. Eine Frau wie die Karwath sollte durchaus keine Bücher schreiben, sondern in langen Abständen eine Dichtung schenken, allen äußeren Anforderungen zum Trotz. Nun — sie hat es nicht getan, hat vielleicht noch einige andere Romane geschrieben und ist also, was man eine fruchtbare Schriftstellerin nennt. Wir aber wollen sie nur als die Sängerin des Geschickes der Benigna von Logisch kennen.

Eine leise Enttäuschung bereitet auch Julius Havemanns Roman, ‚Die Göttin der Vernunft‘. Havemann trat vor sieben Jahren mit einem großen Roman aus den Befreiungskriegen zum erstenmal heraus, einem Roman, der neben Sperls ‚Burschen heraus‘ das wertvollste dichterische Prosawerk darstellte, das zur Jahrhundertfeier erschien, wenn in ihm auch das eigentlich Große, das Gesteigerte fehlte. Konventionell trotz aller Aufgeregtheit war dann Havemanns zweites Buch, eine Erzählung aus dem Venedig der Renaissance. In seinem neuen Roman findet er sich ganz in die Kreise zurück, die auch in ‚Der Freiheit Hauch‘ lebten: bürgerliche Kreise, von unbürgerlichen geschnitten. Eine hübsche und gewandte Hochstaplerin, die im jakobinischen Paris einmal — und das war der Höhepunkt ihres Lebens — die Göttin der Vernunft dargestellt hat, kommt, ‚unjung und nicht mehr ganz gesund‘, dazu ohne Geld, in eine kleine deutsche Stadt, bezaubert Männer und Frauen, muß aber doch schließlich ins Spinnhaus. Der Roman hat starke Vorzüge, besonders die ruhige epische Linie, manche köstliche Figur und eine gewisse Heiterkeit und Sicherheit des Vortrags. Aber er hat auch breite und tote Stellen, Havemann meistert nicht mehr, und der Atem ist nicht mehr feurig genug, um eine zu weit geratene Hülle aufzublasen. Dazu sind einzelne schnurrige Figuren ein wenig zu absichtsvoll gemodelt und, sollte das Buch einen runden, wenn auch im weitesten Sinne unmoralischen Eindruck hinterlassen, so hätte das Unbürgerliche dem Bürgerlichen ein Schnippchen schlagen müssen. Aber die Entlarvung der hübschen, vagierenden Demoiselle befriedigt zwar die Moral, beschwert das Buch aber unnötig und nimmt ihm alle Leichtigkeit, auf die es von vornherein gestellt scheint. Gegen den Roman von 1813 bedeutet dieser einen offensichtlichen Rückschritt. Das, was an ihm gut ist,

war besser schon in dem früheren vorhanden; nur was nicht viel taugt, ist neu. Aber bei der erheblichen Erzählkraft Havemanns ist auch ‚Die Göttin der Vernunft‘ noch lesenswert, und ein späterer neuer Aufstieg erscheint immer noch möglich.

Dagegen ist für Hans Schrott-Fiechtl nichts mehr zu erwarten, und daß an dieser Stelle noch einmal ein Buch von ihm genannt ist, mag das letztemal sein. Es betrifft seinen Roman ‚Die Magd der Enkelin,‘ der Titel ist weit hergeholt. Dante nennt die Kunst einmal die Enkelin Gottes; der Roman handelt von einem Schriftsteller, den Schrott-Fiechtl einen Künstler im Danteschen Sinne nennen möchte, und dieser Künstler hat eine Frau, die ihrem Manne tapfer zugetan ist, und deshalb heißt der Roman ‚Die Magd der Enkelin‘! Nicht unsympathisch ist das Wesen dieser Frau; ich denke, man geht nicht fehl, wenn man annimmt, Schrott-Fiechtl habe in diesem Roman der Gefährtin seines Lebens ein Denkmal setzen wollen. Denn ohne Zweifel ist das Buch voll Selbsterlebtem im weitesten Sinne, ein Rechenschaftsbericht: ‚So sehe ich Leben und Kunst‘. Aber was hat ein Schriftsteller, wie der im Roman geschilderte, mit Kunst zu tun? Welche Überheblichkeit! Das Buch ist voll mißvergnügten Raisonnierens über Publikum, Zeitungen und Kritik. Ich finde aber, der Schrott-Fiechtlsche Schriftsteller hat es wunderbar leicht im Leben gehabt. Er hat nie die bittere Not des Heranwachsenden in drückender Umgebung gekannt, nie das maß- und hilfelose Ringen mit sich und der Materie. Er hat studiert, seinen Doktor gemacht, sein Amt gefunden und sein Weib. Er schreibt irgend etwas und findet: Das ist ja kinderleicht, wird preisgekrönt und legt sich nun aufs Schreiben. Vermögen ist ja da, also kann man sein Amt aufgeben. Zwar hat es einmal den Anschein, als gehe das Vermögen zu einem großen Teil verloren, und man müsse sich ‚einschränken‘; aber siehe da, es war ein Irrtum; ehe es anfängt ein wenig dunkel zu werden, so ist die Sonne wieder da, und das Bankkonto schwillt, ohne daß man etwas dazu tut. Soll das ein Schriftstellerleben sein? Lieber Gott, wie naiv! Und trotzdem nicht zufrieden, und immer noch nicht, und geraunzt und gemurrt über Publikum und Kritik? Als wenn diese mit dem Leben eines behaglich etablierten Bürgers, der nebenbei schreibt, etwas zu tun hätten! Die Unzufriedenheit, die Schrott-Fiechtl die Feder führt, hat tieferen Grund. Es ist die dumpfe Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, das jammervolle Gefühl, ein Stümper zu sein, der die deutsche Sprache verschimpfiert, Dinge und Menschen sentimental zurechtbiegt und trotz dieser heißen Mühen um den Erfolg, andere diesen Erfolg schnappen sieht. Der Kampf des echten Schriftstellers, sofern er ein Künstler ist, geht um die Sache und ihre innere Vollendung, als Zugabe bekommt er dann wohl noch den Kampf um die äußeren Dinge, aber der ist nebensächlich.

* * *

Der intensiv und bewußt hingegeben in der Zeit lebende Dichter wird ihre Elemente in sich aufnehmen und sie wiedergeben, entweder verwandelt oder roh. Eigentlich aber wird der Dichter bedingt durch die Fähigkeit des Verwandelns, also des Lösens, Deutens, Führens, womit natürlich nicht das Verarbeiten der Elemente in eine Fabel gemeint ist, sondern ihr Einordnen in ein tieferes und höheres Schauen. In diesem Sinne ist Kasimir Edschmid kein Dichter — der höchsten Art. Sein neuer Roman ‚Die achatnen Kugeln‘, der die Eigenschaften der früheren Bücher Edschmids ausgeprägter aufweist, ist maßlos interessant, in diesem Sinne: daß sich sachlich endlos darüber reden läßt. Ed-

schmids Freunde und Förderer reden mit Bezug auf ihn von einer neuen Romantik. Man kann dem zustimmen, wenn man scharf zwischen einer Romantik der seelischen Stimmung und einer Romantik der Begebenheiten unterscheidet. Im letzteren Sinne ist Edschmid Romantiker, nicht aber in jenem tieferen Sinne, der Gegenständliches und Übernatürliches in eine geheimnisvolle Einheit bringt. Der Lebenslauf eines weiblichen Mischlings, den Edschmid erzählt, ist im wesentlichen nebensächlich, wichtig ist dem Dichter die zischende und rasende Sturzflut seiner Begebenheiten: ein Spiel mit Vorgängen. Sieht man von der besonderen Art der Darstellung ab, von der weiter unten gesprochen werden soll, so weist der Roman alle Elemente des alten Abenteurerromans auf, etwa des älteren Dumas, des Romans, der um der Abenteuer willen da ist. Hiezu kommt das Wesen des Detektiv- und Kinoromans: eine dreiste und reißerische Art Regie zu führen, von der ein lahmes Publikum aufgepeitscht werden soll. Ich sehe hier etwas Gestriges: den Naturalismus; um deutlich zu sein: den verrückt gewordenen Naturalismus — das Ende. Denn schließlich ist dieser Roman eine Häufung von Äußerlichkeiten; innerliche Vorgänge, soweit sie eine Rolle spielen, sind mit dem Seziermesser ausgelöst: seht, so sieht es aus. Edschmid kommt aus der überlebten Gemütsverfassung nicht los, als müsse man nur recht bohren mit gespitzter Nase, um an das Wesen der Dinge zu kommen. Er möchte fliegen, aber er wird von dem Goncourtschen Begriff der Exaktheit nicht frei, weshalb er dem Leser auch, schildert er etwa das niedere Tierleben am Strand, wissenschaftlich kommt. Um aus der Wirklichkeit herauszukommen und Romantik zu machen, setzt er Bild neben Bild, Vorgang hart neben Vorgang, drei Worte an jeden gewendet; ja freilich erregt er damit den Eindruck des Unwirklichen, aber dieses Unwirkliche besteht aus einer Häufung von Wirklichkeiten, aus einem Nebeneinander komprimierter naturalistischer Bilder! Der Geist, der diese Art Dichtung treibt, ist der Geist der zeitlichen Unrast, ein gieriges Einschlingen der Erscheinungen, ein heißhungriges Auffressen der Welt durch das Gehirn. Der Stil ist durch diesen Geist bedingt. Er ist nicht episch, sondern dramatisch: kinodramatisch. Er ist trotz des raffinierten (gallischen) Schliffs der Sätze nicht geformt, sondern roh. Edschmid ist mir nicht der Führer zu einer neuen Art, sondern die Grimasse der überlebten, unter dem Sargdeckel hervor.

Rundschau

Religionswissenschaft

Zur Heiligsprechung der seligen Margareta Maria Alacoque 13. Mai. Durch die Heiligsprechung der seligen Margareta Maria Alacoque, die am Himmelfahrtstage stattfinden soll, wird der 13. Mai 1920 zu einem Markstein in der Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung. Vor fast 250 Jahren erhielt die demütige Ordensfrau von Paray-le-Monial ‚vom Herrn den Auftrag', der Verehrung seines heiligsten Herzens die feierliche kirchliche Anerkennung zu verschaffen und sie damit zum Gemeingut der ganzen katholischen Welt zu machen. Ihr Leben, treu der Erfüllung ihrer erhabenen Aufgabe geweiht, war eine lange Kette von Leiden und Demütigungen. Damals wie heute begegnete der Herz-Jesu-Kultus den merkwürdigsten und hartnäckigsten Vorurteilen. Vor allem sah man damals im Herz-Jesu-Kultus — auch an den maßgebenden kirchlichen Stellen — etwas Neues. In der Tat ließen sich trotz eifrigster Nachforschungen nur einige auserwählte Seelen nachweisen, die vor Margareta Maria das göttliche Herz verehrt hatten, und zwar nur in privater Andacht. Von einer Volksandacht konnte erst recht keine Rede sein. Deutschland hat man bei dieser Nachforschung gar nicht herangezogen. Deutschland war ja nicht mehr! Der 30jährige Krieg, diese bis heute in ihren erschütternden Folgen nachwirkende Frucht der Glaubensspaltung, hatte es politisch vernichtet und unter seinen Trümmern zugleich die unermeßlich reiche Gedankenwelt seiner großen Vergangenheit begraben.

Eine Ausgrabungsarbeit großen Stils ist es, die K. Richstaetter S. J. in seinem kürzlich erschienenen Werke: Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters* geleistet hat, eine Ausgrabungsarbeit mühevollster Art, da es eine Unsumme von teils ungedrucktem Quellenmaterial zu durchforschen galt, aber eine in ihrem Ergebnis so überraschende und so erfreuliche Leistung, daß dem Verfasser nicht nur vom religiösen, sondern auch vom vaterländischen Standpunkte aus nicht warm genug für dies Geschenk ans katholische Deutschland gedankt werden kann.

Das schlimmste Vorurteil, das sich heute der Herz-Jesu-Verehrung in unserm Vaterlande entgegenstemmt, ist die Meinung, sie sei etwas Französisches. Und da tun wir an der Hand von K. Richstaetters Ausführungen einen Gang durch fast ein halbes Jahrtausend deutscher Vergangenheit und lauschen den in ihrer innig warmen, mittelalterlichen Sprache so traut klingenden Herz-Jesu-Gebeten und -Liedern von vielhundert edelsten Seelen in Nord und Süd, Ost und West, in Kloster und Welt, und den markigen Herz-Jesu-Predigten aller großen Kanzelredner des deutschen Mittelalters. Was immer sich an liebender, großmütiger Hingebung in modernen Herz-Jesugebeten findet: es findet sich wesentlich alles schon in jenen zahllosen Dokumenten deutscher Frömmigkeit des Mittelalters.

Die Gegner der Margareta Maria hätten in Deutschland auch gefunden, daß der Herz-Jesu-Kultus hier eine Volksandacht war. Beweisend dafür sind nicht zuletzt seit der Einführung der Buchdruckerkunst die unzähligen deutschen Gebetbücher, die gerade bei den Herz-Jesugebeten die meisten Gebrauchsspuren aufweisen. Wie tief der Herz-Jesu-Gedanke im deutschen Volke verankert war, zeigt auch die Tatsache, daß er sich über die Reformation hinaus im

* 2 Bde. Paderborn, Bonifatiusdruckerei 1919.

17. Jahrhundert noch sogar bei deutschen Protestanten nachweisen läßt. Vernichtet wurde die altdeutsche Herz-Jesu-Verehrung erst in der geistesarmen Zeit der Aufklärung und des Josephinismus, denen eben jedes Verständnis für übernatürliche Innerlichkeit fehlte.

Etwas Neues war es also nicht, was durch Margareta Maria Alacoque angeregt wurde. Die getreue Dienerin des göttlichen Herzens sollte nur die Anregung geben, das weiter auszubauen und der ganzen Welt zu bescheren, was in der Vorzeit unvollendet liegen geblieben, und als mächtige, religiöse Kulturwelle nur für Deutschland in Betracht gekommen war.

Dr. E. Sternberg.

Erziehungswesen

Katholizismus und Reformstudententum. Die Novemberrevolution hat dazu beigetragen, daß die reformstudentischen Bestrebungen an Deutschlands hohen Schulen ein lebhafteres Tempo annahmen. Die reformstudentische Literatur hat sich im letzten Jahr ganz enorm vermehrt. Uns scheint, als ob das junge katholische Schrifttum bei dieser vermehrten Produktion stark ins Hintertreffen geraten sei. Daß das Erscheinen der Sozialen Studentenblätter eingestellt wurde, war ein Fehler. Stillstand in dieser schnellebigen, voranstürmenden Zeit ist Rückschritt. Eine Neuherausgabe steht bevor. Ob es wieder, wie so vielfach katholischerseits, an dem leidigen Geld fehlte oder an der Mitarbeit geeigneter Kräfte, oder ob vielleicht die ganze Bewegung nach Beendigung des Krieges erlahmt ist, ob das katholische Reformstudententum vielleicht an der Arbeit ist, sich neue Organisations- und Ausdrucksformen zu schaffen? Jedenfalls ist es hoch an der Zeit, daß das katholische Jungakademikertum innerhalb der großen deutschen reformstudentischen Bewegung gleichen Schritt hält. Sonst wird es übersehen, vergessen oder bewußt ignoriert. Die sozialstudentische Bewegung M.-Gladbacher Richtung der Vorkriegszeit ist nicht mehr das ganze katholische Reformstudententum von heute. Man beachtet das in der nichtkatholischen Hochschulliteratur nicht genügend; man spricht meist, wenn man auf die Bestrebungen des katholischen Reformstudententums eingeht, nur vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit und ignoriert fast völlig die Arbeit der Hochländer, der Reformunitarier, der Quickbornleute, der Neudeutschlandbewegung und der großdeutschen Jugend, der katholischen Akademikerausschüsse und der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Diesen Fehler begeht beispielsweise Werner Mahrholz in seinem unter den zahlreichen Neuerscheinungen aus Jungakademikerkreisen mit am wertvollsten Buche ‚Der Student und die Hochschule' (Furcheverlag 1919), ebenso aus Dozentenkreisen Otto Braun in seiner Schrift ‚Der Student und die neue Zeit' (Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1920).

Sehr leicht und bequem macht es sich A. Kranold in der von ihm zusammen mit W. Hausenstein (Verlag ‚Der Neue Merkur', München 1920) herausgegebenen Aufsatzsammlung ‚Der deutsche Student einst und jetzt', worin er über das moderne Reformstudententum schreibt. Er kennt eigentlich nur zwei Gruppen oder Teile im reformerischen Hochschullager: die freistudentische Bewegung und die freideutsche Jugendbewegung. Vom katholischen Reformstudententum erwähnt er nur die sozialstudentische Bewegung. Sie gilt aber für ihn nicht, er rechnet sie nicht zum modernen Reformstudententum, weil sie ‚vom Volksverein für das katholische Deutschland in München-Gladbach ausgeht und dauernd von ihm gespeist und unterstützt wird, ja unmittelbar ein Teil dieses allgemeinen politischen Vereins ist' (S. 48). ‚Das katholische Sozialstudententum gehört also

nicht hierher, weil es ein Träger rückwärtsschauender, die Ideale der Vergangenheit hochhaltender Denk- und Gefühlsweise ist' (S. 50).

Es ist nicht Aufgabe dieser Ausführungen, das Falsche in der Kranoldschen Beurteilung des katholischen Sozialstudententums ausführlich zu widerlegen. Es ist unrichtig, daß das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit ein Teil eines allgemeinen politischen Vereins ist. Der Volksverein ist ein Weltanschauungsverein, der alle Kreise und Stände des katholischen Volksteils auf dem Boden der katholischen Weltanschauung schult für die Aufgaben in der Familie und in der Volksgemeinschaft. Er ist eine Kulturorganisation, ,die Kräfte einer Konfession umgeformt hat in Kräfte des öffentlichen Lebens, des ganzen Landes, die sonst unausgenützt längs des Weges liegen geblieben wären'. Daß dieser Weltanschauungs- und Kulturorganisation die Sorge um den Gebildetennachwuchs sehr am Herzen liegt, ist in ihrem Wesen begründet, und daß sie die Arbeiten des übrigens völlig selbständig arbeitenden Sekretariats Sozialer Studentenarbeit finanziell unterstützt, ist deshalb nur zu begrüßen.

Was wir an den Kranoldschen Ausführungen bedauern, ist nicht so sehr die mangelhafte Orientierung über das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit (das übrigens seit der Revolution auch örtlich vom Volksverein getrennt arbeitet und seinen Sitz in Berlin SW 68, Markgrafenstraße 18 IV, hat), sondern die geringe Wertschätzung des katholischen Reformstudententums (von dem die sozialstudentische Bewegung nur ein Teil ist und vielleicht nicht einmal mehr der wichtigste) für das gesamte deutsche Hochschulleben und die deutsche Volksgemeinschaft überhaupt. Katholisches Reformstudententum ist mehr als eine bloße wirtschaftliche und soziale Interessenvertretung einer bestimmten konfessionellen Gruppe innerhalb der Hochschulgemeinschaft. Katholisches Reformstudententum strebt nach Verinnerlichung, nach Auswirkung der in einer bestimmten von ihm vertretenen Weltanschauung vorhandenen Kräfte für das Gesamtwohl der Nation und der menschlichen Gemeinschaft. Katholisches Reformstudententum kämpft um neue Lebens- und Kulturformen, um einen neuen, großen Lebensstil. Sehr schön sagt Sonnenschein in diesem Sinne: ,Deutschland soll wieder groß werden, auch durch uns. Andere werden ihm ihre Kultur geben, wir die unsere. Am Bilde der Zukunft hämmern sie alle: süddeutsche Art, hanseatischer Geist, sozialistische Demokratie. Es hämmert an ihm auch junger deutscher Katholizismus.'

Der Mensch von heute, auch der junge Gebildete, ist traditions- und daher wurzellos; er ist stillos, es fehlen ihm die großen, einfachen Lebenslinien. Was Freistudententum und freideutsche Jugend als charakteristisch für sich in Anspruch nehmen, die Traditions- und Autoritätslosigkeit der Seelen, die ,Sehnsucht nach neuen Meeren', ist doch letzten Endes nichts weiter als ein Abbrechen aller Brücken, die von der Endlichkeit dieses irdischen Lebens zur Unendlichkeit führen. Der Relativismus aller Werte, der in Spenglers ,Untergang des Abendlandes' die vollendetste Kristallisationsform gefunden, hat eine gewaltige Unruhe über die modernen Menschen gebracht, läßt sie, da in ihren Seelen die Ewigkeitssehnsucht, die Sehnsucht nach Harmonie, nach Ruhe, nach Geborgensein sich nicht ersticken läßt, unaufhörlich suchen nach einer neuen Religion. Die gottverlassene Menschenseele an den Abgründen des modernen Lebens und der menschenverlassene Gottessohn auf Kalvariens Höhen. Darin liegt die Tragik unserer Zeit, daß sich diese beiden nicht finden können. Das katholische Reformstudententum, vertreten durch Hochländer, durch Reformunitarier, durch die katholischen Akademikerausschüsse und die Vereine zur

Pflege der katholischen Weltanschauung sucht diese Tragik zu überwinden durch die Kräfte des Christentums, durch eifrigste Betätigung der Gottes- und Nächstenliebe. Es stellt sich mit Bewußtheit auf den Boden einer seit fast zwei Jahrtausenden fest gegründeten Weltanschauung. Kranold macht ihm das zum Vorwurf, ihm ist es ein untrügliches Zeichen antireformerischen Geistes. Ganz zu Unrecht. Darin liegt das Wesen unserer Reform, daß wir aus der Unruhe zur Ruhe, aus der Formlosigkeit zur Stileinheit, aus dem Zweifel zur Gewißheit zu gelangen suchen. Wir übernehmen die uns überlieferte Welt- und Lebensanschauung keineswegs kritiklos; ringend machen wir sie uns zu eigen. Der Krieg mit seiner ganzen Unkultur hat uns erfahren lassen, daß wir eigentlich gar keine christliche Kultur mehr haben, daß wir mit Begriffen und Gefühlswerten arbeiten, die aus allen möglichen Weltanschauungen stammen, nur nicht aus der christlichen, daß auch weite Kreise derer, die sich noch zu Christus und seiner Lehre bekennen, durch ihre persönliche Lebenshaltung und durch ihr öffentliches Wirken in Staat und Gesellschaft in ein ganz schiefes Verhältnis zu ihm getreten sind. Und mehr als das hat uns Reformakademiker das Erlebnis dieses Krieges gelehrt. Es ist vielen von uns eine Offenbarung geworden, was Max Scheler 1916 in seinem Aufsatz ‚Liebe und Erkenntnis' (‚Krieg und Aufbau' S. 411) schrieb: ‚Man kann nicht sagen, daß das größte und folgenreichste Erlebnis des europäischen Menschen, die Erscheinung Christi, sich zu einem ebenso festen, ideellen Typus der Verhältnisbestimmung von Erkenntnis und Liebe verkörpert habe als die indische und griechische Erlebnisstruktur. Diese Erscheinung ist freilich nur ein Glied in der noch weit universelleren Tatsache, daß es zu einem philosophischen Welt- und Lebensbild, das originär und spontan aus dem christlichen Erlebnis heraus entsprungen wäre, überhaupt niemals oder doch nur in ganz schwachen Ansätzen gekommen ist. Es gibt in diesem Sinne und gab nie eine ‚christliche Philosophie', sofern man unter diesen Worten nicht, wie üblich, eine griechische Philosophie mit christlichen Ornamenten, sondern ein aus der Wurzel und dem Wesen des christlichen Grunderlebnisses durch selbstdenkerische Betrachtung und Erforschung der Welt entsprungenes Gedankensystem versteht. In den reformerischen katholischen Hochschulkreisen bricht sich langsam die Erkenntnis Bahn, daß das Christentum vielleicht erst am Anfang seiner Entwicklung steht, daß das im 1. Korintherbrief so wundervoll formulierte höchste christliche Gesetz der Liebe erst beginnen soll, sich innerhalb der menschlichen Gemeinschaft auszuwirken, daß allein die tiefe Religiosität der slawischen Volksseele noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten bietet für die christliche Weltanschauung. Und durch Gewinnung dieser Erkenntnis können und werden wir uns auch frei machen von dem Banne des Spenglerschen Buches.

Die liturgisch-eucharistische Bewegung, ausgehend von den Benediktinern und gestützt, getragen vom katholischen Reformakademikertum, strebt den neuen monumentalen Lebensstil an, nach dem Christen und Nichtchristen heute alle sehnlichst verlangen. Wir besitzen ihn noch nicht, diesen großen Lebensstil, auch die gläubigen Kreise nicht, die überrascht wurden von den sich überstürzenden Ereignissen einer Kulturdämmerung, aber junger deutscher Katholizismus wird ihn prägen, wird die große Stillosigkeit im Privat- und öffentlichen Leben, im Verkehr der Volksschichten und der Völker untereinander überwinden, wird einen neuen Menschentyp schaffen, der wurzelt im unvergänglichen, unausschöpfbaren Persönlichkeitsideal Christus.

Aufgabe der katholischen Studentengruppen und der örtlichen Akademikerausschüsse wird es sein, diesen katho-

lischen modernen Lebensstil, diese neuen Lebenslinien zu pflegen und zu suchen. Sie sollen die Seele der neuen Studentengenerationen bilden, erobern; sie sollen sein ein Sauerteig, der das Ganze, auch das nichtkatholische Hochschulleben durchsäuert. Dagegen werden die von Dr. Sonnenschein in Frankfurt am Main vereinigten akademischen, in engster Verbindung mit dem Sekretariat Sozialer Studentenarbeit stehenden Arbeitsämter mehr wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben; sie werden wirtschaftliche und innerpolitische Interessenvertretungen der katholischen Akademiker innerhalb der großen deutschen Hochschulgemeinschaft sein. Sie werden in gemeinsamer Arbeit mit den übrigen, insbesondere aber mit den christlichen Studentengruppen am Ausbau und Umbau der deutschen Hochschule schaffen, es dabei aber nicht unterlassen dürfen, sich immer wieder neu zu orientieren, sich mit dem neuen, in den übrigen katholischen Reformgruppen gepflegten Geiste zu erfüllen. Der sozialstudentische Gedanke allein, der durch die Bildung akademischer Arbeitsämter allmählich gewerkschaftliche Formen annimmt, kann die Hoffnungen des katholischen Reformstudententums nicht erfüllen, wenn er nicht getragen wird von der mächtigen Welle innerer, religiöser Erneuerung unserer akademischen Jugend. Die sozialstudentische Bewegung wird, so führten wir an einer anderen Stelle aus,* versanden, wenn ihr unermüdlich arbeitender Führer einmal nicht mehr sein wird, oder aber sie muß ihre tiefste Quellkraft schöpfen aus einem neuorientierten, starken, jungen, katholischen Glaubens- und Gebetsleben, sie muß getragen werden von einer glaubensstarken, am eucharistischen Opfermahl immer neugenährten, jungen, christlichen Gralsritterschar. Gr.

* Vgl. die demnächst im Verlag der Hochlandzeitschrift erscheinende Arbeit des gleichen Verfassers: Deutschlands Wiederaufbau und die akademische Jugend.

Quickborn. Es gibt viele im Vaterland, auch Katholiken, die bei dem Worte Quickborn an Klaus Groth denken und an nichts anderes. Quickborn ist aber auch der Name der katholischen Jugendbewegung auf der Grundlage der Nüchternheit. Vor elf Jahren entstanden im Westen und Osten Deutschlands die ersten katholischen Abstinentenzirkel an höheren Schulen. An den Anfängen dieser Nüchternheitsbewegung unter den katholischen Mittelschülern stehen P. Elpidius, der unermüdliche Nüchternheitsapostel, und Dr. Bernhard Strehler, bekannt als Fortsetzer der von Julie von Massow begründeten Friedens-Blätter und Begründer des sie ablösenden Heliand. Als Teil der allgemeinen deutschen Nüchternheitsbewegung fing das an, was jetzt als Quickborn Aufmerksamkeit fordert, in engster Fühlung mit dem Kreuzbündnis. Daß die Alkoholfrage für die höheren Schulen seit Jahrzehnten ein Kreuz war, ist allbekannt, ebenso wie die Tatsache, daß der Kampf der Schule dagegen, zumal gegen die geheimen Trinkverbindungen der Gymnasiasten im großen und ganzen arm an Erfolg war. Die Guttempler hatten für die höheren Schulen eine Nüchternheitsbewegung geschaffen, ihre Wehrlogen und die Germania arbeiteten gut. In diesem Kampf um Befreiung der Jugend von Alkohol und Kneipe und dem damit zusammenhängenden System von Lug und Trug der Schule gegenüber sollten die Katholiken nicht zurückstehen, dürften die katholischen Schüler aber auch nicht den mit dem kirchlich verbotenen Guttemplerorden zusammenhängenden Jugendlogen überlassen werden. Das führte zur Gründung der katholischen Abstinentenzirkel an höheren Schulen.

Die Befreiung der Jugend von der Alkoholnot, von den Schäden der Großstadt, von Kneipe, Café und Kino, von der Sucht, die Erwachsenen nachzuäffen, von einer üblen, namentlich in Großstädten sich breit machenden Zivilisation

war aber im wesentlichen nicht das Werk der Schule oder des Elternhauses oder der Vereine der Erwachsenen, sondern es war Selbstbefreiung der Jugend. Und diese Selbstbefreiung der Jugend erfolgte durch den Wandervogel. Viele unter uns sind über die Bedeutung dieser Kulturerscheinung sich noch nicht klar geworden. Viele sehen zu sehr das Negative, das Umstürzlerische, die Revolution gegen Schule und Haus, zu wenig das Positive, das Echte, das Große, das Bleibende. Es ist eine Bewegung, die sich nur vergleichen läßt mit der vaterländischen Jugendbewegung im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, deren Höhepunkte die Freiheitskriege und das Wartburgfest bedeuten. Die Wandervogelbewegung entstand gewiß aus dem Kampf gegen Schule und Elternhaus. Verdammen ist leicht; aber fragen wir auch nach den Ursachen? Wie viele Eltern gab und gibt es, die ihre Kinder nicht verstanden, sich gar nicht die Mühe gaben sie zu verstehen! Wie viele Schulen, die brav den Verstand mit den schulplanmäßigen Wissensportionen füllten und darüber hinaus den Schüler Schüler sein ließen. Es war eine ergreifende Tragik in mancher Jungen- und Mädchenseele, die zu der Erkenntnis kam, von der Schule, von den Eltern, von den Erwachsenen überhaupt ist nicht viel, rein gar nichts zu erwarten für uns an Verständnis. Wir bedauern das, aber wir müssen die Augen öffnen für diese Einsicht. So entstand der Wandervogel. Das Vertrauen zu den Alten war hin. Daher die radikale Ablehnung der Alten, daher das germanenhafte Sichanschließen an den selbstgewählten jugendlichen Führer eigenen Vertrauens. In seiner Hand war die Jugendseele wie Wachs, die dem Lehrer, dem Vater, der Mutter gegenüber sich verschloß, wie eine Schnecke in ihr Haus. Beim Wandern entdeckten diese Jungen eine neue Welt und ein neues Leben, die Heimat und das Volk. Zurück zur Natur wurde dieser Jugend das Zauberwort. Unvergessen soll dieser Jugend bleiben, daß sie das Volkslied wieder entdeckt hat. Ihre Entstehung erklärt, wie diese Jugend halt- und planlos wurde, wie die Ablehnung der Autorität schlimme, schlimmste Folgen zeitigen mußte.

Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man denken, die katholische Jugend wäre von diesen Nöten verschont, von dieser Entwicklung freigeblieben. Sie war freilich mehr geschützt als andere. So leicht verwirft ein katholisch erzogener Junge nicht jede Autorität. Aber wie viele katholische Jungen und Mädchen aus allen, auch den bessern Ständen wachsen ohne oder ohne die rechte Erziehung, wie viele unter unserer Jugend fühlen sich unverstanden zu Hause, wie viele leiden an der Schule, wie viele sind mit dem Religionsunterricht und der Religion zerfallen (vergl. Hofmiller und Wildbrandt), wie viele Tausende katholischer Jungen und Mädchen sind Wandervögel geworden, sind zur freideutschen Jugend gegangen, wie viele Katholiken mögen der Entschiedenen Jugend angehören! In dieser Zeit erfolgte, unmerklich fast, die Entwicklung der katholischen Abstinentenzirkel zum Quickborn. Die Quickborngruppen sind Abstinentenzirkel geblieben, aber mehr und mehr wurde das Negative der Enthaltsamkeit zum Untergrund positiven Inhalts: Die Verpflichtung zur Enthaltsamkeit wurde zur Pflicht zur Erziehung und Selbsterziehung. Jede Quickborngruppe ist Erziehungsgemeinschaft; jeder hat sich zu erziehen, bewußt daran zu arbeiten, und die Ältern in der Gruppe leisten Erziehungsarbeit an den Jüngeren. Das Wandern kam hinzu, die Freude an der Natur, die Liebe zu Volk und Heimat, ihrem Lied und ihrem Reigen, ein ganz neuer Lebensstil bildete sich heraus, man wandert zünftig, aber man lebt auch jugendgemäß; innere und äußere Wahrhaftigkeit wird zum Lebensgesetz dieser Jugend. Diese Jugend will jung

sein, will nicht das Alter nachäffen in Kleidung, in Sitten und Unsitten. Diese Jugend will schaffen. Die Schule wendet sich ja zumeist an die aufnehmenden, nicht die schöpferischen Kräfte der Jugend. Nicht geben, sondern wiedergeben! Darauf scheint die Arbeit der Schule eingestellt. Die passiven, nicht die aktiven Tugenden fördert sie. Abhilfe ist auf dem Wege, weil die Einsicht dämmert. Man verlangt die Arbeitsschule. Beim Quickborn ist jede Gruppe eine Tatgemeinde. Bei der Wanderung ist jeder tätig nach Weisung des Führers. Große Gruppen liebt Quickborn nicht; eine Wanderung, die Mitläufer hat, wo nicht jeder mitzutun hat, gilt nicht als fähig, eine Sitzung, wo einer vorträgt, die andern nicht zu Worte kommen, nicht als jugendlich, ein Fest, bei dem die einen etwas vormachen, die andern Publikum sind, nicht als das schönste. Der Vereinsbetrieb der Alten ist verhaßt. Das Leben der Quickborngruppe vollzieht sich beim Wandern und beim Singabend. Das Wandern, besonders die mehrtägige Fahrt, ist die beste Erziehungsgelegenheit: nicht schulmeisterlich, nein, gebend und nehmend in vertrauensvoller und offener Aussprache. Wann kämen Menschenherzen sich näher als auf gemeinsamer Fahrt, beim Sternenschein, auf einsamem Pfad? Da erfolgt auch die Erziehung zu der neuen — oder uralten? — Lebensführung der Jugend: Das Wirtshaus wird grundsätzlich gemieden, das Essen selbst gekocht, die Bleibe beim Bauern auf Heu und Stroh allem andern vorgezogen. Das Volkslied, am liebsten mit Klampfenbegleitung, öffnet jedes Bauerntor und jedes Bauernherz. Und der Liederabend! Er kann natürlich auch nachmittags stattfinden. Singsang und Klingklang: O die Quickborner sind ein fröhlich Volk, sie haben Sonne im Herzen. Natürlich wird beim Singsang nicht bloß gesungen, da wird vorgelesen, Hl. Schrift, Nachfolge Christi oder sonst ein Lebens- oder Erziehungsbuch, das wird dann besprochen; besprochen werden allerhand Lebensfragen, so daß jeder zu Worte kommen kann. Das alles tut Quickborn in Freiheit. Aus ihr lebt er. Ist das nicht gefährlich? Quickborn sieht in Eltern und Schule, Staat und Kirche Gottgesetzte Autoritäten, an denen nicht zu rütteln ist. Aber frei, selbsttätig, selbständig und selbstverantwortlich wollen sie ihr Gruppenleben gestalten. Nicht die Alten ablehnend, nur ihre Herrschaft im Gruppenleben oder die Übertragung der Schulautorität auf die Gruppen ablehnend. Nicht als Lehrer, sondern als Jugendfreunde sind die Lehrer willkommen, nicht als Herrscher, sondern als Helfer. Eine Gruppe schätzt sich glücklich, wenn sie einen Geistlichen als Freund und Berater hat, dem sie vertrauen darf, und der ihr vertraut.

Somit wäre Quickborn der katholische Wandervogel. Ja und nein; denn Quickborn ist mehr. Was ihn von Wandervogel und Freideutschen scheidet, ist die Stellung zur Autorität. Niemals kann und wird Quickborn zur Grundsatz- und Standpunktlosigkeit der Freideutschen herabsinken, er gäbe sich dann selbst auf. So verbieten den Quickbornern ihre Grundsätze z. B. das gemeinsame Wandern der Geschlechter. Alle Quickbornarbeit dient in letzter Linie dazu, den ganzen Menschen zu bilden, den echten, harmonisch entfalteten, den voll und ganz treu katholischen. Das geschieht nicht auf dem intellektualistischen Wege der Schule, das geschieht durch Beeinflussung des Willens und die Erarbeitung von Gefühls- und Gemütswerten.

Die Vereinheitlichung der deutschen Quickbornjugend knüpft sich an zwei Tatsachen: die Gründung der Zeitschrift und die Erwerbung eines Stammsitzes.

April 1913 erschien die erste Nummer des Quickborn (Verlag Deutsches Quickbornhaus, Burg Rothenfels a. Main). Sie hat sich zu der frischesten, jugendlichsten Zeitschrift im katholischen deut-

schen Blätterwalde entwickelt. Wie in Freiheit die Kräfte gedeihen und das Schöpferische in der Jugend sich regt, zeigt neben dem sonstigen Schrifttum Quickborns gerade die Zeitschrift. Von Anfang an haben die Jugendlichen mitgearbeitet; es gibt ganze Hefte, wo alles von der Jugend stammt, die Bilder miteingeschlossen. Ihr Herausgeber ist Dr. Bernhard Strehler, der anerkannte Führer des deutschen Quickborns. 1918 im Herbst wurde vom Fürsten Löwenstein die Burg Rothenfels am Main durch die Vereinigung der Quickbornfreunde erworben. Sie sah 1919 den ersten deutschen Quickborntag. Er war ein Ereignis, eine Offenbarung. Wie viel Kraft und Begeisterung, wie viel Tatenlust und Opfersinn steckt in der katholischen Jugend, wie viel Vaterlandsliebe und Glaubensmut! Das Deutsche Quickbornhaus, die stolze Burg Rothenfels a. M., die einst dem großen Julius Echter von Mespelbrunn gehört,* dem Erneuerer des Frankenlandes, von dessen beiden gewaltigen Schöpfungen die eine, die Universität, die Inschrift Veritati, die andere, das Juliusspital, die Inschrift Caritati trägt, ist Kopf und Herz des Quickborns; veritati und caritati gilt auch seine Arbeit. Hier sehen die 7000 deutsche Quickborner ihre zweite Heimat. Monate und Jahre sparen, beten, freuen sich all die Buben und Mädchen des deutschen Quickborns aller Gaue, daß es ihnen vergönnt sei, einmal in ihrem Schülerleben die Tagung auf der Burg mitmachen zu können. Wie ein von der Göttin des Glückes Geküßter wandelt der in seiner Gruppe, der die Burg und ihr Leben mit eignen Augen geschaut, mag das in Konstanz sein oder Beuthen oder sonstwo. Neues Leben geht ununterbrochen aus von der Burg. Was die Burgtagung für das Ganze ist, das bedeuten die Gautage für die Gaue. Auch das Quickbornschrifttum fand seit der ersten Tagung reiche Anregung. Neben der allgemeinen Zeitschrift gibt es das Führerblatt, das schwäbische, das bayerische, das hessische, das schlesische Gaublatt, andere folgen bald. So lebt der Quickborn. Satzungen hat er nicht. Geist entzündet sich an Geist, Leben am Leben, Bewegung an Bewegung. Wer dieses Schrifttum kennt oder die jungen Menschen, die aus ihm ihre Seele nähren, der weiß es, hier wächst und reift eine große Hoffnung für Vaterland und Kirche.

Hermann Hoffmann.

* Vergl. Hochland . .

Theater

Geistliche Spiele in Weimar. In Wolfram von Eschenbachs ‚Parzival' spricht der fromme Einsiedler die Mahnung aus: ‚Des Karfreitags Minne nehmt zum Ziel!' Den behaglich satten Menschen von vorgestern mochte das noch ein Wort voll wunderlich weltfremder Romantik scheinen. Aber das Antlitz der Erde hat sich gewandelt, und der künftige Forscher, der rückblickend die Geschichte des Völkerhasses und brutalen Klassenkampfes in unsern Tagen schreibt, wird zu wohltuendem Ausgleich gegenüber einem materialistischen Denken, einem zügellosen Mammonismus den immer stärker die Herzen des leidgeprüften deutschen Volkes ergreifenden religiösen Drang zu buchen haben. Von dem, was vormals Glück hieß, verlassen, klammert sich, um nicht in Hoffnungslosigkeit zu versinken, notgedrungen der Mensch an das die Zeiten Überdauernde, an die alten Ewigkeitswerte, die kein Besen der Jahrhunderte hinweggefegt hat. So war es ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke, daß Franz Herwig in Weimar — im Sinne einer modernen Wiederbelebung des mittelalterlichen Mysteriums — seinem kleinen Weihnachtsspiel, das vor kurzem hier zur Aufführung gelangte, nun zur Osterzeit ein größeres ‚Mysterienspiel vom

Tode und von der Auferstehung des Herrn' nachfolgen ließ. Ein Versstück in fünf Bildern voll religiös-philosophischen Tiefsinns. Frau Welt, die ratlose, ringt um ihre Seele, verwirrt und umworben von Reichtum, Macht und Sinnenschönheit, die in symbolischen Gestalten auf die Bühne treten. Der endliche Sieg der Seele vollzieht sich auf dem Hintergrunde des Ölberges, der Stätte von Golgatha, des von Auferstehungsglanz umleuchteten Erlösergrabes. In eigenartig packenden, oft ergreifenden Szenen durchleben wir die uns allen aus früher Kindheit her vertrauten Phasen der Passion und des Triumphes Christi. Interessant ausgestaltet erscheint die Figur des Judas. Zeitlich über die Handlung des Stückes hinauswachsend wird sie zur Personifikation des nie sterbenden Krämergeistes, zum ‚ewigen Juden', zum dauernden Weltfeind und Schädling der Seele. Gewisse geistvoll ersonnene Einzelzüge (wie der Pakt, den der reiche Mann mit dem jungen Hauptmann schließt; die Knebelung der haltlos schwankenden Frau Welt mit dem Judasstrick usw.) bereichern und vertiefen die Handlung, ohne daß die Schlichtheit und Einfalt, die wir mit dem Begriff Mysterienspiel verbinden, verloren ginge. Literarisch gewertet stellt das Herwigsche Stück einen vielverheißenden, ja schon Erfüllung gebenden Versuch von christlichem Expressionismus dar, eine Art von überzeitlicher Ausdruckskunst, weit hinausragend über die snobistische Verschrobenheit mancher Dichtungen, die man heute unter dem Modeschlagwort rubriziert. Wie stark auch in Weimar mit seinem doch mehr mondän gerichteten Publikum das Bedürfnis nach geistlicher Erhebung ist, bewies der ausverkaufte Theatersaal. Es ist bei einem Mysterienspiel zu billigen, daß die Darstellung nicht durch Berufsschauspieler geschieht. Manche der Gestalten wirkten gerade in ihrer gewissen Einfalt und Unbeholfenheit rührend und gemahnten wohl an vertraute Holzschnitte aus der Biblischen Geschichte oder der Heiligenlegende. Wenn es Herwig, der für den Johannistag ein weiteres Mysterienspiel im Freien plant, gelingen wird, sich nach und nach ein ausgeglichenes Ensemble von religiös empfindenden, kunstbegeisterten, annähernd auf gleicher Ausbildungsstufe stehenden Laiendarstellern zu schaffen, dann darf man sich von der Wirkung seines Unternehmens nach Breite und Tiefe hin alles Mögliche versprechen. Die Texte der Herwigschen Spiele werden im Patmosverlag, Würzburg, erscheinen; der Bühnenvertrieb liegt in den Händen des ‚Bühnenvolksbundes', Frankfurt a. M.

Dr. Karl Linzen.

Kunst

Zwei Maler aus der Biedermeierzeit. Daß in der romantischen deutschen Malerei zwei recht deutlich voneinander verschiedene Richtungen bestanden, die mehr idealistische, ins Weltgefühl treibende, und die mehr gefühlsmäßige, volkstümliche, besonders zur Nachromantik hin verbürgerlichende, das könnte man nach Höhe und Breite eingehend erörtern; man kann den Unterschied aber auch kurz und ungenau durch den Gegensatz, hier römisches Nazarenertum, hier Volkskunst bezeichnen und als die Verkörperung der letzteren den Namen Ludwig Richter nennen. Man kann es schließlich ohne geistige Zutaten und Willensbetonungen so ansehen, wie es jener Zeit selber aus zunächst kleinem Winkel erschien, und wie es eben dieser junge Richter, dem später Italien nicht weniger zum gelobten Lande wurde, als angehender Jüngling sah und in seinen Lebenserinnerungen schildert, da wo er von dem wundersamen Pulsieren aus der fernen alma Roma in die begeisterten Herzen der jungen Künstlerschar spricht, die dahinzog wie die Wandervögel im Frühling. ‚Ich kannte nur wenige dieser jungen Künstler und stand ganz außerhalb ihres

heiter belebten Kreises. Der Vater, ein Feind alles Extravaganten, wollte weder von der neuen Richtung und noch weniger von diesen Persönlichkeiten wissen, welche in altdeutschen Röcken, Samtbaretts, langen Haaren und Halskrausen, mit schweren Ziegenhainern in und Fechthandschuhen an den Händen sehr auffallende Erscheinungen waren, deren phantastisches Auftreten dem ehrsamen Bürger ein Lächeln abnötigte, wenn sie nicht gar als Greuel und Scheuel von ihm betrachtet wurden.' Richter selbst, der sich damals noch als nichts weiter denn ein unbedeutender ,Prospektenschmied' fühlen konnte, ist dann wohl nach der gleichen Richtung hin flügge geworden, aber sein Lebensanschauen und sein Kunstschaffen ist doch im Inbegriff der kleindeutsch behaglich, gemütvoll bürgerlichen Kunst geblieben, die uns das engere in sich Befriedigung suchende Gefühl unseres Volkes aus jenen Tagen vorführt. Seine Lebenserinnerungen haben diesem Kunstwesen besser Worte geliehen als die trefflichen, noch mehr bekannt gewordenen ,Jugenderinnerungen eines alten Mannes' von dem ihm befreundeten Maler Wilhelm von Kügelgen, bei dem dafür der Lebenskreis ständisch in den Adel hinein und landschaftlich nach Norden und Osten in die baltische Heimat seiner Frau sich verbreitert.

Es scheint, als sollte hier nun von Richter und Kügelgen oder dessen bedeutenderem Vater Gerhart von Kügelgen geredet werden als zwei Biedermeiermalern. Allein die beiden genannten Bücher sollen uns nur die Stimmung angeben, in die man sich versetzen muß, wenn man die Atmosphäre jener kleineren romantischen, bürgerlichen Kunst genießen will. Hier leben in Wort und Gedanken, trautem Heim und gemütlicher Zwiesprache, in malerischer, feintoniger, noch etwas hart und spärlich gestalteter, aber dafür recht blicknahe gesehener Stille die Gestalten, die ohne großen Schein von Welt uns mit ihrer Häuslichkeit zusammen zu einem rechten und echten Zeitstil zusammengewachsen erscheinen, und hier sind auch die Gefühle angeschlagen, die in die heimatliche Landschaft hinaustragen, die das neue intimere Erstehen des Holländerbildes erklären, mit Entdecken der Reize des Frühlings, des Frühtages im silbernen Nebel, dem dunklen Bruch des Sturzackers, die friedliche heiße Stille beim Ruhen der Erntenden, diesen neuen frischen Klang der Farben in den Dingen, über die Hügel hin, in den Wald und sich steigernd zum poetischen Betrachten des Mondlichtes. Es ist jene neue Welt des Gefühls, die Philipp Otto Runge, dieser allerdings viel tiefer und mit einem symbolischen Willen zum Wesentlichen geöffnet hat. Die mittlere Welt der kleineren deutschen Kunstkreise ist eng in dieser Richtung geblieben. Das ,dunkle Gefühl im Innern', von dem der 17jährige Richter spricht, das gegen die ,durch Autorität und Tradition sanktionierten Irrtümer' aufbegehrte, und nach dem ,einfach Wahren und Naturgemäßen' verlangte, konnte sich schwer gegen ,die Not des Lebens, die Abgeschlossenheit in dem engen Kreise des Hauses' durchsetzen, um mit der Erkenntnis des Rechten auch den Mut zur Befreiung zu finden. Ein großer Teil der Bilder jener Zeit läßt in diese freundlich gemütvoll drängenden Lebensverhältnisse blicken, die sich zu eigenartigen, bald mehr landschaftlichen, bald mehr seelischen, melancholisch empfundenen Stimmungen verdichteten. Dazu kam als besonderer Einschlag ein pathetisch sehnendes und sehendes Element aus dem Norden und wir sind bei den Bildern von Kaspar David **Friedrich**, der bei Richter wie bei Kügelgen als eine eigenartige, die Künstler anziehende und doch für sich hinpilgernde Erscheinung immer wieder auftaucht. Friedrich, 1774 in Greifswald geboren, und sein Freund, der ausschließlich als Interieurmaler bekannte Georg Friedrich **Kersting**,

1783 in Güstrow geboren, geben zusammen mit dem gebürtigen Norweger Dahl der Dresdener Kunst ein eigenes Gesicht. Kersting starb 1847 in Meissen, Friedrich 1840 in Dresden. Richter hat ihrer beider Jahrhundertspanne noch um das Doppelte überlebt.

In seinen Jagderinnerungen schildert er nun das Aufsehen, das eine große norwegische Gebirgslandschaft Dahls in Dresden gegenüber der sonstigen schattenhaften, maniervollen Malerei machte und sagt, daß sich eine spätere Zeit nur schwer eine Vorstellung von der Wirkung einer ‚solch schlagenden Naturwahrheit' machen könne. ‚Nur Dahls Freund Friedrich machte eine Ausnahme mit seinen originellen, poetisch gedachten und tiefmelancholischen Landschaftbildern.' Und später gesteht er, daß wie namentlich die Dresdener jüngeren Maler von den originellen Landschaften Friedrichs sich mächtig angezogen fühlten und in ähnlicher oder doch verwandter Weise ihm zu folgen suchten, so auch er selbst sich eine kurze Zeit lang einzureden gesucht habe, ‚daß das Höchste für die Landschaftsmalerei in solchen symbolisierenden Naturbildern erreicht sei, welche abstrakte Gedanken durch Landschaften versinnlichen'. Er gibt als Beispiel eines solchen Bildgedankens ein von Dornen umflochtenes Kreuz auf einer Felsspitze, dahinter aufbrechende Lichtstrahlen und dafür den Sinnspruch ‚Durch Kreuz zum Licht'. Wenn er selbst sich von dieser ‚dämmernden, mystizierenden Richtung' abwendet, so war es sein natürliches Kunstgefühl, das aber auch bei Friedrich natürlich genug geblieben ist, um zuerst und zuletzt doch die schöne Erde zu sehen und sich mit dem Hauche des höheren, hineinleuchtenden Gefühles zu begnügen. Anderseits zeigt aber Richters Interpretation gerade auch die lebhafte religiöse Willigkeit in jener stillen Kunstübung, die den Bildern den inneren sympatischen Zug und jener Zeit einen bestimmten Charakter gibt.

Mehr persönliche Züge zu Friedrichs Persönlichkeit gibt Kügelgen in den Erinnerungen an seine Kindheit und Jugendvergnügungen. ‚Friedrich war ein sehr aparter Mensch. Mit seinem ungeheuren Kosakenbarte und großen düsteren Augen hatte er ein treffliches Modell zu einem Bilde meines Vaters abgegeben, das den König Saul darstellte, über den der böse Geist vom Herrn kommt. Doch wohnte in ihm vielmehr ein Geist, der keine Fliege kränken konnte, ein sehr zarter kindlicher Sinn, den Kinder und kindliche Naturen leicht erkannten, mit denen er daher auch gern und zutraulich verkehrte. Im allgemeinen war er menschenscheu, zog sich auf sich selbst zurück und hatte sich der Einsamkeit ergeben, die je länger, je mehr seine Vertraute ward und deren Reize er in seinen Bildern zu verherrlichen suchte.' ‚Ein Nebelmeer, aus dem eine einsame Felsenkoppe ins Sonnenlicht aufragt, ein öder Dünenstrand im Mondschein, die Trümmer eines Grönlandfahrers im Polareise, so und ähnlich waren die Gegenstände, die Friedrich malte und denen er ein eigentümliches Leben einzuhauchen wußte.' Sein Publikum war nur klein und er kam aus seiner bedrängten Lebenslage nie recht heraus.

Die deutsche Jahrhundertausstellung 1908 hat Friedrich wieder zu Ehren gebracht als einen besonders charakteristischen Maler der stillen bürgerlichen Periode aus Großvätertagen. Ebenso ist hier ein allerdings spärlicher Überblick über das Interieurwerk Kerstings gegeben worden, den ebenfalls Kügelgen als guten Bekannten seines Hauses und als einen frischen und kunstbegeisterten Menschen schildert. Er erzählt, wie Kersting das Atelier des Vaters Gerhart Kügelgen und dasjenige Friedrichs in charakteristischer Weise malte, das erstere ganz in chaotisch gefüllter Unordnung, wie es jener liebte, das des letztern ‚dagegen von so absoluter Leerheit, daß Jean Paul es dem ausgeweideten Leichnam eines

toten Fürsten hätte vergleichen können. Es fand sich nichts darin als die Staffelei, ein Stuhl und ein Tisch, über welchem als einzigster Wandschmuck eine einsame Reißschiene hing, von der niemand begreifen konnte, wie sie zu der Ehre kam. Sogar der wohlberechtigte Malkasten nebst Ölflaschen und Farbelappen war ins Nebenzimmer verwiesen, denn Friedrich war der Meinung, daß alle äußeren Gegenstände die Bilderwelt im Innern stören'. Darin war nun ‚der hochblonde und kosakenbärtige Friedrich, der sich bei der Arbeit mit einem langen grauen Reisemantel zu begnügen pflegte, der es zweifelhaft ließ, ob er sonst noch etwas darunter habe; und wer ihn kannte, wußte, daß dies nicht der Fall war'. Wie Körner nahm Kersting am Befreiungskampf teil, dem zu Liebe er seine künstlerische Tätigkeit unterbrach. ‚Bald hörten wir, daß er beim Sturme der erste auf der Schanze gewesen, daß er Offizier geworden und das Eiserne Kreuz erhalten habe.'

So lesen sich die Züge, hier im kleinen Rahmen von Lebenserinnerungen aus dem Bilde einer Zeit, die ob im Großen oder im Kleinen nicht das Formale, sondern das Ideale oder das Gemüthafte wollte. Sie ist fast immer menschlich ansprechend und liebenswert, wenn auch die Träume nicht in volle Wirklichkeit ausreiften. Daran hat neben den einzelnen Charakteren die Enge der Zeit ihren Anteil, die wie hier mehr das Stille als das Starke so auch bei den Großen wie Overbeck und Cornelius mehr das Edle als das Reiche des Künstlertums entstehen lies. Konrad Weiß.

Musik

Die Zukunft der Hausmusik. Die Hausmusik ist seit langem ein Sorgenkind der ernsten Kulturhüter gewesen. Vor etwa hundert Jahren begann ihre Entwicklung zu stocken und die segensreiche Wirkung, die sie früheren Geschlechtern unentwegt gespendet hatte, zu verlieren. Allerdings schien unmittelbar vor der Weltkatastrophe ein leiser Aufschwung einzusetzen. Die Verbesserung und Verbilligung der Klavierauszüge trug das vorbereitende Studium von Opern und Chorwerken in immer weitere Kreise, die Wiederweckung alter Musik durch die Musikforschung bot dem häuslichen Musizieren manche Anregung und Bereicherung wie z. B. die Erneuerung von Lautenspiel und Lautensang, und endlich schien sogar in der modernen Komposition ein gewisser bescheidener Seitenzweig intimer Kunst aufsprießen zu wollen, der aus dem Trubel öffentlichen Musikbetriebes ins stille Kämmerlein wies. Das Elend der Nachkriegszeit hat auch diese Entwicklung unterbrochen. Die Frage nach der Zukunft der Hausmusik ist heute nicht mehr ästhetisch, sondern vor allem wirtschaftlich bedingt. Und damit in die allgemeine Trostlosigkeit von heute bedenklich verstrickt.

Jedwedes häusliche Musizieren wird nämlich künftighin aufs empfindlichste zu leiden haben einmal unter der maßlosen Verteuerung aller Instrumente, insbesondere des als Hausinstrument alteingebürgerten Klaviers, und sodann unter den großen Schwierigkeiten der Beschaffung von Notenmaterial. Die Zeit, wo jede bessere Familienwohnung ihr Pianino oder wohl gar ihren Stutzflügel hatte, dürfte vorüber sein, sobald der augenblicklich noch im Betrieb stehende Bestand solcher Instrumente aufgebraucht ist. Ein Klavier — oder auch ein Harmonium — anzuschaffen, wird bei den Phantasiepreisen, die heute gefordert werden, nur mehr dem Reichen möglich sein; der Mittelstand kann sich für dasselbe Geld, für das er früher ein anständiges Pianino bekam, allenfalls eine leidliche — Gitarre kaufen. Der Ärmere aber muß jeden Gedanken an Verschönerung seines Heims durch ein Musikinstrument zunächst wohl auf-

geben. Noch schlimmer beinahe steht es um die Lage des Musikalienmarktes, denn hier herrscht nicht nur Teuerung, sondern auch Mangel. Infolge der Papierknappheit nämlich können viele gerade für die Hausmusik sehr wichtigen Ausgaben überhaupt nicht mehr gedruckt werden, so daß also dem häuslichen Musizieren allmählich in vollstem Sinne des Wortes die geistige Nahrung entzogen wird. In der Tat Verhältnisse, die alle der Hausmusik ehemals im Wege stehenden künstlerischen Schwierigkeiten als verschwindend geringfügig erscheinen lassen. Früher konnte es um die Hausmusik trefflich bestellt sein, sobald die beteiligten Kreise nur wollten; heute ist dieser gute Wille leider erst ein sehr schwacher Anfang zu möglicher Rettung.

Zu möglicher Rettung? Winkt der Hausmusik trotz alledem noch eine Zukunft? Vielleicht. Denn es lassen sich immerhin Mittel denken, um den geschilderten Schwierigkeiten entgegenzuarbeiten und ihnen wenigstens ihren lebensabschnürenden Charakter zu nehmen. Nur muß man eben auch hier nach dem Grundsatze: ‚Arbeiten, nicht verzweifeln!‘ handeln. Was zunächst die Instrumentennot betrifft, so gilt es vor allem die bisherige Vorherrschaft des Klaviers durch erneute und erweiterte Pflege von halbwegs erschwinglichen Instrumenten, insbesondere des Gitarren- und Lautenspiels zu ersetzen. Auf die Laute stützte sich die deutsche Hausmusik vorwiegend im 16. Jahrhundert und ist nicht schlecht dabei gefahren: auch die wichtige Rolle der Vermittlung größerer Werke in Form der Bearbeitung oder des ‚Auszuges‘ war in einer ganz dem modernen Klavierauszug entsprechenden Weise von jener alten Lautenmusik übernommen worden. Entsprechender Ausbau des Instrumentes und seiner Technik ließe es in diesem Sinne wohl auch gesteigerten, modernen Ansprüchen tauglich machen. Die bescheidenere Gitarre aber hat noch in den Tagen der Klassiker und Romantiker Jahrzehnte lang das deutsche Haus beherrscht und selbst die Liedeskunst eines Franz Schubert wurzelt, wie gerade die jüngste Forschung wieder dargetan hat, zum Teil im Gitarrespiel. Wie denn überhaupt die Zupfinstrumente als besonders geeignete Begleiter der menschlichen Stimme dem Gesang und damit der letzten Endes edelsten Art häuslichen Musizierens den Boden bereiteten und stets bereiten werden. Wenn auf solche Weise die allzu einseitige Beschränkung auf das Klavierspiel in den Kreisen der Musikfreunde verschwände, wäre aus der Not sogar eine Tugend gemacht. Freilich bleibt doch das Klavier seiner eigenen Literatur und seiner Möglichkeiten der Übertragung wegen für die Hausmusik in jedem Falle wichtig genug, um auch zu seinen Gunsten Rettungsversuche nahe zu legen. Da wäre ein Ausweg vielleicht das Zurückgreifen auf die kleineren alten Typen des Clavichords und Klavizimbels. Mit ihrer viel weniger verwickelten Mechanik und ihrem geringeren Bedarf an Material könnte sie der heutige Klavierbau vielleicht zu volkstümlicheren Preisen herstellen als den anspruchsvollen Wundermechanismus eines modernen Hammerklaviers. Und wäre dabei mit Hilfe der jüngsten technischen Errungenschaften vielleicht doch in der Lage, ihre Ausdrucksfähigkeit gegen früher so zu steigern, daß sie den gegenwärtigen Bedürfnissen des Klavierspiels einigermaßen entgegenkommt. Der Gedanke als solcher liegt jedenfalls nahe und die Klavierindustrie würde, wenn sie ihn sofort energisch aufgriffe, wohl in gleichem Maße zeitgemäßen Kunstbedürfnissen wie ihrem eigenen Vorteil dienen.

Haben wir aber solcherart erst wieder Instrumente dem häuslichen Musizieren zugeführt, dann wird sich auch die

Musikalienfrage lösen lassen. Zum alten Mittel handschriftlicher Verbreitung von Musik freilich können wir wohl nicht mehr zurückkehren, einmal weil wir nicht die Zeit und die ruhigen Nerven unserer Urgroßväter haben und sodann weil man ja auch zum Schreiben von Musikalien kostbares — Papier braucht. Während gerade die Papiernot des Musikaliendrucks keineswegs ganz unheilbar erscheint. Es fehlt nämlich weniger am Papier selbst als an seiner richtigen Verteilung. Die musikalische Schundliteratur der Tingeltangelsänge, Schlager, Tänze usw. macht sich ungebührlich breit. Ihre Verleger, die sich auf das seichte, erschreckend schrankenlose Vergnügungsbedürfnis der Massen stützen, können viel höhere Papierpreise bezahlen als die Verleger vollwertiger Musik. So bleiben das ernste Lied und die Sonate ungedruckt, weil das Papier schon für den neuesten Fox-Trott zu Schieberpreisen weggekauft wurde. Hier muß von Staats wegen eingegriffen und das wirtschaftlich schwächere Interesse der ernsten Kunst geschützt werden. Ein paar Riesenauflagen blöder Tänze weniger und wir können der guten Hausmusik wenigstens wieder das Notwendigste an Musikalien zuführen. Jeder wahre Musikfreund und darüber hinaus jeder, dem das geistige Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, muß darauf bringen, daß dieses Ziel erreicht werde. Nicht zuletzt alle ernsten, schaffenden Musiker. Denn für sie dürfte künftighin die intime, fürs Haus bestimmte Tonkunst ein besonders wichtiges Betätigungsfeld werden, weil sich die Veröffentlichung größerer Chor- und Orchesterwerke auch immer schwieriger gestalten wird. Zudem neigt ja gerade das modernste Musikempfinden, wie schon angedeutet, wieder etwas zum intimen Stil — siehe die Vorliebe fast aller führenden Neutöner fürs ‚Kammerorchester'! Wenn diese Neigung unter dem Zwang der Verhältnisse gepflegt würde, wäre abermals aus der Not eine Tugend gemacht und es könnte im Anschluß an die veränderte Instrumentenversorgung des musikalischen Hauses eine ganz neuartige, interessante Musikliteratur entstehen. Moderne Stimmungsstücke für Laute, für Gitarre mit Violine oder Flöte, oder fürs wiederbelebte Clavichord, dessen entmaterialisierter, wunderfeiner Ton an sich schon klingender Expressionismus ist! Könnte das nicht gerade die Schreker, Schönberg, Korngold oder auch Talente von Karg-Elerts Schlag reizen? In der Tat scheint die Zukunft der Hausmusik zum guten Teil vom Werden einer ‚Zukunftshausmusik' abhängig zu sein.

Prof. Dr. Eugen Schmitz.

Als Kunstbeilagen enthält das Maiheft: Georg Friedrich Kersting, ‚Interieur', ‚K. D. Friedrich in seinem Atelier', ‚Stube mit Stickerin'; Kaspar David Friedrich, ‚Zwei Männer in Betrachtung des Mondes'.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Peter von Cornelius



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Wie mag die Zukunft aussehen?
Unmoderne Gedanken von Josef Graßl

Alles Irdische ist dualistisch, und ein Ding erkennen, heißt die fördernden und hemmenden Ursachen aufdecken. Jedes Gesetz in der Natur hat sein Gegengesetz. Die erste dualistische Trennung ist Leib und Seele. Zwar behaupten Neuerer, daß es keine Seele gäbe, daß also der Körper monistischer und absoluter Selbstherrscher sei; aber diese These wird widerlegt durch die Tatsache, daß der Mensch sich da, wo er an keine Seele glaubt, einen Seelenersatz bildet. Und diese Mimikryseele wirkt oft ebenso wie die Seele selbst. Der Seelenglaube als Antithese des Körpers ist um so notwendiger für das Leben, je weiter weg der Mensch von dem tierischen Triebe gerät; denn der Trieb und der Instinkt ist ein solider Führer; allerdings ein primitiver. Der an deren Stelle tretende menschliche Verstand ist ein komplizierter, äußerst wirksamer Entwicklungsfaktor, aber er kann dadurch abirrig werden. Gerade er braucht eine sichere Orientierung, und diese bietet der Seelenglaube. Die Seele müßte also aus pädagogischen Gründen erfunden werden, wenn sie nicht existierte. Und was für den einzelnen gilt, hat auch für ein Volk Berechtigung. Aber noch mehr als wie bei dem Individuum wirkt sich der Seelenglauben bei einem Volke aus. Ohne Seelenglauben muß ein Volk auf die Triebe und Instinkte zurückfallen oder zu Engeln auf Erden aufsteigen. Die Höhe des Gegensatzes zwischen Seele und Leib ist einer der wichtigsten Lebensfaktoren in jedem Volke. Diesen Gegensatz aufzudecken heißt also die Vorhersage des Lebens eines Volkes begründen.

Ein weiterer Gegensatz besteht dann zwischen vegetativem Körper und Geist. Auch das Wechselverhältnis dieser beiden Gegensätze muß man beachten, will man die Zukunft eines Volkes vorhersagen.

Eine dritte dualistische Erscheinung, deren Auswirkung im Individuum sowohl wie im Gesamtvolk sich offenbart, ist der Gegensatz zwischen den Bedürfnissen der Gegenwart und den Folgewirkungen der Vergangenheit. Die Vorfahren standen unter einer ganz anderen Milieuwirkung und paßten sich dieser an. Die Fähigkeit, die Eindrücke der Umwelt in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, habe ich in einem früheren Artikel („Einzelnes zur Judenfrage", Hochland, November 1919) als den Ausdruck der Rindenschichte bezeichnet. Als den Hauptträger dieser Schichte möchte ich die Nerven in ihrer Gesamtheit betrachten. Die Erhaltung und Fortpflanzung der Kernschichte obliegt den Geschlechtsdrüsen mit ihren Sekreten, das Volk dagegen spricht von den Bluteigenschaften.

Jeder Staatsmann oder wer sich für einen solchen hält, muß die Geschichte seines Volkes, die daraus hervorgehenden Eigenschaften und Eigenheiten wohl kennen, diese in seinem politischen Handeln in Rechnung stellen; denn die Gegenwart auf die Vergangenheit aufgepfropft ergibt erst die Zukunft. Alle Versuche, aus der Gegenwart allein die Zukunft zu bestimmen, scheiterten, erwiesen sich alsbald als Versuch mit untauglichen

Mitteln am untauglichen Objekt. Gerade durch das Hereinragen der Vergangenheit als Ursachenfaktor für die Gegenwart und Zukunft wird die Stetigkeit der Entwicklung gesichert. Die Natur kennt keine Umkehrung. Wenn eine Erscheinung den Eindruck der Umkehrung macht, so ist es lediglich die mangelhafte Erkenntnis des Vorzustandes, die diesen Eindruck erweckt.

Die anderen Gegensätze hier zu erwähnen dürfte zu weit führen. Das Leben des einzelnen wie das eines Volkes stellt sich daher als die Diagonale der Förderungen und Hemmungen dar, und der wird den meisten praktischen Erfolg haben, der seine Anforderungen in der Richtung der Diagonalen stellt: Seele und Körper, Vererbung und Individualbedürfnis sind die Schenkelwirkungen der inneren Ursachen des Volkslebens, die inneren Ursachen überwiegen an Bedeutung für das Volksleben weit die äußeren. — Die Erscheinungsformen beider Hauptlebensgründe im Volke sind dann, wie in dem Judenartikel dieser Zeitschrift angeführt wurde: das Gemeinsamkeitsgefühl, das Geschlecht und das Eigentum. Alle diese drei Erscheinungsformen sind an das Individuum gebunden und werden in der Familie erzeugt, und somit bildet die Familie die Urquelle der körperlichen und geistigen Eigenschaft des Individuums. Die Lebensfähigkeit eines Volkes wie eines Staates ist aber von der Tüchtigkeit des einzelnen abhängig. Und damit kehrt alle Staatsweisheit wiederum zu der christlichen Auffassung zurück, die die Hauptursache aller Blüte eines Volkes in den Tugenden des einzelnen erblickt. Die so oft gehörte Verdammung des Individuums als Staatsprinzip ist daher abzuweisen. Nicht der Individualismus, sondern der erkrankte Individualismus ist schuld an dem Niedergang eines Volkes. — Versuchen wir nun an der Hand der Hauptursachen des Volkslebens die Prognose für das deutsche Volk zu stellen. Die Religion der Deutschen als richtunggebender Faktor war von jeher stark ausgeprägt. Kraftvolle Göttergestalten, hoch erhaben über dem verseuchten Olymp der Griechen, persönlich wirkende Götter, Fortleben und Belohnung der Tugenden nach dem irdischen Tode lassen die Religionsauffassung der alten Deutschen als eine Annäherung an christliche Gedanken erkennen. Das Verhältnis zwischen den Göttern und den Menschen war nicht das zwischen Herrn und Sklave, sondern war aufgebaut auf die alte deutsche Rechtsauffassung der Treue; auch hier ein Anklingen an das Christentum. Demgemäß war das Menschenindividuum weit freier, als es selbst im Judentum auftritt. Nahezu an die besten Zeiten der griechischen Philosophen erinnert die Freiheit des Individuums bei den Deutschen. In seiner völkischen Wirkung übertraf der Glaube an die Freiheit des Individuums weit die Lehre der Griechenphilosophen, denn sie war Volkserscheinung, während sich die griechische Auffassung auf wenige Gelehrte beschränkte. Ein fest verankerter Glaube, der sich auswirkte! Es war daher nicht zu verwundern, daß das deutsche Christentum, nachdem es einmal Wurzel gefaßt hatte, ein halbes Jahrtausend seine Vollkräfte behielt, während

selbst das Urchristentum um das mittelländische Becken bloß die Hälfte Zeit brauchte und dann schon Zerfallserscheinungen zeigte. Und es zeigt die innere Kraft des deutschen Glaubens, daß auch dann, als sie zu ermatten schien, mehr die Hirten als die Herde im Glaubenseifer nachließen, und daß die Wiedergesundung des Glaubens durch diesen selbst erfolgte, während die Kräftigung des Glaubens der romanischen Völker mehr durch Außeneinflüsse erfolgte. Die von Luther angestrebte Eindämmung des Klerikalismus ist der katholischen Kirche Deutschlands nur zum Vorteil geworden, indem die geistliche Führung, die Lehre von den beiden Schwertern mehr beachtend, sich auf ihr Gebiet beschränkte. Dem Protestantismus wäre die enge Verbindung beider Gewalten bald zum Verderben geworden; einerseits drohte ihm Erstarrung, der die Orthodoxie des Ostens erlag, anderseits der Zerfall durch Mangel an kirchlicher Autorität. Aber selbst unter diesen schwierigen Umständen bewahrte der Protestantismus die Hauptsakramente, die sichtbaren Verbindungszeichen zwischen Seele und Leib; lauter Beweise von der Wirksamkeit des Glaubens bei den Deutschen. Eine merkbare Abschwäche des Glaubens trat erst in den letzten zwei Jahrhunderten ein hauptsächlich auf dem Wege der Rationalisierung alles Daseins. Nach zwei Richtungen machten sich die Folgen geltend: die Randchristen fielen gänzlich ab, was für das Gesamtwohlbefinden weniger einflußreich war. Aber die Rationalisierung drängte das Individuum, auch das gläubige, mit höheren ethischen Ansichten ausgestattete Individuum, auf die vegetative Sphäre; der Seelenglaube sank zum dekorativen Beiwerk herab, dem entscheidender Einfluß auf das Handeln nicht mehr eingeräumt wurde. Der Übergang der patriarchalischen Agrarverfassung zur individualistisch-städtischen Lebensweise zu Anfang des zweiten Jahrtausend des geschichtlichen Lebens des deutschen Volkes war der Boden, auf dem das reiche Rankenwerk der neuen Lebensauffassung gedieh. Der irdische Nützlichkeitszweck verdrängte die Seelenglaubenswirkungen im einzelnen wie im Staate. Seit dieser Lebensauffassung wurde nicht bloß jede Autorität untergraben, sondern auch das jedem menschlichen Wesen von Natur aus als Geschenk mit in die Wiege gelegte Gemeinsamkeitsgefühl. Die Auflösung des Staates und der Gesellschaft begann. Der Zusammenbruch der Nützlichkeitsmenschheit war unvermeidlich. Krieg und Revolution fußen daher auf der ganz gleichen Grundlage; sie stellen nur andere Formenerscheinungen der gleichen Wirkung dar.

Trotz der Schwächung des Seelenglaubens glimmte der Funken fort, selbst bei solchen, die ihn völlig abgeschwächt zu haben angaben; ja oft gerade bei diesen. Der angestrebte Herrencharakter, der Übermensch Nietzsches, ist im Grunde nichts anderes als der Ausdruck der inneren Unzufriedenheit mit den jeweiligen durchschnittlichen Zuständen, ein Bestreben, aus der Gefahr der Versumpfung herauszukommen. Das Mittel zur Rettung war allerdings völlig untauglich; es war das gleiche, das die Zersetzung

herbeiführte; es war eine Nachahmung Münchhausens, der sich am eigenen Zopfe aus den Fluten herauszog. — So war es nicht zu verwundern, daß tatsächlich voraussetzungslose Gelehrte an der Allmacht des Rationalismus zu zweifeln begannen und an Stelle der allein geltenden Vernunft und des allein herrschenden Verstandes wiederum auf die Bedeutung des Triebes und des Instinktes, des Blutes, der Vererbung hinwiesen. Scheinbar ein Rückschritt lediglich, ein Abbau, in der Wirklichkeit aber doch ein Fortschritt, weil dadurch das künstlich verschobene Kräfteparallelogramm wieder an die Natur herangerückt wurde, und da Natur und Christentum durchwegs in gleicher Richtung tätig sind, den seelischen Kräften wieder eine Einlaßpforte geöffnet wurde. Diese waren aber keineswegs verdorrt. Wie hoch man sie noch einschätzt, beweisen die Bemühungen der Freigeistigen, der lediglich Negierenden, der Unfähigen zur positiven Arbeit, den Seelenglauben zu vernichten. Einen Toten sucht man nicht noch toter zu machen.

Ein sehr beachtenswerter Beweis von der inneren Kraft des Seelenglaubens, der trotz alledem im deutschen Volke fortlebt, war der Widerstand gegen die Entchristlichung der Schule. Wenn auch dieser Widerstand in der Hauptsache von der Formen-, Rindenschichte des Individuums ausging, so wäre doch diese Krise nicht zu erwarten gewesen, wenn nicht der innerste Kern des Volkes seelengläubig orientiert gewesen wäre, und gerade daraus ist die Hoffnung zu ziehen, daß es auch gelingen wird, diese Unterordnung unter die jenseitsweltliche Autorität wieder in die Handlungen der Erwachsenen überzuführen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, das bei dem Umstande, daß der Körper der Träger der Seele ist, nie voll erreicht worden ist und nie voll erreicht werden wird, ist es vor allem nötig, daß der seelische Lebensmut von neuem gepflegt wird. Pessimismus ist nie ein schaffender Faktor gewesen, und er ist überdies in seiner Wurzel unnatürlich, denn die Natur ist stets schaffend, und Pessimismus ist auch unchristlich, denn das Christentum ist die Lehre der Erlösung, der Hoffnung. Insbesondere müssen wir den Bekennermut wieder betätigen. Das Zurückziehen des Glaubens in die Kirche und in der Kirche in die Sakristei ist ein schwerer Fehler.

Ich hoffe, daß durch den Zusammenschluß des noch erheblichen Restes von Seelenglauben eine neue Blüte der deutschen Religionsauffassung erstehen wird. Wir werden noch auf die praktische Durchführung kurz zurückkommen.

Die Sorge um das körperliche Wohlergehen eines Volkes zerfällt in zwei Teile: innere und äußere Politik. Beide hängen auf das innigste zusammen; die Folge der einen ist die Voraussetzung der andern. Es ist phantastisch, mit einem im Innern zerklüfteten Staat eine starke Außenwirkung erzielen zu wollen, und es ist ebenso töricht, einem innerlich starken Reiche im Rate der Völker den ihm nach seiner Größe gebührenden Einfluß verweigern zu wollen. Wegen des Kausalnexus der Ursachen und Wirkungen mußte der mangelhafte Erfolg der deutschen Waffen die innere Front zermürben, und aus der gleichen Ursache verhinderte der Zerfall im Innern den Erfolg der Kämpfenden. Vergleicht man innere und äußere Politik

auf ihre Leistung, so ist das Gewicht der inneren Politik, der Beschaffenheit des Volkes in sich von größerer Bedeutung als die jeweilige Konstellation der großen Politik. Aller Aufbau eines darniederliegenden Volkes muß daher durch innere Reorganisation geschehen und alle innere völkische Reorganisation durch Reform des Individuums, und im Individuum ist der Kern der Reform die Seele. Exzentrisch von dem Kernpunkte ausgehend, nicht konzentrisch von außen nach innen muß die Aufwärtsbewegung gehen. Noch lange nicht hat das deutsche Volk diesen Werdegang begriffen. Es erhofft noch immer durch besonders glückliche Außenumstände, durch Zufallstreffer die Wiedergeburt des deutschen Volkes herbeizuführen. In dem gleichen Augenblick, in dem man der deutschen Heeresleitung Hazardspiel vorwarf, setzte man das Wohl und Wehe des ganzen Volkes auf den Fall eines einzigen Würfels.

Es ist daher billig, daß man die inneren Verhältnisse bei der Frage des bürgerlichen Wohlbefindens zuerst bewertet. Die Einleitung Mosis in der zweiten Tafel des Dekaloges hat für alle Zeiten grundlegende Bedeutung: Durch die Familie hindurch müssen die persönlichen, geschlechtlichen und die Umweltsverhältnisse geregelt und gepflegt werden. Die frühere Familie war nicht bloß die Geburtsstätte, sondern auch die Erziehungsstätte und damit die Heimat; sie war das Krankenhaus und selbst die Kirche, die engste und weitestgehende Konsumgemeinsamkeit und die erfolgreichste Produktionsgenossenschaft; sie war eigentlich alles. Am meisten finden wir die Urform der Familie noch bei den Bauern. Es ist daher selbstverständlich, daß alle, welche die Familie als die Urzelle des Staates und der Gesittung betrachten, mit vertrauender Sehnsucht auf die deutsche Bauernschaft hinsehen, und wenn die alte Reichsregierung kein Verdienst hat, das kann ihr nicht abgesprochen werden: Sie hat intuitiv den deutschen Bauernstand im großen ganzen stark erhalten, hat ihn fähig gemacht, neue Triebe anzusetzen, neues Leben zu produzieren. Immer wenn das Volk im Unglück war, wenn es am Boden lag, war es die Bauernschaft, die es wieder aufrichtete, und immer waren es die Städter, die Intellektuellen, die die äußere Blüte, die Höhe der Zivilisation bedingten. Städtebau und Industrie, Büchergelehrtenarbeit und Individualismus beeinträchtigten von jeher die Bedeutung der Familie. Man suchte und fand Ersatz für sie: die Schule, das Gasthaus, das Theater, den Sportplatz, das Krankenhaus, die Kaufläden, das Bureau, die Fabrik. Die Bewertung der Familie im Staats- und Gesellschaftsleben fiel; nur in der Steuertechnik behielt man die alte Form, daß die Familie die Haupterwerbsquelle war, unverändert bei. — Wie aber ein Mann nicht mehr Jüngling werden kann, so können wir auf die einfachen Familienverhältnisse der Vergangenheit nicht mehr zurück. Wir müssen moderne Mittel und Wege finden, die Familie in das moderne Leben einzuschalten. Die Wiedergeburt der Familie muß von der Seele ausgehen. Der Geist baut sich den Körper. Die elterliche Autorität zu heben, ist eine unerläßliche Forderung. Die elterliche Autorität geht aber in gleicher Rich-

tung wie die Gottes. Selbst wenn es keinen Gott gäbe, so würde der Glaube an Gott wirksam sein. Das Mimikry ist überall ein hoher Förderungsfaktor. Der Gottesglaube ist eine wirksame Unterstützung der Elternautorität, und die Elternautorität wirkt stärkend auf den Gottesglauben: das alte Ringgesetz der Wirkung und Folge. Es ist eine erhebende Erscheinung, mit welcher Kraft die christlichen Eltern die christliche Schule verteidigt haben. Im Grunde genommen ist dieser Kampf die Abwehr der natürlichen elterlichen Autorität gegen den omnipotenten Staat in seinem Ausläufer Schule. Es ist zuzugeben, daß manche Volksschullehrer den Streit in seiner Tragweite nicht erkannten und daß sie das Beste der ihnen anvertrauten Schüler beabsichtigten; aber es ist nicht zu verkennen, daß ein überhebender Zug durch diese Streitfrage dahin geht, daß die Eltern eine Ergänzung der Schule sein sollen, daß also das Surrogat mehr Bedeutung haben soll als das Original. Man behauptet, daß dieser Streit künstlich von der Priesterschaft in die Elternkreise hineingetragen wurde. Gewiß verträgt ein Volk wie das deutsche keine theokratische Führung, aber hier ist die Priesterschaft auf dem ureigensten Gebiete ihrer Wirksamkeit.

Dem Deutschen ist wenigstens in einer großen Anzahl die Religion kein Sonntagskleid, das man je nach der Festlichkeit wechselt, sondern ein Bestandteil seiner eigenen Person. Und gerade die Widerstandskraft gegen die Entchristlichung der Schule läßt die besten Früchte erhoffen.

Von weltlicher Seite ist die Elternautorität mit allen Mitteln zu heben. Wir haben bereits Gesetzesvorschriften, nach denen die Löhne Jugendlicher bis zu einem gewissen Alter den Eltern auszuhändigen sind. Man braucht bloß die Vorschriften, die leider längst vergessen sind, wieder aufzufrischen. Die Nestflucht kaum flügge Gewordener würde dadurch wesentlich eingedämmt. Auch die vorzeitige Verehelichung und Selbständigmachung der Kinder, besonders bei den Arbeitern, hindert die Auswirkung der Autorität der Eltern. Die Vorschrift, daß Jugendliche bei der Verehelichung der Zustimmung der Eltern bedürfen, ist wieder zu beleben. Durch den Wegfall der Dienstpflicht entsteht die Gefahr, daß Unreife, körperlich und geistig Unreife zur Fortpflanzung kommen.

Ein mächtiges Mittel zur Stärkung der elterlichen Autorität sind die Großfamilien, wie sie noch teilweise in Holland anzutreffen sind. Die Kinder bleiben dort auch nach der Verheiratung in der Wohn- und Konsumgemeinschaft der Eltern; naturnotwendig folgt dann eine beschränkte Produktionsvereinigung daraus, die Hebung des Ansehens der Eltern resp. der Großeltern, das Hineinwachsen des neuen Ehepaares in die Familientradition, die größere Sorgfalt bei der Gattenwahl, indem zum Gemeinsamkeitsleben Ungeeignete mehr ausgeschieden werden; im letzten Ende Befestigung des Staatsgedankens und Hebung der materiellen Verhältnisse der Bewohner. Zur Durchführung der Großfamilie bedarf es der Umänderung der Wohnbauweise. Allerdings wäre es am zweckmäßigsten, wenn jede Großfamilie ihr Wohnhaus hätte; aber mit den Grillenhäuschen, die

die gegenwärtige Art des Wohnungs-Flachbaues zur Verfügung stellt, ist diesem Zwecke nicht gedient. Nach meiner Auffassung sollte man wenigstens den Versuch machen, durch Familienwohnungen und Wohnungsmassenbau die Großfamilie zu fördern. Naheliegendes Land zur gärtnerischen Ausnützung würde zur Familienpflege beitragen.

Unsere um Jahrhunderte zurückgebliebene Steuertechnik muß sich der Tatsache, daß die Familie nur mehr in den seltensten Fällen Produktionsgemeinschaft ist, endlich anpassen und die Steuer nicht nach der absoluten Höhe des Einkommens, sondern nach der relativen Höhe ausschlagen; die Zahl der am Einkommen durch Konsum beteiligten Personen als Steuermerkmal ist nicht länger mehr zu umgehen. Die Junggesellen, die Sterilen, die Zwergfamilien sind entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit zur Abgabe heranzuziehen. — Kleine Ansätze sind dazu bereits vorhanden. Aber der Umstand, daß die Gesetzgeber sich größtenteils aus Kinderarmen ergänzen, läßt eine durchgreifende Ordnung nicht zu. Es ist viel wichtiger für den Staat und für das Volk, daß eine ihrer Kopfzahl entsprechende Menge Abgeordneter mit größerer Familie in die Gesetzgebungsmaschinerie eingreift, als die oft feine Nuancierung parteipolitischer Färbung.

Gerade weil wir arm sind, fangen wir an, den Vorteil einer geordneten Familie höher zu schätzen, als wir dies taten, als wir im Überfluß schwelgten. Die Bedrängung der Familie hat zwar noch lange nicht ihr Ende erreicht, aber noch weniger sind ihre Widerstandskräfte aufgezehrt, noch weniger ist der vererbte alte deutsche Familiensinn vernichtet. Es ist ein Wiederaufblühen der Familie und damit des Volkes sicher zu erwarten. Nach drei Richtungen wird sich die gestärkte Familie auswirken, wie bereits angeführt.

Zunächst in der Einreihung in eine höhere Gemeinsamkeit, als es die Familie ist. Manche unserer Sozialdemokraten glauben zwar, daß es ihnen durch Traditionsübung gelingen werde, höchste und breiteste soziale Gefühle, also Allgemeinmenschlichkeit, direkt aus dem Individuum heranzuziehen ohne das Zwischenglied der Familie, des Stammes, des Volkes und des Staates. Sie halten diese Zwischeneinrichtungen für eine Hemmung in der Entwicklung zum Endziel Allgemeinmenschlichkeit, — ein Irrtum, dem nur ein solcher verfallen kann, dem menschliches und irdisches Werden fremd ist. Die Zwischenstationen vom Samen zur Frucht sind nicht bloß in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung Tatsachen der Natur, die der Mensch gar nicht umstoßen kann; er kann lediglich eine oder die andere stärker betonen, den Raum zwischen zwei Stationen abkürzen oder verlängern, er kann sie aber nicht überspringen. Und wenn der Mensch aus sich heraus schöpferisch tätig ist, wenn er also produktiv oder erzieherisch wirken will, wenn er auf die Entwicklung seiner selbst oder seiner Mitmenschen Einfluß üben will, so muß er diesen Werdegang der Natur nachahmen, er muß künstliche Ruhepunkte, Zwischenstationen machen und diese als das nächste Ziel bezeichnen und dann wieder weiterbauen. Das Ziel der Auswirkung unserer sozialen Gefühle auf die gesamte Menschheit wird also nicht dadurch

erreicht, daß wir die Zwischenbildungen abschaffen, sondern regeln. Ohne Familie keinen sozialen und erst recht keinen sozialistischen Staat! Ohne Familie ist die Menschheit lediglich ein Zweckkonglomerat von Einzelindividuen ohne Kraft und Saft. Welchen Einfluß die Familie auf die Züchtung und auf Erzielung der sozialen Gefühle hat, scheint man oft nicht genügend zu würdigen.

Der Zweck der Kleinhaltung der Familie ist stets ein egoistischer. Schönfärberei mit ‚höheren Zielen', ‚größerer Zivilisation' kann den, der auf den Grund der Dinge eingeht, nicht täuschen. Dadurch aber, daß die Egoisten ihre Nachkommenschaft einengen, reinigen sie den Volkskörper, dessen Entwicklungsrichtung gerade in der Gegenwart viel zu sehr individualistisch ist; eine Selbstheilung der Natur, wie wir sie überall finden. Unsere Erbmasse in den sozialen Gefühlen ist unter der Wirkung der Zwergfamilie nicht kleiner, sondern größer geworden. Geradezu umgekehrt wirkt die Zwergfamilie in der Erziehung. Je kleiner die Kinderzahl, desto mehr dreht sich der ganze Haushalt, das Sinnen und Denken der Eltern um das einzelne Kind. Das Kind gewöhnt sich daran und hält den Anspruch an eine bevorzugte Stellung lebenslänglich bei; ja die kleine Kinderzahl wirkt auf die Eltern zurück, indem sie ihre Sorge viel zu viel verengen und der verengten Sorge auf ihre gesamte Leistung viel zu viel Einfluß gewähren. Die Stufenleiter der gewordenen Egoisten ist: Junggeselle, Kinderlosigkeit, Einkind, Zwergfamilie, Vollfamilie. Der nämliche Umstand wirkt also einerseits fördernd, anderseits hemmend. Greift die Zwergfamilie zu tief in das Volk hinein, werden von ihr auch jene Kreise einbezogen, die Erbe und Erbmasse der sozialen Gefühle heben, so nimmt ihre Naturheilungswirkung wieder ab. Anderseits wird die Erziehungswirkung der Familie in der Richtung der sozialen Gefühle abgeschwächt, wenn die Vollfamilie größer als die Menge der der Familie zur Verfügung stehenden Existenzmittel ist; dann drängt sich der Selbsterhaltungstrieb in dem Individuum auch in der bestgeleiteten Familie vor und gibt Veranlassung zur vorzeitigen Nestflucht, zur Auflösung der Familie. Die Söhne der Hagar schließen sich zu Erwerbszwecken zusammen. Die Koterie tritt auf und wirkt und verdrängt die natürlichen Kräfte der sozialen Gefühle; sie, das Surrogat, gibt sich dann für das Original aus. Unsere ganze Entwicklung in den letzten sechs bis acht Dezennien war in der genannten Richtung so orientiert. Die Folgen sind für jeden Beobachter vorauszusehen gewesen, wurden auch von diesen vorausgesagt und sind nun prompt eingetroffen. Jetzt kommt natürlich die Anklage gegen — andere. Die Revolution hat auch den Blödesten die innere Krankheit des Gesellschaftsaufbaues erkennen lassen; das ist die Haupterrungenschaft der Umwälzung. In dem Staate der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht war der Unterschied der Wertschätzung zwischen den Volksmitgliedern, die Differenz des wirtschaftlichen Spielraumes zu groß; es drängte alles zum Ausgleich. Der meist gedrückte Volksteil, die Arbeiterschaft, hat ihr Ziel — Hebung ihres Standes in gesellschaftlicher, politischer

und wirtschaftlicher Beziehung — voll erreicht; aber entsprechend ihrer Koterieerziehung sind sie damit dem echten Sozialismus, der Hebung der Gesamtheit der Menschheit, nicht näher gekommen, und wie es stets bei unnatürlichen Gewaltanwendungen zu geschehen pflegt, die Kosten der Hebung des einen Standes zahlt derjenige Stand, der dem zu hebenden am nächsten steht, also der Mittelstand und nicht die ‚Großkopfeten', deren Abminderung an Zahl und Höhe ja ursprünglich beabsichtigt war. Der sozialistische Staat ist als Idee bei der Geburt gestorben; pflegen wir den Sozialismus der Tat um so mehr! Im Pendelwerk der Ursachenwirkungen ist der Ausschlag nach rechts ebenso groß wie der nach links. Es war also zu erwarten, daß der übermäßige Druck auf die Arbeiter vor der Revolution eine zu starke Reaktion hervorbringen werde. Die Aufgabe der Führenden wäre es gewesen, diese ebenso unerwünschte Wirkung von vorneherein abzuschwächen. Dazu aber hatten die Führer entweder zu wenig Verständnis oder zu wenig Willen. Die auf die Herabsetzung der Muskelarbeit einsetzende Geringschätzung der Geistesarbeit droht verhängnisvoll zu werden; namentlich in wirtschaftlicher Beziehung.

Bei der Verschärfung der Weltkonkurrenz sind wir zur erhöhten Arbeitsleistung gezwungen. Aber nicht mit der Schaufel werden wir die Engländer, die Amerikaner, die Gelben schlagen, sondern mit den Erfindungen unseres Geistes. Tun wir dies nicht, so fällt der deutsche Arbeiteraufstieg in sich zusammen mit und ohne politische Reaktion; der Arbeiterstand kommt noch tiefer herunter, als er vor der Revolution war. Ist es in sittlicher Beziehung die Seele, die sich den Körper baut, so in wirtschaftlicher Hinsicht der Geist, der den Leib erhält; der Leib ist der naturnotwendige Träger des Geistes. Der Arbeiterstand ist dieser Leib. Ist der soziale Zug, der durch die Welt geht, ein Bestreben, die wirtschaftliche Ausgleichung herbeizuführen, so ist der demokratische die gleiche Erscheinung auf gesellschaftlichem und politischem Gebiet. Überall ist die Selbstbeschränkung die Voraussetzung des Dauerzustandes. Diese beiden Bestrebungen haben zunächst die kaukasische Rasse ergriffen; sie werden an der Fluß- und Meeresgrenze nicht haltmachen. Indem diese Ideen in das deutsche Volk zuerst von alten Kulturvölkern eindrangen, hat das Schicksal die Deutschen als die Retter der kaukasischen Kultur selbst bestimmt. Von der Fähigkeit und dem Willen der Deutschen, das Gute zu behalten, das Schlechte abzustoßen, wird auch die Zukunft der übrigen weißen Kulturstaaten abhängen, die lediglich als Nachahmer der deutschen Bewegung auftreten werden und angezogen oder geschreckt an den Erfahrungen der Deutschen ihren gesellschaftlichen Aufbau betätigen werden. Aber auch der Nachahmer verfällt in Fehler, und gerade diese Fehler werden den Deutschen die Gelegenheit geben, sich diejenige Stellung im Rate der kaukasischen Kulturvölker wieder zu erringen, die ihnen als Vater der Bewegung gebührt. Die Deutschen sind also das Urvolk der Rasse, mit denen das ganze Gebäude steht und fällt. Darin erblicke ich den providentiellen Sinn nicht bloß des Jahres 1914, sondern auch den des Jahres 1918.

Vor dem Kriege konnten sich unsere Intellektuellen nicht genug tun, die Höhe ihrer Kultur zu rühmen. Ich habe nie damit übereingestimmt und in Wort und Schrift auf die Schatten dieser Kultur hingewiesen; jetzt will man sich selbst in Grund und Boden hinein als verderbt darstellen; man kann damit ebenso wenig einverstanden sein. Was ist denn dazwischengekommen, daß ein Volk plötzlich alle Tugenden verlor und alle Laster sich aneignet? Und ist es denn überhaupt möglich, daß eine so grundstürzende Umänderung in einem halben Dezennium eintritt? Die Wahrheit liegt in der Mitte. Und ein Volk, das fähig war, einer Welt kraftvoll entgegenzutreten, hat noch immer Kern; die Kontinuität des Keimplasmas wird sich bewähren. Allerdings will man uns den ersten Augusttag 1914 als Blutrausch verdächtigen. Aber schon fangen wir an, diese Verleumder unser selbst zu erkennen; schon regt sich das Selbstbewußtsein der Schützengrabensoldaten, und noch einige Jahre und wir sind wieder stolz auf die Leistungen, die die Welt aufhorchen ließen, und die die Geschichte als Höchstleistung eines Volkes stets preisen wird. Und schon beginnen wir, uns mehr sachlich zu orientieren; auch im Politischen. Die alte Parteipolitik lebt noch, ja treibt oft gar manche wunderliche Blüte und zeitigt oft noch sonderbare Früchte, und trotzdem regt sich der Gedanke der innerlichen Zusammengehörigkeit. Der deutsche Reichsgedanke hat in jüngster Zeit schwere Proben glücklich überstanden. Und wenn es eine Dummheit war, durch eine Handvoll Soldaten, durch einen Putsch Umänderungen herbeiführen zu wollen, so sieht man immer mehr ein, daß die Abtrennung eines Teiles von Deutschland noch viel, viel dümmer wäre als der Kappsche Aufstand. Ohne die Masse oder gar gegen die Masse kann weder in Deutschland noch sonstwo in der Welt auf Jahrhunderte hinaus wieder regiert werden. So nützlich und anerkennenswert also der Sammelruf der bürgerlichen Parteien ist, so ist doch sein Wert nicht unbedingt, sondern liegt darin, daß er den Koteriegedanken der Arbeiter überwindet und zu einem tatsächlichen Allgemeinwillen hinüberleitet.

Dabei ist an ein Aufgeben der individuellen Wirkung gar nicht zu denken. Daran hindert uns schon die bekannte deutsche Eigenbrödelei. Auch in der Stammesschätzung noch deutlich erkennbar. Der Unitarismus mag aus wirtschaftlichen Gründen, worauf wir noch zurückkommen werden, in Vormarsch begriffen sein; der Partikularismus, der Hauptträger der deutschen Kultur, wird noch lange und noch Jahrhunderte lang fortbestehen, und der Fortbestand ist gerade jetzt notwendig. Durch den Tiefstand unserer wirtschaftlichen Verhältnisse der Allgemeinheit werden wir veranlaßt werden, manche zivilisatorische, ja kulturelle Einrichtung nicht mehr aufrecht zu erhalten und Neuinstitute trotz ihrer relativen Notwendigkeit nicht zu gründen. Diese Gefahr wird um so größer, wenn die als Konkurrenzantrieb wirkende Stammeseigenliebe wegfallen würde. Die Bayern werden Sonderlasten zur Errichtung eines Museums zum Beispiel, das in München Sitz bekommt, leichter übernehmen als einen Teil der Kosten, wenn Deutschland

die Gesamtkosten trägt, das Institut aber in Berlin errichtet wird. Die Stammeseigentümlichkeit ist, wie bereits erwähnt, ein notwendiges, näher gelegenes Ziel in der Entwicklung von innen nach außen. Auch die Sicherung der Erbmasse gelingt mit Hilfe des Stammes leichter.* Die Kirchturmliebe und die Kirchturmpolitik ist gerade uns Deutschen so eigen. Unser Heimatgefühl ist an die engsten Grenzen gebunden. Aber wir bauen unsere Heimat auch nach unseren Bedürfnissen um, oft in äußerst zweckmäßiger Art. Wir Deutsche haben in viel höherem Grade als die übrigen Völker zwei anscheinend sich widersprechende Eigenschaften in uns: Unsere Rinde ist außerordentlich empfindlich, ja weich gegen äußere Eindrücke, wir passen uns den Außenverhältnissen leicht an, unterliegen anscheinend der Gefahr des Verlustes der Eigenperson und der Liebe zum eigenen Staat und Volk. Anderseits haben wir die Kerneigenschaft in uns, die Außendinge in unserem Leib stark umzuwandeln, sie uns zu assimilieren, so daß zum Schluß die Außenwelt trotz anscheinendem Übergewicht derselben durch uns umgewandelt wird. Überall, wo der Deutsche hinkommt, wo Deutsche in größerer Zahl oder längere Zeit leben, wird dem Wirtvolke der deutsche Stempel aufgedrückt. Deutsche Kultur ist selbst da noch zu erkennen, wo der Deutsche als Person längst äußerlich in fremder Heimat nicht mehr erkennbar ist. Wir Deutsche sind so recht das Salz der Erde, weniger die Gründer großer Staaten außerhalb der Grenzen unserer Heimat, und als Vermittler dieser Eigenschaften dienen die öfter gelästerten Stammessonderheiten. In uns steckt die Seele der Bedienten und die der Denker und Dichter. Und an diesen kostbaren Eigenschaften hat weder der Krieg noch die Revolution etwas im geringsten geändert. Wohl hat der Krieg und seine Folgen uns Erscheinungen erblicken lassen, die wir als Neuerscheinungen betrachten, und die uns dann, eben weil sie uns neu sind, erschrecken. Aber die Grundlagen zu diesem üblen Geruch lagen längst in uns; wir hatten sie bloß parfümiert. Der Krieg hat bloß die Decke weggezogen, hat die Hemmungen äußerer Art beseitigt. Wie wenig der Krieg und die Revolution auf die Grundeigenschaften Einfluß hatten, können wir tagtäglich beobachten. Derjenige Teil der Jugend, dessen Kern gut ist, arbeitet mit verdoppelter Kraft, und viele haben die Seele eher gefunden, als dies ihrem Alter im Frieden gelungen wäre; derjenige Teil aber, der nur unter äußerem Druck den Gesetzen gehorchte, sich nicht selbst beherrschte, der allerdings zeigt jetzt seine Häßlichkeit in voller Blöße. Auf den pathologischen Teil der Bevölkerung, den jedes Volk in sich trägt, haben die großen Ereignisse verwirrend gewirkt, und wir haben in unserer Milde den Psychopathischen viel zu sehr nachgegeben. Wir müssen als Volk, namentlich als demokratisch geleitetes Volk erst lernen; wir sind als selbstregierendes Volk sehr jung; Fehler sind unvermeidbar; Lehrgeld werden wir zahlen müssen,

* Wer denkt hier nicht an das alte Griechenland? Weitest gehender Partikularismus mit Sonderbildung von Stammeseigenschaften bei höchster Milieukultur!

aber wir werden aus dieser Zeit des Sturmes und Dranges uns herausarbeiten; wir müssen unsere Stammeseigenschaften wieder da anbinden, wo wir sie vor eineinhalb Jahrtausend verlassen haben.

Neben dem Baume der sozialen Gefühle entsprießt aus der Familie die Ordnung des Geschlechtes.

Gerade in der Geschlechtsbetätigung hat der Krieg nach Ansicht der einen zersetzend gewirkt, nach Ansicht der andern lediglich die längst vorhandene Zügellosigkeit, die durch Prüderie mühsam verdeckt war, geoffenbart. Mehrfache Faktoren machten sich im Geschlechtsleben geltend: die lange Abwesenheit von der Familie, die größere Ungebundenheit des Soldatenlebens überhaupt, der urplötzliche, geradezu sich überstürzende Reichtum unserer Arbeiterbevölkerung durch die Revolution, die herabgesetzte Arbeitsgelegenheit, der verminderte Arbeitswille eines Teiles der Bevölkerung und ähnliches. Plötzlichen Reichtum verträgt kein Volk, auch nicht das beste, und ebenso nicht plötzliche Freiheit. Als die russischen Leibeigenen freie Bauern wurden, nahmen sie sich ein Weib und tranken sich einen Rausch an. Warum sollte unsere Arbeiterschaft es anders machen? In Bayern hatten wir vor dem Kriege durchschnittlich 42 000 Hochzeiten im Jahre. Während des Krieges fielen im ganzen etwa 40—50 000 Neuehen aus. Im Jahre 1919 zählte man 109 000 Brautpaare. Die gleiche Erscheinung, nur nicht gar so stark ausgeprägt, konnten wir nach dem französisch-deutschen Krieg 1870/71 beobachten; sie war für den Statistiker nicht überraschend, denn sie trat immer nach größeren Sterben ein. Die Befürchtung, daß der Krieg eine Herabsetzung der Menschenmenge bedeute, habe ich stets bekämpft, und der einsetzende übergroße Erzeugungswille wird lediglich eine Verschiebung des Altersaufbaues der Bevölkerung, aber keine wesentliche Verkleinerung der gesamten Bevölkerungszahl bringen. Das Volk wird zur Kinderstube werden, was ja die Landbevölkerung seit Jahrzehnten ist.

Dagegen ist qualitativ eine Verschlechterung zu befürchten. Die Lustseuche hat einen Umfang angenommen, der an spätmittelalterliche Zustände erinnert. Zur Überwindung der Seuche brauchen wir mindestens 100 Jahre. Und dann gelingt uns der Sieg nur dann, wenn wir zielbewußt alle Abwehrmaßregeln in Bewegung setzen: die mechanische Bekämpfung durch die Ärzte und die Behörden, die geistige durch erhöhte Sittlichkeit und namentlich durch Hochachtung der vorehelichen Keuschheit.

Die Verarmung gerade des Mittelstandes wird uns neue sittliche und gesellschaftliche Kräfte zuführen. Bisher galt es nicht nur nicht für eine Schande, sondern für eine kluge Maßregel, wenn der Mann Geschlechtsprostitution trieb. Jeden Verkauf der Geschlechtskraft halte ich nämlich für Prostitution. Der moderne Mann verkaufte aber seine Geschlechtstätigkeit gegen das euphemistisch mit Heiratsgut bezeichnete Anwerbekapital ohne Rücksicht auf die von der Natur geforderte Anlockung durch die Frau mittels ihrer sittlichen oder körperlichen Reize. Die Ehe selbst war prostituiert. Die Folgen machten sich überall geltend, besonders in der Stellung des Mannes

in der Ehe, die in der modernen Gesetzgebung ihren sichtbaren Ausdruck fand. Nunmehr ist aber der Mittelstand verarmt, die Bräute aus seinen Reihen also durch die Mitgift allein nicht mehr begehrenswert. Dazu kommt die enorme Steigerung der Kosten des Dienstpersonals, die die Ehehalten immer seltener machen. Der Mann, besonders der kluge, muß sich um einen andern Ehegrund umschauen, und dieser zukünftige Hochzeitsgrund können nur die persönlichen Vorzüge der Braut sein. Die Person des Weibes ist im Werte gestiegen.

Wenn wir die akute Verschlimmerung der Geschlechtssitten des Krieges überwunden haben, werden die Folgen der Aufhebung des Militarismus sich auch in geschlechtlicher Beziehung geltend machen. Einstweilen allerdings treten lediglich die schlimmen Folgen hervor. Der Wegfall der Dienstjahre verleitet gar manchen zur vorzeitigen Ehe. Aber die männliche Bevölkerung des flachen Landes bleibt in Zukunft mehr bodenständig, lernt die Geschlechtslaster der Kaserne und der Stadt weniger kennen, begnügt sich mehr mit den Tugenden der ländlichen Schöne.

Unsere Herabsetzung der vorkriegszeitlichen Überernährung, die manchem nur zu oft als ‚Unterernährung' gilt, muß sich auch geschlechtstätig bemerklich machen. Ich befürchte also aus der nächsten Zukunft in geschlechtlicher Beziehung keine konstitutionelle Verschlimmerung, sondern sogar eine Besserung; nur die Lustseuche fürchte ich.*

Auch der Wiederaufbau der wirtschaftlichen Verhältnisse ist nicht hoffnungslos. Einiges habe ich ja bereits erwähnt; anderes wird bei der Besprechung der äußeren Politik zu erörtern sein. — Hier sei nur darauf hingewiesen, daß der Deutsche keine Anlage zum Bolschewismus hat. Vorübergehend mag diese Irrung Schaden bringen, eine Dauereinrichtung wird er sicher nicht werden, gerade nicht in Deutschland. Dazu ist das Volk schon viel zu viel differenziert, d. h. also entwickelt. Dieser Urzustand als Idealbild ist doch viel zu phantastisch, als daß ein in sich wenigstens großenteils gereiftes Volk ihn annimmt. Der Warenhunger des deutschen Volkes, die Hauptursache des Schiebertums, ist durch den Stillstand der Produktion während sechs Jahren hervorgerufen worden und ist ursächlich außerdem noch relativ bedingt, da wir unser Warenbedürfnis nach dem Reichtum vor dem Kriege bemessen. Sobald wir erkannt haben, daß dieses Bedürfnis vielfach kein absolutes, sondern ein relatives ist, und sobald wir unsere Bedürfnisse auf die absolute Notwendigkeit einstellen, hört das Schiebertum von selbst auf. Die Verarmung des Mittelstandes zwingt diese Hauptkonsummasse in absehbarer Zeit zur Einschränkung. Dann hat die Produktion einen Hauptmarkt

---

* Das deutsche Volk wehrt sich mit aller Kraft aus ethischen Gründen gegen die Besetzung durch Neger. Damit aber schützt es sich auch gegen die Gefahr der Mischung mit dem Blute der Schwarzen. Die Franzosen werden an den Folgen ihres Verrates an der kaukasischen Rasse durch Verwendung der Farbigen noch lange leiden. Unrecht schlägt auch hier seinen eigenen Herrn.

ihres Absatzes verloren. Die wenigen Reichen können den inneren Konsum nicht nähren. Der Arbeiter wird sein eigener Konsument, — ein auf die Dauer unhaltbarer und unrentabler Zustand. Dem Produzenten bleibt nur übrig, entweder mehr oder wohlfeiler zu produzieren, denn bei dem Mangel an innerem Konsum wird er nach außen Absatz suchen müssen, und dies gelingt ihm nur durch Angleichung der Preise an den Weltmarkt. Die Einstellung auf den Weltpreis ist nach meiner Überzeugung nicht mehr ferne; daß die Überleitung den Zusammensturz mancher Firma bringen muß, ist unausbleiblich. Aber die Anpassungsfähigkeit der Deutschen wird auch dieses Übel überwinden. Je schneller und gründlicher der Mittelstand zerstört wird, desto schneller und tiefer ist der Abfall der Arbeitermassen. Ich fürchte, daß der Unverstand und die Maßlosigkeit mancher Arbeiterkreise ein trauriges Ende findet.

Die neue Zeit begann mit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Sie überwand für den Geist den Raum und vielfach auch die Zeit; sie half die kommende Zeit vorbereiten. Der Dampf und der durch ihn ermöglichte Ferntransport überwand das Gravitationsgesetz und den Raum zugleich; die Elektrizität besiegte die Länge der Hörwellen. Die Erdrinde verlor ihre Größe; die Menschen rückten sich näher, körperlich und gedanklich. Namentlich auch wirtschaftlich. Die primären Völker, also jene, die ihren eigenen Boden bebauen und lediglich die eigenen Produkte zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse heranziehen, die unabhängig von dem Blühen und Gedeihen der anderen Völker sind, wurden immer weniger. Und die auf dieser Stufe stehen blieben, mußten sich einschränken, verarmten im Vergleich zu den sekundären Völkern. Sekundär ist ein Volk, dessen Existenz und Gedeihen von der Existenz und dem Gedeihen eines anderen Volkes abhängig ist, das aber noch produziert. An die Stelle des Völkereigenlebens trat die Völkersymbiose. Rohprodukte bezog man von auswärts, arbeitete sie um und tauschte andere Bedarfsartikel ein. Die Arbeit ist noch immer die Quelle des Reichtums. Der Übergang zum tertiären Volke, dem Luxusvolke, das von dem aufgespeicherten Fette der Vorfahren lebt oder das durch ausschließliche Warenvermittlung jede Eigenproduktion aufgegeben hat, das also wieder von Sekundärvölkern abhängig ist, wie dieses auf den Schultern der Primärvölker steht, diese letzte Entwicklungsstufe kann nach der Menge der Erdenprodukte nur einer sehr beschränkten Anzahl von Menschen eigen sein. Je weiter weg von dem Eigenboden, desto größer die Gefahr des Unterganges als Volk. Eben durch die Bindung von Raum und Zeit waren ja die Völker entstanden, und je enger Raum und Zeit umschrieben war, desto ausgeprägter, desto charakteristischer das Individuelle. Das Individuum ist letzten Endes nichts anderes als der Vereinigungspunkt jahrtausendlang wirkender Ursachen der Vergangenheit; es ist aber auch der Ausgangspunkt der Wirkungen nach außen und in die Zukunft. Wieder tritt uns der Dualismus mit aller seiner Kraft entgegen: Das historische Werden, die Tatsache der Entstehung der Gegenwart, die Eigenart des Lebens, die Sicherung dieser Eigenart für

die Zukunft fordert Konzentration, Beschränkung auf Volk, Stamm, Familie und Individuum; die Außenwelt aber, die Notwendigkeit und der Wille zur Behaglichkeit weist uns auf die exzentrische Richtung hin. Es findet also eine Doppelbewegung statt. Die eine ist: Vergangenheit, Gegenwart und kulturelle Eigenart als Zukunft; die andere Gegenwart und als Zukunft kosmopolitische Zivilisation. Der Schnittpunkt beider Bewegungsrichtungen ist das Individuum. Die erste Art der Bewegungsrichtung findet in dem Nationalstaat seinen politischen Niederschlag. Seine Blüte war die Zeit der Renaissance und die Machiavellis; die zweite Bewegungsrichtung ist der Völkerbund, der von dem Sozialismus und dem Freimaurerbund angestrebt wird und in dem Friedensvorschlag Wilsons seine Verwirklichung zu erlangen hoffte. In Wirklichkeit stehen aber die beiden Bewegungen gar nicht so extrem gegenüber, wie es den Anschein hat. Auch die historische Bewegung, wie wir die erste Art der Fortbewegung nennen wollen, kann exzentrisch verlaufen und verläuft auch in einem gut geleiteten Staat und bei starken, edlen Individuen als Ausgangspunkt in dieser Richtung; aber die Bewegung bleibt beim Eigenvolke stehen. Bei der als zukünftige Bewegung angesprochenen Art wandert die Kraft des Individuums in der äußersten Peripherie und verbraucht nur geringe Kräfte in den Zwischenstationen. Das war nun der verhängnisvolle Irrtum Wilsons, daß er einerseits der genetischen Entwickelung Vollberechtigung einräumen wollte, anderseits die Milieuentwicklung des Weltvölkerbundes, also die entgegengesetzte Richtung, als die Krönung des Ganzen bezeichnete. Wilson verkannte die gegenwärtige Weltlage im Prinzipe und handelte als Politiker nach professoraler Erkenntnis. Aber die Welt entwickelt sich nicht nach Prinzipien, sondern nach der Diagonale der Prinzipien. Es wäre für uns viel nützlicher gewesen, wenn der Politiker Wilson kein Professor gewesen wäre, dann wäre er nicht auf die Prinzipien gekommen, oder aber der Professor wäre kein Politiker gewesen, denn sein gefundenes Prinzip hätte dann Zeit zur Reife bekommen. Die Kraft der blutmäßigen Entwicklung ist so groß, daß kein Volk, möge es noch so sehr kosmopolitisch denken, sich von ihr befreien kann, und die Kraft der individuell-kosmischen Milieubewegung hat in den letzten Jahrhunderten eine nicht mehr unterdrückbare Bedeutung bei allen Kulturvölkern erlangt. Der Nationalismus ist einerseits nicht verschwunden, sondern er hat sich als lebensfähig gezeigt; die kosmopolitische Zusammengehörigkeit wirkt anderseits in alle Verhältnisse ein. Die Staatskunst besteht aber nicht darin, nach altbewährten, historischen Rezepten die Gegenwart zu leiten, aber auch nicht darin, die Vergangenheit und damit die Eigenart der Menschen zu verleugnen und phantastische Zukunftsgebilde zu schaffen; noch weniger darin, beides zugleich tun zu wollen, wie Wilson, der einerseits den Nationalismus stärken wollte, anderseits den natürlichen Antipoden, den Kosmopolitismus, als Ziel anstrebte. Hin und her pendelnd im Prinzip und noch mehr in der Ausführung, erreichte er weder das eine noch das andere. Die Staatskunst besteht in dem Ausgleich der Kräfte und dem Bestreben, das Erreichbare zu erlangen. Trotz der anscheinenden Neu-

belebung des Nationalismus als ausschließlicher Staatsgedanke glaube ich, daß er sich als ausschließliches Prinzip nicht halten kann, daß die kulturellen, wirtschaftlichen, klimatischen, geographischen und selbst die religiösen Wertfaktoren beim Volksleben mitspielen; daß der Staat als kulturelle Einheit die internationale Abgrenzung mit mehr Vorteil abgibt als der reine Nationalstaat. Trotz aller Belehrung durch die Entente glaube ich, daß bei einem räumlichen Aufeinanderstoßen kleinerer Nationen der polyglotte Staat als Träger der Ordnung, der Kultur, der Entwickelung am nützlichsten ist. Österreich in seine Natiönchen zu zerhämmern, war nach meiner Anschauung ein Rückschritt um mindestens 500 Jahre und wird weder dem einen noch dem andern ‚selbständig' gemachten Teil Vorteile bringen. Die beiden Entwicklungsinstanzen müssen durch ein Kompromiß zur Geltung kommen. Da, wo der Nationalstaat besteht, kann und soll er blühen; da, wo der Kulturstaat sich als notwendig erweist, soll er nicht zerstört werden. Aber es gibt in Europa — Rußland vielleicht ausgenommen; auch dieses würde, für sich gestellt, manche Enttäuschung erleben — keinen Staat mehr, der irgendwie auf die Eigenschaften eines primären Staates Anspruch machen könnte. Die Symbiose des Staates ist Lebens-, also Staatsnotwendigkeit geworden. Lebensnotwendigkeiten aber zerstören ist Selbstmord. Unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen europäischen Staaten muß eine Form des Zusammenschlusses gefunden werden, die dieser Lebensnotwendigkeit entspricht. Eine europäische Föderation engster Art von der Wolga bis zum Meere ist als Grundlage des Wiederaufbaues notwendig. Der Europaismus als Zukunftsidee ist nicht theoretisch konstruiert, sondern fließt als zwingende Schlußfolgerung aus den Tatsachen. Eingekeilt zwischen dem aufstrebenden Amerika und dem vordrängenden Asien wird Europa zum Pufferstaat mit allen politischen Folgen, um ein Objekt und nicht ein Subjekt der Politik zu sein. Diese Zwischenstaatsformation ist wohl möglich, allerdings auch erst nach längerer Zeit und unter schweren Geburtswehen. Der von Wilson angestrebte allumfassende Kreis des Weltvölkerbundes braucht gerade innere Kreise als Übergangsstationen und liegt daher in unabsehbarer Ferne, ist noch lange lediglich Phantasiegebilde.

Wohl zu keiner Zeit war das gesamte Europa von einem relativ so großen Absturz seiner wirtschaftlichen Verhältnisse betroffen worden als in der Gegenwart. Diese gemeinsame Not zwingt zur gemeinsamen Arbeit. Aber die Gemeinsamkeit wird durch Sonderbestrebungen noch stark behindert. Die alte Form der Pflanzstädte, wie sie Griechenland, Karthago und andere Handelsstaaten des mittelländischen Meeres im Altertum ausgebaut hatte, ist in unsere Zeit in der Form der maritimen Stützpunkte hinübergenommen worden. So ein Stützpunkt ist für das Land, in dem er sich befindet, ein Fremdkörper und wirkt als solcher. Er ist nur so lange zu halten, als das Hinterland kulturell tiefstehend ist. In der Regel ist dieser Stützpunkt ein wirtschaftlicher Schröpfkopf auf die Umgebung. Er kann nur von einem Mutterstaat dauernd gehalten werden, der über große militärische Macht

verfügt. Diese Schmarotzerpflanze im Leibe eines Volkes ist eine völkische Lüge, eine dauernde Bedrohung des friedlichen Zusammenlebens der Völker. Noch mehr in dieser aufreizenden Richtung wirkt das Gegenspiel: das Korridorsystem kontinentaler Staaten zum Meere. Sicher ist es für den Binnenstaat notwendig, aber ebenso sicher ist, daß der durchquerte Staat diese Fistel ausschneidet, so bald es ihm möglich ist. Dieses Verlegenheitsprodukt moderner Staatskunst birgt den Kampf und Krieg in sich, denn es ist unnatürlich. Demgegenüber ist das alte System, die ganze Landschaft in den Blutkreis eines Volkes aufzunehmen, also die so oft verdammte imperialistische Eroberung noch eine wahrhafte Handlung. Es bezeugt lediglich die Unfähigkeit der modernen Staatskunst, keine die Sache selbst treffende Abhilfe gefunden zu haben. Diese Abhilfe kann nur durch grundsätzliches Verlassen der alten Lehre von dem Eigenleben des Staates und durch Übergang zur Symbiose geschehen. Eine wirtschaftlich gemeinsame Bundesform aller beteiligten Staaten, getragen von der Einsicht der Zusammengehörigkeit aller Staaten, Völker, Stämme, Landschaften, Familien bis herab zu dem einzelnen Individuum kann der Not der Zeit Rechnung tragen. Zugleich ist dieser wirtschaftliche Zusammenschluß ein Zurückgreifen auf die ursprüngliche Blutgemeinsamkeit der Völker. Alle europäischen Völker sind eng verwandt und deshalb als Gemeinsamkeit eher möglich als die Weltbundesform, deren gemeinsames Blut noch viel weiter zurückliegt. Die praktischen Schwierigkeiten sind die nämlichen, die seinerzeit in der Frage der Zugehörigkeit Österreichs zu Deutschland auftauchten und nicht gelöst werden konnten. Wie Österreich außerdeutsche Völkerstämme umfaßte, so sind dem gegenwärtigen europäischen Staaten außereuropäische, blutfremde, kulturell differente Länder angegliedert, deren Verbindung mit dem Mutterland als enger betrachtet wird, als die Verbindung dieses Mutterlandes mit den europäischen Staaten ist. Frankreich glaubt ohne Kolonien nicht leben zu können, England ist das größte Kolonialreich der Welt, Italien schielt nach Erweiterung seiner Außenbesitzungen; nur Deutschland ist durch das Schicksal splitternackt und europablutrein geworden. Ein Zustand, der vielen ein Unglück zu sein scheint, dessen Wert aber erst die Zukunft aufdecken muß. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit der Europäer ist nach meiner Auffassung auf dem Vormarsch begriffen. Wir sind gegenseitig aufeinander angewiesen. Das kohlenarme Italien mit seiner einseitigen Agrarproduktion braucht Abnehmer seiner Produkte, die es nach Lage der Länder in einem kauffähigen Deutschland findet. Das Abströmen italienischer Saisonarbeiter nach Deutschland hat für den einzelnen nur dann Wert, wenn das von ihm verdiente Geld nicht durch tiefstehende deutsche Valuta entwertet ist. England hat sich zum Handelsstaate umgewandelt. Handel aber kann man nur mit produktiven Ländern auf die Dauer mit Vorteil treiben.* Beide Staaten

* Auch der Umstand, daß viele Realwerte Deutschlands bei dem Ausverkauf in die Hände englischer und amerikanischer Kapitalisten kamen, erhöht das wirt-

kommen daher aus eigenem Nutzen den deutschen Bedürfnissen mehr entgegen als Frankreich, das durch die Gemeinsamkeit der Landesgrenzen, durch die historische Gegnerschaft der beiden Völker, durch die in ähnlicher Richtung sich bewegende alte konkurrierende Produktion, die oft an das Krankhafte erinnernde Zähigkeit seiner öffentlichen Ideen in jeder Hinsicht offensiv auftritt. Die Franzosen haben es nie für der Mühe wert gehalten, den deutschen Charakter zu studieren. Ein über 50 Jahre dauernder, zum künstlichen Lebenszweck des Volkes aufgebauschter Gedanke der Rache ist in Deutschland gar nicht denkbar. Der Deutsche ist den Gegenwartseindrücken viel zu viel zugänglich, um ein halbes Jahrhundert Rache zu schnauben. Im Affekt, da ist er oft maßlos oder bewunderungswert, je nach der Qualität des Affektes, aber die Konstanz der Gedanken fehlt ihm. Dazu ist er viel zu männlich. Auch der Mann ist explosiv, aber nicht konstant. Der Franzose ist vielmehr feministisch anhaltend. Aber die Voreingenommenheit Frankreichs wird ein starkes Hindernis der Annäherung abgeben. Die Idee des Europaismus wird einen schweren Gang gehen müssen. — Auch darin mag eine providentielle Führung erblickt werden: der Zentralpunkt Europas, Deutschland, der Mutterstaat Europas, wird der Ausgangspunkt des Weltpufferstaates Europa.

Von den Tälern des Euphrat, Tigris und Nil war die Umwelt-Kultur von Südosten nach Nordwesten vordringend auf das blutreine Griechenvolk gestoßen, das die Kultur gierig in sich aufnahm und in der Folge zur höchsten Blüte brachte; dann in gleicher Richtung weiterschreitend wurden die Römer die Träger der Weltkultur. Als beide Völker in ihrem Blutreichtum und ihrer Blutreinheit aufgebraucht waren, waren es die von Nordosten nach Südwesten vorstoßenden Germanen, die beide ablösten. Frankreich, Spanien, England, sämtliche blutrein, lagen in der Stoßrichtung der kaukasischen Milieu-Kultur. Blut und Umwelt haben Europa zur Urquelle der Gegenwart-Kultur gemacht. Die Deutschen, ein Jahrtausend hindurch die Hauptträger der Kultur, verteidigten sie gegen die Anstürme wilder Horden der asiatischen Herzländer. Aber auch Europa scheint dem Schicksale nicht entrinnen zu können. Und gegenwärtig bereitet sich die Entscheidung vor. Im Westen haben europäische Völker ein Neuland der Auswirkung gegründet, das sich allmählich vom Mutterlande ablöste und sich innerlich konsolidierend zum Weltkonkurrenten sich emporarbeitete. Zugleich hatte sich kraft der Zähigkeit der mongolischen Rasse in China ein lebensfähiges Volk erhalten, das aufgefrischt von dem Inselvolke der Japaner, Anspruch auf Weltbedeutung fordert. Zwischen beiden Zukunftsfaktoren ist ein Kampf unvermeidbar. Die Pazifisten haben sich wieder einmal gründlich geirrt. Nicht mehr die Kleinkriege der Potentaten, der

---

schaftliche Interesse dieser beiden Völker an der Lebensfähigkeit Deutschlands. Frankreich hat sich in seiner rachsüchtigen Kurzsichtigkeit dieses Vorteiles selbst beraubt.

Kabinette, die Religions- und Nationalitätskriege werden in der Zukunft die Welt in Atem halten, sondern der Entscheidungskampf der beiden Rassen. In diesem Kampfe auf Leben und Tod wird Europa entscheidend eingreifen, wenn es stark ist. Nichts Frivoleres hätte Amerika tun können, als den Mittelpunkt Europas zu schwächen, und nichts Verderblicheres könnte Europa anstreben, als sich selbst zu entwaffnen. Es wird eine Zeit kommen, in der man Deutschlands Waffenkraft wiederum zu heben sucht und die werden die größten Förderer deutschen Kampfesmuts sein, die jetzt uns aus Nationalitäten-Eigenliebe möglichst entrechten wollen, und die werden ein starkes wirtschaftliches Deutschland wünschen, die uns jetzt bettelarm machen. Aller europäischer Staaten Zukunft hängt von der Kraft aller ihrer Teile ab. Nur ein starkes Europa wird in der Zukunft der Welt seine Zeichen aufprägen können. Aber um äußerlich kraftvoll zu sein, muß man innerlich gesund sein. Die nächste Aufgabe der europäischen Kultur erblicke ich also in der Reform des europäischen Individuums. Hand in Hand damit muß eine europäische zwischenstaatliche Solidarität gehen, die bei aller Schonung und Pflege des nationalen Eigenlebens umwelt-kulturell sich gründend eine Jahrhunderte lang wirksame Tradition des Glaubens und der Überzeugung der innerlichen Zusammengehörigkeit erstehen läßt.

Die Peripetie Europas ist vielleicht näher, als man glaubt. Lassen wir uns nicht in der Welt einkreisen, rüsten wir uns durch die Gedanken der Blutsverwandtschaft und der Umweltsgleichheit.

Blaise Pascal / Von Hermann Bahr

Wenn ich zagend versuchen will, Pascal, diesem hochgesinnten, über sein Jahrhundert hinausragenden, gewaltigen Mann nachzugehen bis auf den Grund, bis an seine Grenzen und in seine Schwächen hinein, bis dorthin, wo sein edler Geist sich selbst zerstört, so geschieht dies nicht aus eitler Neugier oder müßigem Fürwitz des dreisten Psychologen, sondern weil mir eben jene Selbstzerstörung Pascals typisch für seine Geistesart, aber eben diese Geistesart wieder der jetzt über uns, über dem ganzen Abendland hängenden so geheimnisvoll verwandt scheint, daß uns sein Beispiel warnen kann. Dieselben Gefahren wie ihm drohen auch uns, und zu dieser Stunde mehr als je. Sein tragischer Fall lehrt uns, wie das reinste Streben irre wird, sobald es sich für unbedingt erklärt, und daß an dem, der ohne Demut, selbst die Gnade verloren ist.

Im siebzehnten Jahrhundert, das, wie nur noch das dreizehnte, die sämtlichen Fragen des Lebens stellt, und jede bis ans Ende, bis ihr kein Ausweg mehr ist, keine Wahl mehr, kein Weiter, aber auch kein Zurück, sondern dann nur noch ein Empor, darüber Empor, kein Ausweichen oder Abbiegen, aber auch kein Abfinden oder Abmarkten, keine Beruhigung oder auch nur Beschwichtigung, kein Halt, kein Stand, sondern nichts als der unabweisliche Zwang, noch über alle diese Fragen empor auf eine Höhe zu gelangen, in der jene Gegensätze von unten keine mehr sind, sondern einander nun als unentbehrlich erkennen, ja jeder im anderen nur noch das eigene Komplement, geschieht es dann, eben auf dieser höchsten Ebene des Barock, daß sonst tief verschleierte Wahrheiten sich plötzlich entblößen und, was ganze Jahrhunderte kaum dunkel ahnen, das eigentliche Paradox selber unseres zwischen emportreibendem Verlangen nach Gott und der niederziehenden Gewalt der Erbsünde eingeklemmten Daseins aufgedeckt wird. Von diesem ungeheuren Augenblick ist in unserer diskursiven ‚Bildung', die ja doch eigentlich immer nur in einem noch dazu meistens ganz unkritischen Weglassen besteht, das Entscheidende vergißt und summarisch bloß das den Sinnen Auffällige, durch Lärm oder Glanz Erstaunliche, das Kuriose behält, nichts als ein einziger Name, freilich himmlisch leuchtend, übriggeblieben: Blaise Pascal. Ein fast unheimlich mächtiges Ereignis: der stärkste Geist Frankreichs seit Montaigne, ein Wunder an innerer Kraft, des Verstandes wie des Willens, eine Art ‚Universalgenie', logisches Genie, mathematisches Genie, physisches Genie, sprachliches Genie, sittliches Genie, religiöses Genie, und auch noch Genie des eigenen Lebenswandels, dazu durch Pflichtgefühl, Ehrgeiz, Schmerz, quälende Krankheit und Ahnung frühen Todes noch gesteigert, ein bis ins Heroische, bis ins Sublime reichender Mann, nach seinen Anlagen vielleicht, nach seinem eigenen Verlangen gewiß zur höchsten Erscheinung der barocken Zeit vorbestimmt, ihr reinster Denker, der nun aber, eben weil er im reinen Denken stecken bleibt, unfähig, in die Wirklichkeit einzuwilligen, eben darum von seiner Zeit weg, ja seiner Zeit mit Erbitterung entgegentritt, das von ihr

Errungene verleugnet und sich dem Jahrhundert mit einer so hinreißenden Gewalt widersetzt, daß es sich nie wieder ganz davon erholt. Er ist mitten im Barock, in der Fülle, in der Blüte des Barock ein ganz unbarocker Mensch, in dem nun aber keineswegs etwa die vom Barock überwundene Vergangenheit wiederkehrt, sondern schon Zukunft vorausgeht, eine neue Geistesart. Er ist mitten im Barock schon achtzehntes Jahrhundert, der erste Fall eines Ideologen, der erste theoretische Mensch.

Dadurch wird vielleicht auch das Ansehen erklärlich, in dem dieser gläubige Katholik auch die beiden folgenden Jahrhunderte des Unglaubens hindurch selbst bei dem ‚Bildungsphilister' bleibt, zu dem er doch wahrhaftig, seinem ganzen Wesen nach, an Gehalt und an Form, durchaus im schärfsten Widerspruch steht. Ungläubige von der üblichen gemäßigten Art sind ja duldsam genug, Frauen und Kindern oder Schwärmern und Dichtern Frömmigkeit nachzusehen, ja sie haben oft eher fast eine stille Liebe für die ‚Poesie', für den Märchenreiz mancher Heiligen, etwa des heiligen Franziskus von Assisi; auch verstehen sie gelegentlich den Hauch mystischer Verzückung anschmeckend nachzugenießen; ‚sich zu einer Gottheit anschwellen lassen', nennt Mephisto dieses Geistesspiel, zu dem besonders der Meister Eckart jetzt sehr beliebt ist. Immerhin aber hält der ‚Bildungsphilister', so tolerant er sich auch fühlt, stets an dem einen strenge fest, daß ein gläubiger Katholik doch natürlich niemals ein ‚Denker' sein kann, eben weil er ‚glaubt' und also ja nicht ‚voraussetzungslos' ist, also die Voraussetzung der Philosophie, der voraussetzungslosen Wissenschaft, unerfüllt läßt. Daß, wie Goethe sagt, schon in jedem Urteil, das wir fällen, stets ein geheimer ‚Impuls', den wir mitbringen, steckt, daß, wie jetzt wieder Keyserling so stark betont, damit überhaupt Erscheinungen möglich werden, immer schon vorher Entscheidungen dazu gehören, Entscheidungen von uns, ja daß selbst zweimal zwei nur unter einer Voraussetzung vier ist, unter der zwar evidenten, doch unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzung der Richtigkeit, der allgemeinen Gültigkeit unseres Denkens nämlich, das alles weiß ja der Bildungsphilister nicht. Wenn aber Pascal dieses Vorurteil gegen den gläubigen Denker dennoch überwindet, er ganz allein unter allen gläubigen Denkern, so glückt ihm das nur, weil er ein anderes Vorurteil für sich hat, ein noch mächtigeres: er ist als Jesuitenfeind berühmt geworden, und dem Jesuitenfeind wird alles verziehen. Dabei müßte dem ‚Gebildeten' allerdings, wenn er nicht in allen Dingen so bodenlos unwissend wäre, doch eigentlich auffallen, daß, was Pascal in diesem weltberühmt gewordenen, heute noch unvergessenen Kampf seiner Lettres Provinciales den Jesuiten vorwirft, im Grunde nur ihre Nachsicht für die Schwächen der menschlichen Natur, ihr allzu mildes Verständnis fürs ‚Allzumenschliche', ihre Menschenfreundlichkeit, und überhaupt, daß sie's dem Menschen zu leicht, zu bequem machen, ist, was doch eigentlich mit dem Bilde, das der ‚Gebildete' von den Jesuiten hat, wenig stimmt. Wer heute diese Briefe, die noch immer an Gewalt des Ausdrucks ohnegleichen sind, ein Prunkstück forensischer,

ja demagogischer Beredsamkeit, ruhig liest, staunt immer wieder, wie da die Rollen vertauscht sind: die Jesuiten, die der ‚Gebildete‘ gewohnt ist, sich menschenfeind, ja lebensfeind und unduldsam gegen jede Freude, ja gegen alle Wirklichkeit gehässig ergrimmt vorzustellen, ganz ‚schwarz‘; (‚Es geht ein finstres Wesen um,‘ beginnt Hermann von Gilms berühmtes Gedicht gegen sie; und weiter:

‚Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.‘)

diese Jesuiten zeigen sich hier als die besten Kenner des menschlichen Wesens mit seinen Bedürfnissen, des menschlichen Lebens mit seinen Forderungen, die besten Tröster, die besten Freunde des armen, sündigen Menschen; und eben darüber, daß sie das sind, über ihre Nachsicht, ihre Duldsamkeit, über ihr Mitleid mit uns ergrimmt Pascal so, daß ein kluger Franzose hat sagen können: Das Wort ‚jesuitisch‘ in dem Sinne gebraucht, den Pascal ihm gibt, il faudrait dire que le coeur humain est naturellement jesuite: man müßte dann eigentlich das menschliche Herz selber einen geborenen Jesuiten nennen. In diesem Kampfe kämpfen die Jesuiten für die Menschlichkeit, und Pascal ist hier der Menschenfeind, der Lebensfeind, der Eiferer, der Zelot, der darauf besteht, dem Menschen die menschliche Natur auszutreiben, der fanatische ‚Pfaffe‘, ja fast mit Zügen, wie Goethe den Savonarola gesehen: ‚ein fratzenhaftes, phantastisches Ungetüm, undankbar, störrisch, fürchterlich‘. Und auch die Methode Pascals ist ja ‚pfäffisch‘ im übelsten Sinn: er lügt, fälscht, hetzt, unterschlägt, übertreibt, verdreht, verzerrt, verdächtigt, verleumdet, verhöhnt, und hat er den Gegner erst verächtlich gemacht, so ruht er nicht, bis er ihn auch noch lächerlich macht. Voltaire, hier ein ganz unverdächtiger Zeuge, weil ihm im Grunde beide Parteien gleich widerstreben, und einer, der selbst sich der Methode Pascals bei Bedarf ja mit Meisterschaft zu bedienen weiß, anerkennt, daß, wie ‚dans la question principale, les jesuites . . . avaient raison contre les jansénistes‘, auch Pascal in der Sache durchaus unrecht hat, wenn die Provinciales gleich ‚un modèle d'eloquence et de plaisanterie‘ sind: ‚Les meilleures comedies de Molière n'ont pas plus de sel que les premières Lettres provinciales Bossuet n'a rien de plus sublime que les dernières. Il est vrai que tout le livre portait sur un fondement faux . . . Mais il ne s'agissait pas d'avoir raison, il s'agissait de divertir le public.‘ Das Ergebnis war, daß der Geisteskampf der Zeit durch Pascal ein ‚sujet des plaisanteries‘ wurde, ein Divertissement für Spötter und Müßiggänger. Darin bestand auch recht eigentlich der Erfolg Pascals. Es war gewiß nicht seine Absicht, es war aber auch kein Zufall: es lag in seiner Natur, überhaupt mit den Menschen zu verfahren wie der Komödiendichter. Die Komödie mißt jeden an seiner Idee. Dem, was er sein sollte, stellt sie gegenüber, was er wirklich ist, und da muß man lachen; denn gemessen an dem, was er in sich ist, und

nun verglichen mit dem, was er von sich realisiert, wird jeder komisch. ‚Erfahrung ist fast immer eine Parodie auf die Idee,' hat Goethe gesagt. Dies nun auf die Jesuiten anzuwenden, aber dabei so zu tun, als ob, was ein allgemeines Gesetz ist, dem jedes Geschöpf unterliegt, nur ihnen allein eigen, ihre Erfindung, ja gewissermaßen eine besondere Bosheit von ihnen wäre, das ist der Kunstgriff der Provinciales. Und daß er dann selber aber grandios das Unmögliche versucht, von diesem allgemeinen Gesetz sich selbst auszunehmen, daß er es nicht ertragen kann, selbst auch eine Parodie auf seine Idee zu werden, daß er sich anmaßt, der leisen Differenz, Entstellung, Läsion, oder wie man immer die seltsame Deklination, Derivation nennen will, die das Geistige stets erleidet, sobald es sich zu realisieren versucht, sobald es erscheinen will, selbst entgehen zu können, das ist die Tragik Pascals.

Jene Moral d'accomodement, die Pascal an den Jesuiten so haßt, die morale facile, die morale des casuistes, die sich übrigens, was er verschweigt, auch bei den Dominikanern ganz ebenso, ja die sich schon beim heiligen Augustinus findet, besteht im Grunde nur in einer Anerkennung jener leisen Deklination. Sie nimmt zur Kenntnis, daß alles Geistige, gar alles Sittliche bei der Umschaltung ins Wirkliche stets ein wenig von sich abgelenkt und bis auf einen gewissen Grad fast zu seiner eigenen Parodie wird. Und sie nimmt nicht bloß Kenntnis davon, sie nimmt auch Rücksicht darauf; sie zieht sie mit ins Kalkul. Sie will den immer strauchelnden Menschen deshalb nicht verzweifeln lassen; sie sucht ihn, wenn er immer wieder strauchelt, immer wieder aufzurichten; sie sucht ihm immer wieder Mut zum Leben zu geben. Pascal aber will ihm den Mut zum Leben, zu diesem Leben auf Erden nehmen, ihm und sich selber auch. Denn ihm ist der Sinn fürs Lebendige versagt. Ihm fehlt der Sinn für Natur, ihm fehlt der Sinn für Geschichte, ihm fehlt der Sinn für Kunst. Jeder Lebenssinn fehlt ihm. Sainte Beuve hat von ihm gesagt: ‚Il ne sent pas la poesie, il la nie.' Und so leugnet er auch die Kunst überhaupt: ‚Quelle vanité que la peinture qui attire l'admiration par la ressemblance des choses dont on n'admire pas les originaux.' Und so leugnet er auch die Natur: in seinem gewaltigen Werk verrät nichts, daß er jemals die Nachtigall schlagen gehört hätte, jemals den Flieder blühen gefühlt. Immer krank wächst er auf, von Schmerzen gequält, in einer überhitzten geistigen Atmosphäre. Sein Leben läßt ihm nichts übrig als seinen Geist. Das ist aber nun noch ein Geist besonderer Art; es ist der mathematische Geist, der überall durchaus auf das Quantitative angewiesen bleibt, mit der Qualität aber, die Goethe ‚den anderen Pol des erscheinenden Daseins' nennt, nichts anzufangen weiß, weshalb er sich von vorneherein genötigt sieht, nach den Phänomenen lieber gar nicht erst zu fragen, sondern gleich geradewegs, um nochmals mit Goethe zu reden, ‚im abstraktesten Sinne seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen'. Niemand hat nämlich den mathematischen Geist tiefer erkannt und bloßgelegt, bloßgestellt als

Goethe, dem dies ja durch die Polemik mit Newton aufgedrungen war. Es geht nämlich im Grunde zwischen Goethe und Newton um ganz eben dasselbe wie zwischen den Jesuiten, den Kasuisten, ja dem Barock und Pascal, dem Port Royal und dem Jansenius, nur daß es sich das eine Mal um das Farbenwesen handelt und das andere Mal um das Menschenwesen selbst; aber es geht beide Male darum allein, ob es der Erscheinung erlaubt sein soll, noch anders als ihre Formel zu sein, die mathematische oder die sittliche Formel, oder ob die Erscheinung in der Formel aufgehen muß, ja auch nur überhaupt jemals rein aufgehen kann; es geht um Anerkennung der Wirklichkeit. Goethe fand es ‚eine unbestrittene Wahrheit, daß so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsboden sogleich bei jedem Schritte periklitiert und ebenso gut wie jede andere ausgeübte Maxime zum Irrtum verleiten, ja den Irrtum ungeheuer machen und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann'. Behutsame Mathematiker wissen das auch selbst sehr gut: Lord Kelvin hat einmal gesagt, seine Wissenschaft handle nur vom Leblosen; ‚sobald ich von einem Lebendigen spreche, bin ich nicht mehr auf meinem Gebiet'. Pascal aber versucht, auf das Urlebendigste seine Formel des Leblosen anzuwenden, und wenn Goethe gesagt hat, mit Newton werde man ‚die Farbe für's ganze Leben los', so wagt Pascal den grandiosen Versuch, den ganzen Menschen loszuwerden. Ein ‚erstarrtes Aperçu' nennt Goethe Newtons Optik. Aber in Pascal gar ist ein ungeheures Erlebnis ‚erstarrt', das höchste, dessen ein Mensch teilhaft werden kann: die Begegnung mit Gott.

Pascal wuchs in unserem Glauben auf, aber nach Art der Weltkinder, ohne viel Gebrauch davon zu machen. Erst mit dreiundzwanzig Jahren wurde er von Jansenisten zur Ausübung des Glaubens bekehrt. Diese erste Konversion bleibt aber zunächst noch ganz intellektuell. Auch fährt er ruhig in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fort, ja gerade jetzt verkehrt er in der ‚Welt' mehr als je zuvor. So vergehen acht Jahre, bis er, einunddreißigjährig, in der Nacht vom 23. auf den 24. November 1654 von ungefähr halb 11 Uhr abends bis eine halbe Stunde nach Mitternacht entrückt wird und Gottes Gegenwart erlebt. Jenes erschütternde ‚Memorial', in seinem Stammeln von einer Glut wie kein anderes seiner Werke, bezeugt dies. Es ist der Paulinische ‚Raptus'. Er ward entrückt. Er hat vielleicht den Augenschein, er hat gewiß die Berührung Gottes erlebt.

Als Moses vom Berge kam aus der Gegenwart Gottes, da leuchtete sein Angesicht. Und so kehrt aus der Berührung Gottes die heilige Katharina von Siena, kehrt die heilige Teresa, kehrt der heilige Ignatius leuchtend mit erneuter Kraft zur Arbeit an den Menschen ins irdische Dasein zurück, auf das Feld unserer Heiligung durch die Tat der Liebe. Und leuchtend tritt aus dem Lichte Gottes der heilige Franziskus, die blutigen Zeichen davon an Händen und Füßen, wieder unter die Menschen, noch zärtlicher fortan den Averner Berg, den Sonnenschein, Wald und Tier, alle diese seine ‚Brüder' und die süße Lust dieser ganzen gottdurchdrungenen Wirklichkeit

lobpreisend bis zum letzten Atemzug. Und leuchtend geht der alternde Bernini vom täglichen Empfang des Sakraments verjüngt an sein seitdem in fast beklemmender Fülle wachsendes Werk. Und so leuchten auch jene spanischen Dichter geistlichen Standes, die, wie Richard Wagner einmal an Liszt schreibt, ‚nach vollkommen ideeller Überwindung des Lebens dann dieselbe Leben mit einer Sicherheit, Reinheit, Deutlichkeit und Wärme schildern konnten wie nie vorher, da sie im Leben standen; ja die graziösesten, launigsten Schöpfungen sich aus jener geistlichen Zurückgezogenheit zutage brachten'.

Diese Reihe begnadeter Männer und Frauen kehrt aus der Verzückung auf Erden freudig an ihr Tageswerk heim. Der Himmel hat sie nur gestärkt für die Welt, und mit neuem Mut gehen sie wieder in den guten Kampf, voran Paulus, dem gerade das Erlebnis Gottes solche Leidenschaft zur Liebestat an den Menschen erregt, daß er seitdem predigend, mahnend, zurechtweisend, ob gelegen oder ungelegen, durch die Welt zieht, ja bereit ist, ‚selbst dem Verderben geweiht zu sein, hinweg von Christus, für seine Brüder'! Diesen unheimlichen, eigentlich fast verrucht klingenden Wunsch (im neunten Kapitel des Briefs an die Römer) erklärend, sagt der heilige Chrysostomus: ‚Ita totam mentem eius demerserat amor Christi, ut etiam hoc, quod ei prae ceteris omnibus amabilius erat, esse cum Christo, rursus id ipsum, quia ita placeret Christo, contemneret.' Die beiden Stellen zieht der heilige Thomas von Aquin in seiner Summa, II. 2. Quaestio 182, an als Beweis seiner Lehre, daß, wenn auch ihrer Art nach, die vita contemplativa höher als die activa stehe, doch zuweilen jemand durch Werke des aktiven Lebens mehr Verdienst gewinnen kann als ein anderer durch Werke des kontemplativen, wenn er nämlich ‚propter abundantiam divini amoris, ut eius voluntas impleatur, propter ipsius gloriam interdum sustinet a dulcedine divinae contemplationis ad tempus separari'. Und daß Gott auch den Begnadeten die ‚Süßigkeit seiner Betrachtung' zu Zeiten wieder entzieht und sie zurück in die Welt weist, geschieht, wie die selige Angela von Foligno aus seinem Munde vernahm, damit in der Welt ihr Hunger und die Sehnsucht und das Heimweh nach ihm nur immer noch wachse.

Aber eine andere Reihe begnadeter Männer und Frauen hinwieder empfindet die Berührung Gottes so, daß sie fortan das irdische Leben kaum mehr ertragen können, daß sie sie lebensunfähig macht. Ihr höchstes Beispiel ist die heilige Katharina von Genua. Das höchste Beispiel der anderen Art, der lebensfreudigen, lebenstätigen, die nun aus dem Himmel, der ihr offenstand, gleichsam ein Stück Ewigkeit in die Zeit herab den Menschen mitbringen will, ist das Barock, eine lebendige Leiter zwischen Himmel und Erde sozusagen, aus der Verzückung immer gleich wieder zur irdischen Tat, aber noch mitten in der irdischen Tat schon wieder empor, das ganze Dasein des Menschen immer auf der Brücke zwischen Ewigkeit und Zeit.

Pascal aber ist durchaus unbarock, sein Angesicht leuchtet nicht, er will

nicht den Hunger nach Gott, er will die Sättigung in Gott, er will aus der Begegnung mit Gott nicht mehr zurück, er kann von der Entrückung nicht mehr los, sie hat ihn lebensunfähig gemacht. Wer darf sich vermessen, mit ihm zu rechten? Erst wenn er nun aus seiner besonderen Art ein allgemeines Gesetz macht, auch von jedem anderen dasselbe fordert und alle noch in der Welt und an der Welt Tätigen von der Gemeinschaft ausschließen will, schaudern wir zurück. Er selbst hat doch einmal den Unterschied zwischen den ersten Christen und den späteren aufgezeigt: jene hatten schon ihr Leben hinter sich und traten, nachdem sie seinen Trug durchschaut, aus dem Leben aus, wenn sie in die Kirche eintraten; wir aber, wenn wir in die Kirche treten, haben doch das ganze Leben noch erst vor uns! Kann es Gottes Wille sein, daß wir schon als Kinder die kaum erblickte Welt wieder verlassen?

Pascal will gewissermaßen den Zustand der Ekstase fixieren. So glaubt er Gott am besten zu dienen. Aber indem er das seiner Natur, der Besonderheit dieses einen Pascal, der die Welt überwunden hat, dieses täglich von Leiden gepeinigten Kranken, dieses in der Abstraktion heimischen Mathematikers, Gemäße zur allgemeinen Maxime macht und die Kirche zum Kloster verengt, was soll da dann aus uns werden? Was soll aus den anderen werden, die nicht mit seinem Erlebnis begnadet worden sind, denen Gott nicht von Angesicht begegnet ist? Sind sie verdammt? Hier klingt doch der furchtbare Wahn des Jansenius an (von dem sich Pascal selber übrigens freihielt), daß Christus nicht für alle Menschen gestorben ist. Unser Herr aber saß am Tische der Zöllner und Sünder, unser Herr verhieß auch dem, der sich ihm erst in der letzten Stunde verdingt, keinen geringeren Lohn, unser Herr hat seine Apostel in die ganze Welt geschickt.

Stellen wir uns einmal Pascals Kirche vor, zu der nur vollendete Heilige zugelassen werden (katholisch dürfte sie sich ja dann kaum mehr nennen) und die Welt also ganz sich selbst überlassen, ihrem eigenen von jenen nur himmelwärts gewandten Heiligen unberührten Sinn! Fragen wir gar nicht, was dann aus der Welt wird. Aber was wird aus den Heiligen? Die Kirche ganz entweltlicht, nur noch eine Sekte weltabgekehrter Büßer, und die Welt den Unfrommen eingeräumt, ganz ihrem irdischen Sinn überlassen — was geschähe da? Das haben die Freunde Pascals an sich selber erlebt. Diese frommen Männer und Frauen von Port-Royal, den Abbé von Saint-Cyran, den gelehrten Antoine Arnauld, den Verfasser des berühmten Buches De la frequente Comunion und seinen Neffen de Sacy, den Übersetzer der Bibel, die ehrwürdige Mère Angelique, Pascals Schwester Jacqueline, sie alle ekelte vor dem Treiben der sündigen Welt, sie entflohen ihr, um fortan als Büßer mönchisch nur der Betrachtung zu leben. Ihre Selbstzucht, die Glut ihrer Andacht, ihre Kraft der Entsagung sind bewundernswert, wenn sich auch in ihre Demut zuweilen ein Gran von Stolz und einer leisen Neigung zum

Sektieren, einer Versuchung, sich auserwählt zu fühlen, mischt. Ihr Beispiel steckt an, Weltflucht wird Mode, Herren und Damen vom Hofe kokettieren mit dem Kloster, und der weltliche Katholik, der noch draußen sein Tagwerk treibt, fühlt sich im stillen selber beschämt. Durch diese frommen Männer und Frauen von Port-Royal wird zum erstenmal in Frage gestellt, ob es überhaupt möglich ist, in der Welt fromm zu sein, ob der Gläubige sich mit dem irdischen Leben, sich auf das irdische Leben überhaupt einlassen darf, ob sich in der Welt das Gute, Wahre, Schöne behaupten kann, ohne sogleich, eben durch diese Selbstbehauptung schon, Schaden zu leiden an sich selbst, wie das Beispiel der Jesuiten ihnen zu beweisen scheint. Und gerade diese frommen Männer und Frauen von Port-Royal, diese fanatischen Gesinnungsethiker, die sich nur an den Sinn ihrer Taten halten, ohne nach der Wirkung zu fragen, diese stolzen Verächter der jesuitischen Verantwortungsethik, die nicht bloß für den Sinn, sondern auch für die Wirkung ihrer Taten einstehen können will, sollten nun aber am eigenen Leib erleben, daß sich auch in der Weltflucht das Gute, Wahre, Schöne nicht immer behaupten, daß auch der Weltflüchtige gezwungen werden kann, von seiner Gesinnung etwas nachzulassen. Das war in der Zeit der Fronde, da wurde das Kloster von Plünderung bedroht. Dürfen, sollen die frommen Männer sich wehren? Die Waffen nehmen zur Verteidigung? Schießen, ja töten? Nein sagt da de Sacy, der ehrwürdige Greis, auf keinen Fall. Lieber sterben als töten! Aber dann wird das Kloster gestürmt, vertilgt, die letzte Zuflucht des reinen Glaubens! Doch der alte de Sacy gibt nicht nach, an das Pauluswort erinnernd: ‚Töten, um einen Bösen zu hindern, heißt zwei daraus machen.‘ Ganz Tolstoi. Schließlich bewaffnen sie sich aber doch und — beweisen so, daß sie praktisch, wenn es darauf ankommt, selber auch Jesuiten sind: die Wirklichkeit ist stärker und zwingt auch sie, ein Gebot, das ihnen für unbedingt gilt, zu brechen. Wozu sie freilich nicht erst nötig gehabt hätten, die Welt zu fliehen: denn wer erst einmal zugibt, das Unbedingte den Bedingungen der Welt zu fügen, wer erst einmal die Welt anerkennt, kann ruhig in ihr bleiben. Mehr verlangt sie ja doch von ihm gar nicht.

Was die frommen Männer und Frauen von Port-Royal damals erlebten, das ist niemals gewaltiger dargestellt worden als in Dostojewskis größtem Roman; es ist das Thema der Karamasoff. Aljoscha, der Held, beginnt durchaus als Pascal. Auch ihn quält die Furcht vor jener Deklination des Geistigen in der Wirklichkeit; auch er ist, sobald er an Gott und Unsterblichkeit glaubt, sogleich entschlossen, fortan ganz nur der Unsterblichkeit zu leben: ‚einen halben Kompromiß nehme ich nicht an‘, und da geschrieben steht: Verteile dein Gut und folge mir nach!, sagt auch er: Da kann ich doch nicht, statt mein Gut bloß zwei Rubel geben und statt Ihm nachzufolgen, mich begnügen, in die Kirche zu gehen; so scheint auch ihm Weltflucht notwendig, er will ins Kloster. Und es

ist an einem Russen aber eigentlich höchst merkwürdig, daß auch er alles das, womit die Welt sein Gewissen bedroht, was er von ihr fürchtet, weshalb er sie flieht, nicht besser zu nennen weiß als ‚jesuitisch‘. Das Wort kehrt immer wieder. Er hat Angst, ‚auf den Jesuitenweg zu geraten‘; so nennt er das, was ihm das schlimmste scheint. Und es ist seltsam, aber von einer ungeheuren Wahrheit, daß er gerade darin, in seinem Jesuitenhaß, mit seinem sonst ganz anders gestimmten, ganz anders gesinnten Bruder Iwan übereinstimmt, dem Westler, dem Freigeist, dem gottlosen theoretischen Menschen, der die Erzählung vom ‚Großinquisitor‘ ersinnt (das wird immer übersehen, daß Dostojewski den Großinquisitor ein ‚Poem‘ Iwans nennt: erdacht ist dieses ‚Poem‘ natürlich von Dostojewski, doch im Charakter des Iwan, als Ausdruck Iwans, nicht Dostojewskis, oder doch nur eines Teils Dostojewskis, jenes Teils, dem er sich eben durch die Karamasoff entrungen hat). Dann rollt das grauenhafte Schicksal Dmitris, des dritten Bruders, ab, bis dieser als Mörder seines Vaters verurteilt ist zu zwanzig Jahren Sibirien. Aljoscha weiß, daß der Bruder unschuldig ist; er weiß auch, daß der Bruder innerlich noch lange nicht reif ist, dieses ungeheure Kreuz zu tragen, daß es für ihn, so wie er nun einmal jetzt noch ist, gar nicht ein Kreuz, das er auf sich nimmt, daß es also gar nicht ‚sein‘ Kreuz wäre. Wenn aber Dmitri Gelegenheit hat, auf dem sibirischen Transport nach Amerika zu flüchten, so glaubt Aljoscha zu wissen, daß der unglückliche Bruder in sich gehen, bereuen, innerlich umkehren und die Kraft seines Schuldbewußtseins (denn wenn er auch nicht der Mörder ist, so trifft doch auch ihn die Schuld am Morde mit: hier wirkt das russische Gefühl der Allverschuldung ein) ihm zur Wiedergeburt verhelfen wird. So rät ihm Aljoscha zur Flucht. Diese Flucht ist nur durch Bestechung, durch allerhand ‚Unehrenhaftes‘, durch Gebrauch unsittlicher Mittel möglich. Und Aljoscha, sonst so rein, rät ihm, ja drängt ihm geradezu diesen Gebrauch unsittlicher Mittel auf, ja Aljoscha gibt sich selbst dazu her. Der Bruder, als er ihn so argumentieren hört, sagt: ‚So sprechen eigentlich Jesuiten, nicht? Sieh mal, wie weit wir beide gekommen sind, was?‘ Und jetzt heißt es im Roman weiter: „‚Ja, so reden Jesuiten,‘ sagte Aljoscha lächelnd. ‚Darum liebe ich dich auch so, Aljoscha, weil du immer die ganze Wahrheit sagst und nichts verheimlichst,‘ rief Mitjä froh aus. ‚Sieh mal, jetzt hab ich dich auf dem Jesuitenwege ertappt! Abküssen müßte man dich dafür, aber kräftig, weißt du das auch, Junge?‘“ Niemals war Dostojewski von Tolstoi so fern wie hier, an der höchsten Stelle seines größten Werkes; ein Abgrund tut sich hier zwischen den beiden auf: die ganze Welt der Wirklichkeit, eben der Abgrund, der Pascal von den Jesuiten trennt, und nicht bloß von den Jesuiten, sondern auch überhaupt von der Kirche mit ihrem großen reinen Sinn für die Wirklichkeit, die wir überwinden sollen, zuweilen erleiden müssen und niemals ableugnen können. Tolstoi ist ein Abkömmling Pascals, und Dostojewski ist, hier wenigstens, durchaus der

Abkömmling des Barock, des ihm ganz unbekannten Barock, dessen tiefsten Sinn er aus seiner eigenen inneren Not wiederentdeckt.

Auch Dostojewski muß, sein Werk bezeugt's, Gott einmal ganz nahe gewesen sein. Vielleicht als er, zum Tode verurteilt, schon an den Pfosten gebunden stand, der Kugel gewärtig. Auch er sah sein Erlebnis, als er dann daran ging, es in seinem Wandel zu verwirklichen, immer wieder von jener ‚Deklination' bedroht; auch er fand sich immer wieder daran, in der ‚Erfahrung' zur ‚Parodie auf seine Idee' zu werden. Und wie jeder, dem dies begegnet, wehrt er sich zunächst, es zuzugeben. Daher sein Jesuitenhaß, sein Haß der katholischen Kirche. Die katholische Kirche ist Christus unter uns fortlebend, Christus auf Erden, Christus in der Zeit. Jener Christus als inneres Erlebnis und dieser Christus als Erscheinung in der Welt decken sich niemals ganz. In den Hiatus, der sich daraus ergibt, hat auch Dostojewski als Denker so wenig einwilligen wollen wie Pascal. Erst als Dichter ist er, wie jeder wahrhafte Künstler in den schöpferischen Augenblicken, über die seiner Erkenntnis gezogenen Grenzen ausgebrochen; denn eben dadurch allein wird ja der Künstler schöpferisch, wird er gestaltend, daß sein Geist einen Hauch der Wirklichkeit erleidet, gerade dieser Anhauch erst macht ihn zum Bildner. Der ‚Jüngling', der ‚Idiot', die ‚Dämonen', die ‚Karamasoff', alle seine Werke sind im Grunde nur ein fortwährender Disput Dostojewskis mit dem Pascal in der eigenen Brust. Pascal spricht aus Iwan Karamasoffs Bekenntnis, ‚die von Gott erschaffene Welt nicht acceptieren' zu können. Und wenn Iwan sagt: ‚Nicht Gott ist es, den ich ablehne, ich schicke ihm nur die Eintrittskarte ergebenst zurück,' was heißt denn die Weltflucht Pascals schließlich anderes, als daß eben auch er dem lieben Gott die Eintrittskarte zur Welt zurückschickt? Und wenn Pascal la maladie l'état naturel du chretien nennt, so hat kaum irgendein Mensch gerade dieses Christentum mehr praktiziert als Dostojewski; auch er ist immer krank, denn das Leben selber macht ihn krank, der Ekel und Abscheu vor dem Leben, ein Ekel noch weit grauenhafter als der aller romantischen Pessimisten, etwa Byrons, und ganz ohne die grandiose Geberde ihrer titanischen Weltverachtung, die für Pascals und Dostojewskis Gefühl des nur einfach trostlos schmierigen Lebens ein allzu lächerlicher Aufwand von Pathos wäre. Was ihnen das Leben so furchtbar macht, wird einmal im ‚Jüngling' mit einer ingrimmigen Deutlichkeit ausgesagt: ‚Übrigens haftet der Wirklichkeit immer etwas von Schusterhaftigkeit an, selbst wenn sie aus einem noch so reinen Streben nach dem Ideal hervorgeht.' Das ist es, was Pascal und Dostojewski nicht ertragen können. Das Streben des Menschengeistes mag noch so rein sein, was aus dem Ideal dann in Wirklichkeit hervorgeht, hat etwas ‚Schusterhaftes'; indem der Geist realisiert wird, erhält er irgendeinen unreinen Zusatz, den können sie nicht ertragen. Jede Wirklichkeit enthält für den Geist diesen Zusatz von ‚Schusterhaftigkeit'; jede Pflanze selbst, an der Urpflanze gemessen, ist ‚schuster-

haft', Erscheinung ist immer schon ,schusterhaft', ja sie wird eben durch diese ,Schusterhaftigkeit' erst möglich (weshalb auch der Künstler vor jedem seiner Werke, vor jeder Selbstverwirklichung, vor jeder Gestalt seiner Idee dann immer so tief zurückschrickt, denn er sieht sich da selber ,schusterhaft'; hier wurzelt auch die Verlockung zum ,Idealisieren', wodurch die Kunst allerdings das ,Schusterhafte' wieder los wird, damit aber auch ihre Wirklichkeit). Diese ,Schusterhaftigkeit', mit der sich Dostojewski als Denker so wenig aussöhnen kann als Pascal, hat er als Dichter überwunden; nachdem Aljoscha ,auf den Jesuitenweg' geraten ist, sagt er (im letzten Kapitel des Romans, der sich hier so geheimnisvoll aus tragischem Entsetzen in ein stilles Idyll zu retten weiß) zu dem Knaben Kolja, gleichsam zur Zukunft der Menschheit selbst: ,Sie werden im Leben ein sehr unglücklicher Mensch sein. Aber im ganzen werden Sie doch das Leben segnen.' Indem er das Leben, an dem er so leidet, das Leben in seiner verhaßten Wirklichkeit, dieses ,schusterhafte' Leben am Ende doch segnen lernt, ist Dostojewski den Pascal in sich los: jetzt hat auch er das Leuchten. Und damit ist er auch den heimlichen Skitaletz in sich erst los. Gegen den Skitaletz war er schon immer im Kampf. Der Skitaletz, das ist der Unrusse, der sein Vaterland verläßt und es an Europa verrät, der Westler, der theoretische Mensch. Eigentlich bedeutet das Wort einen, der ,keinen Verbleib hat', der es nirgends aushält. Ungefähr dasselbe, was Maurice Barres mit seinen Déracinés meint. Der Skitaletz, der Déraciné, der theoretische Mensch ist unfähig, sich in eine Wirklichkeit zu fügen, die von der Vorschrift des Geistes abweicht. Aber es handelt sich dabei keineswegs um die Wahl zwischen Primat der Idee oder Primat der Wirklichkeit; es handelt sich hier nur um die Erkenntnis allein, daß Idee, sobald sie auf Erden zu wirken beginnt, in dem Augenblick, wo sie sich anschickt, nicht mehr Utopie zu bleiben, eben dadurch, daß sie durch lebendige Tat verwirklicht wird, einen Zusatz erfährt: sie sieht verwirklicht anders aus. Dies macht es schwer, sie wieder zu erkennen. Sie gar aber auch in dieser irdischen Verwandlung noch anerkennen kann nur die Demut.

In der menschlichsten Stunde des Gottesmenschen, am Ölberg, hat auch Er das eigentlich Menschliche: den Schauder vor dem wirklichen Gesicht des eigenen Gedankens, erlebt. Der Sinn Seines irdischen Lebens ist, für die Menschen durch die Menschen zu sterben. Dies ist Sein Wille, dies ist Seine Sendung, zu nichts anderem ist Er in diese Welt gekommen. Jetzt aber, da sein göttlicher Wille geschehen soll, erlebt der Menschensohn den Schauder vor der eigenen Verwirklichung. ,Mein Vater, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch vorübergehen, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!' Niemals ist der Menschensohn so völlig Mensch gewesen als in dieser Stunde, da der Sohn des lebendigen Gottes sich zum Anblick des häßlichen Gesichts der Wirklichkeit demütigt. Die liebsten Jünger, die er wachen hieß, sind eingeschlafen. Die täglich ihn im Tempel lehren

hörten, kommen mit Schwertern und Knütteln, um ihn zu fangen wie einen Räuber. Judas küßt ihn. Und alle Jünger verlassen ihn und entfliehen. Der Entschluß Gottes, seinen lebendigen Sohn für die Menschen sterben zu lassen, ist in all der ungeheuren Größe seiner unermeßlichen Liebe noch nicht so furchtbar als das grausige Detail der Verwirklichung.

Das tiefe Grauen jedes rein gesinnten Menschen vor dem häßlichen Detail jeder Verwirklichung, der ‚Schusterhaftigkeit', die sie bringt, der ‚Parodie auf die Idee', lernt Dostojewski durch seine große Demut überwinden, die ihn die Welt als sein Kreuz auf sich nehmen heißt, die Welt wie sie ist, also nicht ihre Leiden bloß, sondern auch ihre Freuden, beide dem Menschen als Übung und Prüfung auferlegt, ganz wie ein altes Gebet, das auf den heiligen Ignatius zurückgeht, Gott anfleht ‚weder um Reichtum noch um Armut, weder um Ehre noch um Schande, weder um Hoheit noch um Niedrigkeit, weder um Gesundheit noch um Krankheit, weder um langes Leben noch um frühen Tod, sondern um das allein, was der Wille Gottes uns bestimmt, wie er es uns bestimmt, wann und wo er es uns bestimmt, und um die Kraft dazu, arm zu sein, als wären wir reich, und reich zu sein, als wären wir arm, Lust zu tragen, als wär es Leid, und uns in Gott der Schande zu rühmen wie hoher Ehren, weil doch in Gott, der allein die Wahrheit ist, dies alles aufhört. Die Schwester Pascals, Jacqueline, hat eben dies ganz kurz ausgesprochen: Fais par vertu ce qu'il faut que tu fasses par nécessité. Das ist das ganze Geheimnis. Der höchste Verstand reicht nicht aus, es zu fassen; das kann nur die Demut.

In Pascal aber war den reinsten Kräften eine verderbliche beigesellt: superbia, sozusagen die Berufssünde der Geistigen. Gerade weil die Geistigen so stark spüren, daß in jeder Erscheinung schon eine Entscheidung von uns steckt, ist es ihnen unerträglich, daß in jeder Erscheinung doch auch wieder noch etwas steckt, das sich unserer Entscheidung entzieht, daß wir eben den Erscheinungen also, deren Herren wir sind, doch auch wieder dienen müssen. Auch Dostojewski hat vielleicht erst aus Abscheu vor dem Skitaletz seine superbia bezwingen gelernt. So verzichtet er auf Macht, Ruhm und Glanz in der Welt, nicht aber auf Wirkung, Arbeit und Dienst in der Welt. Weil er die Demut hat, hat er die Liebe. Noch als er zum letzten Mal öffentlich erschien, in der Puschkinrede, rief er aus: ‚Demütige dich, stolzer Mensch! Arbeite, müßiger Mensch!'

Schon Pascals zarte Schwester Jacqueline erzählt von seiner fantaisie de vouloir exceller en tout, und in allen Schilderungen seines Wesens kehrt dieses besoin d'exceller wieder. In diesen Worten klingt die Definition an, die der heilige Thomas von Aquin von der superbia gibt: inordinatus propriae excellentiae appetitus. Und an einer anderen Stelle: Immoderate tendere in excelsa. Und ebenso schon der heilige Augustin: Perversae celsitudinis appetitus. Wann aber wird der Trieb des Geistes inordinatus, immoderatus? Darauf antwortet der

heilige Augustinus: wenn er verlangt supergredi modum conditionis suae. Damit ist das Innerste Pascals aufgedeckt; denn es heißt das dem Menschengeiste zugewiesene Maß überschreiten, wenn er sich anmaßt, von jener Deklination oder Deviation alles Geistigen, so bald es sich zu verwirklichen unternimmt, verschont zu bleiben. Ihr sich vielmehr mutig zu stellen, Aug in Aug, zum Kampfe zu stellen mit ihr, wie mächtig sie sich auch zeige, niemals nachzulassen in diesem Kampf bis zum letzten Atemzug, das ist recht eigentlich das Thema des Geistes auf Erden. Trug ist die Welt, und das Leben ein Traum; an uns aber ist es, mitten in diesem Trug die Wahrheit zu tun und wach zu bleiben in unserem Traum. Dies war das ungeheure Wagnis des Barock.

Mit Pascal aber beginnt eine neue Geistesart, und unsere ganze Geistesgeschichte besteht fortan nur in immer neuen Variationen. Sie schließt in Pascal noch daraus, die Welt zu fliehen. Im achtzehnten Jahrhundert folgert sie schon anders und erkühnt sich, jene Deklination vom Geiste zu bezwingen durch Gewalt; durch Gewalt am Wirklichen selber alle Wirklichkeit auszutilgen, einzuschmelzen und aufzuzehren im Geist; aus Pascal wird der Jakobiner, der nicht ahnt, daß er dabei sich selbst betrügt, weil doch eben, indem er zur Gewalt greift, der Geist schon um den Geist betrogen ist, indem damit in den Geist selber schon Wirklichkeit aufgenommen und dieser Geist der Gewalt nur noch maskierte Sinnlichkeit ist (was ursprünglich schon in dem Augenblick beginnt, wo der Geist ‚sentimental‘ wird, mit Rousseau). Das Zeitalter des ‚Betriebs‘ hat zuletzt in der Tat den Geist völlig ‚verwirklicht‘: der Geist nahm die Wirklichkeit an und gab sich selber auf.

Sittliche Maximen erleiden in ihrer Anwendung auf das tägliche Leben Abweichungen; es zeigt sich, daß auch hier Erfahrung leicht zur Parodie auf die Idee wird. Darin eben besteht unsere Prüfung: die Kraft, mit der wir die Idee vor der Verführung zur Parodie verteidigen, zeigt, was wir wert sind. Pascal flieht vor der Prüfung. Andere, von derselben superbia, auch gelassener Anerkennung dieser alles Geistige deformierenden Gewalt des Wirklichen unfähig, aber nicht willens, auf die Welt zu verzichten, meinen, die Schuld müsse vielmehr offenbar an den sittlichen Maximen selber liegen: Maximen, die bei der Berührung mit der Wirklichkeit deformiert werden, zeigen eben dadurch, daß sie falsch sind, und es gilt eben, die richtigen zu finden, solche nämlich, die die Berührung mit der Wirklichkeit aushalten. Es beginnen die sogenannten ethischen Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts: ein Versuch, die hergebrachten sittlichen Maximen auszutauschen gegen lebensfähigere.

Ein Deutscher, mit einem Engländer im Gespräch über Oskar Wilde, sagte: Wir Wilden sind doch bessere Menschen, wir hätten niemals einen großen Künstler sein Laster so furchtbar büßen lassen! Der Engländer erwiderte: Das ist ein deutsches Mißverständnis; wir haben ihn nicht sein Laster büßen lassen, sondern dafür, daß er daraus einen Grundsatz, ja

Peter Cornelius/Sulpiz Boisserée



eine Tugend machen wollte; wir sind bereit, uns mit jeder Unsittlichkeit praktisch abzufinden, niemals aber damit, daß Unsittliches zur sittlichen Maxime werden soll. Der Deutsche schwieg betroffen und hat seitdem sein Urteil über den englischen Kant revidiert. Auch der englische Kant ist ja nur ein freilich vielleicht etwas zweideutiger Versuch, Anerkennung der Sittlichkeit mit Anerkennung der Wirklichkeit auszusöhnen.

Oskar Wilde ist ein Pascal, nur à rebours. Beiden ist die sündige Natur des Menschen unerträglich; so wendet sich Pascal von der Natur ab und Wilde wendet sich der Sünde zu. Es ist bei beiden dieselbe Superbia.

Geh hin und sündige nicht mehr! sagt unser Herr. Jenes sanften ‚Geh hin!', mit dem da die Sünderin entlassen wird, wäre Pascal unfähig. Dieses unbedingten ‚Sündige nicht mehr!' wäre Wilde in der Zeit vor seiner Umkehr unfähig gewesen. Beide ganz aus demselben Stolz. Unser Herr aber hatte die verzeihende Milde der Liebe mit der unerbittlichen Strenge des Gebots zusammen.

Dem Guten, Wahren, Schönen wird, so bald es in der Welt erscheint, ein unreiner Zug beigemischt. Um es vor dieser Entstellung zu bewahren, flieht Pascal aus der Welt. Andere geben nicht der Welt die Schuld, sondern dem Guten, Wahren, Schönen selbst: ein Gutes, Wahres, Schönes, das sich in der Welt nicht zu behaupten vermag, eine Maxime, die sich nicht durchführen, ein Ideal, das sich nicht verwirklichen läßt, hätten eben dadurch schon bewiesen, daß sie falsch sind; dies eben sei das Zeichen der wahren Idee, daß sie rein erscheinen kann. Indem nun eine solche Idee gesucht wird, wird sie von vorneherein immer mehr der Welt angepaßt; eben aus Unerbittlichkeit, weil man eine Idee verlangt, die nicht nötig hätte, sich auf ein Kompromiß mit der Welt einzulassen, wird die Idee selbst schon kompromittiert; weil die Idee doch in der Welt niemals rein erscheint, versucht man's lieber gleich mit unreinen Ideen, weil man sich nicht demütigen will vor der Wirklichkeit, demütigt man lieber die Idee selbst. Der Superbia frevelndes Verlangen supergredi modum conditionis endet damit, daß der Mensch tief unter den modus conditionis suae herabsinkt. Unser Leben ist ein Kampf mit der Sünde. Das Barock nahm ihn freudig auf, sich tapfer mit der Sünde schlagend, Wunden nicht fürchtend; mancher fiel im Kampf, da sprang der nächste für ihn ein, der Kampf hielt an. Pascal floh den Kampf. Da dies auch noch zu beschwerlich schien, ergab man sich später lieber gleich; man kämpfte gar nicht mehr erst, sondern ergab sich der Sünde.

Der Katholik der barocken Zeit steht zur Welt wie der Künstler zu seinem Stoff. Der Stoff soll zum Ausdruck des Künstlers, zur Gestalt seines Willens werden. Das gelingt nie ganz und es gelingt nie rein: immer bleibt im Künstler etwas zurück, ein Teil seines Willens bleibt immer unausgedrückt; und immer kommt etwas dazu, gleichsam der Wille des Stoffes, an dem ein letztes Widerstreben nie ganz bezwungen wird, auch das

höchste Kunstwerk kann in irgend einem leisen Zug die ‚Schusterhaftigkeit' nicht völlig verleugnen. Der Ulrik Brendel in Rosmersholm sagt, seine besten Werke kenne niemand, denn er habe sie nie geschrieben. Seine besten Werke hat nämlich noch keiner geschrieben; das Bild, das er eigentlich meint, hat noch kein Maler gemalt; das Lied, das er in seiner Seele hört, hat noch keiner gesungen. Aber an diesem Unvermögen eben, sich jemals ganz und rein auszudrücken, wird der Künstler immer von neuem produktiv. Je stärker er es empfindet, je heftiger ihn der Widerstand des Stoffes erbittert, desto sicherer weiß er sich vor der Versuchung, dem Stoffe nachzugeben, der die leichthändigen Künstler zuweilen erliegen, Knechte dessen, über den sie herrschen sollen.

Der Katholik hat keinen Willen als den Willen Gottes. Die Welt ist sein Stoff. Ihr den Willen Gottes einzuprägen, ihr die Gestalt des göttlichen Willens zu geben, überall an ihr Gott aufzuzeigen, dazu fühlt er sich da. Doch auch diesem, dem sittlichen, dem Künstler der Tat bleibt das Los des Künstlers nicht erspart: auch ihm gelingt die Tat nie ganz und sie gelingt nie rein; auch sie läßt im Täter immer irgend etwas zurück, das unausgedrückt bleibt, und auch sie bringt noch selber etwas dazu, sie mischt einen weltlichen Zug ein, so daß man wieder sagen kann: Das was einer mit seiner Tat eigentlich meint, hat noch keiner getan. Wie nun Ulrik Brendel darum seine schönsten Werke lieber gleich überhaupt nicht schreibt, so macht's Pascal, wenn er, weil den Willen Gottes in der Welt zu tun nie ganz und nie rein gelingt, deshalb allem Tun in der Welt entsagen will. Was würde dann aus der Welt? Aber solche Männer der Verzweiflung an der Möglichkeit sittlichen Tuns in der Welt sind ihr notwendig als aufschreckendes Beispiel, ohne das die leichthändigen Täter, die sich allzu rasch, allzu gern abfinden mit dem Unreinen in jeder irdischen Tat, überhandnähmen in ihr. Pascal sagt mit Ibsens Brand: Alles oder nichts! Das ist ein falscher Grundsatz, aber man muß handeln, als wäre er wahr! Wir müssen den Willen Gottes unbedingt tun, auch wenn unsere Tat dann die Bedingungen der Welt erleidet! Und daß sie dann immer wieder die Bedingungen der Welt erleidet, soll uns nun aber kein Anlaß sein zu Pascals Verzweiflung an der Welt, zu Pascals Flucht aus der Welt, sondern ein Anlaß, den Willen Gottes, den in der Welt ganz und rein zu tun niemals völlig gelingt, jeden Tag von neuem mit der Zuversicht zu tun, daß er uns einmal doch ganz und rein gelingen muß! Dann hätten wir das heroische Christentum des barocken Zeitalters wieder, dessen ungeheure Weltfreudigkeit aus einer tief pessimistischen Welterkenntnis aufblüht, ein Christentum, das unablässig kämpft in dieser Welt, aber nicht um diese Welt: der Kampf ist hier, der Sieg erst drüben!

Peter Cornelius und die Romantik

Von Eduard Firmenich-Richartz

Ihr Landsmann Cornelius — das ist der Goethe unter den Malern, und in jeder Hinsicht ein frischer und mächtiger Geist: frei von aller Beschränktheit,' so rühmt in einem Schreiben an Fritz Jacobi vom 26. Juni 1818 Barthold Georg Niebuhr den Bahnbrecher der neudeutschen Kunst in Rom.* Der preußische Gesandte betrachtet ihn als Ausnahme in der Schar der Banausen: Endlich auch einmal ein Künstler, der enge Schranken überragt und ‚dessen lichter und reicher Genius nach allen Seiten zu schauen vermag'. Bei näherem Verkehr fiel ihm die Selbständigkeit des Urteils auf, die Freudigkeit und der glühende Eifer, mit dem der aus engen Verhältnissen erwachsene Künstler ganz fremde geistige Gebiete beschritt. Gerade der vielseitige Historiker und Diplomat ist es dann aber auch, der von der Höhe einer erlesenen humanistischen Kultur immer wieder die völlig ungenügende Vorbildung der jungen Maler in Rom beklagte und durch gesellige Aussprache, durch Belehrungen und gemeinsame Lesung die ärgsten Lücken an fundamentalen Kenntnissen zu füllen und ihren Anschauungskreis zu bereichern trachtete. Zunächst sei bei diesen jungen Leuten ‚vor allem nur das Geistige der Kunst zu erstreben'. Die gesamte Vorstellungskraft müsse auf dichterische Gestalten, auf edle Charaktere und große Taten hingelenkt werden. Cornelius war der erste und willigste, der sich hier anschloß und folgte. Der Genius Roms berührte ihn in seiner Hoheit und Vielgestaltigkeit. In wechselnden Stimmungen war es bald die christliche Weltanschauung, bald die antike Schönheit, die ihn begeisterten.

‚Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthalts in Rom in so kurzen und dürftigen Notizen darzustellen. Aber ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist; ich spreche hier nicht bloß von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen besseren Gemütern so tief anregte, damals in so reichem Maße darbot.' So schrieb nach Jahrzehnten der berühmte Meister an den Grafen Raczynski, als dieser für seine ‚Geschichte der neueren deutschen Kunst' einen kurzen Lebensabriß von Peter Cornelius wünschte. ‚Mein Streben und meine Natur tendierte von Jugend auf nach Objektivität, Universalität usw. Ich selbst halte mich für eine komplizierte Natur, und man muß sich hüten, mich in eine Kategorie zu bringen, zum Beispiel mit Michelangelo usw., ich bin leider sehr entfernt davon.' Mit solchen Worten sucht der Künstler das Wesen der eigenen ausgeprägten Persönlichkeit andern zu erschließen.**

---

* ‚Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen.' (Dora Hensler.) Hamburg 1838 II, Nr. 373 S. 360, Nr. 372 S. 354.

** Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczynski.

Nur mit Vorbehalt, unter gewissen Voraussetzungen kann der Maler und Zeichner Peter Cornelius, etwa als ein Hauptträger des geistigen Strebens einer jüngeren Generation zur Zeit der Freiheitskriege der romantischen Richtung beigezählt werden. Ja, sein vertrauter Jünger und Biograph Herman Riegel weist diese Zuteilung entschieden ab. Ausschließlich die Glut der allgemeindeutschen, vaterländischen Gesinnung, die Inbrunst, mit der der Künstler an der Heimat hing, sich besonders in Italien immer wieder nach ihr hinsehnte, einige ihn mit den Romantikern.

‚Als eine solche patriotische Tat sind denn auch die Nibelungen-Blätter bei ihrem Erscheinen begrüßt worden, und sie haben nicht wenig dazu mitgewirkt, den Geist des Volkes nach der ungeheuren Anstrengung des Krieges vor allzu tiefer Erschlaffung zu bewahren, indem sie seine Blicke nachdrücklichst auf unsere große Vergangenheit richteten. Dies ist das hohe kulturgeschichtliche Verdienst der deutschen Romantik, und bis hierher stimmte Cornelius mit ihren Bestrebungen überein. Später wurde er ein entschiedener Gegner der romantischen Ausschreitungen, und wandte sich mehr und mehr zur klassischen Welt hin. In den Nibelungen ist er, weil von urkräftiger Gesundheit, ein Romantiker in jenem Sinne, wie etwa auch Körner, Rückert, Arndt, Stein bedingungsweise dies sind; doch nennen wir ihn lieber, da von dem Namen Romantiker eine gewisse krankhafte Schwärmerei nicht zu trennen ist, einen national-deutschen Künstler. Die Romantiker rechneten natürlich einen Künstler wie Cornelius, so lange es irgend anging, mit Stolz zu den Ihrigen, und da er mit ihnen in Vaterlandsliebe und Achtung des Mittelalters eng verwandt war, so war die Einreihung der Nibelungen-Blätter in die romantischen Leistungen als eine scheinbar selbstverständliche beim Publikum leicht durchzubringen. Aber der Schein beruhte auch hier auf Unwahrheit. Denn schon frühe erkannten Einsichtige, daß Cornelius sehr weit von dem geistigen Wesen dieser Schule entfernt sei; und bereits 1822 wirft der Maler Wächter in einem Briefe an einen Freund die Frage auf: ‚Erklären Sie mir doch auch deutlich, was denn eigentlich Romantiker ist und inwiefern diese Benennung auf jenes (Nibelungen-)Titelblatt anzuwenden sei?‘ Nur aus der patriotischen Bewegung jener großen Zeit kann dies Werk begriffen werden.‘

.. . . Wir haben schon nachgewiesen, daß Cornelius dieser Art von Romantik ganz fremd war, und wir können jetzt noch hinzufügen, daß er Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, sowie auch dessen und Ludwig Tieck's „Phantasien über die Kunst“ sogar niemals gelesen hat.‘*

Herman Riegel unterscheidet allerdings nicht scharf genug die Grundtendenzen der älteren romantischen Schule von einer weitverbreiteten, jüngeren

---

Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Berlin 1840 II S. 199 und III 1841 S. 371 fg.

* Herman Riegel: ‚Cornelius, der Meister der deutschen Malerei‘. 2. Ausg. Hannover 1870 S. 49, 357.

Moderichtung, doch dies bleibt für die Beurteilung des Künstlers unwesentlich. Die Art des Peter Cornelius, seine Auffassung und seine Bestrebungen werden kaum deutlicher im einzelnen erkannt, wenn man auf Parallelerscheinungen in der deutschen Literatur hinweist. Er muß als eigenmächtiger Gestalter jener Vorstellungen betrachtet werden, die damals den Deutschen bewegten. Ihn treibt die bewußte Absicht, den nationalen Zeichnungsstil zu finden, der scharf und klar begrenzt und verdeutlicht, die Phantasietätigkeit beim Beschauer nach festen Begriffen anregt und leitet. Typen, Formen, Figurenaufbau, Gewandbehandlung, Schauplatz sind hier das Wesentliche. In den rheinischen Städten lebte die Bevölkerung um die Wende des Jahrhunderts noch im Bezirk der mittelalterlichen Stadtmauern, unter alten Giebeldächern an winkligen Gassen, im Schatten gotischer und romanischer Kathedralen. Was die Erlanger Studenten Ludwig Tieck und Heinrich Wackenroder bei ihrem Gang durch Nürnberg 1793 als plötzliche Offenbarung erleuchtete, brachte dem Maler Cornelius jeder Besuch der Nachbarstadt Köln, jede Rheinfahrt nahe. Deutsche Kulturschätze des Mittelalters brauchten hier nicht erst ausgegraben zu werden, sie waren immer noch gangbare Münze. Der Gottesdienst bewegte sich an hergebrachter Stelle in den ererbten Formen der katholischen Kirche. Das staatliche Leben in den Reichsstädten bewahrte lange die durch ihr Alter geheiligten Traditionen und der Gedanke an die Einheit deutscher Nation war gerade hier noch nicht vollständig erstorben. Es bedurfte nur des Hinweises, des Anreizes zur vertieften Betrachtung, der methodischen Zusammenstellung, einer Beurteilung und Deutung, die den bleibenden Gehalt auch in trüber Schale bewertet und diese Monumente wirkten in ihrer Originalität auf den schaffenden Künstler dringender als Ansporn wie jene ästhetischen Deduktionen und Forderungen in dichterisch erhobener Sprache. Alles Trachten richtet sich hier auf die Kunstform, welche dem innersten deutschen Wesen voll entspricht; im Abbild der Ahnen soll sich der eigene Charakter abspiegeln. „. . . . Ich bin begierig, zu sehen und zu wissen, was Du unter „Dürerischer Art", nach welcher, wie Du sagst, Dein Bestreben seine Richtung nimmt, verstehst. Glühend und strenge — willkommen! Das bedürfen wir gegen die laulich-liederliche Nachlässigkeit! so geziemts dem Deutschen! Wohl Dir! wohl mir! wohl uns! wenn Dir diese Glut aus dem Herzen quillt, wie ich hoffe. Mich wirst Du dann Dir entsprechend finden und im Stande, die Begeisterung verstärkend anzufachen, und die Strenge durch Klarheit und Festigkeit zu unterstützen.' So beantwortete Karl Josef Ignaz Mosler im September 1809 einen jener jugendlich leidenschaftlichen Ergüsse, wie sie Cornelius an die Freunde zu senden pflegte.* Der sprachliche Ausdruck solcher emphatischen Enthüllungen, besonders in den Schreiben an seinen ‚Plato', den Jugendfreund Fritz Flemming, lehnt

* K. J. Mosler an Peter Cornelius, Coblenz, September 1809. Ernst Förster: Peter von Cornelius, ein Gedenkbuch I. Berlin 1874 S. 59 f.

sich am meisten an die Dichtungen Friedrich Schillers aus der Sturm- und Drangperiode an und folgte auch der bilderreichen Ausdrucksweise des damals vielgelesenen Jean Paul.

Durch Geburt und seine Gesinnung gehörte Peter Cornelius schon jener Sphäre an, welche die Romantiker durch dichterische Intuition ihren Lesern erschlossen. Der Drang, deutsches Wesen künstlerisch zum Ausdruck zu bringen, führte ihn zu den ererbten Vorbildern. Sie sollten ihm jedoch immer nur die Elemente für einen neuen Figurenstil liefern. Die Durchsicht der Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers, die er unter dem Studienmaterial der Düsseldorfer Akademie vorfand, die Grundsätze der Brüder Boisserée bei ihrer Sammeltätigkeit, Moslers Lob und Deutung der alten Monumente und zum Beschluß der persönliche Verkehr und Zuspruch des geistvollen feingebildeten Niebuhr in Rom gaben dem Künstler die gesamte Richtung und förderten die Ausprägung fester Prinzipien.

Es ist nicht nötig, nach verborgenen Quellen zu graben, wo sich der belebende Strom breit durch das Land ergießt.

* * *

Die Abneigung des Peter Cornelius gegen ‚den Zopf‘ war wohl allezeit deshalb so tiefgegründet und heftig, der Kampf gegen jede äußere Routine so leidenschaftlich, weil die eigene Jugend unter dem Einfluß und der Herrschaft des Formalismus gestanden hatte, der die innere Harmonie und schlichte Größe der Antike in Regeln und Rezepte einzufangen versuchte und die feste Norm an die Stelle jeder Eigenmächtigkeit in der Kunstübung setzte. Das starke Temperament konnte sich hier schwer einfügen. Bei der Herbheit und Sprödigkeit seines Wesens gelang dem jungen Künstler nur mit Mühe die Aneignung fremder Ausdrucksmittel. Die äußeren Erfolge waren daher zunächst gering und standen im Gegensatz zu gewaltigem Streben und heißem Ehrgeiz. Früh schon macht sich der Hang bemerkbar, Vorstellungen sublimer Art, schwer an gedanklichen Bezügen im Sinne der Illustration bildlich zu umschreiben. Das geringe Verständnis für den Wert und die Reize einer malerischen Naturwiedergabe, dazu die Hartnäckigkeit und der Eigensinn seines selbständigen Charakters brachte den jungen Cornelius in Gegensatz zu dem dünkelhaften Leiter der Düsseldorfer Akademie, seinem Lehrer Peter Langer, der ihn bald mit gehässiger Ironie, bald sogar mit Geringschätzung behandelte. ‚Sie wollen am Ende noch gar ein Raffael werden,‘ meinte der Direktor spöttisch bei der Besichtigung einer Arbeit des Schülers. ‚Aut Caesar, aut nihil,‘ war die prompte Erwiderung. Da die Fortschritte auf dem gebahnten Weg des Lehrganges dauernd nicht befriedigten, riet Langer der bedrängten Witwe, ihren Sohn Peter ‚wegen offenbaren Mangels an Talent für die Kunst‘ Goldschmied werden zu lassen. Dem unbeirrbaren Opfersinn der Mutter und dem zukunftsicheren Glauben eines jungen Idealisten dankt die deutsche Kunst ihren genialen Bahnbrecher.

Seit dem Tode des Vaters Aloys Cornelius († 1799) mußten die

beiden heranwachsenden Söhne Lambert und Peter zum Unterhalt der vielköpfigen Familie beitragen. Es waren geringe Aufträge, die in dieser Lebenslage ohne Bitterkeit angenommen und mit Sorgfalt ausgeführt wurden. Kalenderbilder, Kirchenfahnen, dekorative Stücke, Porträts von Bürgersleuten wurden gemalt und gezeichnet, getreu dem Leitsatz des verewigten Vaters, daß auch bei bescheidener Leistung immer etwas zu lernen wäre, wenn man sich nur recht bemühe und jede Sache mit Bedacht sinngemäß anfaße. Klarheit und Findigkeit des Verstandes, Eigenmächtigkeit des Charakters wurden bei dem angeborenen Hang zur Schwärmerei in solcher Lebenslage gestärkt und gefördert, aber Zeit und Gelegenheit fehlten, die Grundlagen einer umfassenden Bildung zu legen. Alle Beurteiler, die Peter Cornelius persönlich nahestanden, in erster Linie Ernst Förster, Herman Riegel und Herman Grimm bedauern den Mangel eines geordneten Unterrichtes.* In den Pausen seiner harten Arbeit und all der Mühen um den Unterhalt der Mutter und Geschwister suchte der junge Maler die nötigste Nahrung für den starken und lebhaften Geist, seine rege Vorstellungskraft im Vorbeischreiten zu erraffen. ‚Er hatte kaum Schulbildung genossen. Die Bibel war sein Lesebuch gewesen. Der ihm zu Teil gewordene Unterricht war so mittelmäßig, daß er nicht orthographisch schreiben konnte. Was wir an Briefen und Gedichten aus seiner frühesten Periode besitzen, deutet auf den oberflächlichen Einfluß Schillerscher Gefühle und Ausdrucksweise.‘

Alles fand er auf geistigem Gebiet beherrscht und erfüllt vom Geist und Geschmack des Klassizismus. Künstlerische, literarische wie kulturelle Bildungselemente schienen nach ihrem letzten Ursprung immer wieder von den Griechen und Römern herzukommen. Nur die christliche Lehre, das heilige Wort der Bibel war eine Ausnahme. Ja, hier dünkte ihm mit einemmal alles heimisch und kerndeutsch, denn Cornelius pflegte früh schon Testament und Evangelien nach Martin Luther zu lesen, und der feierliche erhobene Ton der Rede, Fülle und Kraft dieser Sprache zogen ihn an. Doch hatten solche Andachtsstunden durchaus keinen Einfluß auf seine katholische Gesinnung.

Mit deutschem Wesen machte ihn dann auch die Betrachtung des umgebenden rheinischen Lebens bekannt und allenthalben, mitten in der nüchternen Gegenwart standen die Reste einer großen grauen Vergangenheit. Für seine eigene Kunstübung kamen diese aber zunächst kaum in Betracht. Die Gesetze blieben ihm unbekannt, die bei diesen Denkmälern walteten. Nach herkömmlichem Geschmack mangelte allzusehr Ebenmaß und Klarheit im Aufbau.

---

* Ernst Förster I. S. 4, 8. — Herman Riegel: ‚Cornelius‘ S. 62, 268; Hermann Grimm: ‚Cornelius und die ersten funfzig Jahre nach 1800‘, Preußische Jahrbücher Bd. 35 (1875) S. 309 f., Bd. 36 (1875) S. 166 f.; Deutsche Rundschau Bd. 38 (1884) S. 389.

Nur Gipfelpunkte der Entwicklung luden ihn zum Aufstieg. Edle Charaktergestalten von feinstem Liniengefüge, harmonisch sich ausbreitende Figurengruppen nach der Erfindung des ‚divino Raffaello' wurden den Kupferstichen des Markanton und des Volpato entnommen und mit spitzem harten Stift sorgfältig nachgezeichnet.

Besonders war ihm die kurfürstliche Gemäldegalerie von frühester Jugend an vertraut. Er betrachtete und verglich, sättigte die Vorstellungskraft mit heroischen Figuren und großen Motiven. Beständig übte er sein erstaunliches Gedächtnis für Formen, Figurenverknüpfungen und einzelne Attitüden, so daß er solche Dinge frei aus der Erinnerung genau wiederzugeben vermochte. In der Düsseldorfer Bildersammlung fand er auch von Raffaels Kunst einzelne Proben. Die heilige Familie aus dem Hause Canigiani war ein Original und zugleich das Beispiel einer auf mathematischer Grundlage aufgebauten Gruppe edler Gestalten aus höherer Sphäre. Der umschreibende Linienzug enthielt schon das Wesentliche; ein festes Gesetz gab jeder Figur ihre Stelle, bestimmte ihre Haltung als Glied der Komposition. Auch von dem Reiz des Helldunkels des Correggio vernahm er und suchte sich sonderbarer Weise vor den saubermodellierten, glattgemalten Tafeln des Adriaen van der Werff einen Begriff des Chiaroskuro zu machen. Peter Paul Rubens trat ihm mit aller Wucht in glänzenden Hauptschöpfungen entgegen, ohne ihn innerlich zu befriedigen. Die Kunst des Baroko war eben der Ausdruck einer verblichenen Epoche.

Die Galerie scheint auch der Sammelplatz gemeinsamer Interessen mit den Kölner Kunstfreunden gewesen zu sein. Zwischen einem Ausflug in die Niederlande und dem folgenreichen Pariser Aufenthalt seit dem September 1803 suchten Sulpiz Boisserée und Johann Baptist Bertram den jungen Cornelius in Düsseldorf auf, und diese Annäherung hielten beide Parteien der Aufzeichnung wert. Das Urteil Georg Forsters in den ‚Ansichten vom Niederrhein etc., Mai und Junius 1790' hatte die Kölner Studenten auf den Wert der kurfürstlichen Sammlung hingewiesen, und schon Wilhelm Heinse widmete in seinen Briefen aus Düsseldorf den Werken des Rubens eine ästhetische Würdigung. Goethe (‚Dichtung und Wahrheit', 14. Buch 1814) rühmt den Eindruck ‚der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder'. Auch im November 1792 (Campagne in Frankreich) fand sich der Pempelforter Zirkel, dem Goethe kurze Tage angehörte, in der Galerie als der gewohnten ‚Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die italienische Schule spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüter hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraustraten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: ‚Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!' —Der

Hellblickende ließ sich durch solche Vorurteile der Zeit nicht abschrecken: ‚Ich fand mir Genien fürs ganze Leben'.*

Auch Sulpiz Boisserée empfing in den umfassenden Beständen eine Übersicht der mannigfachen Meister und Schulen. ‚Diese berühmte Gemäldesammlung war bekanntlich in den Kriegszeiten nach den Elbgegenden geflüchtet gewesen; seit dem Lüneviller Frieden 1801 hatte man sie in das sehr angemessene Galeriegebäude zurückgebracht, und ich erhielt durch den Aufenthalt meiner jüngsten Schwester Madeleine an der Seite meines Schwagers Böcker, eines geistvollen Kaufmanns, wiederholt Veranlassung, diese Kunstschätze in Düsseldorf zu betrachten.'**

Für Peter Cornelius bezeichnete nun der Anschluß an den gleichaltrigen Sulpiz Boisserée, der Verkehr mit Johann Baptist Bertram geradezu einen neuen Zeitraum geistiger Entfaltung. Man sprach über die Kunst und deren Vertreter, ihre Aufgaben und Mittel, und im Verkehr mit den strebsamen, gesellschaftlich sichergestellten jungen Leuten empfing der arme Maler die erste Aufklärung über die treibenden Gedanken und die Ziele der Epoche. Die Namen bedeutender deutscher Männer wurden ihm als maßgebend und zugleich als erreichbare Führer und Berater genannt. Bei der Unzulänglichkeit seiner Schulbildung und dem Heißhunger seines regen Verstandes empfand Cornelius mehr denn je die Notwendigkeit geistiger Leitung. Wie hoch er selbst eine zielsichere Bildung des Geschmacks und die Zufuhr fruchtbarer Vorstellungen einschätzte, dafür ist ein leider undatierter Brief an den Intimus Flemming ein beredtes Beweisstück. Der bezügliche Abschnitt soll hier nochmals mitgeteilt werden.***

„. . . Auch mir haben matte Schimmer der Erlösung meinen Kerker erleuchtet; merck auf!' ‚Da ich am untermalen an meiner Komposition war, besuchten mich 2 junge Männer aus Köln. Du wirst sie kennen der eine heist Bosserre der andere Bertrams, Jünglinge von feiner Bildung und großer liebe für alles was Kunst ist. Diese erzehlten mir zu meiner grösten Verwundrung, daß jener so fameuse Hoffman· nichts als ein elender Mechaniker sey, ohne alle Gefühl(e) für das Große und Schöne seiner Kunst, ohne alle feinere Bildung des Hertzens und des Geistes, kurtz ein pflegmatischer drockner Mensch, daß alle jene Schöne Ideen die seine Bilder ausschmückten, die Erfindungen des Proffessor Wallraff sey, womit er jezt total gebrochen habe, und seitdem nichts als Schmiererei mache die ihm nur in den Wurf käme.'

‚höre nur welches Glück dieser Mensch hätte haben können. Herr

---

* Goethes Werke W.-A. Bd. 28 (1890) S. 291; Jub.-Ausg. Cotta Bd. 28 S. 159 ‚Genien' sonst ‚Gewinn'. Vgl. auch Dr. Julius Zeitler: Goethe-Handbuch I. Stuttgart 1916 S. 439.

** ‚Sulpiz Boisserée'. Stuttgart I. 1862 S. 21 f.

*** Dr. J. Blumberger: ‚Briefe an Cornelius'. Kölnische Zeitung Nr. 86, 27. März 1867.

Göhte von den dichterischen Ideen des Wallraffs entzückt, wunderte sich daß ein junger Mann wie Hoffmann so edwas hervor bringen könte, schrieb ihm einen freundschaftlichen Brief auf den andren, erkundigte sich sorgfältig um sein Alter Lage etc., bestellte bey Ihm gleich das Blavon (Plafond) für den Palast der Herzogin, berief ihn nach Weimar, um gleich in ein Gehalt von 1000 Thaler zu trehten und die herlichsten Arbeiten (nebenbey noch gut bezahlt) zu verfertigen, täglich solte er mit den 3 großen Männer Göhte Schiller und Wieland umgehen, Kurtz alles das geniessen, was man von je her den grösten Künstler nur Kärglich genießen ließ. Er aber der sich zu allem diesem unfähig fühle, muste auf allem dem Verzicht thun, Wallraf, der seine Kräfte wohl kante, sagte ihm gleich „Herr Hoffmann das gibt nichts, sie können nicht hingehen", freylich wen er selbst mit ihm hätte gehn können, oder ihm seinen Kunstsin und Kentnissen hätte eintrichteren können. Das Blavon solte in einen halben Jahr fertig seyn, es ist jezt schon 2 und noch nicht halb fertig, da das halbe Jahr verflossen war schrieb er nach Weimar um noch ein halbes Jahr Ausstant, er erhielt es; da das halbe Jahr auch verstrichen war, erhielt er wieder einen Brief von Herr Göhte, worin er sich wunderte, daß er gar nichts mehr von dem Blavon hörte ob er ihn vielleicht überraschen wolte, und daß er noch gar nicht die Hoffnung aufgegeben hätte Ihn bald in Weimar zu sehn.'

‚Vor kurzem erhielt er wieder einen Brief, worin er ihm meldete daß wenn das Blavon* nicht bald fertig wäre er die Stelle mit Stuckatur Arbeit ausfüllen würde, doch äußert er den Wunsch noch ihn da zu sehn. ich kan die Ursache leicht errahten, nämlich Herr Göhte, hatt im Sin die Kunst noch auf einer höheren Stuffe zu stellen, sie solte nicht allein zum Hertzen sondern auch zum Verstand sprechen, sie solte nicht allein vergnügen und erschüdtren sie solte auch belehren, den die Menschheit würde nie so abstrackt werden, daß sie alle sinnliche und Bildliche mittel zu Ihrer veredlung .endbehren könte. darum will er auch immer daß ein Bilt sich selbst ausspricht, so daß jeder Unbefangene wen er auch die Geschichte nicht kent, den Sinn des Bildes gleich erkent, und da dan seine Resultate ziehen kan. auf diese art würde die Kunst mit der Philosofi verwant werden und immer mit ihr Hand in Hand gehn, sie würd wichtig gemeinnützig und am Ende der Menschheit gantz unendbehrlich werden, um nun diesen großen und schönen Plan auszuführen muß er einen jungen und Talentvollen Künstler um sich haben, er muß ihn gleichfalls zu diesem großen Endzweck bilden und fähig machen, er muß ihm Täglich das er-

---

* „Ich zweifle, sagte der junge Bosere, gänzlich an der Vollendung dieses Blavons, weil er nichts ohne den Wallraff machen kan, man konte es an einer Figur deutlich sehn die er noch hinzu komponirt seitdem er mit Wallraff verfallen, sie soll gantz elendig sein und mit den übrigen so kotradiziren, daß es gantz auffallend sey. Selbst für den Unkenner."

habene Ziel für Augen stellen und die Mittel es zu erreichen, liebreich in Händen geben.'

,O! mein Plato so wie der erste Liebe würdiger Gegenstand immer für die Pfandasie des Platonisch liebenden Jüngling, in der Jugent blühender Schönheit schwebt, also umschweben diese Bilder unaufhörlich meine Pfandasie. O wen es dem durch Leiden geprüften Raphael vergönt würde, im echten Sin ein Raphael ein wiederaufhelfer der gesunckenen Kunst zu werden, dann O! dan würde ich inniger noch im Gefühl meiner Würde meinen unvergeslichen Plato an mein Hertz drücken.'

,Herr Göhte hatt sich zwar an Hoffman geirrt er wirt aber um einer solchen Kleinigkeit seinen herlichen Plan nicht aufgeben, ich habe alles mögliche angewant meine Komposition nach seinem Wunsch einzurichten. höhre und sage mir deine Meinung . . .'

Nach solcher Probe wird es wohl jedem verständlich, wenn Cornelius am 13. Juli 1813 F. Wenner versicherte, daß ihm das Schreiben ,beinahe ebenso schwer ankömmt als dem Bär das Tanzen'. — Bald ist es die Heftigkeit des eigenen Temperamentes oder die spröde Ungelenkheit seiner Sprache, die ihn behindert; ihn belastet und drängt zugleich ein Wirrnis von Wünschen, Erwartungen und Plänen. Ein Mißverständnis war es schon, wenn der heißblütige junge Phantast in seinem Gefühlsüberschwang meinte, den kühlen, gewandten Zeichner homerischer Szenen in Goethes Gunst ausstechen zu können, wenn ihm nur ähnliche Anleitung von einem wohlunterrichteten umsichtigen Berater zuteil würde. Sulpiz Boisserée und Bertram können ihm unmöglich nach dieser Richtung Aussichten eröffnet haben. Josef Hoffmann fand in Köln bis zu seinem frühen Tode († 6. März 1812) als Schützling der Weimarischen Kunstfreunde ganz allgemeine Geltung. Ferdinand Wallraf blieb bis zum Schluß der Künder seines Ruhmes. Er verherrlichte den Hingeschiedenen durch eine Grabschrift in antiker metrischer Form und wer in Köln auf Geschmack und künstlerische Erziehung Anspruch erhob, begleitete den Leichenzug, von dessen theatralischem Pomp Sulpiz am 24. April 1812 Goethe die Beschreibung sandte.

Gelegentlich bezeichnete Sulpiz Boisserée den Maler Hoffmann auch als Beispiel für eine reinäußerliche Arbeitsweise, die stets der Leitung des ,gelehrten Einsprechers' bedarf. Es war vielleicht gerade die Schwäche des eigenen Urteils, die Armut an Erfindungskraft bei Fleiß und Anpassungsgabe, die ihn so glücklich auf fremde Absichten und Forderungen eingehen ließen. Er war Formalist und seine rein zeichnerische Darstellung erinnert geradezu an Kalligraphie. Geschmack und umsichtige Ratschläge überlegener Freunde verhindern Inkonsequenzen und Härten in seinen Kompositionen. So fand auch eine strengprüfende Kritik nach hergebrachten Regeln nur selten bei ihm Grund zu Ausstellungen, ganz im Gegensatz zu den Arbeiten des Peter Cornelius. Hoffmann gelang es daher in seinen Figurenverknüpfungen alle berechtigte Erwägungen zu erfüllen. Es gab

bei Konkurrenzen keinen Einwand, seine ausgeglichenen Arbeiten den besten Leistungen mindestens gleichzustellen. Hoffmann gehört zu den Lernbeflissenen, die ganz nach Wunsch sich den Grundsätzen anpaßten, den Vorschlägen folgten, welche Goethe und Heinrich Meyer in dem Programm zu Preisaufgaben seit 1799 in den ‚Propyläen' bekannt machten. Die Heroen und Götter der Ilias und Odyssee und die prangende südliche Landschaft an den fernen Gestaden des Mittelmeeres galten den Weimarischen Kunstfreunden als vornehmster Gegenstand formenreiner Darstellung. ‚Homers Gedichte sind von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben und wir wollen uns daher auch im gegenwärtigen Falle an dieselbe halten. Vieles ist bei ihm schon so lebendig, so einfach und wahr dargestellt, daß der bildende Künstler bereits halbgethane Arbeit findet; ferner hat die Kunst der Alten in dem Kreis, den dieser Dichter umschließt, sich eine Welt geschaffen, wohin sich jeder echte moderne Künstler so gern versetzt, wo alle seine Muster, seine höchsten Ziele sich befinden.'* — Ein wahrer Segen für den Künstler sei dann ‚die so ernste, anhaltende und glückliche Arbeit unsers vortrefflichen Voß', dessen Homer-Übertragung als ständiger Begleiter und Brevier nicht genug zu empfehlen sei. Denn die Maler ‚bedürfen des Dichters, um sich in die Zeiten der reinen hochkräftigen Natur hinzuempfinden, sie kehren erst an seiner Hand zu der Einfalt zurück, ohne welche die wahre Kunst nicht bestehen kann. . . .' ‚Wann wird doch bei uns auch jener rechte Kunstsinn der Alten aufwachen! daß wir nicht mehr nach Originalität in der Weite und Breite suchen, sondern daß wir das unendlich Motivbare einer schon wirklich dargestellten Idee aufsuchen lernen.'* — Die Hauptaufgabe der Malerei wäre demnach die Illustration. In einer umsichtigen Vorführung des Dichterwortes, im Auffinden des fruchtbaren Momentes beruht dann das wesentliche Verdienst jeder Darstellung. Nach diesem Prinzip soll eine milde Beratung die Künstler leiten und fördern und das Ziel ist erreicht, ‚wenn die Auflösung der Aufgabe schön gedacht, und innig empfunden ist, wenn alles bis aufs geringste motivirt sein wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben.' Schon bei der Wahl des Gegenstandes ist es erforderlich, ‚daß er jene als Regel aufgestellte Bedingung erfülle und sich selbst ausspreche'. —

Bildende Kunst wäre also eine Art Übung des Verstandes, ein vorsichtiges Schreiten in fremde Fußstapfen unter Vortritt des Dichters, ihr gesamter Zweck die unmittelbare Verdeutlichung der sagenhaften Personen und der Hergänge in geklärter Form.

---

* ‚Nachrichten an Künstler und Preisaufgabe 1799.' Goethes Werke W.-A. Bd. 48 (1897) S. 4, 15—25 — ‚Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1802 und Preisaufgaben für das Jahr 1803.' S. 60, 16—17; S. 20, 20—23; S. 59, 25—28; S. 43, 12—16; S. 9, 19—22; S. 5, 7—8; S. 17, 16—26; S. 18, 27; S. 19, 4.

Peter Cornelius betrat gern das fremde gepriesene Gebiet an der Hand des Vielerfahrenen. Es hatte vielleicht auch Bezug auf ihn, wenn Goethe schreibt: ‚Die Liebe zur echten Kunst, welche so selten geworden, müßte sich nach und nach wieder vermehren und bald Talente, die jetzt ungenützt verborgen dahinwelken, sich glänzend entwickeln; ein neuer Tag könnte für die Kunst erwachen, und sie mit ihren schönen Gaben uns erfreuen.‘

Der junge Enthusiast irrte in der Schlußfolgerung und setzte allzu hohe Erwartungen in Goethes Plan und Unternehmen. Auf diesem Wege des Wettbewerbs und der Auslese konnte seine herbe Art, das ungefüge, leidenschaftliche Wesen kaum durchdringen. Was den jungen Maler so sehr anzog, war neben der maßgebenden Autorität der Kunstrichter in Weimar besonders auch die Bedeutung, die hier der Erfindung zukam, die hauptsächlich das Urteil lenken sollte, wie das Programm verhieß. Das reingeistige Element empfing in der Kunst den Vorzug vor der materiellen Leistung und alle äußeren Mittel der Malerei, die er so wenig beherrschte, fielen bei dieser Konkurrenz nicht ins Gewicht. Eine einfache Tuschzeichnung genügte als Vorlage. Und doch gelang es all seinem Eifer nicht, jene fließende Ausdrucksweise und reife Fertigkeit, die bei jeder Gruppe, Gestalt und Attitüde an die römische Antike erinnert und den alten Formen immer wieder neuen Sinn unterlegt, im Urteil dieser Kenner durch eigene Erfindung zu ersetzen. Seine Kompositionen gaben sich allzudeutlich als Versuche des Anfängers. Josef Hoffmann und Johann August Nahl der jüngere teilten sich wiederholt in Lobspruch und Preis. Cornelius ging leer aus. Was der Altmeister und sein Berater an jenen Arbeiten schätzten, war eben durchaus nicht die innere Glut der Empfindung, sondern ein wohlgeleiteter Geschmack und eine umsichtige Verwertung von Kenntnissen auf dem Gebiet der Altertumskunde und Ästhetik. Es war eigentlich immer Ferdinand Wallraf, der eine Zeit lang eine gewisse Befriedigung darin fand, hinter dem bescheidenen Interpreten versteckt, durch Anleitung und Auslese antiker Formen, durch feinersonnene Züge und sinnvolle Anordnung typischer Gestalten beim Wettbewerb in Weimar zu siegen. Dies Spiel konnten die Preisrichter dort unmöglich durchschauen und somit hat Goethe den Dekorationsmaler Hoffmann als denkenden Künstler weit überschätzt. Die Zeichnungen aus Köln fielen aus der Menge und erregten Interesse für die Person, Bildungsgang und Bestrebungen des Urhebers. Der Komposition ‚Der Tod des Rhesus‘ gedenkt Goethe mehrmals, auch in der Aufzeichnung bedeutsamer Erscheinungen in den Annalen 1800. Er richtet huldvolle Worte an den Einsender und erkundigt sich teilnehmend nach Lehrgang und Zielen (Weimar, am 24. Sept. 1800. Goethes Werke W. A. IV. Bd. 15, Nr. 4292 und [3. Dez.] 1800, Nr. 4326); er wendet ihm einen Auftrag zu und immer wieder kommt Hoffmann mit Lösungen der in den Propyläen kundgegebenen Aufgaben. So folgt das Blatt, ‚Die Entdeckung Achills unter den Töchtern Lycomeds‘ 1801 und weiterhin

stieg der Zeichner zu schwierigen Lexionen auf, ‚Dem Kampf Achills mit den Flußgöttern‘. Der Altmeister selbst bemüht sich um die erschöpfende Motivierung und veröffentlicht kritische Beschreibungen der Szenen. ‚Das Fortleben einer alten Schule in Köln‘ schien Goethe und Meyer durch den Maler Hoffmann neu bestätigt; er sah ihn auf den Wegen des Rubens. Die Preisaufgaben für 1804 ‚Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt‘, und ‚Die Taten des Herkules‘ 1805 ließen der Erfindungsgabe ein freieres Feld. Goethe erwähnt auch die Ausstellung solcher Zeichnungen in dem von der Herzogin bewohnten Eckzimmer des Schlosses zu Weimar (Annalen 1801) und für diesen Raum sollte Hoffmann als Deckenbild eine passende mythologische Darstellung entwerfen. Über Einzelheiten des Verkehrs zwischen Goethe und Hoffmann war Cornelius genau unterrichtet. Am 25. September 1801 (W. A. Nr. 4417) erfolgte der Auftrag; ‚Diana unter ihren Nymphen‘ wird als Sujet bestimmt. Verkürzungen sind nicht gewünscht, doch ‚die Länge des Bildes giebt Anlaß, die verschiedensten Motive zu entwickeln‘. Am 26. Januar 1803 (W. A. Nr. 4614) und am 28. März (W. A. Nr. 4644) gelangten Mahnungen aus Weimar an den Künstler, die Sulpiz vorgelegen haben müssen, doch kam die Arbeit schließlich zustande, der sorgfältige Entwurf in Aquarellmalerei befindet sich mit Wallrafs Nachlaß im Kölner Museum.

Mit dem grau in grau gemalten Ölbild ‚Ulyß, der den Zyclopen hinterlistig durch Wein besänftigt‘, bewarb sich 1803 auch Peter Cornelius um den Preis der Weimarischen Kunstfreunde. Er hatte sich redlich bemüht, den Hergang und Sinn der Erzählung klar und deutlich zu erfassen und in seinem Gemälde hinzustellen. Jeder Zug sollte hier reden, die Darstellung war mit Symbolen und Attributen reichlich beschwert. Typen und Formengebung waren von der antiken Kunst doch aus zweiter Hand abgeleitet, in einer Weise, die er später als ‚welschen Perrückenkram‘ zu bezeichnen pflegte. Jacques Louis David hatte die Vorlagen dazu geliefert. Goethes Beurteilung seiner Arbeit kam fast einer milden Ablehnung gleich. „... Zeichnung, Styl und Geschmack der Formen in diesem Bild fodern uns nicht zu Lobsprüchen auf: man stößt, wechselweise, auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen; demungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meynung, denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiß zusammengedacht. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung; aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang . . . mit einem Wort! die ganze Arbeit läßt uns einen jungen Mann von Fähigkeiten wahrnehmen, welchem wir bey seinen künftigen Unternehmungen gebildete Rathgeber wünschen.‘

Peter Cornelius ließ sich nicht abschrecken. Er sandte auch in den beiden folgenden Jahren weitere Lösungen (1804 die Komposition: ‚Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt‘, die Darstellung eines Schiffbruchs, 1805 Szene aus dem Herakles-Mythus), bis 1806

der Wettbewerb abgebrochen und das Unternehmen aufgegeben wurde. Auf alle Fälle hatte Cornelius durch folgsamen Anschluß das Wohlwollen Goethes erworben. Der Altmeister fand wiederum sein Urteil über die deutsche Jugend bestätigt, ‚wie durchaus etwas Wackeres, Rechtliches, Gutes, meist ein edles und zartes Gefühl auch selbst bei denen herrscht, die es in der Kunst eben noch nicht weit gebracht haben'. —

Man hat vermutet, daß ein Auftauchen der ästhetischen Anschauungen der Romantik das Ende dieses Unternehmens beschleunigte. Für den Wert solcher Exerzitien mit Formenelementen klassischer Kunst und die Art des Einblicks in Geist und Begabung der Maler, welchen diese eingesandten Preislösungen vermittelten, ist es bezeichnend, wenn Goethe den aufgeblasenen Robert Langer (1783—1846) ersuchte, dem wachsenden Titanen einige Förderung und Nachhilfe wie einem zurückgebliebenen Schüler angedeihen zu lassen. ‚Würde Ihr Herr Vater, würden Sie sich selbst dieses jungen Mannes dergestalt annehmen, daß er über manches was ihm noch im Wege steht, leichter hinüberschritte und in die ächten Regionen der Kunst eindränge, so würden Sie sich ein großes Verdienst erwerben. Vielleicht sehe ich schon übers Jahr die Früchte Ihrer Einwirkung.' (Goethe an Robert Langer. Weimar d. 21. Nov. 1803. W. A. IV, Bd. 16. Nr. 4785.)

Es wäre nun irrig anzunehmen, daß Cornelius gleich zu Anfang nach Form und Inhalt mit durchaus Neuem hervortrat. Seine Darstellung war vielmehr ganz gesättigt von den Elementen, welche Unterweisungen und Vorbilder ihm zuführten. Er schloß sich eng an die Hauptvertreter des Klassizismus in Paris an; in der Figurenverknüpfung wie in der Auffassung der Formen machte sich daneben auch schon der Eindruck berühmter Historien der italienischen Hochrenaissance geltend, die er aus dem Werke Markantons und anderer Raffaelstecher kennen lernte. Die stille Größe der Antike, wie J. J. Winckelmann sie aufzufassen lehrte, trat gegen den Eindruck solcher reichen, vielgestaltigen Kompositionen zurück.

Da er zu den wenigen zünftlerischen Vertretern der Kunst an der alten, überlebten Akademie zu Düsseldorf nicht in ein ersprießliches Verhältnis zu gelangen vermochte, sah er sich auswärts um und erlangte die Schätzung Ferdinand Wallrafs. Dem reifen, vielseitigen Gelehrten näherte er sich voll Vertrauen, das sich zu schwärmerischer Verehrung steigerte, als Cornelius erkannte, wieviel Förderung er hier fand und welch freundliches Wohlwollen ihm entgegengebracht wurde. Der einflußreiche Kölner Sammler und Altertumsfreund vermochte dem angehenden Monumentalmaler den ersten Auftrag zuzuwenden und unterstützte ihn bei der geistigen Durchdringung und Anordnung des Stoffes, ja er stellte ihm direkt die Aufgaben. Von dem französischen Gouvernement war Wallraf 1805 als sachverständiger Beirat für die Wiederherstellungsarbeiten und den inneren Schmuck des St. Quirinus-Münsters zu Neuß zugezogen worden. Auf seinen Rat betraute man den jungen Cornelius mit der Ausmalung des

Chores und der Kuppel. Wallraf selbst entwarf den Plan für die Darstellungen. 1806 begann Cornelius die leider zerstörten Malereien und vollendete sie im Sommer 1808. In den Zwickeln wurden auf gelbem Grund monochrom biblische Charaktergestalten ausgeführt: Moses, David, Petrus und Paulus. Über dem Altar sah man ferner an der Wölbung die anbetenden Engelchöre. Die aus der Vorstellung klassischer Schönheit abgeleiteten Schemen herrschten noch unbeschränkt, selbst über die Andachtskunst; niemand kam auf die Forderung, daß in der spätromanischen Stiftskirche der gesamte Innendekor sich dem mittelalterlichen Stil des Bauwerkes einzufügen habe. Nur der junge Maler empfand dumpf und bedrängend den fremden Geist, den inneren Widerspruch eines von der antiken Plastik abhängigen Formalismus und dieser mächtigen Raumkunst, welche überall die konstruktiven Glieder hervorhebt und die Gewölbe und Wände als die begrenzenden Flächen darbietet. Einige Briefe des Peter Cornelius an Wallraf in dieser Angelegenheit haben sich erhalten und zeigen den freudigen Eifer und den Ernst, mit dem er die Arbeit übernahm.*

Düsseldorf, den 22. Juli 1806.

Herr Professor!

Ich habe das Lokal besehn, und finde es zu Ihrem ganzen Gedanken geeignet; oder vielmehr ich finde ihren Gedanken so schön als es das Lokale nur immer zuläst. aber man bemerkt leider nur allzusehr, daß ihr göttlicher Gedanke sich nach kleinlichen Verhältnissen hat bequemen müssen. Die Mahlereyen werden hier, wie groß sie an sich werden mögen, mager und unansehnlich gegen das göttliche Große der Architektur erscheinen; sie werden keineswegs mit ihr nur einigermaßen im Verhältniß stehn; und die Größe der Idee schrumpft in der kleinlichen Form zusammen und ihre Würkung wird aufgelößt. Sie werden hier nur bloße Verzierungen sein, und nicht als ein Werk für sich und wieder zugleich harmonisch mit dem übrigen Ganzen das Gemüht mächtig stimmen und erheben.

Doppelt klein werden die Figuren in den (gegen das Übrige kleinen) Bogen erscheinen, weil just um sie her, nach allen Seiten so viel leerer Raum ist. Was ist hier zu thun? Sie haben mich mit ihrem Zutraun beehrt und mich würdig gefunden, mit ihnen Hand in Hand etwas Großes für die jetzige Zeiten gantz seltnes Zu vollenden: Das bestärkt mich in dem schönen Glauben daß auch ich hier frey meine Meinungen und Ansichten mittheilen darf, ohne Gefahr zu laufen, daß sie etwas anders als die reinste Anhänglichkeit an die Sache selbst finden werden. Mein Gedanke war gleich, da ich alles so fand, daß man statt den drey kleinen Bogen, den ganzen großen Halbzirkel worin dieselben stehn, ausmahle. Ich glaube man braucht die drey Bogen garnicht weg zu machen, das auf

* Leonard Ennen: Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln. Köln 1857, S. 468, Nr. 62, und Zeitschrift für bild. Kunst V 1870, S. 331, 369.

Leinwand gemalte Bild könnte das Gantze bedecken. — Wie schön ist die Form und Größe! wie schön greift sie mit den Panaschen in einander! welch ein Feld für ihre herlichen Ideen! und für meinen Pinsel! Die Hauptidee auf jeden Fall, sie verliert nur das begränzte und beengte, die Figuren werden keine bloße Statüen mehr. Drey zu drey in einer karakteristischen Handlung gruppirt machen ein schönes Ganze für sich aus, und stimmen würdig zum Übrigen. Wie herrlich würde sich das Hauptbild ausnehmen? indem es den schönsten Platz und das schönste Licht hatt. Es hängt nun ganz von Ihnen ab, ob es so werden soll, ich will um es zu befördern diese sechsmahl größere Arbeit für der nemlichen Preiß machen, denn so etwas wird mir in meinem Leben vielleicht nicht mehr begegnen mit Hilfe eines Profeßor Wallrafs eine solche Kirche auszumahlen mit welcher Liebe würd ich an dieser Arbeit hängen, ich würd mich in jene schöne alten Kunstzeiten hinein versezt fühlen, es (würde) sicher mit die schönste Epoche meines Lebens ausmachen. Ich habe Ihnen nun alles gesagt und bin entschloßen auch alles zu thun.

Mit Sehnsucht erwarte ich ihr Urtheil

mit Hochachtung

P. Cornelius.

In einem weiteren undatierten Schreiben wiederholt der junge Künstler seine Forderung, der große Halbzirkel müßte ausgemalt werden, sonst bliebe die Wirkung allzu kleinlich: ‚Ich habe meinen Moises fertig, ich habe ihn so groß gehalten, wie es der Raum zuließ und ist würklich eine koloßale Figur worden, die sich von unten durch ihre kräftige und fleißige ausarbeitung gut und deutlich ausnimmt.‘ Am 6. März 1807 fördert er mit allem Eifer das Werk; am 8. Juli 1808, nachdem die Apostelfiguren fertig sind und das Gerüst schon abgebrochen ist, läd er Wallraf zur Besichtigung ein; er hofft auf dessen Lob und fügt nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu: ‚Das Vollkomne wonach ich ringe habe ich hier nicht erreicht, das weis ich aber ich weis auch daß ich edwas gemacht habe das sich über die Mittelmäßigkeit erhebt.‘ — Weit später, dem Grafen Raczynski gegenüber, gab Cornelius zu, daß bei diesem Erstling Raffael Pate gestanden, aber er meint auch: ‚Mit dieser Arbeit erscheine ich nun auf einmal als Deutscher und, wie ich glaube, nicht blos äußerlich; konnte ich Dieses durch einseitiges Studium der Antiken?‘ Heute ist ein Urteil unmöglich. Die Wandbilder in Neuß hatten durch Feuchtigkeit schwer gelitten, sie wurden mit Zustimmung des greisen Meisters 1865 entfernt. Einen Begriff von der Art der Monumentalkunst des jugendlichen Cornelius vermitteln aus dieser Frühzeit am ehesten noch die Malereien in der ‚Loge zu den drei Verbündeten‘ in Düsseldorf; sie zeigen die Symbole der Freimaurer und bekunden die wachsende Selbständigkeit, ‚die Reinheit des Willens zum Stil‘.

In dieser Korrespondenz über die Malereien in St. Quirin wird von Fritz Flemming am 27. April 1806 auch Friedrich Schlegel als Lehrer erwähnt. Er preist sich glücklich, unter solcher Leitung in Köln seine Studien fortsetzen zu dürfen. Der große Publizist erteilte damals Unterricht an der Sekundärschule, ein Amt, das ihn wenig befriedigte. Er hatte 1807 Erklärungen klassischer Autoren der Griechen und Römer und ebenso Betrachtungen zur deutschen und französischen Literaturgeschichte angezeigt. Zur Teilnahme an den Kollegien ‚Universalgeschichte' und ‚Entwicklung der Philosophie' dürfte dem jungen Schüler die Vorbildung gefehlt haben. Unmittelbare Beziehungen zwischen Friedrich Schlegel und Peter Cornelius haben niemals bestanden. Die Brüder Boisserée waren auch hier die Vermittler.

Für die neue Bewegung und die umfassenderen Forderungen, die man damals an die Literatur als Spiegel des gesamten geistigen Lebens stellte, bedeutete das alte Köln und das französische Rheinland zunächst noch recht wenig. Selbst nach dem Befreiungskrieg in einem Schreiben an Goethe vom 22. Januar 1814 meint Sulpiz: ‚Die Stadt mit ihren Bewohnern und Anstalten ist einer sonst blühenden verschütteten Kolonie zu vergleichen, die unter einem glücklich gewölbten Bergsturz ihr Leben in Vergessenheit kümmerlich fortgeführt und mit der übrigen Welt höchstens durch tiefe Schachte noch einigen Zusammenhang behalten hat. — es käme nur auf das Glück an, daß sie einem wohlmeynenden Fürsten zu Theil würde, der brave, sachkundige Bergleute kommen und den guten Schlag Menschen mit den vielen unschätzbahren Trümmern alter trefflichen Anstalten und Einrichtungen zu neuer Belebung und Herstellung wieder an's Licht fördern ließ.' — Die Fähigkeit, solche Werte in der Heimat zu erkennen, zu heben und der Gesamtheit nutzbar zu machen, fühlten die Boisserée in sich, und ihre Leitsätze und Betrachtungsart dankten sie im wesentlichen der Unterweisung Friedrich Schlegels. Doch auch in den Anschauungen dieses vielseitigen Denkers vollzog sich seit der Heimkehr von Paris 1804 schon während der Fahrt durch die Niederlande und besonders am Rhein bei der Vertiefung in deutsches Volkstum eine durchgreifende Wandlung. Der Wert des angestammten heimischen Wesens erscheint in neuem Lichte. Überall sah man sich aus bescheidener Gegenwart in eine heroische Vergangenheit zurück verwiesen. Das Nahe, Vertraute wird zum Träger bedeutsamer Vorstellungen, denn bei eindringlicher Vertiefung wuchs hinter dem schlichten bürgerlichen Dasein im grauen Alltag überall eine andere Welt empor, reich an noch unerforschten Wundern, ein Gegenstand künstlerischer und dichterischer Darstellung, ein weites Gebiet historischer Forschung. So vervielfältigen sich die Aufgaben geistigen Strebens. Das klassische Altertum galt nicht mehr als bindende Richtschnur und Maßstab. Nicht einzig Götter und Heroen waren der Vorführung würdige Gestalten. Wie die vielfältigen Verhältnisse und Konflikte des umgebenden Lebens und der seelischen Erfahrung

zu dichterischer Schilderung und Deutung anregten, so floß dem Aufmerkenden von allen Seiten frisches Quellwasser aus dem Heimatboden auch in den Strom künstlerischer Produktion. Von dem Schönen unterschied Friedrich Schlegel das Interessante als berechtigten Gegenstand der Darstellung. Eine lebhaftere Anregung der Vorstellungskraft, der vertiefte Eindruck auf die Empfindung, das Miterleben, die Übertragung seelischer Stimmungen auch wirrer quälender Art wurde der Zweck solcher Darbietungen. Josef Görres hat in der Zeitschrift ‚Aurora' in dem Aufsatz ‚Drei Revolutionen' 1804, Wesen und Ziele der romantischen Richtung in Metaphern gedrängt und umschrieben.* Erst im neuen Jahrhundert gewann die Bewegung am Rhein allgemeine Geltung. Die uralten Kulturstätten, die Dome, Burgen, Ruinen an weithin spiegelnder Wasserfläche, Waldtäler und Rebenhügel und stets wiederholte Hinweise auf eine gewaltige Vergangenheit, dies alles entsprach der Forderung, daß der Gegenstand dichterischer wie malerischer Darstellung der Wirklichkeit verwandt, aus eigenem Erleben hervorfließend doch nicht den farbigen Reiz des Wundersamen entbehren dürfe.

Der Bann enger Beschränkungen durch ästhetische Gesetze, die der Antike entnommen waren, löste sich natürlich nicht mit einem Male. Verschiedene Daten und der Vergleich äußerlich nahestehender Leistungen führender Männer bringen uns aber der Feststellung der Anfänge der ‚Rheinromantik' näher.

Ganz noch im Sinne des 18. Jahrhunderts kann das Haus der Brüder Jacobi zu Pempelfort als ein Mittelpunkt geistigen Lebens in den Rheinlanden gelten. Ein kosmopolitischer Zug, der nach französischem Muster orientierte Geschmack ist der dortigen Gesellschaft eigen. Fritz Heinrich Jacobi, der jüngere Bruder des Johann Georg, der als Verfasser von Oden, Elegien, Kantaten bekannt wurde, vereinigte die kaufmännische Erziehung mit philosophischer Weltanschauung. Die moralischen Forderungen Spinozas versuchte er mit christlicher Mystik zu verknüpfen. Seine gefühlsselige Naturbetrachtung ist von J. J. Rousseau abhängig. Bei Mondscheinschwärmereien war er der Genosse Goethes auf dessen Rheinreise; Wertherstimmungen wirken hier lange nach, der ‚Sturm und Drang' findet seine Ausläufer. — Josef Görres kam im Januar 1800 als erklärter Bewunderer der Antike, griechischer Kunst und Römertugend, als Vorkämpfer der Ideen des Jakobinertums aus Paris an den Rhein zurück. Seine ‚Aphorismen über die Kunst' 1801 zeigen kaum einen Anhauch vom Geiste der Romantik. Statt der heimischen Dome und Burgruinen werden die Marmorfiguren des Louvre gepriesen. Ebenso fühlte Ferdinand Wallraf sich stets als Erbe und Abkömmling römischer

* Josef Görres: ‚Drei Revolutionen', Aurora 1804/05, Ausgabe von Wilhelm Schellberg I. 1911, S. 112—114.

Kolonisten. Christliche Monumente des Mittelalters betrachtete er mit aufrichtiger Veneration, aber in Dingen der Form ging ihm doch die Antike über alles. Er möchte eine neue Renaissance in Köln heraufführen und sogar die lateinischen Bezeichnungen der Straßen und Stadtteile wiederherstellen. Er verwandte Fleiß und Überlegung auf jeden Pomp und verfaßte lapidare Aufschriften und Grabsprüche. Reinantiquarische Interessen verbinden sich mit einem gelehrten Formalismus. M. J. de-Nöel und Everhard von Groote gehören als Schüler Wallrafs doch schon einer jüngeren Generation an. Der Abglanz unserer deutschen Klassiker machte beide zu Dichtern und Kunstliebhabern, besonders der letztere begann seine schriftstellerische Tätigkeit als anschmiegender Bewunderer Goethes. Sulpiz Boisserée bekennt sich selbst als eifrigen Leser. So kam es, daß schon in der Kindheit seltsame Geschichten und Sagen ‚alles bunt durcheinander in meinem Kopfe herum ging'. Mit einem Vertrauten wurde später Jean Paul und Shakespeare vorgenommen, und der junge M. Theodor Perthes machte ihn mit den Neuerscheinungen in der reifen Zeit einer vielseitigen und glänzenden Produktion bekannt. Erziehung und Beruf leiteten ihn im Gegensatz zu solcher Geistesnahrung auf alles Vernunftgemäße, Reale und praktisch Ersprießliche hin. Ein Hamburger Arzt, Dr. Johann Albert H. Reimarus, der Sohn des ‚Wolfenbüttelschen Fragmentisten' des Hermann Samuel Reimarus, suchte Verständnis für Naturwissenschaften bei ihm anzuregen, und dessen Schwester Elise nahm ihn in ihre Obhut. Im Gespräch mit Goethe dankte Boisserée es später nur ‚der Gnade Gottes', wenn damals das ‚Hamburger Theewasser' eines seichten Deismus an ihm abfloß. Das stete Interesse an allen Neuerscheinungen und Strömungen in der Literatur auch an abgelegener Stelle führte dann weiter in Köln Sulpiz Boisserée mit Bertram zusammen. Die zufällige Begegnung wurde in vielen Dingen entscheidend. Die Werkstätte des Buchbindermeisters August Jansen in der großen Neugasse war der bescheidene Treffpunkt für die Wenigen, die damals am Rhein deutsches Geistesleben im Auge behielten.* Nach der Ostermesse war hier Gelegenheit, neue Bücher und Zeitschriften einzusehen. Die Gesinnung war auch in diesem Kreise durchaus konservativ; das Studium antiker Klassiker gab dem literarischen Geschmack die Richtung. Im Frühjahr 1800 kam Sulpiz hier bei der Durchsicht der Schriften mit einem krausköpfigen jungen Mann in ein Gespräch, der mit lebhaften Blicken, voll Feuer für Neues eintrat. Johann Baptist Bertram begann Einfluß auf ihn auszuüben. Seine Rede war erregt durch die innere Überzeugung, sprudelnd an Geist und Witz, fesselnd durch kühne Behauptungen. Er sah einen Fortschritt, selbst über Schiller und Goethe hinaus, die dem Verehrer des deutschen Parnaß, dem Bewunderer Klopstocks schon zu frei erschienen. Er billigte die Forderungen der Mitarbeiter

* Ernst Weyden: ‚Köln am Rhein vor fünfzig Jahren.' Köln 1862, S. 139.

des Athenäums und fand es völlig gerechtfertigt, wenn diese mit derbem Spott über Wieland, Voß, Matthisson und Wilhelm von Humboldt herfielen. Klopstocks mühseliger Bau antiker Versmaße, die hergebrachten Gegenstände müßten verlassen, der Dichtung weitere Gebiete eröffnet werden. Bertram pries die Philosophen und Literaten, die sich in Jena zusammengefunden hatten und den Bereich der Dichtung durch ästhetische Studien zu festigen, durch die Berührung mit fremdsprachlicher Literatur zu erweitern trachteten. Vor allem nannte er immer wieder die Brüder Schlegel als Führer und Vorbild.

Damals wurde ein neuer Faden angeknüpft, doch das Entscheidende war, daß Forderungen, die anfänglich in gelehrter Erörterung als ästhetische Prinzipien auftraten, dann zu Kulturaufgaben sich erweiterten. Man will nicht mehr im Anschluß an eine Vorstellung der Antike kalte Abbilder einer in sich beschlossenen Vollendung hinstellen. Aus Eigenem muß wieder warmes Blut in die Schöpfungen einströmen; Kunstwerke sollen Gleichnisse der umgebenden Wirklichkeit werden. Bei der Rückkehr aus der Fremde war der Blick besonders geschärft für den Wert des ererbten Besitzes. Nun möchte man die Gesetze auffinden, nach denen vormals sich eine Produktion aus eigener Macht in der Heimat vollzog. Der deutschen Kunst und Dichtung muß ihr Sondercharakter wiedererstehen, und solche Eigenart ist nur zurückzugewinnen im Anschluß an die erhaltenen Denkmale, aus der Betrachtung des Volkstums und der Landschaft. Die Folge dieses Wechsels der Sinnesart war eine erhöhte Aufmerksamkeit und veränderte Schätzung. Für den Unbeteiligten war die praktische äußere Erscheinungsform bei der Hebung des so lange mißachteten Erbes am Rhein zunächst eindrucksvoller wie die literarische Begründung solcher Unternehmen oder der abweichende Gehalt neuer Dichtungen. Dies gilt vornehmlich für den jungen Künstler. Peter Cornelius erlebte mit frischem offenen Sinn das weithin wirkende Ereignis der Zeit, die Wiederentdeckung einer altüberkommenen heimischen Kultur. Er sah in Köln Sammler, Forscher, Beurteiler bei hingebungsvoller Arbeit. Die historische Auffassung verdrängte die Bewertung der Werke nach dem absoluten Maßstab einer überkommenen Ästhetik. Sulpiz Boisserée war bemüht, der vielgestaltigen Masse des Dombaues die Gesetze der Konstruktion, Zweck und Aufriß der einzelnen architektonischen Glieder zu entnehmen. Er fand hier Tendenzen, die der Geschlossenheit und Ruhe antiker Baukörper in spitzfindigem Liniengefüge durchaus entgegengesetzt erschienen. Beim Vergleichen der Wandmalereien, Altarbilder und Votivtafeln ergaben sich Gruppen von erstaunlichem Umfang, die in Historien, Charakterfiguren, mystischer Andeutung der Heilslehre, den gesamten Kreis christlicher Vorstellungen umfaßten. In diesen Darstellungen sah man nach scharf begrenzten Epochen die Naturauffassung in den Körperformen, Farbengeschmack und Technik geschieden. Ein Werk jedoch ragte durch Mommentalität und Vollendung aus der Menge hervor.

Können und Wollen des Malers erschienen hier ausgeglichen, und der Inhalt entsprach allen Erwartungen. Das war die Vorstellung deutschen Wesens, wie sie die alten Epen und Minnedichtungen erweckten. Der Urheber knüpft in seinen Gestalten an örtliche Legenden an, er feiert stolz den Wert der Heiltümer Kölns. So gewinnt auch das Christentum heimisches Gepräge. Auf dem Altar der Stadtpatrone drängen sich um den Thron der Madonna dichtgeschart die Vertreter straffer ehrenfester Ritterlichkeit und städtischer Bürgerkraft, Priester, zarte Jungfrauen in höfischer Haltung. Goldgerät und kostbare Wirkereien sollen auf die Pracht des Morgenlandes bei den Magiern hinweisen. In großer Gestaltung wird das Wesentliche in Typen festgehalten und dem erhöhten Weltbild voll Andacht, Liebreiz und Tüchtigkeit fehlt auch nicht der Reiz des Fremdartigen, Wundersamen. Das Kölner Dombild galt den Romantikern von Friedrich Schlegel und Zacharias Werner bis auf Heinrich Heine als Muster und Inbegriff deutscher Kunst. Wie eine Offenbarung wurde es mit gläubiger Verehrung als verklärtes Abbild der eigenen Volksart angestaunt. Eine solche Schöpfung erregte ganz natürlich den Wunsch, auch Künstlerpersönlichkeiten alter Zeit deutlicher bei uns zu erfassen. Die Überlieferungen nannten nur vereinzelte Malernamen: Albrecht Dürer, Hans Holbein, Jan van Eyck und den Meister Wilhelm der Limburger Chronik.

Peter Cornelius verband mit dem gefeierten Andenken Dürers schon eine gefestigte und gänzlich andere Vorstellung. In der Düsseldorfer Galerie kannte er seit früher Jugend ein Bild unter dem Namen des Nürnbergers, das eine Menge Figuren auf engem Raum zusammenfaßte. Es stellte die Marter der zehntausend christlichen Blutzeugen in Persien dar. Ein Gewimmel füllt den ansteigenden Rasen, Buschwerk, nordischen Wald und Felsgeschiebe. In Streifen hinter- und übereinander sind Zonen angeordnet, in denen Gestalten in Reihen und Gruppen enggedrängt erscheinen, fast alle in Bewegung, jede für sich aufgenommen. Man sieht hängende Körper, springende Gestalten und solche, die sich in der Luft überschlagen und abstürzen. In dornigem Gestrüpp liegen Leichname in starker Verkürzung zu Haufen umher. Die Vorführung all der Folter und Gewalttaten war nur ein Vorwand, der Anreiz für den stumpfen Betrachter. Dem Urheber der Komposition war es darum zu tun, eine eben erlangte Herrschaft über die Form nachzuweisen, den ganzen Reichtum der von ihm gefundenen Konfigurationen auszubreiten. Der Zustand einer glücklichen Bescheidung auf primitiver Stufe der Kunst ist durchaus verlassen. Eine starke Kraft zeigt sich selbstbewußt bei der Bewältigung großer Probleme. Diese Vorstellung von Albrecht Dürers künstlerischem Charakter wurde durch das Studium seiner Kupferstiche und Holzschnitte erweitert. Der Wert der zeichnerischen Erfassung der Erscheinungen innerhalb dieser Kunst fiel da ganz anders noch ins Auge, zugleich die Tiefe des Gefühls und die Fülle von Gestaltungen. Schärfen,

Ecken und Schnörkel können nicht übersehen und geleugnet werden. Auch sie sind Ausflüsse dieser Wesenheit, die durch Ernst und Aufrichtigkeit sogleich einnahm. Als deren Grundzug glaubte der junge Maler das Wirken eines unbestechlichen und starken Willens zu erkennen, die Strenge, die ein feuriges Temperament, eine übersprudelnde Phantasie zügelt. Er sah, mit welchem heiligen Eifer der alte Meister an die Natur herantrat, sie zu fassen, zu deuten trachtet, wie er mit Vorbedacht und Fleiß alle seine Mittel aufwendet, um zur Klarheit und Selbständigkeit zu gelangen. Dieser Drang war echt und ursprünglich; daraus ergab sich wie von selbst die beredte ausgeprägte Sonderart des Stils. Deutsches Wesen in Vorzügen und Schwächen kam hier bedeutsamer, vielstimmiger zum Ausdruck wie in den farbigen Tafeln, den milden Madonnen und Heiligen der Kölner Schule.

Das geistige Element, das seelische Erlebnis, die Aussprache über Natur und Menschenleben, das war es, was Cornelius als Inhalt der Malerei schätzte. Die aufgehende Erkenntnis drängte glutvoll zur Mitteilung, brachte Unruhe, Schwankungen, Verzagtheit in sein eigenes stilles Wirken. Er will die Schöpfung der alten Meister, die er aus Boisserées Sammlung kennen lernte, nicht kurzer Hand übernehmen und auf keinen Fall den an der Antike geläuterten Geschmack gänzlich verleugnen. Tief und rein soll die Kunst auf den Wegen der Alten fortschreiten und nach überkommenem Gesetz zum Ausdrucksmittel der christlichen Weltanschauung und vaterländischer Gefühle werden. Solche Überzeugungen festigten sich im Umgang mit dem gleichgesinnten Karl Ignaz Mosler, strömten über in Diskursen auf gemeinsamen Spaziergängen durch den Düsseldorfer Hofgarten. Ein kleiner Unfall hatte im Sommer 1804 die beiden jungen Leute im Treppenhaus des Akademiegebäudes zusammengeführt. Teilnehmend und hilfsbereit hatte sich Cornelius genähert . . . ‚Er bot mir, da er doch spazieren gehen wolle, seinen Arm zur Begleitung an. Wir sprachen lustwandelnd im Garten über Kunst und Poesie. Es machte mich sehr glücklich, zum ersten Male in meinem Leben einen eigentlichen Künstler über diese Materie sich äußern zu hören. Ich ward lebhaft angeregt, und sehr freundlich entließ mich Cornelius beim Nachhausegehen, während ich dachte: An dem ist mehr, als du dir vorgestellt hast! Seitdem suchte ich ihm möglichst oft zu begegnen, und es schien ihm angenehm, daß ich ihn zu dem abendlichen Lustwandeln aufsuchte. Er war damals weder von den übrigen Akademikern gesucht, noch schien er mit einem derselben in einem Freundschaftsverhältnis zu stehen. Diesem Umstande verdanke ich es wohl, daß der Ältere mit dem Jüngern vorlieb nahm.‘*

Die Bescheidenheit war unangebracht. Mosler verfügte über ausgebreitete kunsthistorische Kenntnisse und ein feines ästhetisches Urteil.

* Ernst Förster: ‚Peter von Cornelius‘ I. 1874 S. 58.

Aus persönlichem Gedankenaustausch hegten die Freunde von ihm hohe Erwartungen; er enttäuschte sie zum Schluß durch Mangel an Trieb und Entschlußfähigkeit.

Peter Cornelius drängte es nach dem Tode der Mutter († 2. Juni 1809) mit Macht aus den engen Düsseldorfer Verhältnissen hinaus. Er erwartete für sich mehr Förderung an einem Zentrum geistigen Lebens, und da schien zunächst nur die Weltstadt Paris in Frage zu kommen. Mit Mosler erwog er 1809 den Plan, dort einen Aufenthalt zu nehmen. Kriegerische Ereignisse machten dann die Reise unmöglich. Friedrich Schlegel, der wohl von Boisserée davon vernommen, glaubt den Cornelius noch nach Jahren dort und scheint viel auf seine Meinung zu geben. Er wünscht den Maler als Kunst-Korrespondenten in Paris für das ‚Museum'. „. . . Kann er nicht schreiben, so muß er es lernen, oder Sie helfen ihm im Anfang nach.' (Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée. Wien, 8. Januar 1812. Köln, Stadt-Archiv.)

Eine große Komposition, 1809 datiert, atmet ganz den Geist der Klassizität. Bei der Betrachtung der Figurengruppe ist man geneigt, sich auf ein Distichon zu besinnen, das in antikem Metron einen ähnlichen Sinn enthält, das Lob der Pallas als gütiger Lehrerin und Spenderin. ‚Die Erfindung der Weberei ist der Gegenstand des Bildes, die Szene ein dorischer Portikus; Pallas Athene lehrt eine Jungfrau das Weben, drei junge Mädchen hören und sehen aufmerksam zu, während an der andern Seite eine Alte für den Stoff zum Weben sorgt, indem sie ein Schaf scheert.' Der Auftraggeber dieser Arbeit war ein rheinischer Fabrikant. Geheimer Regierungsrat Professor Paul Clemen in Bonn kaufte das kostbare Stück aus der Sammlung E. aus 'm Weerth; es enthält in gediegener Zeichnung und vorsichtiger Farbenwahl die Summe des in Düsseldorf Gelernten. Die bildnerische Erfindung erscheint überall durch Erwägungen geleitet, von ästhetischer Gelehrsamkeit abhängig. Es ist ein Werk, wie sie sonst wohl Epochen abzuschließen pflegen, und vom Überschwang einer stürmischen Jugend ist keine Spur wahrzunehmen. Man könnte diese Leistung als Ausläufer der Einflußsphäre des Louis David auf deutschem Boden bezeichnen. Peter Cornelius beklagte später selbst die Übermacht der französischen Richtung. Wilhelm Kaulbach schreibt von einem Gespräch mit dem Meister über diesen Gegenstand im Sommer 1831: „. . . Auf dem ganzen Heimweg erzählte er (Cornelius) mir aus seinem Leben die interessantesten Züge . . . z. B. was war die deutsche Kunst vor 20—30 Jahren? Durchaus keine selbständige, nationale, sondern nur eine lebendige Nachahmung der Französischen. Die deutsche Natur ist: bedächtigen Schrittes, jede Kleinigkeit wohlbeachtend nach dem großen vorgesteckten Ziele emsig fortzustreben . . . Wie konnte aber solch' ein Treiben (der Franzosen), solch eine Art zu sein, auf deutschen Boden verpflanzt dem Cornelius zusagen? Nun erzählte er mir, wie er als Jüngling das Bedürfnis nach Selbständigkeit lebhaft gefühlt habe, wie

dann eine lange Prüfungszeit gekommen sei voller Zweifel an sich selbst: ob seine Kräfte auch wohl hinreichen, eine neue, deutsche fortbauend auf der alten guten Kunst wieder zu erwecken. Dann, nach langem Hin- und Hersinnen, hat er endlich den Entschluß gefaßt, mit den Bildern zum Faust öffentlich aufzutreten, und damit fängt nun Cornelius' tatenreiche Laufbahn an; da ging die Sonne auf, die bis zum heutigen Tage auf jeden, der für das Schöne empfänglich ist, ihre erquickenden Strahlen ausbreitet, und wenn dieser leuchtende Stern nicht erschienen wäre, würden wir vielleicht noch in der Dämmerung leben müssen . . .' (Wilhelm Kaulbach an seine Frau Josephine, ohne Datum 1831.)*

---

* ‚Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus, gesammelt von Josefa Dürck-Kaulbach. München 1918, S. 161/162.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sextett im Himmelreich
Ein altfränkischer Roman von Franz Herwig

6.

Herr Januarius Nöck, der Stadtpfarrer, hatte mit der Glut seiner aus bleichem Gesicht flammenden Augen die ganze Kirche erfüllt, seine Predigt, voll der inbrünstigen Leidenschaft eines unbedingten Christentums, hatte die Herzen aller Gläubigen rascher und inniger schlagen lassen, und wie er zum Schluß einen Menschen, der von einem armen Handwerker ungebührliche Zinsen genommen hatte, vor der Gemeinde verächtlich machte, schien er über dem geschriebenen Recht ein höheres Recht zu vertreten, gegen dessen Urteil es keine Appellation gab. Wie die Gemeinde aus der Kirche strömte und Herrn Kantor Güldenklangs Postludium über ihren Köpfen wie ein erhebender Sturmwind hinbrauste, fühlten sich alle als andere Menschen, Menschen des Sonntags, die die Kleinlichkeit der Woche tief unter sich wußten. Der Wucherer ging durch die Menschen, die vor ihm zurückwichen mit gesenktem Kopf und verlegenem Lächeln, das verächtlich sein sollte, und dachte daran, daß es doch wohl Zeit sei, aus der Stadt zu verschwinden.

Die dichte Menge floß langsam in die Gassen ab, eine milde Sonne schien, aus den Häusern roch es nach dem Sonntagsbraten, man fühlte sich sehr wohl. Babett drehte nach Hans Damian den Kopf wie eine Starmätzin, er aber schob nach dem Nonnentor davon, und nachlaufen konnte sie ihm doch nicht gut. Es gefiel ihm, vor dem Mittagessen noch ein wenig von der Stadt zu sehen, denn bisher hatte ihn die Arbeit so festgehalten, daß er nur die Marktgasse, das Berkhansche Haus, Sankt Georg, Kirche und Tor, und natürlich das ‚Brusttuch' kannte. Er ging, mit der Mauer des Nonnengartens zur Linken, aus dem das Lachen spielender Kinder klang, die geneigte, sanft geschwungene Gasse hinab, ließ auch das Tor Tor sein, hielt sich weiter links und blieb am Nonnengarten. Die Häuser waren alle nach dem Tor zu gegangen; gegenüber der Nonnenmauer war die Gasse mit großen Linden bestanden, die ihr letztes Gold wehmütig verstreuten, und hinter ihnen senkte sich der Abhang bis zur Stadtmauer, über die man hinwegsah. Dort, wo hoch auf der Nonnenmauer ein rosa getünchtes Sommerhäuschen mit geschlossenen grünen Fensterladen schlief, — noch zehn Schritt weiter, auf der anderen Gassenseite, als die Linden plötzlich aufhörten, — erhob sich das neue Friedhofstor; im Giebelfeld stand geschrieben: ‚Memento, quia pulvis es' und ein grinsendes Gerippe saß darunter und winkte mit dem Knochenfinger; die Kinder verbargen immer zeternd das Gesicht in Mutters Rock, wenn sie vorüber mußten. Hans Damian wußte das, denn er sollte, wenn es im Rate durch-

ging, den grauslichen Hans Mors herunternehmen und ein tröstlicheres Bildwerk aufstellen.

Die Toten hatten viel Besuch; der Bildschnitzer sah über das niedrige Mäuerchen, wie die Nachgebliebenen liebevoll versunken standen und wandelten. Da war auch der Herr Kantor Güldenklang und zwei schöne Jungfern waren bei ihm, die hatte Hans Damian schon einmal auf der Gasse gesehen. Es verlohnte sich vielleicht, ihr Herauskommen abzuwarten? Pfui, er war wie behext, daß er jeden Jungfernrock daraufhin ansehen mußte, ob nicht die darin steckte, die den lieblich verheißungsvollen Zettel der Muttergottes mit der Weintraube vor die Füße gelegt hatte. Ah bah, diese hier liefen ihm nicht weg, er war zu ihnen eingeladen, um zu musizieren, und Marthe, hatte der Kantor gesagt, würde einen Kuchen mit Zibeben gebacken haben. Marthe, das mußte die große Ernste sein, die würde einmal eine brave Hausfrau abgeben; das kleine schwarzbraune Krötlein daneben sah so aus, als wenn sie den Kuchen lieber naschte wie buk.

Hans Damian pfiff sich eins im Weitergehen. Wie konnte es eigentlich Menschen geben, die am Dasein kein Wohlgefallen hatten? Der Friedhof zur Rechten nahm ein Ende mit einem Mäuerchen, das im rechten Winkel die Stadtmauer traf. Jetzt kam der Gansanger mit schnatterndem, flügelschlagendem Leben und gleichzeitig nahm zur Linken der Nonnengarten ein Ende; schmale Gassen öffneten sich, durch die hinab man in ein Gewirr von Kleinleuthäusern sah; dann machte der Weg eine sanfte Biegung und lief steil bergab auf das Wassertor zu; durch seinen spitzbogigen Ausschnitt blinkte der Fluß auf.

Die Fähre rauschte am hochgespannten Seil durch das kräftig strömende Wasser. Drüben lag die Vorstadt, hinter der die Landstraße anstieg und sich im Bergwald verlor. Auf einer Tannenlichtung, fern, stand geruhsam ein weißes Schloß, dessen vergoldete Turmknäufe in der sanften Sonne leuchteten. Herbe Frische wehte von Wald und Wasser her.

Voitlein umging nach links ein Viertel der Stadtmauer bis zum Georgstor. Nun sah er die Kapelle oben über den Weingärten, in der er bei seiner Ankunft gerastet hatte. Er fühlte, wie die Stadt sich in sein Herz drängte, und umfing sie wie ein Liebender. Was stand ihm nicht alles bevor? Zunächst ein Sonntag mit Musik und zwei schöne Jungfern, ungezählte Wochen von Arbeit; und die schalkhafte Schöne, deren Kußversprechen er durchaus auf sich bezog, mußte er auch noch finden. So winkte er mit erhobener Hand in die Torstube hinein, wo Babett mit Eltern und Geschwistern beim Sonntagessen saß, und sie dachte, indem eine feine Röte über ihre Wangen lief: Er ist also doch noch gekommen! Und sie lehnte sich

zurück und sagte, daß sie satt sei; ob sie dem Vatter nicht einen Krug Wein aus dem ‚Brusttuch' holen solle? Der Vater aber knurrte nur, daß doch wohl erst abgebetet sein solle, und er für sein Teil sei noch längst nicht satt. Indessen hätte die Babett den lieben Jungen auch gar nicht mehr getroffen, denn der war gleich hinterm Tor nach rechts in die Mauergasse eingebogen, kam aber nicht weit, da eine Gartenmauer im rechten Winkel die Gasse abschloß. Er ging nun an den Gärten hin, bis die Goldenluftgasse sich auftat, und wie er diese eine kurze Strecke entlang gegangen war, da blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Es lief nämlich ein Gäßchen zwischen Gartenmauern wieder gegen die Stadtmauer zurück, und am Eingang des Gäßchens stand in halbverwischten zierlichen Schnörkelbuchstaben geschrieben: ‚Das Himmelreich'.

Da stieß Hans Damian einen Pfiff aus, sagte: ‚Gottsdonner', obgleich sich das an der Pforte zum Himmelreich nicht schickte; dann zupfte er sich zurecht und ging, den rechten Arm unternehmungslustig auf die Hüfte gestemmt, in die Gasse ein. Der Zettel brannte auf seinem Herzen und er dachte nicht anders, als daß nun eine schalkhafte Jungfer irgendwo aus dem Fenster schauen und zu ihm sagen würde: ‚Da bist du ja endlich, Hans Damian, komm nur herein und hol dir, was ich versprochen!' Aber es stand nur ein einziges Haus in der Gasse, behäbig hingelagert, mit ockergelben Mauern und schneeweißen Gardinen, in den Messingbeschlägen der Haustür konnte man sich spiegeln. Aber keine Gardine bewegte sich, keine Tür tat sich auf und keine Jungfer ließ sich blicken. Gegenüber war noch ein Türlein in der Gartenmauer, darüber stand geschrieben: ‚Im Paradeis'; sollte darinnen, abgeschlossen von aller Welt, eine Eva ihres Adams warten? Hans Damian beugte sich zum Schlüsselloch, aber er konnte durchaus nicht hineinsehen; innen war eine Klappe davor. Wie er noch so äugte und gebückt nach einer Ritze spähte, die etwa da sein könnte, hörte er ein leises Kichern; Gottsdonner, woher kam dieses Kichern? Er schaute sich um, aber das Haus in seinem Rücken schien tot zu sein; sollte er an dieser Mauer hinaufsteigen, wie damals in Crailsheim, als die Annalies die Gartentür hinter sich verschlossen hatte? Aber nun brach mit einem Male ein greuliches Toben hinter der Mauer los. Waff! Wau! Was da in dem Garten herangeschossen kam und mit gierigen Sätzen innen an der Mauer emporsprang, mußte eine Schar ganz gefährlicher Bestien sein! ‚Ist die Jungfer so wohl verwahrt', dachte er, ‚so muß ich mich erst mit einigen Würsten und Kalbsfüßen bewaffnen, damit ich die Cerberusse stumm machen kann, die diesmal keine Unterwelt, sondern ein Elysium bewachen. So zog er sich guten Mutes zurück, und als er bei Berkhans an dem großen Mittagstisch saß, sprudelte er über von Tollheiten, lehrte die Kinder Festungen aus Brei auf ihren Tellern bauen und Tunke in die

Gräben leiten; mit dem Löffel wurde dann gestürmt. Er stieß auch mit Herrn Johannes, Herrn Ambros und mit Herrn Johannes' Eheliebste — denn Herr Ambros hatte keine — zu wiederholten Malen an, und trank mehr, wie es am hellen Tage schicklich ist, so daß er in seiner Kammer alsbald in einen lieblichen Schlaf fiel. Er jagte sich mit einer blanken Eva im Traum herum; der Paradiesesgarten war riesengroß und wenn er meinte, seine weiße Männin zu haben, kam ein Cerberus auf den Hinterbeinen und hielt im Maul einen Zettel. Schließlich aber, da er den Paradeishund beiseite tun wollte, schnappte der nach ihm, andere Bestien schossen aus allen Dickichten daher; nun rannte er ums Leben, eine aber war doch flinker und packte ihn am Arm. Da fuhr er mit einem Schrei hoch, aber es war nur Herr Ambros, der ihn schüttelte und lachend rief:

‚Hans Damian! Schläft da am hellen Tag! Wo ist die Violin? Es ist Zeit, zum Kantor zu gehen.'

7.

Der junge Bildschnitzer war im Kopf noch ein wenig benommen, aber als er mit Herrn Johannes Berkhan, und Herrn Ambros, sowie der Margret, des Herrn Johannes Ältester, von der Goldenluftgasse in das Himmelreich einbog, wurde er überaus munter, riß die Augen auf und fragte:

‚Ja, zum Donner, wohnt der Herr Kantor im Himmelreich?'

Da lachten die Berkhans und Herr Johannes erwiderte:

‚Freilich wohl, er und die Kinder, seitdem seine Ehefrau vor fünf Jahren von ihm gegangen.'

Hans Damian machte ein Gesicht, wie der General, der eine Schlacht gewonnen hat und er tat nichts dazu. Sie hielten vor dem behäbigen Haus und traten ein. ‚Also ist's eine der Güldenklang'schen,' dachte Hans Damian und rieb sich die Hände.

Der Herr Amtmann war schon da, mitsamt seinem Studiosus, einem ungeschlachten Kerl und der Eleonor, einer runden und blonden Jungfer. Der Magister und Pater Bonaventura fehlten noch, aber die kamen immer zu spät. Voitlein tat sich mit geheimnisvoller Vertrautheit gegenüber Marthe und dem Liesgen etwas zugute. Aber die mußten bald hinauswischen, denn der Kantor wollte den Kaffee haben. Die zwei großen Gugelhupfe standen schon auf dem Tisch, und gerade wie die Kannen hereingebracht wurden, zwei, denn die Jungfern sollten Schokolade trinken, schellte es; der Magister Liebetrau machte seine ergebensten Komplimente und ein leichter Modergeruch von altem Papier und Pergament wehte von ihm aus.

‚Liebetrau,' sagte der Kantor, ‚wie steht es mit den Reimen zu der Kantate? Daß du sie mir nicht vergißt!'

‚Die Kantate, ja, wohl die Kantate,' erwiderte der Magister,

‚sie soll nicht vergessen werden, Güldenklang, aber vor Weihnacht ist nichts damit; jetzt bin ich über einer Schrift und bald habe ich alles beisammen und niemand ahnt, was für Köstliches, was für himmlisch Süßes ich dann beisammen haben werde. Lieben Freunde, wie wird unser gutes Deutschland die Augen aufreißen! Aber ich sage nichts weiter.‘

‚Herr Magister,‘ rief der Amtmann mit einem Donnerbaß, ‚ihr habt nun fünf Jahre lang uns mit eurem Geheimnis das Maul wässrig gemacht, aber jetzt ist mir ein Täßchen dieses Mohrentrankes lieber!‘

Herr Liebetrau kränkte sich und schnob durch die Nase.

‚Gut Ding will Weile haben‘, sagte er, ‚Weihnachten oder spätestens Ostern —.‘

‚Liebetrau‘, drohte Herr Güldenklang, ‚denk an die Kantate!‘

Der Magister sah ihn hilflos an und sprach:

‚Ja gewiß, gewiß, lieber Güldenklang, die Kantate! Aber bedenke doch, daß ich so gut im Zuge bin und Seine hochfürstliche Gnaden geruhen auch überaus neugierig zu sein, haben sich gnädigst bereit erklärt, das Buch drucken zu lassen —.‘

‚Dann‘, sagte Herr Güldenklang kauend, ‚muß mir der Bonaventura her.‘

‚Gott behüte‘, erwiderte der Magister rasch, ‚der mit seinen Alexandrinern! Ich will dir eine Kantate aus sauberen Liedlein machen, wie einen Kranz aus Veiel und grünem Klee; da hilft es nicht, ich muß die Schrift in die Lade legen.‘ Und er seufzte tief.

‚Ach, lieber Herr Magister‘, rief das Liesgen, ‚was steht in der Schrift?‘

‚Liebe Jungfer Liesgen‘, sagte Herr Liebetrau, ‚ich sage nichts weiter als dies: Deutschland hat einen Leib, ist schon mehr als ein Wanst, wenn man so sagen darf; der lebt und ißt und schnauft und schaut nur, wie es ihm immerdar wohl ergehe. Deutschland hat aber auch eine Seel’, und die Seel’ hat zu allen Zeiten wunderschön gesungen. Wie sie aber am schönsten gesungen hat, Gott und den Menschen ein Wohlgefallen, das habe ich in alten Büchern gefunden und will es ihr wieder in den Mund legen.‘

Der Studiosus lachte über die Maßen und rief:

‚So recht! Wir haben auch ein neues Lied, kennt das der Herr Magister schon? „Und Wäsche habe ich auch nicht mehr, als wie ein einzig Hemde“, — wie geht’s nur weiter? Hinterher kommt: „Ein’ alten Gottfried hab ich noch, der hat am Arm ein großes Loch“.‘

Indessen die übrigen lachten, brummt der Amtmann:

‚Ja, Schelme! Und dabei wird dem Alten ein Dukaten nach dem andern aus der Tasche gezogen. Seit die Patres weg sind von

Würzburg, oder nichts mehr zu sagen haben, geht's auf der Hochschul kaum anders her, als in Leipzig oder Halle. Vielleicht werden wir noch alle preußisch, der Daum hat den Friedrich immer noch nicht klein.'

Indessen kam der Pater Bonaventura endlich und alle atmeten auf. Er hatte die Viola d'amore in einem zwilchenen Sack unter dem Arm und strahlte mit seinem Kinderlächeln Menschen und Kannen und Gugelhupfe an; eigentlich war es aber nur noch ein Gugelhupf, denn das letzte Stück vom zweiten nahm sich gerad der Herr Liebetrau.

‚O', machte der Mönch und erhob abwehrend die Arme, ‚Jungfer Marthe, nicht doch von der guten Schokolade! Oder nur ein Tröpfchen oder zwei, keinesfalls die Tasse voll. Nein, nein' und er hielt Marthes Arm fest.

‚Aber von dem Gugelhupf muß der Herr Pater auch nehmen', bat sie, ‚ein ganz dünnes Stückchen', und sie legte ihm eine handfeste Schnitte vor, neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte: ‚Es bleibt schon noch etwas übrig, was der Herr Pater für die Kranken mitnehmen kann.'

‚Hustet der Herr Prior noch alleweil so sehr?' fragte der Herr Amtmann; der Herr Güldenklang beugte sich zu den Verkhans und sagte:

‚Ein Sextett vom Orlandus Lassus habe ich gefunden, das hat im zweiten Satz g—moll ein paar böse Verzwicktheiten, besonders da, wo das Fagott einsetzt. Paßt auf, so —!'

Aber Hans Damian häkelte mit Liesgen herum, wollte wissen, ob sie zuweilen zur ‚Muttergottes mit der Weintraube' hinauf steige, ob es sich im ‚Himmelreich' gut wohne, und als er eine leichte Verlegenheit bei ihr zu merken glaubte, sah er ihr so angelegentlich auf den Mund, im Vorgefühl eines gewissen guten Küßchens, daß das Krötlein hilflos nach Marthe ausschaute, die aber mußte hinter leeren Tassen her sein; nur dem Pater Bonaventura seine war fast noch bis zum Rand voll vom ersten Mal.

Endlich, und Herr Güldenklang konnte kaum noch ruhig auf dem Kanapee sitzen, gingen sie alle in die andere Stuben hinüber, wo die Notenpulte bereit standen; Wachskerzen brannten, als wenn der Fürstbischof ein Fest gibt. Jeder nahm seinen Part zur Hand und sah feierlich auf den Tanz der schwarzen einbeinigen Geister. Es steckten auch zwei etwa die Köpfe zusammen und rieten und disputierten, der Kantor ging von einem zum andern, pfiff hier und da, oder sang eine Stelle und schlug mit erhobener Hand den Takt dazu. Endlich waren alle im reinen, aber ein jeder kratzte sich heimlich den Kopf: da hat der Güldenklang wieder etwas recht Halsbrecherisches herausgesucht. Wie sie nun anhuben zu

stimmen: das Klavizimbel gab konstant den Ton an, die Oboe meckerte, die Streichinstrumente quietschten unwillig unter den hin- und hergezogenen Bogen, die Flöte dudelte —, so saß das Liesgen in einer halbdunklen Ecke und sah sich den Hans Damian versunken an. Hübsch war er, das stand fest, überdies sah ihm das Kind noch aus den Augen. Wie er den Kopf neigte, um die Violin in die Schulter zu drücken, fiel ihm eine Locke übers Ohr. Gegen den Rüpel von Studiosus war er ein Adonis. Sie stand auf, ging in die Küche, um Marthe etwas zu sagen, aber die hatte einen Glühwein auf dem Feuer, und als Liesgen sie im Nacken kitzelte, fauchte sie unwillig. Da nahm das Krötlein den fünfjährigen Buben her, wollte Schweinchenschlachten mit ihm machen und drückte ihm dabei einen Kuß nach dem andern auf. Der Bub aber hampelte nach dem Tisch, wo die Schokolade stand, Bärbe, die zwölfjährige, war schon mit leuchtenden Augen und lüsternen Lippen darüber her und der Bub sah, daß er zu kurz kam. Da plärrte er los und Marthe fuhr böse herum; Liesgen sagte: ‚Affen alle miteinand' und ging wieder mit verzogenem Maul in die Stube.

Da stieß gerade der Vater den Kopf energisch herunter, die erhobenen Hände auch, und sogleich begann Orlandus Lassus zu singen.

Der Stallknecht schirrte die Pferde an den Reisewagen und pfiff sich eins dabei, die Mägde schäkerten mit den fahrenden Schülern, die ihre Morgensuppe tranken, die Wanderer brachen auf und zogen mit Gesang davon. Der behäbige Wirt geleitete ein junges Paar die Stiege herunter, die Schöne stützte sich verträumt auf den Arm ihres Galans, der mit kühnen Augen um sich sah und den Korb des Degens niederdrückte. Alle wünschten ihnen gute Reise, der Spitz an der Kette kläffte, die Pferde zogen an, der Wagen rumpelte vom Hof. Weit dehnte sich, hügelig, das Land, der Mai sang in den Lüften zur raschen Fahrt. —

‚Gut war's, sagte der Kantor, nur der Voitlein hätt' beinah' einen Einsatz verpatzt, und der hochwürdig Pater darf das nächste Mal mehr hergeben, die heilig Jungfrau wird nicht gleich Gottvatern petzen: Hör nur, was der Bonaventura ein weltlich Feuerlein hat.'

Hans Damian steckte den Kopf in den Part, denn es war ihm nicht recht, daß die Jungfern den Monitum gehört hatten.

‚Alsdann den zweiten Satz', sagte Herr Güldenklang, und sie setzten ein. ‚Pfui, Spinnteufel', rief er gleich, ‚Liebetrau, du pausierst noch! Oha, alsdann noch einmal!'

Diesmal glückte es.

Andante. Da blühte ein Wiesentälchen auf, die Tannen sahen ernst darein, das Bächlein gluckerte verloren hin. Der Kutscher

lag im Grase und schlief, die Pferde standen mit hängenden Köpfen, schlugen nach den Fliegen und nahmen hin und wieder ein Maul voll Kraut. Die Schöne saß am Waldrand und flocht Blumen zu einem Kranz. Der Kavalier lag, den Kopf in ihrem Schoß, die Arme weit gebreitet, und redete versunken von Taten, die er vollbringen wolle. Sie neigte sich zuweilen zu ihm und drückte ihre Lippen auf die seinen. Über ihnen saß ein Vogel und sang ein Lied voll nie endender Liebe. Der Kranz sank ins Gras, das schöne Paar umschlang sich und lauschte verloren. —

‚Jetzt paßt's auf!' sagte der Kantor, ‚auf der nächsten Seiten, beim eins, zwei, drei — siebenten Takt, paßt's auf, sonst fällt das Sextett vom Himmelreich grad' in die Höllen!' —

Wie der Himmel dunkelte! Riesenfäuste, schwarz, drohend, schoben sich von allen Seiten her, die Vögel verstummten, der Wald seufzte angstvoll unter den nachhaltigen Stößen des Windes. Es donnerte. Wie das Liebespaar hastete! Die Rosse wieherten angstvoll, der Wagen rollte eilig davon, aber mit eins brach das Unwetter ein, der Kantor schlug mit dem ganzen Oberkörper Takt und dirigierte über die gefährliche Stelle hinweg —: ‚Frohlocket Gloria!' sang Herr Güldenklang in das Gewetter hinein, und Marthe sagte nachher, es habe sich ganz grauslich angehört. Gerad fuhr der Wagen, indessen das Wetter tobte, in eine einsame Schlucht ein, da brachen Räuber hervor, aber der Kavalier rief: Fürchte dich nicht, Geliebte, — stürzte sich mit bloßem Degen unter die Wegelagerer und schlug sie alle in die Flucht. Der Himmel hellte sich wieder auf, das Gewitter vergrollte fern. —

Marthe bot den Glühwein aus, der Vater sagte: ‚Recht so, damit es dann recht con amore geht! Besonders Violin und Kniegeige müssen singen, daß sich einem das Herz im Leib umdreht. Alsdann — alle beieinander? Avanti!'

Das Schloß lag auf der Höhe, es war Nacht geworden und der Mond schien. Das schöne Paar war zu Haus und saß auf weichem Pfühl am offenen Fenster. Wundersüße Worte flüsterten die Lippen, eigentlich war es Gesang von zwei innig verschlungenen Stimmen, der sich in die Nacht hinausschwang. Tief unten raunten die Wälder, der Strom blinkte verloren herauf, der Himmel war verklärt. Wie die Küsse länger und immer längere Pausen in den Gesang brachten! Endlich brachen die Stimmen in einem verzückten Laut ab: die brünstige Umarmung vereinte die Liebenden.

Das Sextett saß eine Weile stumm und träumte dem Gespielten nach. Schließlich sagte der Kantor:

‚Das haben wir recht gemacht! Schön wars und man müßte gleich hergehen und den lieben Gott um etwas recht Schweres bitten. Was sich jetzt nicht als Simson fühlt und den Philistern

das Stadttor wegtragen kann —! Also ein schönes Profit, alle miteinander.' —

Hernach redeten die Gesetzten viel über Musika mit beschwingten Worten, nur der Pater Bonaventura nahm alsbald Urlaub; aber die jungen Leute machten Pfänderspiele. Jetzt oder nie, dachte Hans Damian und fingerte an seinem Zettel. Einmal stand er mit dem Gesicht gegen den Ofen und sollte Antwort geben auf die Frage: ‚Was soll der tun, dem dies Pfand gehört?' Da schielte er heimlich von der Seite und als er eine Haubenschleife von Liesgen erkannte, rief er laut:

‚Der soll mir das tun, was er auf diesem Zettel verheißen hat', und hielt seinen Zettel mit ausgestrecktem Arm hinter sich. Liesgen griff keck zu, fragte: ‚Was soll mir das?' und alle umringten sie und wollten wissen, was auf dem Zettel stand. Sie aber hatte kaum ein Auge darauf geworfen, so wollte sie den Zettel verstecken, der Studiosus aber, der greuliche Rüpel, entrang ihn ihr und gröhlte:

‚Willst du ein Küßchen gut, so such' mich alsogleich,
Such' mich auf Erden nicht, vielmehr im Himmelreich!'

‚Jungfer Liesgen', rief Hans Damian, ‚ich hab' Euch erwischt.'
Das Krötlein tat aber nicht dergleichen, sah ihn kühl an, und wie die Anderen lachten und Marthe etwas von Narrenspossen sagte, rief sie:

‚Was kommt Euch bei? Was soll mir das Papier?'

Und sie nahm dem Rüpel den Zettel weg und knüllte ihn in der Hand zusammen.

‚Die Jungfer ziert sich', erwiderte der Bildschnitzer, und voller Schalkheit erzählte er von seinem Fund.

‚Ihr seid mir der Rechte', sagte das Krötlein darauf, ‚wohnen nicht noch mehr Jungfern im Himmelreich, wenn schon diese Gasse gemeint sein soll? Marthe ist auch noch da, und vor wenig Wochen war die Bas' Franziska da, und drüben der grillige Nachbar hat ein wunderschön fremdländisch Ding bei sich gehabt viele Tage, die hatte Augen wie glimmende Kohlen und streifte viel herum, weißt noch Marthe?'

‚Ja schon', sagte diese und sah zweifelnd auf die Schwester, ‚Carlotta hat's geheißen.'

‚Seht Ihr!' rief Liesgen und blitzte Hans Damian lachend an, ‚weshalb fällt der Herr gerad auf mich? Da könnt' Jeder kommen.'

Der Voitlein lachte, aber es war ein verlegenes Lachen, und später maulte er sogar, weil ihn das Krötlein mit der fremden Carlotta aufzog.

‚Was kamt Ihr auch nicht früher?' sagte sie etwa, ‚sie mag

allabendlich am Gartentor gewartet haben. Nun sitzt sie irgendwo im heiligen römischen Reich oder im Welschland bei einem Drachen von Tant und wischt sich seufzend das Maul. Da habt Ihrs verpaßt.'

Aber wie sie auseinander gingen, bekam er einen süßen Händedruck, die Finger tuschelten sich sinnverwirrend in seine Hand, ganz flüchtig, und dazu rief ihm das Liesgen nach:

,Träumt wohl, Herr Voitlein, und paßt gut auf, wer Euch im Traum erscheint.'

Und die ganze Nacht träumte er von dem schwarzbraunen Krötlein.

8.

Wenn der Tag graute, zogen die Werkleute nach Sankt Georg. Sie kamen aus allen Gassen, denn es gab keine Werkstätte in der Stadt, die nicht wenigstens einen Mann zur Arbeit entsandte. Sogar die Fischer unten am Fluß griffen zu, wenn ein Lastschiff von Würzburg den Main hinabkam und in der Nähe des Wassertors anlegte. Aus seinem Bauch hoben sich Tonnen mit Marmorstaub, Marmor in Blöcken, große Stücke roten Sandsteins und Lindenstämme. Auf dem Kirchplatze ging den ganzen Tag die durch vier im Kreise gehende Pferde getriebene Mühle, die den Marmorstuck herstellte, Formen waren bereit, in die der weiße Brei sich ergoß; war er fest, so wurde er mit Öl und Schmirgel poliert. Herr Januarus Nöck, der Stadtpfarrer, hatte den ganzen Tag den Lärm des anhaltenden Schaffens vor seinen Fenstern, aber er war so nicht viel in der Stuben, sondern fuhr immer umher und feuerte an. Aus der Kirche hatte er das Allerheiligste in die Sankt Johanniskapelle überführt, denn drinnen ging es mit gewaltigen Schlägen an das Zimmern der großen Gerüste, davon und von den Zurufen und Befehlen die hohen Gewölbe immerfort widerhallten. Es wurde mit leidenschaftlichem Eifer gearbeitet, nachdem der Streit zwischen dem Stadtpfarrer und Herrn Johannes Berkhan über die Art des Umbaues durch einen Machtspruch aus der hochfürstlichen Kanzlei entschieden war. Freilich war keiner der beiden zufrieden, denn der Machtspruch war ein Kompromiß. Herr Januarius, Hochwürden, hatte seine Kirche durchaus im neuen Stile hergestellt sehen wollen, indessen Herr Johannes die gotische Art rein zu erhalten wünschte. Es sei ein Unding, hatte er gesagt, die Gewölberippen mit Stuck zu verschmieren, die spitzbogigen Fenster zur Hälfte zu verkleben und den Hochaltar, der von einem unbekannten Meister zu Anfang des 15. Jahrhunderts geschnitzt war, herauszureißen, nur weil ein paar Wurmlöcher im Holz waren. Der hochwürdige Herr hatte ihn leidenschaftlich davon zu überzeugen gesucht, daß der Glauben

freudiger, farbiger und siegesgewisser geworden sei. Das müsse in der Kirche zum Ausdruck kommen. Dagegen hatte der Baumeister erwidert, daß man dann vom Grund auf neu bauen müsse. Baue man aber auf gotischen Grundlagen, so müßten diese erhalten bleiben. Man habe dann, wenn man den Glauben sich in Seitenaltären, Orgelprospekt, Chorgestühl, Kanzel und sparsamer Malerei ausdrücken lasse, das schöne und ausdrucksvolle Bild der Entwicklung. — Die hochfürstliche Kanzlei hatte dieser Meinung recht gegeben, aber Herrn Januarius ein gänzlich umgestaltetes Chor zugestanden, was billig sei, wenn man bedenke, daß das Chor niedriger sei wie das Schiff. Im übrigen habe man dann erreicht, daß das Chor als der wesentliche Punkt der Kirche vom einfachen und herben Mittelschiff aus dann doppelt ausdrucksvoll mit bewegten Linien und kräftigen Farben winke. Nur sei anzuraten, mehr die älteren Formen des Barocks zu üben und sich vor allzu leichter Spielerei zu hüten. Im übrigen entsprängen Gotik und Barock demselben Geiste.

Dabei blieb es; und wenn zuerst die beiden Parteien arg böse waren, so hatten sie bald mit dem Befehl sich abgefunden und waren mit leidenschaftlichem Eifer dabei, nun trotzdem etwas Schönes zustande zu bringen. Herr Ambros Berkhan, der Maler, hatte das ganze Chor mit rupfenen Vorhängen absperren lassen; einmal liebte er es nicht, wenn man ihm beim Arbeiten zuschaute, und dann machte der heruntergeschlagene Kalk in der Kirche einen so greulichen Staub, daß die frischen Farben an den Chorwänden in Gefahr waren. Hinter dem Vorhang werkte er auf schwanken Gerüsten mit sechs Gehilfen an dem Weltgericht, über das noch eine Verklärung der Seligen kommen sollte. Die Gehilfen rieben Farben und trugen mit breiten Quasten die Untermalungen auf, indessen Herr Ambros mit zarteren Pembseln an vier Stellen zugleich beschäftigt war. Herr Johannes ging mit großen Rollen Papiers wie ein Feldherr im Mittelschiff auf und ab, Hans Damian Voitlein mußte zwar dem Namen nach dem Baumeister gehorchen, war aber doch Herr über eine Schar von Gehilfen und arbeitete dabei mehr als sie alle zusammen. Jetzt war er an dem Bloßlegen der Prospektpfeifen. Der Stadtpfarrer aber schwebte von einem zum andern wie der Geist Gottes, und seine Soutane war jeden Tag mit Kalkspritzern und Farbflecken bedeckt, so daß es mit der Aurelia, dem Besen, schon fast kein Aushalten mehr war.

Herr Kantor Güldenklang mied die Kirche. ‚O welch ein Greuel der Verwüstung!‘ hatte er gesagt, als er einmal nach Feierabend zu seiner geliebten Orgel hinaufgestiegen war. Jetzt mußte er sich mit dem kleinen, windigen Werk in der Johanniskapelle begnügen; Dorothe kam mit Freuden auch dahin, sobald er am Schellendraht, der an ihrem Turm niederhing, zog, und daß sie kam, war noch

der einzige Trost. Indessen hatte ihm Voitlein selber Botschaft gebracht, daß es jetzt über den Orgelumbau gehe; er möge doch kommen und nach dem Rechten sehen; aber er wollte nicht. Das Liesgen gab aber mit Treiben und Mahnen nicht Ruhe. So, sagte sie, früher habe er oft genug geklagt, daß die Pfeifen so schwer ansprächen; werde jetzt etwas versehen, so hätten seine Kinder später die schlechten Launen zu ertragen. Außerdem hätten die Herren Berkhan, und natürlich der Voitlein auch, sie und die Marthe zu wiederholten Malen eingeladen, sich das Werken einmal anzusehen; wenn der Herr Vatter aber nicht gehe, so wollten sie auch nicht gehen.

Schließlich sagte er ‚ja', Liesgen war schon parat; als er Marthen erstaunt fragte, ob sie nicht mit wolle, sagte sie kühl: ‚Was soll ich da?'

‚Brummaff, alter,' rief das Liesgen, und: ‚Kommet, Vatter, alsdann gehen wir zwei allein.'

Der Voitlein kam gleich heruntergestiegen und buckelte; er zeigte ihnen auch alles, und schließlich, da der Stadtpfarrer Herrn Güldenklang wegen der Orgel fragte, hatte er das Krötlein allein und schob um sie herum wie ein junger Hahn. Der Maler nahm sie ihm für einige Augenblicke fort, sie solle einmal die Arme über den Kopf heben als wie verzweifelt, er kriege die Bewegung nicht heraus. Hans Damian blieb aber dabei stehen und breitete ihr hernach seine Zeichnungen aus. Da erstaunte sie, je mehr Blätter sich vor ihr entrollten; sie waren alle voll klarer, sicherer Linien und einem kräftigen Schwung, der geradezu mit fortriß. Sie fühlte sich ganz klein werden; das hatte sie in dem Voitlein beim Himmel nicht gesucht! Da hatte er einen Marienaltar aufgerissen, der machte förmlich Musik, und die glorreiche Mutter thronte so fern und nah zu gleicher Zeit, daß die unsterbliche Seele und das menschliche Herz ihr gleicherweise entgegenflogen.

‚Das ist sehr schön,' sagte Liesgen und streifte Hans Damian mit einem verlorenen Blick. Dann sah sie wieder auf das Blatt, und es wollte ihr fast scheinen, als blicke die Maria sie mit eigenen Augen an, ja, und in den Mundwinkeln saß ein Zug, den hatte sie im Spiegel schon bei sich selber gesehen. Sie fühlte, wie sie rot wurde, und wußte eine ganze Weile nichts zu sagen.

Da ließ Hans Damian die Rolle zusammenschnellen und sprach, ohne Liesgen anzusehen:

‚Das habe ich vorgestern in der Nacht gezeichnet, und ich dachte dabei viel an Euch, Jungfer Liesgen. Es mag wohl so ganz sauber aussehen, aber bis zur Ausführung ist noch ein weiter und mühsamer Weg. Vielleicht würde es leichter gehen, wenn Ihr mir dabei helfen wolltet.'

‚Wie sollte ich —?‘ antwortete sie und schaute sich schnell um, aber der Vatter war mit dem Pfarrer auf die Orgel gestiegen.

‚Seht,‘ sagte Hans Damian in ihre Verlegenheit hinein, ‚Herrn Johannes Berkhans Ehefrau hat erst gestern wieder gesprochen: „Ja, das Liesgen kommt gar nicht mehr zu uns.“ — Und wenn Ihr nun doch einmal kämet oder öfter kämet und hättet ein Stündchen Zeit oder mehr, und ich wäre gerade zur Hand, so könnte ich Euch zum Beispiel einmal auch in meine Werkstätte führen, und schon hätte ich das Werkzeug da und machte die Muttergottes nach Eurem Bilde.‘

‚Ich mit meinem dummen Gesicht,‘ erwiderte die Jungfer.

‚Je nun,‘ sagte Voitlein darauf schnell, ‚was Euer Gesicht anlangt, so finde ich es ausnehmend lieblich, und ich muß es doch wissen. Aber es geht auch noch um die ganze Gestalt, wie sie sich hält und das Gewand trägt.‘

Und er redete noch viel, mit dem Mund dicht an ihrem geneigten Kopf, und seine Augen ruhten verklärt auf ihren Wangen. So sah ihn eine, die, wie sie meinte, grad vorüberkam und nun einmal in die Kirche hineinschaute, da sie es doch dem Hans Damian versprochen hatte. Das war die Babett vom Georgstor, und als wenn sie einen Basilisken gesehen hätte, so fuhr sie zurück und hätte beinahe ‚Igitt, igitt‘ gesagt. Sicher aber dachte sie es und obendrein dies: ‚Güldenklangs Zweite, die Katze! Nun freilich weiß ich, weshalb der Bub sich nicht mehr blicken läßt!‘ Und sie warf die Kirchentür zu, daß es knallte.

Als wenn sie davon einen Stoß erhalten hätte, sagte Liesgen: ‚Ja schon, die Frau Berkhan wollt' ich schon lang besuchen.‘

Darüber war der Voitlein beglückt und rief:

‚Davor dank ich der lieben Jungfer recht! Sehet, gelingt mir die ganze Arbeit gut, so kann ich hier etwa Meister werden. Die Stadt gefällt mir wohl — und allerlei sonst,‘ setzte er hinzu, indem er lachte.

‚Voitlein!‘ rief der Hochwürdige von der Kanzel herunter.

Sie setzten sich gleich beide in Bewegung; Hans Damian redete dabei eifrig.

‚Eine Kanzel will ich machen. — da soll die Jungfer einmal staunen. Recht kenne ich mich noch nicht aus, es zerläuft mir noch zwischen den Fingern wie Sand. Aber ich sehe so etwas vor mir‘ — und sein Blick verdunkelte sich vor Erregung — ‚wie einen ganzen Haufen von Engeln, die hinauf und hinunter und rings herum einen selig schwingenden Reigen um den Verkündiger des Gotteswortes aufführen. Aber es müßte ein ganz beherrschter Reigen sein, — voll ewiger Harmonie —.‘

Oben stand der Stadtpfarrer mit dem Kantor; dieser wollte

im Diskant noch eine Äolsharfe eingebaut haben; auch sollte der Spieltisch anderswo hin. Hans Damian mußte seine Zeichnungen hervorholen und ausrechnen, ob es mit dem Platz reiche. Der Pfarrer sagte, daß er gleich an den Meister Deggendorfer in Kitzingen schreiben wolle, der sich auf den Orgelbau besonders gut verstehe.

Herr Güldenklang war, als sie gingen, sehr zufrieden, und auch das Krötlein schien es zu sein, denn sie ging gleich in die Küche zur Marthe, umhalste sie und sprach:

‚Du bist kein Brummaff, i beileib nicht; du wirst grad ein Brummaff sein, su, su, lalala.‘

9.

Es kam die Zeit, da das Volk vor der Johanniskapelle — denn es gingen durchaus nicht alle hinein — bis in die Marktgaß stand und aus sehnsüchtigem Herzen sang: ‚Tauet, Himmel, den Gerechten‘ oder ‚Aus hartem Weh die Menschheit klagt‘ oder auch ‚Maria, sei gegrüßet, du lichter Morgenstern‘. Und wenn es auch regnete und der Wind ungnädig um die Ecken schnob, so wichen sie doch nicht, bis der hochwürdige Herr Januarius Nöck den letzten Segen gesprochen hatte. In dieser Zeit machten die Wirte schon früh Feierabend; freilich würde ihnen sonst auch der Herr Amtmann mit einem schweren Donnerwetter und der Rat mit zwei Gulden Strafe über den Hals gekommen sein. Wenn der Nachtwächter mit seinem im Hinterteil halb gelähmten Spitz um zehn Uhr abends die Runde machte, sah er nur wenig Lichter in der Stadt noch brennen, und wo doch ein helles Fenster war, dahinter erklang sicher der eintönige und beruhigende Tonfall des Rosenkranzgebetes. Da neigte dann zuweilen der gute Mann sein Haupt auf die um den Spieß gefalteten Hände, indessen der Spitz unter einem Mantelzipfel Schutz suchte, und wenn dabei von beiden ein kleines Schläfchen gemacht wurde, so war dagegen nichts zu sagen.

Zu dieser Zeit geschah mancherlei in der Stadt. Der Wucherer fand, daß es in diesen unsicheren Zeiten, da allerorten von Krieg geredet wurde, besser war, nicht auszuwandern, und er gab dem armen Mann schweren Herzens den abgepreßten Zins zurück, und der arme Mann kam zum Pfarrer und gab dem die armseligen Gulden für den Kirchenbau. ‚Denn‘, sagte er, ‚die Kirche steht für Jahrhunderte und wird noch viele erfreuen, ich aber fahre so bald in die Grube, und wer soll an mir Freude haben, weil ich eine Handvoll Kreuzer mehr habe?‘

Dann wurden die Gäns geschlachtet, und es war ein grausiges Blutbad in der ganzen Stadt, bei den Nonnen auch, und Marthe Güldenklang half dabei. Das Liesgen indessen war oft zu Besuch bei Herrn Johannes Berkhans würdiger Eheliebsten, und es traf sich

immer, daß Hans Damian auch da war und für Herz und Kunst Nutzen hatte. Später kam dazu Marthe und holte das Krötlein ab; der Voitlein durfte dann die beiden Jungfern bis ins ‚Himmelreich‘ begleiten. Darnach mußte das Lindenholz in der Werkstatt immer doppelt viel Späne lassen, und die Muttergottes trat von Tag zu Tag deutlicher aus dem Gestaltlosen heraus, zum wohllautenden Pfeifen des Bildschnitzers.

In die erwartungsvolle Stille der Adventzeit kam eines Tages der heilige Nikolaus, und nun wußte alt und jung erst so recht, daß es auf Weihnachten zuging. Er brachte, sozusagen amtlich, die ersten Nüsse und Winteräpfel, wenn natürlich die losen Buben auch schon längst wußten, wie Äpfel und Nüsse in diesem Jahre geraten waren. Die Lebkuchen aber waren etwas durchaus und herrlich Neues, die konnte man freilich nicht selber backen, und die Finger vorher einmal in den Honigtopf stecken war doch kein rechter Ersatz. Am Nikolaustag zogen die Buben und Mädchen, die das durch ihr Benehmen im Laufe des Jahres einigermaßen rechtfertigen konnten, zu den Mönchen und Nonnen, allda sie sangen:

‚Heiliger Sankt Niklas,
Geh her und schenk was,
Die Rute spürten wir schon zu Haus,
Schütt’ uns deinen Säckel aus!‘

Der Bruder Küchenmeister hatte zwei Tage lang schwitzend viele Hundert Sankt Nikolause aus süßem Teig gebacken, armlang, und mit fünf Dörrpflaumen als Knöpfe auf ihrem Kittel; die ehrwürdige Frau Tant der Güldenklangmädchen hatte aber vier Schütten klitzekleiner runder Plätzchen hergerichtet, und die Buben sagten, es seien Nonnen . . ., aber man kann es unmöglich niederschreiben, wie sie dazu sagten. Wenn ein jeder seine Gaben hatte, so mußten sie alle noch zwei oder drei schöne Lieder singen, wobei manche freilich nicht mitsingen konnten, denn sie kauten schon mit vollen Backen.

Zu dieser Zeit hatte auch irgendein grämlicher Aktenmensch in der Würzburger Kanzlei herausgefunden, daß dem Herrn Magister Liebetrau von Seiner hochfürstlichen Gnaden nur deshalb freie Wohnung, drei Klafter Holz und dreizehn Gulden jährlich in bar gnädigst bewilligt waren, damit er die Bücher, Pergamente und Schriften ordne und einen Katalogus darüber zusammenstelle. Der Aktenmensch schrieb also an den Herrn Amtmann, was es denn eigentlich mit der Sache sei, sechs Jahre seien schon hin und vergangen, und der Liebetrau habe das, was ihm aufgetragen sei, noch immer nicht getan. — Nun fürchtete der Magister, als er die Kunde vernahm, daß es mit der guten Zeit für ihn vorbei sei, denn er hatte lange genug ohne die hochfürstliche Munifizenz gelebt, um zu wissen, wie übel es ihm da ergangen war. Indessen verzagte er nicht, ließ

Aktenmensch Aktenmensch sein und schrieb an Herrn Adam Friedrich von Seinsheim zu eigenen Händen einen Brief, in dem stand, daß Seine hochfürstliche Gnaden sich doch gnädigst erinnern möge, wie der submissest Gefertigte zum Ruhme des ganzen Hochstiftes und allgemeiner deutscher Sache an die Wiederaufdeckung lang verschütteter Liedquellen aus den Blütezeiten heiligen römischen Reiches gegangen sei, wie Seine hochfürstlichen Gnaden Hochseine Genugtuung darüber auszusprechen geruht habe, so daß der zu tiefst Beglückte gemeint habe, seine ganze Kraft auf eben diese Sache wenden zu sollen. Er meldete dann, daß er bereits dreiundzwanzig Lieder extirpiert, in gutes Deutsch übertragen und niedergeschrieben habe samt vielen Anmerkungen, darunter, wie er wohl sagen dürfe, grundgelehrten; er packe alles zusammen, trotzdem erst ein Dritteil vollendet sei, und unterbreite es ehrfurchtsvoll Seinen hochfürstlichen Gnaden zur geneigten Kenntnis. — Noch vor dem heiligen Fest kam ein Expresser von Würzburg her und brachte das Manuskriptum zurück, nebst einem sehr gnädigen Schreiben, etwa so: Das seien ausnehmend köstliche Sachen, und der liebe Magister solle nur ja so fortfahren; in der Kanzlei säßen lauter Esel. — Da grinste Herr Liebetrau wohlgefällig, und in seinem sieghaften Hochgefühl vermaß er sich, am selbigen Tage einen Kuchen zu backen, aber der fiel schon in der Form zusammen und wurde lauter Klump. Immerhin war seine Stimmung auch danach noch so erhoben, daß er sich ernsthaft an die Dichtung für die Kantate machte, das heißt vorläufig erst einmal die österlichen Texte aus der Vulgata frisch ins Deutsche übertrug.

Was nun Herrn Kantor Güldenklang betrifft, so beschloß er, sich ein Sextett von Johannes Jakob Fux aus Wien kommen zu lassen. Das wollten sie zusammen zur musikalischen Feier des Weihnachtsfestes spielen. In der Hauptsache beschäftigte er sich aber damit, eine Dockenstube für die Bärbe und ein Ringelspiel für das Adamlein zu kleben. Wie er sich von dem Voitlein dazu Rat geholt hatte, war dieser gleich mit seinem Anerbieten da gewesen, das Nötige dazu zu schnitzen. Das machte weitere Unterredungen notwendig und gab ihm erwünschte Gelegenheit, in das ‚Himmelreich' zu kommen. Marthe aber sagte zu Liesgen: ‚Ihr meint, ich sei dumm, aber so dumm bin ich doch nicht, daß ich nicht etwas merkte.'

Gleich nach dem letzten Sonntag vor Weihnachten begann es in der ganzen Stadt nach Kuchen zu riechen. Zuerst kam der Ewigkeitskuchen daran, der eine Ewigkeit oder wenigstens bis zum heiligen Osterfest reichen sollte. Es war nicht viel darin, dafür aber wurde er desto länger gebacken, damit er sich hielt. Später, nach Heilig-Dreikönige begann er erst immer recht trocken zu werden, bog sich an den Rändern auf und wurde schließlich so hart, daß ihn ältere Leute

nur in eingeweichtem Zustande genießen konnten. Aber es war doch immer gut, etwas im Hause zu haben, wenn einmal unverhoffter Besuch kam, wegen dem ein frischer Gugelhupf sich nicht lohnte. Meist aber aßen ihn die Kinder schon vorher heimlich auf.

Dann folgten nacheinander und durcheinander: Zibebenwecken, Zimmetbretzeln, Butterbretzeln, Gugelhupfe, Apfelkuchen, Mürbekuchen, Kuchen mit einem fingerdicken Aufguß aus Sahne, Hirse, Zibeben; zwischen hinein wurde eine Sau gemetzget, das ganze Haus wurde in Seifenwasser ersäuft, einmal auf den Kopf gestellt, dann wieder auf die Füße, — es läßt sich also denken, daß die Hausfrauen und die an ihrer Stelle standen bis zur weihnachtlichen Mitternachtsmesse vollauf zu tun hatten.

Und natürlich wurden nebenher noch die Lichterpyramiden mit Rauschgold, buntem Papier, Aepfeln, Nüssen und Lichtern geschmückt, aber das machten eigentlich die ältesten Jungfern, und man konnte es keine Arbeit nennen.

So kam die Heilige Nacht heran; erst war es so, als wenn es in diesem Jahr keinen Schnee geben sollte, aber in der Abenddämmerung begann es doch zu schneien, erst zögernd und spärlich, dann gleichmäßig und dicht; die Stadt wurde in Heimlichkeit begraben und verzaubert. Die Mönche bauten immer die schönste Krippe auf; dazu gehörten vierhundertsiebenundzwanzig Figuren, alle schuhhoch, Fürsten und Könige, der Papst, viele Edelleute und schöne Frauen, Bauern und Bürger, Mohren und Chineser, dazu die übrigen Insassen der Arche Noah alle. Mitternacht war die Stunde, da die Herrlichkeit im Lichterglanz sich enthüllte, aber die meisten konnten sie nur von weitem sehen, durch die geöffneten Kirchtüren; die geistigen Augen schauten jedoch deutlich alles: Maria mit dem hochheiligen Kind, die Hirten und die ganze Menschheit, die um die Krippe stand oder kniete. Und trotzdem der hochwürdige Herr Prior, als er das Evangelium aus Lukas im zweiten Kapitel vom ersten bis vierzehnten Vers las, von seinem Husten her immer noch schwach auf der Brust war und nicht laut sprechen konnte, so vernahmen doch alle die vielen Hunderte, die draußen im Schnee mit blanken Augen standen, deutlich die wundersamen Worte: ‚Und es ging auch sich anzugeben Joseph von Galiläa von der Stadt Nazareth, nach Judäa, in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, mit Maria, seinem verlobten Weibe; . . . und es kam die Zeit, da sie gebären sollte . . .‘

Dazu hatte es zu schneien aufgehört, und dieselben Sterne schimmerten zur Erde wie in der Geburtsnacht unseres Herrn Jesus Christus.

Wie nun die Mitternachtsmesse vorüber war, da standen schon die acht Stadtpfeifer bereit, mit dem Herrn Kantor Güldenklang,

der von Rats wegen über sie gesetzt war, und jeder hatte zwei Buben bei sich mit Windlichtern. Und einige Mönche und Nonnen mit Säcken und Körben, aber auch Bürger mit Ehefrauen und Jungfern, alle mit Packen beladen, fanden sich herzu und, wie alle beisammen waren, hob Herr Güldenklang den Arm und die Stadtpfeifer bliesen mit aller Sanftheit, die sie aufbringen konnten: ‚Es ist ein Ros entsprungen.‘ Dazu schritt der Zug langsam an, die Windlichter schienen Aller Mienen zu verklären, am Rathaus vorbei, feierlich — ‚und hat ein Blümlein bracht, mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht‘ — an Sankt Georg hin, der mit allen Glocken läutete, auch mit der Susanna, die wog über viertausend Pfund, und es ging der Zug, die heilige Botschaft zuerst zu den Armen und Elenden im ‚Jammertal‘, im ‚Düsterngraben‘ zu bringen, nach dem Flusse hinunter. Da wohnten die armen, alten Witwen, die ganz allein waren, die Waislein, denen doch auch Christus der Herr geboren war, da wohnten die Tagediebe, die jeden Kreuzer durch die Gurgel jagen, die lockeren Mädchen mit den dreisten Augen — aber zur Ehre der Stadt muß gesagt sein, daß es nur zwei solcher Mädchen gab, und eine hatte überdies schon Kirchbuße getan. Zu ihnen allen wurde die hochheilige Botschaft getragen, und solange die geistlichen oder weltlichen Männer und Frauen in den Häusern waren, ließ Herr Güldenklang blasen: ‚Zu Bethlehem geboren, ist uns ein Kindelein‘, oder ‚Laßt uns das Kindlein wiegen, die Knie zum Kripplein biegen‘, oder ‚Ein Kind geborn zu Bethlehem, Alleluja‘ — alle die schönen, alten, vertrauten Lieder, und so sicher es ein gut christlich Werk ist, Tränen zu trocknen, so ist es auch eins, Tränen fließen zu machen.

Es war wirklich eine hochheilige Nacht; wer mochte da an Schlafen denken? Zu Hause warteten schon die Lichterpyramiden, daß der Hausvater sie entzünde, die Kinder warteten schon vor Aufregung und Kälte in ihren Betten mit den Zähnen schnatternd, die Gaben warteten auf die, für die sie bestimmt waren, und es warteten auch die Filzschuhe und die Häfen mit Glühwein, denn schließlich war man auch nur ein schwacher Mensch und vielleicht bekam man nach dem Stehen im Schnee einen Husten oder Schnuppen, wenn man nicht rechtzeitig vorbeugte.

Das war die heilige Weihnacht 1757.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendfürsorge als gesellschaftliche Erziehungsaufgabe / Von Chr. J. Klumker

Fürsorge ist Hilfstätigkeit eines Menschen für einen anderen, der sich allein und aus eigenen Kräften nicht zu helfen vermag. Kinder sind unter diesem Gesichtspunkt alle hilfsbedürftig. Erst durch eine Fülle von Hilfsleistungen, die wir im Begriff der Erziehung zusammenfassen, entwickelt sich das Kind zu einem selbständigen Glied der Gesellschaft. Wollten wir das Wort ‚Fürsorge' in diesem allgemeinen Sinn auf die Verbindung ‚Jugendfürsorge' anwenden, so würde diese sich mit der Erziehung der Kinder decken. Allein Erziehungsleistungen, wie die einfache Einwirkung der Eltern oder die so allgemein gesellschaftliche der Schule wird niemand als ‚Fürsorge' bezeichnen.

‚Jugendfürsorge' umfaßt vielmehr innerhalb der gesamten Erziehung einen bestimmten Ausschnitt; ihre Maßnahmen gelten nicht allen Kindern sondern nur gewissen Gruppen, für welche die Erziehung der Eltern und die allen Kindern geltende gesellschaftliche Erziehung, z. B. des Schulwesens, nicht ausreichen, die also in besonderem Maße erziehungsbedürftig sind. Da diese Erscheinung am sichtbarsten und häufigsten bei den unbemittelten Volkskreisen hervortritt, so konnte Jugendfürsorge vielfach als Fürsorge der bemittelten Kreise für diese Kinder erscheinen. Das führte zu einer gleichgültigen oder ablehnenden Haltung weiter Volkskreise gegen diese wie gegen alle Fürsorge, während sie von anderen gerade als staatserhaltende Maßnahmen einseitig eingeschätzt wurde.

Die Arbeiter stellten sich demgemäß zunächst der Jugendfürsorge abgeneigt und absprechend gegenüber. Ihre Haltung änderte sich jedoch allmählich, je mehr die Arbeiterkreise selbst zu einer sachlichen Mitarbeit kamen. Wenn fast Jahr für Jahr die Fürsorgeerziehung im Preußischen Landtag besprochen wurde, so waren die Einwände des sozialdemokratischen Redners nicht selten wohl begründet; mehr wie einmal fand sich in ihnen mehr Sachkunde und Verständnis als in manchen anderen Reden. Auch an der praktischen Arbeit beteiligten sich die arbeitenden Kreise mehr und mehr. Man braucht nur an die Kinderschutzkommission der Gewerkschaften zu erinnern, deren Frauen schon vor Tagesgrauen in den Straßen erschienen, um die zu früh und zu stark zur Arbeit herangezogenen Kinder festzustellen und hernach für ihren Schutz tätig zu sein. Gleichzeitig näherte man sich in den bürgerlichen Kreisen der Ansicht, daß Kinderfürsorge nur unter der Teilnahme und Mitwirkung der gesamten Bevölkerung gedeihen kann. Als ich 1911 der deutschen Fürsorge wünschte, daß sie ebenso wie in Dänemark als Sache des ganzen Volkes über alle Parteien hinweg angesehen werde, fand dieser Wunsch keinen allzu lauten Widerhall. Als ich aber kurz vor Kriegsausbruch die Besprechungen einer großen deutschen Kinderfürsorgetagung in Zürich leitete, und es für selbstverständlich erklärte, daß ein Berufsvormund das Leben seiner Mündel dort

versichern werde, wo er die günstigsten Bedingungen finde, also auch gelegentlich bei der Volksfürsorge der sozialdemokratischen Produktion in Hamburg, da erwiderte mir zwar ein kleiner, echter, deutscher Beamter, seine Behörde würde nie dulden, daß er mit der Umsturzbewegung in nahe Beziehungen träte, — aber bei derselben Tagung saß neben mir im Vorsitz ein Sozialdemokrat, seit Jahren schon Mitglied unserer Vereinigung. In dem schönen Saal der Züricher Universität, in dem wir tagten, konnten wir beide auf die Inschrift dieses Gebäudes ‚Durch den Willen des Volkes' hinweisend, das nächste Ziel unserer Kinderfürsorge dahin festlegen, daß sie Sache des ganzen Volkes werden müsse.

Das waren Ansätze zum Fortschritt auf beiden Seiten, die im September des Jahres 1918 zum erfreulichen Zusammenklang der Vertreter aller Parteien auf dem ersten deutschen Jugendfürsorgetag in Berlin führten. Trotzdem gelang es auch auf jener Tagung noch nicht, ein klar umrissenes Programm der Deutschen Kinderfürsorge zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, weil über die einfachsten grundlegenden Begriffe keine Klarheit vorhanden war.

Solche Klarheit müssen wir gewinnen; denn nur dann können wir der Jugendfürsorge unter den neuen Verhältnissen der kommenden Zeit ihr Ziel aufstellen. Nur wenn wir das Wesentliche ihrer bisherigen Leistungen herausschälen, können wir erkennen, was wir mit in die Zukunft hinüber nehmen müssen und wo und wie wir es am besten bei dem Wiederaufbau unseres Volkes einordnen.

Ein Versuch, solcher Klarheit näher zu kommen, wird verständlicher sein, wenn wir einige kurze Bilder aus der tatsächlichen Arbeit voraussenden, die von der Jugendfürsorge bisher geleistet wurde. Es seien nur einzelne Beispiele herausgegriffen, gleichsam als Anschauungsmaterial für die weiteren Darlegungen. Es sind Einzelbilder, die dem Leser eigene Erfahrungen und Erinnerungen wachrufen sollen oder die er durch größere planmäßige Darstellungen ergänzen möge.

Am frühesten hat die Fürsorge sich der armen Kinder angenommen, die durch den Tod oder die Verarmung der Eltern mittellos geworden waren. Einzelpersonen, Stiftungen, endlich die Armenpflege von Staat und Gemeinden griffen hier sorgend ein. Die Fürsorge verschafft diesen Kindern Nahrung, Kleidung, Obdach; sie sucht ihnen die eigene Familie so gut es geht, zu ersetzen, indem sie sie in fremde Familien unterbringt, damit sie dort gleich wie von den eigenen Eltern erzogen werden. Über diesen Ersatz des Elternhauses in Familien oder Anstalten hinaus, hat die Fürsorge jedem Kinde den richtigen Platz zu seiner Erziehung auszuwählen, diese Erziehung zu beaufsichtigen und in die rechten Wege zu leiten. Dazu wird sie sachkundige Arbeiter, Ärzte und Erzieher anstellen. Sie wird sorgsam den richtigen Beruf für jedes Kind suchen und auch diese Ausbildung bis zum Schluß prüfend beobachten. Für all das wird sie oft mehr aufwenden, als den Eltern möglich gewesen wäre, ja nicht selten

wird das Kind unter ihrer Obhut eine Lebensstellung erreichen, die ihm vorher nicht zugänglich war.

Zu dieser ältesten Gruppe von Schützlingen der Fürsorge sind indes weitere hinzugekommen und neue stellen sich noch heute ein. Zugleich ist die Tätigkeit der Fürsorge vielseitiger geworden. Sie läßt die Säuglinge und die Kinder in fremder Pflege ärztlich überwachen, durch geschulte Pflegerinnen beaufsichtigen und gewährt ihnen eine einwandfreie Unterkunft in Krippen und Heimen, unterstützt die Mütter, damit sie dem Kinde die natürliche Nahrung gewähren können. Sie sammelt die kleinen, aufsichtslosen Kinder tagsüber in Bewahranstalten, Kleinkinderschulen und Kindergärten. Doch sie begnügt sich nicht damit, daß sie hier Obdach und Aufsicht gewährt, sondern sie gestaltet diese Einrichtung sachverständig aus und gibt damit den Kindern ein neues Stück Erziehung, das nicht nur für diese aufsichtslosen, sondern für alle Kinder als wünschenswert anerkannt wird. Die Gedanken Fröbels haben von hier ihren Weg zu den Kindern auch der wohlhabenden Kreise angetreten.

Wo die zu erziehenden Pfleglinge unter körperlichen Schwächen leiden, da hat die Fürsorge die mannigfachsten Einrichtungen zur Abhilfe geschaffen: ärztliche Beratungsstellen mit Gewährung von Arzneien und Stärkungsmitteln, Anstalten für rhachitische, für tuberkulose Kinder Erholungsheime auf dem Lande, Walderholungsstätten und Heilstätten an der See wie im Hochgebirge. Den Gebrechlichen, Krüppeln, Blinden, Taubstummen gewährt sie in ihren Anstalten eine zweckmäßige Erziehung, wie sie die Familie nicht oder nur in Ausnahmefällen leisten kann.

Dies sind nur Beispiele, die sich für andere Gruppen von Kindern, für jedes Lebensalter, für allerlei Bedürfnisse reichlich vermehren ließen. Und um wie viele Kinder es sich hier handelt, dazu fehlen uns Zahlen; nur mit einiger Wahrscheinlichkeit können wir folgende Gruppen, die von der öffentlichen Kinderfürsorge erfaßt werden, abschätzen:

250 000 Kinder in der öffentlichen Armenpflege,
1 000 000 uneheliche Kinder,
100 000 Fürsorge- oder Zwangszöglinge,
50 000 Kinder, die von den Jugendgerichten in Fürsorge gegeben werden,
750 000 Kinder, die von den Landesversicherungsanstalten Renten erhalten; hierzu treten
die vielen Kriegerwaisen, die Renten beziehen,
die Kinder, die unter den gewerblichen Kinderschutz fallen,

also eine große Schar von mehr als 2 Millionen Kindern, deren Erziehung von öffentlichen Schutzeinrichtungen abhängt. Daneben werden eine Menge Kinder von Vereinen und Anstalten im Wege freier Tätigkeit versorgt.

Welch vielseitiges und umfangreiches Wirkungsfeld! Und diese Jugendfürsorge erweitert sich von Jahr zu Jahr; ihre Leistungen wachsen, die Zahl ihrer Schützlinge nimmt zu. Diesen Entwicklungsgang der Fürsorge

nach Inhalt und Umfang muß man zunächst verstehen, wenn man ihren Wert für die Zukunft abschätzen will. Wir gehen dabei von allgemeinen Erscheinungen bei der Erziehung aus, in die sich diese ganze Fürsorge einordnen läßt.

Dem Kinde eine Umgebung zu schaffen, in der es gesund an Körper und Geist gedeihe, ihm alle die Einflüsse nahe zu bringen, durch die es zu einem ganzen Menschen und einem selbständigen Gliede der Gesellschaft heranwachsen kann, das ist die Aufgabe der Erziehung. In ihr wirkte zu allen Zeiten die Familie mit gesellschaftlichen Einrichtungen zusammen; im Laufe der letzten Jahrhunderte veränderte sich bei uns das Verhältnis dieser beiden Mächte. Der Anteil von Gesellschaft und Staat an der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes ist seit dem Mittelalter fast ununterbrochen gestiegen. Dies liegt zu einem Teil daran, daß der Inhalt der Erziehung während der letzten Jahrhunderte gewaltig zugenommen hat. Wir erinnern nur an die Menge von Schulwissen, die heute nicht von der Familie, sondern nur durch die staatlich geleitete Schule vermittelt werden kann, aber als Teil der Erziehung uns allen unentbehrlich ist. Viel größer als einst ist heute das Maß dessen, was ein junger Mensch in sich aufnehmen muß, wenn er im Leben selbständig dastehen soll. Die Menge der Kenntnisse, die sich die Jugend in den unteren wie in den höheren Klassen heute aneignen muß, die Lebenserfahrung, die sie bewältigen muß, um sich in dem höchst verwickelten Getriebe unserer Zeit sicher bewegen zu können, ist fort und fort gewachsen und infolgedessen ist die Erziehung weit langwieriger und umständlicher geworden. Das gilt wie von der Berufsbildung, so auch von der allgemeinen Bildung.

Während der Inhalt der Erziehung reichhaltiger und größer wurde, gingen der Familie durch die wirtschaftliche Entwickelung viele der Kräfte verloren, durch die sie vorher die Jugend erzieherisch beeinflußte. Der Großhaushalt des Mittelalters ist zu dem kleinen Haushalt unserer Tage zusammengeschrumpft, der in den Städten nur noch den allernötigsten Lebensraum und nur den Verzehr umschließt. All die berufliche Arbeit des Vaters, die dem Kinde schon einen ziemlichen Einblick ins Wirtschaftsleben und vielfältige persönliche Anregungen bot, vollzieht sich in weiten Kreisen fern vom Leben der Familie. Indem der Vater seiner Berufsarbeit fern vom Hause nachgehen mußte, wurde er von seinen Kindern für den größten Teil des Tages getrennt. Damit verschwand viel von seiner persönlichen Einwirkung auf sie. Eine ähnliche Umgestaltung haben die wirtschaftlichen Leistungen des Haushalts, die der Frau oblagen und einen großen Teil Gütererzeugung und Güterwandlung mitumfaßten, von der Familie weggenommen und dann weiter auch die Mutter von den Kindern in steigendem Maße getrennt. Das sind nur Beispiele eines Vorganges, der in vielfältiger Art dahin wirkte, daß die Erziehungskraft der Familie abnahm.

Erziehungsmaßnahmen der Gesellschaft werden so aus zwei Gründen

notwendig: weil die Familie in ihrer heutigen Form alte Erziehungsaufgaben nicht mehr zu lösen vermag, und weil neue Erziehungsforderungen auftreten, die von vornherein die Kraft der Familie übersteigen.

Diese Verschiebung der Erziehungslast geht stets nur langsam vor sich. Erst muß die Gesellschaft jene Änderungen der Erziehungsanforderungen wie jene Abnahme der Erziehungskraft der Familie erkennen und zu ihnen die richtige Stellung einnehmen, dann wird ihr Verantwortungsgefühl wach und sie treibt zu eigenem Vorgehen. Diese Einsicht und dieses Pflichtbewußtsein tauchen zuerst bei einzelnen Persönlichkeiten auf, werden nach und nach bei größeren Gruppen wirksam, bis endlich der Staat diese Aufgaben in seinen Wirkungskreis aufnimmt. Ist dieser Zeitpunkt erreicht, so werden die neuen Erziehungsformen von der Sitte nicht nur vorgeschrieben, sondern auch durch Gesetz allgemein eingeführt, zum Teil durch eigene öffentliche Vorkehrungen verwirklicht. Unsere Volksschule, die in das letzte Stadium dieser Entwicklung vor etwa hundert Jahren eingetreten ist, bildet ein gutes Beispiel.

Die Jugendfürsorge hat bei dieser Umgestaltung der Erziehung ihre besondere Rolle. Die Gesellschaft übernimmt Erziehungsaufgaben zuerst da, wo das Bedürfnis offen zutage liegt, wo Kinder ohne ihre Hilfe einfach zugrunde gehen würden; so bei den Waisen und Findlingen. Schon das Mitgefühl des einzelnen genügt in manchen dieser Fälle, ihn zur Fürsorge willig zu machen, bis dann Vereine und Anstalten, endlich der Staat die Erziehung dieser Kinder übernehmen.

In dem Übergang an immer größere und stärkere gesellschaftliche Verbände zeigt sich, wie die Jugendfürsorge an dem allgemeinen Fortschritt der Erziehung teilnimmt. Die treibende Kraft dafür ist das wachsende Verantwortlichkeitsgefühl der Gesellschaft. Zuerst begnügt man sich damit, den Kindern zu gewähren, was sie sonst in ihrer Familie erhalten hätten. Erst langsam reift die Einsicht, daß die Erziehung ja über den Rahmen der Familie hinauswächst, daß die Gesellschaft auch hier selbständige Erziehungsaufgaben zu erfüllen hat.

Es ist ein grundsätzlicher Fortschritt von außerordentlicher Tragweite, wenn Vereine und Behörden ihr Tun nicht mehr an dem messen, was die Eltern den Kindern hätten gewähren können oder sollen, sondern vielmehr an der gesellschaftlichen Anschauung, an dem, was wir alle für die Erziehung der Jugend nach sorgsamer Erwägung für nötig erachten.

In der Fürsorge für arme Kinder können wir dies genau verfolgen. Es ist bedauerlich, wenn noch heute manche Armenverwaltungen der veralteten Anschauung huldigen, es genüge den Sohn eines ungelernten Arbeiters bis zum 14. Jahre in die Schule zu schicken und ihn dann sein Brot selbst verdienen zu lassen, wie das wahrscheinlich seine Eltern tun würden, wenn sie ihn weiter erzogen hätten. Wir wissen genau — und jede Behörde kann das wissen, wenn sie sich ihrer Verantwortung bewußt ist, — daß viel mehr ungelernte Arbeiter Landstreicher, Vagabunden und Verbrecher

werden als gelernte. Unserer Einsicht gemäß gestaltet sich unsere Verantwortung. Mehr und mehr Armenverwaltungen empfinden jetzt diese gesellschaftliche Pflicht und gewähren allen armen Kindern eine Berufsausbildung, da nur diese ihrem Leben eine sichere Grundlage gibt. Das ist übrigens auch ein wirtschaftlicher Vorteil für die Gesellschaft, denn was die Armenverwaltung an Kosten spart, wenn sie die Berufsbildung eines solchen Jungen vernachlässigt, reicht längst nicht an das heran, was später an Kosten für Polizei, Rechtsprechung, Strafvollzug, Armenversorgung aufgewendet werden muß, wenn solche Menschen ungenügend ausgerüstet ins Leben hinausgeben.

Doch nicht nur überhaupt zu irgend einem Berufe sollte man jeden ausbilden, sondern zu dem Beruf, für den er die größte Eignung und die stärkste Neigung besitzt. Die Fürsorge sollte bestrebt sein, aus dem Kinde das zu machen, was seinen Anlagen am meisten entspricht, denn nur eben in der vollen Entwickelung seiner Anlagen liegt im letzten Grunde sein höchster Wert für die Gesellschaft. Die Kinder, die der gesellschaftlichen Fürsorge anheimfallen, sind ein kostbarer anvertrauter Schatz; ihn soll die Gesellschaft so gut wie irgend möglich auswerten. So wird Berufsbildung zu einem notwendigen Stück der Armenpflege für Kinder, obwohl diese Berufsausbildung der Mehrzahl der nicht unterstützten Kinder derselben Schicht von ihren Eltern kaum gegeben wird, jedenfalls von diesen Eltern nicht gefordert werden kann. Die Maßstäbe, nach denen die Familienerziehung und die öffentliche Erziehung gemessen werden sollten, sind gänzlich verschieden voneinander.

Diese Vermehrung des Inhalts der Jugendfürsorge beobachten wir überall. Nur ein Beispiel aus unseren Tagen. Die Reichsversicherungsordnung hat 1911 durch die Waisenrente ein Stück Jugendfürsorge geschaffen. Sehr bald haben die Versicherungsanstalten eingesehen, daß die bloße Gewährung von Geld unzureichend ist, daß sie weitere fürsorgliche Schritte für ihre Schützlinge tun müssen, wenn mit der Rente das Wohl des Kindes merklich gesichert werden soll; mit anderen Worten: sie müssen erzieherische, gesellschaftliche Leistungen übernehmen.

Wie der Inhalt der Fürsorge, so wächst auch ihr Umfang; der Kreis ihrer Pfleglinge wird größer. Je mehr die Gesellschaft sich ihrer Erziehungspflicht bewußt wird, um so mehr Gruppen von Kindern entdeckt sie, die ihrer Fürsorge bedürfen. Zu den armen Kindern treten solche hinzu, die zwar Mittel haben, aber deren Eltern gestorben sind oder durch irgendwelche Ursachen verhindert sind, die Kinder richtig zu erziehen; das Vormundschaftswesen bildet sich. Bei bestimmten Gruppen von Mündeln, wie bei den unehelichen Kindern, erkennt man nach und nach eine Schutzbedürftigkeit, die über den Rahmen der gewöhnlichen Vormundschaft hinausgeht; so entsteht die polizeiliche Kostkinderaufsicht, so der Gemeindewaisenrat, bis endlich die Gesamtheit der unehelichen durch die Berufsvormundschaft umfassender gesellschaftlicher Fürsorge teilhaftig wird. Von diesen

beiden Gruppen gelangt die Fürsorge zu den Verwahrlosten und zu den Gefährdeten, denen Einrichtungen wie die Rettungshäuser und die Fürsorgeerziehung dienen. Aus der rein strafrechtlichen Behandlung wandern die Kinder, die straffällig geworden sind, langsam in die Jugendfürsorge hinüber; Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfe sind Übergangsformen zu diesem Fortschritt. Weil unsere Anschauung von Erziehung eine Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft verbietet, kommt die Fürsorge für die gewerblich tätigen Kinder; weil wir die Bedeutung der Berufsausbildung für immer mehr Kinder einsehen, richten wir Lehrstellenvermittlung, Lehrlingsschutz, Berufsberatung ein.

Die Kinderfürsorge wächst also nach Inhalt und Umfang, je nachdem wie sich das Verhältnis von Familie und Staat in der Erziehung gestaltet.

Das muß man im Auge halten, wenn man ihre Bedeutung richtig würdigen will. Der Kinderfürsorge klebt manchmal der Ruf einer gewissen Minderwertigkeit an, als sei sie bloß Flickarbeit, die keinerlei durchgreifende Erfolge habe, als könne sie kaum selbständigen Wert beanspruchen im Vergleich zu den großen Maßnahmen, die auf grundsätzliche Besserung gesellschaftlicher Verhältnisse abzielen. Es scheint, sie arbeite nur an den augenfälligen äußeren Erscheinungen herum, statt die wahren Ursachen der Mißstände zu beseitigen. Diese Erwägungen gehen davon aus, daß alle Kinderfürsorge nur ein Ersatz der Familie sei — Ersatz stets ein wenig mit jenem üblen Anklang, den das Wort im Kriege gewonnen hat, so daß man vielleicht besser täte, die Familie selbst weiter zur Erfüllung dieser Aufgaben fähig zu machen.

Daß ein solcher Weg ungangbar ist, zeigen die bisherigen Darlegungen. Aber auch die Auffassung, die ihr zugrunde liegt, ist nur zu einem Teil richtig. Gewiß, wo es sich um Kinder handelt, die aus Armut der Eltern unsere Hilfe brauchen, da ist die Fürsorge in jenem Sinn Ersatz der Familie; gewiß kommen oft neue Gruppen von Kindern ähnlicher Art in die Fürsorge hinein, wie in der Gegenwart die Kriegerwaisen. Könnte man hier die Familie wiederherstellen oder ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit auf die gewöhnliche Höhe bringen, so wäre die Fürsorge überflüssig. Allein so einfach liegen die Dinge doch nur in den wenigsten Fällen; meist sind die Verhältnisse viel verwickelter. Die Jugendfürsorge tritt sehr oft unter anderen Umständen ihre Arbeit an. Wenn neue Aufgaben für die Jugend zu lösen sind, so übersteigen sie nicht selten die Leistungsfähigkeit der Familie, besonders wenn jene Abnahme ihrer Erziehungskraft im Laufe der Zeit hinzutritt. So war es, als der Unterricht sich als Bedürfnis für die Jugend herausstellte; in jenen Zeiten, in denen der Unterricht nach und nach als notwendig von der Gesellschaft anerkannt wurde, war es eine der beliebtesten und wichtigsten Aufgaben der Fürsorge, Armenschulen zu errichten. Nachdem die Volksschule eine allgemeine Einrichtung für alle Kinder geworden ist, treten neue

Bedürfnisse einzelner Gruppen auf, die wieder über die Familienleistung hinausgehen. Als eine kleine Gruppe solcher Kinder erwähne ich die Schulschwänzer, mit denen sehr häufig die Eltern nicht fertig werden. Für sie bedarf es gesellschaftlicher Fürsorge. Man kann gar nicht daran denken, bei dieser Form der Fürsorge — und sie bildet die Mehrzahl — die gesellschaftliche Einwirkung einfach wieder der Familie zu überlassen.

Überall, wo der Familie die erforderliche Einsicht in die Erziehungsaufgabe und deren Notwendigkeit fehlt, wo ihr Verantwortungsgefühl hinter dem der Gesellschaft zurückbleibt, muß die Fürsorge durch Zwang verwirklicht werden. Wie dies in größerem Maße beim Schulzwang für alle Kinder geschehen ist, so geschieht es fort und fort als Fürsorge einzelner Gruppen. Weil viele Familien nicht einsehen, wie die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft unserer Auffassung richtiger Erziehung widerspricht, so mußte der Zwang des Kinderschutzgesetzes eingreifen. Ebenso ist es bei den vielerlei Maßregeln, durch die der Vormundschaftsrichter die elterliche Gewalt einschränkt, bis er sie durch öffentliche Erziehung und Anstalten so gut wie ganz ausschaltet.

Bei manchen Fürsorgeeinrichtungen liegen jedoch verwickeltere Verhältnisse vor. Nicht selten sind die ersten Bemühungen der Fürsorge unzureichend; sie vermögen den Erziehungsmißstand, den sie bekämpfen, gar nicht oder doch in vielen Fällen nicht zu überwinden. Sehr oft wird diese Sachlage verkannt; statt die erste Einrichtung auszubauen und so zu gestalten, daß sie ihre Aufgabe wirklich erfüllen kann, hält man sich einfach an irgendein Übel, das gerade in die Augen springt. Man schafft dann eine neue Fürsorgeeinrichtung, ohne meist zu bemerken, daß der Anlaß dazu in dem Versagen einer anderen liegt. So versorgte die Reichsfechtschule mit ihren Waisenhäusern vielfach arme Kinder, denen gegenüber die Armenbehörde versagte, obwohl sie gesetzlich verpflichtet war, diese Kinder zu erziehen. Dieser Zustand des Versagens tritt selbst bei öffentlichen Fürsorgemaßnahmen von Behörden gar nicht selten ein. Der Schutz der unehelichen Kinder sollte durch Vormund und Vormundschaftsgericht erfolgen und könnte bei richtigem Ausbau dieser Einrichtungen auch ausreichend erfolgen — statt dessen schuf man für einen Teil der Unehelichen, deren Not stark auffiel, nämlich für die Kostkinder, eine eigene polizeiliche Überwachung. Ganz das Gleiche liegt vor, wenn die Fürsorgeerziehung so viele arme Kinder erziehen muß, für die die Armenpflege sorgen sollte, oder wenn sie sich auffallend vieler bevormundeter Kinder annehmen soll.

Die Jugendfürsorge wächst so aus mannigfaltigen Ursachen: weil die Familie versagt, weil die Erziehungsanforderungen gesteigert sind und endlich, weil die gesellschaftlichen Schutzeinrichtungen nicht genügen. Es ist einseitig, sie unter einem dieser Gesichtspunkte, z. B. dem ersten, allein zu betrachten. Man kommt dann leicht zu der irrigen Meinung, die Fürsorge lähme, wenn sie die schutzbedürftigen Kinder gut versorge, das Ver-

antwortungsgefühl der Eltern, und sie müsse daher ihre Maßnahmen auf das Notwendigste einschränken. Das kann, das darf sie aber nicht, weil sie etwas ganz anderes ist als nur Ersatz ungenügender Leistungen der Familie.

Die Fürsorge als gesellschaftliche Aufgabe muß aus dem Bewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl der Gesamtheit heraus gestaltet werden. Sie soll sich der Voraussetzung ihres Tuns, der Bedeutung ihrer Maßnahmen in viel höherem Grade bewußt sein, als man dies von der durchschnittlichen Familie erwarten kann. Wenn die Kinderfürsorge nach solchen Grundsätzen handelt, werden ihre Schützlinge besser daran sein als viele Kinder aus ähnlichen Verhältnissen bei solcher Familienerziehung. Notwendig wird daher der Wunsch laut werden, daß all das, was die Gesellschaft für diese Gruppen von Kindern als Mindestmaß von Erziehung durchführt, auch allen anderen Kindern, dem gesamten Nachwuchs des Volkes zuteil werde. So kommt man nicht selten in der Fürsorge für die ärmsten und schwächsten Kinder zu neuen Wegen der Erziehung. Neue Aufgaben werden hier zuerst erkannt, wo die Gesellschaft sich aus Verantwortung und Einsicht den Pflichten der Erziehung unmittelbar — ohne Dazwischentreten der Familie — unterzieht. In dieser Weise ist die Entwicklung des Unterrichts von den Armenschulen und Freischulen zur allgemeinen Volksschule gegangen. Dieser Entwicklungsgang kommt denen, die dabei tätig sind, oft genug gar nicht zum Bewußtsein, denn er vollzieht sich sogar ungewollt. Selbst Pestalozzi, der diesen Unterricht als Vorrecht der Mütter ansah, hat schließlich doch nur der Volksschule, also einer gesellschaftlichen Einrichtung, den Weg geebnet.

Ein weniger bekanntes Beispiel bieten die Rettungshäuser. Ihre Bedeutung im letzten Jahrhundert scheint den meisten darin erschöpft zu sein, daß darin eine gewisse Zahl gefährdeter, verwahrloster Kinder erzogen werden. Sie gewinnen aber für unser Erziehungswesen einen besonderen Wert dadurch, daß in diesen Häusern trotz aller ihrer Mängel ein großer Gedanke von den Pädagogen des 18. Jahrhunderts, von einem Salzmann, Pestalozzi, Wehrli ins Leben übergeführt, erprobt und ausgestaltet wurde: der Gedanke der Arbeit als Erziehungsmittel, der Erziehung in der Arbeit und durch die Arbeit. Durch sie wurde die Arbeit nicht nur praktisch als wichtiges Erziehungsmittel angewandt, sondern sie ahnten auch ihre tiefe innere Bedeutung, und einzelne durchdachten sie und klärten sie begrifflich. Was z. B. Falk und Wichern über die Wirkung erzieherisch gestalteter Arbeit auf die geistige und körperliche Ausbildung und dann auf die gesellschaftliche, staatsbürgerliche Erziehung des Kindes gesagt haben, verdient zum Teil heute noch beherzigt zu werden, wo Arbeitsunterricht, Arbeitsschule, Selbstbetätigung so sehr in den Vordergrund treten.

Solcherweise gehen viele Erziehungsformen aus der Fürsorge hervor, um später allgemeine öffentliche Einrichtungen für alle Kinder zu

werden. Gewiß muß dann die Fürsorge — oft nicht ohne Bedauern — von Arbeiten Abschied nehmen, die ihr sehr ans Herz gewachsen sind. Man kann verstehen, wenn jemand wie Bodelschwingh in solcher Lage klagte: ‚Laßt uns doch das bißchen Elend!‘ Allein von dem Augenblick an, wo die Volksschule als öffentliche Anstalt allen Kindern Unterricht gewährte, waren besondere Armenschulen überflüssig geworden. Auch die Jugendfürsorge konnte von da an ihre Schützlinge zum Unterricht ruhig dieser Volksschule überlassen.

Wie vieles die Fürsorge auch so aus ihrem Bereich entlassen muß: solange die Erziehung fortschreitet, werden neue Aufgaben auftauchen. Die Entwicklung steht nicht still, daher wird es der Jugendfürsorge nie an Arbeit fehlen. Noch hatte die Volksschule nicht den Unterricht völlig von ihren Schultern genommen, da war sie bereits dabei, für die Schwachbefähigten, die Idioten, die Krüppel unter ihrem Schutze neue Wege der Erziehung zu bahnen. Und während wir diese einst neue Tätigkeit langsam zu ihrem Abschluß bringen, tauchen überreichlich neue Ansprüche fürsorglicher Erziehung auf.

Die weitere Gestaltung der Jugendfürsorge in der kommenden Zeit wird aus solchen Erwägungen als Grundgedanken festhalten müssen: Die Jugendfürsorge hat eigene selbständige Erziehungsleistungen der Gesellschaft und des Staates für bestimmte Gruppen schutzbedürftiger Kinder zu gestalten.

Aus der französischen Kriegsliteratur des Weltkrieges / Von Paul Holzhausen

Als die Weltkriege der Zeit Napoleons mit dem letzten Sturm der alten Garde bei Waterloo ihren Abschluß gefunden, da dauerte es eine gewisse Zeit, bevor die heimgekehrten Helden zur Feder griffen, um über ihre Feldzüge, die sie, Deutsche sowohl wie Franzosen, über weite Strecken Europas, selbst auch nach Ägypten und Syrien geführt hatten, zu berichten. Wenn auch manche Schriften, wie z. B. Labaumes gegen Napoleon geschriebene Relation de la Campagne de Russie, schon 1814 erschienen waren, so förderte doch eigentlich erst das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts eine umfangreichere Kriegsliteratur zutage, mit deren Besprechungen die Spalten der damals gelesensten Zeitschriften und Rezensionsinstitute, der Jenaer und der Hallischen Literaturzeitung, des Stuttgarter Literaturblattes und des Literarischen Konversationsblattes, sich füllten.

Heute lebt die Welt schneller; sie lebt rasend schnell. Schon ist eine große Menge von Memoiren und Erinnerungsschriften über den Weltkrieg erschienen, auch Polemiken, Verteidigungen und Repliken. Aber schon während des Krieges selber war in allen Ländern ein gewaltiger Ballast von militärischer und halbmilitärischer Literatur über diesen zusammengetragen worden. Es darf dabei bemerkt werden, daß die lange Dauer und die besondere Art des Schützengrabenkrieges, die verhältnismäßig viel Zeit für Niederschrift von Tagebüchern und Notizen aller Art übrig ließ, trotz allem, was auch dagegen gesagt werden kann, das Entstehen dieser Literatur begünstigte.

Da wird es nun an der Zeit sein, wenn wir uns von unsern Vorgängern aus den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht beschämen lassen wollen, Umschau zu halten, besonders unter den während des Krieges zum Teil schwer zugänglichen Literaturen der bis vor kurzem uns feindlich gegenüberstehenden Völker.

Die interessanteste unter diesen ist ohne Zweifel die französische, wenn auch — tout comme chez nous — von den massenhaften Erzeugnissen derselben, wie sich unlängst ein Pariser Akademiker ausdrückte, drei Viertel Spreu sind. Aber auch das letzte Viertel ist quantitativ ungeheuer. Für heute will ich mich auf die Besprechung einer Anzahl von Tagebüchern unmittelbarer Kriegsteilnehmer aus den ersten Jahren der blutigen Fehde, also etwa von 1914—1917, beschränken. Unter diesen wurde mit Hilfe einer französischen Hand möglichst das Beste ausgesucht, auch nach der ästhetischen Seite hin das Beste, Lesbarste und für ein größeres Publikum am meisten Unterhaltende, unter Ausscheidung aller Werke von rein militärischem und strategischem Charakter, aber mit Betonung des allgemein Menschlichen, psychologisch Interessanten, auch des malerisch Anziehenden. Endlich ist auf die politische Lage und die zwischen Deutschland und

Frankreich noch immer bestehende Spannung Rücksicht genommen. Hier soll nicht über die Schriften chauvinistischer Natur Revue gehalten, vielmehr von solchen gesprochen werden, deren Autoren sich mit einiger Mäßigung über den Gegner von gestern äußern. Natürlich wird man dabei nicht vergessen dürfen, daß Mitkämpfer in einem Feldzug, dessen Schrecken sie täglich vor Augen sahen, namentlich wenn sie unmittelbar aus dem Kriege heraus schreiben, auf die Frage: ‚Was war militärische Notwendigkeit, was zwecklose Barbarei?‘ eine völlig unparteiische Antwort in den seltensten Fällen geben werden, auch geben können und daß eine solche von ihnen also kaum zu erwarten ist. Zumal von den Kindern eines Landes, das wie Frankreich vier Jahre lang der Schauplatz des grausamsten der Kriege war und das eine Leidenszeit durchgemacht hat wie kaum je ein Volk zuvor. Nach der Lage der Dinge ist es mir daher rätlich erschienen, das Kapitel der Zerstörungen mit möglichster Vorsicht zu berühren. Vielleicht bietet sich zu anderer Zeit eine Gelegenheit, auch hierüber eingehend zu reden.

Ich beginne mit ein paar Tagebüchern aktiver Offiziere, die — verschiedene Autoren versichern es ausdrücklich —, ohne besondere literarische Ansprüche zu erheben, geschrieben haben. Es sind Momentphotographien, die der Augenblick eingab, schnell hingeworfene Notizen, die später etwas überarbeitet und mit anderen nur im Kopfe aufbewahrten Erinnerungen zu einem Ganzen verwoben wurden.

Ein Erzeugnis dieser Art ist das Journal des Kavallerieoffiziers Charles Duy-Vernazobres*. Der Schreiber des Journals reitet mit achtzehn Regimentern über die belgische Grenze. Die Franzosen werden mit Blumen, Zigarren, Likören und Leckereien überschüttet. Unter dem Eindruck dieses Empfanges steigert sich die in dem Korps herrschende ‚Husarenstimmung‘ bis zur Ekstase. Allgemeines Sehnen, mit der deutschen Reiterei die Klinge zu kreuzen, einen Handstreich gegen Lüttich auszuführen. In dem bei Ligny gelegenen Fleurus scheint ein ‚Magnet‘ nach Waterloo zu ziehen. Ein böses Omen. Die erhoffte Reiterschlacht wird zu Wasser; das Korps muß umwenden. Folgt der Rückzug in die Marnegegend; das Korps wird der Armee Maunourny beigegeben. Rings Verwüstung, die den Verfasser zu bitteren Bemerkungen über den Gegner veranlaßt. Auf der anderen Seite aber bewundert er die Deutschen: die Wachsamkeit ihrer Patrouillen, die Tätigkeit ihrer Flieger. ‚L'admirable armée de Kluck,‘ heißt es an einer Stelle. Duy-Vernazobres hat selbst gegen diese am Durcqkanal gekämpft. Während des vorhergehenden Rückmarsches der französischen Armee hatte er Gelegenheit gefunden, den Zustand von Roß und Reiter eingehender zu beobachten: schon nach einigen Tagen muß die Mannschaft ziemlich wild ausgesehen haben; mit ‚Faunen‘ vergleicht sie der Verfasser

* Charles Duy-Vernazobres, Journal d'un officier de cavalerie. (Mit 16 Illustrationen.) Paris, Berger-Levrault, 1917. 224 S. 8°.

wegen ihrer struppigen Bärte. Die Pferde waren vielfach gedrückt: ‚Die brandig gewordene Haut klebt an den Decken fest, und man sieht in den entstandenen Löchern, von denen einige die Größe eines Kinderkopfes haben, Eitermengen von unglaublichem Umfange.‘ Die ungewöhnlich häufige Erscheinung gedrückter Pferde in den französischen Heeren kann man schon in den Kriegen Napoleons beobachten. Nach Ansicht deutscher Offiziere soll der Grund in der minder sorgsamen Wartung der Tiere durch die Mannschaft liegen. Ich habe darüber kein Urteil, ebensowenig wie über die eingehenden Betrachtungen, die Duy-Vernazobres über das Verhältnis von Alter, Rasse usw. zur Kriegstüchtigkeit der französischen Pferde anstellt. Und im übrigen — wo bleibt die Kavallerie? In den Schützengräben, in denen auch der Verfasser in den letzten Kapiteln seines übrigens recht flott geschriebenen Buches verschwindet.

Einen — dem Charakter ihres Volkes zusagenden — Offensivkrieg hatte die große Mehrzahl der französischen Offiziere herbeigewünscht. Mit einem Hurra nach Deutschland hinein! La marche à l'étoile hat das der Hauptmann Rimbault genannt, dessen Feldzugstagebuch Maurice Barrès mit zündenden Worten einleitete.* Unter den Klängen des ‚Lothringer Marsches‘ fährt Rimbault mit seinen Leuten, dem alten Regiment Royal Berry der Königszeit, aus der Stadt Bourges, deren ‚vom Sonnenlicht übergossene Domtürme ihnen zu Ehren ein festliches Gewand angelegt haben‘. Auch Mussets Verse, die Entgegnung auf das Rheinlied unseres Nikolaus Becker, kommen ihm ins Gedächtnis: Nous l'avons eu votre Rhin allemand.

Zwölf Tage später wird der deutsche Grenzpfahl umgeworfen, und das Regiment ist mit der ersten französischen Armee unter Dubail im Anmarsch auf Saarburg begriffen. Aber der Traum zerflattert wie die Hoffnung der Franzosen beim Einmarsch in Belgien. Die Schlacht in Lothringen geht verloren. ‚Die gebrochenen Flügel‘ lautet beziehungsreich der Titel des zweiten Abschnitts unseres Buches. Die erste Armee zeigt Spuren starker Depression, die allerdings verschwinden, als man wieder zum Halten kommt. Der Verfasser nimmt an der Schlacht bei Charmes teil, von der an einer anderen Stelle noch etwas mehr gesagt werden wird. Bald darauf kommt er in den Wald von Apremont, und damit beginnt auch für ihn der Krieg im Schützengraben. Der Großkampf hat sich in eine Reihe vieler kleiner Kämpfe aufgelöst, deren Zwischenräume dem Verfasser gestatten, allerlei Betrachtungen über die Psyche des französischen Soldaten anzustellen. Er ist der Ansicht, daß dieser wie der Soldat jeder Nation und jedes Zeitalters hauptsächlich von drei verschiedenen Beweggründen in seinem Handeln geleitet wurde: dem Pflichtbewußtsein, der

* Rimbault, Journal de Campagne d'un officier de ligne. (Mit 8 Illustrationen und 3 Karten.) Paris-Nancy, Berger-Levrault, 1917. 270 S. 8°.

Eigenliebe und der Furcht vor Entehrung und Strafe. Das zweite dieser Motive stellt er in den Vordergrund. Der Franzose neigt zur Eitelkeit; er liebt die Pose. Hauptmann Rimbault hat Leute gesehen, die morgens auf die Brustwehren der Gräben kletterten, um ihre Decken auszuschütteln und sich wegen dieser Geste bewundern zu lassen. Es bedurfte seiner ganzen Autorität als Kompanieführer, um dem Unfug ein Ende zu machen. Unerschöpflich in Heldentaten dieser Art waren die sogenannten ‚Apachen'. Auch über die Soldatensprache, den malerischen ‚Argot', hat Rimbault wie der später zu erwähnende Raymond Genty interessante Beobachtungen angestellt. Ich habe in Gefangenenlagern und unter den Besatzungstruppen ähnliche Studien getrieben und dabei die Beobachtung gemacht, daß sich während der langen Dauer des Krieges der schon lange bestandene Argot zu einer so selbständigen Sprache entwickelt hat, daß auch sonst gute Kenner des Französischen von einer darin geführten Unterhaltung kaum ein Wort verstehen. Er ist äußerst reichhaltig, dieser Argot, unendlich wortreicher als die deutsche Soldatensprache. Für das eine Wort ‚Kopf' hat er eine ganze Reihe von Ausdrücken: ciboulot (eigentlich ‚Zwiebelchen'), cafetière (‚Kaffeekanne'), tronche u. a.

Bei aller Anerkennung der von den französischen Soldaten im Weltkriege bewiesenen Tüchtigkeit kann ich dem Verfasser nicht so ganz recht darin geben, daß er den poilu von heute mit den grognards Napoleons auf eine Stufe stellt. Grognards (‚Brummbären') war ein Beiname der alten Kaisergardisten. Grognard und poilu erscheinen mir daher als inkommensurable Größen. Die modernen Volksheere des Weltkrieges, für die fast bis zum letzten Mann ausgehoben wurde, mußten naturgemäß alle Arten von Elementen, darunter auch eine große Anzahl von im militärischen Sinne recht mittelmäßigen, enthalten, während Napoleons Garde eine sorgfältige Auswahl aus den besten war. Prätorianer — meinetwegen, aber jedenfalls eine Elite.

Als eine Elitetruppe in der heutigen französischen Armee (wenn auch immer noch keine grognards) wird man die sogenannten marsouins (eigentlich ‚Delphine', die Marineinfanterie, bezeichnen dürfen. 1870 waren es die Verteidiger von Bazeilles. Ihren Taten in dem großen Kriege der Neuzeit hat R. Christian-Frogé, der 1914 als Freiwilliger unter ihnen eintrat, ein Denkmal gesetzt: ‚Mörchingen und die Marsouins in Lothringen'.* Der Band, der immerhin mehr den Spezialisten und den Franzosen interessieren dürfte, ist eingestandenermaßen geschrieben, um die französische Regierung daran zu erinnern, ihre Dankesschuld diesen tapferen Leuten gegenüber nicht zu vergessen. Ihr Kamerad Christian-Frogé mag das um so mehr befürchtet haben, als die aus rengagés

* R. Christian-Frogé, Morhange et les Marsouins en Lorraine. Préface de J. H. Rosny aîné. (Mit 16 Illustrationen und 4 Karten.) Paris, Berger-Levrault, 1917. VII u. 220 S. 8°.

(Kapitulanten) bestehenden marsouins sich in Frankreich selber nicht gerade allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Jedenfalls aber sind die militärischen Leistungen der Marineinfanterie wie die der französischen Kolonialtruppen überhaupt nicht zu unterschätzen. In Christian-Frogés mit Begeisterung für seine Sache geschriebenem Buche handelt es sich wie in dem vorher besprochenen um den Einfall der Franzosen in Lothringen, deren Rückzug und die Schlachten bei Charmes und am Grand-Couronné.

Die beiden Schlachten, von denen die erstere am 24. bis 26. August, die zweite in den Tagen der Marneschlacht stattfand, bilden mit dieser und den Kämpfen gegen die Kronprinzliche Armee ein Ganzes. Im deutschen Volke ist die Bedeutung dieser Aktionen wenig bekannt geworden, dank unserer Berichterstattung, die — es darf heute wohl gesagt werden — auch die Schlacht an der Marne in ein mystisches Dunkel hüllte. Wäre es dem Kronprinzen von Bayern und dem General von Heeringen damals gelungen, durch das von keinem Sperrfort gedeckte Loch bei Charmes durchzudringen, hätte der Deutsche Kronprinz in den Argonnen und Kluck am Ourcqkanal gesiegt, so wäre die vom deutschen Generalstab geplante Einkreisung des französischen Heeres gelungen, und der mit dem Erfolge von Charleroi eingeleitete Feldzug wäre wahrscheinlich ebenso glänzend beendet worden.

Während sich Christian-Frogé auf die Teilnahme der französischen Kolonialtruppen an den Kämpfen bei Mörchingen, Château-Salins und am Grand-Couronné beschränkt, entwirft der Dragoneroffizier Adrien Bertrand in La Victoire de Lorraine* ein ziemlich anschauliches Gesamtbild der kriegerischen Ereignisse, die sich in der letzten August- und der ersten Septemberwoche 1914 auf lothringischem Boden abgespielt haben. Von berühmten französischen Führern spielen dabei Castelnau, der die II. französische Armee befehligte (die I. stand unter dem bei Saarburg geschlagenen Dubail) und Foch, damals noch Divisionskommandeur, eine Rolle. Bertrand selbst erscheint um so eher befähigt, über diese Dinge zu berichten, als das Kavalleriekorps, zu dem er gehörte, fast ausschließlich zu Erkundungszwecken benutzt wurde, die die daran teilnehmenden Offiziere auf die verschiedensten Teile des Schlachtfeldes führten.

Belebt wird die Darstellung durch eine Reihe packender Einzelbilder. Man lese die Schilderung des Dorfkirchhofs von R . . ., auf dem zwei Kompanien Franzosen vernichtet wurden: ‚Stein und Mauer sind zersprungen, von den Granaten die Gräber aufgewühlt. Die alten Särge sind zum Vorschein gekommen. Die Toten von früher, auch sie zerschmettert, ihre zerrissenen Leichentücher und Skelette liegen, einen schrecklichen Fäulnisgeruch um sich verbreitend, unter den neu Gefallenen usw.' Der Verfasser beschuldigt einzelne deutsche Truppenteile schwerer Ausschrei-

* Adrien Bertrand, La victoire de Lorraine, Carnet d'un officier de dragons (durchgesehene und verbesserte Auflage mit 18 Gravüren). Paris-Nancy 1917. 212 S. 8°.

tungen, besonders in vino. Ich möchte über diesen Punkt hinweggehen, doch nicht, ohne zu bemerken, daß auch dieser französische Offizier an andern Stellen seines Buches der militärischen Tüchtigkeit des Gegners Anerkennung zollt. Er ist überhaupt ein Mann von Urteil, spottet über die Torheit gewisser Chauvinisten, die das ‚Kölnische Wasser‘ umtaufen wollten und darüber stritten, ob Beethoven ein Deutscher war: ‚sonderbare Art, gegen Preußen Krieg zu führen.‘ Mit feinem Humor behandelt er auch die Leidensgeschichte eines Deputierten, der sich als Freiwilliger ins Heer hat aufnehmen lassen, durch das Wohlwollen eines Generals zum Sergeanten befördert ward, sich in das Militärleben nicht schicken kann, überhaupt nicht als Held geboren wurde und schließlich froh sein darf, wieder entlassen zu werden, da er, anscheinend infolge eines Irrtums, nicht vereidigt worden war. Wenn nicht wahr, so doch jedenfalls ergötzlich zu lesen.

Eine von Bertrand erwähnte Episode aus der Schlacht bei Charmes, die Wegnahme des Schlosses Xermaménil, führt bequem zu dem folgenden Werke hinüber, dem ‚Marschtagebuch eines Offiziers der Alpenjäger‘.* Denn der Schreiber dieses letztgenannten ist gleichfalls ein Bertrand, der Bruder Adriens, und er ist zugleich der Held von Xermaménil. Es handelt sich hierbei um einen mit außergewöhnlicher Kühnheit ausgeführten Handstreich. Leutnant Bertrand gelingt es, mit einem kleinen Trupp von Alpenjägern das erwähnte Schloß zu überrumpeln und 300 Deutsche darin gefangenzunehmen. Solche ‚Husarenstreiche‘ sind in allen Kriegen vorgekommen. Man darf sie nicht überschätzen; aber sie zeugen von der Entschlossenheit des Führers und seiner Truppe. Nun ist auch aus den hartnäckigen Kämpfen in den Vogesen, am Hartmannsweilerkopf und am Reichackerkopf bekannt, daß, wie das XX. Korps und wie verschiedene der erwähnten Kolonialregimenter, so auch die Alpenjäger zu den ausgezeichnetsten Truppen des französischen Heeres gehören. Merkwürdigerweise hat ein deutsches Lied von ihnen gesungen, ein einfaches Soldatenlied, das die Franzosen bei einem Gefangenen fanden, und das in völlig objektiver Weise die Tapferkeit des Gegners anerkannt. Die letzte Strophe lautet in Rückübersetzung des von Bertrand gegebenen französischen Textes:

Eine Freude ist's für den deutschen Krieger,
Mit solchem Feinde zu streiten.
Über viele, viele Gräber
Weht der Wind durch die Tannen des Wasgenwaldes.

Die Worte des deutschen Soldaten werden durch die Stürme der Alpenjäger auf Bergaville und Montfaucon (am Hessenwalde) bestätigt. Sie werden auch durch den Kampf in Gélucourt bestätigt, wo sich zwei Alpenjägerbataillone zusammenhauen ließen, um den Rückzug einer fran-

* Carnet de route d'un officier d'Alpins. Première série août-septembre 1914 (mit 6 Gravüren und 1 Karte), Paris-Nancy, Berger-Levrault 1916, 97 S. 8°. – Deuxième série octobre-novembre-décembre 1914 (mit 3 Gravüren und 3 Karten), Paris-Nancy 1916, 87 S. 8°.

zösischen Division nach den für die Franzosen so verlustreichen Kämpfen bei Saarburg und Mörchingen zu decken. Auch durch zahlreiche Einzelepisoden aus den Bertrandschen Aufzeichnungen, wie z. B. durch den am Ende des ersten Teiles seiner Aufzeichnungen erzählten Tod des Chasseurs Pollieux, der sich opfert, um einen Strohdiemen anzuzünden, hinter dem deutsche Soldaten liegen, deren Feuer den Schützengraben seiner Kompanie bestreicht.

Man würde freudiger vor diesen tapfern Gegnern den Degen senken, wenn man nicht bei Bertrand fast Seite für Seite durch die Äußerungen eines leidenschaftlichen Nationalhasses gestört würde, der sich in solchen Hitzegraden bei keinem andern der hier besprochenen Schriftsteller wiederfindet. Zugegeben, daß dieser Verfasser nach seiner Darstellung mit unseren Landsleuten besonders schlechte Erfahrungen gemacht, und daß er viele Taten unnötiger und mutwilliger Zerstörungslust gesehen hat, so ist doch bei ihm auch ein gewisser Zug von Mordlust zu beobachten. Es berührt peinlich, wenn man einen Mann von so hoher Bildung, der so ansprechend zu philosophieren weiß wie dieser Jägeroffizier, über die ‚erhabenen Wonnen des Handgemenges' sich mit Entzücken äußern hört, und seine Schwärmerei für den Bajonettkampf erinnert an Suworow.

Weit angenehmer zu lesen, wenn es auch an militärgeschichtlichem Werte hinter dem Carnet d'un officier d'Alpins zurücksteht, ist die ‚Siegreiche Flamme' von Raymond Genty.* Über die Berechtigung des Titels ließe sich streiten, zumal das Buch, wie die meisten dieser Gruppe, mit dem Jahre 1915 abschließt. Aber auf jeden Fall eine unterhaltende Lektüre. Eine Anzahl junger Pariser aus verschiedenen Kreisen findet sich in der 28. Kompagnie des 146. Infanterieregiments zusammen, die in Melun eingekleidet wird: Sennart, der Maler, Totor, ein Friseur, der Verfasser, seines Zeichens Journalist, endlich, le plus Parisien des Parisiens, Rénesse, der eigentliche Held des Buches, ein Typ vom Schlage des Gavroche Victor Hugos und ein Kerl, der schon alles gewesen ist: Hausierer, Zeitungsverkäufer, Elektrotechniker, Trambahnkutscher, Plakatträger. Er ist unverbesserlicher Optimist, stets guter Laune, auch wenn es ihm noch so schlecht geht. Den Krieg sieht er auf seine Weise an. Beim Einkleiden der Kompanie in Melun kommt er zu spät — weil er in der Seine angelte. Hierbei hat auch der Verfasser die Bekanntschaft des munteren Burschen gemacht, der sich seinerseits unbändig freut, einen Landsmann aus Pantruche** in der Kompagnie zu haben. Diese Bekanntschaft ist um so interessanter, als Rénesse zu denen gehört, deren Butterbrot niemals auf die Fettseite fällt, und die überall etwas zu ergattern wissen. Da er ebenso gutmütig wie erfinderisch ist und gern

* Raymond Genty, La flamme victorieuse, Paris-Nancy, Berger-Levrault, 1917, 266 S. 8°.

** Name für Paris im Argot.

mitgibt, so ist seine Freundschaft auch wertvoll. Das zeigt sich von dem Tage an, wo sie zusammen an die Front fahren, als Rénesse dem neuen Freunde ein in Dijon ‚requiriertes' Paket Schokolade unter den Kopf schiebt, bis zu der Verwundung des Journalisten, den der treue Kamerad vom Kampfplatze trägt. Aber Rénesse hat auch für den Feind ein menschliches Empfinden. Als bei Hébuterne* ein verwundeter preußischer Gardist gefunden wird, ist er der erste, der ihm zu trinken gibt. Nur einmal wird er auf die Deutschen ernstlich wütend, als ihm diese durch einen Angriff auf seinen Graben ein Stelldichein stören, das er hinter der Front mit einem hübschen Landmädchen verabredet hatte. Tragischer ist das Geschick Totors. Beim Sturm auf Hébuterne erkennt er in diesem Dorfe den Ort wieder, in dem er vor Jahren glückliche Stunden mit einer kleinen Verkäuferin aus dem Bon Marché verlebte — sie ist später an der Schwindsucht gestorben —, und er fällt durch Schüsse, die aus dem bescheidenen Gasthause abgefeuert werden, in dem er einst mit seinem Liebchen wohnte.

Das Buch schließt mit der Rückkehr des verwundeten Verfassers nach Paris und der packenden Szene des Empfangs durch die Seinen. Auch Gentys Schrift ist eine Fundgrube für den Argot, speziell für den der französischen Hauptstadt. Hie und da etwas aufdringlich sind die in dieser Sprache vorgetragenen Späße Rénesses; die ‚blague' macht sich etwas zu breit; doch muß man oft genug mit dem fröhlichen Burschen lachen, der sich durch nichts imponieren läßt, nicht einmal durch die braunen Gesichter und die Turbane der Hindus. Die hat er ja auch schon gesehen: im Châtelettheater — in der ‚Reise um die Welt'.

Ein Werkchen ganz anderer Art hat der Leser vor sich, der die inhaltreichen Trois ans de front des Artillerieoffiziers J. L. Gaston Pastre** aufschlägt. Dieser ist Reserveoffizier und ein Mann, der den Krieg von höherer Warte aus ansieht. Er ist ein Räsonneur, der über Schäden der französischen Armee und selbst Fehler in der Kriegführung mit großer Offenheit plaudert. Bei uns in Deutschland wäre das Erscheinen eines solchen Buches während des Krieges einfach unmöglich gewesen, zumal in Preußen. ‚Nicht räsonnieren!' hatte schon Friedrich der Große gesagt, und so schwieg man. Auch die Zensur seines Landes hat, wie die zahlreichen Textlücken beweisen, dem Verfasser allerlei gestrichen; immerhin ist erstaunlich, wieviel er hat sagen dürfen über die ‚Weltfremdheit der Heeresverwaltung' (le grand tort de l'armée a été de vivre en vase clos, loin de la vie réelle), den ‚Geist des Gamaschendienstes' (esprit de bouton), den Fanatismus der Offensive um jeden Preis und viele andere Dinge, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Bekanntlich fehlte es den Fran-

* Dorf westlich von Bapaume.

** J. L. Gaston Pastre, Trois ans de front. Notes et impressions d'un artilleur. Paris-Nancy, Berger-Levrault 1918, 224 S. 8°.

zosen im Anfang des Krieges an schwerer Artillerie modernen Stiles, und die englischen Schiffsgeschütze sowie die alten Kanonen des Systems Bange mußten dem Mangel, so gut es ging, abhelfen. Es lag dies an der einseitigen Überschätzung der 75-Millimeter-Kanone, eines ganz vortrefflichen leichten Feldgeschützes, das aber wegen seiner nicht genügenden Tragweite allein gegen die schwere Artillerie der Deutschen nicht aufkommen konnte. Schon Napoleon, sagt der Verfasser, habe die Notwendigkeit verschiedenkalibrigen Geschützes betont, und Napoleon hat das wirklich getan; aber die Franzosen der dritten Republik hatten die Lehre des großen Kriegsmeisters vernachlässigt.

Auch hat der Verfasser — wenn es nicht eine erst post festum erfolgte Prophezeiung seines 1918 erschienenen Buches sein sollte — klar vorausgesehen, daß die deutsche Offensive durch Belgien erfolgen und der Einmarsch in dieses Land nicht etwa, wie man anfangs selbst in maßgebenden Kreisen der französischen Heeresleitung geglaubt haben muß, eine Scheindemonstration war, um eine von Osten her einsetzende Offensive zu verschleiern. Unser Verfasser ist der Ansicht, daß der deutsche Angriffsplan gut ausgearbeitet war, aber an der Westfront ein erstklassiger Führer gefehlt habe, um ihn durchzuführen. Über Verdun, wo die französischen Regimenter ‚wie Wachs an der Sonne schmolzen‘, scheint er die Meinung seines Obersten zu teilen, der es in taktischer Hinsicht bedauert, daß französischerseits die Feste nicht aufgegeben wurde; doch sei das aus moralischen Gründen unmöglich gewesen.

Zeigen die militärischen Urteile Pastres diesen als einen selbständigen und vor allem als einen vorurteilsfreien Denker, so erweist er sich auch auf andern Gebieten als recht beschlagen. Er ist ein guter Kenner von Leibniz, Goethe, Wagner und Nietzsche; er zitiert den Faust wie den Lucrez. Xenophon und Sophokles liest er im Felde, und im Feuer von Verdun geht er mit einem Kameraden eine Partitur des Tristan in einer deutschen Ausgabe durch.

So ist das Büchlein des Artillerieoffiziers Gaston Pastre zwar nicht gerade für jedermann geschrieben, aber einem ernsten Menschen von Geschmack dürfte die Lektüre Anregung und Nutzen bringen.

Eine besondere Seite des Krieges wird dem Leser durch die Feuilles de route d'un ambulancier von Charles Leleux* näher gerückt. Es ist, wie der Titel zeigt, die Welt derer, die keine Wunden schlagen, sondern sie verbinden, die Welt der auch bei uns oft verkannten ‚Sanitäter‘. Der Schreiber des Buches ist Advokat am Pariser Appellhofe, also Jurist, und ein namhafter französischer Literarhistoriker, René Doumic, der Direktor der Revue des deux Mondes, hat das Buch eingeleitet.

---

* Charles Leleux, Feuilles de route d'un ambulancier. Préface de M. René Doumic de l'Académie Française (mit 13 Illustrationen). Paris-Nancy, Berger-Levrault, 1916. 109 S. 8°.

Herr Leleux macht kein Hehl daraus, daß ihm anfangs in dem rauhen Kriegerleben manches, wie wir Deutsche sagen würden, ‚spanisch‘ vorgekommen ist, ihm und seinen Kameraden von der Sanitätskompanie, in der sich Männer aus allen Gesellschaftsklassen zusammenfanden, der Vicomte M., ein camelot du Roi (begeisterter Royalist), neben einem hochrot gefärbten Zimmermann, außerdem Geistliche, Apotheker, Studenten, Kaufleute und Arbeiter. Auch an das Vor-dem-Feinde-Sein mußte sich der Schüler des Ulpian und Baldus erst gewöhnen, und er berichtet mit liebenswürdiger Offenheit, daß er mit einem Kameraden zusammen einmal in den ersten Tagen vor einem finster blickenden Zivilisten, den er für einen Spion oder verkappten Prussien gehalten, davongelaufen sei.

Das war in den Wäldern des Wasgenwaldes. Denn der Verfasser hat den Einfall der Franzosen in das Oberelsaß mitgemacht. Mit gewandter Feder hat er die ersten Eindrücke, gerade diese, ganz unvergleichlich geschildert. Auch der Naturfreund kommt dabei zu Worte: Durch hochragende Forsten, zwischen stolzen Tannen führt der Marsch an freundlichen Lichtungen und grünen Wiesen vorüber, deren saftiges Gras sich bald mit rotem Blute färben wird. Als Mann von Bildung sucht Leleux in der Psyche seiner Verwundeten zu lesen. Ihr erster Wunsch ist meistens, zu ‚essen‘, nicht zu ‚trinken‘, wie in der Regel geglaubt wird. Anfangs hat der Blessierte einen ‚bösen Blick‘: es ist die Wut des Kampfes, die sich in seinen Zügen spiegelt. Eine andere Beobachtung: ‚Wenn man einen Soldaten über den Kampf befragt, in dem er getroffen wurde, so wird er anfangs sehr sparsam in seinen Mitteilungen sein. Er hat eine Vorstellung von der allgemeinen Bewegung, die ausgeführt wurde; vor allem aber erinnert er sich der unbedeutendsten Einzelheiten seiner eigenen Bewegung, eines Grabens oder eines Steinhaufens, der Lage seines Brotbeutels oder seines Tornisters.* Aber man frage ihn nicht, was sein nächster Nachbar tat: davon weiß er nichts. Ist dieser Kamerad gefallen oder nicht, lebt er noch oder ist er tot? Vollständiges Nichtwissen in den meisten Fällen.** Dagegen wird ein Verwundeter immer versichern, und aus Überzeugung, daß seine Kompanie stark mitgenommen worden ist (a été décimée), daß nichts davon übrig sein wird . . ., selbst wenn er der einzige Verwundete dieser ganzen Kompanie sein sollte; in dem Schrecken, den ihm sein eigener Unfall einjagte, hat er alles verloren gesehen.‘ Natürlich hat Charles Leleux auch den Rückzug der Franzosen

* Zu dem im Text Gesagten eine Parallele: Noch im Jahre 1892 erinnerte sich der sächsische Generalmajor v. Holtzendorff, ein damals 98jähriger Herr, der als junger Offizier unter Murat den großen Reiterangriff bei Wachau mitgemacht, mit großer Genauigkeit eines Grabens, den er bei dieser Gelegenheit genommen hatte.

** Aus diesem Geisteszustande werden sich die vielen seltsamen Widersprüche in den Angaben von Nebenmännern über den Verbleib vermißter Kameraden erklären.

vor der Marneschlacht mitgemacht. Auch bei ihm begegnen daher die Szenen des Elends der gleichfalls rückflutenden Landbevölkerung: ein fünfjähriges Mädchen ist ihm im Gedächtnis geblieben, das in einem dünnen Kleidchen von den Eltern mitgenommen war. Die Kleine hustet schrecklich. Ein Stück Schokolade macht sie gesprächig, und sie zeigt dem freundlichen Sanitäter ihre gleichfalls in jämmerlichem Zustande befindliche Puppe, die sie nicht zurücklassen wollte, ‚damit die Preußen sie nicht totmachten‘. Solche und schlimmere Bilder des Elends machen auch diesen Schriftsteller bitter gegen den Landesfeind. Aber von dem giftigen Hasse des Alpenjägers Bertrand ist er doch weit entfernt, und wer in sein Hospital kommt, ob Freund oder Feind, findet gute Verpflegung und nach dem Tode unterschiedslos das einfache Kreuz auf dem Soldatengrabe, auf dem weder der der Erkennungsmarke nachgeschriebene Name noch ein Strauß wilder Feldblumen fehlt. Sehr hübsch ist die Abschiedsszene zwischen einem schwerverwundeten deutschen Ulanen und seinem Bettnachbarn, einem Zuaven, der sich des ‚Boschen‘ freundlich angenommen hatte zum Ärger eines in der gleichen Stube liegenden Wüstensohnes.

Ein anderes merkwürdiges Bild, diesmal aus den Tagen unseres Rückzugs von der Marne: in verschiedenen Scheunen, die der Pariser Advokat aufsucht, um ein Ruheplätzchen zu finden, sieht er ermattete Deutsche und ebenso erschöpfte Franzosen pêle-mêle friedlich nebeneinander schlafen.

Ein Kuriosum anderer Art ist die Geburt eines Kindes im Lazarett zu Aubigny bei Arras. Die Mutter ist in einem Graben vor dem Kloster der Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul gefunden worden, in deren Hause das Hospital untergebracht war. Diese nehmen sich des neuen Weltbürgers liebreich an, und der kleine Franzose wird auf die Namen der fünf amtierenden Oberstabsärzte: Eduard Achilles Gaston Moritz Heinrich getauft.

Da sinkt eines Tages der Belfried von Arras unter dem Eisenhagel zusammen. Man kann es begreifen, daß der Verfasser der ‚Feuilles de route‘ bei dieser Nachricht in heftige Erregung gerät. Er hat am Tage vorher noch das stolze Bauwerk bewundert. ‚Sie haben ihn endlich!‘ ruft er schmerzbewegt aus. Doch folgen keinerlei Schimpfworte, wie man sie sonst, auch in manchen der hier besprochenen Werke, bei ähnlichen Ereignissen lesen kann. Nur das im Feuer aufflammende Ypern entlockt ihm den zornigen Ausruf: Barbaren!

Gehen wir darüber hinweg, um das sympathische Schlußwort des inhaltreichen kleinen Buches im Gedächtnis zu behalten. Der — zur Arbeit in einem Lazarettzuge abkommandierte — Verfasser hat es den Kameraden seiner Kompanie gewidmet; aber es ist eigentlich an die Sanitätssoldaten aller Nationen des großen Krieges gerichtet, kann wenigstens von ihnen allen gelten: „Ihr werdet keine Fahnen haben, die man dekorieren kann. Und niemals wird der Geschichtschreiber von euch sprechen. . . . Aber was tut es? Seid ihr nicht hinreichend belohnt in dem Bewußtsein, daß euer Werk von jenen Millionen von Wesen verstanden und gesegnet werden wird,

denen ihr einen Sohn, einen Bräutigam, einen Gatten oder Bruder habt retten können?'

Wir sind mit den letztgenannten Werken mehr und mehr in die höhere Literatur eingerückt. Begreiflicherweise deckt sich der künstlerische nicht immer mit dem geschichtlichen Werte, steht vielfach zu diesem sogar im umgekehrten Verhältnisse. Das ist schon früher nicht anders gewesen. Man braucht nur an Ségurs berühmtes Werk, die von Heine mit den Heldenliedern der Vorzeit verglichene Geschichte des Feldzugs von 1812, zu erinnern. Moderne Kriegsschriftsteller erliegen besonders leicht der Versuchung, bei der Schilderung ihrer Erlebnisse — jeder Tagebuchschreiber schreibt ja einen ‚Ichroman' — allzusehr ins Psychologische zu geraten und über dem raffinierten Ausmalen der eigenen Empfindungen auch bei kleineren und kleinsten Begebenheiten diesen selbst eine Bedeutung beizumessen, die sie an sich nicht haben.

Immerhin sind solche Leistungen für den Psychologen wertvoll. Das darf auch von den ‚Zwanzig Kriegstagen in der Heldenzeit'* des Hauptmanns, späteren Majors Grasset gesagt werden. Gar zu eingehend beschäftigt sich der tapfere Kommandant mit dem eigenen Ich; er zählt uns vor, was er gegessen und getrunken, wie er geschlafen und in welcher Laune er erwacht und aufgestanden ist. Ja, selbst wie er sich eines Tages rasiert, hören wir und erfahren dabei, daß eine kleine Eidechse der merkwürdigen Operation mit sichtlichem Interesse zugeschaut habe. Dabei verwechselt Grasset bisweilen Dinge von etwas größerer Wichtigkeit, will sogar in der Zeitung gelesen haben, daß Deutschland an England, nicht umgekehrt, den Krieg erklärt habe.

Aber die Figuren seiner übrigens recht graziösen Kleinmalerei erhalten ihren Wert durch den gewaltigen Hintergrund, von dem sie sich abheben. Da ist der brave Feldwebel Girard, das Ideal eines Feldwebels, der immerfort seine Listen vervollständigt, unermüdlich die Gewehre und die dazu gehörigen Leute zählt, aber durch seinen Heldentod auf dem ersten Schlachtfelde beweist, daß er nicht nur eine Schreiberseele, sondern auch ein guter Soldat gewesen ist; der Leutnant Fangières, ein vom Schicksal gezeichneter Pessimist, dessen düstere Ahnungen gleichfalls in dem ersten und einzigen, in dem Buche geschilderten Kampfe — bei Ethe, unweit Longwy — in traurige Erfüllung gehen. Da ist der General Trentinian, den Grasset mit Murat vergleicht — man könnte ihn auch mit Gallifet vergleichen —, ein Held der Pariser Salons und ein schneidiger Kavallerist, dessen schimmernde Uniform aber in den modernen Krieg kaum noch zu gehören scheint.

Mancherlei Auftritte aus den Tagen der Mobilmachung und der Truppentransporte ähneln den von andern bei der gleichen Gelegenheit gezeichneten: nur setzen Grassets Berichte etwas früher als die übrigen,

* A. Grasset, Vingt Jours de Guerre aux Temps Heroïques (mit einer Karte und einem Croquis). Paris-Nancy, Berger-Levrault, 279 S. 8°.

schon um die Mitte des unvergeßlichen Julimonds von 1914, ein. Die Luft ist elektrisch geladen. Es kriselt und wetterleuchtet: grelle Blitze zucken hernieder, auch in dem stillen Pyrenäenbade Bagnères, wohin der Verfasser zur Hochzeit seiner Schwester gefahren ist. Ein roter Brief aus dem Kriegsministerium ruft ihn nach Paris zurück. In der Weltstadt findet er die Erregung der Mobilmachung, deren Symptome überall sichtbar werden. Am 3. August stößt er an einer Straßenecke auf eine Volksmenge, die einen deutschen Laden geplündert hat. . . . Männer aus dem Pöbel, Megären. Nur mit Mühe entgeht er der für einen Offizier doppelt peinlichen Gefahr, wegen seines besonnenen Einschreitens als schlechter Patriot beschimpft zu werden.

In dem Kampf bei Ethe wird Grasset zweimal verwundet. Das erstemal am Arme. Er bleibt bei seiner Truppe. Da trifft ihn ein Granatsplitter in den Nacken. Wie der sterbende Haller die Zahl seiner Pulsschläge aufzeichnete, so hat Grasset die Empfindungen festzuhalten versucht, von dem Augenblick des Einschlagens des Geschosses, bis sich seine Sinne verwirrten und er bewußtlos niedersank.

Gleichen Heldenmut bewies einer seiner Leutnants namens Bois, ein Priestersoldat, der in einem Augenblicke höchster Gefahr für seine Leute die Sterbegebete betet und ihnen die Absolution erteilt, dann, wieder Soldat geworden, ruhig fortfährt, das Feuer zu kommandieren.

Leider schließt das Buch des Majors mit einem für den Deutschen schmerzlichen Kapitel. Es enthält einen auf Grund zahlreicher Zeugenaussagen sorgfältig zusammengestellten Bericht über schwere Ausschreitungen, deren sich unter andern ein paar schlesische Regimenter in dem erwähnten Städtchen Ethe und dem nahegelegenen Gomery schuldig gemacht haben. Auf Einzelheiten dieser traurigen Episode einzugehen möchte ich mir aus naheliegenden Gründen (vgl. den Eingang) hier versagen.

In mancher Beziehung mit dem vorigen verwandt, aber doch in anderer Hinsicht auch wieder charakteristisch von diesem verschieden ist ‚Ma pièce' von Paul Lintier.* Wie Grasset ein Kleinmaler des großen Krieges und wie er ein guter Seelenkenner, verlegt Lintier doch den Schwerpunkt weniger in das eigene Selbst als in die ihn umgebende Außenwelt, die er mit einem unvergleichlichen Naturalismus darzustellen weiß. Seine Objektivität ist fast unheimlich. ‚Was er konstatiert hat,' heißt es in der von einer andern Hand geschriebenen Vorrede, ‚das gibt er wie ein Zeuge vor Gericht an, ohne Verstimmungen oder Zorn, ohne Ironie, ohne grausames Behagen, aber auch ohne die konventionelle Rücksichtnahme.' Er erspart uns nichts, weder den Anblick der scheußlichsten Wunden noch der Exkremente, die sterbende Menschen und Tiere von sich geben, noch den ekelhaften Gestank

* Paul Lintier, Ma Pièce souvenirs d'un canonnier 1914. Paris, Plon 1918 285 S. 8°.

verwesender Leichen. Ein Beispiel seiner Darstellung. In der Nähe von Landres (im Maasdepartement) ist eine Feldschmiede mit ihrer Bedienungsmannschaft von einem einschlagenden Geschosse zerschmettert worden: ‚Die ganze Bespannung der Schmiede und die des Batteriewagens sind in zuckende Stücke blutigen Fleisches zerrissen. Darunter liegen Menschen. . . . Einer, dessen Oberkörper unter dem Gespann der Schmiede liegt, hat versucht, sich mit einem Arme durch eine Masse von Gedärmen durchzuarbeiten. Aber die Därme haben sich um sein Handgelenk geschlungen. Er zerrt wütend an ihnen. Garben von Blut spritzen auf. Sterbende Pferde geben ihren Mist von sich, zerkratzen den Boden mit den steifwerdenden Beinen. Ihre Hufe knirschen auf den Steinen. Im Todeskampfe zerren sie an den Strängen. Ketten rasseln. Der Wagen, vor den sie gespannt sind, schiebt sich ein wenig vor; dann geht er wieder zurück.'

Man wird die Bilder nicht wieder los, die Lintiers raffinierte Technik einem vor das innere Auge malte. So auch die Gestalt eines schwerverwundeten Hauptmanns, dem die Lazarettgehilfen die Ärmel von den zerrissenen Armen geschnitten haben und der nun auf dem Verbandstische liegt, wobei sich die blutüberströmten Arme von dem blauen Waffenrock grell abheben.

So auch eine Szene etwas anderer Art: Im Morgengrauen rasselt die Batterie über die Landstraße. Auf einem Steinhaufen, neben einem umgestürzten Handwagen, liegt eine bewußtlose — vielleicht tote — Frau. Kinder knien daneben: ‚Mama, Mama, antworte, sprich doch, Mama!' Lintier möchte gern vom Wagen springen, um den Leuten zu helfen. Es geht nicht. . . .

Unaufhörlich wechselt in diesem fesselnden Bändchen die Szenerie: erst kommen die Kämpfe an der belgisch-französisch-luxemburgischen Grenze, gegen die kronprinzliche Armee bei Virton, also ganz in der Nähe des Kampfplatzes, auf dem Grasset focht; dann der Rückzug zur Marne und von dort der französische Vormarsch an die Aisne. Fürchterliche Szenen überall: Lintier trifft einen Bauern, der die Leiche eines ermordeten deutschen Soldaten auf seinem Boden versteckt hat. Er will sie ‚neben dem Misthaufen' verscharren. Auch die Stimmung bei den Franzosen nach der Niederlage von Charleroi wird durch Soldatengespräche scharf beleuchtet. Man sagt: ‚Es gehr wie Siebzig.' Man spricht von Verrat, von Bazaine. Auch nach dem Umschlag an der Marne bekommt der Kanonier Lintier Schreckliches zu sehen. Die meisten der erwähnten Szenen gehören erst dieser späteren Zeit an.

Da kann wohl in ihm der Gedanke erwachen, wie er hüben und drüben in tausend Herzen erwacht sein wird: ‚Wenn ich dem Opfertode entgehe, wie will ich leben! Ich wußte nicht, daß es eine Freude ist zu atmen, die Augen nach dem Lichte zu öffnen, sich von ihm durchglühen zu lassen. . . .' Paul Lintier sollte andere, bessere Tage nicht mehr erleben. Schon am 15. März 1916 ist er bei Jeaudelincourt an der lothringischen Grenze gefallen.

Das Büchlein ist in seiner Art ein Meisterwerk, und man kann dem Schreiber der Vorrede recht geben, wenn er meint, daß der frühe Tod diesen begabten Menschen um einen ehrenvollen Platz in der französischen Literatur gebracht hat.

Noch größeren Erfolg als Lintier mit ‚Ma pièce' hatte der Jägerleutnant Marcel Dupont mit ‚En Campagne' (1914—1915).* Das Buch wurde preisgekrönt und hatte schon im Jahre 1918 die 22. Auflage erlebt. Auch in Deutschland brachten, selbst während des Krieges, Zeitungen daraus kurze Auszüge.

Nicht ungerecht war die Gunst des Publikums und der Presse. Marcel Dupont ist ein wirklicher Poet, der seine Eindrücke — Impressions steht als Nebentitel auf der lichtblauen Broschierung — zu wohlgerundeten Bildern verdichtet hat. Jedes Kapitel ist eine kleine Geschichte für sich, die sich in dem Kriegsleben des Schriftstellers ereignet haben wird, die er aber unverkennbar mit allerlei Nebenumständen ausgekleidet hat, welche sich bei anderen Gelegenheiten in seinem oder dem Leben von Kameraden zugetragen haben werden. Es ist also, im Gegensatze zu Lintiers unbarmherzigem Naturalismus, ein Buch der Wahrheit und Dichtung, aber auch die letztere von unbezweifelbarer innerer Wahrheit und beide von oft recht hoher poetischer Schönheit. Ich kenne Leute, die eine Nacht darangesetzt haben, um diese ‚Impressionen' in einem Zuge durchzulesen.

Nach seiner Angabe ist Dupont, der sich schon früher mit poetischen Versuchen befaßt, den aber doch erst eigentlich das Jahr 1914 zum Schriftsteller gemacht hat, bei der Lektüre des Beaudelaire von der Kriegserklärung überrascht worden. Er saß in seiner Garnison Reims, die überhaupt in unserem Buche wie auch in der gleich zu nennenden Fortsetzung eine große Rolle spielt. Beim Ausmarsch seines Regiments im Depot zurückgeblieben, folgt er der Truppe am 28. August. Stimmungsvoll ist die Schilderung der lauen Sommernacht, durch die er mit seinem Burschen Wattrelot in einem Viehwagen dahinfährt, an jungen Mädchen vorüber, die auf kleinen Bahnhöfen in lichten Sommerkleidern Schokolade und andere Liebesgaben an die vorüberziehenden Truppen verteilen und denen der Soldat in seiner ungeschickten Weise dankt. Überall wird fieberhaft nach den ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze gefragt. Ganz wie es damals bei uns war und wie man es auch bei den meisten der früher genannten Autoren, freilich bei wenigen in so wirkungsvollen Farben, wiederfindet. Ein Gleiches kann von den ersten Eindrücken an der Front gesagt werden, die dem Verfasser vielfache Enttäuschung bringen. Das Heer ist auf dem Rückzuge. Den Patrioten betrübt das Elend des fliehenden Landvolkes, und die ‚erste Charge' enttäuscht den Kavalleristen. Eine fesselnde Episode

* Marcel Dupont, En Campagne (1914–1915). Impressions d'un officier de légère, Paris, Plon 1915, 321 S. 8°.

ist die ‚Erkundung von Courgivault‘, auf die der Jägerleutnant an einem warmen Septembermorgen ausgeschickt wird und bei der er die Spitze eines deutschen Heerkörpers in dem genannten Dorfe entdeckt. Auch historisch interessant: die Schlacht an der Marne hat begonnen. Etwas Rührendes hat die von einem Priestersoldaten gelesene Messe in dem Dorfkirchlein von Pévy, der Leutnant Dupont als einziger Zuhörer beiwohnt. Am 30. September wird er von seinem Obersten nach Reims geschickt, um Einkäufe zu machen. Die schöne Stadt ist schon schwer beschossen, aber noch nicht in dem Zustande der späteren Zerstörung. In der Kathedrale liegen die Scherben der wundervollen Glasfenster am Boden. Die maison des Musiciens steht noch, von vier mächtigen Balken gestützt. In den reichen Kaufläden ist mit einiger Mühe noch etwas zu haben. Auf der Rückfahrt wendet sich der junge Offizier schmerzbewegt noch einmal um: ‚Aus dem Nebelmeere, das die Stadt schon bedeckt, taucht die stolze Silhouette der herrlichen Domkirche auf. Sie scheint sich in einen violetten Schleier gehüllt zu haben, um . . . ihre geschändete Pracht zu verdecken. . . .‘

Diesem tragischen Gemälde steht als ansprechendes Idyll der Besuch des Verfassers und seines Freundes B. in einem belgischen Kloster gegenüber. Die beiden Offiziere suchen und finden hier für eine Nacht Unterkunft. Im Mittelpunkt der kleinen Erzählung steht eine liebenswürdige Erscheinung, eine junge Nonne, deren blaue Augen den Poeten Dupont anziehen, während Freund B., der Sancho Pansa der Geschichte, sich in das gastlich gebotene Essen vertieft. Die von einem Anflug unschuldiger Erotik umspielte kleine Geschichte hat um so größeren Reiz, als sie sich von düsteren Schützengrabenszenen der umstehenden Kapitel lichtvoll abhebt. Aus diesen letzteren wäre noch der ansprechende Bericht über die Weihnachtsfeier des Jahres 1914 hervorzuheben. Es berührt wohltuend, daß Marcel Dupont den poetischeren Charakter der deutschen Weihnachtsfeier gegenüber der französischen freimütig hervorhebt.

Der ungemeine Erfolg seines Buches mag den Verfasser der ‚Impressionen‘ veranlaßt haben, einen zweiten Band folgen zu lassen, der gleichfalls den Titel ‚En Campagne‘ trägt.* Der Horizont hat sich noch geweitet; an Größe haben die Bilder gewonnen. Wenn uns der Anfang an den Ort des großen Joffreschen Durchbruchsversuches (Ende September 1915) führt, wobei freilich der Wunsch des Kavalleristen, zum Einhauen zu kommen, wieder nicht erfüllt wird, so spielen einige der folgenden Kapitel vor Verdun. Hier muß notgedrungen alles Idyllische — eine Hauptstärke des Verfassers — völlig schwinden. Es sind Szenen aus dem Inferno: von brennendem Durste gefolterte Menschen, ein meisterhaft dargestellter Gasangriff usw.; kurz, die Iliade nach der Odyssee, und dem Geschmack

---

* Marcel Dupont, En Campagne L'Attente Impressions d'un officier de légère (1915—1916—1917). Paris, Plon 1918. 345 S. 8°.

des einzelnen muß es überlassen werden, welches der beiden Werke er vorziehen wird.

Ein tiefer und zur Betrachtung geneigter Geist tritt uns in ‚En Allemagne' von Géo Vallis* entgegen. Dieser ist ein Mann in reiferen Jahren, der mit den Illusionen der Jugend schon vor dem Ausbruch des Krieges abgeschlossen hatte. Ihm ist es schmerzlich, die Schönheiten der Natur, Bäume, Wiesen und Felder, verheeren helfen zu müssen, und es kostet ihn Überwindung, auf fremde Menschen zu schießen, die er ‚alle lieb haben möchte'. Hierüber und über viele andere philosophische und religiöse Gedanken dieses edelgeschnittenen Menschen geben die dem ersten Teil des Buches einverleibten ‚Träumereien' Auskunft. Wir können sie hier nicht analysieren. Bei Douomont wird Vallis verwundet und gefangen. Dieses für ihn schwere Ungemach ist für uns von höchstem Interesse, da er dadurch in weit unmittelbarere Berührung mit den Deutschen kommt als irgendein anderer Schriftsteller dieser Gruppe. Bei seiner Einlieferung ins Lazarett und seiner Überführung ins Lager Mannheim studiert er die Typen der ihm Begegnenden, an ihm Vorüberziehenden. Wenn ein zweiter Goethe unter ihnen wäre? ‚Ich glaube, daß sich in seine olympischen Reflexionen einige Melancholie, wo nicht gar etwas Trauer und Abscheu mischen würden.' Anfangs verfällt dieser hellsehende Franzose dem bekannten völkerpsychologischen Irrtum, daß die Angehörigen einer fremden Nation alle einander ähnlich sähen. Er findet sie gutmütiger, ‚nicht von der Wildheit des Aussehens, die die (französische) Legende ihnen andichtet'. Spöttische Bemerkungen über einzelne hervorstechende, spezifisch preußische Typen fehlen nicht; aber den Empfang im Feldlazarett findet er ‚korrekt', die Behandlung im Hospital zu Worms, wohin er zuerst gebracht wird, ist freundlich, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dieser Intellektuelle mit einer (verhältnismäßig) guten Ansicht über das Volk der ‚Boches' in seine Heimat zurückgekehrt sein würde, wenn ihm die härteste Form der Gefangenschaft, erst in einem Repressalien- und nachher auch noch in einem Straflager, erspart geblieben wäre.

In Mannheim war das Leben erträglich gewesen. Gewiß, es gab da mancherlei, worüber sich ein feiner organisierter Mensch ärgern konnte, z. B. die Neugier der Zivilbevölkerung, die, namentlich Sonntags, in hellen Scharen gelaufen kam, um die fremden Typen und Uniformen hinter ihren Stacheldrahtzäunen zu bewundern. Dann das Elend der russischen Mitgefangenen. Die armen Teufel bekamen nie etwas aus der Heimat, und die schmale Gefangenenkost reichte nicht für sie, die von Hause aus tüchtige Esser waren. Die Franzosen gaben ihnen manches; Vallis meint, seine Landsleute hätten mehr tun können, zumal die Dankbarkeit der einfachen Russen rührend war. Ergreifend waren die russischen Abendgebete, denen

* Géo Vallis, En Allemagne précédé de Du Fond de la Tranchée, 2. Ausg. Nancy-Paris-Straßburg, Berger-Levrault, 1919. 223 S. 8°

er oftmals lauschte; ergreifend sind auch die Betrachtungen des Verfassers über das Gefangensein als solches, die psychischen Depressionen, den cafard, wie der Franzose das nennt, der so manchen zu planloser Flucht verführte, wie er auch manchen unserer Landsleute, der unter der Fremdenlegion diente, zu sinnlosem Davonlaufen in die Wüste getrieben hat.

Aber das Schlimmste sollte für Géo Vallis noch kommen, als er vom Ufer des Rheins in ein litauisches Repressalienlager versetzt wurde, in finstere, abgelegene Waldungen, in denen die Gefangenen bei spärlicher Kost und harter Behandlung Holz fällen und andere schwere Arbeiten verrichten mußten. Eine der düstersten Seiten des Weltkrieges, diese Repressalienlager! Man wird es, auch als Deutscher, begreiflich finden, daß gerade ein an einen gewissen Luxus gewöhnter Franzose dieses Leben nicht lange aushielt, vielmehr eines Tages, mit einem handfesten Begleiter, die Flucht ergriff, die ihn bis an das Gestade der Ostsee führte. Dort ergaben sich beide, in äußerster Not, den Gendarmen und wurden, nachdem sie den üblichen Arrest abgesessen, in ein Straflager auf der Kurischen Nehrung gebracht, wo ihr Leben, alles in allem, nicht härter war als in der litauischen Öde.

Die Erzählung der Flucht füllt eines der anziehendsten Kapitel des Buches, das in manchen aufregenden Einzelheiten an die Kreuz- und Querfahrten des berühmten Sergeanten Bourgogne durch ähnliche Landschaften auf dem Rückzug von Moskau leise erinnert. Nicht weniger interessant ist ein zweiter und letzter Fluchtversuch, den der Verfasser mit mehreren Kameraden unternimmt und der ihn — wiederum nach manchem Abenteuer — über die Schweizer Grenze führt. Natürlich wurde dieser zweite Versuch von Süddeutschland aus geführt, wohin Vallis nach Ablauf seiner Leidenszeit im Straf- und Repressalienlager zurückgebracht worden war. Vom Lager Mannheim aus hatte er sich auf ein Arbeitskommando ins badische Land versetzen lassen, von wo das Entweichen leichter war. Über die Bauern, bei denen er inzwischen gearbeitet, hatte er sich nicht zu beklagen gehabt.

Last not least will ich hier noch die Sammlung der Briefe eines gefallenen Hilfsarztes besprechen. Sie sind unter dem Titel Un soldat de France anonym erschienen.* Emile Boutroux, der bekannte Leibnizkenner und Übersetzer von Zellers ‚Philosophie der Griechen‘, hat sie mit einer schönen Einführung versehen. In der Kriegsgeschichte ist dieses Büchlein ein Unikum und wird es wohl bleiben. In geistvoller Weise hat Herr Emile Boutroux die Psyche des jugendlichen Verfassers gezeichnet, von dem wie von manchem unserer Intellektuellen das Wort gilt, daß es die besten waren, die fielen. Der ungenannte Briefschreiber, aus einer offenbar hochgebildeten Elsässer Familie stammend, die nach 1870 in Lothringen

---

* Un soldat de France, Lettres d'un médecin auxiliaire Préface de M. Emile Boutroux de l'Académie Française. Paris, Plon und Berger-Levrault, 1919 XVII. 160 S. 8°.

einwanderte, hatte vier Semester Medizin studiert und diente gerade seine Militärzeit in Le Havre ab, als der Krieg ausbrach. Ein Wort in Hindenburgs Erinnerungen ist auf den jungen Mann anwendbar, daß nämlich in Frankreich starke Persönlichkeiten das Volk bis zur völligen Hintansetzung aller Sonderinteressen zugunsten des patriotischen Ideals hinzureißen vermögen. Freilich war bei diesem seltenen Charakter eine Anregung von außenher kaum nötig. Er war Idealist, aber kein kontemplativer, vielmehr Idealist und ‚Aktivist' zugleich. ‚Die Lektüre ist für ihn', sagt Boutroux, ‚eine Anhäufung nicht nur von Gedanken, sondern von Kraft, Energie.' ‚Sie ist', so hat er selbst gesagt, ‚die Dynamomaschine, welche die Bewegung in aufgespeicherte Elektrizität verwandelt, die sich ihrerseits in Bewegung und Arbeit umsetzt.' Und arbeiten ist bei ihm ein Hauptwort. ‚Der Feind hat seit 1871 gearbeitet,' schreibt er einmal an seine Patin. Wirklich hat dieser seltene Mensch eine ungemeine Arbeitskraft besessen. Im Hospital zu Vichy schafft er oft von morgens früh bis 11 Uhr abends spät, bisweilen sogar ohne Mittagspause. Das hat in der schweren Zeit nun wohl auch mancher andere treue Arzt getan. Aber selten wird es vorgekommen sein, daß ein so beschäftigter Mensch noch Zeit gefunden hat, die Bibel und Plutarch, Musset, Lafontaine, Anatole France, Pierre Loti, Voltaire und Goethe zu lesen. Einem in Deutschland gefangenen Freunde schickt der junge Arzt den Stendhal, über dessen ‚De l'Amour' er mit einer Freundin, einer Irländerin, in Vichy debattierte. Dieser blutjunge Mediziner hat sehr originelle Gedanken, für die er eigene Prägungen findet, und es ist, ähnlich wie bei Lintier, kaum zu bezweifeln, daß er bei längerem Leben neue Werte in der Wissenschaft gefunden haben würde und daher sein jäher Tod durch die Kugel einen ernstlichen Verlust nicht bloß für sein Land, sondern für die Menschheit bedeutet. Aber nicht nur intellektuell, auch seelisch muß dieser Jean . . . ein vorzüglicher Mensch gewesen sein. Das zeigen alle seine Briefe an Kameraden und Verwandte, besonders an seine Eltern. Wahre Prachtstücke sind zwei Schreiben an den Vater, den er bittet, auch sein ‚Freund' zu werden, wobei er die außerordentlich glückliche Wendung findet: ‚Ich weiß nicht, welche absonderliche Verirrung des Schamgefühls, welche einfältige Furcht einen dazu bringt, sein Herz lieber Fremden als seinen Eltern zu öffnen. Ein Sohn sollte den Vater nicht nur als Vormund, Taschengeldquelle und als seinen Amtsvorgänger ansehen.'

Ein Mensch von dieser Denkweise mußte sich opfern. Er selbst teilte die Menschen in zwei Kategorien: in solche, die aus der allgemeinen Weltkatastrophe nur Gewinn ziehen, und in solche, welche sich aufopfern. Er wollte zu den letzteren gehören. Mehrmals hätte er Gelegenheit gehabt, als Hilfsarzt weit hinter der Front oder in verhältnismäßig ruhigen Stellungen beschäftigt zu werden. Er wollte immer nach vorn, und so fiel er am 16. April 1917 bei einem französischen Angriffe im Sperrfeuer der

Deutschen, dessen Beendigung er nicht abwarten wollte, um seinen Verwundeten eher Hilfe zu bringen.

Er hat uns Deutsche des Krieges wegen, den wir gegen sein Vaterland führten, bitter gehaßt. Es ist aber doch vielleicht anzunehmen, was von mehreren der hier besprochenen Schriftstellern geglaubt werden darf, daß er sich bei längerem Leben mit den ‚Boches‘ wieder versöhnt haben würde; er, der ein so klarer Denker, dazu ein Mann der Wissenschaft und ein Verehrer Goethes war.

Wann wird die Zeit kommen, in der deutsche und französische Intelligenz einander wieder werden verstehen wollen? Gegenwärtig sind die Aussichten noch recht trübe, und nur wenige Hochintellektuelle scheinen dazu geneigt und fähig. Auch der Mut des Bekenntnisses gehört dazu. Hoffen wir, daß es bald sich wenden möge!

Kritik

Über Ibsen zum Expressionismus
Von Joseph Sprengler

Der Historiker der deutschen Bühne dürfte jetzt schon feststellen können, daß von unserem Jahrhundert die zwei ersten Zehnte vorwiegend den Nordländern gehörten, zunächst Ibsen, im Werden und Andrängen des Expressionismus dann Strindberg. Nicht bloß die Ziffern der Spielpläne bezeugen das, auch die Schulrichtungen und die Nachdichtungen. So ist im Jahre 1909, also kurz vor der sogenannten Ibsendämmerung, ein Drama erschienen, das im Gefolge des norwegischen Meisters gleichsam dessen ganzes Problemgut wahllos noch einmal zusammen zu packen suchte. ‚Nirwana‘ hieß es; im Untertitel: ‚Eine Kritik des Lebens in Dramaform.‘ Ich schrieb damals ins ‚Allgemeine Literaturblatt‘ darüber, daß es ganz im Schatten Ibsens stehe, daß es keine ethische Frage enthalte, die nicht der schon aufgeworfen hätte, und keine seelische Schwingung, die nicht in den Gestalten vom ‚Puppenheim‘ bis zu ‚Klein Eyolf‘ angeklungen wäre. Ich fügte aber auch hinzu, daß ihm gerade alles Wesentliche seines Vorbildes fehle: sowohl die strenge Logik der Situation, wie die dialektische Entwicklung der Handlung, wie eine verdichtete Grundstimmung. Und ich vergaß auch nicht, auf die sattsam unfreiwillige Komik darin zu weisen; denn täppischer hätte Ibsen nicht mehr angefaßt werden können. Buchstäblicher hätte man ihn wohl noch auszuschreiben vermocht, obschon manche Wendungen, manche Stellungen und, mit Fontane gesprochen, die fix und fertigen Sätze samt und sonders aufs Wort herübergenommen sind: vom Gesetz der Wandlung bis zum Gerichthalten über sich selber, von der Lebensaufgabe und den Lebens- und Ehelügen bis zum Heimweh ins große Nichts. Wenn je einmal das Buch über Ibsen und seine Aufnahme im deutschen Geist erscheinen sollte so wie Gundolfs Werk über Shakespeare und den Sturm und Drang, dann wird dieser Versuch mit einbezogen werden. Als Drang eines jung fahrigen Genies? Als Ohnmachtszeichen. Oder glatt als psychologischer Beleg, wie sich eine weltgestaltende, kritische Macht in einem ungestalten, unreifen, unkritischen Gehirne spiegelt.

Es war ein Unreifer, leibhaftig ein Primaner. Und dieser Primaner war — — — — Walter Hasenclever, der sein erstes Erstlingsdrama in dem allen offenen Verlagsbureau von Curt Wigand drucken ließ. Während es bis heute gänzlich verborgen blieb, feierte die Mitwelt sein zweites ‚Erstlingsdrama‘, den ‚Sohn‘, als den großen Morgenwurf der Expressionisten. Vielleicht hätte Hasenclever, als ihn die Lober des ‚Sohnes‘ mit dem Räuber-Schiller, mit Büchner, mit allen plötzlich Aufstrahlenden zusammennannten, bekennen sollen: Ich bin ja gar nicht der Unmittelbare, für den ihr mich haltet. Ich habe ja schon so etwas wie eine gedichtete Ibsenenzyklopädie hinter mir. Daß er es nicht tat, war ohne Zweifel eine von den Unaufrichtigkeiten, von den Unwahrhaftigkeiten, die er in ‚Nirwana‘ nach seines Lehrherrn Vorgang moralsatirisch angeheftet hatte. Immerhin eine schämige Selbstkritik war es auch. Und schon höre ich Gegenstimmen, warum ich denn überhaupt hervorziehe, was der Dichter gar nicht in die Reihe seiner Werke (bei Kürschner) aufnehmen mochte; warum ich also mäkle, wo bereits Eigenerkenntnis, indem sie strich und tilgte, am meisten gemäkelt habe.

Erstens sage ich darauf mit Pilatus: Was ich geschrieben habe, ist geschrieben. Und zweitens hätte dann kein Philologe, kein Forscher, kein Zeiten- und Seelenwühler mehr das Recht, unglückliche Pultarbeiten, Entwürfe und Bruchstücke zu wenden und zu hellen. Denn wahrlich, mir kommt es doch nicht darauf an, den Hasenclever lediglich zu verkleinern. Was er in dem qualitativ entschieden anderen und besseren ‚Sohn' geleistet, was er darin nicht geleistet hat, seine Art, seinen Rang haben ja, zwar nicht seine Klüngler, aber seine Kritiker, die Jacobsohn und Bab schon dargelegt. Aber es gilt nun einmal, ihn nach Wurzel und Wissen einzustellen. Und daß er da, der Expressionist, das heißt doch der Überwinder des Impressionismus und Psychologismus von dem Magus der Seelenkunde ausging, das war bisher nicht gemein bekannt Aber nun ist es auch am ‚Sohn' zu erkennen. In den ‚Stützen der Gesellschaft' verspricht der Konsul Bernick am Ende seinem Knaben: ‚Von jetzt an sollst du aufwachsen nicht als der Erbe **meiner** Lebensaufgabe, sondern wie ein junger Mensch, der sich selbst seine Lebensaufgabe suchen muß.' Wie Hasenclever diesen bei Ibsen bloß beiläufigen Gedanken zur tragenden, tragischen Idee erhebt, so hat er auch die Konflikte der Nora, der ‚Frau vom Meer' einfach nur gesteigert, brutalisiert. Laß mich erst und ernst ein Mensch sein! Gib mir die Freiheit unter eigener Verantwortung! so rebelliert hier nicht mehr sozial die Frau gegenüber dem Mann, so rebelliert hier das eigene Blut.

‚Nirwana' vollends ist nichts anderes als eine Brutalisierung, eine Vergröberung, ein vielknöpfiges Geflick von Ibsens Gedanken- und Sprachwelt, wobei Advokat Helmer hahnebüchen, Ejlert Lövborg ein Zitaterich, Hedda Gabler eine Gans und der sehr junge Hasenclever ein wirrer Mummelgreis wird, so weit sie überhaupt etwas werden, denn herausgestaltet ist da nichts, schief an Linie und Verstand schier alles, eine Perspektive, die wohlgemerkt im ‚Sohn' hernach zum Kunstprinzip schlechthin gemacht ist.

Wie stark übrigens der Schatten von Ibsens Worten und Motiven auf dem Anfang Hasenclevers lag, ist schon an wenigem zu merken.

Hedda Gabler.	**Nirwana.**
‚Ich muß Ihnen also sagen, daß Ejlert Lövborg in der Stadt ist.'	‚Richard Sternau ist wieder hier.'
— — — — — — —	— — — — — — —
‚Nein, ist Ejlert Lövborg wieder hier?'	‚Ah . . So? Richard Sternau?'
— — — — — — —	— — — — — — —
‚Jedes anständige Haus wird sich von jetzt an wieder vor Ejlert Lövborg verschließen.'	‚Die Türen der besseren, tonangebenden Häuser würden demnach für ihn verschlossen bleiben?' . . .
— — — — — — —	— — — — — — —
‚Sie können sich nicht vorstellen, wie gräßlich ich mich hier draußen langweilen werde.'	. . ‚langweile dich, das ist die Devise dieses Hauses.'
— — — — — — —	— — — — — — —
Puppenheim.	**Nirwana.**
‚Es gilt nur noch, . . . den Schein zu retten.'	‚Ich verlange ja nichts mehr von dir, als den äußeren Schein zu wahren.'
— — — — — — —	— — — — — — —

,Niemand opfert derjenigen, die er liebt, seine Ehre.'

,Meine Ehre soll ich dir opfern!'

— — — — — — —

,Nein, wir wollen aller dieser häßlichen Dinge nicht mehr gedenken.'....

,In der Aufregung! Wie kannst du darauf Gewicht legen?'

,Du, und was vorhergegangen ist, das wollen wir vergessen . . . Gott, in der Aufregung!' —

Und nun frage ich: Ist der ein Überwinder Ibsens, der von dieser Kraft, die Menschen schuf und im Schweigen redete, nicht mehr begriffen hat als etwa einen Tonfall oder einen technischen Handzug oder eine äußere Szenenform (wie das Duo des Geständnisses und der Abrechnung) oder höchstens einen gedanklichen Silberling? Und weiter: Sind vielleicht heute manche trunken, weil sie kaum in klarer Nüchternheit schreiten können, und vielverstiegen seherisch, die nie die Erde in ihrer runden Feste um sich gesehen, unter sich gefühlt haben?

Thomas Manns Hexameter und unsere Zeit
Von W. Matthießen

Es ist ein lustiges Lesen, wenn man Tag um Tag, als wenn es so sein müßte, in den Zeitungen eine neue Kritik von Thomas Manns ,Gesang vom Kindchen' in die Hand bekommt. Wie zierlich das ist, wie man sich verständig einzufühlen weiß! Wie man sich im stillen Mühe gibt, die Sätzlein in dem olympisch heiteren, klugen Stile Manns zu färben! Der Dichter muß es ja gleich heraushaben, wenn er sich so eine Kritik zu Gemüte führt, daß er hier in eine auserlesene Gesellschaft von ihm unbedingt gleichwertigen Geistern geraten ist. Es muß den Leuten ja eine unsägliche Wonne sein, Thomas Manns Satzrhythmus, seine Wortwahl, seine ganze überlegene Art so liebevoll zu kopieren. Aber davon schweige ich lieber und erlaube mir, alles das von der heiteren Seite zu nehmen. Schon deshalb, weil es im Grunde so ernst ist. Und dann ist es auch gut, an derartige Dinge stets mit einer unausstehlichen Kleinlichkeit heranzugehen. Deshalb gestatte ich mir, aus obbesagten Kritiken ein anscheinend Nebensächliches herauszunehmen, das aber all diesen Ergießungen gemeinsam ist und eben darum ganz gewiß das Wesentliche bedeutet. Ich meine natürlich die wahrhaft rührende Übereinstimmung im Urteil über Thomas Manns Verse, welche von jedem Gebildeten für schlecht erklärt werden müssen. Der Kritiker kann nämlich nicht mehr an den Inhalt heran, und irgend was muß er doch finden, worin er seine Überlegenheit über den Dichter zur Geltung bringt. Im übrigen ist er — der Kritiker — kongenialer Nachschöpfer, was er durch weisheitsgetränkte Analyse des im Inhalt der Dichtung zum Ausdruck gebrachten Weltanschaulichen schlagend beweist. Mir indessen beweist er damit, daß er dieses Inhaltliche nicht im Entferntesten begriffen hat. Denn nur der redet des langen und breiten über solche Dinge, der von ihnen nichts ahnt. Ahnte er etwas, dann ginge er von der Form aus. Und das eben ist nun das lustige, daß man es fertig bringt, den Inhalt hinauf zu den Sternen zu erheben und die Form für miserabel zu erklären. Es wird dann wenigstens diese Kritik der Form geglaubt. Mich aber hat gerade diese ,Kleinigkeit' verführt, einmal mit allem Nachdruck für Manns Hexameter einzutreten. Diese Form, Thomas Manns neue Form, ist ein ganz zartes, frisches Gewächs,

eine ganz unerhört neue Blüte, die treuester Pflege bedarf. Und weil Mann mit seinen Hexametern weder Homer noch den guten Voß kopiert hat, muß er notwendig schlechte Verse geschrieben haben. Man hat seinerzeit aus ganz demselben Grunde Goethen angegriffen, der in seinen Hexametern (Hermann und Dorothea und besonders Reineke Fuchs) so bedenklich über Homer und Voß hinausging, daß manchen Schulmeister eine Gänsehaut überlief. Was Goethe ahnend begann, setzte Thomas Mann bewußt fort. Was der Dichter damit erreichte, ist ganz einfach das: Er gewann der deutschen Sprache das klassische Metrum. Was dieser Gewinn im inhaltlichen, metaphysischen Sinne bedeutet, müßte ich natürlich zuerst sagen. Aber weil ich kein Zeitungskritiker bin, beweise ich erst ein wenig meinen Satz. Eduard Sievers, Wilhelm Meyer, Karl Marbe und andere mögen später einmal die exakten rhythmischen Voruntersuchungen dazu machen. Sie werden den criticis ein Kolleg lesen müssen über die Entwicklung der Metren aus der Quantitätsrhythmik. Wie sich bereits während des klassischen Altertums, dann immer deutlicher im Verlaufe des früheren Mittelalters die Metren der natürlichen Betonung der Worte und Sätze anpaßten. Sie werden Cicero, das Neue Testament, die liturgischen Gebete der Kirche und schließlich Notker Balbulus heranziehen. Ich dagegen nenne nur den althochdeutschen Heliand und die Edda. In der Verdeutschung der Edda von Felix Genzmer mag man Schritt für Schritt feststellen, worin das Wesentliche der deutschen Rhythmik besteht. Dann kann man den Gesang vom Kindchen aufschlagen und wird begreifen, wie sich hier endlich und zum erstenmal zwei Welten gefunden haben. Ich zitiere Thomas Manns greuliche Verse:

„. . . zum Hochmut, zu schlimmer Verhärtung
Schlägt er, mißfälligst, ihm aus und zur Hadersucht gegen den Zweifler.'

‚Während sich sonst wenig mit dem geradezu sinnlichen Genuß vergleichen läßt, den die Lektüre der Schriften Thomas Manns gewährt, ist es erstaunlich, wie oft in diesem Gesang vom Kindchen die Zunge des Lesenden stockt und nur mit Mühe den weiterleitenden Rhythmus herausfindet' (so Will Schell, ‚Propyläen' 17, 180!). Da diesem Kritiker zweifellos noch aus seiner Gymnasialzeit als rhythmisches Idealbild des Hexameters das *ἀνδρα μοι ἐννεπε μουσα πολυτροπον ὁς μαλα πολλα* gegenwärtig ist, wird er wohl ebensowenig den schönen Vers aus dem ahd. Hildebrandslied vergessen haben:

‚welaga nun, waltand got, wéwúrt skihit!'
(Wehe nun, waltender Gott, Wéhschícksál geschieht!)

Der eine Vers dürfte rhythmisch vielleicht der griechischen Sprache, der andere der althochdeutschen angemessen sein, in der leider auch ‚die Zunge des Lesenden stockt'. Ob der brave Thomas Mann zu nichts Besserem da ist, als um den Leuten ‚sinnlichen Genuß' zu bereiten? Ich wage bescheiden den Dichter zu verteidigen, indem ich die unmaßgebliche Ansicht ausspreche: Das Material der Dichtkunst ist das Wort, nicht der Klang. Der gehört als solcher in die Musik. Und das Wort dürfte vielleicht ein unsinnliches, geistiges Ding sein. Es kommt also darauf an, den geistigen Gehalt aus der Sprache herauszuholen, nicht, ihn ins Musikalische zu verwischen. Und ich will, obwohl ich Mann gar nicht kenne, seinen Kritikern verraten, wie er den obengenannten Vers liest:

‚Schlágt er, mißfálligst, ihm aús und zur Hádersúcht gégen den Zweifler.'

Noch ein Beispiel: Der Kritiker möchte gern lesen:
‚Für das tiefsinnige Väterland zeúgtest du, wélches den Frémden . . .'

Und weil er das nicht fertig bringt, ist der Vers schlecht. Er vergißt, daß Thomas Mann deutsch redet. Und daß dem Dichter der Fluß des antiken Metrums nur als innere Musik gleichsam zwischen den Zeilen klingt. Der Hexameter bedeutet eben bloß das Notensystem, und Thomas schreibt seine Noten ganz anders hinein, als es Homer tun müßte:

‚Fúr das tiefsinnige Váterland zeúgtest dú, wélches den Fremden . . .‘

Damit ist der antike Vers aufgelöst, aber zugleich als latente Musik für den deutschen gewonnen. Zum erstenmal ist es einem Dichter gelungen, das hochgeistige, unnahbar metaphysische Wesen der deutschen Sprache mit dem Wesentlichen der antiken Schönheit zu verschmelzen. Diese Hexameter sind ja kein Zufall. Statt sie zu bekriteln, sollte man versuchen, ihre Gesetzlichkeit zu ergründen und diesen köstlichen formalen Wert für uns alle zu einem inhaltlichen Erlebnis zu machen. Geistigkeit und Schönheit, Dionysisches und Apollinisches in Eins zu bringen. Thomas Manns Hexameter ist ein Wegweiser in unsere Zukunft. Anderen sei es überlassen, das im einzelnen zu untersuchen. Ich will nur dazu anregen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Papsttum und Völkerleben. Die gesteigerte politische Bedeutung des Papsttums hat sich während des Weltkrieges in einer Reihe von Einzelerscheinungen geäußert. Was das Papsttum an äußerer Macht im 19. Jahrhundert verloren hat, das hat es im 20. Jahrhundert um ein Vielfaches durch die allseitige Anerkennung als geistige Macht ersten Ranges im Leben der Völker wettgemacht. Der Papst als Souverän ohne Grund und Boden war während des Weltkrieges umworben von den Mächten, besonders der Entente, wie kaum je eine neutrale Großmacht. Mit allen möglichen Mitteln wurde die Aufgabe seiner strikten Neutralität zugunsten der Entente zu erreichen versucht; offenbar, weil nicht nur das durch alte Erinnerungen an die päpstliche Machtfülle geleitete Frankreich, sondern auch das geschäftskluge England und das freimaurerische Amerika sich darüber im klaren waren, daß eine moralische Verurteilung der Mittelmächte durch den Papst ein Schlag wäre, wie ihn auch die Millionenheere der Entente den Mittelmächten niemals hätten versetzen können. Auch nach formaler Beendigung des Krieges dieselbe Erscheinung. Die deutsche Reichsregierung gedenkt beim Vatikan eine Reichsbotschaft zu errichten; nahezu ausnahmslos alle neugegründeten Staaten, so die Jugoslaven und die Tschechoslowakei, haben Vertretungen in Rom bereits angebahnt oder eingerichtet. Aus all dem spricht deutlich die ungeheure nicht bloß moralische, sondern völkerrechtliche Bedeutung des Papsttums. Es ist eben nicht nur eine rein religiöse Institution, sondern auch eine Rechtsinstitution, Recht fördernd und Recht schaffend. Trotz mancher meist unsachlicher Angriffe gerade gegen diese Seite der vatikanischen Macht- und Interessensphäre bricht sich diese Erkenntnis immer mehr Bahn, erfreulicherweise am stärksten in den Kreisen der Fachmänner, der Völkerrechtslehrer und Staatstheoretiker.

Eine interessante, wissenschaftlich ausgezeichnet durchgearbeitete Untersuchung über die Anteilnahme des Papsttums am Aufbau des Völkerrechtes bringt der Tübinger Professor Dr. Sägmüller.*

Am Ende des Weltkrieges stehen wir vor der Ruine des Völkerrechtes. Der große Bonner Völkerrechtslehrer Professor Zorn beklagt schon 1917 in seiner Schrift ‚Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit‘, daß die Greuel des Weltkrieges die Schwäche der juristischen Grundlagen des Völkerrechts in grauenhafter Weise enthüllt hätten. Es ist Sägmüller ein Leichtes, noch eine ganze Reihe von derartigen Stimmen erster Fachmänner aufzuzählen; auch die optimistischeren unter ihnen sind noch resigniert genug. Diese übersichtliche Zusammenfassung ist als Quellenmaterial äußerst wertvoll für diejenigen, die sich mit völkerrechtlichen Fragen beschäftigen wollen, aber nicht Zeit und Gelegenheit haben, die oft umfangreichen Publikationen samt und sonders selbst durchzuarbeiten.

Neben den in manchen Punkten irrwegigen Bestrebungen der Völkerrechtslehrer und Staatstheoretiker, brauchbare wissenschaftliche Grundlagen für ein Völkerrecht zu schaffen, waren während des ganzen 19. Jahrhunderts leider fast unbeachtet oder doch von den maßgebenden Stellen der Wissenschaft und Politik nicht genügend gewürdigt, Bestrebungen der höchsten Kulturmacht, des Papsttums, einhergegangen. Der allmählich

---

* Der apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfriedens, 6. Heft der Sammlung ‚Das Völkerrecht‘; Verlag Herder, 3.80 M.

auch von den sogenannten christlichen Staaten anerkannte, dem christlichen Geist, aber auch der älteren deutschrechtlichen Staatsauffassung vollständig widerstreitende Grundsatz der ‚Nichtintervention' wurde schon von Pius IX. als falsch erklärt.* Eine weitere, völkerrechtlich sehr bedeutungsvolle Frage wurde hauptsächlich von Leo XIII. erörtert. Die Frage nach der Rechtswirkung der Konkordate.

Leo XIII. vertrat den bei objektiver Beurteilung rechtsphilosophischer Grundsätze unanfechtbaren Satz, daß die weltliche Gewalt nicht die Macht habe, feierliche Verträge mit dem Apostolischen Stuhle (Konkordate) ohne dessen Einwilligung, ja sogar gegen dessen Willen aufzuheben, für ungültig zu erklären und außer Kraft zu setzen. Nur eine in ihren Grundlagen verkehrte Souveränitätslehre** konnte dazu kommen, einen Unterschied zwischen der weltlich-staatlichen Souveränität und der Souveränität des Apostolischen Stuhles zu machen und den Konkordaten infolgedessen die Eigenschaft von wirklichen Völkerrechtsverträgen abzusprechen.

Auch in der verhältnismäßig langen Zeit des europäischen Friedens während seines Pontifikates hat Leo XIII. immer wieder Veranlassung genommen, mahnend auf den allgemeinen Völkerfrieden und auf die Einführung eines gerechten Völkerrechtes hinzuweisen; besonders die wachsende Friedensbewegung gab ihm hierzu wiederholt den äußeren Anstoß. Bemerkenswert sind seine Ausführungen im Konsistorium vom 11. Februar 1889,*** in demselben Jahre, in dem im Anschluß an die Weltausstellung in Paris der erste Friedenskongreß stattfand, wobei er damals schon den Satz aufstellte, es könnten die gewaltigen Heere und ungeheuren Rüstungen wohl eine Zeitlang den Ausbruch des Krieges hintanhalten, dagegen keine feste und sichere Ruhe mehr schaffen, und in seinem großartigen Rundschreiben ‚Präclara' an alle Fürsten und Völker vom 20. Juni 1894. In diesem letzteren prägt er den lapidaren Satz, seit vielen Jahren lebe man mehr in einem Scheinfrieden als in wirklichem Frieden. Derselbe Papst hat 1899 in seiner Antwort an den Zaren auf dessen Einladung zur Teilnahme an der Friedenskonferenz im Haag den Grundirrtum der ganzen modernen Staats- und Völkerrechtslehre mit größter Klarheit aufgedeckt: ‚Man hat die Beziehungen der Völker durch ein neues Recht regeln wollen, das seine Grundlage findet im Nützlichkeitsprinzip, im Recht des Stärkeren, dem Erfolg der vollendeten Tatsachen und in anderen Anschauungen, welche die ewigen und unwandelbaren Grundsätze der Gerechtigkeit leugnen; das ist der Hauptirrtum, der Europa in einen solchen Zustand der Auflösung geführt hat.'

Pius X. war mehr religiöser Reformator denn Staatsmann. Aber auch er hat wiederholt zur Rechtsgültigkeit der völkerrechtlichen Verträge, zu Krieg und Frieden, Völkerrecht und Völkerfrieden, Friedenskonferenzen und Schiedsgerichten Stellung genommen. So 1905 anläßlich des Krieges zwischen Rußland und Japan, der Zwistigkeiten unter den südamerikanischen Staaten Brasilien, Peru und Bolivia, und 1906, als nach dem Weltfriedenskongreß in Mailand auch Pius X. um weitere Förderung der Friedensbewegung angegangen worden war.

Den Papst des Völkerrechtes aber wird eine fernere Zeit einmal Benedikt XV. heißen. Gleich in seiner ersten Enzyklika vom 1. November 1914 äußerte er sich zu den Problemen des Weltkrieges. Ihr folgte am 28. Juli 1915 ein Rundschreiben an die kriegführenden

* Allokution ‚Novos et ante', 28. IX. 1860.

** Vergl. hiezu die bemerkenswerten Ausführungen von Leonard Nelson über den Souveränitätsbegriff in seinem Buch: ‚Rechtswissenschaft ohne Recht'.

*** Allokution: Nostis errorem.

Völker und Regenten und die Allokution Nostis profecto vom 6. Dezember 1915. Das große Programm aber entwickelte er in seiner Note vom 1. August 1917 mit der kommentierenden Ergänzung durch das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Gaspari vom 7. Oktober 1917.

Als allgemeine völkerrechtliche Grundsätze, die einheitlich von den Päpsten vertreten worden sind, kristallisieren sich folgende Sätze heraus: Grundlage des völkerrechtlichen Verkehrs kann einzig die Gerechtigkeit sein; der Satz: ‚Pacta sunt servanda' ist auch im Völkerleben gewissenhaft einzuhalten; Streitfragen sind durch eine Friedenskonferenz oder durch ein schiedsgerichtliches Verfahren auszutragen; der Grundsatz der Nichtintervention muß im Namen der Gerechtigkeit aufgegeben werden; an Stelle des bewaffneten Friedens tritt gleichzeitige Abrüstung zu Wasser und zu Land; die großen Weltverkehrswege der Meere sind frei.

Sägmüller bespricht nun im einzelnen diese Sätze, wie sie sich am einheitlichsten und in streng systematischem Aufbau in dem Programm Benedikts XV. finden. Unter überaus reichhaltiger Verweisung auf die einschlägige Fachliteratur kommen die hervorragendsten Fachgelehrten zu den einzelnen Fragen zum Wort. Vielleicht das interessanteste Kapitel sind die Ausführungen über das sittliche Wesen des Rechtes an sich (Seite 78 ff.). Wenn man die klangvollen Namen beachtet, die entgegen der rechtswissenschaftlichen Strömung an der Jahrhundertwende am sittlichen Wesen des Rechtes festhalten (Seite 88), bekommt man Vertrauen in die Wiedererweckung des Rechtsgedankens überhaupt und des Völkerrechts im besonderen.

In einem letzten Kapitel beschäftigt sich Sägmüller endlich noch mit der weniger völkerrechtlichen als völkerpolitischen Darstellung von der Beurteilung des vatikanischen Programms durch die einstmals und auf der gegnerischen Seite zum Teil noch heute leitenden Staatsmänner. Auch diese stimmen fast ausnahmslos wenigstens in den Grundzügen den Vorschlägen Benedikts XV. zu, wobei nur die Deutschland auferlegten Friedensbedingungen verschiedene Zweifel an der Aufrichtigkeit der eine sittliche Grundlage des Rechtes anerkennenden Äußerungen Wilsons, Lloyd Georges usw. aufsteigen lassen. Bei Besprechung des päpstlichen Einflusses auf die Friedensbewegung hätte Sägmüller vielleicht auch auf die interessante Tatsache hinweisen können, daß gerade das geschlossen katholische Spanien am 1. Januar 1910 mit 24 Schiedsverträgen weitaus an der Spitze aller europäischen Mächte stand; zu derselben Zeit hatten England 14, Frankreich 12, Italien 11, Österreich 5 Schiedsverträge abgeschlossen, das Deutsche Reich erst einen.

Während sich das Buch Sägmüllers in erster Linie mit der Formulierung bestimmter Völkerrechtssätze im Sinne einer christlichen Geist atmenden Rechtsphilosophie und der Anteilnahme der letzten Päpste an der Veredelung des Völkerrechts befaßt, untersucht neuerdings Professor Martin Spahn* die politische Bedeutung des Papsttums in ihrer Auswirkung bei den konkreten Bestrebungen zur Herbeiführung des Friedens. Spahn gibt zunächst einen sehr beachtenswerten Überblick über die deutsche Staatskunst vor dem Kriege; sein Urteil als Historiker über die deutsche Staatskunst ist genau dasselbe wie das des greisen Philosophen Wundt, der an das Problem völkerpsychologisch herangeht: vollständiges Fehlen eines jeden großen Gedankens, absolute Ziellosigkeit. Nochmals schien den Mittelmächten das Glück hold, nicht nur militärisch, sondern auch politisch, als die

* Die päpstliche Friedensvermittlung, Flugschriften des Tag Nr. 9, Verlag Aug. Scherl, Berlin, 4 M. ohne Teuerungszuschlag.

rumänische Hoffnung der Westmächte in Trümmer geschlagen war. Deutschland war nach wie vor friedensbereit; leider nur in der unglücklichen Form Bethmann-Hollwegs, den Spahn treffend charakterisiert: ‚Wenn ein Mangel seines Wesens augenfällig war, so war es dieser, die Unfähigkeit, einen Weg bis zu Ende zu gehen.‘ Russische Friedensmöglichkeiten wurden versäumt, und die offizielle deutsche Erwartung richtete sich auf — Wilson! ‚Die Aussichten auf einen Friedensschluß noch zu Winters Beginn waren vorüber, nachdem sich Wilson nicht vor seiner Wiederwahl zur Vermittlung entschlossen hatte, nachdem Stürmer gestürzt und Lloyd George der leitende Staatsmann Englands geworden war. Die erste Woge der Friedensbewegung war verrauscht und die Wiederkehr nicht so bald zu erwarten. Weit eher hatte sich die deutsche Staatskunst nunmehr nach dem doppelten Fehlgriff sowohl Rußland wie den Vereinigten Staaten gegenüber auf eine Verstärkung des feindlichen Kriegsdrucks einzurichten.‘ Statt dessen kam das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 mit all seinen völkerpsychologisch nachteiligen Folgen, d. h. der äußersten Steigerung des Kriegswillens auf Seite der Gegner und ihrer festen Zielsetzung. Mit Beginn des Jahres 1917 sehen wir auf der Gegenseite eine folgerichtige, programmatische Ausgestaltung und Formulierung der Kriegsziele, denen die deutsche politische Leitung nichts entgegenzusetzen wußte. Dazu kam noch der Umschwung in Österreich, über den der ‚Temps‘ am 24. Juni 1917 schrieb: ‚Nach sieben Monaten einer neuen Regierung steht die habsburgische Monarchie vor der großen Probe auf ihren Bestand, die Franz Joseph fast ein halbes Jahrhundert hinauszuschieben verstanden hat. In Wien wie in Budapest erscheint alles zum Einsturz bereit.‘ Die Not der Zeit wies Österreich-Ungarn gebieterisch auf einen Friedensversuch durch Vermittlung des Papstes hin. Mit vollem Recht urteilt hier Spahn: ‚Die Hoffnung des Papstes scheint gewesen zu sein, daß er unter Ausspielung der einflußreichen Gruppe englischer Staatsmänner, die ganz überwiegend an Belgien ein Interesse nahmen, leicht und schnell einen klärenden und beruhigenden Meinungsaustausch zwischen dem englischen Kabinett und dem Reichskanzler über Belgien herbeiführen werde, der die Voraussetzung zu dem Beginn der Friedensverhandlungen schaffe. Diese würden durch die vorgängige Einigung über Belgien und durch das allgemeine Verlangen, zum Schlusse zu kommen, in eine derartig mit Friedenssehnsucht geschwängerte Atmosphäre fallen, daß sie Deutschland und Frankreich in einer Zwangslage sehen würden, über Elsaß-Lothringen mit sich reden zu lassen.‘ Die Verhältnisse waren insofern nicht gerade ungünstig, als eine gewisse Stabilität der Kräfte eingetreten war. Die feinen Fäden des Vatikans, der das für Österreich bereits bestehende Wohlwollen für Deutschland erst zu erwerben trachten mußte, wurden jedoch von der deutschen Reichsregierung mit plumper Hand gestört. Es kamen die vielbesprochenen Reisen des Abgeordneten Erzberger nach Wien und in die Schweiz, und dessen eigene Pläne verdichteten sich zu einem Angriff auf den Reichskanzler Bethmann-Hollweg. Inzwischen verfolgte der Papst vorsichtig seine Ziele, indem am 30. Juni 1917 der Nuntius Pacelli dem Reichskanzler einen Besuch in Berlin abstattete. Hier ergänzte erst jüngst Bethmann-Hollweg selbst die Darlegungen Spahns, die sich in allen wesentlichen Punkten als richtig erwiesen. In diese Zeit der Hochspannung herein kam die von Czernin mit Hilfe Erzbergers veranlaßte Friedensresolution zunächst im Hauptausschuß des Deutschen Reichstages. Wenn Spahn urteilt, daß von diesem Tage an der Glaube an Deutschlands innere Widerstandskraft im In-

und Ausland, insbesondere auch bei unseren Truppen und Matrosen, gebrochen war, so wird sich diesem Eindruck vor allem auch derjenige Frontkämpfer auf die Dauer nicht haben entziehen können, der zuerst fern von den politischen Einflüssen der Heimat in dieser Entschließung einen Schritt zur Verständigung begrüßen zu können geglaubt hatte.

Mit dem Sturz Bethmann-Hollwegs wäre es noch einmal möglich gewesen, durch eine energische Politik die letzten Möglichkeiten für Deutschland zu retten. Der starke Mann wurde aber nicht gefunden. Die Oberste Heeresleitung mußte immer wieder in die politischen Geschäfte eingreifen, ohne die dazu notwendigen Voraussetzungen zu haben. Gähnend öffnete sich der Abgrund der Revolution in Deutschland. Ganz im Gegensatz zu Deutschland war inzwischen in Frankreich die Stimmung in geschlossene Stärke umgeschlagen. Nicht mehr Belgien, das die kluge Politik Benedikts XV. zum Angelpunkte der Friedensunterhandlungen machen wollte, war der Kernpunkt der Friedensfrage, sondern Elsaß-Lothringen. Als dann die vom 1. August 1917 datierte Papstnote an die Oberhäupter der kriegführenden Staaten erging, war es zu spät. Ehe Deutschland sich überhaupt hierzu äußern konnte, war die von den reinsten Absichten geleitete Friedensvermittlung des Papstes von den Verbandsmächten längst abgelehnt — nicht ohne Verschulden unserer eigenen politischen Unfähigkeit. Die Unterlagen des großangelegten Friedenswerkes hatten sich schon längst verschoben gehabt, so daß auch wohl die Kurie selbst in der Note nur einen letzten verzweifelten Versuch sah. Mit allem Nachdruck weist Spahn noch darauf hin, daß alle späteren Enthüllungen des Ministeriums Bauer-Erzberger über die päpstliche Friedensvermittlung erst den Monat September betreffen und als innerpolitische Kampfmittel gegen politische Gegner sowohl von den feindlichen Staaten als insbesondere auch von der Kurie mit aller Entschiedenheit abgelehnt worden sind.

Ein gewisses Dunkel bleibt immerhin noch über dem päpstlichen Friedensversuch, insbesondere was die Einbeziehung Spaniens betrifft. Ob neben der Vielgeschäftigkeit Erzbergers, die nach Spahns Ansicht die ausschlaggebende Hemmung für die päpstliche Friedensvermittlung auf deutscher Seite war, nicht auch nach dem Sturze Bethmann-Hollwegs unter der Ära Michaelis unkontrollierbare Einflüsse am Werke waren, die überhaupt einer Friedensvermittlung mit Hilfe des durch den apostolischen Stuhl repräsentierten Katholizismus feindlich gegenüberstanden, erwähnt Spahn in seiner Untersuchung nicht näher. Vielleicht bringt auch hierüber die Zukunft noch interessante Aufschlüsse. Auf alle Fälle läßt die geschickt gruppierte Darstellung Spahns neben dem Papst die Persönlichkeiten von Bethmann-Hollweg und Wilson, Czernin und Erzberger scharf umrissen hervortreten und gibt mit wissenschaftlicher Klarheit und Sorgfalt den Nachweis für die ungeheure diplomatische Überlegenheit und Bedeutung des Papsttums auch in der modernen Zeit. Die Zukunft wird zeigen, daß trotz Absprechung der Souveränität im völkerrechtlichen Sinne durch so manche Rechtslehrer der päpstliche Stuhl völkerrechtlich eine Großmacht sein und bleiben wird auch ohne Territorium.

Dr. Otto Hipp.

Religionswissenschaft

Paul Claudel als liturgischer Dichter. Das Kirchenjahr und seine Liturgie mit ihrer reichen Dramatik und ihren wechselnden Lichtern dichterisch zu gestalten, müßte eine dankbare Aufgabe für religiöse Dichter sein. Deutsche Mystiker des Mittelalters haben es getan,

nicht in künstlerischer Absicht, sondern aus der unbewußten Kraft einer künstlerischen Persönlichkeit, die nicht anders kann, als tiefsten Glauben und innigste Andacht dichterisch aufblühen lassen.

Was insbesondere die hl. Gertrud in ihrem ‚Gesandten der göttlichen Liebe' (deutsch herausgeg. nach der lateinischen Ausgabe der Benediktiner von Solesmes von Joh. Weißbrodt in der ‚Aszetischen Bibliothek', Freiburg, Herdersche Verlagshandlung) an liturgischen Gesichten wiedergibt, was dann auch in Mechthild von Magdeburgs Schrift und im selbstbiographischen Werk Heinrich Seuses oft anklingt, ist Prosadichtung aus dem Geist der Liturgie, wie sie nachher keinem Lyriker gelungen ist. Was Annette Droste in ihrem ‚Geistlichen Jahr' versuchte, ist als Schöpfung religiöser Lyrik tief und fromm, als Ausdruck persönlichster Andacht rein und ergreifend, aber es bleibt im engern Kreise des Subjektiven. Die Weite und der Reichtum des kirchlich-objektiven Religionserlebens in Sakrament und Liturgie fehlt. Erst im neuen Frankreich finden wir eine wirkliche liturgische Dichtung, in der aus der Fülle der Gesichte des Kirchenjahres wenigstens eine wesentliche Anzahl aufglänzt, wenn auch nicht selten getrübt durch die persönliche Art, Eigenwillen und Eigenliebe des Sehers und Gestalters. Ob es uns Deutschen angenehm klingt oder nicht, man muß es zugeben: die französischen Katholiken waren uns im Verständnis der Liturgie, in der Erschlossenheit für die objektive Welt der katholischen Kultmystik immer voran. Man vergesse nicht, was wir Solesmes verdanken, dessen Schule durch Beuron auf uns wirkt. In der liturgischen Welle, die jetzt über das katholische Frömmigkeitsleben geht, ist etwas wesenhaft Katholisches wieder entbunden worden. Selbst die Gefahr, daß durch einseitige Betonung des Künstlerischen, gar durch ein Genießertum in der Art Joris Karl Huysmans, die liturgische Frömmigkeit eine Wendung zum geistig Luxuriösen nehmen könnte, darf nicht schrecken. Denn die gewinnende Schönheit der Liturgie und kultischen Mystik ist nichts anderes als die notwendige äußere Blüte, in die das innere göttliche Leben ausbricht, und der Glaube, sofern er nur ganz und folgerichtig erfaßt wird, trägt in sich der ausgleichenden und korrigierenden Kräfte genug, die leeres Genießen und Schwelgen verhindern. Was unserm religiösen Leben dringend nottut, ist Befreiung von den Verkrampfungen des Subjektivismus, Anlehnung an eine feste und klare Form, Einmündung in ein objektives Geschehen und Läuterung des frommen Geschmackes zum einfachen Stil der klassischen Überlieferung der Kirche.

Etwas davon spürt man in einem Gedichtbande **Paul Claudels**, der während des Krieges erschien und darum in Deutschland nicht bekannt wurde. Er trägt den Titel ‚**Corona benignitatis anni Dei**',* der einem Psalm entnommen ist und viel eher dem objektiven Gnadencharakter des Kirchenjahres gerecht wird, auf das immer sich erneuernde Drama der Erleuchtung und Erlösung besser hinweist als etwa die in Deutschland beliebten Titel ‚Jahr der Seele' oder ‚Geistliches Jahr', die alle einen pietistischen Ruch haben. Claudels Verse, die man oft auch nur als rhythmische und leicht gereimte Prosa ansprechen könnte, sollen hier nicht künstlerisch gewürdigt werden. Einige Gedichte sind sicherlich lyrische Perlen, so ein ganz entzückendes aus dem Zyklus ‚Heiligenbilder aus Böhmen', das den Frieden um ein ‚Prager Jesuskind' in einem Kinderzimmer wiedergibt, ganz Intimität, Ruhe, Reinheit, Kindlichkeit. Oder der wie eine Orgelfuge brausende ‚Weihnachtsmarsch', der den Gang zur Christmette schildert. Aber die Haupt-

* Paul Claudel, Corona benignitatis anni Dei. Paris 1915. (Éditions de la Nouvelle Revue Française.)

sache ist die dichterische Bildhaftigkeit des religiösen Gedankens, das visionär Transparente aller liturgischen Motive, die verwendet werden. Darin erhebt sich z. B. das ‚Epiphanie-Lied' ins ganz Große. Der durchscheinende Charakter gerade dieses Festes ist in allen Einzelmotiven suggestiv getroffen. Dabei sind es oft kleine Striche, die von größter Wirkung sind. Jahreszeit, menschliche Gewohnheit, liturgische Handlung, dogmatischer Gedanke, die Tatsachen aus der Heilsgeschichte, all das wächst innig zusammen, eines im andern, Kleid und Kern, Symbol und Sinn, Erde und Himmel, Mensch und Gott. Etwas von dem lateinischen Wort der Vulgata, besonders des Psalters, und den farbigen Fenstern der Gotik hat diese Poesie Claudels in verwandter Transparenz. Knappe, gemeißelte Worte, hinter denen leuchtende, in flutender Bewegung sich entfaltende Gedanken und Geschehnisse durchscheinen. Die Welt wird ihrer anmaßenden selbstwertigen Existenz beraubt, ist nur Symbol und Ausdruck für unbegreifliches göttliches Leben, das als Gnadengeschenk sich in die Menschenseele ergießt. Vom zweiten Epiphanie-Mysterium, Christi Taufe im Jordan, sagt Claudel:

‚L'eau devient un sacrement par la vertu du Verbe qui s'y joint.
Dieu nu entre aux fonts de ces eaux profondes où nous sommes ensevelis.
Comme elles le font un avec nous, elles nous font un avec Lui.
Iusqu'au dernier puits dans le désert, jusqu'au trou précaire dans le chemin,
Il n'est pas une goutte d'eau désormais qui ne suffise à faire un chrétien'.*

Die mystische Prägnanz findet noch öfter solchen monumentalen Ausdruck. Es ist nicht bloß allgemein liturgischer, schon sakramentaler Stil. Immer geht der Weg ‚per visibilem ad invisibilem' (‚durch das Sichtbare zum Unsichtbaren'). Die ganze Schöpfung ist in den Dienst des Mysteriums aufgenommen. Und alles Einzelne ist auf den Typus zusammengezogen. Das zeigt sich besonders wirksam in den Apostel- und anderen Heiligenbildern. Das Charakterbild eines jeden wird im Lichte eines Zentralgedankens gesehen, als Verkörperung einer bestimmten evangelischen Idee. Dabei sind menschlicher Charakter, persönliche Legende, künstlerische Embleme und Jahreszeit des Festes als dienende Faktoren mitverwertet. So steht der geschundene Bartholomäus in expressionistischer Starrheit da als der Typus des ganz seines Selbst Entäußerten, restlos ins Martyrium Hingegebenen, den nichts mehr an die Welt fesselt, vom Opfer an Gott zurückhält:

‚Rien n'a plus prise sur toi. Tu n'as plus de surface ni de cheveux.
Apôtre vraiment nu! athlète vraiment depouillé!'*

Jakobus der Größere, der ‚apôtre caniculaire' (‚Hundstagsapostel'), leuchtet als der radikale Vorkämpfer der göttlichen Ehre und Gerechtigkeit in den Tagen der reifen Ernte, im Augenblick des Gerichtes:

‚Les temps sont accomplis. Boanergès, appelle Dieu!**
Demande la justice, Apôtre coupé en deux'.

* Ohne die Bildkraft und Knappheit des französischen Wortlautes erreichen zu wollen, folge für Leser, denen Claudels Sprache Schwierigkeiten bereitet, eine wörtliche Übertragung ins Deutsche:

‚Das Wasser wird zum Sakrament durch Kraft des Wortes, das sich mit ihm vereinigt. Hüllenlos steigt Gott nieder in die tiefen Wogen, die uns begraben. Wie sie ihn eins machen mit uns, einigen sie uns mit ihm. Bis zum letzten Brunnen in der Wüste, zur elenden Lache auf dem Weg ist kein Tropfen Wassers, der nicht genügte, einen Christen zu schaffen.'

* ‚Nichts hat mehr Teil an dir. Du hast kein Außen mehr und keine Haare. Du wahrhaft nackter Apostel, Ringkämpfer, der sich ganz entkleidet hat.'

** ‚Die Zeiten sind erfüllt: Donnersohn, rufe Gott herbei! Rufe seine Gerechtigkeit herab, du entzwei geschnittener Apostel.'

Der Anfang dieses Gedichtes ist auch bezeichnend für die einfachen, aber starken künstlerischen Motive, durch die das religiöse Bild und sein durchscheinender Gedanke in Zeit und Raum hineingestellt wird:

,Saint Jacques à la fin de juillet a péri en Espagne par l'épée'.
Entre les deux mois ardents, il gît, la tête coupée'.*

Der Apostelzyklus bedeutet die künstlerische Höhe der Sammlung. An bildhafter Geschlossenheit kommt ihm das übrige nicht gleich, Einzelheiten, wie das Winterbild St. Nikolaus oder die schon angezogene Innenstimmung vom ,Prager Jesuskind' ausgenommen. Manchmal gerät der Dichter in den Bann eines von Huysmans schon gepflegten Impressionismus, so wenn im Lichtmeß-Gedichte das liturgische Motiv von der Kerzenweihe und der Kerzensymbolik plötzlich übergeht in die Stimmung einer winterlichen Frühmesse, ,wenn an den Fenstern das bleiche und bedrohliche Gesicht des Wintertags erscheint', der zu einem kranken Kind nach Hause zurückführt und schlechte Nachrichten erwarten läßt. Gefüllt von hochwertigem religiösem Gehalt ist ein ,Kreuzweg' am Schluß und ein Sonntags-Morgengebet am Anfang. Welches religiöse Morgengefühl liegt in den Versen:

,Mon coeur est libre et ma bouche est nette, mon corps et mon esprit sont à jeun.
Je suis absous de tous mes péchés que j'ai confessé un par un.
L'anneau nuptial est à mon doigt et ma face est nettoyée.
Je suis comme un être innocent dans la grace que Vous m'avez octroyée'.**

Ohne Zweifel ein erquicklicherer Typ religiöser Lyrik als die brünstigen Ergüsse individueller Zustände, die man so oft als ,religiöse' Kunst vorgesetzt bekommt. Die große und die kleine Welt, die in Christus erlöst wurde, wird hier zum ,Opfer zusammengefaßt. Kein Wassertropfen, kein Stein bleibt ungeadelt. Wie in der gotischen Kathedrale hilft Blatt, Blume, Schnecke, Teufelsfratze Gottes Tempel bauen und zieren. Das Ich tritt in seine Schranken zurück. Es ist gleichzeitig erkannt und bewertet als von unendlicher Kostbarkeit und von nichtiger Leere. Nichts Aufgeblähtes, zum Kosmos Angeschwollenes, wie in ungläubiger sogenannter religiöser Lyrik — ein kleiner, dienender Teil, an seinem tragenden, stützenden Platz, untergeordnet, aber dadurch eingeordnet, einbezogen ins Heil und in die Auserwählung.

Philipp Funk.

Erziehungswesen

Vom ,Schülerrat'. Wir dürfen heute schon, gleichsam in einer Unterbilanz, fragen: Warum ist die durch ministerielle Verfügung — Haenisch und Hoffmann — in offizielle Bahnen übergeleitete Mittelschülerbewegung unwirksam geblieben, obwohl sie außer dem Selbständigkeitsdrang der reiferen Jugend auch längst erhobenen und nachdrücklich vertretenen Forderungen der modernen Pädagogik entsprach, ja so unwirksam, daß die Schüler selbst ihren ,Rat' innerlich und zum Teil auch deutlich nach außen hin ablehnten?* Die

* ,St. Jakob starb Ende Juli in Spanien durchs Schwert. Mit abgeschlagenem Kopf liegt er zwischen den beiden glühenden Monaten.'

** ,Mein Herz ist frei, mein Mund rein, nüchtern Leib und Geist. Losgesprochen bin ich von allen meinen Sünden, die ich eine um die andere gebeichtet habe. Der Brautring steckt an meinem Finger und mein Antlitz ist gewaschen. Ich bin wie ein unschuldiges Wesen in der Gnade, die du mir aufgedrängt hast.'

* Meine Erfahrungen und Beobachtungen erstrecken sich im wesentlichen nur auf bayerische Anstalten, doch ist wohl anzunehmen, daß die Stimmung in norddeutschen Schulen im innersten Kern nicht davon verschieden ist.

Gründe für diese geringe Reagenz, die der Verwirklichungsversuch eines scheinbar so in der Luft liegenden, modernen Gedankens ausgelöst hat, sind zum Teil akzidentieller, zum Teil prinzipieller Art. Es mag sogar sein, daß gerade die ersteren Ursachen für den Anfang viel mächtiger gewesen sind als diejenigen, die sich aus schweren prinzipiellen Irrtümern herleiten. Denn unter jenen steht in allererster Linie die Tatsache, daß die Verfügung in einer Reihe revolutionärer Versuche sozialer, politischer und kultureller Natur erschienen ist und daß auch dieses Experiment von einer Partei ausging, die im allgemeinen den in ganz anderer Atmosphäre großgewordenen Idealismus unserer Mittelschuljugend zum schroffsten Gegner hat. Die psychologische Erklärung dieser instinktiven und daher sehr heftigen Resistenz gehört nicht in diesen Zusammenhang. Häufig trat dann — und dies wäre der zweite Grund — dort, wo sich Schülerräte tatsächlich bildeten und aktiv wurden, der Fall ein, daß sie in die Hände von vorlauten Schreiern und auffässigen Elementen hinüberglitten, die den Schülerausschuß gerne zum Austrag ihrer persönlichen Konflikte mit Leitung und Lehrern benützten. Unsere Jugend hat sich — wieder instinktiv — gegen den in solche Köpfe übergesprungenen Doktrinarismus, gegen die ‚Plakatphraseologie' gewehrt; ihrer Art gerecht werdend hat sie ‚die Unart, die Unwahrhaftigkeit, die Unwirklichkeit, die Mache und Machenschaft' — wie Richard Schaukal in diesen Blättern * die radikalen Auswüchse dieser Bewegung charakterisierte — abgestreift und von sich fern gehalten. Der Doktrinarismus hat ja im letzten Sinn alles verdorben, auch das, was Schönes und Wertvolles aus der Bewegung hätte hervorwachsen können und sicher — wenn einmal der parteipolitisch-revolutionäre Beigeschmack sich verflüchtigt hat —, noch entsprießen wird. Damit komme ich zu den **prinzipiellen** Irrtümern jener Magna charta.

Daß überhaupt diktatorisch, mit der ganzen Hast einer Ideologie, ein fertiges Theorem als höchste und maßgebende Norm einer bis dahin noch nicht recht begonnenen Entwicklung aufgestellt wurde, darin zeigt sich der ganze Doktrinarismus, der den Stürmen einer Revolution so oft zu eigen ist. Es hieß das Dach auf ein Haus setzen, dessen Grundmauern noch nicht feststanden! An Stelle des notwendigen organischen Aufbaues trat die jähe Aufpfropfung eines neuen Elementes, trat eine ‚Scheinvollendung', wie sie unser ‚anmaßliches Zeitalter' (Pestalozzi) so gerne uns vormalt; und dies geschah dazu in einer Form, die von vorneherein die Sympathien ausschloß. Der Hoffmannsche Erlaß war aber auch nichts anderes als eine Ergänzung zur Zwangs-Schulordnung — und die ist für Lehrer und Schüler gerade lang und blutleer und geisttötend genug. Die Schüler haben seinerzeit den ihnen geschenkten ‚Rechten' mißtraut, weil sie ‚von oben' kamen; sie glaubten nicht an die Freiheit, mit der sie kraft eines Ministerialreskriptes ausgestattet wurden — ein Zeichen dafür, daß der Boden nicht bereitet war.* Schließlich läßt sich

* Hochland XVI, 5 S. 566.

* Dies erhellt auch aus einigen Forderungen, die von radikalen Schülerausschüssen gleich zu Beginn der Revolution an die Anstaltsrektorate gerichtet wurden. Z. B. hat der Schülerrat einer Münchener Anstalt als erstes ‚gefordert', daß den Schülern in den Gängen der Schule das Zigarettenrauchen gestattet werden müsse! Ein anderer, nicht minder prinzipienfester Schülerrat verlangte die Abschaffung des Religionsexamens bei der Reifeprüfung, ging aber von diesem Postulat wieder ab, als ihm bedeutet wurde, die Religion sei doch immer das Fach gewesen, in dem sich selbst der schlechtest Benotete habe ‚herausreißen' können! Wenn es freilich vorkam, daß ein **Lehrer** den Schülerrat zum Schutz gegen eine vermeintliche Ver-

auch demokratische Intelligenz der Schüler durch einen Ukas so wenig ins Leben rufen wie eine plötzliche Umwandlung des Vorgesetztenverhältnisses in ein Kameradschaftsverhältnis seitens der Lehrer — denn auch das wünscht der Erlaß vom 1. Dezember 1918. Ganz abgesehen davon, daß hier innerhalb des Selbstregierungsproblems der Begriff der ‚Schulkameradschaft'* auf ein anderes Geleise gebracht ist, wird die logische und pädagogische Weisheit immer noch gelten müssen, daß zwischen Führer und Geführten eine gewisse Distanz bestehen **muß**, soll der gemeinsame Weg ein gedeihlicher sein. Muß ein wohlwollender Lehrer, der sein Alles gibt für seine Schule, sein Herz und sein Gehirn, seine Gesundheit und sein Können, der jung geblieben ist mit den Jungen und sich freut an der Freude seiner Schüler, muß der unbedingt das Gefühl der ‚Kameradschaft' in sich tragen? Gerade solche, denke ich, werden eine gewisse seelische Distanz am allermeisten zwischen sich und den Schülern fühlen. Der Ruhm, bei den Schülern als guter Kamerad, als ‚feiner Kerl' zu gelten, ist übrigens sehr billig und für die Jugend so gut wie gar nicht fördernd. Der Ernst, der heilige, erst er macht Leben — und Schule — zur Wahrheit!

Ist aber unser derzeitiges Schulsystem überhaupt fähig zur Aufnahme der ‚Selbstregierung'? (Wiewohl ich persönlich immer lieber ‚Selbstverwaltung' und noch lieber ‚Selbstverantwortung' sagen möchte!) Kann unsere Mittelschule, die bis in die höchsten Klassen hinauf mehr auf rezeptives Lernen als auf Charakterbildung eingestellt ist, die noch dazu unter dem bureaukratischen Zwang einer bis ins kleinste den Lehrer unverantwortlich machenden Schulordnung und unter dem noch härteren Druck einer journalistisch gefärbten öffentlichen Meinung steht, kann diese Schule durch einen einzigen Anstoß ihren ganzen Habitus ändern? Hier wird immer nur eine Evolution, nie eine Revolution Segen bringen. Eine Verordnung wie der Hoffmannsche Erlaß ist ein Hysteronproteron, ehe in langsamer, organischer, zielsicherer Entwicklung, an ausgelesenen Lehrern und Schülern sich Möglichkeit und — Notwendigkeit des self-government herausgestellt haben. Dazu braucht es bei uns aber noch lange Jahre, große Vorbereitungen und viele, ernste Erfahrungen.

Die letzte Schrift, die sich mit dem Problem der Selbstregierung befaßt und Gustav **Gaggell** zum Verfasser hat,* ist eine Frucht ruhiger Erfahrung. Kein himmelstürmender Reformversuch, sondern ein genaues, objektives Abwägen. Kein Draufgängertum, das in wildem Neuerungsdrang alle Schranken niederreißt, sondern eine feine Kühle, die sicheren Auges alle unübersteigbaren Grenzen sieht und nur von festem Untergrunde aus den Sprung ins Gewisse wagt. Die — vielleicht auf Grund des oben geschilderten Versagens gewonnene — Zurückhaltung geht sogar vielleicht zu weit, so daß wir gerne den Verfasser nach dem historischen Überblick — denn die Idee der Selbstverwaltung ist wahrlich nicht von gestern und heute — und nach den Schilderungen der in der Gegenwart, vor allem in der Schweiz** gemachten Versuche selbst klipp und klar das Selbstregierungssystem aufreißen sehen möch-

leumdung seitens seiner Kollegen anrief, so kann man bei den Schülern schließlich nicht größeres Verständnis für das Wesen der Selbstregierung voraussetzen.

* Foerster, Schule und Charakter S. 152.

* Die Selbstregierung der Schüler. Von Gustav **Gaggell**. Mit einem Geleitwort von Dr. Aloys Fischer. Verlag von E. Reinhardt, München 1920.

** Vgl. dazu besonders auch das völlig aus praktischen Erfahrungen, freilich auf anderm Boden als dem unserer höheren Lehranstalten herausgewachsene Buch von Joh. **Hepp**, Die Selbstregierung der Schüler. 2. Aufl. Zürich, Schultheß & Co. 1914.

ten, wie er es sich nutzbringend denkt. Wird auch dieser Wunsch nicht erfüllt, so erkennen wir doch so viel, daß Gaggell eine maßvolle Entwicklung der Schülerselbstverwaltung, aber erstens eine Entwicklung befürwortet, keine Reglementierung, zweitens eine maßvolle, die sich von Übertreibungen im Stile Wynekens und des ‚Anfangs‘, aber auch schon von einer äußerlichen Übertragung etwa der amerikanischen school-city-Schablone* auf unsere Verhältnisse freihalten muß. Ich verdanke dem Buche viele Anregungen; vor allem aber bin ich froh um die Bekräftigung einer alten Wahrheit, die immer aufs neue bezwingend hervortritt: Nichts in der Schule, auch die weitestgehende Selbstregierung nicht, ist von Bestand und von Segen ohne die autoritative Führung des Erziehers, nichts ohne das Band des Vertrauens, nichts ohne einen kraftvollen Erziehungscharakter. Was Aloys Fischer im Vorwort zum Gaggellschen Buch sagt: ‚Schulordnungen und äußerliche gesetzliche Regelungen sind schnell erfassen; aber am Ende kommt es auf sie weit weniger an als auf die dauernde und tief wirkende Erziehergesinnung‘ — es ist das gleiche, was schon der hl. Ambrosius gepriesen hat: ‚Primus discendi ardor nobilitas est magistri.‘ Eine edle Lehrerpersönlichkeit —, das ist aller pädagogischen Weisheit Anfang und Ende. -ty-

* Es fragt sich für mich zunächst schon, ob das Ziel der amerikanischen Selbstregierung, das Staatsbürgertum, ein Ziel von genügendem sittlichen Wert ist. Ich persönlich habe gegen dieses Ziel eine ausgesprochene Antipathie, weil es mir zuviel ethischen Materialismus enthält und zu wenig rein menschlichen Idealismus. Doch ist das eine Frage für sich, die ein anderesmal besprochen werden soll. Im übrigen lehnen auch H. Gaudig, Deutsches Volk — deutsche Schule. Wege zur nationalen Einheit. 1917. Quelle & Meyer in Leipzig. S. 103 und Edm. Schopen, Familienpädagogik S. 133 (Beitr. z. Erz. der männl. Jugend V. Mainz, Lehrlingshaus), dessen Gedanken sich sonst haarscharf an der Grenze einer optimistischen Ideologie bewegen, die amerikanischen Erziehungsgrundsätze ab.

Literatur

Der Idylliker Thomas Mann.

Vor einigen Monaten schon hat Thomas Mann ein schmales Buch an die Öffentlichkeit gegeben, das zwei Idyllen enthält: ‚Herr und Hund‘, ferner ‚Gesang vom Kindchen‘.* Erst heute gebe ich unseren Lesern davon Kunde, weil ich mich, wie ich gestehen will, ein wenig eifersüchtig gebärdet habe, so, als gehöre das Bändchen mir ganz allein; und es kostete mich keine geringe Anstrengung, es von meinem Herzen loszureißen, es vor mich auf den Tisch zu legen und in mir die Vereinigung des Liebhabers mit dem Kritiker zu vollziehen. Indessen möchte ich der Meinung vorbeugen, als brauche ich nachsichtig zu sein; ich habe die Werkchen, wie zwei Statuetten auf ihren Sockeln gedreht und gewendet, ihre Linien und Flächen betrachtet und ihr geheimnisvolles Leben erfühlt — ich kann nicht anders sagen als: sie sind vollkommen. Es ist zunächst in beiden Dichtungen, die Mann Idyllen nennt, etwas ebenso urtümlich wie gepflegt Deutsches, so gar nichts von dem Gallischen, was den heutigen Alten wie den Jungen — sofern sie Künstler sind — als höchstes Vorbild erscheint. Lese ich die Anfangsseite von ‚Herr und Hund‘, die erste Seite dieses Nichts, das gleichwohl eine Welt ist, diese Jünglings- und Mannesjahre des nicht ganz rassereinen Hühnerhundes ‚Bauschan‘, so höre ich ganz die melodische Innigkeit, die das Wesen des deutschen Mannes ausmacht, fühle seine gleichwohl demütige wie stolze Liebe zur Schöpfung, ebenso wie das Wesen des Hundes, das zwar Eigenleben ist, aber dennoch im Wesen seines Gottes, des Herrn, aufgeht.

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Man kann das, was diese Dichtung beseelt, nicht schlechthin Naturliebe nennen; es ist mehr, etwas Seherisch-Schauendes — wenn man das Pathos aus dem Wort entfernen könnte. Es ist vielmehr die Art, wie sie sich etwa in ‚S. Hieronymus im Gehäus' ausspricht, die Art der besten und deutschesten Männer des Mittelalters. Goethe in seinem ‚Reineke Fuchs' war viel spielerischer und artistischer. Der Stil, in dem Thomas Mann seine Dichtung schrieb, ist zweifellos der ‚Mannsche Stil'. Aber es scheint mir, als sei er noch nie so weich und quellend gewesen, so umfassend alle Regungen: Ergriffenheit, Ironie, Andacht, Humor, neben einer gewissen altväterlich-gravitätischen Umständlichkeit und Behaglichkeit — und dieses alles zusammengefaßt und gebändigt durch einen latenten Formwillen, der einen Satz zu einem Stück Architektur macht mit ruhigen Linien, trotz aller Erker, Zierrate, Verschnörkelungen, zu einer Vedute, mit Baumgruppen, die von blauen Bergen überhöht werden, mit verlorenen Winkeln und geheimnisvollen Gründen. Und ist alles nur eine Hundegeschichte, so ganz Hundegeschichte, daß man meint, den Hund als solchen vorher überhaupt noch nicht gekannt zu haben. — In dem ‚Gesang vom Kindchen' wird eine große Seligkeit Form. Nicht mehr erhofft und kaum erwartet wird dem gereiften Manne noch ein Kind geschenkt. Das Familienleben schien abgeschlossen in sich, nun treibt es noch eine Blüte. Der Jüngling, der vorausschaute, übersah trotz aller Liebe das Kind, der Mann, rückschauend bereits und jedenfalls sicher in sich ruhend, versenkt sich in das Wunder der Menschwerdung und des Heranwachsens. Der Spätling hat für ihn besondere Bedeutung. Und die selige Gehobenheit ist so groß, daß er die Prosa verläßt und im Vers singt, im Hexameter, in dem seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts soviel Eigendeutsches gesungen ist. Thomas Manns Dichtung ist zunächst liebevolles Beschreiben von Krankheit und Heiterkeit, Bad und Taufe. Aber der Mann, im Besitz seiner inneren Harmonie froh, singt zugleich sich selbst — seine Weisheit und besondere Art den Dingen gegenüberzustehen, singt seines Vaterlands Geschick, den Sturz und den Glauben an Auferstehung. Es haben schon andere herausgefunden, daß die Mann'schen Hexameter nicht rein sind.* Mir ist wichtiger, daß der ganze Tonfall sich in besonderem Rhythmus wiegt, und, daß ich's gestehe: die Unvollkommenheiten gemahnen mich rührend irgendwie an Kindliches, bei dem die Lebensäußerung als solche und ihre Art wichtiger ist als die Form. Aber man kann ja eigentlich hier nicht von Formmangel sprechen, denn, wie gesagt, die Form ist da, da in jedem Vers, der freudevoll-behaglich an das Ohr klingt. Eins haben beide Stücke als einen Gipfel: ihr Stil ist fürs Ohr, nicht fürs Auge, sie wollen laut gelesen sein, wie jede echte Epik, und in dieser Beziehung halte ich Thomas Mann für den besten zeitgenössischen deutschen Meister.

Und dennoch bleibt mir letzten Endes etwas zu sagen übrig: Ich empfinde in den beiden Idyllen etwas Resigniertes. ‚Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke, der Erde zu, die uns allein beglücke.' Suche ich die geistigen Grundlagen und die Gemütsverfassung zu erfühlen, denen diese beiden Idyllen entsprangen, so ist es das Fontanesche: ‚Man muß die kleinen Freuden aufpicken.' Das erscheint mir als ein Abkehren und Umkehren, als ein Aufgeben. Thomas Mann hat mit einem sehr großen Aufwand von feinen Worten in seinen ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'** diesen Zustand zu erklären gesucht. Er bezeugt dem Zivilisationsliteraten, der an den ‚Fortschritt' glaubt, seine Verachtung, und fühlt sich

* Vgl. in vorliegendem Heft S. 364.
** S. Fischer, Berlin 1919.

den historischen Mächten, der Bindung an die Tradition verfallen. Zwischen diesen beiden Strömen gibt es aber noch einen andern, von dem die beiden nur tote Abwässer sind; das ist der aus überweltlicher Quelle stammende und von überweltlichen Energien getriebene. Und seht, auf diesem Strom, getrieben durch ihn, aber selbst treibend durch freie Eigenkraft möchte ich Thomas Mann schwimmen sehen. Denn was ihm letzten Endes fehlt, ist die Weltanschauung. Deshalb ist seine Bürgerlichkeit in Gefahr, Unfruchtbarkeit zu werden, deshalb ermangeln seine Idyllen der tiefsten Freudigkeit, es ist Sonnenuntergangsstimmung über ihnen, und man weiß nicht, kommt sie aus dem Individuum oder aus der Zeit, die zur Rüste geht?

Herwig.

Kunst

‚Der Kunstkenner'. Zunächst kann bei diesem Wort an Verschiedenes, an alles gedacht werden, was berufsmäßig mit der Kunst zusammenhängt. Der aber das Büchlein mit diesem Schlagwort als Titel geschrieben hat, Max J. Friedländer,* hat dabei vom Standpunkt des Zünftlers aus die engste und genaueste Bedeutung gemeint, die ihm in einer kunstwissenschaftlich spezialisierten Oligarchie zugewiesen wird, und entsprechend hat er davon gehandelt. Während der Historiker aus den Kunstwerken als ‚aus Urkunden das historische Geschehen' abliest und der Ästhetiker am Beispiele des Kunstwerkes ‚die Gesetze des Kunstschaffens lernt und lehrt', prüft ‚der Kenner das Kunstwerk mit dem Ziele, den Autor festzustellen'. Natürlich gehen diese drei Typen ineinander über. Wenn nun Friedländer doch die Eigenart und Eigenberechtigung des ohne volle wissenschaftliche Begründung Urteile fällenden Kunstkenners so angelegentlich betont, so liegt dem ein Trieb zu Grunde, der in materialisierter Wissenschaft und im knöcherigen Kunstspezialistentum eigentümlich berührt, der aber dafür der Sympathie des allgemeinen Kunstfreundes gewiß sein wird, der Trieb, in Kunst und Kunstwissenschaft das Gefühl für das Unerfaßte, Unfaßbare, für das Irrationale zu wahren. Was der Kunstfreund in der Kunst mit Recht und auch mit Unrecht gerne sieht, das Allgemeine, Unbestimmte, Unbindbare, das betont hier der Fachmann für die Betrachtung des Kunstwerkes und will dadurch dem Verhältnis von exakt kritischer Methode und unbeweisbarem Qualitätsgefühl ein tieferes Element hinter beiden sichern. ‚Die Kunstbetrachtung, die, koste es, was es wolle, Wissenschaft werden will, droht eine Wissenschaft gegen die Kunst zu werden. Nicht nur das Genie, als seltener Sonderfall, ist irrational, sondern alles Kunstschaffen.' Und aus dem gleichen Gedanken heraus sagt er, daß es ‚keine Methode, keine lehrbare und übertragbare Arbeitsweise gibt, die hier zum Ende führt', und daß ‚die Kunstwissenschaft mit dem Dilettantismus auf Gedeih und Verderb verbunden ist'. Und weiter: ‚Die Bemühung der Kunstbetrachtung, Gelehrsamkeit zu werden, ist krampfhaft und unwürdig wie die seit Jahrzehnten vernehmbare Behauptung, diese Wissenschaft sei jung, stecke in den Kinderschuhen, nachgerade lächerlich wird.'

Einen solchen Verzicht der erkennenden Wissenschaft und gerade auf dem der radikalisierten Religion so vielfach gleichgestellten Gebiete der Kunst, durfte man nicht so leicht erwarten. Es handelt sich doch hier und dort um Kräfte, die mit dem tiefsten Sein und Denken des Menschen zusammenhängen. Zwei Pole kommen demnach als unerforschlich außer Betracht, das allgemeine Geheimnis der Kunst und das einmalige der schöpfe-

* Max J. Friedländer, Der Kunstkenner. Berlin 1919, Bruno Cassirer.

rischen Individualität im Kunstwerk. Was bleibt, ist eine Summe von feststellbaren Tatsächlichkeiten und ein Geschmacksurteil. Auch der Kunstfreund, der in den Werken das Unbegreifliche fühlt, wird bei der Frage nach weiteren Hintergründen mit der leicht ablehnenden Handbewegung des Zünftlers nicht zufrieden sein. Man wird Friedländer zustimmen, wenn er sich gegen eine naturwissenschaftsmäßige Kunstbetrachtung wendet und Stimmen dagegen sammelt, und man wird doch nicht mit ihm vor der Autorität des selbstherrlichen Kunstkenners haltmachen wollen. Der Kunstwert ist unendlich mehr als ein Geschmacksurteil und bekommt seinen tiefsten Wert erst da, wo die Kunst ins Leben wirkt oder für das Leben Zeugnis gibt. Man wird sich nicht mehr wundern, bei dieser Auffassung sehr bald auf das Wort Scharlatan zu stoßen, aber man wird doch empfindlich berührt, wenn man als erste Gefahr für den Kunstkenner liest, daß sich im Bedürfnis, die Autorität zu steigern, ‚die allgemeine menschliche Schwäche, die Eitelkeit auf diesem Gebiete zur Berufskrankheit der Scharlatanerie‘ entwickelt. Wer Kunst um ihres menschheitlichen Gehaltes willen sucht und verehrt, denkt hieran zuletzt und daher auch das Mißtrauen gegen den Sammlereifer, bei dem vor allem und möglichst real und finanziell der begutachtete Name gilt.

Es hieße philosophische Fragen anschneiden und von der Wertung der Kunst im Bereiche der reinen Vernunft reden, wenn man mit Friedländer über seine Auffassung des Irrationalen rechten und den Streit über das bloße Geschmacksurteil aufnehmen wollte. Glücklicherweise ist das in durchschnittlicher Kunstbetrachtung nicht nötig, da der Zugänge zu tieferen Lebens- und Kunstgefühlen genug vorhanden sind. Auch vollzieht sich die Fähigkeit zum Kunsturteil zunächst und vorzugsweise auf dem Wege der Vergleichung und Erfahrung, und hier hat sich jener innere Sinn zu bilden, der nicht am Betrachten der Oberfläche hängen bleibt, sondern zu einem Nachleben und Mitschaffen einer organischen Grundrichtung wird. Friedländer schildert diesen Weg, indem er daran erinnert, daß ‚die Fähigkeit, Formtatsachen so festzuhalten, daß man sie wörtlich oder bildlich wiederzugeben vermöchte, äußerst gering ist. Die bekannte Frage an gebildete Kunstfreunde, auf welchem Arm die sixtinische Madonna das Christkind trage, erzeugt fast stets Verlegenheit. Und solche Unfähigkeit ist sehr charakteristisch. Ein vorzüglicher Kenner Adriaen Ostades, der hundert Bilder des Meisters eingehend geprüft hat, mag die einzelnen Bilder durchaus nicht deutlich vor Augen haben, vermag vielleicht kein einziges aus dem Kopf zu beschreiben, er besitzt aber etwas anderes, was wertvoller ist und ihn zum Kenner Ostades macht, ihn befähigt, jede Schöpfung des Meisters zu erkennen. Er verfügt über eine Gesamtvorstellung, kennt den Aktionsradius des Meisters, die Möglichkeiten des individuellen Talentes, dessen Gangart er mitfühlend gelernt hat. Er hat sich weniger die Tatsachen der Form als die Wirkungen und dadurch den gestaltenden Trieb eingeprägt.‘ Im übrigen hat Friedländer Skepsis und Scheu vor Scharlatanerie genug, um Geheimtuerei wie formale Spitzfindigkeiten fernzuweisen, darunter auch die zu laute Anpreisung der populär bekannt gewordenen Morellischen Methode, nach der charakteristische, aber doch nebensächliche Kennzeichen, wie die Form des Ohres oder Fingernagels als besonders beweiskräftig gelten.

Denkt man gerade an diese Methode und vergleicht man moderne Kunst, bei der diese Merkmale oft gar nicht mehr sichtbar sind, weil eben jetzt etwas ganz anderes als bei der in älteren Kennerkreisen in Geltung befindlichen anthropozentrischen Malkultur in Frage kommt, und denkt man dann von hier aus

an alte, primitive Kunst zurück, so begreift man unmittelbar, daß der ganze hier in Rede gestellte Kunstbegriff ein formaler, geschmäcklerischer ist, ein Sachverständigenwissen. Gerade die moderne Kunstbewegung aber, so volksfremd sie vielfach ist, hat gezeigt, daß Kunst nichts bloß in Form und Begriff Faßbares, sondern eine Wesenheit bedeutet, in der sich Einzel- und Volksschicksal ausdrückt. Vor dieser Weite des Problems verliert der Kunstkenner im genannten engen, spezialistischen Sinne seine Wichtigkeit und Geltung. K. W.

Musik

Die neue Ästhetik als Verwesungssymptom. Ein Märchen gibt es, in welchem drei Königstöchter verwünscht werden. Und die Verwünschung kommt in greulicher Gestalt zu dem musikalischen Märchenschloß, in welchem die Mädchen leben, krallt sich an das schmiedeeiserne Gartentor und beginnt ihr quäkendes Verschen aufzusagen. Aber Violine, Viola und Cello halten treue Wacht, rufen mit singenden Saiten in den sommerlich blühenden Garten hinein:

Ein Futurist ist hier,
Kennt nicht
Das wohltemperierte Klavier . . .
Still, du rost'ge Quieke!
Denn Programmusike
Gibt's hier nicht!
Sei auf deiner Hut!
Musik ist absolut!
Schwinde, Wicht!

Und in einem anderen Märchen erzählt derselbe Goliarde, wie der Wind dem Teufel auf dessen Frage nach den Wohnungen des Todes die Antwort gibt: Der Tod haust in der Chromatik hinter Mozart und Beethoven! ‚Aber ich gehe nicht gern hin', sagt der musikalische Wind. Er will eben nur bestreiten, daß die Chromatik irgend etwas Selbständiges und dichterisch Ausdeutbares in der Musik bedeutet, daß sie etwas anderes sei als ein mehr oder minder untergeordnetes formales Mittel. Und er will sagen, das Wesentliche in der Musik sei die Melodie, oder, mit einem anderen Worte: die Schönheit.

Aber darf man von Schönheit reden in Zeitläuften, die neue Welten zu gebären vorgeben; die Tag um Tag den Aschenregen neuer Schlagworte und Programme über die verdorrende Menschheit hinregnen? Darf man in allem dem, was abseits vom Heute liegt, was erhaben ist über jedes rational erfaßbar Nützliche und errechenbar Zweckmäßige, unser einziges Heil sehen und so von Märchen, Wind und Teufel und Mozart reden?

Hans Pfitzners Schrift über ‚Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz'* ist vielleicht das leidenschaftlichste und überzeugendste Memento, daß diese Pflicht zur demütigen Reinheit, welche ihren Zweck lediglich in sich selber trägt, nicht vergessen und überschrien werden darf. Der Grund ist der: Pfitzner schreibt als reiner Musiker gegen das Haupt musikkritisierender Giftmischer. Wohl erscheint so sein Büchlein auf den ersten Blick nur als eine Fehde zwischen dem schaffenden Meister und Paul Bekker, dem unproduktiv redenden Kritiker der Frankfurter Zeitung. Doch dieser Alberich ist viel mehr, er ist ein Programm. Und das lautet in einfacher Formel: Die Musik muß entmusikalisiert werden. Oder, um Pfitzners Ausdruck hinzustellen: ‚Musik braucht nicht mehr schön zu sein.' — Weil ich nicht Musiker von Fach bin, verzichte ich darauf, die hier einschlagenden rein musikästhetischen Fragen zu erörtern. Das ist eine Sache für sich. Und ich lasse es sogar dahingestellt, ob Pfitzner nicht in manchen dieser Einzelheiten Paul Bekker gegenüber im Unrecht ist. Es mag sogar für einen oberflächlichen Blick scheinen, als sei

---

* Die neue Ästhetik der musik. Impotenz. Ein Verwesungssymptom? München 1920. Verlag der Südd. Monatshefte.

der Musiker selbst ein wenig angekränkelt von der „greulichen Musikführerweis'. Das bleibt so leicht nicht aus beim Transponieren eines musikalischen Kunstwerks in Worte, wie es Pfitzner in seinem Buche öfter versucht. Auf den Grundgedanken kommt es mir an. Und hier ist es Pfitzners Schrift, die wohl zum erstenmal überzeugend die Wurzel des gesamten Kunstelends unserer Zeit aufgedeckt hat. In der Musik nennt er diese Sünde ‚die Übertragung außermusikalischer Werte auf die Musik und die Ablenkung musikalischer Werte von der Musik'. In diesem Bestreben finde ich das, was ich oben Giftmischerei nannte. Ein paar Rezepte dazu lese man bei Paul Bekker selbst nach: ‚Es muß möglich sein, den musikalischen Vorgängen einen Teil ihrer angeblichen Rätselhaftigkeit zu nehmen, sie durch Auffindung von Analogien in das Bewußtsein zu übertragen. Diese Analogien sollen den inneren Entwicklungsgang des Musikstückes an einer parallel laufenden Gedankenreihe begreiflich machen.' (Beethoven, S. 71.) Rhythmus wird in dieser Hexenküche als ein Reagens verwertet, als eine ‚Macht, die eine Steigerung gewonnener geistiger Erkenntnisse ermöglicht, ohne neue Problemstellungen erforderlich zu machen (!!) (ebd.). So liegt für Paul Bekker das Wesentliche des musikalischen Schöpfungsprozesses in einer ‚bestimmten dichterischen Vorstellung'. Und solche Werke haben dann ‚gesellschaftsbildende Kraft'. Wenn Becker* sich vor den Folgerungen, die man aus einer so offenkundig außermusikalischen Musikauffassung ziehen muß, dadurch zu retten sucht, daß er harmloser von einer These der ‚poetischen Idee' spricht, so ist das wiederum eine Irreführung. Unter poetischer Idee versteht man doch wohl etwas Anderes, als unter einer ‚bestimmten dichterischen Vorstellung'. Die poetische Idee ist eher etwas Musikalisches und Gefühlsmäßiges, eine bestimmte dichterische Vorstellung etwas Bildhaftes und Intellektualisiertes. Und darin liegt eben das Typische und das weit über die Musik hinausgreifende Verwesungssymptom: Gewisse Kräfte sind heute am Werk, alle Erscheinungsformen des Lebens und des Erlebens der ureigenen Bedeutung zu entkleiden und ihnen Inhalte zu geben, die diesen Formen wesensfremd sind. Religion nimmt man heute selten als Religion. Man faßt sie als Geschichte, als Ethik, als Philosophie, ja als Ästhetik; Geschichte als Philosophie; Philosophie als Psychologie; Psychologie als Physiologie; Naturwissenschaft vielfach als Religion; Malerei als Musik oder Dichtkunst; Dichtkunst als Psychologie oder Musik; und die Musik als Dichtung und Soziologie. Das mag den wilden Zirkel schließen. Eine Zeit, welche die Reinheit der Erscheinungen nicht erkennen kann, wird zum Untergang ihrer selbst. Man sucht eben nicht mehr nach den Formen der Dinge, selbstlos und demütig, sondern projiziert das eigene Hirn mit all seinen Bedingtheiten und Zufälligkeiten in die Welt, um sich selber in allem Sein inhaltlich wiederzufinden und in Geltung zu bringen. Diese Weltauffassung ist im verderblichsten Sinne pantheistisch, weil sich eben der Mensch in seiner armseligen Einmaligkeit und seiner soziologisch-rationalen Funktion zum Inhalt alles Seienden, zum Gott, hinaufdünkelt. Das allem innerlichen Fortschritt zugrunde liegende theozentrische Leben ist der Gegensatz: hier sieht der Mensch von sich selber ab, ‚verleugnet sich selbst'. Das äußere, greifbare Selbst der Menschen ist eben ein meßbar und vernehmbar Rationales; oder, um einen ins Ästhetische hinüberspielenden Ausdruck zu gebrauchen: Inhalt; also das, was ein jeder in jeder Erscheinung bequem fassen und logisch zergliedern kann. Aber gerade das verleugnet die Imitatio Christi. Sie sieht

* Frankf. Ztg. 15. Jan. 1920. 1. M.

in dem Unfaßlichen — und das ist es im tiefsten Sinne, was wir überall als Form bezeichnen — den Kern der Dinge und die Spur Gottes. Der Mensch ist nichts, Gott alles.

Gewiß, ich kann mir denken, daß sich mancher, und gewiß jeder aus der Küche der ‚Frankfurter Zeitung', sagen wird, das alles habe mit dem Streit Bekker-Pfitzner nichts zu tun. Daß es aber gerade das Wichtigste und für alle Belangreiche aus dieser Polemik heraushebt, erkennt man vielleicht am deutlichsten aus dem geschlossenen Unisono der Kritiker, die sich, Paul Bekker an ihrer Spitze, nicht genug belustigen können über die angeblich unsachliche und temperamentvolle Kampfesweise Pfitzners, und vor allem über sein Bekenntnis zum Deutschtum.* Pfitzner hat eben ein ganz klares Gefühl davon gehabt, daß hier keineswegs nur musikalische Streitfragen auszufechten waren, sondern daß es letzten Endes um alles geht, was uns heilig ist. Der, dem nichts heilig ist, hat leicht spotten. Auf der einen Seite geht es nicht bloß um das Musizieren, auf der anderen nicht nur um das ästhetische Urteil. Hier heißt es stets: intellektualisieren, erkennen, von einem System virtuos ins andere transponieren und überall selber die Spitze sein und der Gipfel — —, dort aber: schaffen, verehren, Gott suchen. Darin finde ich das Deutsche. Und ich glaube, wir erwählen den besten Teil, wenn wir mit Pfitzner den Fehdebrief schicken an alle — Konjunkturspekulanten: seichter, heinischer Spott auf dem ersten, würdevolle Objektivität auf dem nächsten Blatte, — das ist meistens ihr Fingerabdruck.

Wilhelm Matthießen.

* Eine wesentliche Ergänzung dazu kann noch anläßlich der Korrektur diesen Zeilen beigefügt werden. Herr Paul Bekker bereist augenblicklich, wie die Zeitungen berichten, Westdeutschland und redet ‚Über die Weltgeltung der deutschen Musik'. In Düsseldorf begann er. Und sprach gegen Wagners Kunst, sprach von ‚ihrem brutalen Erobererdrang, der sich verzweifelt sträubenden Welt ihren Siegerwillen aufzuzwingen'. Die ganze von Wagners Geist bestimmte Produktion Deutschlands (Bruckner, Hugo Wolf, R. Strauß usw.) lehnt er, nicht etwa aus musikästhetischen Gründen, ab, sondern weil sie noch ‚zu stark heimatlich verwurzelt' sei; er spricht von ‚völkisch-ethischen Gründen' und einer ‚Internationalisierung der Menschheit'. So empfiehlt er statt dieser ‚heimatverwurzelten' Musik als ‚völkerversöhnend' die Tonjongleure — Rudolf Delius und F. Busoni. — Wir wollen uns jeden Kommentar sparen und Hans Pfitzner für sein Buch nun doppelt dankbar sein.

Neues vom Büchermarkt

Neue Erzählungsbücher

Martin Beradt, ‚Erdarbeiter'. Aufzeichnungen eines Schanzarbeiters. S. Fischer, Berlin.

Trotzdem das Buch keine Fabel, sondern Wahrheit ist, mag es wegen seiner starken erzählerischen Werte an dieser Stelle stehen. Die Monate, die der Berliner Rechtsanwalt an der Westfront schanzte, sind mit einer peinlich-sorgfältigen Genauigkeit, die das Kleinste berücksichtigt und daher viele, aber nicht die besten, Leser langweilen wird, und in einer würdigen, echt epischen Art wiedergegeben. Man kann es jungen Schriftstellern als ein Lehrbuch des Stils empfehlen.

Joachim Delbrück, ‚Spiel in Moll'. Roman. Ullstein u. Co., Berlin.

Die Lebensgeschichte Chopins, die Geschichte eines innerlich reich und tief bewegten Lebens. Delbrück hat starke schriftstellerische und dichterisch einfühlende Qualitäten, die seinen Roman über die aufgeputzten Lebensbilder berühmter Männer und Frauen erheben. Die Kapitel des leidenschaftlichen Verhältnisses des Musikers zu George Sand, dieses für ihn tödlichen Verhältnisses, zeichnen sich durch besondere Glut und Wucht aus.

Reinhold Eichacker, ‚Die drei Lieben des Gaston Meder'. Roman. Georg Müller, München.

Der Roman ist zweifellos ein Zeitbild:

Der Damenfriseur, durch Frauengunst und Wohlleben zum Hochstapler werdend. Aber das Wichtignehmen dieses Lebens stößt ab. Halb und halb wird der Entwurzelte in der Eichackerschen Darstellung zum Märtyrer erhoben. Irgendwelche Qualitäten sind in dem Buche nicht vorhanden.

Anders Eje, ‚Seine Exzellenz von Madagaskar'. Roman. Georg Müller, München.

Die Übersetzung eines lustigen Abenteuer- und Detektiv-Romans aus dem Schwedischen, die leise Verulkung einer gewissen, in der Gunst des Lesepublikums hochstehenden Gattung von Romanen. Aber zuweilen merkt man, wie der Verfasser von der Lust am Spannenden hingerissen wird. Geschrieben ist das Buch im Stil des verfeinerten Feuilletons.

Ottomar Enking, ‚Klaus Jesup'. Ein Roman aus dem alten Wismar. Carl Reißner, Dresden.

Das Buch ist eine ehrliche und gründliche Arbeit. Mit außerordentlicher Liebe hat sich Enking in die versunkene Zeit versenkt, ohne in seiner Wiedergabe freilich mehr zu erreichen, wie den üblichen ‚historischen Roman'. In einzelnen humorvollen und eigenartigen Nebenfiguren kommt eine ungewöhnlichere Gestaltungskraft zur Geltung.

Franz Hornstein, ‚Liebe Erde'. Roman. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Ein ehrliches und gesundes Buch, das die Treue zum Boden und ein einfaches Leben preist. Zwar ist die Fabel ein wenig herkömmlich gehalten, doch ist das Fehlen jeglicher Gefühlsseligkeit, die so oft Bauerngeschichten ungenießbar macht, nachdrücklich hervorzuheben.

Hans von Hülsen, ‚Den alten Göttern zu'. Ein Platen-Roman. Morawe & Scheffelt, Berlin.

Die Ausdeutung spezieller Empfindungen und Neigungen ist literaturfähig geworden. Geht man so in die Tiefe wie Hülsen in seinem Platen-Roman, so mag man sich's gefallen lassen, ohne sich freilich der Unlustgefühle bei der Lektüre ganz erwehren zu können. Hier liegt es aber mehr am Stoffe wie an der Darstellung, die ernst und würdig bis zuletzt bleibt. Erzählerisch ist das Buch eine gute Leistung; es nähert sich dem dichterischen.

Friedrich von Lettow-Vorbeck, ‚Stockprügel und Gavotten'. Rokoko-Novellen. Verlag der ‚Täglichen Rundschau', Berlin.

Ein wohlgelungenes Buch, voll freundlicher Lustspielstoffe. Das Zeitliche in ihm ist ein wenig herkömmlich und von außen gesehen; im ganzen ist das saubere Buch aber eine so starke Talentprobe, daß man auf seinen Verfasser in der Zukunft zuversichtlich hoffen kann. Die starke Gesundheit, die er aufweist, wird ihn seinen Weg von selber führen. Einzelne Typen des Buches zeugen bereits von Meisterschaft.

Felix Möschlin, ‚Die vier Verliebten'. Roman. Grethlein & Co., Leipzig.

Die gute Arbeit und reizvoll-behagliche Erzählweise der Alemanen verleugnet sich auch in diesem Werke nicht. Die Fabel: zwei Liebespaare heiraten erst über Kreuz, dann geradeaus — ist ein wenig konventionell. Tiefere Teilnahme vermag der Roman nicht zu erwecken; überdies verstimmt ein unkünstlerischer Bruch im Charakter einer weiblichen Hauptperson.

Als Kunstbeilagen enthält das Juniheft: Porträt des Peter von Cornelius nach einer Kohlezeichnung von Eduard Bendemann (1862), die Verse auf dem Blatt sind von der Hand des P. v. Cornelius; ferner des Sulpiz Boisserée von P. Cornelius.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Peter von Cornelius/Der Abschied des hl. Paulus von Ephesus



(Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

Ein Vorkämpfer echten Deutschtums
Paul de Lagarde Von Hermann Platz

Selten hat ein politisch-religiöser Prophet so ins Schwarze getroffen wie Paul de Lagarde, da er vor bald einem halben Jahrhundert die Stimme erhob und in seiner düster mahnenden Weise auf die „tödliche Erkrankung unseres Volkes" hinwies. Er ist als Schwarzseher beiseite geschoben, im Erfolgsrausche überhört worden, als er von dem Fehlen einer religiösen Atmosphäre, von der politischen Unreife, von der Zerstörung des Familiensinnes, von der wachsenden Geld- und Genußsucht predigte. Man ärgerte sich über den Störenfried und seine Kantigkeit. Man spottete. R. M. Meyer meinte: „Still soll das Reich im Kämmerchen sitzen, beten und arbeiten. Wer von der Neugründung des Reiches eine Blütezeit auch der Kunst und aller Lebensformen erhofft, der trifft Lagarde als Feind auf seinem Wege." Noch lockten ungemessene Hoffnungen. Man fühlte sich nicht bemüßigt, dem eigenwilligen, starrethischen Mahner Gehör zu schenken; alle Sinne waren ja gefangen von der Erwartung eines Reiches reinster Diesseitigkeit. Lagardes Klarblick verdient heute, wo sein Prophetenwort an uns und um uns todernste Wirklichkeit geworden ist, um so mehr Anerkennung, als er uns auch in mehr als einer Hinsicht Vorbild sein und Wege weisen kann. Nie verließ ihn die kampfbereite Tatkraft und Arbeitsfreudigkeit, die entsagungsvolle Härte des Wollens und Widerstehens, die Begeisterung für die höchsten Ideale der Menschheit, insbesondere für die religiösen, wie sie seinem individualisierten Christentum entsprachen. „Unsere Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen." So schloß er seine Aktenstücke und Glossen: „Aus dem deutschen Gelehrtenleben." Dieses Wort soll auch uns helfen, im Lichte Lagardeschen Denkens und Wollens die deutsche Zukunft, an der wir mit Lagarde in heißem Glauben hängen, zu betrachten und zu bewältigen. Und wenn es dann noch gelingt, die Leser an einige grundlegenden Ideen Lagardes heranzubringen, die Korrektive zu herrschenden Gedanken werden könnten, wäre der Zweck dieses Aufsatzes erfüllt.

I. Schemanns Lagardebiographie.

Lagardes „Deutsche Schriften" haben seit ihrem Erscheinen (der Kulturkampf 1873 war der erste Anlaß, 1886 die erste Gesamtausgabe, 1891 die Volksausgabe) mannigfachen Widerhall in deutschen Herzen gefunden. Sein Name wurde immer genannt, wenn zu deutscher Wiedergeburt die Bahn freigemacht werden sollte. Er mag viel Widerspruch wecken, aber er ist ein Eigener, ein Selbwüchsiger, ein Aufrechter, und als solcher wird er auch von denen in Ehren gehalten werden müssen, die seine Ideen nicht alle teilen können.

Nun, da Ludwig Schemann, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, Männer wie Schopenhauer, Wagner und Gobineau als „Träger des germanisch-deutschen Geistes" zur Geltung zu bringen, dem toten Meister

und Freunde in einer eingehenden Biographie ein Denkmal gesetzt und sein Leben und Wirken zu eindrucksvoller Zusammenschau vorgelegt hat, wird das Interesse erneut wach werden. In hingebungs- und entsagungsvoller Arbeit hat er nicht bloß dem Verfasser der „Deutschen Schriften", dem deutschen Patrioten und politischen Propheten, dem Pädagogen und Volkserzieher, dem Religionsmann und Reformator, sondern auch dem Orientalisten, der bis jetzt noch kaum behandelt worden ist, gerecht zu werden versucht, so daß man ein eindrucksvolles Bild gewinnt von der gigantischen Arbeitskraft und den zäh festgehaltenen wissenschaftlichen Hochzielen, die Lagarde sich gestellt hat, ohne sie freilich alle auch nur annähernd zu Ende zu führen. Gerade weil sich Schemann im Gegensatz zu so manchem Biographen von jeder Überschwenglichkeit in Urteil und Wertung fernhält, wirkt das Wesentliche und Echte, das er in Lagarde aufweist, um so nachhaltiger. Wenn der Biograph selber ein aufrechter Selbstdenker ist, dann kann ja auch gar nicht alles so glatt und eindeutig lobspendend herauskommen. Das gibt der Darstellung einen seltenen Ton der Unbefangenheit, Aufrichtigkeit und Unmittelbarkeit[1]).

Freilich nicht überall. Die politischen Anschauungen Lagardes scheinen mir doch etwas einseitig in den Rahmen eines reichlich dogmatisch wirkenden Alldeutschtums eingespannt zu sein. Was bei Lagarde mehr Idee war, wird bei Schemann mehr Parteisache, wird Programm einer Partei der „Deutschkonservativen", die „allen Anforderungen des Deutschtums" genügen soll. Die Sicherheit, mit der inmitten allgemeiner Umwertung der politischen und sozialen Werte von Schemann im Anschluß an Lagarde „Monarchie, Autorität, Heeresgeist — Pflichtgefühl bis zum äußersten —, unbedingte Hingabe an das Vaterland, in welchem für die Partei nur soviel Raum bleibt, als ihm mit ihr gedient wird, Religion und Idealität" als unverrückbare Richtpunkte hingestellt werden, ist bewundernswert. Nur so erklärt sich die scharfe Abwehrstellung, die er zu den Zeitereignissen nimmt, so nur die etwas gespreizte Aufmachung eines Musterdeutschtums, das gerade dann zum Widerspruch reizt, wenn man mit dem Verfasser eben eins geworden zu sein glaubte.

Noch vordringlicher tritt sein philosophischer Standpunkt zutage. Schon Lagarde versuchte, das Christentum zu entjudaisieren; Schemann

---

[1]) Paul de Lagarde: Ein Lebens- und Erinnerungsbild von Ludwig Schemann. 1919. Erich Mathes. Paul Anton de Lagarde (eigentlich Bötticher), geb. 1827 zu Berlin, düstere Jugend, studierte bei Hengstenberg u. a. Theologie, später orientalische Sprachen bei Rückert, trennte sich schon gegen 1850 von allen Parteien und Religionsgemeinschaften. Habilitation in Halle. Aufenthalt in England entscheidend für seine Beurteilung der deutschen Wirklichkeit. Fernhaltung von der Universitätslaufbahn. Mühselige Doppelstellung an Berliner Schulen (1854—66). Trotz bedeutender Leistungen gelang es ihm erst durch ein Immediatgesuch an den König, „mit Anwartschaft auf die nächste freiwerdende Professur auf Wartegeld gestellt" zu werden. 1869—1891 Professor der Orientalistik in Göttingen. Schwer ringendes, unausgeglichenes Gelehrtenleben. Unendlich viel wissenschaftliche Kleinarbeit, Polemik oft kleinlicher Art. Dem gigantischen Plan einer wissenschaftlichen Gesamtausgabe des Alten Testamentes mit vollem kritischen Apparat, zu der er viele Vorarbeiten leistete, mußte die Durchführung versagt bleiben. Am reinsten und liebenswürdigsten wirkt seine „urpositive", alles Halbe hassende Persönlichkeit in den „Gedichten". (Gesamtausgabe 1897, 2. 1911.)

treibt, auf Schopenhauer, E. von Hartmann, Drews fußend, die Entjudaisierung des Christentums auf die Spitze, in dem er auch den nationalisierten Theismus Lagardes noch im Interesse einer „arisch-pantheistischen Auffassung" aushöhlt. Er macht sich die Drewssche Auffassung zu eigen, daß man fast von dem Pantheismus als von der „verborgenen Religion der Deutschen" reden könne, denen der jüdische persönliche Gott und seine Fremdgesetzgebung durch die Kirche künstlich eingeimpft worden sei. Er tadelt „das gebieterische Verlangen der Anerkennung eines Fortschritts, einer Entwicklung, einer Erziehung des Menschengeschlechtes". Er meint, „heldische Naturen" wie Lagarde wären in Selbsttäuschung befangen, wenn sie glaubten, sich dem Evangelium zu unbedenklich und zu unbedingt verschreiben zu können. Er bemängelt, daß seinem Helden der echte Pessimismus gefehlt habe, und es ihm nicht gelungen sei, „das ganze Getriebe mehr symbolisch, die Menschen selbst durchweg mehr als Verkörperungen des Guten und Bösen denn als Gute und Böse aufzufassen und so von Haus aus gewissermaßen über allen Einzelerlebnissen zu stehen". Da Lagarde nun einmal „in die denkbar starke Verpersönlichung Gottes alles in ihm Lebende von Gottesverehrung und Gottesliebe hineinlegen zu müssen glaubte", so sollte doch, meine ich, dieser Grundzug namentlich in einer Biographie voll zur Geltung kommen, ungetrübt durch anfechtbare Aufstellungen des Chronisten. Schemann wendet sich nicht bloß gegen die „Gottdurchtränktheit des Staatslebens", wie sie Lagarde vorschwebte, sondern gegen „Gottdurchtränktheit", gegen energischen Theozentrismus, wie ihn sein toter Freund so herzhaft und folgerichtig festhält, überhaupt. Wie er die Lagardesche Politik in der Richtung eines parteimäßig gefaßten Alldeutschtums, so verengte er die religiösen Auffassungen in der Richtung einer neuaufsteigenden Orthodoxie. Wenn die theosophische Bewegung schon so „riesenhaft angeschwollen" ist und zu einer so „gewaltigen Popularmacht" neben den Kirchen geworden ist, wie der Verfasser es haben will, dann ist doch diese Propaganda an einem so unrechten Orte gewiß entbehrlich. Gewiß auch Schemann will Ewigkeitsglauben, aber er verkündet, daß dieser „in einem Göttlichen, an dem wir wesenhaft teilhaben, ganz anders trostkräftig versinnbildlicht wird als in einem noch so gütigen Gottvater, in welchem doch immer die Trennung von Gott und Mensch als zweier völlig wesensverschiedener Gattungen vollzogen erscheint, und bei welchem wir schließlich über den Glauben an das Übernatürliche nicht hinauskommen". Was hätte der feurige Verehrer des persönlichen Gottes der Christen, der Lagarde immer gewesen ist, wohl gesagt, wenn seine Lebensbeschreibung dergestalt zur Abladestätte einer antitheistischen Propaganda gemacht worden wäre? Was bedeutet bei dieser Einstellung die Ächtung „des nackten, baren Atheismus" anders als die pragmatistische Abweisung eines undeutschen Elements, das ein „Versiegen des religiösen Lebensstromes" und damit ein „Erlöschen der deutschen Lebensflamme" bedeuten würde[1]?

Strebte Lagarde aus schmerzlichst empfundener Sorge um das im Glauben gespaltene Deutschtum vorwärts zu einer alle Deutschen zu

[1] Paul de Lagarde: Ein Lebens- und Erinnerungsbild von Ludwig Schemann. S. 209/10.

höchster dynamischer Einheit zusammenfassenden Nationalreligion, so bleibt der nüchternere Schemann bei der Gegenwart stehen, ist aber aus gleichen Motiven sichtlich um Befriedung der Konfessionen bemüht. Er spricht sogar von seinen „starken Sympathien für die katholische Kirche, die durch Lagarde noch genährt worden seien". Angesichts der Lutherverhimmelung, die nicht nur unsere ganze heutige Denk- und Geistesfreiheit, sondern womöglich den ganzen vermeintlichen oder wirklichen Hochstand unserer Bildung, mehr oder minder alle spezifisch neuzeitlichen Kulturgüter kurzerhand und unbesehen der Reformation gutschreibt[1]), die durch den Mund Euckens eine Luthergesellschaft (neben der Kant- und Goethe-Gesellschaft) verlangte, die die Behauptung wagt, Luther habe die Person des Heilands erst erschlossen, nimmt er sich vorurteilslos der katholischen Kirche an und verurteilt unverblümt „die arge Herausforderung", die „ebenso unberechtigte wie nutzlose Zurücksetzung", die darin lägen, „im Namen Lagardes und aller lagardisch Denkenden[2])." Der Weltkrieg hat ihn gelehrt, daß „da, wo der Deutsche seelisch sein Letztes herzugeben hat, alle konfessionellen Schranken fallen", und da er glaubt, daß „die durch den Krieg erzeugten Verhältnisse und Stimmungen noch unübersehbar lange unsere Zukunft beherrschen dürften", so verzichtet er als theoretisch nicht recht an der Wahrheit Interessierter auf „die Einigung, welche, wenn unter irgendwelche Gemeinschaftsform gebracht, die deutsche Art nur noch als Uniformierung empfinden könnte[3])." Als Beweis für die Unvoreingenommenheit des Verfassers mag es auch erscheinen, daß er außer Frz. X. Kraus auch Bischof von Keppler, den Verfasser des herrlichen Volksbuches „Mehr Freude", unter „die Musterdeutschen" versetzt, vielleicht in Erinnerung an die Stelle, wo Lagarde das neue Reich eine „unfrohe Schöpfung" nennt, was die Menge der Surrogate zur Genüge erweise. Mit dieser hier gezeigten irenischen Gesinnung ist freilich die Tatsache nicht in Einklang zu bringen, daß Rom und die Jesuiten neben Börse und internationalen Geldmächten zu den Faktoren gerechnet werden, die „an wirklicher Betätigung etwa vorhandener im Lagardeschen Sinne deutscher Anlagen" hindern[4]) oder daß er in Bezug auf Deutschösterreich von einer „starken hypothekarischen Belastung durch Habsburg, Rom und Jude" spricht.

II. Paul de Lagardes Kritik der Zeit.

Im Lichte dessen, was Krieg und Revolution uns beschert haben, erscheint das, was Lagarde etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Deutschen predigt, merkwürdig hellsichtig. In einem Artikel „Konservativ?" nannte er schon 1853: „unsere Psyche eine wahre Hydra, eine Sammlung von gegeneinander unvermittelten Möchtegernheiten und Allenfallsigkeiten, von welchen keine den Muth und die Kraft besitzt, sich resolut zur

---

[1]) Ähnlich spricht W. Köhler jetzt von dem „in patriotischer Hochflut sehr stürmisch gewesenen Wellengang von Luther als der Personifikation der deutschen Seele". Hist. Ztschr. 121. (1920) S. 322.

[2]) Schemann S. 177 ff. [3]) ebd. S. 205. [4]) ebd. S. 278.

Alleinherrschaft durchzuleben. Organisieren wir nicht die Freiheit, ... so werden wir zum état machine, zur nation machine kommen, zu einem ungeheuren Räderwerk, das grausam sein wird, weil jede Maschine grausam ist[1])." Er sah also schon damals deutlich die Gefahr in der zunehmenden Mechanisierung und Bürokratisierung des Lebens, in der alles überflutenden Ungeistigkeit, die in der Wilhelminischen Ära über uns gekommen ist[2]). Was Rathenau vor dem Kriege mit jüdisch-zeitsicherer Schärfe erkannte, die Notwendigkeit einer neuen Seelenkultur, das hatte Lagarde mit germanisch-seelsicherer Intuition prophetisch mahnend herausgestellt. Er empfand die preußisch-neudeutsche Art als Homunkulität, als Kunstprodukt. Darum sind die Deutschen „die am lebhaftesten gehaßte Nation in Europa[3])."

Was sah nun Lagarde als die tiefsten Ursachen dieses Zerfalls an? Den Abfall vom echten deutschen Geiste, von den „eingeborenen Werdenormen". Deutsche Geschichte ist ihm nichts anderes als Entgermanisierung. „Die Deutschen sind durch die Kirche Winfrieds, die Bewidmung mit römischem Recht, die Reformation, den dreißigjährigen Krieg, die Aufklärung Schritt für Schritt sich selbst untreu geworden." Selbst in den Zeiten bitterster Todesnot, dem dreißigjährigen Krieg und der napoleonischen Invasion, fehlte immer „das Glück des mannhaften Entschlusses", das Zurückgreifen auf „ihr eigenstes Eigentum[4])."

Besonders unheilvoll für die deutsche Entwicklung erschien ihm die Reformation, gegen die und ihren Vorkämpfer Luther er immer wieder und in der schärfsten Weise Stellung nahm. Er stand „mit voller Überzeugung in der durch Photius wie durch die Reformation und deren Gegner unterbrochenen Entwicklung[5])." Die Romantik hatte ihm den Sinn für das Organische, freilich auch ihre Überschätzung des Urtümlichen übermittelt. Dieses Urtümliche sollte freilich niemals als Ganzes, als Gewesenes mechanisch wiederhergestellt werden, sondern muß als Anlage, als Kraft, als Idee, als Plan Gottes neue Zukunft schaffen. „In der Geschichte gibt es niemals Rückschritt, niemals Herstellung eines Gewesenen: auch der Versuch, auf ein Altes zurückzukommen, ist ein Fortschreiten, und lebt sich in den Formen und Gesetzen der Entwicklung dar, nur liegt sein Ziel nicht im Wege der Pläne Gottes und darum enden Protestantismus und Jesuitismus — wenn man will Vatikanismus — im Sumpf neben dem Wege, nicht am Ziel, dem Ende des Weges." Letzten Endes sei durch die Reformation „nicht das Christentum der Urzeit zurückgewonnen, nicht das Evangelium unter dem Schutt hervorgegraben, sondern die Kultur als das Weltbeglückende gefunden worden[6])." Deutschland lebe zwar unter dem Banne der Überzeugung, daß der Protestantismus die letzte denkbare Form der Religion sei. „Blicke man doch aber nur auf unsere Klassiker. Ist ein einziger von ihnen Protestant? . . . Höre man sich in den Häusern

---

[1]) Deutsche Schriften. [4]1903. S. 18.

[2]) „In Helfferich faßt sich in Reinkultur alles Unsympathische der verflossenen Epoche zusammen. Total materialistisch und kapitalistisch, mit bravourösen Vaterlandsphrasen um sich werfend, im Innern aber hartherzig und unsozial, dazu in übler Weise großsprecherisch." Grabowski: Das neue Deutschland. 8. Jhrg. (1920) Nr. 8.

[3]) Deutsche Schriften. S. 238. [4]) ebd. S. 312.

[5]) Nach Schemann S. 169. [6]) Deutsche Schriften. S. 232 ff.

der besten Männer um, erfahre man, was man erfahren kann, wenn über die Einsegnung eines Kindes gesprochen wird. Angenommen aber, der Protestantismus sei das, wofür — durchaus im Gegensatz zu den Stiftern der protestantischen Gemeinschaften und zu den amtlich anerkannten Konfessionen — die gebildete Menge ihn hält, das Prinzip der freien Forschung, der persönlichen Überzeugung, sieht man nicht, wie sehr dieser Protestantismus der Idealität im Wege steht? Alle Ideale binden: sie sind unsere Herren: ihnen gegenüber ist es mit der freien Forschung, mit dem Rechte, die Überzeugung zu wechseln, auf das Allergründlichste vorbei. Mögen wohlmeinende Protestanten besseren Schlages die Sache in der Theorie anders verstehen, in der Wirklichkeit ist das Prinzip der freien Forschung, das Recht und die Ausübung des Zweifelns um des Zweifelns willen, ist die persönliche Überzeugung, die Betonung des einzelnen Ich, nicht wie Gott sie gewollt, sondern wie sie selbst sich gefallen, sie ist nichts als inhaltlose Subjektivität, die Subjektivität, nicht gesehen vom Endpunkt ihrer Entwicklung, sondern in der Versteinerung des Augenblicks. Dieser Protestantismus ist ein Hohn auf alle Idealität: denn er leugnet die Idee, und darum höhlt er die Menschen aus, welche nur, wenn von der Idee gegen alle Forschung und gegen das eigene Ich für das eigene Ich begeistert, etwas sein können.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal nur in Personen existiert, so muß der Glaube, daß die Person mit ihrer freien Forschung und ihrer Gesinnungstüchtigkeit sich gegen die Idee gleichgültig verhalten dürfe, wenn sie nur forscht und Gesinnung hat, das persönliche Ideal unmöglich machen. Das sind Mühlen, deren Flügel sich eifrig drehen, während kein Korn über dem Steine liegt . . . . .

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal das allemal aus der Vergangenheit erwachsene und allemal in die Zukunft hineinstrebende Leben der Gegenwart sei, so muß ich den Schaden der Zeit darin suchen, daß der Protestantismus tatsächlich auf einer Vergangenheit nicht ruht, tatsächlich eine Zukunft, welche allemal ein X zur Gegenwart hinzufügt, nicht erstrebt, weil er, der Feind der Geschichte, deren Erforschung er durch die Handwerkerkünste der historischen Schule beiseite geschoben hat, durch die tautologische Wiederholung seiner nicht arbeitenden Prinzipien das stille Wachsen aus der Erde zum Himmel, aus der Nacht zum Lichte, aus der Zeit zur Ewigkeit überboten erachtet[1])." Insbesondere machte er Luther zum Vorwurf, daß er in Verfolg seiner Polemik gegen die guten Werke der katholischen Kirche tendenziös die Gläubigkeit an Stelle der Religiosität gesetzt[2]) und dadurch verwirrend und verflachend gewirkt habe.

Besonders verhängnisvoll war es aber nach Lagarde, daß durch die Reformation die Spaltung der Deutschen eintrat, die politisch seitdem eine beständig fortwirkende Ursache der Schwäche war. „Als der große Kurfürst sein mächtiges Haupt erhob, sah er schon nirgends mehr etwas von deutscher Art in deren Leib gewordenen Äußerungen: was 1618

[1]) Deutsche Schriften S. 382/3.

[2]) Mehrfach hat Lagarde Luthers sola fide (Römer 3, 28 u. 4, 15) diesem als Fälschung vorgerückt. Vgl. Schemann S. 184.

noch übrig gewesen, hatte der dreißigjährige Krieg und die gekrönte Selbstsucht aus Schweden, der zu Ehren echt deutscher Unverstand seitdem Gustav Adolfvereine gegründet hat, vernichtet. So ist unsere ureigene Individualität durch keine Entwicklung zu uns herübergerettet[1])." Je mehr er nun sich der Gegenwart nähert, um so düsterer wird sein Blick, um so härter sein Urteil. „Personen kommen nur in der religiösen Atmosphäre fort, und diese Atmosphäre fehlt uns. Was wir jetzt an Personen haben, stammt aus der alten Zeit: gegenwärtig gedeiht allenfalls der korrekte Beamte, der streng wissenschaftliche Gelehrte, der Volksvertreter wie er sein soll: alles Zinkguß, inwendig hohl, und je nach Bedarf wieder einzuschmelzen[2])." Prophetisch im Geiste eines Jeremias schrieb er: „Noch haftet der letzte Schein einer sinkenden Sonne auf den Stirnen unseres Geschlechtes, aber menschlichem Bedünken nach schreitet es — vorwärts — in das Dunkel[3])." Die geistige Verarmung unserer Nation sei so weit fortgeschritten, daß Deutschland, so reich es an Maßregeln sei, an Männern den allerempfindlichsten Mangel leide[4]). „Insbesondere haben sie nie einen Fürsten besessen, welcher als lebendiger Auszug des deutschen Wesens in jeder Faser seines Seins Empfindung für die Stammnatur, Haß gegen die Unnatur, aufwärts athmendes Streben zu deutscher Zukunft gewesen wäre."

Vor allem ist das neue Reich dem um deutsche Art besorgten Denker immer verhängnisvoller erschienen. „Das 1870 vorhandene Kapital unseres geistigen Lebens ist durch die letzte Periode unserer Geschichte nahezu aufgebraucht, und wir stehen vor dem Bankrott[5])." Was er schon 1853 „Unzufriedenheit mit der Wachtparadengegenwart" nannte[6]), das wirkte nun verstärkt. Er haßte diese Welt, „welche nur Trompeten noch hört, und in dem trompeteten Ideal nur die Trompete vernimmt, weil die Trompete das Ideal tot geblasen hat". Er haßte das Ideal der Mehrzahl der gebildeten Deutschen „jene unbestimmbare Gemütlichkeit, welcher ... mit Ekel jeder den Rücken kehrt, der Deutschland, das alte Deutschland lieb hat, ein Alpenland voll ewigen Schnees und tiefer Abgründe[7])." Er wandte sich gegen die Befugtheit eines Systems und gegen die Berufenheit von Männern, „welche der Sehnsucht und den Bedürfnissen ihrer Söhne und Enkel mit dem Trödel genügen wollen, der als Rest des Besitzes früherer Tage in ihrer, der Alten, Händen geblieben ist[8])." (Ähnlich sprach Fontane in einem kürzlich veröffentlichten Brief an den deutschen Kaiser vom 5. April 1897 davon, daß wir „Modernes mit Rumpelkammerwaffen aufrichten" wollten.) Die Regierung sei nicht in der Theorie, aber in der Praxis von nichts weiter entfernt als von der Anerkennung ethischer Kräfte. „Alles, was die letzten neun Jahre Deutschland gebracht haben, auch das scheinbar von idealen Gesichtspunkten aus Unternommene, wie die Gerichtsorganisation, zielt lediglich darauf ab, unsere Macht nach außen zu erhöhen: nicht mit einem Gedanken ist erwogen worden, daß wie der Mensch, so auch die Nation eine Seele hat, und daß am letzten Ende bei Individuen wie bei Nationen diese Seele das allein Wertvolle ist. Um jener inhaltlosen Macht

[1]) Deutsche Schriften. S. 239. [2]) ebd. S. 94. [3]) „Purim" S. 54, nach Schemann S. 335. [4]) Deutsche Schriften. S. 83. [5]) Nach Daab: Paul de Lagarde. (Diederichs.) S. 198. [6]) Deutsche Schriften. S. 10. [7]) ebd. S. 174. [8]) ebd. S. 384.

willen hat Deutschland alles seiner Rüstung und einer von Fall zu Fall unstät springenden Politik aufopfern müssen[1])." „Preußen zeigt, auf wie schwachen, künstlichen Füßen es steht, stets aufs Neue durch den jähen Wechsel seiner Politik." Das Schlimmste sei, daß eben noch keine Nation da ist. „Nur der Schutz ist da, hinter dem eine Nation sich aufbauen möchte[2])." „Das jetzige deutsche Reich hinkt wie ein dreibeiniger Löwe durch die Geschichte[3])." „Einig ist das deutsche Volk nur über Punkte, auf welche nichts oder wenig ankommt: in allem Wesentlichen ist es nicht allein uneinig, sondern — dank der Judenemanzipation und dem Kulturkampf — uneiniger als je. Darum ist auch der Reichstag immer nur zu haben für Angelegenheiten, auf die nichts oder wenig ankommt: Alles Wichtigere wird nur durch Kompromisse erledigt, mittels deren das Ewige sich niemals erledigen, sondern nur verraten läßt[4])." „Die Prinzipien sind gegenwärtig nur die Draperie für Selbsttäuschung oder Egoismus[5])." Der tiefste Grund dafür ist eben, daß die Deutschen unserer Tage kein gemeinsames Ideal haben, daher es auch keine deutsche Nationalität gebe[6]). Die undeutsche Staatsauffassung, die uns erdrücke, sei uns von dem heidnischen Rom gekommen, das „von dem unermeßlichen Werte der Person keine Ahnung hatte .... Die römische Anschauung vom Staate wurde in Deutschland von denen in Umlauf gebracht, welche ein Interesse daran hatten, deutsches Recht zum Vorteile ihrer eigenen großen und kleinen Person zu brechen .... Dann brachen die wilden Wasser der Reformation herein und schwemmten die letzten Reste deutschen Rechts hinweg. Hinter dem Vorhang heiliger Liebe zum Evangelium wurde die Staatsomnipotenz als Schaffot für Freiheit und Ehre aufgeschlagen, und die Zimmerer des häßlichen Baus wußten, wie sie sich für ihre Arbeit bezahlt machten." Dann kommt die bissige Philippika gegen Hegel und dessen Vergöttlichung des Staates. „Gottes Strafe ist es, wenn über den Staat Ansichten wie die Hegels zur Geltung gelangen: die Epochen, in welcher diese Ansichten gelten, sind die Karrenzzeiten ungezogen gewesener Nationen[7])." Dabei „hat man sich klarzumachen, daß der zäheste Widerstand gegen die richtige Auffassung des Staates vom Protestantismus geleistet werden wird, welcher ohne den Staat, wie dieser heutzutage in Preußen ist, zur Hilfe zu haben, in kurzer Frist von der Bildfläche verschwinden würde ... Kampf gegen die Allmacht des Staates und Kampf gegen den Protestantismus sind unzertrennlich[8])."

Lagarde hielt weiterhin keine einzige der bestehenden Parteien für sittlich erlaubt und erblickte in der Tatsache, daß das gesamte politische Leben der Nation nur in dem Rahmen dieser P a r t e i e n sich vollzieht, den Beweis für eine tödliche Erkrankung des deutschen Volkes. „Nichts bereitet dem höflicher Cäsarismus genannten Despotismus sicherer und bequemer den Weg als das Parteiwesen: will man jenen nicht, weil er die Individuen zu Staub zermalmt, so muß man dieses ausrotten, weil

[1]) Deutsche Schriften S. 289. [2]) ebd. S. 409. [3]) ebd. S. 393.
[4]) Deutsche Schriften. S. 408. „Deutschland ist uneinig gewesen, weil das Christentum ihm in den maßgebenden Zeiten auf fünf verschiedene Weisen gepredigt worden." ebd. S. 125. [5]) ebd. S. 394. [6]) ebd. S. 125. [7]) ebd. S. 328. [8]) ebd. S. 329.

es die Individuen so zermürbt, daß sie ohne Mühe zu Staub zermalmt werden können[1])." Maßgebend für seine Kritik der konservativen und liberalen Partei — mit diesen zwei Parteien glaubte er nach englischem Vorbild auskommen zu können[2]) — war folgende Auffassung der konservativen bzw. liberalen Normalaufgabe: „Konservativ ist, wer die lebendigen Kräfte einer Nation, eines Staates erhalten wissen und erhalten will, liberal derjenige, welcher darüber wacht, daß die Produkte des Lebens dieser Nation, dieses Staates nicht der Lebenskraft gleich gesetzt und gleich geachtet werden, durch welche sie ins Dasein gerufen worden sind[3])." Dabei dürfe man sich aber keiner Täuschung hingeben, daß „dem Volke beide Prinzipien unverständlich sind, verständlich ist ihm nur die Echtheit der Gesinnung, die Opferwilligkeit und Arbeitsamkeit der Menschen, welche irgendwelches Prinzip zu vertreten bekennen[4])." Vom Politiker verlangte er das Höchste. „Politisches Leben ist geistiges Leben." Die Scheidung in Politiker und Intellektuelle hielt er für ein Unding.

Die konservative Partei müsse sehr viel Ballast rücksichtslos über Bord werfen, ehe man seine Güter in ihr Schiff verstauen könne. Sie ist nach Lagarde zu kanzlerisch, zu byzantinisch, zu junkerlich. Sie beflecke wie alles andere von ihr Empfohlene, so auch die Monarchie mit dem Verdacht, daß sie den Interessen der Junker, und nur diesen, diene[5]). Parteien dürfen keine Livree tragen, sondern müssen einer Fahne folgen. Ein Prinzip tue Not — sogar den Konservativen. Es gehöre zum Wesen einer Partei, niemals an ihr Ende zu denken; die konservative Partei aber bestehe auf Zeit, weil der von ihr bewunderte und unterstützte Politiker (Bismarck) weder ewig lebe, noch die Sicherheit besitze, auch nur solange er lebe, im Amte zu bleiben. In dem Maße, in welchem ein Mann seine Person über die Ideen und Ziele, welchen er diene, hinaushebe, verliere der Deutsche die Andacht zu ihm. Im Heroenkultus sehen wir Götzendienst. „Opportunität und Kompromiß sind der Tod für jede Partei. Sind Opportunität und Kompromiß sogar die Hauptaktionsmittel für eine sogenannte Partei, so arbeitet die Partei als Handlanger für einen nicht heikeln Prinzipal, sie ficht nicht als Soldatenschaar für einen princeps juventutis." Im übrigen könnte man allein schon daraus, daß die meisten Deutschen nicht konservativ empfinden, obwohl doch in einem nicht offen unglücklichen Gemeinwesen vielen vieles erhaltenswert sein müßte, schließen, daß die jetzt sich konservativ nennende Genossenschaft eine konservative nicht ist. Oder bewiese das, daß das deutsche Volk ihm eigene Güter nicht besitzt bzw. sie als Güter nicht erkennt[6])? Das ist das Urteil eines Mannes, dessen heißes Bemühen es war, „einer konservativen Gesinnung" die Bahn freizumachen[7]). Eines Mannes, der echt konservativ die selbständige sittliche Persönlichkeit nach dem Vorgang von Fichte als das im besonderen Sinne Germanische ansah, der den Adel als die Gesamtheit

[1]) Deutsche Schriften S. 86.

[2]) Auch das beweist, was Hötzsch einmal mit Recht von ihm sagte: „Geistig stand der nationale Publizist, der in den 70er und 80er Jahren schrieb, noch ganz in der ersten Hälfte des Jahrhunderts." Nach Schemann S. 214.

[3]) Deutsche Schriften. S. 14. [4]) ebd. S. 326. [5]) ebd. S. 393. [6]) ebd. S. 325. [7]) ebd. S. 86.

aller innerlich und äußerlich unabhängigen Familien betrachtete, die zwischen dem Könige und den täglich für den Tag Erwerbenden stehen und jenen gegen diese und diese gegen jene schützen[1]), der schon 1853 den westeuropäischen Individualismus, der Nation und Staat als Gliederungen von Individuen betrachtet, verwarf und die Familie als die durch die Natur geschaffene taktische Einheit hinstellte, der ein starkes Königtum wollte, aber nicht über Sklaven herrschend, sondern als höchster Berg neben vielen hohen Bergen, die gemach zur Ebene sinken.

Als der Liberalismus 1872 noch hoch im Kurs stand, hat Lagarde schon erkannt, daß seine Tage zu Ende gingen. „Darum habe ich 1873 und in den folgenden Jahren nach und nach meine deutschen Schriften veröffentlicht, um durch dieselben die Gemüter für die neue Periode, an deren Schwelle wir uns befinden, empfänglich zu machen.“ Der Liberalismus ist ihm die Weltanschauung derer, „welche überallher geistige Güter zusammenschleppen, und dies in dem guten Glauben tun, jene seien darum ihr Eigentum, weil sie in ihren Truhen und Schreinen liegen[2]).“ Darin liege erstens eine Überschätzung der Kultur. „Die Kultur als Selbstzweck ansehen, heißt Götzendienst treiben, heißt Sklave sein[3]).“ Sodann könne kein Volk die Grundsätze des politischen Lebens, die Ergebnisse der Weltkultur äußerlich überkommen, wie Vokabeln auswendig lernen, wie einen Regenschirm entlehnen. Das wirke in höherem Sinne entsittlichend, weil so die Arbeit in Mißkredit gebracht, weil sie wie ein Lotteriegewinn denen hingeschüttet werde, welche mit diesen Schätzen nichts anzufangen wüßten[4]). Griechen und Römer, das alte und das neue Testament, die Verfassungen aller möglichen Länder haben dem armen Unstern helfen sollen. Keiner Nation nütze irgendwelches Gut eines fremden Volkes, weil es ein Gut, sondern nur weil es ihr ein Gut sei[5]). Das preußische Unterrichtswesen und das Staatskirchentum seien mit die schlimmsten Stücke dieses Liberalismus[6]). Scharfsichtig hat er die Zusammenhänge zwischen dem Liberalismus und der gelehrten Arbeit des Natur und Geschichte durchforschenden Jahrhunderts bloßgelegt. „Die jetzt im Mannesalter stehenden Gelehrten sind so gut wie alle in einer religionslosen Atmosphäre aufgewachsen... Jene Gelehrten haben infolge des beregten Mangels ihrer Erziehung niemals das Bedürfnis nach einer Weltanschauung empfunden, und sind so auf leicht erklärliche Weise dazu gelangt, liberal zu werden, das heißt, die einzelnen Fakta und deren Ordnung als das allein Nothwendige und das in diesem unverständlichen Leben allein zu Erreichende anzusehen.“ Ihr Liberalismus hindert sie, „sich Gesamtbilder von Menschen, Zuständen, Entwicklungen, Geschichtsperioden, Geschichtszwecken zu machen. Er bewirkt durch Letzteres, daß der Dilettantismus sich daran gab, solche Gesamtbilder zu zeichnen...“ Gewiß sei jeder Gelehrte zunächst darauf angewiesen, einzelne Tatsachen, Notizen zu sammeln, an denen als den festen Punkten allmählich das Bild ganzer Vorgänge sich aufbaue. Aber dies dürfe nicht in liberalem Sinne das Wesentliche, sondern nur Mittel zum

[1]) Vgl. Fr. Schlegels Ansichten über den Adel in den „Vorlesungen über neuere Geschichte“.
[2]) D. Schr. S. 311. [3]) ebd. S. 127. [4]) ebd. S. 311. [5]) ebd. S. 312.
[6]) ebd. S. 322.

Zwecke sein. Nur solchen Gelehrten werde jedem nicht liberal gesinnten Gelehrten gegenüber, und wäre derselbe der freidenkendste, wohlwollendste, tüchtigste Mensch, in voller Seele unbehaglich zumuthe: jede Gesamtanschauung schmecke ihnen nach dem Mittelalter. Sie mögen in der Theorie dem Christentum und der Religion noch so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, im Herzen sind sie Heiden, und sogar froh darüber, Heiden zu sein.

Mit harter Einseitigkeit hat er zeitlebens gegen den Semitismus, gegen das Judentum und seine Herrschaftsgelüste auf fast allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens gekämpft. Sein Antisemitismus auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet ist in etwa zu vergleichen mit seinem Antiprotestantismus auf religiös-kirchlichem Gebiete. Er mag mit dem einzelnen Juden mitgefühlt haben, ihm im Umgang vorurteilslos und gerecht begegnet sein, er mag sogar als jüdischer Altertumsforscher „das Wertvolle im älteren Judentum als Vorstufe des Christentums in der Auffindung des Mysteriums der Verbindung von Gott und Mensch im Individuum" anerkannt haben, deshalb bleibt doch die Tatsache bestehen, daß er „persönlich Abneigung gegen vieles Jüdische" gehegt, daß er „erbarmungslos ihre ethische Verarmung, ihre Lieblosigkeit, ihre Schauspielerei, ihren Händlergeist, ihre Selbstbespiegelung" gegeißelt hat, so daß selbst so eingefleischte Alldeutsche wie Schemann zugeben müssen, solche Stellen „nicht ohne peinliche Empfindung, fast ohne einen gewissen Schauder" lesen zu können. Israel sei zwar ein naives Volk gewesen, aber Judäa ein Kunstprodukt. Durch Esdras und die Pharisäer seien die Nachkommen des alten Israel abgerichtet worden, Juden zu sein. Infolge dieser Abrichtung seien dann alle die unangenehmen Eigenschaften des israelitischen Volkes mit dem Anspruch aufgetreten, als ein Gottgewolltes zu gelten. Das Gesetz, etwas durchaus Unursprüngliches, sei die Seele des jüdischen Volkes geworden[1]).

„Uralte Schuld wandert mit den Juden, dieselbe Schuld, welche den Protestantismus und Liberalismus drückt: ein Buch oder Bücher sind der Mittelpunkt der Existenz dieses Alles." Den heutigen Juden warf er vor „das Kastenwesen der Kohns und Levis", ihr Pochen auf vorzugsweises Begnadigtsein, ihre Ansprüche auf Weltherrschaft, Verbindung mit ihren außerhalb Deutschlands wohnenden Blutsverwandten, ihre aus einer wertlosen statistischen Notiz und den groteskesten Riten bestehende Religion. Der offiziellen Synagoge spricht er die Religion ab. Israel sei so tief gesunken, nur die Herrschaft über alle Völker als sein Ideal anzusehen, nicht aber die Herrschaft als die von selbst kommende Folge des Segens zu erwarten[2]). Der natürliche Mensch sei dem geistigen Leben gegenüber zunächst nur indolent, der Semit, vor allem der Jude, sei ihm gegenüber von Hause aus feindlich. Er sei nicht wie andere Menschen krank, sondern verhärtet[3]).

Wie will Lagarde gegen das Judentum und die uns verseuchenden und zerfressenden Errungenschaften — Mammonsdienst, Wuchergeist, Presseunwesen — kämpfen? Wie will er die Judenfrage lösen? Denn gelöst muß sie werden, „sonst wird Europa ein Totenfeld[4])". Nicht durch Pogrome, Verfolgungen und Gewaltsamkeiten, sondern durch energischeres Deutsch-

[1]) Deutsche Schriften. S. 237. [2]) ebd. S. 320. [3]) ebd. S. 319. [4]) ebd. S. 369.

sein, durch Ausscheidung des jüdischen Giftes, dem wir uns schon allenthalben preiszugeben hatten. Praktische und ideale Mittel zusammen empfiehlt er an folgender Stelle: „Das Geldmonopol einer wirklichen Reichsbank, Hinderung des fortwährenden Zuzuges landfremder Juden, die äußerste Sparsamkeit, Nüchternheit und Besonnenheit aller einzelnen Deutschen, eine wirkliche, ernste, nicht dem Staate unterworfene Kirche — das alles zusammen wird die Gefahr beschwören."

„Es weht jüdischer Wind durch die Welt", sagte Lagarde schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Was sollen aber wir Heutigen erst sagen, nachdem „der in seiner Weise großartige Händlergeist, mit allen seinen Fäulniserscheinungen, durch die riesigen Verhältnisse des Weltkrieges zur unheimlichsten Virtuosität ausgebildet, dem Judentum als Abschluß einer langjährigen Entwicklung Triumphe eingetragen hat, welche seine wirtschaftliche Stellung zur unbedingtesten Vormachtstellung gesteigert haben, deren gewohnheitsmäßige soziale und kulturelle Rückschläge so wenig ausgeblieben sind, wie anderseits die politische Macht der Juden durch die früher bewährten Zeitströmungen und -entwicklungen eine verhängnisvolle Verstärkung erfahren hat[1])."

Am schärfsten und häufigsten hat Lagarde gegen die in den preußischen Schulen vertriebene allgemeine Bildung und gegen die dort herrschende Schablonisierung der Individualitäten gewettert. „Das neue Deutschland ist seinem Inhalt nach, soweit derselbe amtlich anerkannt und vermehrt wird, nicht deutsch. Unsere klassische Literatur des vorigen Jahrhunderts ... ist in den Personen Einzelner ihrer Träger, aber nicht als Literatur, deutsch: sie ist kosmopolitisch einerseits, sie strebt anderseits nach griechischen und römischen Idealen. Der Inhalt dieser Literatur ist von Hegel mit charakteristischer Übergehung gerade ihrer besten Teile scholastisiert, und dieser Scholastizismus Hegels mit seinem kosmopolitischen, undeutschen, ja widerdeutschen Inhalt ist von Preußen in die Schulen getragen, ist durch den Freiherrn von Altenstein und seinen als Knappen verkleideten spiritus rector Johannes Schulze zum Gedanken- und Gefühlsinhalte nicht einer Nation, sondern der sich für die allein Berechtigten ansehenden Menschen gemacht worden, durch welche die jetzt herrschende Partei ihre Anhänger leiten läßt[2])." Die „Anlernung gewisser Redensarten und die Kenntnisnahme von bestimmten Tatsachen" ist nicht Bildung[3]). Deutsche Gründlichkeit in der Übermittlung von Stoff und französische Gleichmacherei ergeben nur ein Zerrbild. Bildung ist „die Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und jenes ernst zu nehmen[4])." Gerade an seinem Bildungsbegriff zeigt sich seine religiös-ethische Grundeinstellung am deutlichsten: „Das Evangelium stellt an den Menschen nicht die Forderung, gebildet zu sein, sondern die andere, sehr viel wichtigere, aufs Neue geboren zu werden[5])." Deutschland müßte der Redensart von der freimachenden Bildung Valet sagen und dafür „die innerlich bindende neue Geburt aus dem heiligen Geiste heraus und in sein eigenes, geschichtlich gewordenes Wesen hinein als das

[1]) Schemann S. 238.
[2]) Deutsche Schriften. S. 239. [3]) ebd. S. 319. [4]) ebd. S 316. [5]) ebd. S. 319.

Notwendigste erkennen und an sich erleben[1])." Der Ertrag unserer bisherigen Bildung aber sei gewesen: „Schlechte Augen, gähnender Ekel vor allem, was war, und die Unfähigkeit zur Zukunft[2])." Menschen, die sich durch die ihnen gebotene Fülle des Kulturstoffes nicht zurechtfinden und deren Bildung daher in nichts anderem bestehe, als Buchhalter und Magazinaufseher zu sein, keine Menschen, sondern „Ständer, an denen man den Trödel früherer Jahrhunderte aufgehängt hat."

Entsprechend seiner individualistischen Staatsauffassung erkennt er eine Schulunterhaltungspflicht des Staates nur insofern an, als dieser „den Kindern seiner Angehörigen die Orientierung im bürgerlichen Leben zu erleichtern, also ihnen Lesen, Schreiben, Rechnen und ein gewisses Maß Heimatskunde[3]) beizubringen hat, anderseits, sofern der Staat verpflichtet ist, sich die Beamten, deren er bedarf, selbst heranzuziehen[4])."

Daneben will er aber den Kirchen und weltanschaulichen Körperschaften anderer Art durchaus nicht das Recht der selbständigen Schulgründung genommen wissen. „Nur vorwärts mit der Freiheit zu lehren und zu erziehen für alle, welche das Bürgerliche Gesetzbuch nicht verletzen." Er weiß die Bedeutung der Konfessionalität zu schätzen und wünscht daher auch die staatlichen Schulen konfessionell. Entsprechend der platonischen Einteilung unterscheidet er Erwerbende, Herrschende und Krieger. Von den Kriegern sieht er ab. Das Heer ist ihm noch das Gesündeste in Deutschland. Es wird in besonderen Fachschulen erzogen. Und das ist gut so. Es scheint sogar, daß er von der Tatsache der militärischen Fachschulausbildung ausgegangen ist in seinem Kampfe gegen die allgemeine und für die Fachschulbildung. „Unsere jetzigen Gymnasiasten und Realschüler haben keine Pflicht. Mit der Redensart, es sei ihre Pflicht, allgemeine Bildung zu erwerben, zwingt man sie nicht[5])." Durch Abschaffung des Berechtigungswesens ist die höhere Schule von allen ungeeigneten Elementen zu entlasten. Für die Erwerbenden sind Volks- und Fachschulen (Ackerbau-, Handwerker-, Handelsschulen, Polytechniken). Für die Regierenden (also in erster Linie die Staatsbeamten) die höheren Schulen, bei denen er aber schon damals die Gabelung im Interesse der Vereinheitlichung vorweg forderte. Die moderne Bildung Deutschlands beruht nach Lagarde „auf der germanischen Art des Volkes, auf der Kirche und auf der Einwirkung des Geistes der Hellenen[6])." Das ist das Material. Der Grundsatz aber, nach dem diese Elemente angeeignet werden sollen, sind: Individualisierung um jeden Preis, wodurch also der ursprüngliche Kern jeder Individualität (=Idee) als Ausgangs- und Zielpunkt jeder Formung anerkannt, eine vor allen zu erstrebende Kunst- und Idealform der Persönlichkeit abgelehnt wird. In dieser Individualität wird die Deutschheit des Kerns als Selbstverständlichkeit angenommen. Die Hauptsache ist, daß die so auf sich gestellten Individualitäten sich organisch entwickeln können, d. h. nur soviel aufnehmen, als sie wirklich zu verdauen

---

[1]) Deutsche Schriften. S. 320. [2]) ebd. S. 317.

[3]) „Alles, was der sogenannte gemeine Mann über die Geschichte und Natur zu wissen braucht, ist Heimatkunde, Mittel, sich in seiner ethischen und physischen Umgebung zurechtzufinden." Nach Schemann S. 292.

[4]) Deutsche Schriften. S. 339.

[5]) Nach Schemann S. 293. [6]) ebd. S. 299.

vermögen. Nach Maßgabe der Fähigkeiten, Bedürfnisse und Perspektiven des Lebens werden dann die übrigen Bildungsstoffe sich kristallartig anschließen und Charaktere, worauf es ihm allein ankommt, entstehen können. Gewiß ist Idealität notwendig. Sie sei aber nicht mit einem bestimmten Stoffe verbunden, etwa dem Humanismus. Er nennt das Vorurteil, daß Naturforscher und Industrielle nicht ebensogut wie die der Sprachen und Literatur und der Geschichte Kundigen in ihrer Art ideal gebildete Menschen sein können, geradezu „eine verächtliche Einbildung[1])." Die Idealität schwebe nicht über den Dingen, sondern in den Dingen, d. h. sie erwächst aus dem individuellen Streben in der Auseinandersetzung mit den Widerständen des Lebens. In allem stecke Anlaß und Material zur Idealität. „Charaktere bilden sich großen Ideen, innerlich mächtigen Menschen gegenüber: der Charakter ist der Abdruck, den das Ewige in empfänglichen Seelen zurückläßt[2])." Schulbildung mache es weder ausschließlich, noch auch nur in erster Linie: „Vielleicht darf daran erinnert werden, daß die großen Männer des Altertums und des Mittelalters, daß die großen Wohltäter des Menschengeschlechtes mit der Schule nichts oder äußerst wenig zu schaffen gehabt haben, daß sie im modernen Sinne des Wortes äußerst ungebildet waren[3])." Dabei ist er durchaus nicht Antihumanist. Deutsch und altklassisch können dem Manne nicht Gegensätze gewesen sein, der den berühmten Codex der Laurenziana in Florenz, „der was wir von Äschylus und Sophokles besitzen, allein erhalten, mit feuchten Augen in die Hand nahm, für den Leitsatz war, daß der dereinstige Staatsbeamte Griechenland und Rom kennen müsse, da Griechenland und Rom seinen Horizont als die Berge begrenzen müßten, von dem seinem Vaterland die segnenden und zerstörenden Ströme herniedergeflossen sind". Noch charakteristischer ist eine andere Stelle: „Wir verbitten uns — für die Universität nämlich — Realschüler in allen Fächern, in denen es auf Geist, ich möchte sagen, auf die sensorischen, nicht auf die motorischen Nerven der Psyche ankommt. So bedenklichen Wertes unsere Gymnasien sind, die alten Sprachen, die Antigone und des Phädon, sogar des Cicero und des Livius Bücher wirken auf ihnen immer noch, und günstiger als Orthonitrobenzoesäure, Elektrizität und Kosinus auf Realschulen. Wir wollen empfindende, nicht wissende oder zu wissen glaubende Schüler haben, denn wie alles Gute, kommt auch die Erkenntnis durch den Willen, und dessen Flügel heißen Empfindung und Phantasie, seine Schwungkraft Liebe[4])."

III. Lagarde über deutsche Art und Zukunft.

„Ich lechze . . . nach dem Pfingsttag, der Deutschland mit dem Geist und Feuer taufen wird[5])." Das ist die ewige Sehnsucht, die durch alles Denken und Schaffen Lagardes zieht. Sie ruht geistesgeschichtlich gesehen, auf dem Erlebnis Jacob Grimm, dessen „Deutsche Mythologie" (1835) er zu den „epochemachendsten" Büchern rechnet, „die je

[1]) Nach Schemann S. 297.
[2]) Deutsche Schriften. S. 83/84.
[3]) Nach Schemann S. 311. [4]) ebd. S. 297.
[5]) Schemann S. 390 ff.

gedruckt worden sind". „Geschrieben mit der vollen Empfindung deutschen Wesens und deutscher Poesie", atmend „den warmen Hauch seines innersten Wesens". Aber leider seien es nur wenige, für die „die alten Sagen und Bräuche unserer Nation, die unschuldig herben Formen deutschen Rechts" lebendig werden[1]). Was er als ihre einzige Wirksamkeit bezeichnet, daß „sie Altertumsforscher deutsch machen, und durch diese Altertumsforscher deutsches Wesen erhalten[2])," das hat er wohl vor allem an sich gespürt. Die deutsche Art von Grimm als „sinniger Ernst, der sie dem Eitlen entführt und auf die Spur des Erhabenen leitet", fand er in dem Altmeister der deutschen Altertumswissenschaft, vorbildlich für alle Deutschen, verwirklicht. Den er „Vater des Vaterlandes" nannte, der blieb zeitlebens (neben Fr. Rückert) sein geistiger Vater, der hielt ihn in jener romantischen Grundstimmung, die von seiner Auffassung deutscher Art nicht zu trennen ist und die er auch für alle seine Deutschen verbindlich machen wollte[3]).

Seine Frau, die einer alten Offiziersfamilie entstammte, brachte Lagarde in enge geistige Beziehung zur Armee, der er später nicht nur mit Vorliebe seine Bilder entnahm, wenn er etwas Vorbildliches bezeichnen wollte[4]); durch deren Geist ist wohl auch das Harte, Gewaltsame, Realistische, „Assyrische", wie er es nennt, in ihm gestärkt worden, das gelegentlich recht unvermittelt in seine Gedankengänge hereinbr cht, wenn er von deutscher Art und Aufgabe spricht. Auch dieser Zug, der in seinen englischen Erfahrungen mitbegründet sein mag, ist charakteristisch für seine Auffassung des Deut;chen.

Das romantische und „assyrische" Element wird innerlich verbunden durch das religiöse, das dem Ganzen die entscheidende Färbung gibt. Wie ihm selbst, so eignet deutscher Art zutiefst Frömmigkeit, so sehr gerade diese Ureigenschaft durch die jahrhundertelange Entgermanisierung und den fressenden Zeitgeist verkümmert sein mag. Das religiöse Element ist so stark mit dem vaterländischen verbunden, daß Schemann bei ihm sogar von „politischer Frömmigkeit" spricht. Wir spüren, daß noch Verbindungsfäden zurück zur „Heiligen Allianz" und zu dem Kreise Friedrich Wilhelm IV. vorhanden sein müssen. An zahllosen Stellen nimmt er für deutsche Art und Arbeit immer wieder das hehre Vorrecht in Anspruch, das Göttliche, das Ewige, das Heilige, das Seelische in besondere Obhut zu nehmen. Einzelzüge deutschen Wesens sind ein ausgesprochener Individualismus und Aristo-

---

[1]) Um dieselbe Zeit klagte Taine, daß die deutsche Methode Savignys in den französischen Rechtsschulen noch nicht Wurzel gefaßt habe. Man leite alles von gewissen abstrakten Prinzipien ab. H. Taine. Sa Vie et ses Lettres. t. IV S. 33.

[2]) Deutsche Schriften. S. 239 ff.

[3]) Dementsprechend forderte er „ein alter deutscher S tte entsprechendes Verhalten", was allerdings von dem unduldsamen Liberalismus „schier als persönliche Beleidigung" aufgefaßt werde. Deutsche Schriften. S. 212. Neben Grimm waren es auch noch andere Romantiker und romantische Werke, war es vor allem auch das Erlebnis des Kölner Doms, an denen der deutsche Patriot zu vollem Bewußtsein erwachsen war.

[4]) Schemann ebd. S. 25. Vgl. z. B. die Formulierung des nationalen Aktivismus: „Die Geschichte erkennt keine andere Verteidigung als die durch den Angriff geführte." (Deutsche Schriften. S. 97.) An anderer Stelle nennt er die Lehrer „Soldaten der Wissenschaft" und heißt den Staat nicht eben glimpflich mit ihnen umspringen. Ebd. S. 270 nennt er die Familie „die taktische Einheit" im Staat. (S. 10.)

kratismus, ein herber Asketismus und Heroismus, ein ganz auf Zukunft und Idealität eingestellter Aktivismus, Züge, die nicht auf Grund einer objektiven wissenschaftlichen Analyse gewonnen sind, sondern aus einer über den Tatsachen schwebenden Wesensschau stammen, die in genialer Rücksichtslosigkeit die Zufälligkeiten des deutschen Werkeltages außer acht läßt. Auch dadurch bekundet er seine geistige Zugehörigkeit zur ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, daß er so stark die religiös-ethischen Faktoren (göttliche Einsetzung der Nationen, Beseelung des Staatslebens durch Gottesgeist, Pflege der Seele) betont, die realen Faktoren, die die anthropologische Methode uns später so nahe gerückt hat (Rasse, Blut, konkretes Volkstum, Boden), aber kaum in Anschlag bringt.

In derselben Weise wie er die deutsche Art lebt und bestimmt, umschreibt er auch Wesen und Aufgabe der Gesamtheit, der deutschen Nation. Wie dem einzelnen, so liegt auch der Nation eine Idee Gottes zugrunde, die tätig zu erkennen und erkennend zu verwirklichen wesentlichste Aufgabe ist. „Die Ziele der Nation werden ihr nicht von den Menschen gesteckt, sondern von dem Lenker aller Geschicke im Himmel, welcher die Nationen dahin stellt, wo sie stehen sollen, nicht damit sie glücklich seien, sondern damit sie seinen Heilsgedanken dienen[1])."

Wenn Fichte das Ursprüngliche für das den Deutschen Charakteristische erkläre, so sei damit wenig mehr als ein Formale gewonnen: „Die deutsche Nationalität ist wie jede andere Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann, welche da ist, wann sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht . . . Je mehr einzelne Deutsche . . . sich zu bilden, das heißt, das in dem ihnen durch Geburt und Anlage gegebene Materiale schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind, desto klarer wird uns unser Wesen werden." Die gottgewollte Idee der deutschen Nation liege verborgen in „tiefsten Wünschen der vielleicht werdenden deutschen Psyche". Durch Reformvorschläge, bzw. Beifall und Abneigung, die sie fänden, könne allein klar werden, wohin diese Wünsche sich richten[2]). Deutschland würde gegründet werden, indem jeder „den treuherzigsten Haß gegen seine eigenen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich sage nicht gut, sondern etwas anderes, wie mich däucht, völlig deutsches —, was ihm echt zu sein schiene, und sich als echt erprobte[3])." Jeder, der ein nicht Originales zum Lebensmittelpunkt wähle, werde ja ein Zerrbild, ein Kunstprodukt. Nur auf dem Wege zum ewigen Leben liege das Vaterland, und in alle Ewigkeit wird der Deutsche als Deutscher zu erkennen sein, werden ihn Gott und alle Seligen lieben. Und wir brauchen nicht zu verzweifeln an unserem deutschen Volk. „Noch sind die Wurzeln unseres Wesens lebendig[4])." Gewiß, es „trägt die Spuren unseres jahrhundertelangen Mißgeschicks, aber es ist so willig und tüchtig, daß niemand ein Besseres zu wünschen braucht." Im Volke, nicht in den sogenannten Gebildeten liege der Schwerpunkt[5]). „Ich kenne keine gutherzigeren, leitbareren, opferfreudigeren Menschen als die Deutschen[6])." Alles Gott-

[1]) Deutsche Schriften. S. 225. [2]) ebd. S. 293. [3]) ebd. S. 242. [4]) ebd. S. 322. [5]) ebd. S. 245. [6]) ebd. S. 416.

gewollte aus der Tiefe in Freiheit wachsen lassen, das sei das Geheimnis. Die Selbsterziehung verlange „herbe Selbstbesinnung und seelische Kasteiung“, ohne dieses konnte er sich keine deutsche Wiedergeburt denken. Eigenen Rechtes ist niemand. Die Normen der Ethik binden alle, auch die Regierenden. Das entfernte ihn von Bismarck. Zwar kannte er „das Majestätsrecht, das den Troß hinter sich gebracht hat“, in der Geschichte an, aber wenn er weiter sagt, Männer seien ihres eigenen Rechts und nicht zu bestellen[1]), so soll das wohl nur sagen, sie kommen, wann sie wollen, nicht, sie dürfen tun, was sie wollen. „Sein (Bismarcks) schlechthin unideales Gebaren ist ein Hohn auf alles, was deutsch ist, alles Wesentliche zertritt er.“ „In mir hat sich stets alles aufgebäumt, wenn ich den Machiavell nach Deutschland versetzt fand.“ So schrieb er von dem ersten Kanzler, wozu Schemann berichtigend bemerkt, er habe zu wenig bei solchen Größten „deren Charakter als Naturgewalten beherzigt, denen gegenüber überhaupt Kritik nur bis zu gewissen sehr bescheidenen Grenzen am Platze sei“[2]). Gerade von den Staatsmännern verlangte Lagarde das höchste. Ihre Aufgabe faßte er platonisch. Die Deutschen seien keine Nation der Initiative; als Nation duldeten sie das Gute, aber sie erzeugten es nicht[3]). Sie machten mit der treuesten Sorgfalt fertig, was ihnen angefangen werde, es müsse ihnen aber allemal von einem Höheren angefangen werden, und das seien die Staatsmänner[4]). Diese müßten sehen, daß sie „den staatlichen Charakter des ganzen Zustandes in einen nationalen und idealen überleiten und vor allem ihnen mangelnde Initiative verschaffen. Nur aus Notrecht dürfe der Staat Dinge tun, die eigentlich der Nation zustünden[5]).

Man begreift, daß ihm der jüngste Kronenträger aus dem Hause Hohenzollern schon in seinen Anfängen die allerschwersten Besorgnisse einflößen mußte[6]), ihm, der vom König so schön schreibt, er werde als ein Stück einer ruhig fortströmenden Entwicklung nicht nervös werden, wenn erst sein Sohn oder Enkel des jetzt gepflanzten Baumes Schatten und Früchte genieße[7]). „Ich lasse mir nicht ausreden, daß wenn das Volk Ernst machte, Gott nicht noch heute seinen Tod zu schicken wissen würde, der ganze Dynastien, wenn sie einem heiligen Willen nicht folgen wollten, bis auf den letzten Säugling in ihr Erbbegräbnis versammelte[8]).“

All das hinderte ihn aber nicht, zu glauben, daß „D e u t s c h l a n d d a s H e r z d e r M e n s c h h e i t ist[9]);“ daß es für alle Nationen der Erde die „Mission“ habe, der Welt das Leben eines freien, d. h. an Gottes Willen gebundenen, königlichen Volkes vorzuleben, sein nationales „Selbst

---

1) Deutsche Schriften. S. 370. 2) Schemann S. 379 ff.
3) Deutsche Schriften. S. 284. 4) ebd. S. 289.
5) ebd. S. 97. Dieser Staatsbegriff ist nicht so sehr individualistisch, wie Schemann glaubt, sondern im Sinne einer letzten Wertabstufung organisch; ebenso hat auch die katholische Kirche sich immer geweigert, den Staat in die Sphäre der absoluten Werte zu erheben.
6) Schemann S. 379.
7) Deutsche Schriften. S. 284. Vgl. die Vorrede der Biographie, in der Schemann gegen Kaiser und Kanzler wettert, die alles Reichstreueste zur Seite gedrängt hätten. S. IX. 8) ebd. S. 274.
9) Schemann S. 387.

rein herauszustellen", um einen Lagardeschen Ausdruck zu gebrauchen. „In Deutschland werden sich die Schicksale des Christentums entscheiden[1])." „Die Luft drückt: bald wird der Wind stoßen, der Staub wirbeln, das Gewitter grollen, und nach ihm wird der ruhig strömende Regen kommen, welcher Fluren und Wälder und Herzen erquicken soll[2])." Unterdessen muß der Kampf aufgenommen werden gegen die Staatsallmacht und Kulturüberschätzung, gegen Bürokratie und Hegelei (Allgemeinbildung), gegen den verlogenen Reptilismus (die Presse) und die politische Kannegießerei. Zukunftfroh und tatkräftig müßten die großen nationalen Aufgaben des Deutschtums aufgenommen und durchgeführt werden: Kolonisation des Ostens und Gründung einer deutschen Nationalkirche. Die katholische Kirche, die durch Jesuitismus und Vatikanismus entartet sei, deren Humanitätsideal durch die deutsche Individualität zu ersetzen sei, müsse beseitigt werden, aber nicht durch brutalen Kultur-, sondern durch loyalen Ideenkampf. „Der einzige Weg, auf welchem wir zu einer nationalen Religion und so zur Einheit zu kommen vermögen, ist, daß Menschen, welche von den verschiedensten Punkten nach demselben Ziele streben (und das Ziel ist hier, dem Willen Gottes gemäß zu leben), sich einander in demselben Maße nähern, in welchem sie sich dem Ziele nähern . . . . Je mehr die verschiedenen, ich muß wohl sagen, Parteien, bemüht sind, ihr Ideal ernsthaft zu verwirklichen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir aus dem Provisorium in ein Definitivum übergehen, und darum ist die unbedingte Erziehungsfreiheit, d. h. die unbedingte Freiheit aller Eltern eine unabweisbare Forderung, auf ihr Ideal, welches der Staat und die Nation selbst als zulässig anerkennen, dadurch die Probe zu machen, daß sie junge Willen nach ihm hin richten[3])." Es sei ganz verkehrt gewesen, auf den „gewissenlos dummen Streich" (Bildung einer katholischen Partei) durch eine wuchtige Kampfgesetzgebung zu antworten. Die Trennung von Staat und Kirche hätte genügt. Im übrigen wäre „das geistige Leben der Nation so weit zu entfesseln" gewesen, daß es „mit dem Katholizismus auch ohne Hilfe vollständig hätte aufräumen können. Romanismus wie Katholizismus „werden nicht durch Gewalt, sondern dadurch, daß man sie ignoriert, und durch Religion überwunden", aber nicht „durch abstrakte Religion, sondern durch die nationaldeutsche" (d. h. „mit allen Kräften des Gebetes und der Zucht", wie es an anderer Stelle heißt). Diese entspricht dem von Gott gewollten Wesen der deutschen Nation, niemals dem Zeitgeist[4]). Nur Kampf, nicht Kompromiß bzw. Konkordat kann helfen. „Es galt für weise, für human und liberal, sich um einen modus vivendi zu bemühen, wo man auf einen modus interficiendi (des Tötens) hätte sinnen müssen[5])." Den sogenannten Katholizismus nicht töten wollen, setze uns der Gefahr aus, nach einem kurzen Waffenstillstande den Krieg von neuem beginnen zu müssen.

In den Augen Lagardes ist die kolonisatorische Aufgabe, die die Deutschen — nicht in fremden Erdteilen, sondern vor ihren Toren —

---

[1]) Deutsche Schriften. S. 391. [2]) ebd. S. 284.
[3]) Zit. nach Daab: Paul de Lagarde. Deutscher Glaube, deutsches Vaterland, deutsche Bildung. 1914. S. 182.
[4]) Deutsche Schriften. S. 96 ff. [5]) ebd. S. 90.

zu erfüllen haben, kaum weniger bedeutungsvoll als die nationalreligiöse. Das größere Deutschland war sein Ideal. Österreich und die polnischen Grenzlande waren ihm nur Objekte deutscher Durchdringung und Beherrschung. Als leidenschaftlicher Großdeutscher verkannte er Ungarn. Überhaupt zeigt sich hier so recht das Traumhaft-Kindliche seines Planes. „Nur die Germanisierung der im Osten an uns angrenzenden Länder ist eine Tat der Nation, die jetzt tatenlos dahinlebt und sich mit Rauchen und Lesen über ihre Nichtigkeit tröstet. Wenn wir wieder Bauern geworden sein werden, können wir noch glücklich sein." „Möge Rußland die Gewogenheit haben, freiwillig einige fünfzig Meilen nach Mittelasien hinüberzurücken, wo Platz die Hülle und Fülle ist. Möge es uns soviel Küste am Schwarzen Meer geben, daß wir von da aus unsere Bettler und Bauern in Kleinasien ansiedeln können. Wir brauchen Land vor unserer Türe, im Bereich des Groschenportos. Will Rußland nicht, so zwingt es uns zu einem Enteignungsverfahren, d. h. zum Krieg . . . Diese Politik ist etwas assyrisch, aber es gibt keine andere mehr als sie. Die Deutschen sind ein friedfertiges Volk, aber sie sind überzeugt von dem Rechte, selbst, und zwar als Deutsche, zu leben, und überzeugt davon, daß sie für alle Nationen der Erde eine Mission haben." „Neun Zehntel aller Deutschen lebt dann auf der eigenen Hufe, wie seine Ahnen das taten, und schiert sich um allgemeine Bildung, Goldschnittliteratur und ähnlichen Unrat gar nicht." „Die Mannhaftigkeit der Nation wächst in der Stille wie die Buche im Wald[1])." Darin ist zweierlei wichtig: daß das deutsche Reich auf einer zu schmalen (ostelbisch-junkerlichen) Basis aufgebaut sei, daß es mitteleuropäisch-großdeutsch werden müsse. Wie fein wußte er das, was er als Zerrbild seines Reichsideals erkannte, im Bilde des nachprophetischen Imperalismus Israels zu verspotten: „Die Dynastie meinte zwischen Ägypten und Assyrien eine Rolle spielen zu können, und ihr getreues Volk glaubte ihr, weil zu glauben, der Eitelkeit der Nation schmeichelte: von den Propheten selbst entlehnte man die Worte, um die Aufgabe der Großmacht Israel zu schildern und zu preisen, nur daß jener Gedanke sich in den Gemüthern der Hofdemagogen ausnahm wie die Spiegelung des Sternenhimmels in einer Froschpütze . . Man erkannte alles an, was die Propheten verkündeten, nur sollte es neben dem gelten, was jene als ungültig angegriffen[2])." Die „assyrische" N te wirkt, wie auch sonst, zunächst seltsam. Ist es eine brüchige Stelle in seinem Wesen, hervorgerufen durch das Aufeinanderprallen der idealistisch-romantischen und der realistisch-imperialistischen Anschauungsweise? Jedenfalls werden wir das Gefühl nicht los, als knirsche es in den Gelenken. Nach Schemann trug Lagarde mit Bewußtsein ein gutes Stück alten deutschen Heidentums in sich[3]). Von dem Krieg sprach er jedenfalls oft in einer Weise, die nicht bloß bei Pazifisten Anstoß erregt. „Kriege sind nicht nach unserm Geschmack, aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig . . . . Wir müssen darauf denken, uns selbst zu helfen, aber dann so gründlich, daß es auf lange vorhält[4])."

[1]) Deutsche Schriften. S. 391. [2]) ebd. S. 224.
[3]) Schemann. S. 348.
[4]) Nach Schemann S. 250. Der letzte Satz findet sich in der mir vorliegenden 4. Auflage der „Deutschen Schriften", S. 391, soweit ich sehe, nicht.

Er glaubt, daß wir des Heeres und der Flotte auf ein Jahrhundert entraten könnten, wenn wir unsere Nachbarn auf ein Jahrhundert gründlich geschwächt haben[1]). An anderer Stelle wünscht er, daß die Staatsmänner ihre Politik ernsthaft so einrichteten — wäre es auch durch ein paar große Kriege —, daß wenig Steuern nötig wären[2]). „Der Krieg, welcher Mitteleuropa herstellen muß, läßt sich nicht vom Zaune brechen. Alles, was wir tun können, ist, unser Volk an den Gedanken zu gewöhnen[3]).“ All dies aber hat bei Lagarde nicht den härtesten imperialistischen Klang. Er betont nicht Herrschaft um der Herrschaft willen; der Kampf um Macht muß immer zugleich Kampf im „Dienste der werdenden deutschen Psyche“ sein. So ist bei ihm überall der Gesichtspunkt des deutschen Vollebens ausschlaggebend, das eben nur gesichert ist, wenn auch die äußeren Bedingungen dazu gegeben sind. Diese Forderung ist für ihn Teil der Ethik, und in diesem Sinne sagt er z. B.: „Die Grenzen der gegenwärtigen deutschen Staaten sind rein willkürlich und stehen darum mit dem Ethos in gar keiner Beziehung[4]).“ „Wenn wir ein solches Ethos (Kristallisation des gesamten Lebens einer Nation) nicht schaffen, so kommt uns ein 1789, und mit ihm eine Flut von Unglück und Tränen[5]).“

Wir verstehen so, daß Schemann die Alldeutschen „die eigentliche politische Leibgarde Lagardes“ nennt, in der sich angesammelt habe, „was es heute Kernfestestes, Tiefgründigstes, Überzeugungstreuestes, Selbstlos-Hingebendstes von Deutschen gibt.“ „Nach meiner Auffassung“, schrieb Lagarde, „müssen die Patrioten feste Punkte in der allgemeinen Zersetzung schaffen, dem Volke die Anschauung innerlich vornehmen Lebens gegen die Roheit der Massen und die wüste Schlemmerei des Pöbels gewähren, in einer auf das Scheinen gerichteten Welt das Sein und das Gutsein betonen und soweit wie möglich durchsetzen[6]).“ Jetzt „wo die Ausgelebtheit der bisherigen Parteien auch dem blödesten Auge erkennbar sein wird“, müsse Raum geschaffen werden für die große alldeutsch-konservative Rechte. „Nach dieser Seite haben sich Schlichtheit, Wahrhaftigkeit, Treu und Glauben geflüchtet, wie in den Schutz der Natur, wie in eine letzte Heimatstätte, nachdem sie allerwärts sonst vom Pesthauch der Städte überweht, vom Lug und Trug der Presse verschlungen werden.“ Den alten Konservativen „wäre freilich zuvor noch der Horizont zu weiten, sie hätten sich für Lagardesche Maße erst die volle Brustweite zu gewinnen[7]).“ Urlagardisch sei im einzelnen die Bekämpfung des Parlamentarismus, die Betonung des Sachkennermoments für unsere Vertretungen und damit wiederum die vollere Würdigung der Zwischenbildungen zwischen Staat und einzelnen, unserer ständischen Körperschaften, unserer mannigfachen Berufsgenossenschaften, sodann der Kampf gegen die Plutokratie und die industrielle Riesenmaschinerie, die unsern Mittelstand, den Hauptträger deutscher Art, Individualität und Unabhängigkeit, aus dem deutschen Leben ausmerzen und damit unserem Volke einen tödlichen Schlag versetzen möchten. Was man vor dem Krieg verlacht hat, die Enthaltsamkeit, wird

[1]) Deutsche Schriften. S. 390. [2]) ebd. S. 309. [3]) ebd. S. 83. [4]) ebd. S. 89. [5]) ebd. S. 9. Wir haben hier genau die Argumentation des französischen Nationalisten Barrès bezüglich Elsaß-Lothringen.

[6]) Nach Schemann. S. 305. [7]) ebd. S. 265.

jetzt von allen Einsichtigen als Notwendigkeit erkannt[1]). Für Lagarde, dessen ethisch-religiöse Grundmotive ewiges Leben und Askese waren, galt dies längst als der einzige Weg der Rettung. „Der Überfluß an Eisen und Kohlen hat bewirkt, daß eine Industrie von selbst entstanden, aber künstlich großgezogen ist, welche den Schein des Reichtums über gewisse Gegenden verbreitet, welche aber bei jedem Sinken des politischen Barometers am Untergange steht, und welche vor allem nur davon lebt, daß sie immer neue Bedürfnisse erzeugt, um aus der billigen, aber von Jahr zu Jahr wertloseren Befriedigung dieser Bedürfnisse ihr Leben zu fristen oder Geld zu sammeln, während doch das Richtige wäre, allen unumgänglichen Bedürfnissen des Lebens reichlichst und möglichst gut und zu möglichst niedrigem Preise Genüge zu tun, und andere als unumgängliche Bedürfnisse gar nicht zu kennen[2]).“

Dieses Lagardesche Programm — Säuberung der Atmosphäre, Zurückdrängung der schlimmsten Schädlinge, Ethos und Religion, deutsche Schule und deutsche Kirche — könne nur dadurch an Boden gewinnen, daß „Lagardesche Einzelpersönlichkeiten besten Gepräges . . den besten, den werktätigen, pflichtenfrohen, deutsch-hochgemuten Teil unseres Volkes allmählich für sich gewänne, zugleich aber den Schäden und Mißgriffen unserer Bürokratie im innern und unserer Diplomatie im äußeren Dienst einen Damm setzten. So wirkt sich aus, was Lagarde in wunderbarer Geschlossenheit deutscher Bewußtseinshaltung, an hochgestimmtem, aber freischwebendem Ethos orientiert, an anderer Stelle betend ersehnt: „Unser Brot für morgen gib uns heute: gib uns die dereinstigen Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf einen neuen, noch nie dagewesenen Tages Licht und Arbeit[3]).“ Es ist nur schade, daß unseren modernen Alldeutschen gerade das abhandengekommen ist, was das Wesentliche bei Lagarde ausmacht: das Verankertsein aller Gedanken und Forderungen in Gott und der Seele, die Absage an jede ungeistig biologische oder positivistische Staats- und Gesellschaftsbetrachtung. Was sie an religiösen Werten noch gelten lassen, ist nicht so sehr zentrale Motivkraft, sondern Verbrämung, ein poetisches Aufleuchtenlassen von vagen Stimmungen und Hoffnungen an den äußersten Säumen des Wirklichen. Wer theozentrisch sicher wurzelt, kann auch wohl ein gutes Maß von politischem Realismus beibehalten und muß es, wenn er sich nicht außerhalb jeder Wirkungsmöglichkeit stellen will; wer das aber nicht tut, dem wird der Realismus zu einem verhängnisvollen Nützlichkeits- und Kraftmeierstandpunkt.

IV. Lagarde und der Katholizismus.

Franz X. Kraus, den enge Freundschaft mit Lagarde verband, nannte diesen eine der gottesfürchtigsten Naturen, auf dessen Stirn der Widerschein ewigen Lichtes lag. Er bewunderte an ihm die unglaubliche Gelehrsamkeit, aber auch den Mangel an jener „Weltklugheit, die erst abwägt,

---

[1]) Vgl. z. B. die in der „Frankf. Ztg.“ sich drängenden Zuschriften zur Gründung eines Bundes für einfache Lebensführung.

[2]) Nach Schemann. S. 239 ff.

[3]) Deutsche Schriften. S. 284.

wie weit zu gehen, an jener Einsicht, daß nicht überall ohne weiteres das Herz auf der Zunge zu tragen sei, und die ihm gänzlich fehlte[1])." Er selbst aber nannte sich einmal „bei aller Anerkennung für die Religion religionsmüde: meine Odyssee durch die Kirchlein hat mich dazu gemacht: ich muß erst vergessen, was ich auf dieser Reise erlebt, um wieder nach dem zu streben, was ich auf dieser Reise gesucht habe[2])."

Der Beziehungen zwischen diesem angeblich religionsmüden Propheten, der vom orthodoxen Protestantismus herkam und zeitlebens Freidenker und Mystiker zugleich geblieben ist, und der katholischen Kirche sind mehr, als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Seine mit äußerster Folgerichtigkeit festgehaltene Geringschätzung der Reformation und des Protestantismus hat ihn zwar der katholischen Kirche trotz seines tiefen Gottesglaubens nicht näher gebracht. Im Gegenteil, er hat bis ans Ende seines Lebens gerade über wesentliche katholische Dinge die schiefsten Urteile gefällt. Nichtsdestoweniger kann man sich auf Schritt und Tritt der großen Unbefangenheit freuen, die er, ausgehend von romantischer Schätzung des Mittelalters[3]), vielem Katholischen entgegenbrachte, wenigstens der katholischen Kirche der ersten vierzehn Jahrhunderte, „zu deren wirklichem Besitze der Protestantismus auch nicht ein einziges neues Stück hinzugefügt hat." Schon früh zeigten sich seine katholisierenden Sympathien, da er u. a. die bekanntesten mittelalterlichen Hymnen (in englischer Sprache!) veröffentlichte (1851). Ausgehend von dem Grundsatz, daß nichts für den Menschen von Segen sei, als das, was sich jeden Augenblick wiederholen könne, gelang es ihm, den Sakramenten der katholischen Kirche, die „die Dogmen in eine dem Bedürfnisse der Frömmigkeit jeden Augenblick lösliche Form gebracht", positive, wenn auch rationalistisch angehauchte Wertschätzung entgegenzubringen. „Die Kirche selbst ist ein Sakrament, denn in dieser sichtbaren Gemeinschaft sündigender, aber ihrem Streben und ihrem Ziele nach sündloser Menschen wird der Geschichte ewiges Leben geschenkt. Diejenigen, welche diese Bestimmung der Kirche ihren Mitbrüdern durch ihr Dasein jeden Augenblick gegenwärtig halten, nennt man Priester. Sie wandeln in der Welt als die, welche nicht von der Welt sind. Als Beichtiger und Seelsorger erleben sie den heißesten Herzschlag irdischen Lebens in nächster Nähe: sie selbst aber müssen, zum Zeichen, daß nicht zeitliches, sondern ewiges Leben das ist, worauf es ankommt, der lockenden Wärme widerstehen, einsam dienen, einsam sterben ... Die Kirche hat dem Menschen- und Gottessohn Jesus Marien und die Heiligen an die Seite gesetzt: sie hat wohl daran getan[4]) ... Ströme von Segen sind von

---

[1]) Schemann: Paul de Lagarde. 1919. S. 82.

[2]) Deutsche Schriften. S. 13.

[3]) Schiller konnte er nicht vergessen, daß er das ihm so teure Mittelalter, die Hochblüte des Germanentums, mit seinen herrlichen Idealen des Heldenhaften und Heiligen, barbarisch gescholten. Schemann S. 348.

[4]) Schemann schreibt dazu: „So mußte denn auch in der christlichen Kirche das katholische Moment der beständigen Erneuerung des Beispiels durch die Heiligen Lagarde besonders stark berühren. Die gewaltsame Herausreißung desselben aus dem Bau der Kirche hat ihn fast mehr als irgend etwas sonst vom Protestantismus getrennt, ihn, dem die Gemeinschaft der Heiligen das eigentliche Grundgerüst jenes Baues bedeutete." S. 165.

dem Madonnenbild auf die Menschenwelt herniedergeflossen[1])." Noch weiter ging er in seinem Bekenntnis zum Heiligenglauben in einem Gedichte, in dem er „den Lohn der Fürbitte von allen denen als Seligen sich verspricht, denen er einst hienieden auf den rechten Weg zur ewigen Heimat verholfen habe". (Schemann, ebd. S. 346.) Das Papsttum erschien ihm bald als „religiös maskiertes politisches System", das nur „wo es angebracht ist, auch die religiöse Grundlage der Herrschaft betont," bald sprach er auch wieder von einem Papste, „der auf ihre (der Religion) siegende Kraft vertraut". (Deutsche Schriften. S. 94.) Sogar dem Jesuitismus, den er für die neuere ihm unverständliche Entwicklung des Katholizismus verantwortlich machte, gewann er gute Seiten ab: Er sei zwar ein Kunstprodukt, und die fanatische Abneigung gegen ihn beruhe darauf, daß er dies sei. Diese Abneigung sei aber so stark, daß sie sonst nüchterne und gerechte Menschen übersehen lasse, wieviel ethische Kraft im Jesuitismus stecke, wie nahe er der Kirche stehe und wieviel Segen er infolge davon zu bringen vermöge: man empfinde (von Einsicht sei ja nirgends die Rede) lediglich die Dressur, und man sehe infolge dieser Dressur jeden Jesuiten als unwahrhaftig an[2]). So erklärt es sich, daß gelegentlich, wie Schemann sich ausdrückt, katholischerseits die Hand nach ihm ausgestreckt und der Wunsch ausgesprochen wurde, daß er auch noch zur vollen Wahrheit durchdringen möge[3]). Schemann bekundet, daß Bickell, der katholische Orientalist, der diesen Wunsch ausgesprochen hatte, in gewisser Beziehung als Herold der Lagardeschen Ideen gelten kann[4]), daß in Rom zumal Kardinal Pitra „seinen Arbeiten regstes Interesse zugewandt und sich ihm väterlich gütig gezeigt" hätte[5]). In den „Deutschen Schriften" lagen auch die Keime, die Langbehn, den Rembrandtdeutschen, dessen Buch Lagardes Witwe zu einem großen Teil die Ausbreitung der Ideen ihres Mannes zuschreibt, veranlaßten, 1903 in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Wenn Schemann diesen als „ein schriftstellerisches Meteor" bezeichnet, das bald vergangen sei[6]), so ist das in einem Sinne richtig, nicht richtig ist es aber, wenn es besagen soll, daß „Rembrandt als Erzieher" nicht mehr weiter wirkt. Das Buch, das im ersten Jahre seines Erscheinens (1890) 37 Auflagen erlebte, ist weitverbreitet und geht antiquarisch von Hand zu Hand; ich glaube, es geht noch manchem wie jenem Theologen, der jeden Tag zu dem herzerfrischenden, dunstverscheuchenden Buche griff. Daß seit dem Erscheinen der 37. Auflage, die zahlreiche katholisierende Zutaten brachte, die Nachfrage nachließ, ist begreiflich[7]). Im übrigen ist es, wie ich höre, aus äußeren Gründen dem Verlage unmöglich gemacht, das Buch weiter zu drucken.

Und noch auf einem anderen Weg mündet Lagardesches Denken in katholische Bahnen. Hermann Lietz, der Gründer der deutschen Landerziehungsheime, war zwar in vielen Äußerlichkeiten von der Musterschule des Dr. Reddie in Abbotsholm angeregt, als er 1897 sein Buch „Emlohstobba" schrieb und seine Heime schuf, aber die tiefsten Antriebe kamen ihm

---

[1]) Deutsche Schriften. S. 233 ff. [2]) ebd. S. 237.
[3]) Bickell, Ztschr. f. kath. Theol. Jhrg. 3 (1879) S. 385, 611. Nach Schemann S. 198.
[4]) ebd. S. 78. [5]) ebd. S. 81.
[6]) Paul de Lagarde. S. 93.
[7]) Vgl. darüber Roloff im Hochland, 7. Jhrg. (1910), 2. Bd. S. 206.

doch von Lagarde und seinen Erziehungsideen[1]). Als der Katholik Edmond Demolins, ein Nationalökonom und Pädagoge aus der de Tourvilleschen anglophil-individualistischen Schule, in seinem Buche „L'Education nouvelle" (1898) für Oktober 1899 sein Landerziehungsheim, die Ecole des Roches, ankündigte, berief er sich ausdrücklich auf die Kritik der deutschen Unterrichtsschule durch Lagarde-Lietz und die schon erfolgte Eröffnung der deutschen Anstalt im Harz[2]), mit der schon ein Schüleraustausch zwecks Erlernung der fremden Sprachen ausgemacht sei[3]). Die Bedeutung eines Mannes wie Demolins, dessen Bücher zahlreiche Auflagen und Übersetzungen erlebten und der mit de Tourville die gegenrevolutionäre, starrkonservative Lehre Le Plays zu einer „den modernen Fortschritt bejahenden Entwicklungslehre" fortgebildet hat, war gewiß zu groß, als daß man von einer sklavischen Abhängigkeit sprechen könnte. Schon 1881 hatte ihn Taine auf die Notwendigkeit einer Erziehungsreform hingewiesen, da der französische Geist von Natur oberflächlich und in den Schulen zu abstrakt-deduktiv (klassisch) erzogen werde. „Ein Etonschüler, ein Holzhauer in Illinois verstehen mehr von Politik als die meisten unserer Abgeordneten[4])." Die Berufung auf Lagarde-Lietz, die weitgehende Ideengemeinschaft voraussetzt, ist vielleicht mehr Auswirkung der seit 1870/71 üblichen Schätzung und Nachahmung des deutschen Schulwesens. Immerhin ist es charakteristisch, daß der antihumanistische Erziehungsindividualismus Lagardes in einer katholischen Nationalökonomenschule eine beachtenswerte Parallele fand[5]). Beider Ausgangspunkt war wohl die Feststellung der Überlegenheit der angelsächsischen individualistischen Familienformation, die jedem Kinde die Befähigung gibt, „sich durch sich selbst eine unabhängige Existenzgrundlage zu schaffen[6]);" während aber Demolins glaubte, dem wirtschaftlich unentwickelten Frankreich starke Individualitäten heranziehen zu müssen, die den wirtschaftlichen Unternehmungsgeist daselbst neu belebten, hatte Lagarde in der überraschen

[1]) Lagarde wendet sich gegen aristokratische Privatschulen nur insofern sie „nicht von vornherein als Kämpfer, sondern als Delikateßgeschäfte gemeint sind". Deutsche Schriften. S. 274.

[2]) L'Education nouvelle. L'Ecole des Roches par Edmond Demolins. Librairie de Paris Firmin-Didot et Cie. S. 271 ff.

[3]) ebd. S. VIII. Vgl. noch Demolins: La supériorité anglosaxonne. Revue des deux mondes, 1. Okt. 1897, und La Réforme de l'Enseignement. Pourquoi l'Ecole des Roches a réussi. „Demain" Nr. 60. (1906) S. 114.

[4]) H. Taine: Sa Vie et ses Lettres. t. IV. S. 134.

[5]) Nicht vergessen darf hier werden, daß die Erziehungstätigkeit Demolins gleichzeitig ergänzt und fortgesetzt wurde in der christlich-sozialen Jugendbewegung des Sillon, die praktisch das war, was Lagarde im Geiste schaute: Ganz auf Gott, Seele und Tat gestellter hochgespannter und hochgestimmter Idealismus. „Hier wie da", so werden die Leitideen Bertiers, des Nachfolgers von Demolins, und die des Sillon charakterisiert, „heißt leben wirken, wirken auf die Seelen. Und auf die Seelen wirken heißt mit ihnen in denselben Gedanken und in derselben Liebe verkehren. Hier wie da will man, um die Tätigkeit fruchtbarer zu machen, nicht alle gleichförmig mit fortreißen; man wählt eine Elite aus, man hebt sie höher, sodann hilft man die Blicke derer gen Himmel zu heben, die am Boden kriechen möchten. Hie wie da ist Christus Prinzip der Tat, wie er das Ziel ist; in Ihm und für Ihn lebt man, will man Leben entzünden." Vgl. Le Sillon IX (1902). 1. S. 446.

[6]) De Waha: Die Nationalökonomie in Frankreich. 1910. S. 298.

Industrialisierung eine Gefahr erkannt und seine individualistisch erzogenen Deutschen für die Kolonisation des Ostens, also für den Ackerbau, bestimmt.

Mehr in die Tiefe ging freilich die Übereinstimmung zwischen Lagarde und Franz X. Kraus, den Schemann in vieler Beziehung als ein katholisches Ebenbild zu Lagarde betrachten zu dürfen glaubt. Dieser Übereinstimmung gab Kraus einmal folgenden Ausdruck: „Auch Lagarde hat die Notwendigkeit, das Leben in der Geschichte der Kirche zu suchen, allem vorangestellt. Wenn mir selbst irgend etwas als Resultat meiner eigenen Studien feststeht, so ist es die gleiche Überzeugung, daß es einmal ohne die geschichtliche Erkenntnis keine Theologie gibt, daß mit allem aufzuräumen ist, was auf einer geschichtlich unhaltbaren oder gefälschten Grundlage, in Mißverständnis des in seiner Substanz unveränderlichen Dogmas von menschlicher „Wissenschaft" aufgetürmt worden ist; daß jede Sanierung unserer kirchlichen Verhältnisse von einer geläuterten Einsicht in den historischen Prozeß der kirchlichen Entwicklung ausgehen muß[1])." Noch charakteristischer ist in diesem Zusammenhang folgender, in einem feierlichen, Augenblick gegen Schemann getaner Ausspruch, in dem Kraus träumte von „einer neugermanischen Religion, die den erleuchteten Katholiken und den erleuchteten Protestanten von heute als das gleiche vorschwebe und sich, vielleicht nach Jahrhunderten, finden werde, wenn einmal die Überschätzung der materiellen Werte nachgelassen haben werde[2])."

V. Lagardes Weltanschauung.

Was die philosophischen Anschauungen Lagardes angeht, so kann bei seiner subjektiv-persönlichen Art und seiner leicht abschweifenden Denk- und Schreibweise von einem irgendwie gearteten System nicht die Rede sein. Seinen Ausführungen „liegt Anschauung zugrunde, und zwar die intuitive des echten, auf den Grund schauenden Genies, verstärkt und getragen durch die Erfahrungsbelege des sammelnden Mannes der Wissenschaft[3])." Aber zu keiner Zeit seines Lebens hat ihm die Philosophie irgend etwas bedeutet. Selbst an Fichte, dessen „Reden an die deutsche Nation" beim Lesen der „Deutschen Schriften" immer wieder ins Bewußtsein kommen und dessen Einwirkungen, namentlich nach der im engeren Sinne vaterländischen Seite, am unmittelbarsten zutage treten, hat er nach Schemann nur genippt. Es handelt sich also im folgenden nur darum, ganz kurz die im wesentlichen religiös empfundenen Grundvoraussetzungen seines Denkens zu skizzieren, an denen er mit der ganzen Zähigkeit seines Temperaments festhielt, weil er sich selbst im Kern nur als der lebendige Träger und Vorkämpfer dieser Ideen empfand, dem die Aufgabe oblag, sie in die deutsche Wirklichkeit hineinzubauen.

Im Mittelpunkt seiner Weltanschauung steht der christliche Glaube an den persönlichen Gott. Diese Gottesvorstellung ist nicht deistisch verflüchtigt, sondern denkbar lebendig und wirksam mitten in das Denken und Handeln als das allregelnde und allbefeuernde Urelement eingestellt. Ausgesprochenster Theozentrismus, der freilich nicht kirchlich-

[1]) „Allgemeine Zeitung" Beilage 1901. Nr. 99. Nach Schemann ebd. S. 113.
[2]) Schemann ebd. S. 204. [3]) Schemann. S. 342.

liturgisch, sondern individualistisch-ethisch orientiert ist. So schreibt er z. B. (damit auch zugleich seine pädagogische Überzeugung bestimmend): „Das Gegengewicht gegen die Einseitigkeit des Wissens liegt nicht in der Allseitigkeit des Wissens, nicht in einer horizontalen Ausbreitung, welche stets Verflachung wird und werden muß, sondern in der auf das Ewige zustrebenden Richtung des Willens, welche den Menschen befähigt, von oben her die Landkarte zu betrachten und das Ganze darin zu übersehen, weil er über dasselbe innerlich hinaus ist, weil er es eben übersieht[1])." Nur in der Beziehung auf Gott gewinnt die Kultur Sinn und Wert. „Kultur als Selbstzweck ansehen", heißt „Götzendienst" treiben[2]). Diese religiös-ethische Urposition ist der ruhende Punkt, von dem aus sein Leben und Schaffen zu beurteilen ist. Nie hat sein sonst rücksichtsloses Freidenkertum dies in Frage gestellt. Der Relativismus, der das naturforschende Jahrhundert in die Tiefe riß, vermochte hier nichts.

Neben diesem Gottesglauben wird seine Weltanschauung entscheidend bestimmt durch eine Ideen- und Zwecklehre. Diese übernommenen Begriffe werden in Natur und Geschichte hineinkomponiert und zwar so, daß dieses Geäder trotz reicher romantischer Übermalungen immer leicht erkennbar durchschimmert. Werte sind nur dort, wo göttliche Ideen wirken, d. h. in den Individualitäten, kollektiven und personalen, Nationen und Personen. Gott spendet die mit Keimkraft ausgestatteten Samen (Ideen). „Für den Frommen ist jedes Begegnis seines Lebens ein Wort Gottes, das nur an ihn gerichtet ist und nur von ihm verstanden werden kann[3])." Der Mensch empfängt sie, streut sie aus, nachdem er das Erdreich von Steinen und Dornen gesäubert und umgegraben hat, aber nicht der menschliche Wille läßt die Saat in Gottes Luft und unter Gottes Tau und Sonne wachsen und gedeihen[4]). Im Leben jedes die Richtung auf das Gute einschlagenden Menschen wird ein Plan sichtbar. „Diesen Plan erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein und verbürgt ewiges Leben[5])." Alles „zwecklose" ist „satanisch[6])."

Letzten Endes arbeitete also wohl auch Lagarde mit den Mitteln der Hegelschen Geschichtsdialektik, der zufolge die Idee des Ganzen die Teile beherrscht, in dem Fall der deutschen Wirklichkeit also die deutsche Idee den geschichtlichen Verlauf in einer mehr oder weniger zwangsläufigen Form aus sich hervortreibt. Trägt die deutsche Idee den Gedanken der Berufung zur Herrschaft in sich, dann fordert eben die universalgeschichtliche Ethik, daß dieser Beruf auch erfüllt werde, daß wir alles tun müssen, um diesen Beruf zu fördern.

Die Ideen- und Zwecklehre Lagardes findet ihre Ergänzung und Vollendung in dem Ideal des „Reiches Gottes", das freilich nicht den ausgesprochen endzeitlichen und übernatürlichen Charakter trägt wie die katholische Reichgottesidee. Es enthält drei grundlegende Glaubenssätze: Die Menschen sind „zum guten Gotte hin Geschaffene[7])," das ist das Endziel. „Die Welt ist ein zum Ziel (zu Gott) geordnetes Ganze." „Alle Güter

[1]) Nach Daab: Paul de Lagarde. S. 191.
[2]) Deutsche Schriften. S. 127. [3]) ebd. S. 139. [4]) ebd. S. 314. [5]) ebd. S. 236. [6]) ebd. S. 327. [7]) ebd. S. 107.

sind Organe desselben Ganzen und darinnen nie widereinander[1])." „Das Gute ist Harmonie." Das ist der Gedanke der Organizität, der Harmonie des Seienden, der den inneren Stil darstellt. Da er den geheimnisvollen Prozeß der Begnadung durch Christi Erlösung nicht recht zur Geltung kommen läßt, glaubt er die Erreichung dieses in unendliche Ferne verschwindenden Zieles auf dem Wege der Entwicklung, des Fortschritts, der Erziehung des Menschengeschlechtes suchen zu müssen. So bestimmt er denn das Reich Gottes als „eine plan- und zielmäßige Erziehung der einzelnen Menschen, der Völker und des menschlichen Geschlechtes[2])." Im Gegensatz zu dem von unten nach oben ausreifenden Staate Hegels bekennt er aber doch ausdrücklich, daß „das Reich Gottes von oben nach unten regiert wird[3])." Das Wesentliche ist, daß es stets im Flusse bleibt. Alles Fertigsein ist wertlos. „Fertige Kultur hat gar keine Beziehung zu Gott", darum keinerlei ethisch-religiösen Wert[4]). Das Ganze, was hier gemeint ist, wird auch beleuchtet durch seine Begriffsbestimmung dessen, was Religion ist: Religion ist „im wesentlichen Sinn für Realität und prägt ihren Kindern nichts so tief ein wie den Ekel vor Stellvertretern des Wesentlichen[5])."

Entsprechend seinem nationalen Grunderlebnisse und seinem einseitigen Individualismus kam er zeitlebens nicht recht davon los, einseitig nur die Polyphonie des Gottesstrebens zu betonen und in dieser Vielstimmigkeit wieder einseitig den deutschen Ton herauszuhören, das in der Tiefe mitklingende Unisono aber unberücksichtigt zu lassen. Abgesehen von dem Abgleiten ins Zeitbedingte, wie es durch seinen Evolutionismus und Nationalismus dargestellt wird, scheint Lagarde doch ein recht bemerkenswerter Vertreter des Ideenkonservatismus zu sein, der sich fernhält von dem Götzendienst des Vergangenen und den Kulturschlagworten des Tages, dessen organisches Denken den Seelen nicht schadet, weil es nicht im Staate, sondern in Gott zentriert ist, weil es nicht einseitig aus der Anschauung der Natur, sondern aus der Ergreifung der das Wesen der Dinge ausdrückenden Ideen erwachsen ist. In der Idee faßt sich auch das Abgeglittene und Auseinandergezogene jederzeit leicht wieder zu dem Vertikalismus der notwendigen Entscheidungen.

VI. Lagardes Persönlichkeit.

Lagardes innerster Lebensnerv war Idealismus, wenn „Idealismus überall da ist, wo der Mensch aus innerem Bedürfnisse wider seinen eigenen Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt." Er geht sogar soweit, seinen Fall zu verallgemeinern und zu sagen: „Das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden: nur dadurch, daß er dies tut, unterscheidet er sich vom Tiere." Idealisten seien nicht Leute, die „über eine möglichst gute, aber mit ihnen nicht zusammenhängende Welt träumen", sondern solche, die „selber Wurzeln der Zukunft sind; die nicht schelten, sondern geduldig warten . . . Unser Genie ist die Geduld und die Kraft zu leben[6])." „Der einzelne wird sein Leben lang die Pflicht haben, andern zu dienen, wo er kann[7])." Das tat

[1]) Deutsche Schriften. S. 12. [2]) ebd. S. 236. [3]) ebd. S. 329. [4]) ebd. S. 127. [5]) ebd. S. 107. [6]) ebd. S. 376. [7]) ebd. S. 127.

er; denn auch seine gelehrten Polemiken z. B. faßte er so auf: „Jeder, der die Wissenschaft gegen den Einfluß des Neides, der Kameraderei und der Unehrlichkeit verteidigt, leistet seinem Vaterland einen Dienst[1])."

Lagarde war das Gegenteil eines vertrockneten Gelehrten. Tat, lebendig quellende, zukunftschaffende Tat, das war immer wieder sein Ziel und seine Mahnung. Die eigene Natur trieb ihn dazu, der Fichtesche Einschlag verstärkte diesen Trieb. Die, in deren Lebensmittelpunkt ein Buch oder Bücher stehen, nennt er krank. „Gegen solche Krankheit hilft nicht, daß man ein anderes Buch an die Stelle des untauglich befundenen setze: gegen diese Krankheit hilft nur das Leben. Glücklich aber müssen sich alle fühlen, die aus der gefrorenen Verwesung in die wohlig warmen Wellen tatsächlichen Lebens versetzt werden. Und keine Reue wird die bedrücken, welche sich vom Leben haben helfen lassen[2])." Nur dem Willen Gottes gegenüber verlangt er demütige Beobachtung. Sobald die Erkenntnis des Gottgewollten gewonnen ist, kennt er nur noch rücksichtslosen Kampf um die der Idee gemäße Form, um die Verwirklichung. Denn der Mensch ist ihm in erster Linie „geschichtliche Kraft", nicht Besitzer und Genießer von Begabung, Reichtum oder Kultur. Wer so auf Erreichung idealster Ziele eingestellt ist, muß Asket werden. Und das war Lagarde zeitlebens nicht nur in seinen Anforderungen an andere, sondern vor allem auch in seiner eigenen Lebensführung. Interessant ist in diesem Zusammenhang, um nur eins zu erwähnen, seine Gegnerschaft gegen Bayreuth, weil er befürchtete, daß Kunstschwelgerei „der herben Selbstbesinnung und seelischen Kasteiung, die er sich als Vorbedingung jeder deutschen Wiedergeburt dachte, entgegenwirken könnte[3])." „Wohin", so klagt er bitter, „der herbe Zug der Weltentsagung in diesem Zeitalter des hastigen, freudelosen, narkotisierenden Genießens."

Lagarde war nichts weniger als aus einem Guß. Er war nach Natur und Schicksal ein Mischprodukt, um nicht Kunstprodukt zu sagen, voller Zwiespältigkeiten, dem es selten gelang, die Widerwärtigkeiten des Lebens und die Dummheiten der Menschen von der Höhe eines abgeklärten Standpunktes zu betrachten. So kontrastiert bei ihm z. B. ein reichlich Teil Gefühlseligkeit oft seltsam mit seinem bis zur Erbarmungslosigkeit gehenden Niederhalten des Gefühls in seinen Kämpfen aller Art[4]). „In frühester Jugend krumm gezogen", vermochte er nicht, ein gerader Baum zu werden. Er war aber doch eine Individualität, eine starke sogar; denn nicht auf die Reinheit und Ausgeglichenheit kommt es in diesem Betracht zunächst an, sondern auf Ursprünglichkeit der Empfindung und Stärke der Geltendmachung. Und wenn R. M. Meyer meinte: „er schwärmte und focht für den Individualismus, nicht weil er selbst eine Individualität im großen Sinne des Wortes gewesen wäre, sondern weil er es gern hätte sein wollen[5])," so ist das offenbar ein Ressentimenturteil. Eine Individualität und Persönlichkeit war er; und daß er trotz seiner Krummheit und Verwachsenheit aus ihr heraus noch soviel rechtwinklige Arbeit geleistet hat,

[1]) Nach Schemann. S. 324.
[2]) Deutsche Schriften. S. 321.
[3]) Schemann. S. 378.
[4]) Deutsche Charaktere. S. 333. [5]) ebd. S. 202.

bleibt sein unvergänglicher Ruhm. Den Individualismus und Aristokratismus verkündigte er aus ganz andern Gründen, nämlich deshalb, weil er in ihm den Kern des deutschen und christlichen Wesens sah[1]). „Starre Unbeugsamkeit, rücksichtslose Weltunklugheit, naive Bekundung des Selbstbewußtseins" sind Züge seines Charakters, die ganz das bieten, was Romain Rolland in seinem „Johann Christoph" darstellen wollte. Daß er oft in Härte, Schroffheit, Bitterkeit, krankhaftes Mißtrauen, Übertreibung und Heftigkeit verfiel, seine Ansichten ins Lächerlich-Utopische, ins Phantastisch-Überfliegende ausmalend steigerte, darf uns nicht die Erkenntnis trüben von der tiefen Originalität, der Sachlichkeit, dem Pflichtbewußtsein, der Treue, der Reinheit und verschämten Güte dieses seltenen Mannes. Schemann, der so tief in seine Seele gesehen hat, führt das herrliche Wort von ihm an: „Es ist das Glück guter Menschen, daß sie durch ihr bloßes Dasein einen Tempel um sich bauen, in dem der Stumpfeste andächtig, der Härteste weich wird", und meint, es leide keinen Zweifel, daß er damit eigenes Wesen zum Ausdruck gebracht habe.

Es zeigt sich überhaupt bei näherem Zusehen, daß er trotz seiner „ungemessenen Subjektivität" tiefe Einsicht in das urgegebene Maßverhältnis von Form und Inhalt hatte. So betonte er z. B. den Unterschied „unserer deutschen nur auf den Geist ausgehenden Art von der altgermanischen", die in dem „gebenedeiten Eiland" (England) noch erhalten sei. Er bekannte sich zu dem uralten, klassisch-katholischen Satz, „daß in der Geschichte kein Geist ohne Leib und kein Leib ohne Geist wirken kann[2])." Das Vaterland ist ihm „der irdische Leib einer Idee". Er haßte die „buntscheckige" Bildungspflege, das „Charivari", das „Kehricht", das barbarische Nebeneinander „verschiedener mehr oder weniger netter oder gar notwendiger Dinge", und verlangt dafür eine „Polyphonie", „ein Reich von Idealen[3])." Aus klassischem Formgefühl heraus verwarf er jedes „abstrakte, inventarisierte" Ideal. Das Ideal muß „den Charakter höchster Persönlichkeit" tragen. Männer „aus denen eine Idee leuchtet und kämpft" sind Ideale. Die organisierende Kraft des von ihm geschauten, wenn auch nur recht unzulänglich verwirklichten Persönlichkeitsideals hat er ausdrucksvoll so zusammengefaßt: „Jeder, der energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerk zu spüren, tritt eben durch das Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, das heißt ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt: er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und freilebt, Mittelpunkt für andere wird, und weiteren Kreisen wenigstens einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines innern, nirgends

---

[1]) Die Erarbeitung der inneren deutschen Einheit kann nur „durch Rückgreifen auf den echt deutschen Individualismus unserer Väter" geschehen. (Deutsche Schriften. S. 86.) Rom, „weil es heidnisch war, hatte von dem unermeßlichen Werte der Person keine Ahnung." (ebd. S. 327.) Der Aristokratismus hing mit einem gewissen „Reinlichkeitsgefühl" zusammen, das ihn „den Schmutz der Straße und die widerliche Leugnung des Bestehenden" ablehnen ließ. (ebd. S. 6.) „Weil das Gute Harmonie ist, darum liegt in uns, den zum guten Gotte hin Geschaffenen, der Trieb Künstler zu sein, und eine lebhafte Abneigung gegen die Mechanik." (ebd. S. 107.)

[2]) Deutsche Schriften. S. 8. [3]) ebd. S. 379 ff.

als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt[1])." Oder noch schöner, wo er das Reich Gottes von hier aus sich fortgesetzt denkt: „An das Lernen der Geschichte des Reiches Gottes (seit der Urzeit, das ist ihm Theologie!) muß sich in dem Maße, in welchem rücksichtslos mit ihm Ernst gemacht wird, ein Wachsen des Reiches Gottes selbst, zunächst in den Lernenden, und durch die Verklärung ihrer liebenden Seelen in allen mit ihnen in Berührung Tretenden anknüpfen[2])."

Nur in diesem organischen Zusammenhang mit dem lebendigen Reichgottesideal gewinnt die Persönlichkeit Lagardes, glaube ich, ihre volle Bedeutung. Nur in diesem höheren Tatzusammenhang kann sie gerecht beurteilt werden. Für sich allein, nur nach ihrem Einzelsein und Einzeltun betrachtet, wirkt sie unbefriedigend. Verlegt man die Achse in den Kern dessen, was Lagarde zeitlebens zutiefst gewollt hat, so wächst seine Gestalt um so mehr ins Große, je mehr die Umwelt, vom Zeitgeist zerfressen sich gerade von diesem Ideal abwandte, um in Nützlichkeitserwägungen und Machtgelüsten, in Kunst- und Kulturverzückungen sich zu vergessen. Sagen wir dem unglücklichen Kämpfer Dank, daß er das Bewußtsein wachgehalten hat von der Bedeutung des Ewigen als Korrektiv und Erfüllung des Zeitlichen, von dem Wert der Ideen und Zwecke, die die Gottdurchwirktheit der Welt bezeichnen und das menschliche Planen vor dem Versinken in Sinnlosigkeit bewahren. Es ist Wissen um verklingende tiefste Wahrheiten, dem nur eines fehlt: die Verankerung in einem organischen Ganzen, das täglich uns das Notwendige in sicherer Zielführung nahebringt und durch gnadenvolle Einbeziehung unseres aufgeopferten Willens in das Reichgotteswerk uns zu innerer Freiheit und jugendlicher Freude verhilft.

---

[1]) Deutsche Schriften. S. 119. [2]) ebd. S. 357.

Peter Cornelius und die Romantik

Von Eduard Firmenich-Richartz

(Fortsetzung.) Von den feinersonnenen Allegorien im Geschmack des Klassizismus, jenen Szenen und Gestalten aus dem Kreis der griechisch-römischen Mythologie wandte der junge Peter Cornelius sich ganz unvermittelt der Verbildlichung deutscher Sagen und Legenden zu. Doch es waren zunächst äußere Ursachen, die solchen Wechsel herbeiführten. Trotz hoher Bewertung des geistigen Gehaltes einer jeden Komposition stehen rein künstlerische Gesichtspunkte überall in erster Linie. An eine unmittelbare Beeinflussung seines Schaffens, der Erfindung und Formengebung durch die gleichzeitige Literaturbewegung der Romantik weiß sich Cornelius selbst durchaus nicht zu erinnern. Bescheidene Bilderbeilagen zu Almanachen, Darstellungen zu Legenden und Volkssagen wurden nicht aus der gesamten Art seiner Phantasietätigkeit bestimmt, sondern entstanden als Gelegenheitsarbeiten aus materieller Not und durch freundliches Entgegenkommen für Amalie von Helvig-Imhoff, die anmutige Dichterin und Herausgeberin*). Sulpiz Boisserée beklagt in seinem Schreiben an Goethe vom 20. Dezember 1812 geradezu diesen neuen Nachweis, daß Kunst nach Brot geht und der junge Maler zuerst mit solchen Bildchen für ein poetisches Taschenbuch vor die Öffentlichkeit hintritt, indessen „diese kleine vorübergehende Erscheinung wird wohl weder einen guten noch einen schädlichen Einfluß auf ihn haben". Die schöngeistigen Schwestern, Freiinnen von Imhoff in Heidelberg, schmeichelten sich, daß persönliche Eindrücke für den feurigen jungen Künstler bestimmend gewesen. Amalie schreibt an ihren Vetter Fritz von Stein in Weimar am 16. September 1811: „. . . . Noch von einer andern neuesten Unternehmung muß ich Ihnen ein paar Worte sagen; nähmlich von der zulezt von mir vollendeten Sammlung mehrerer Legenden und Sagen welche die hiesigen Umgebungen und die daraus hervorgehende Stimmung veranlaßt — der mit so viel Recht neuerdings berühmte La Motte Fouqué hat sich diesen Unternehmen gesellt welches seinen Hang entspricht und ein trefflicher Künstler Cornelius aus Düsseldorf hat während seines Aufenthalts bei uns auf seiner heute eben angetretnen Reise nach Italien 6 treffliche Zeichnungen dafür vollendet —**)."

„Vielleicht haben Sie von der herrlichen Bearbeitung von Göthes Faust gehört welche durch Boißerée an diesen geschikt wurden und dessen unbedingten Beyfall erhalten hat. So habe ich den Vortheil genossen mit diesen so originellen als liebenswürdigen Künstler täglich umzugehn und einen Bund auf längere Zeit mit ihm zu schließen. Durch welchen er sich als treuer Gefährte meiner literarischen Laufbahn mir angeschlossen hat.". . . . . „Wolle nur der Himmel diese reich begabte Natur schüzend in der fremden Welt bewahren in die er tritt so wird man noch viel herrliches

---

*) Vgl. Taschenbuch der Sagen und Legenden. Herausgegeben von Amalie v. Helvig. Berlin. G Reimer 1812/1817. Stiftzeichnungen mit Tusche im Staats-Kupferstichkabinett zu Stuttgart. Vgl. Franz Deibel in Palaestra XL 1905. S. 173.

**) Mitteilungen aus dem Literaturarchive zu Berlin N. F. 5 Berlin 1911—15 Nr. 22 S. 72 fg. Nr. 23, Nr. 24, Nr. 27

durch ihn hervorgehn sehn. Seine Haupt Neigung ist der altdeutsche Styl mit griechischer Form und proportion vereinigt. Sein Gretgen in Fausts Zeichnungen hat die Verhältnisse einer Venus mit der züchtigen Tracht des deutschen Bürgermädgens — Faust steht kräftig und herrlich da, alle Umgebungen gehören durchaus in jene Zeit — lassen Sie sich doch von Göthe selbst etwas davon erzählen, ich bin stolz mich in meinem Urtheil auf ihn berufen zu können. Ohne Modell noch irgend einer Beyhülfe zeichnet Cornelius was er nur will in bestimmten Umrissen hin — er scheint die ganze Welt in sich zu tragen."

Ebenso Amalie an Helvig in Stockholm, Heidelberg 24. September 1811: „. . . . . Schwester Louise ist in einer Legende als betende h. Elisabeth, vor einem Kreuz im Walde knieend, von ihm verewigt worden; die zwei Paar dunklen Augen haben sich wohl etwas tief in die Seelen geblickt . . . ." „. . . . Er war sehr bewegt beim Abschied; es schlummern große Kräfte in ihm, Rom mit seinen Kunstschätzen, seiner Natur und Anregungen im Verkehr wird sie wecken."

Wenn solche kleine Gelegenheitsarbeiten seit 1811, über die Cornelius reiche Erfindungen ausschüttete, auch eher an die Öffentlichkeit kamen (nämlich 1812 und 1817), so war der Faustcyklus*) doch früher geplant und begonnen; er nahm die ganze Seele des Künstlers gefangen.

Im Jahre 1808 hatte Goethe in einer Gesamtausgabe seiner Werke den ersten Teil des Faust vollständig veröffentlicht. Obwohl die meisten Szenen schon seit dem Faustfragment von 1790 bekannt waren, machte die Dichtung nun als Ganzes doch den größten Eindruck. Auch Leser, die in die Tiefen dieser Gedankenwelt nicht einzudringen vermochten, berauschten sich an der Fülle, lebendigen Anschaulichkeit und Kraft dieser Sprache; die Gestalten in scharfen Kontrasten regten alsbald Stift und Pinsel zur Fixierung an. Carl J. Mosler behauptet, den Cornelius auf einen solchen Gegenstand hingewiesen zu haben, dessen Kunst stets zur Illustration des Dichterwortes berufen schien. Rat und Zuspruch waren entbehrlich; der Maler hat auch sonst im Freundeskreis gern seine Pläne besprochen, bildnerische Vorstellungen in Worte gefaßt und umschrieben. Was ihn diesmal zu zeichnerischer Bewältigung der Szenen und Charaktergestalten hinzog, war neben der eigenen Ergriffenheit beim Drang des Nacherlebens vor allem das echtdeutsche Wesen der Faustdichtung. Cornelius glaubte sich Goethe wesensverwandt, er blieb geneigt, ähnliche beherrschende Vorstellungen und sogar eine verwandte Entwicklung beim deutschen Dichterheros wie bei sich selbst vorauszusetzen. Später im Gespräch mit Max Lohde hat Cornelius diese Annahme besonders zugespitzt und mit Goethes erstem Urteil über sein befreiendes Jugendwerk, seine Faustillustrationen in Verbindung gebracht. Auf die abweisende Beurteilung einer Wiederaufnahme mittelalterlicher Formen und Stil-

*) Bilder zu Goethe's Faust von P. Cornelius, gestochen von F. Ruschewehy und Julius Thäter. Frankfurt 1816. Vgl. Karl Simon: „Aus Peter von Cornelius Frankfurter Tagen." Zeitschrift f. bild. Kunst N. F. XXIX 1917/18 S. 182 fg. Rudolf Schrey unternahm die Herausgabe von Faksimile-Reproduktionen der Federzeichnungen im Städelschen Kunstinstitut. — Dr. Alfred Kuhn: Die Faustillustrationen des Peter Cornelius usw. 12 Bl. Berlin. D. Reimer 1916.

Peter von Cornelius/Grablegung



(Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

gesetze durch den „Kunschtmeier", der dies den „Aberglauben in die Kunst bringen" nannte, habe Goethe gesagt: „Laßt mir den in Ruh', der kommt schon zurecht; steht gerade vor derselben Schmiede, wie ich in meiner Jugend!" Nun — und allerdings, hätt' er seinen Goetz in griechischem Tragödienstil halten wollen, wie der verschrobene Kopf — Kroneck, glaub' ich, heißt er — so wär's Nichts geworden und hätt' ich den Faust griechisch machen wollen, wär's Unsinn gewesen." „Ja, der [Goethe] hat mir über meinen Faust damals Dinge geschrieben, die ich selbst wußte; ich wollte ganz deutsch sein und wählte absichtlich diese Form, ebenso wie er die seinige im Götz . . ."

In den „Gesprächen" fände sich dies freilich nicht, aber es seien doch nach Eckermanns Mitteilung des Dichters eigene Worte*).

In den Faustillustrationen ist sich Peter Cornelius seiner Wesensart bewußt geworden. Spröde und schwerflüssig ist die Kunst des großen Zeichners stets gewesen, sie ward geleitet durch weitreichende Reflexionen. Das Schaffen vollzieht sich nicht bei ihm wie bei anderen Hochbegnadeten aus angeborenem Schauen und Können, sondern grüblerisch sucht und wählt er aus dem überkommenen Schatz zu den gegebenen Idealgestalten die künstlerischen Erscheinungsformen. Sein Temperament waltet mächtig, doch sein Verfahren ist eine strengkritische Geistesarbeit, sein Weg eine Durchdringung des Stoffes nach historisch-ästhetischen Grundsätzen. Große Vorbilder bleiben ihm stets vor Augen; ohne die Kupferstiche von Albrecht Dürer und Markanton, ohne die Fresken von Luca Signorelli, Raffael, Michelangelo, Giulio Romano, ohne die Antike wäre Cornelius niemals zu seinem Monumentalstil gelangt. Seine Vorstellung ist ganz gesättigt vom Geistesgut jener anderen Meister, aber mit ungeheurer Spannkraft weiß er doch das Fremdartige zu verarbeiten und nach umfassendem Plan die jedem Gegenstand innewohnenden Ideen zum höchsten künstlerischen Ausdruck zu bringen.

Bei Goethes Faustdichtung lockte ihn die Wucht der dramatischen Handlung, die sich in eine Figurenverknüpfung zusammenfassen, vorzeigen ließ, dazu der Reichtum verschiedenartiger Charaktere. Neben herzergreifend schlichten Menschen, deren Wesen dem Künstler sogleich nahe und zugänglich erschien, stehen Figuren, die aus Symbolen und Begriffen Gestalt und Natur annahmen. Goethe, der aus eigenen Erinnerungen an das Leben in der alten deutschen Reichsstadt schöpfte, die eigene Jugend mit ihrer Sehnsucht, ihren Träumen und Leidenschaften in die Dichtung hineinwob, will uns heute deutscher und urwüchsiger hier erscheinen als die mit bewußter Absicht in Dürers Geist gesehenen und auf den Prospekt altertümlicher Örtlichkeiten hingebannten Gestalten des Cornelius, die in Maske und Kostüm gelegentlich sogar an recht bescheidene Theaterrequisiten von vorgestern gemahnen. Groß bleibt immerhin die Schilderung des in seelischen Tiefen aufgewühlten Menschentums in diesen Auftritten; es ist zum erstenmal der wahre Cornelius schon, der nach heißer Anstrengung aus jedem Motiv, jeder Miene und Geberde Wille und Rede der Personen zur klaren Anschauung bringt, der alles auf die letzte Formel festzulegen

*) Max Lohde: Gespräche mit Cornelius. Zeitschrift f. bild Kunst III 1868 S. 3 fg.

trachtet. In solcher Umschreibung des schildernden Wortes in scharfumrissenen zeichnerischen Figuren, an denen man jeden Sinn und Zusammenhang ablesen sollte, bekundet sich die Befähigung des Schöpfers einer neuen deutschen Monumentalkunst. Die Mitwelt empfand diesen Stil als abgeleitet, als verspäteten unfruchtbaren Schößling am Stamm Albrecht Dürers. Dem Betrachter fehlt die Gewißheit, daß sich der Zeichner leicht und ungebunden in der Welt eigener Vorstellungen freudig ergeht. Wenn es Cornelius auch gelingt, für das gewaltige Pathos der Schlußszene, das sinnige Zwiegespräch der Liebenden im Garten, die einsame Klage, Not und Angst Gretchens oder für die Schauer einer spukhaften Nachtwelt treffenden Ausdruck zu finden, so blieb ihm doch jener Humor versagt, der sich ungesucht einstellt. Alle jene zufälligen Nebenzüge aus der Wirklichkeit fehlen, die das Bild erst in unserer Vorstellung runden. Der unerbittliche Drang nach Ausdruck in Mienen und Geberden bewirkt leicht die harte Verzerrung. Was Goethes Gestalten in so wundersamem Maße eigen, das innere aus sich selbst weiterwirkende Leben, wird man in der Nachschöpfung des Cornelius vermissen. Die Figuren bemühen sich aufdringlich in jedem Hergang den Text der Dichtung zu veranschaulichen. Der Zeichner verfährt hier wirklich deskriptiv nach dem Vorgang der Primitiven; er häuft redende Zutaten, Anspielungen und verbildlicht den Verlauf der Handlung.

Eine schwierige Aufgabe war es sogleich, die Schwüle und den geilen Frühlingsdrang im Hexenwesen der Walpurgisnacht malerisch zu erfassen. Eine Schilderung, die weiter ausgreift, hätte die Stimmung der Landschaft „Harzgebirg, Gegend von Schierke und Elend" in die Darstellung einbeziehen müssen. „Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe — Des rothen Monds mit später Gluth heran, — Und leuchtet schlecht, — Daß man bei jedem Schritte — Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!" „. . . . Seh' die Bäume hinter Bäumen, — Wie sie schnell vorüber rücken, — Und die Klippen, Die sich bücken, — Und die langen Felsennasen, — Wie sie schnarchen, wie sie blasen!" — Der Formalist steht hier machtlos; er sammelt nur Einzelzüge und hält sich schlichtweg an den Wortlaut der Verse. Faust und Mephistopheles an der Bergwand folgen dem Irrlicht und stemmen sich mit gesammelter Muskelkraft gegen den Druck der „Windsbraut". — „Du mußt des Felsens alte Rippen packen; — Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft." — Schwärme von Fledermäusen und Eulen huschen auf ausgespannten Flügeln dicht über ihren Köpfen: „Uhu! Schuhu! tönt es näher." — Zu Füßen drängt ein flinkes zappelndes Gewimmel: „Sind das Molche durchs Gesträuche? — Lange Beine, dicke Bäuche!" . . . . . „Und die Mäuse, — Tausendfärbig, schaarenweise — Durch das Moos und durch die Heide!" — Der nordische Spuk der durch den ganzen nebelerfüllten Luftraum zum Brockengipfel fliegenden Hexen schien auch Sulpiz Boisserée als Aufgabe der bildenden Kunst nicht ganz unbedenklich. Der Gegensatz wurde für den Anfänger, der soeben erst die Schule des Klassizismus verließ, verhängnisvoll.

Besondere Überlegungen waren notwendig zur deutlichen Darbietung des gesamten Herganges in der Nachtszene Valentins Tod, „Straße vor Gretchens Thüre". Die Mörder entfliehen. Gretchen ist zweimal dar-

gestellt. Sie ist in der anmutigen Gestalt zu erkennen, die links auf die Treppenbrüstung sich stützend hinabschaut. „Gretchen (heraustretend): Wer liegt hier? Volk: Deiner Mutter Sohn." — Und sie hört händeringend, von Frau Marthe's Arm umfaßt, den Fluch des sterbenden Bruders an. Mit Vorbedacht gewählt ist auch die redende Geste Valentins: „Mein Gretchen, sieh! Du bist noch jung" —, ebenso die mahnend aufwärtsdeutende Bewegung der Alten. An der Kirchenwand im Hintergrund fehlt selbst nicht Mephisto's „Kätzlein schmächtig, — Das an den Feuerleitern schleicht — Sich leis' dann um die Mauern streicht; . . . ."

Auch bei der ersten Begegnung vor dem Dom ist Anrede und abweisende Erwiderung restlos zur Anschauung gebracht. Die Geste wirkt bei Faust mit dem lüsternen Ausdruck der Mienen geradezu aufdringlich und Goethe meinte später „Cornelius' Faust würde weit eher für einen französischen Kavalier der Pariser Boulevards als für einen deutschen Doktor der Philosophie gelten können, während wir dem Faust des Franzosen [Eugen Delacroix] etwa vor dem Münster in Straßburg zu den Zeiten, als er noch zu Deutschland gehörte, zu begegnen meinen." Als Musterbeispiel einer Komposition, in der jeder Zug eine gewaltige Sprache führt, muß die Kerkerszene bei Cornelius gelten. In dem schützenden Engel trifft der Einfluß des Luca Signorelli mit dem Dürers zusammen.

Überall fällt auf, wieviele Köpfe im Profil erscheinen. Das Bemühen richtet sich dahin, die Gestalten in scharfem Umriß voneinander abzuheben, wie bei einem Schattenspiel in der Fläche auszubreiten und gegeneinander in Wirkung zu setzen. Kompositionen wie „Faust und Mephisto am Rabenstein" wären selbst noch aus einer Scherenschnitt-Reproduktion in allen Einzelbezügen klar und sofort kenntlich. Bestimmte Absichten sind auch im Liniengefüge des Faltenwurfes der Gewänder verfolgt; sie wurden mit Sorgfalt gelegt, oft entwickeln sich Haufen von Stoffmassen, Zipfel flattern hinter den Figuren, die Säume winden und ringeln sich ineinander.

Bei eindringlichem Studium Albrecht Dürers sind Gestalten und Motive doch nicht geradehin abgeschrieben. Das Vorbild wird innerlich verarbeitet. Die wenigen Porträtköpfe im Kupferstichwerk des Nürnbergers in ihrer herben zeichnerischen Erfassung als scharfprononciertes Charakterbild scheinen den größten Eindruck auf Cornelius gemacht zu haben, sie ließen sich leicht in fremder Sphäre verwerten. Der Kopf des weinfrohen Siebel in Auerbachs Keller erinnert ein wenig an das Bildnis des fettgedunsenen Willibald Pirkheimer (B. 106) und beim Faust schwebt ihm bald Melanchthons vergeistigter Profilkopf vor (B. 105) oder auch Dürers gemalte Selbstporträts, in Tracht und Haltung, „wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte". Der zottige höllische Pudel hinter Faust's Schreibpult ist dem gelagerten blinzelnden Löwen des „Hieronymus im Gehäus" (B. 60) nachgebildet und nach eigenem Geständnis hatte der Künstler während dieser Arbeit Strixners neue Lithographien nach Albrecht Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian von 1515 beständig in der Werkstatt und benutzte fleißig diese Reproduktionen, vornehmlich allerdings erst in Rom beim Entwurf des Titels und des Widmungsblattes, Goethes „Vorspiel auf dem Theater". Die Figuren sind hier in enggedrängte Haufen zusammengefaßt. Der

Dichter sitzt sinnend auf den mächtigen Foliobänden jener Werke, Götz, Werther und Egmont, die der vaterländischen Gesinnung am meisten entsprechen. Der Illustrator blickt ihm über die Schultern, Direktor und lustige Person reden auf ihn ein. Figuren der deutschen Tierfabel werden auf dem Gestänge des Bühnenzeltes sichtbar; alle Darsteller stehen schon auf den Brettern. Die Gruppen verbinden und umwuchern Ranken im Geschmack der Spätgotik. Auch im Titel folgte Cornelius konsequent Albrecht Dürers Beispiel, indem er die Figuren als Rahmen übereinander türmt und dann mit Ranken und Schreiberschnörkeln die scharfumrissenen Gestalten umspinnt und in Einklang setzt mit den Lettern des Schriftfeldes.

Sulpiz Boisserée mußte den Plan des befreundeten Künstlers, in Anlehnung an Goethe's Faustdichtung altdeutsches Wesen neu zu erwecken, lebhaft begrüßen. Er hat bei der Arbeit beratend und fördernd eingegriffen, weit mehr wohl wie heute aus Aufzeichnungen feststeht. Diese Mitwirkung des Kenners mittelalterlicher Kunst wird deutlich bei näherer Betrachtung gegenständlichen Beiwerkes auf den Zeichnungen, vor allem architektonischer Einzelglieder und der Ansichten von Bauten im Hintergrunde der Szenen. Innenräume sind einheitlich disponiert und besonders überraschen die Aufrisse romanischer Bauanlagen. Die Funktionen und Formen der einzelnen Bauglieder sind im wesentlichen schon richtig erfaßt und hier dürfte eine Anleitung persönlicher Art wohl unbedingt vorauszusetzen sein.

Erst eine genaue Betrachtung und Vergleichung der Turmanlagen von St. Martin, St. Aposteln und St. Andreas zu Köln befähigte den jungen Maler zur Durchbildung des Architekturstückes als Folie der Gartenszene, eine Ansicht, die im Gesamtumriß ein wenig an die Pfarrkirche St. Maria Lyskirchen erinnert. Der romanische Turm mit angelehntem Treppenaufgang, in seiner Gliederung — die bogenumrahmten Schallöffnungen, Blendbögen auf Konsolen, Gesimse, Bogen- und Plattenfries — entspricht in sorgsamer Linienführung durchaus den Forderungen des Stils. Ein klares Verständnis in der Unterscheidung spätromanischer spitzbogiger Bauformen und der Gestaltung eines hochgotischen Strebepfeilers zeigt der „Zwinger" mit Gretchen vor der Statue der Mater Dolorosa. Die Hauptmotive im Aufriß des Umganges scheinen den Arkaden am Obergaden von St. Quirin zu Neuß entnommen, doch deutet die Sauberkeit der Detailbehandlung hin auf den Anschluß an die Aufnahme eines erfahrenen Bautechnikers. Die Schilderung der gesamten Örtlichkeit bei der Szene „Gretchens Ohnmacht im Dom" — „Die Mauern Pfeiler — Befangen mich! — Das Gewölbe — Drängt mich! — Luft! —" wäre ohne sorgsames Studium der Krypta von St. Gereon und der Choranlage von St. Marien im Kapitol gar nicht denkbar. Die Zeichnung der Kapitäle an der Blendarkatur entstand im Anschluß an Originale, im Gesamtmotiv war vielleicht das vermauerte St. Martinus-Portal an der Memorie des Domes zu Mainz vorbildlich. Die Wiedergabe gotischer Bauglieder gelingt seltener, hier überwuchert allzusehr ein oft mißverstandener Dekor, doch bringt gerade der Anschluß und die genaue Wiedergabe des Ausschnittes eines berühmten Denkmales der Gotik den Nachweis für die Art der Ausführung solcher Motive von außen.

Um das allzu Naheliegende zu vermeiden — man denkt mit Goethe zunächst an eine Stelle vor Erwins Fassade des Straßburger Münsters — wählte Cornelius als den Ort der ersten Begegnung und Anrede des Faust an Margarete auf dem Kirchgang den Platz nahe dem großen Westportal des Ulmer Münsters. Die Dichtung selbst bot hierzu nicht den mindesten Anhalt; äußere Gründe müssen bestimmend gewirkt haben. Und doch, der erste Blick auf die Federzeichnung oder eine der Stichreproduktionen schließen jeden Zweifel aus; es ist unverständlich, wie der Zusammenhang bisher ganz übersehen werden konnte. Es handelt sich auch nicht etwa nur um die Übernahme gewisser Einzelheiten; was im Bilde von dem mächtigen Bauwerk sichtbar wird, entstand in enger Anlehnung an den Aufriß der Fassade, der mit Sachkenntnis aufgenommen und in fehlenden Bestandteilen richtig ergänzt war. Der untere Teil der Turmansicht erscheint etwa bis zur Hälfte. Man erkennt die Westwand des nördlichen Seitenschiffs resp. der Vorhalle und den letzten Strebepfeiler von ragender Fiale bekrönt. Der angelehnte Treppenaufgang ruht auf kräftigem Mauergurt und Bogen. Das große Fenster zeigt spätgotisches Maßwerk. Ein zierlicher Blendbogenfries markiert den Abschluß der Giebelwand und endet am Turmpfeiler, dessen Massen sich ausbreitendes Stabwerk mit feinem Liniennetz umkleidet. Auch die bogenüberspannte Portalhalle und die aufsteigenden Pfosten des Mittelfensters werden noch sichtbar. Alles ist so scharf und genau abgebildet, daß ältere Kupferwerke über das Ulmer Münster als Vorlage völlig ausscheiden. Elias Fricks Ansichten reichen nicht entfernt aus, diese Reproduktion in dem Werke des Peter Cornelius zu erklären. Die Einwirkung und unmittelbare Belehrung bauverständiger Freunde und Förderer macht sich geltend.

Die Erforschung mittelalterlicher Baudenkmäler hatte damals mit festgerichteter Arbeit soeben erst eingesetzt. Im Frühjahr 1808 unternahm Sulpiz die Untersuchung und Vermessung der Baumassen des Kölner Domes zum Zweck einer wissenschaftlichen Veröffentlichung. Der Eifer galt nicht bloß dem einzelnen Monumente; die Absicht war, die Prinzipien der Stilbildung klarzustellen. Solche Bemühungen werden auch fortgesetzt, als die Brüder Boisserée im März 1810 von Köln nach Heidelberg zogen. Die sauberen Aufnahmen des Maximilian Fuchs, „den Längen-Aufriß und die Thürme vom Dom" und den Grundriß der Gesamtanlage von Schauß konnte Sulpiz während eines kurzen Aufenthaltes in Frankfurt seit dem Josephstag (9. März) 1810 dem Fürst-Primas Karl von Dalberg bei einer Audienz vorlegen. Am 8. Mai gingen die Rollen an Goethe nach Weimar ab; der Buchhändler Johann Georg Zimmer nahm sie mit auf seine Reise zur Leipziger Messe. Es waren Beweisstücke für den wundersamen Kunstfleiß und die Eigenart der Formensprache mittelalterlicher Meister, die jedermann damals überraschten. Man empfand ein heftiges Verlangen, getrieben von vaterländischer Gesinnung, tiefer in diese Schöpfungen der alten Zeit einzudringen. Sulpiz dachte sogleich an Verbreitung, an die Wirkung auf weitere Kreise. Im Sommer begab er sich nach Süddeutschland, nach Stuttgart und Tübingen, um Cotta zur Veröffentlichung solcher Denkmäleraufnahmen durch den Kupferstich zu bewegen. Sein Interesse beschränkte sich nicht auf den Kölner Dom,

nur eine an vielen Stellen gleichzeitig einsetzende Forschung und Publikation konnte die Grundlage vorbereiten für eine Erneuerung der deutschen Kunst im alten Geiste.

Als ebenso fleißigen wie verständnisvollen Mitstreber in diesem Sinne lernte nun Sulpiz in Darmstadt den Baumeister Georg Moller am 25. Oktober 1810 kennen und fand bei dem Schüler Weinbrenners schon einen ganzen Schatz sorgfältiger Aufnahmen. Man vertiefte sich gemeinsam in solche verheißungsvollen Vorarbeiten, die Grundrisse, Ansichten, Ausschnitte der Klosteranlagen von Maulbronn, Altenberg und Heisterbach, der Kathedralen von Straßburg und Freiburg, der Stiftskirche Sta. Katharina zu Oppenheim und damals reifte der Plan der Begründung eines Denkmälerarchivs als einer Zentralstelle für die Veröffentlichung von Monumenten sowohl aus dem Kreis der „neugriechischen" als der „deutschen" Bauweise. Georg Moller, der sich seit seiner Rückkehr aus Italien zu einem begeisterten Bewunderer der Gotik entwickelte, war besonders glücklich in der Veröffentlichung von Turmaufrissen mittelalterlicher Bauhütten. Nachdem er jene vielgenannte Vorlage zur Bauausführung der Nordhälfte der Westfassade des Kölner Domes in eigenen Besitz gebracht, verdankte er „die Mitteilung der kostbaren auf Pergament verfertigten Originalzeichnung zum Turm des Ulmer Münsters", Matthäus Böblingers geistvollen Aufriß, der Güte des Prälaten Schmid zu Ulm*). In seinem Werk „Denkmaehler der deutschen Baukunst" Darmstadt 1821 hat Georg Moller diesen Plan (Gesamtaufriß und Ausschnitt) zum Turm als Tafeln LVII und LVIII in Kupferstich veröffentlicht. Die Beziehungen zu dem schwäbischen Kunstfreund datieren aber schon aus früherer Zeit. In einem Schreiben Stuttgart 1. März 1814 erbittet der Prälat Schmid direkt Rat und Mitwirkung des Sulpiz Boisserée zu einer beabsichtigten Beschreibung und Würdigung des glänzenden Hauptmonumentes der Spätgotik in Süddeutschland. Es wäre wohl möglich, daß auch der Maler Peter Cornelius durch Sulpiz früh in diese Bestrebungen eingeführt wurde und die Ulmer Aufnahmen für eigene Zwecke kopierte. Im andern Fall müßte man annehmen, daß der Münchener Domeniko Quaglio, den Sulpiz Boisserée ebenfalls beschäftigte, dem Cornelius den Aufriß der Ulmer Münsterfassade zugänglich machte. In der Publikation „Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland, aufgenommen und in Stein gezeichnet von Domeniko Quaglio, Text von Aloys Schreiber. Carlsruhe 2 Bde. 1825" zeigt Tafel 17 „das Münsterportal in Ulm", doch wandte sich Quaglio erst seit 1810 der Lithographie zu und in den Winter 1810 auf 1811 werden wir auch schon die Vollendung der ersten fünf Blätter aus der Folge der Faustillustrationen des Cornelius anzusetzen haben. „Die Begegnung vor der Kirche" gehörte mit der „Walpurgisnacht" und dem „Auerbacher Keller" bestimmt zu den ersten Kompositionen. In einem Schreiben vom 5. Oktober 1811 nennt Helmine von Chézy als vollendet die Zeichnungen: „Martes Garten", „Gretchen in der Kirche", „am Rabenstein" und die Skizze zur „Mater Dolorosa". Bestimmt erst später in Rom

*) Dr. Georg Moller: „Beiträge zur Kenntnis der Deutschen Baukunst des Mittelalters" und „Denkmaehler der Deutschen Baukunst" I Darmstadt 1821.

entstanden Titel und Widmung an Goethe, der Osterspaziergang, Valentins Tod, die Kerkerszene und hier erfolgte dann auch die endgültige Ausführung des Blattes „Gretchen betend vor der Mater Dolorosa*)".

Auf solche Weise stand Sulpiz Boisserée dem jungen Meister Cornelius zur Seite, als dieser die ersten Beweisstücke seiner überragenden Künstlerschaft abgab. Er bemühte sich dann auch, dies Werk wie seines eigenen Geistes Kind, vor der Welt zur Geltung zu bringen. Goethe selbst sollte es aus der Taufe heben. Es lag nahe, die Blätter noch im Entstehen der Folge sogleich dem Dichter vorzulegen und man wählte hierfür eine verbindliche Form, die nach Möglichkeit Tadel und Ablehnung ausschloß. Ob Goethe eine so fremdartige herbe Auffassung der eigenen dichterischen Gestalten billigen werde, ob er gar mit seinem maßgebenden Gutachten für diese Leistung öffentlich eintreten könne, mußte durchaus als ungewiß gelten. Sulpiz unternahm nun klug und tatkräftig die Befürwortung. Eine Huldigung sollte auf das kritische Urteil günstig einwirken, Neues sollte der ersten Autorität in Dingen des guten Geschmacks unterbreitet werden. Die subtil gezeichneten Aufnahmen des Kölner Domes als glänzendes Beispiel deutscher Bauweise und die Faustillustrationen des Peter Cornelius gaben Sulpiz den Vorwand, sich bei Goethe einzuführen. Die überraschende Leistung des jungen Künstlers, dessen Anfänge in Weimar bekannt waren, sollte gleichzeitig bekunden, wie fruchtbar fördernd die Betrachtung der heimischen Denkmäler besonders der nordisch-christlichen Malerei auf die lebende Kunst einwirke.

Von seiner Reise nach Thüringen, Sachsen und Böhmen berichtet Sulpiz Boisserée an Friedrich Schlegel (Köln, am 31. Juli 1811): „... Außer meinen eigenen Sachen zeigte ich dem Alten in Weimar fünf Zeichnungen zum Faust, die mir der junge Cornelius von Düsseldorf (nun seit zwei Jahren in Frankfurt), an ihn mitgegeben, ganz in alter Art streng und bestimmt und fleißig ausgeführt wie Zeichnungen von Meister Dürer, dabei mit vielem Geist und Leben; auch diese gefielen ihm, ja, über alle meine Erwartungen! — und er hat dem Cornelius einen so aufmunternden rühmlichen Brief darüber geschrieben, daß der Buchhändler Wenner darüber veranlaßt worden, das Werk zu unternehmen. Es werden vor der Hand zwölf solcher Vorstellungen aus dem Faust erscheinen. Cornelius sieht sich auf diese Weise imstande, seine Reise nach Italien anzutreten. Er geht mit dem Kupferstecher, der die Blätter ausführen soll, schon im September dahin. Vorher vollendet er noch drei Blätter, wovon ich letzthin in Frankfurt schon eins fertig gesehen. Philipp [Veit] wird Ihnen wahrscheinlich von diesen wie von mehreren andern Bildern zum Faust erzählt haben. Diese vielfache Würkung des Faust auf die junge Künstlerwelt behagt dem Alten, so daß er mir sagte: „Ja, der Faust scheint ja die Menschen zu beleben; das könnte mich fast bewegen, vor allen anderen poetischen Arbeiten noch zuerst diese wieder zu ergreifen."

Die Darstellungsformen, in denen der Dichter seine Gestalten abgebildet wünschte, schienen jedoch längst gegeben, sie waren dem an der Antike

*) Professor Dr. Heinrich Finke in der Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln 1917 S. 54.

geläuterten Geschmack angepaßt. Eine schmiegsame Linienkunst sollte in gefälliger Abrundung Szenen und Charaktere schaubar machen. Ein junger Zeichner ungarischer Abkunft galt zeitweise auf diesem Gebiet als Favorit. Aussichten als der Faustillustrator nach Goethes Geschmack zu gelten, hatte Moritz Retzsch, über den sich auch der große französische Plastiker David d'Angers mit Anerkennung äußerte. In den Tag- und Jahresheften von 1816 nennt Goethe „Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch" wie gleichwertig nebeneinander. Sie „wirkten in ihrer Art das Ähnliche" wie jene früher schon beliebte „Nachbildung der älteren treulich ernsten charakteristischen Dichtkunst" in der Weise des Hans Sachs. Wegen der Wahl der Kostüme, der theatralischen Aufmachung der Szenen schien auch Retzsch hier einer Mode zu folgen, die Goethe zunächst nur als Episode, als eine harmlose Abwendung vom natürlichen Weg der Entwicklung betrachtete.

Schon bei seinem ersten Besuch in Weimar am 3. Mai 1811 wies Sulpiz auf die Arbeit des jungen Cornelius hin; als er dann zu weiterer Besprechung eigener Pläne wiederkehrte, fand er Goethe in die Betrachtung der fünf Blätter vertieft. Als erstes Manifest des zukunftsicheren treibenden Genius deutscher Monumentalkunst hat der Altmeister diese Probestücke bestimmt nicht erkannt. Eine gewisse Sprödigkeit der Formengebung, die erzwungene Art der Figurenverknüpfung in diesen Faustillustrationen forderte vielmehr pädagogischen Zuspruch und das Urteil des geläuterten Geschmackes heraus. Man erfreute sich gern an den erstaunlichen Errungenschaften in wenigen Jahren und rühmt die Präzision der Konturführung. Goethe bemerkt lächelnd die gewissenhafte Verdeutlichung des Textwortes, die Veranschaulichung jedes Herganges; doch trotz ernstlicher Überlegung und sorgsamer Wahl der Kunstmittel schien dieser „junge Mann" eines eindringlichen Rates höchst bedürftig. Mit freundlicher Nachsicht sollte er auf den rechten Weg hingeleitet werden, denn was beim ersten Anblick den Weimarischen Kunstfreunden am meisten auffiel: er schien sich in der Wahl des Vorbildes bedauerlich vergriffen zu haben. — Der Anschluß an die Werke einer vergangenen Epoche war die Ursache, daß man den neuen Geist, das Wirken des mächtigen eigenen Temperamentes bei Cornelius übersah; ein auffällig fremdartiges Kleid verbarg das Wesen dieser starken Begabung. Die Anpassung an Überkommenes schien das Wachstum zu behindern. Archaisierende Formen sind stets Kennzeichen des Niederganges, der Verzicht auf eigenes Sehen, eine perverse Leugnung vernünftigen Fortschrittes gewesen. Heinrich Meyer konnte sogleich seine Bedenken nicht verhehlen und rügte die Übernahme primitiver Gestaltung, „das angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung". Der mächtige und subtile Geist Albrecht Dürers, seine wundersame Erfindungskraft schien es, woran diese Richtung einzig zehre. Bei richtiger Auswahl und verständiger Nacheiferung sei auch „bei altdeutschem Geist, Tracht usw." doch immerhin „mehr Freiheit in der Behandlung selber" erreichbar. Goethe weist daher als Vorbilder auf die seit kurzem zugänglichen Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Max als flotte Niederschrift einer andrängenden Flut von Bildkeimen und Vorstellungen hin. Diese Veröffentlichung habe ihn so erfreut und bereichert, „daß es gut sey, wenn man alt würde, hätte er doch sonst den Dürer gar nicht eigentlich kennen

gelernt". Nachdem dann die Kompositionen des Cornelius bei Gelegenheit einer kleinen Ausstellung auch die Aufmerksamkeit des herzoglichen Hofes gefunden, schien Goethe soweit gewonnen, um die Angelegenheit wenigstens äußerlich zu fördern.

Voll Unruhe hatte Peter Cornelius sich schon an Sulpiz gewendet: (Antw. Dresden am 7. Juni [Zusatz des Sulpiz Boisserée]).

Aschaffenburg d. 29 Aprill [1811.]

Lieber Freund

Ich bin in Sorgen, daß mein Brief etwas spät eintreffen wird, woran ich aber nicht Schuld bin. Die Ursache kan ich auch aus Mangel an Zeit nicht umständlich erklären, genug und wenns meinen Kopf gegolten so hätte es doch nicht eher geschehen könen.

Ich erwarte und hoffe daß durch Euere Vermittlung doch nichts dabey versäumt werde, — Was ich noch beyzufügen für nöthig finde ist, daß Ihr S. E.: H. v. Göthe die Bemerkung macht, daß ich gesonnen sey das Werk in 2 Liefrungen jede zu 12 Blätter herauszugeben, wovon ich die erste noch in meinem Vaterlande die andre aber während meines Aufenthalts in Italien zu vollenden gedenke. — Beyläufig melde ich auch noch, daß Ich hier 2 schöne alte Bilder gefunden deren Besiz euch nicht wenig erfreuen würde wenn Sie anders des Preises wegen zu aqueriren sind. eines davon ein alter Deutscher, mir unbekannt, das ander ein Perugino. Wenn eure Rückreise über hier geht so adreßirt euch auf meinen Namen bey Proffeßor Windischmann dem eure und Euch seine Bekantschaft beyden gleich erfreulich seyn wird und der Euch die Bilder zeigen kann —

In erwartung der Dinge die da kommen sollen verbleibe

Eur

Cornelius

Xeller läßt Euch herzl. Grüßen.

beyliegenden Brief bitte zugleich mit meinem an H. von Göthe zu übergeben H. Proff. Windischman hat Ihn beygelegt [Köln, Stadtarchiv]

Die Mitteilungen des Peter Cornelius an Goethe, denen diese Zeilen als Begleitschreiben beigefügt waren, sind nicht mehr aufzufinden.

Goethe antwortete Peter Cornelius (Goethe's Werke W. A. IV Bd. 22 (1901) Nr. 6143):

Die von Herrn Boisserée mir überbrachten Zeichnungen haben mir auf eine sehr angenehme Weise dargethan, welche Fortschritte Sie, mein werther Herr Cornelius, gemacht, seitdem ich nichts von Ihren Arbeiten gesehen. Die Momente sind gut gewählt, und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen.

Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so einheimisch finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Äußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Elemente immer freyer bewegen werden.

Nur vor einem Nachtheile nehmen Sie sich in Acht: die deutsche Kunstwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Arbeiten als eine zweyte Naturwelt zum Grunde liegt, kann in sich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwicklung entgegen, die sie aber niemals, so wie es der transalpinischen glückte, völlig erreicht hat. Indem Sie also Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen; so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichsten Anlagen sich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen. Zunächst würde ich Ihnen rathen, die Ihnen gewiß schon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuches so fleißig als möglich zu studieren, weil, nach meiner Überzeugung, Albrecht Dürer sich nirgends so frey, so geistreich, groß und schön bewiesen, als in diesen gleichsam extemporirten Blättern. Lassen Sie ja die gleichzeitigen Italiäner, nach welchen Sie die trefflichsten Kupferstiche in jeder einigermaßen bedeutenden Sammlung finden, sich empfohlen seyn; und so werden sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln, und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen.

Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Technischen die Bewunderung aller derer erregt, welche Ihre Blätter sehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie fort auf diesem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber besonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt, Ihre Einbildungskraft in diese Regionen hinzuwenden und darin so musterhaft zu verharren.

Herrn Boisserées Neigung; die Gebäude jener würdigen Zeit herzustellen und uns vor Augen zu bringen, trifft so schön mit Ihrer Sinnesart zusammen, daß es mich höchlich freuen muß, die Bemühungen dieses verdienten jungen Mannes zugleich mit den Ihrigen in meinem Hause zu besitzen. Wie Ihnen Ihre Blätter wieder zukommen sollen, werde ich mit Herrn Boisserée abreden.

Leben Sie recht wohl und lassen, nach einer so langen Pause, bälder wieder etwas von sich hören.

Weimar den 8. May 1811.

Goethe.

Ein gleichzeitiges Schreiben an C. F. v. Reinhard, in dem sich Goethe rückhaltlos äußern konnte, dient zur Ergänzung (Goethes Werke W. A. IV Bd. 22 Nr. 6141):

„. . . . Boisserée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann Namens Cornelius, der sonst in Düsseldorf lebte, und sich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher durch unsere Ausstellungen bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich verwundersam sind. Es sind Scenen nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passt, und hat sehr geistreiche gutgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weiter bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen."

In die Aufzeichnungen der Tag- und Jahreshefte 1811 hat sich offenbar bei einer späteren Redaktion eine Verwechslung von Zeichnungsserien eingeschlichen, auch der Ton, die freudig dankbare Gesinnung, mit der hier einer Einführung in neue Gesichtskreise gedacht wird, spricht für eine ferne Rückerinnerung:

(Goethes Werke W. A. Bd. 36 [1893] S. 65): „.... Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unsere Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstere aber durchaus ehren- und antheilwerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Absichten, alles theilte sich mit, und man ließ sich, wie bei einer veränderten Theaterdecoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten versetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte." .... „Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach." .... „Ferner hatte derselbe Federzeichnungen, nach dem Gedichte: die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte."

Nach all' diesen fürsorglichen Bemühungen des Sulpiz Boisserée suchte nun auch Cornelius sich erkenntlich zu zeigen. Er schrieb:

Herrn Boisserée bey der Amtmännin Sartorius in Hedelberg

Lieber Freund! Nehmt es einem Maler nicht übel, wenn er nicht gleich mit der Feder bey der Hand ist; diese Leute haben fast alle den Fehler, weder Wein- noch -Waßerscheu wohl aber Dintenscheu zu seyn.

Ihr Wohlwollen, Ihr freundschaftlicher Vorschlag haben mir großen Kummer verursacht, insofern irgend eine fehlgeschlagene sehnlichst gehofte Freude, uns zum Kummer wird. Es hatt mir nehmlich gegen alles Vermuhten (der Fürst) jede fernere Arbeit für ihn aufgesagt, er der alles was nur mit dem Pinsel sudeln kan hier in Thätigkeit sezt, sezte mich aus derselben, weil ich ein Bild gemalt habe, daß durch seine Strenge und Alterthümlichen Karakter, nicht in Reihe und Glied des guten Geschmacks paßen will.

Auch kann ich Ihnen wenig tröstliches in hinsicht der gewünschten Bilder sagen. Auf das aus der Schule des Lenardo hatt einer vergeblich 30 Carolin und eine goldne repetier Uhr gebohten! es scheint dieser Mensch kenne den hohen Werth des Bildes, und wolle ihn geltend machen.

Eben so Schüz! er fodert für die Kreuzschleppung 20 Carolin, er meint die Zeit, an solche Bilder zu kommen sey auf immer vorbey und mann müße so viel Vortheil daraus ziehen als man könne. Dieses bleibt aber unter uns! — Weiter hätte ich Ihnen darüber nichts zu sagen, haben sie nun die Güte, mir ferner ihre Instruktion mitzutheilen, denn ich bin auf welche Art ich nur immer kann, zu ihren Diensten. Aber ich muß Ihnen noch sagen, daß ich in Aschaffenburg wieder zwey sehr schöne alte Bilder gefunden habe. Wovon das eine ein bloßer Flügel, einen sterbenden

Schächer vorstellent, einzig in seiner Art sein mögte. Ich habe zum wenigsten nie von einem deutschen Meister einen so schön gezeichenten Körper Hände und Füße gesehn. Unten sieht man noch zwey halbe Figuren mit sehr lebendigen und schöne Köpfe sie sind fast lebens Groß und im Van Eik'schen Styl. Das Andre ist ein italienisches Bild, man gab es für P. Perugino aus, da ich aber noch nichts von diesem Meister gesehn, so kan ich nicht sagen ob es so ist, doch daß es recht schön ist kan ich sagen. Es ist eine Madonna mit einem Kinde das mit einem Lamm spielt, die Figuren mögen halblebensgroß seyn, die Maria ist nur bis auf die Hüften sichtbar.

Ich bitte die Frau von Wollzogen aufs höflichste zu grüßen. Noch einmahl sage ich ihnen, daß ichs für die Würkung eines Unsterns halte, der von jeher über mir war, daß ich nicht in Ihrer und ihrer Bilder Gesellschaft irgent etwas schaffen kan! Die immerwährende Gegenwart dieses Gedankens, die unbefriedigte Sehnsucht nach Ausbildung und Ausübung deßen was mich füllt; haben mich krank und unthätig gem[acht].

Ich wünsche recht wohl zu leben und daß sie mich in ihrem höchst schezbaren freundschaftlichen Andenken erhalten

Frankfurt g. 13 May 1811. P. Cornelius

[Köln, Stadtarchiv.]

Fast wie ein Agent der Brüder Boisserée war Cornelius in Frankfurt und Aschaffenburg bemüht, Gemälde alter Meister aufzufinden und für deren Sammlung anzuempfehlen. Er beachtet dabei nur wenig die Gesichtspunkte, welche die Kölner bei ihrer Auswahl leiten, und läßt sich hauptsächlich durch eigenes ästhetisches Wohlgefallen an künstlerischen Qualitäten bestimmen. Die starken Charaktere ziehen ihn unwillkürlich an; die Hülle fremder Stilformen erhöht noch den Phantasieanreiz. Von Originalen großer Italiener hatte der junge Maler kaum erst etwas gesehen. Sein Urteil über das Werk, angeblich aus der Schule des Leonardo wiegt daher wenig. Das Heiligenbild, welches dem Pietro Perugino zugesprochen wurde, war die Kopie nach Raffaels feindurchdachter Komposition „die heilige Familie mit dem Lamm" in der Pradogalerie. Cornelius besuchte auch den Landschafter Georg Christian Schütz junior in Frankfurt und betrachtete dessen altdeutsche Tafeln. Wahrhaft fesselt ihn nur der Ausschnitt einer monumentalen Komposition, eine Arbeit aus van Eyck's Nachfolge und hier wieder die im wesentlichen zeichnerische Erfassung, dabei die gediegene Durchmodellierung einzelner Glieder, der herbe Ernst inbrünstiger Anteilnahme, jene unbedingte Aufrichtigkeit des alten Meisters, dazu der mächtig gesteigerte Ausdruck in jeder Miene und Geberde. Dies alles waren ihm Kennzeichen einer strengen germanischen Kunst. Cornelius fand sie in Aschaffenburg auf dem Bruchstück einer Golgathadarstellung in großen Figuren: Der tote Schächer Gesinas am Kreuze und die rechts aufragenden Halbfiguren des römischen Hauptmanns, der sein Bekenntnis ablegt und eines weiteren ergriffenen Beobachters des Erlösertodes Christi. Das Fragment befindet sich seit 1840 im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt Nr. 105.

Ein eigener Versuch nach solchen Eindrücken, das Ölgemälde: Maria thronend mit dem stehenden Jesusknaben, der kleine Johannes, eine

Traube darbietend, St. Anna und ein harfespielender Engel, brachte Cornelius bittere Enttäuschung, da der Besteller, der Fürst-Primas, die primitiven Ausdrucksformen ablehnte. In einem Schreiben, das J. F. Böhmer mitteilt, verwahrte sich der Künstler gegen den Verdacht blinder Nachahmung: „Vor allem möchte ich anschaulich machen, daß mein Bestreben keineswegs ein Beschwören eines längst abgeschiedenen Geistes ist, sondern daß ich mich nur insofern an das Alte schließe, als es Raphael gethan, als es Virgil an Homer, als es Goethe und Schiller an Shakespeare gethan. Und so ist alles Große und Herrliche entstanden, so schritt die Menschenbildung von Zeitalter zu Zeitalter, und Jahrhunderte reichten sich die Hände. Wie arm hat sich unsere Zeit das Ingenium der Menschheit gedacht, da sie sich ein Ideal machen wollte für alle Zeiten!"

Der Vorwurf und die sich anknüpfende Prinzipienfrage hatte sich dem Maler so tief eingeprägt, daß er noch 1862 zu Berlin, im Gespräch mit August Reichensperger darauf zurückkam: „Cornelius erzählte mir, wie ihn der Primas Dalberg protegirt habe. Dalberg habe ihm eine heilige Familie bestellt, dieselbe aber zu heilig und streng gefunden; er habe ihm einen Engel von der verwaschensten Modesorte als Muster vorgehalten. Cornelius sprach seine entschiedene Absicht aus, den betretenen Weg nach der altdeutschen Kunst hin nicht zu verlassen, und büßte damit die Protektion von Dalberg ein. Goethe wollte Cornelius von München nach Weimar ziehen. Goethe äußerte, die christliche Richtung sei doch so schlimm nicht, ihr habe man Dante, Shakespeare und Calderon zu verdanken." —

Gewiß, diese Komposition erscheint streng gebunden; sie entstand nach sorgfältiger Abwägung des Liniengefüges, in schlichtem Aufbau der Figuren in perspektivisch vertieftem Raum, als ob der gewissenhafte Kunstjünger den Weg der Entwicklung seit dem Quattrocento aufs Neue selbständig abzuschreiten habe. Doch es dürfte schwerer noch wie beim Faustzyklus fallen, Entlehnungen im einzelnen aufzuzeigen. Das Bild bekundet schon die Gesinnung des Nazareners, doch keine unmittelbare Nachahmung Dürers. Nur so ist es zu verstehen, wenn Carl Jos. Windischmann in Aschaffenburg in seinem Brief an Goethe die heilige Familie des Cornelius rühmt, „die im verklärten Sinn teutscher Altertümlichkeit" gehalten sei*).

Goethes Widerwille gegen jene Richtung, deren Vertreter sich auf längst verlassene Entwicklungsstufen der nationalen Kunst wieder zurückversetzten, statt die Blicke auf die unwandelbaren Normen antiker Schönheit zu lenken, kam bei dem Besuch des Sulpiz Boisserée in Weimar und der Prüfung der Faustzeichnungen des Cornelius nicht zu offener Aussprache. Persönliche Rücksichtnahme gegen sympathische Verehrer und das freudige Erstaunen über die Fortschritte des jungen Zeichners wirkten einschränkend. Im Einzelfall ließ er auch gern einige Nachsicht gelten; es war die Tendenz, die er verurteilte. Diese gedrängte Ausdrucksweise in haarscharfen beredten Konturen erschien erstaunlich, als die Frucht hoher Energie und ungewöhn-

*) Jetzt im historischen Museum zu Frankfurt. Vgl. Dr. Adolf Dyroff: Carl Jos. Windischmann (1775—1839) und sein Kreis. Vereinsschrift d. Görres-Gesellschaft. Köln 1916. S. 89. — Von Frankfurt aus d. 10. Juli 1810 empfiehlt Cornelius auch mit wenigen Zeilen seine Gönnerin „Madame Habermann" an Ferdinand Wallraf [Köln, Stadtarchiv].

lichen Fleißes und so ließ sich Goethe in reinem Wohlwollen herbei, auch hier nach Hilfe auszuschauen und zu fördern.

Literarische Erzeugnisse der Art, die werbend auftraten, hatte er schon früher mit herben Worten abgelehnt*), Ausdrucksformen und Gegenstände der Kunst gelobt, eben weil sie „von den überhandnehmenden Verirrungen auf Goldgrund unangesteckt“ geblieben. Über Heinrich Wackenroders „Herzensergießungen“ wurde schon 1802 die Meinung aufgezeichnet: Wir vernahmen, „daß ein neues Büchlein vorhanden sei, welches vielen Eindruck mache; es bezog sich auf Kunst und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derselben festsetzen. Von dieser Nachricht waren wir wenig gerührt; denn wie sollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie diese: einige Mönche waren Künstler, deßhalb sollen alle Künstler Mönche sein“. (Tag- und Jahreshefte. Goethes Werke W. A. Bd. 35 (1892) S. 140.)

Für Sulpiz Boisserée handelte es sich zunächst darum, durch die erstrebte Parteinahme Goethes für seinen Illustrator das Ansehen des jungen Cornelius so zu heben, daß ein Verleger sich bereit fand, die Zeichnungen zum Faust zu erwerben und in Kupferstichreproduktionen zu veröffentlichen. Er ließ daher „den alten Herrn das Gewicht seines Einflusses fühlen, und wie er dadurch den jungen Mann, der nach Italien gehen wolle, unterstützen könne“. Goethe gestattete Boisserée sich auf ihn zu berufen. Schon wegen der eigenen Unternehmungen setzte Sulpiz sich in Leipzig mit den ersten Firmen in Verbindung. „. . . . Cotta vor allen zog seine langen Augenbrauen finster zusammen und ich hatte Müh ihm wieder den größeren Gesichtskreis für unser Werk aufzuklären, der über ein paar Meßen auf mehrere Jahre und über Deutschland auf ganz Europa hinausgeht; er hatte über das Verboth des Morgenblatts in den Elb-Departementen und über andere augenblickliche Schwierigkeiten, die ruhige Ansicht für größere Dinge fast ganz verlohren; auch für die Zeichnungen von Cornelius zeigte er keine Aufmerksamkeit und er hatte nichts einzuwenden, als ich sagte, daß Reimer in Berlin mein kleineres geschichtliches Werk des christlich-griechischen und romanischen Bauwesens im Mittelalter unternehmen wolle; derselbe Reimer äußerte mir ebenfalls sehr große Lust zu den Darstellungen aus dem Faust, nur verlangt er nothwendig einen Text dazu, damit das Werk den Anstrich eines Buchs gewänne! ohne das könne er als Buchhändler es nicht gehörig verkaufen. Er gieng in seinem lustigen Sinn so weit, zu wünschen, daß Sie selbst einige Blätter zu den Bildern schreiben möchten, und es macht mir Spaß, Ihnen diesen kuriosen Einfall mitzutheilen.“

„An Cornelius habe ich zugleich mit Ihrem Brief wegen dieser Aussichten geschrieben, ich glaube daß er dergleichen auch schon in Frankfurth hat, und es steht wohl nur bei Ihnen, durch ein öffentliches Wort die Sache zur Ausführung zu bringen.“ „Daß ich wegen einem solchen für mich selbst, jetzt mehr wie je die Erfüllung Ihres freundschaftlichen Versprechens wünschen muß, um mein kleineres Werk in Gang zu setzen, und das größere darin zu erhalten, sehen Sie aus dem Wenigen, was ich Ihnen

*) Goethe an C. F. v. Reinhard 7. Okt. 1810 Goethes Werke W. A. Nr. 6038.

über die Verhältniße gesagt habe, und ich hoffe, Sie werden es gerne thuen . . . ." [Sulpiz Boisserée an Goethe, Dresden, am 17. Juni 1811.]

In seinem Antwortschreiben aus Karlsbad, 26. Juny 1811 (Goethes Werke, W. A. Bd. 22, (1901), Nr. (6161) berührt Goethe auch diese Angelegenheit: „. . . . Wie dem guten Cornelius zu helfen sey, sehe ich nicht so deutlich. Wie hoch schlägt er seine Zeichnungen an? und wenn sich kein Verleger dazu findet, um welchen Preis würde er sie an Liebhaber verlassen? . . . ."

Goethes Anteilnahme hatte allein schon hingereicht, den jungen Frankfurter Verleger F. Wenner zur Herausgabe der Faustillustrationen zu bestimmen. Sulpiz erhoffte noch eine öffentliche Kundgebung des Dichters. Am 1. Juli 1811 bat Cornelius in einem Huldigungsschreiben Goethe, die Widmung dieses Erstlings anzunehmen. Sein Brief strömt über in Worten der Bewunderung und Ergebenheit. In freudigem Stolz bezeichnet Cornelius seine Leistungen als „lebendige Schößlinge desjenigen Lebenskeimes", den der Dichter der Nation einpflanzte. Alles, was er an kurzen Ratschlägen an ihn gerichtet habe, berühre seine eigene Überzeugung. Seit Anbeginn seiner Arbeit habe er schon Albrecht Dürers Randzeichnungen in der Werkstatt. Er bäumt sich auf gegen alle die schlechten Seiten des Zeitgeistes, er will in der Erweckung des guten Alten nur Goethes eigenen Spuren folgen. Sobald er sich in Italien eingelebt hat, wird er nach Vollendung des ganzen Faustzyklus auch die Hauptszenen und Charaktere des Schauspiels „Tasso" zeichnen. Vielleicht gelingt es ihm dann, „ein Werk zu bilden, . . . das wie ein Schatten" Goethes „lebendigen göttlichen Gestalten folgen" darf*).

Boisserées Erwartung, daß Goethe ein Gedicht als Begleitwort zu den Faustbildern spenden werde, ging leider nicht in Erfüllung. Die Widmung des Cornelius kam in endgültiger Fassung erst in Rom im September 1815 zustande; sie strömte aus vollem dankerfüllten Herzen. Er preist den unvergänglichen Wert der genialen Schöpfung, die dauernd Herz und Geist der Menschen beschäftige. Wenn er zu Goethes Werk griff, um eine würdige Aufgabe zu finden, so geschah dies in der Überzeugung, daß die bildende Kunst vor Augen stellen solle, was noch schwankend und ungewiß im Bewußtsein der Nation lebe. Das Wort des Dichters wünschte er im Bilde zu ergänzen, die Wirkung an Unmittelbarkeit zu steigern. Dorothea Schlegel fand den Eindruck geradezu niederpressend durch dämonische Gewalt und sie schrieb voll mütterlicher Besorgnis ihren beiden Söhnen nach Rom: Frankfurt, 30. November 1816. „. . . Eins muß ich doch sagen, daß ich bei Wenner die Blätter zum „Faust" von Cornelius gesehen habe, die mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, ganz vorzüglich das im Kerker und das zu Pferde am Rabenstein; aber ich sollte keines ausnehmen, sie sind alle bewunderungswürdig vom Titelblatt bis zum Kerker. Dabei konnte ich mir aber nicht verbergen, daß dieser „Faust" kein glücklicher Gegenstand für eine so würdige meisterhafte Darstellung ist. Erstlich kann das Werk keine allgemeine Theilnahme

*) Peter Cornelius an Goethe. Frankfurt 1. Juli 1811. Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

erregen, wegen der großen Subjectivität des Gedichtes (ich rede jetzt nur von Deutschland, denn für das Ausland ist der ganze Gegenstand ja vollkommen unverständlich und uninteressant), und ferner fühlte ich ein unbeschreiblich unruhiges, trost- und lichtloses Unbehagen bei dem Anschauen dieser Bilder; ich möchte sie nicht um vieles beständig vor Augen haben — und das sollte man ja wohl eigentlich bei einem so vortrefflichen Kunstwerke wünschen. Ich mußte auch der Stimmung des Künstlers dabei mit heimlichem Grausen gedenken. Ich möchte nicht, liebe Söhne, daß Ihr Eure Phantasie mit solchen trüben, himmellosen Gegenständen lang beschäftigtet; ich glaube, man muß sehr unglücklich dabei sein. Fragt doch den Cornelius in meinem Namen darum . . *)"

Seit der Abreise aus Düsseldorf hatte Cornelius nur das einzige Ziel vor Augen, die Gaben zur Reife zu bringen, die ihm verliehen waren. Er empfand, daß er hierzu der Vorbilder, der Schöpfungen klassischer Meister dringend bedurfte, und dieser Trieb, dies heiße Sehnen machte ihn unruhig und schwermütig. So entwuchs er allmählich den Ratschlägen und Mahnungen der deutschen Freunde. Den Aufenthalt in Frankfurt hatte er selbst nur als Übergangsstufe angesehen, als eine Etappe der geplanten Romfahrt betrachtet. Seine Armut hatte ihn bisher verhindert, zu diesem Ziel zu gelangen. So beschloß er denn vorläufig — „alles Schöne und Merkwürdige recht zu beherzigen und sich zu eigen zu machen", für seine Zwecke zu sammeln und aus eigener Kraft der lastenden Not tapfer entgegenzuwirken. Dem inneren Ruf, der künstlerischen Ausbildung mußte jedes Opfer gebracht werden. Das geplante Unternehmen, der Vertrag mit dem Verleger F. Wenner öffnete ihm nun die Wege. Der Kaufpreis der Faustzeichnungen, vorläufig 100 Louisdor genügte als erster Einsatz; er sah eine Möglichkeit, durch Illustrationen zu berühmten Dichtungen das Notdürftige zu beschaffen, um in Italien seinen Studien leben zu können. Geist und Gemüt bangen und trachten nach dieser neuen Welt. Auch Goethes Gestaltungen nährten die Sehnsucht. Cornelius wußte selbst, wieviel ihm zum Erneuerer der deutschen Kunst fehle. Verließ er die drückenden Verhältnisse, umgab ihn eine glänzendere Welt, so gelang es wohl, die Befangenheit abzustreifen, Kraft, Klarheit und beredte Anmut zu vereinigen und einen freien und großen Stil zu finden. Indem er sich an Albrecht Dürer und die Stiche Markantons nach Raffael hielt, hatte er die ersten Schritte gemacht, die Routine der Schule, die gefällig fließende Linienführung französischer Manier zu überwinden. Volle Freiheit sollte ihm die Betrachtung monumentaler Kunstwerke in Rom bringen. Das Herz des jungen Malers blieb aber deutsch und der Abschied von der Heimat wurde ihm bitter schwer.

Im Herbst 1811 machte Cornelius sich auf zur Künstlerfahrt über die Alpen; als getreuer Genosse begleitete ihn der Schwabe Christian Xeller. Die Trennung bezeichnet den Beschluß eines ersten Lebensabschnittes. Neue Führer weisen auf fremde Vorbilder. Der Blick weitet sich. Die weiche Schmiegsamkeit gotischer Linienführung, wie die herbe Gewissen-

---

*) Dr. J. W. Raich: Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn u. deren Söhne Mainz 1881 II Nr. 324.

haftigkeit des nordischen Realismus boten ihm keine unmittelbaren Muster. Nur vereinzelte Anregungen empfing der junge Maler aus den Schätzen der Sammlung Boisserée. Hinweise und Zuspruch der rheinischen Altertumsfreunde fanden ihn höchstens bereit, als Rahmen und Beiwerk oder zur Andeutung des Schauplatzes nordischen Monumenten Aufbau oder architektonische Einzelglieder zu entnehmen.

Der junge Künstler trug seine Welt von Vorstellungen in sich, seine Weise stand nicht in unmittelbarer Beziehung zur wirklichen Umgebung, so blieb auch der Anblick der mächtigen Gebirgsnatur beim Überschreiten der Alpen durchaus nicht eindruckslos auf das Empfindungsleben, regte aber das Schaffen nur indirekt durch Emotion seelischer Kräfte an. Als Beispiel erzählt Herman Grimm von einem weit späteren gemeinsamen Aufenthalt in Albano, wie einst die über dem Monte Cavo sich auftürmenden Gewitterwolken bei Cornelius sogleich die Vorstellung drohend heranziehender olympischer Gestalten weckten und er seinen Eindruck nicht anders als in Versen aus Goethes Iphigenie aussprach*). Leonardo, Dürer oder Rembrandt dürften in solchen Momenten wortlos Skizzenheft und Zeichenmaterial hervorgezogen haben. Ebenso wurde das italienische Volksleben zwar aufmerksam betrachtet, stand aber nur durch weite Kanäle mit der eigenen Produktion in Verbindung. Alles erschien im Süden so fremd. Das Urteil ist daher nicht frei von Mißmut, zunächst sogar voll Abneigung; ein Vergleich fällt allenthalben zum Vorteil der Heimat aus. Nur den großen Heroen vergangener Kunst wollte er sich nähern und ihnen, zum Gewinn deutschen Wesens ihr Geheimnis der Gestaltung in Komposition, Einzelformen, Motiven, Gewandung ablauschen. Auf der Fahrt wurden die Reisenden immer wieder an Jean Pauls dichterische Schilderungen erinnert. . . . „Aber — Deutschland über Alles! Einen Rhein, einen Neckar hat Italien doch nicht! Hier fehlt die Alles belebende, erquickende Wasserquelle.“ — Auch die heimischen Denkmale alter Kunst bleiben unvergessen: „. . . Cornelius übrigens schätzt den Meister des Cölnischen Dombildes doch noch höher, als Fiesole; glaubt die Vorbilder deutscher Baukunst in Italien zu finden, namentlich in S. Paul. Die Peterskirche hat auf keinen von uns einen Eindruck gemacht. — Uebrigens: Alles ist herrlich! aber Cöln ist Bethlehem und ist kein ander Heil und kein andrer Name zu finden, darin man selig werden kann.“ In einem Schreiben aus Rom, im März 1812 an Mosler faßt Cornelius sein erstes Urteil in die Sätze zusammen: „. . . . Was Du mir von dem Gemälde im Dom sagst, ist mir eine wahre Erquickung gewesen, denn außer bei den Klosterbrüdern hört man hier nur mit einer gewissen Vornehmheit von der deutschen Kunst sprechen, welches mir um so schmerzlicher ist, da mir das Wesen derselben hier in Italien erst recht in seiner Glorie erschienen und mir immer lieber wird. Ich sage Dir, Mosler, und glaube es fest: ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterlande gehen! Ich habe nun diesen Schritt der Zeit entgegen gethan, und es ist gut so; aber lange mag ich nicht unter diesem warmen Himmel wohnen, wo die Herzen so kalt sind, und ich fühl

*) Hermann Grimm: Aufsätze zur Literatur. Neuausgabe von R. Steig. Gütersloh 1915. S. 68.

es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin. Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier viel an Kunstmitteln zu holen ist; aber auch viel Verführung ist hier und zwar die feinste im Raphael selbst. In dieser liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte." — Und selbst in den Entwurf einer Widmung der Faustzeichnungen an Goethe drängt sich das Bekenntnis ein: „. . . Und Welschland's Herrlichkeit hat mir das Vaterland nicht aus der Brust gelacht. Mit Sehnsucht denk' ich an den stolzen Rhein, an die heilige Stadt Cöln, an unsre Burgen, unsre Dome, an unsre alten Meister wahrhaft hoher Kunst, an unsre Wälder, unsre Ströme, an unser wackeres herrliches Volk, und wünsche ein deutscher Maler nur im echten Sinn zu werden . . . ." Cornelius empfand selbst, daß unmittelbar zugreifender Schaffensdrang ihn nicht zum Meister machen könne, und daß er vergebens nach Vollendung trachten würde, solange er nur aus Eigenem schöpfe. Seine Anwartschaft auf die Erreichung hoher Ziele fand er mehr in der Urteilskraft und dem glühend empfindenden Herzen als in der ursprünglichen Begabung von Auge und Hand. Das Eindringen in ein volles Verständnis, die Wahl und Aneignung der „Kunstmittel", welche vormals die klassischen Meister anwandten, war hauptsächlich der Zweck seines römischen Aufenthaltes. Und selbst beim Genuß fremder Kunst traten Reflexionen stets dazwischen, blieben feste Prinzipien ohne Einschränkung leitend. Die Kunst, die er erstrebte, fand nicht in sich ihren Zweck als schöner Schein, sie war nur das Organ, sie sollte als die prächtige weit offene Pforte erscheinen und jeden zum Betreten höherer Geistesregionen einladen. Als Maler wollte er belehren, Erwägungen anregen und überzeugen und hierzu bedurfte er dringend der Erweiterung eigener Gedanken- und Anschauungskreise. Wie einst für J. J. Winckelmann sollte Rom auch für ihn die „hohe Schule" werden. Doch von einem vorgefaßten Willen empfingen auch Geschmack und Schönheitssinn die Richtung. Gewiß, Cornelius hegte den Wunsch, Einseitigkeit zu vermeiden und so suchte er sich die Führer in verschiedenen Lagern. Von vornherein zog ihn die Übereinstimmung des christlichen Bekenntnisses und die Gleichheit der Gesinnung in wesentlichen Fragen zu Friedrich Overbeck und seinen Freunden. Doch jede Engherzigkeit war ihm verleidet, die Lebhaftigkeit seines Geistes und heißes Blut rissen ihn fort. Seine Energie brachte ihn bald unter ihnen zur führenden Stellung, aber er vermochte nicht mit den Jüngern von S. Isidoro gemeinsam zu hausen und bezog mit Xeller eine eigene Wohnung. Auch die nach Klarheit der Formengebung strebenden Klassizisten, vornehmlich der Plastiker Bertel Thorwaldsen hatten für ihn starke Anziehungskraft. Mit dem derben Tiroler, dem Landschafter Josef Anton Koch, dem Kenner Roms und der Kampagna hat er sich sogar gelegentlich zu gemeinsamer Arbeit verbunden. Immer aufs neue vertiefte er sich in die monumentalen Freskozyklen und verglich die Ziele und Ausdrucksformen der Schulen und Epochen. Auch betrachtete er diese Monumente nicht bloß als technische Leistungen auf bestimmter Stufe und untersuchte allein künstlerische Handschrift und

Qualitäten. Er ließ sich vielmehr von allgemeinen ästhetischen, kulturellen und historischen Gesichtspunkten leiten. Alles Werdende, jugendlich Wachsende zog ihn in der Kunstentwicklung an; die frohe Verheißung war ihm lieber wie die satte Vollendung. Bei den Meistern der Hochrenaissance vornehmlich dem reifen Raffael sah er das formale Element im Kult antiker Schönheit das reingeistige Wesen christlicher Kunst durchsetzen. Eine solche Verbindung erschien ihm unheilvoll. Trotzdem hat Cornelius in späteren Jahren manche Prinzipien übernommen und auch oft Figuren in Kontraposto den Kompositionen des Urbinaten mit geringer Abweichung entlehnt. Vor allem näherte er sich voll Verständnis und Hingebung den Meistern des Quattrocento und entnahm ihnen die Motive, den Aufbau der Gruppen auf schmaler Bühne, die saubere zeichnerische Durchbildung der Körper in Konturführung und Modellierung. Er suchte in ihrer Sprache zu reden. Der Ernst, mit dem diese alten Meister den Gegenstand erfaßten, ihre Begriffe von Naturwahrheit, ihre steten Bemühungen um klare Verbildlichung aller Bezüge, die Art der Charakteristik erschien ihm vorbildlich. Auch diese kräftige Farbengebung in lebhaften Kontrasten als Mittel der Verdeutlichung entsprach eigener Auffassung. Er reiste im Sommer 1813 nach Orvieto, ausschließlich um sich dort dem Luca Signorelli zu nähern; er studierte die Trecentisten und er folgte Overbeck in der Schätzung der anmutigen Erzählergabe der Umbrer.

Sein gesamtes Können blieb auf den Dienst des Vaterlandes gestellt. Er beklagte, daß er als Streiter in den Befreiungskriegen ausschied, daß er den Arm nicht bieten konnte, um zunächst die realen Grundlagen einer reindeutschen Kultur schaffen zu helfen. In Italien vermochte er nicht heimisch zu werden, wenn er auch dort seine Familie begründete. Er empfand selbst, „daß sein Leben im Steigen und sein Talent auf dem Punkte steht, wo es das Fundament zum ganzen Lebensgebäude legen soll." Voll Zuversicht sah er ein mächtiges zukünftiges Deutschland vor sich, dessen Monumentalkunst als zusammenfassender Ausdruck geistigen Strebens er begründen wollte; damals begann er schon sich als das Haupt einer künftigen Kunstschule zu fühlen. Er bedurfte nur des Anschlusses an die Führer der jüngeren Generation und es ist bezeichnend, wenn Cornelius sich an seinen rheinischen Landsmann Joseph Görres in einem langen Schreiben vom 3. November 1814 wendet und in gehobener Sprache, an Redewendungen des Evangeliums anknüpfend, in Form einer Erklärung sein Programm entwickelt. Seine Absicht war, die große Aufgabe der Kunst in einem neuen Reich in verschiedenen Punkten zu umschreiben. Sie müsse „in ihrer alten Kraft, Schönheit und Einfalt" erwachen „und mit dem wiedergeborenen Geist der Nation gleichen Schritt" halten. Er empfiehlt die römischen Freunde, die sich zu gemeinsamem Streben vereinigten. „Dieses Häuflein harrt auf eine würdige Veranlassung und brennt vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß die Kunst jetzt wie einst herrlich ins Leben zu treten vermag, wenn sie nur aufhören will, eine feile Dienerin üppiger Großen, eine Krämerin, und niedrige Modezofe zu sein, wenn sie, durch eine mächtige Liebe überwältigt, einherwandeln will in Knechtsgestalt mit keinem andern Schmuck als dem der Liebe, der Reinheit und der Kraft des Glaubens, als den wahren Adelsbriefen ihrer göttlichen Abkunft."

Der junge Enthusiast wendet sich scharf gegen die „fatalen Akademien und deren lederne Vorsteher", die Geist und Zweck der Kunst verfälschen. Er empfiehlt dringend „die Wiedereinführung der Freskomalerei, so wie sie zu Zeiten des großen Giotto bis auf den göttlichen Raffael in Italien war. Seit ich die Werke dieser Zeiten gesehen, mich mit ihnen vertraut [gemacht,] und mit denen unserer Vorfahren verglichen [habe], so muß ich zwar gestehen, daß letztere Kunst eine zum wenigsten eben so hohe, reine und wahre, vielleicht noch tiefere und gewiß eigenthümlichere Intention hat; aber in Hinsicht der erstern muß ich denen beipflichten, die der Meinung sind, daß solche [nämlich die italienische Kunst] sich in ihrer Natur freier, vollkommener und größer entwickelt hat. Nebst der außerordentlichen und wahren Aufmunterung, welche die Kunst durch die lebhafte Theilnahme der ganzen Nation genoß, und nebst anderen äußerlichen Ursachen, halte ich die Ausübung der Freskomalerei für die erste, die dieses bewirkte..." „So wäre denn zur Beförderung eines guten Anfangs dieser Sache nichts wünschenswerther und einer kräftigen Verwendung würdiger, als daß man denjenigen, die die Wahrheit in der Kunst mit tapferm Herzen ergriffen und im Kampf ihre Kräfte vermehrt und gebildet, dasjenige Vertrauen schenkte, was sie verdienen, und so vereinte Kräfte, ihrem einstimmigen Wunsche gemäß zu einer großen, würdigen ausgedehnten Arbeit in einem öffentlichen Gebäude irgend einer deutschen Stadt gebrauche. Das öffentliche Leben ist ja so arm an allem edlen Schmuck, und so viel Talent und Kraft verzehrt sich in unbefriedigter Sehnsucht nach Thätigkeit und Anwendung; denn was hilft's, daß ein Licht unter einem Scheffel brenne und es soll leuchten vor der Welt; denn es ist Finsterniß genug in derselben. Käme aber mein Vorschlag in Erfüllung, so glaube ich voraus sagen zu dürfen, daß dieses gleichsam das Flammenzeichen auf den Bergen zu einem neuen edlen Aufruhr in der Kunst gäbe; dann würden sich in kurzem Kräfte zeigen, die man unserm bescheidenen Volke in dieser Kunst nicht zugetraut; Schulen würden entstehen im alten Geist, die ihre wahrhaft hohe Kunst mit wirksamer Kraft ins Herz der Nation, ins volle Menschenleben ergössen und es schmückten, so daß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Kapellen und einsamer Klöster, den Rath- und Kaufhäusern und Hallen herab alte vaterländische befreundete Gestalten in neuerstandener frischer Lebensfülle, in holder Farbensprache, auch dem Geschlechte sagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht sei, und darum der Herr unser Gott wieder ausgesühnt sei mit seinem Volke." —

In diesem Bekenntnis spricht sich das Verhältnis zur deutschen Romantik völlig klar und unumwunden aus. Die Denkmäler sind es, die neues Schaffen anregen. Cornelius wendet sich nicht etwa an den Vertreter ästhetischer Theorien sondern an den Publizisten, dessen weitreichende Wirksamkeit und vaterländische Gesinnung ihm bekannt waren. Nicht schöngeistiger Befürwortung sondern dem erprobten Wortführer deutschen Wesens möchte er die Förderung deutscher Monumentalkunst anvertrauen. Nach Görres ist es dann Sulpiz Boisserée, dessen er sich bei diesem Streben sogleich erinnert, und dem er auch große persönliche Opfer zur Förderung der deutschen Kunstpflege zutraut. Seine Annahmen stützen sich allerdings

auf unbegründete Gerüchte, die aus Düsseldorf nach Rom gelangt waren. Cornelius schrieb an Sulpiz Boisserée:

Rom den 3ten Februar 1816.

Wenn ich nach so langer Zeit, nun mein Andenken bey euch liebster Jd: durch diese wenige Zeilen aufzufrischen suche, so glaubt darum nicht, daß ich nicht immer in Gedanken in meinem geliebt[en] Vaterlande unter werthen Freunden und vorzüglich bey euch mit ganzer lebendiger Theilnahme verweilte. Es war vielmehr hier immer mein Stolz & größtes Vergnügen mich Eurer als meines Landsmanns und alten Freundes zu rühmen und eure von allen Flecken reine Liebe für unsere Kunst mir und anderen als musterhaft, laut und von ganzem Herzen aufzustellen. Von der anderen Seite hoffe ich ebenso daß ihr mich noch in gutem Andenken erhaltet, zum wenigsten habe ich mich immer bemüht, mich eurer Liebe und Theilnahme würdig zu erzeigen und wolle Gott daß unser gemeinsames Streben einst, an unserem herlichen Rheinstrom sich begegnen und ganz eins und dasselbe würde; gewiß würde durch die Vereinigung der Kräften in einer Gegend die so ganz frey von allem Akademischen Afterwesen, die die schönste in Deutschland und für die Kunst ein historischer Anhalts-Punkt ist; von der Nachdrücklichsten Wirkung seyn. Was mich jezt vorzüglich bey dieser Betrachtung verweilen läßt, ist eine Nachricht aus meiner Vaterstadt, worin es heißt daß in Cöln eine deutsche Kunst-Schule errichtet werden solle, daß zu diesem Zweck, der fond und die noch vorhandene Kunstsammlung der Düsseldorfer Akademie angewandt, und Jhr liebster Freund eure herliche Bilder dazu hingeben wolt, ebenso Hr. Pf. Wallraff und der Graf Rühl von Lilienstern die ihrigen. Dies mag nun wahr seyn oder nicht so habe ich an der bloßen Jdee dieser Sache schon die größte Freude von der Welt, übrigens sieht, das was euch in dieser Sache betrifft, sowohl in Hinsicht eurer Denkweise als in dem Geist worin ihr bis jezt für diese Sache gewürkt habt völlig gleich. Wäre es aber wahr? (: welches der liebe Gott wolle, zu dem ich von nun an um Erfüllung dieser Sache täglich bete :) so biethe auch ich meine geringen Kräfte an! O! möchtet ihr selbe gut und bewährt finden um in eurer Gemeinschaft in einer Sache zu würken, worin ich einzig und allein nur würken möchte und könnte. Solltet ihr aber einen Würdigeren finden, und wo es gerechter und für den Gang der Sache erspriehßlicher wäre denselben die Leitung des Unterrichts anzuvertrauen, so trete ich mit Freuden zurück, damit, wenn ich auch an Kunst und Fähigkeit übertroffen werde, man doch nicht von mir sage, daß ich irgend einem an Liebe und reinem Eifer für die Sache habe weichen müßen. —

Jch habe Euch viele Grüße vom jüngern Veit, Mosler (: der kürzlich hier angekommen :) und Overbeck zu entrichten, sie laßen euch sagen, daß sie und noch viele andere wackere Männer gesonnen sind sich einst in Cöln oder sonst wo am Rhein niederzulaßen ebenso der brave Kupferstecher Ruschewey. —

Schließlich bitte ich euch mich in eurem Andenken zu erhalten und mir nur zwey Worte zu schreiben ob etwas an der obenerwähnten Sache ist oder nicht und ob ich von hier aus nicht auch etwas dazu beytragen

kann & wie? Grüßt mir euren lieben Bruder Melchior von ganzem Herzen wie auch Bertram, nun lebt wohl & gedenkt zuweilen eures euch so sehr verehrenden & liebenden Freundes

P. Cornelius

à le quatro Fontane No 126

(beantw. den 29. Febr.) [Bemerkung des Sulpiz Boisserée.]

[Köln, Stadtarchiv.]

Was in so willkürlich veränderter Form bis nach Rom zu Cornelius gelangte, war wohl ursprünglich die Nachricht von Überlegungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Hochschule, für die Ferdinand Wallraf seine Sammlung in Aussicht stellte, in Fall die Wahl der Regierung auf Köln als Pflegstätte fiele. Boisserée erwähnt das Anerbieten der römischen Künstler auch in einem Schreiben an Goethe vom 3. März 1816: „...Das hoffnungsvolle Gerücht von einer Kunst-Einrichtung am Rhein ist bereits nach Rom gedrungen; Cornelius schreibt mir von daher und biethet sich, Overbeck, den braven Kupferstecher Ruschewey und mehrere andere deutsche Künstler zur Anstellung, Theilnahme und Mitwürkung an. Auf diese Weise werden alle Verhältnisse rege und es kömmt wohl in diesem Jahr noch so weit, daß wir uns zu dem einen oder andern entscheiden müßen." Ernst Förster bezieht die Bemerkung auf die Stiftung des Städel'schen Institutes in Frankfurt. In der nämlichen Angelegenheit hatte Cornelius sich auch am 2. Februar 1816 an den Kunsthändler Wenner gewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sextett im Himmelreich

Ein altfränkischer Roman von Franz Herwig

10.

(Fortsetzung.) Als zehn Tage später die heiligen drei König mit ihrem Stern umzogen, wateten sie bis zum Bauch im Schnee. Es war ein rechter Winter, mit Schlittenfahren, Schneemannbauen, geworfenen Schneebällen und mit Bratäpfeln, die bei Eintritt der Dämmerung in allen Ofenröhren der Stadt leise zu singen und zu duften anhuben. Dem gemeinschaftlichen Abendgebet wurde noch ein besonderes Stück angehängt: „Schütze, o Herr, die Wanderer auf den fremden Straßen, bedecke sie mit deinem Mantel allerheiligste Jungfrau, und lasse nicht zu, o gütiger Gott, daß einer von ihnen fern der Heimat und ohne christlichen Trost abfährt." Wenn die Kinder in ihren warmen Stuben, darin noch der gute Geruch der Abendsuppe hing, an diese Stelle kamen, so huschelten sie sich enger an Mutters Knie und sahen mit ängstlichen Augen nach dem Fenster, an dem es Abend für Abend weiß, lautlos und dicht mit weißen Flocken herniederschwebte.

An solchem Abend ging Hans Damian in die Schenke zum „Brusttuch" und fand allda auch Herrn Kantor Güldenklang. Er sah ihn gern und gerade auch wieder nicht, denn wäre Herr Güldenklang nicht in der Schenke gewesen, so würde er zu Hause sein, und er, der Voitlein, konnte ihn dort besuchen, wobei sich dann immer Gelegenheit ergeben hätte, mit dem Liesgen ein wenig zu schäkern. War der Vater aber nicht zu Hause, so würde die Marthe nicht vom Liesgen weichen und mit einem so aufpasserischen Ernst dabei sitzen, daß einem jedes lustige Wort schon in der Kehle stecken blieb. Hans Damian war also keinesfalls gut aufgelegt, als er den Kantor hinter seinem Buckelglas sitzen sah, hatte im übrigen keine Lust am Trinken und drückte sich nach einer schicklichen Weile wieder. Der Schnee rieselte immerfort, und erst machte es dem jungen Bildschnitzer Spaß, ein wenig durch das kalte Geriesel in die Dunkelheit hineinzugehen. Wie er aber am Georgstor vorüberkam und die Torstube warm erleuchtet sah, wandelte ihn die Lust an, der Babett eine Zeitlang auf den roten Mund zu sehen. Also ging er hinein und fand den alten Soldaten mit der Jungfer Tochter, aber es war auch ein frischer junger Bursch dabei; wie er gleich hörte, ein ehrsamer Bäckengesell, und es bedurfte nur eines kurzen Merks, um zu sehen, daß die Babett es mit ihm hatte. Sie versuchte zu dem Voitlein erst spitz zu tun, aber der verstand vielleicht überhaupt nicht, weshalb die Jungfer so tat, weil sie nämlich glaubte, er habe einmal mit ihr schön getan und habe sich dann als ein flatterhafter Mensch erwiesen. Sie ließ auch bald ab und tat nun so, als gäbe es auf der Welt nichts köstlicheres, wie einen Bäcken. Der Alte war darüber höchlichst entzückt, denn er hatte noch sechs Bamsen außer der Babett und konnte sich mit Anspielungen nicht genug tun.

Das alles gefiel dem Voitlein nicht sonderlich und er wollte wieder gehen, da klopfte es am Schiebefenster und draußen stand das Weib des Sägmüllers und sagte, draußen auf der Brücke, grade am heiligen Nepomuk, sitze ein Mann und der sei tot. Sie gingen mit einer Laterne sogleich hin und fanden einen Menschen, der war schon fast ganz verschneit.

„Wird ein Landstreicher sein“, brummte der alte Soldat, „Heiligkreuz, muß der Kerl sich gerad vor mein Tor hocken!“

Er faßte aber alsbald zu, der Bäck und Hans Damian zögerten auch nicht länger, und so trugen sie das arme Häuflein in die Torstube und legten es auf der Pritsche nieder. Die Babett solle gleich um den Pfarrer springen, man wisse nicht, ob der Mensch wirklich schon tot sei; wenn er aber erst im Abfahren sei, so solle er doch wenigstens das hochwürdige Gut mitnehmen. „Außerdem,“ fügte der Vater brummend hinzu, „müssen wir ihn ausziehen, und ein nackter Kerl ist kein Anblick für Jungfern, sei er auch vielleicht schon tot.“

Wie sie ihn nun so weit hatten und ihn mit seinen eigenen Lumpen rieben, begann der Torwächter den Kopf zu schütteln, hielt dann plötzlich inne und sagte:

„Mir will ein rarer Gedanke nicht aus dem Kopf, und er will und will nicht raus und rumort darin unbändig und sagt immer zu mir: paß auf Bartholomäus, es ist dem Güldenklang sein Sebald! — Die Statur hat er; als er wegging, hatte er freilich keinen Bart, aber sollte ihm nicht in zwei Jahren ein Bart wachsen können? Das frage ich Euch.“

„Hat denn,“ so fragte der Voitlein erstaunt, „unser Kantor einen Sohn?“

„Freilich wohl,“ erwiderte der Alte, „und er ist ihm entlaufen, hier durch mein Tor ist er ihm entlaufen; ich seh ihn noch mit fliegenden Haaren rennen und höre ihn noch prahlen: jetzt gehe er das Glück suchen, — und daß es so endet,“ damit deutete er nach der Pritsche, „ist der gewöhnliche Lauf der Welt. Dabei will ich gar nichts von seinen Flüchen sagen auf unsere gute, warme Stadt, auf alle, die darin; aber mir scheint, er ist wirklich nicht tot.“

Der Mensch hatte sich geregt und einmal die Augen halb geöffnet. Der alte Soldat schüttelte ihn wie ein armseliges Bündel und rief: „Die Ohren aufgemacht! Passe Er auf! Ist Er dem Güldenklang sein Bub?“

Aber der Angerufene war schon wieder weit weg, und nur sein Mund verzog sich unwillig.

In diesem Augenblick trat Herr Januarius Röck, Hochwürden, rasch ein, sah sich den Kranken an, sagte, daß der Frühmesser mit dem Allerheiligsten gleich kommen werde, fügte dann aber, als er das Ohr dem Fremden aufs Herz gelegt hatte, hinzu, daß dieser hier das hochwürdigste Gut nicht nötig habe, er werde leben. Dagegen sei ihm ein heißer Branntwein nötig.

„Daran," brummte der Wächter, „hätte ich alter Esel schon denken sollen," und rief nach seinem Weibe, denn die Babett war zurückgegangen, um den Frühmesser mit dem Herrn Jesus aufzuhalten. Nun aber hielt es Hans Damian nicht länger, sondern er erzählte dem Pfarrer, wessen der alte Soldat sich in diesem Fremden versehe. Der Hochwürdige war sehr nachdenklich und meinte, freilich sehe dieser recht wie ein verlorener Sohn aus, der in der Fremde Säue gehütet und Treber gegessen habe. Aber dem Güldenklang sein Sebald habe eine größere Nase gehabt; er sollte die Augen aufmachen, dann würde man gleich sehen, ob es der Rechte ist; Sebald hatte blaue Augen.

Inzwischen war der Alte zurückgekommen und goß dem Kranken einen glühheißen Branntwein ingrimmig zwischen die Zähne, da fuhr der Mensch bolzengerade hoch, riß mit einem Stöhnen die Augen auf — sie waren braun —, sah sich wütend um und gröhlte:

„Potzpest und Spießruten, die ganze Gurgel ist mir verbrannt."

„Halte Er das Maul," erwiderte der Alte grob, „Er sieht nicht so aus, als habe er eine Jungferngurgel. Und wenn es ihn gebissen hat, so denke er, daß er damit den Schnaps bezahlt hat, denn mit guter Münze wird er ihn doch nicht bezahlen können."

Der Pfarrer sagte ernst:

„Laßt es gut sein," und der Fremde begann die Augen zu verdrehen und sank wieder auf der Pritsche hin. „Nein, es ist nicht der Sebald Güldenklang," fuhr Herr Januarius Nöck fort, „ich sehe es an den Augen."

Da redete der Kranke vor sich hin und sprach:

„Da wird einer genannt, dem wünsche ich die Pest. Ein Hund, dem ich noch einmal an die Gurgel komme. Sebald, jawohl, und Güldenklang, jawohl, und war seit der großen Affäre bei Leuthen mein Korporal."

Er machte einen Versuch, sich aufzurichten, es ging aber nicht, dafür sagte er: „Rochus Leu, das bin ich, und von den Zietenhusaren ausgerissen, will nach Frankfurt, wo ich ein Mutter hab."

„Grüß Dich Gott, lieber Mann," hub der Pfarrer an, „und sei willkommen bei uns, geht's nachher etwas besser, so sollst Du zu den Brüdern Franziskanern kommen, die pflegen Dich wieder heraus. Aber sag uns doch mehr von dem Güldenklang, den Du einen Korporal bei den Preußen nennst. Er ist aus dieser Stadt und von guten Leuten."

„Das nimmt mich baß wunder," erwiderte der Deserteur, „aber wenn in dem Geschirr da noch ein Tropfen ist, so gebt ihn her, habe lange nicht so gutes gesoffen."

Der Wächter brummte und sagte, daß er den Schnaps wohl loben solle, denn er, Bartholomäus, habe ihn selber gebrannt; darauf trank der Kranke und fuhr fort:

„Daß der Güldenklang von guten Leuten ist, wundert mich baß, der war ein Schlimmer. Wie oft hat er mich gefuchtelt, daß ich meinte, die Seele fahre mir oben und unten heraus. Potzpest und

Spießruten, dem noch einmal an den Hals können! Ein Kujon! Wenn es noch mehr schneit, wird alles begraben. Siehst Du die Bäume noch? Die Raben fahren mit und krächzen. Lauf, meine Liese, es geht ums Leben. Immer mit der flachen Plempe, daß die Seele locker wird. Alles weiß."

„Lassen wir ihn," sagte der Pfarrer, „geh einer zum Pater Prior, daß er einen schickt, der mit Kranken umgehen kann. Lieber Gott, der arme Mensch. Ist nun schon so groß und läuft doch in diesem Winter nach Frankfurt, weil er da sein Mutterl hat. Gerad wie die christliche Seel, die auch nicht zufrieden ist, bis in die Heimat. Voitlein, wollt Ihr es unternehmen, unserem guten Kantor zu sagen, wie wir von seinem Buben erfuhren? Ihr braucht ja nicht gerad zu sagen, daß ihn dieser hier gescholten hat."

Hans Damian schob nachdenklich davon, es schneite noch immer fort. Im „Brusttuch" hatten sie den neuen Wein probiert und er war gut geraten. Herr Güldenklang hatte einen roten Kopf und die Berkhans waren auch noch gekommen. Der jung Bildschnitzer gab dem Kantor einen Wink herzukommen und sagte ihm dann, was vorgefallen war. Sebalds Vater sah ihm stier in die Augen und gab mit keinem Worte zu erkennen, was er bei der Nachricht fühlte. Indessen nahmen allmählich seine Züge einen so wilden Ausdruck an, daß der Voitlein erschrak und ihn bat, er möchte doch dem Buben nicht mehr gram sein.

„Wie meint Ihr das?", fragte Herr Güldenklang plötzlich mit höhnischer Stimme, „soll ich ihm nicht mehr gram sein, daß er davon gelaufen ist, oder daß er noch lebt?"

Und er sah ihn lange an, lachte dann mißtönend und ging zu den Berkhans zurück, wo er, mit wilden Blicken gegen den Tisch sitzen blieb, und Peter Preiß mußte ihm den Krug immer wieder von neuem füllen.

Hans Damian teilte den Berkhans flüsternd mit, was es gegeben hatte, die standen still auf und gingen mit dem Bildschnitzer nach Haus. Nach und nach wurde die Schenke leer, Herr Güldenklang aber saß immer noch. Schließlich näherte sich ihm der Preiß, rührte ihn an der Schulter und sprach:

„Herr Kantor, es wäre nun an der Zeit, Feierabend zu machen."

Da stand Herr Güldenklang schwerfällig und stumm auf und ging davon. Er ging aber nicht nach Hause, sondern ging die Marktgasse durch den tiefen Schnee hinab, nach Sankt Georg Da sah er am Turm empor und suchte das Licht in des Türmers Stube, aber der schlief schon mit Weib und Jungfer Tochter.

„Dorothe," sagte der Kantor heiser, „der Sebald lebt. Aber ich kriege Dich doch, Dorothe!"

11.

Rochus Leu, der Deserteur, lag bei den Mönchen in einer warmen und stillen Kammer, und sie pflegten ihn mit allen Arzneien und guten Suppen. Er wollte aber durchaus nicht wieder

auf die Beine kommen, an jedem Abend war das Fieber wieder da. Morgens erwachte er im Schweiß liegend und es zeigte sich, daß die Lunge hin war. Da versuchten es die Brüder mit Hundefett, da es für kranke Lungen nichts besseres gibt; „wenn das nichts hilft," sagte Bruder Anselmus, der von der Arzneikunde etwas verstand, „dann ist ihm durchaus nicht zu helfen!" Und es war ihm wirklich nicht zu helfen, er nahm ab von Tag zu Tag, zum großen Schmerz der Mönche, denn er wollte von den Sakramenten nichts wissen, da er sich einen Protestanten nannte. Der Prior kam selber zu ihm und beredete ihn mit Milde und Ernst, der Rochus aber sagte, er wolle in der gereinigten Lehre sterben; wenn er nur eine richtige Luthersche Bibel hätte, dann wolle er es schon mit dem Teufel aufnehmen. Da ging der alte Mönch hin und holte aus der Bücherei die vollständige Bibel von 1534, zwei dicke Bände, und gab sie dem Kranken. Es waren aber manche unter den Brüdern, die murrten heimlich: der Prior leistete der Ketzerei Vorschub. Herr Kantor Güldenklang hatte sich lange Zeit an dem genügen lassen, was der Voitlein ihm über die Aussagen Leus zu berichten wußte. Es war, als wolle er nichts von alledem wissen, und als könne er die Gerüchte, die in der Stadt umliefen, mit seinem eigenen Schweigen töten. Aber wo so wenig geschah, wie in der Stadt, waren die Leute froh, wenn einmal etwas Besonderes vorfiel, sie beredeten es, wo immer zwei zusammen waren, und die Güldenklangmädchen erfuhren bald, daß ihr Bruder lebe, verbargen aber ihr Wissen vor dem Vater, der unruhig und finster herumging und durchaus ein Anderer geworden zu sein schien. Abends saßen sie zusammen auf dem Bett, umschlangen sich und weinten, und dann beteten sie ein Vaterunser und ein Ave-Maria besonders für den, der bei den Preußen war.

Der Kantor rührte keine Taste mehr an; als ihm der Magister die Kantate brachte, warf er das Papier in die Lade, er war viel draußen; der Tausturm brauste von den Bergen herunter und warf hohe Wellen im geschwollenen Flusse auf; Güldenklang fuhr herum mit fliegenden Haaren, bei Licht und in der Finsternis und schlug mit dem Meerrohr auf Stein, Baum und Zaun ein. Weshalb kam die Dorothe nicht und heulte und war selig, daß der Sebald noch lebte? Vielleicht gab sie im Überschwang dem Vater sogar einen Kuß und lag ihm an, daß er an den Buben schreibe, damit er sie nur rasch in sein Ehebett hole? Wußte sie die Neuigkeit noch nicht? Freilich saß sie oft wochenlang in der Turmstube, und Bäck und Metzger legten, was die drei Menschen brauchten, in einen heruntergelassenen Korb, den sie gefüllt am Strick wieder heraufzog, aber eines Tages mußte sie doch herunter, oder schon vorher brachte eins die zerrissene Hose zum Flickschneider und wußte natürlich nichts wichtigeres zu reden als von dem Husarenkorporal Sebald. Innerlich zitternd, voller Selbstverachtung und Grauen knirschte der Kantor einen Fluch nach dem andern auf den Buben heraus; weshalb hatte ihn nicht schon längst eine Kugel vom Gaul ge-

schmissen? Wie sein Blut rauschte! Nachts konnte er nicht liegen, die Luft ging ihm aus, weil das Herz so bitterlich schwer und sehnsuchtsvoll süß zugleich schlug. Aber eines Tages überfiel ihn die Scham, daß er sich so treiben ließ. Das Alter war noch so fern, er fühlte sich auf der Höhe seiner Manneskraft, sein Empfinden war stark und jung, und hatte er nicht auch als Musikus Tiefes und Hohes gespürt, das viele Menschen ergreifen und erheben konnte? Er sah sich wie einen ragenden Helden stehen und das Schicksal zwingen, pfui über den Schuften, der knirschend resignierte!

So ging er eines Tages zu den Franziskanern und verlangte zu dem kranken Rochus geführt zu werden. Und er ließ sich von ihm alles erzählen, was der über den Buben wußte: daß er ein hitziger Fechter sei, ein wilder Attackierer, daß er die armen Husaren wie Hunde prügele und bei seinem Rittmeister Liebkind sei. Am liebsten reite er Patrouille und bringe immer einen Krobaten, am Steigbügel festgebunden, mit. Wie er es mit den Weibsbildern halte? Nun, die seien hinter ihm her und ein Bankert von ihm quäke auch schon in der Windel. Wenn der Krieg noch lange dauere, so werde er sicher Wachtmeister, das heißt, wenn er vorher nicht totgeschossen würde.

Darauf kam ein Morgen mit Frühlingsahnung; die Luft war ganz klar und leicht bewegt; man konnte sie trinken wie Wein. Die Sonnenstrahlen machten ein träumerisch-verheißungsvolles Spiel, die Hausflure atmeten feuchte Kühle aus. Alle Dachfirste saßen von Sperlingen voll, die schrien, und den Menschen war es, als sei das Leben über Nacht sehr leicht geworden. Der Kantor setzte sich vor das Klavizymbel und spielte eine übermütige Allemande herunter, die Mädchen nickten sich draußen schweigend und lächelnd zu, und als der Vater, das Meerrohr gleichmäßig und gravitätisch setzend, ausging, sangen sie eins mit zwei Stimmen und das Adamlein krähte falsch dazwischen. Herr Güldenklang ging langsam die hinteren Gassen hindurch, nach Sankt Georg, zog an dem Schellendraht, der vom Turm herunterging und als die Dorothe hoch oben zum Fenster herausschaute, ließ er die Finger in der Luft, wie über einer Tastatur spielen, nickte lachend hinauf und ging nach der Johanneskapelle voran. Als er vor dem windigen Ding von einer Orgel stand, sagte er: „Dich wünsche ich auch in die Höllen, schämst Du Dich nicht, so armselig dazuhocken? Wären sie nur in Sankt Georg bald fertig, aber der Kitzinger ist eine Schlafmütze."

Da war auch die Dorothe schon mit strahlenden Augen und glänzenden Wangen und sprach:

„Daß der liebe Herr Kantor nur wieder da ist, ich hatte ein so großes Sehnen!"

„Liebes Herz," sagte Herr Güldenklang „konntest Du nicht einmal zu mir kommen? Wie, Du hast es nicht gewagt? Bin ich so grauslich und grob, daß Du Dich fürchtest vor mir? In der letzten Zeit freilich war ich so, aber das konntest Du doch nicht wissen."

„Ihr habt Kummer gehabt?", fragte sie rasch, „könnte ich alles von Euch nehmen, was böse oder häßlich ist!"

„Dorothe," erwiderte er, „liebe Dorothe —, Du könntest schon, doch — höre: Sebald lebt, ich habe Nachricht."

Da sah sie ihn ungläubig und ernst an, darauf verwandelte sich ihr Gesicht, als wenn es von innen heraus verklärt würde und sie sagte leise:

„Sebald lebt! Ach Gott, er lebt wirklich!"

Sie lehnte den Kopf still an des Kantors Schulter und der Kantor erzählte ihr, was er wußte, nur von den Weibsbildern und dem Bankert, das wollte ihm nicht über die Lippen. Wie er fertig war, sah er, daß ihre Wimpern feucht waren und mit rauher Stimme hub er wieder an:

„Das weißt Du also nun. Er lebt. Gut. Er kommt auch vielleicht einmal zurück, wenngleich ich es nicht glaube, denn die Fremde wird ihn völlig verwandelt haben. Du neigst Deinen Kopf und denkst: Wie Gott will, ich warte. — Du sollst aber nicht warten, hörst Du? Laß ihn bei den Preußen da oben das Glück finden, wie er es sich vorgenommen hat. Laß ihn steigen, indem er auf seine Mitmenschen tritt, laß ihn Andere prügeln, anstatt sich selber unter die Fuchtel zu nehmen, laß ihn Gott und seinen Glauben im wüsten Schlacht- und Lagerleben vergessen! Du hast mit ihm nichts mehr zu schaffen, mache ein Ende mit dem ganzen Wesen. Steige herab von Deinem Turm und sei ein Mensch unter Menschen, meine Kinder werden Dir gut sein, wie es Dir gebührt. Du bist jetzt einundzwanzig alt, Du mußt Dich entscheiden. Du hast in Deiner hohen Einsamkeit Dir eine wundersame Unschuld bewahrt, dafür lobe ich Deine Einsamkeit, sie hat Dich aber auch in einen gefährlichen Traum versponnen, Deine Gedanken kreisen um sich selbst, Du wirst fremd im Leben, läßt Du weiter mit Dir so umgehen. Ich nehme Dich am Arm und schüttele Dich, daß Du wach wirst!"

Die Jungfer hatte ihn schreckhaft erstaunt angesehen, sie war ganz bleich geworden; als er geendet, sagte sie:

„Ihr ratet mir, Ihr, den Sebald zu vergessen? Bin ich ihm nicht nötiger wie Luft und Nahrung? Ich bin an ihn gebunden durch tausendfache Gebete, wer soll ihn retten vor dem Verderben, wenn ich es nicht bin? Aber es meint der liebe Herr Kantor seine Worte sicher anders, bitte, erklärt mir Eure Meinung."

„Wittert das feine Näschen da eine besondere Meinung," fragte Herr Güldenklang lauter, wie es sich in einer Kirche schickt, „wittere nur zu, vielleicht riechst Du die ganze Wahrheit. Nein? Was soll ich mit so einer törichten Jungfer machen? Hast Du mich denn nicht ein wenig lieb?"

Dorothe sah ihn voll an und erwiderte:

„Aber ganz viel habe ich Euch lieb!"

„Himmlischer Heiland," rief der Kantor, „ist so eine Unschuld je erhört! Dorothe, ich mein' eine andere Liebe, die ist rot und

heiß und treibt die Menschen zueinander, daß sie sich sehnsuchtsvoll umhalsen. Und sie küssen sich so überaus innig, daß davon ein neuer Stern oder ein neuer Mensch ins Dasein hinausspringt! So habe ich Dich lieben gelernt und jetzt steht es so, daß ich ohne Dich nicht leben mag; ich sehe gar nicht, wie ich auskommen soll ohne Dich. Vielleicht verbirgt sich nur die Furcht vorm Altwerden in dieser Liebe — genug, sie ist da. Mein Sohn ist mir ein verhaßter Nebenbuhler geworden, ich könnte mit diesen Fäusten um Dich kämpfen, ihn niederringen und Dich dann wie eine Beute an mich reißen, Dorothe!"

„Was für schreckliche Worte," flüsterte sie, „Ihr müßt besessen sein, lieber Herr Kantor, besinnt Euch doch!"

Sie glitt an ihm herunter, auf die Knie und hob die gefalteten Hände zum Tabernakel.

„So recht!", rief er außer sich, „knie nur hin und bete für mich, gleich werf ich mich zu Dir und bete mit! Ist denn kein Blut in Dir, und keine Weibessehnsucht? Was soll diese heilige Komödie? Ich bin ein wohlgelittner und gutbestallter Mann, ein ehrsamer Bürger, und frage Dich, ob Du mein Weib werden willst. Wie so einfach ist das! Und deshalb muß ich besessen sein, vielleicht muß noch der Hochwürdige her, um den bösen Geist in mir zu beschwören! — Dorothe, liebes Mädchen, besinne Dich doch!"

Er zog sie empor, rasch und mit Gewalt, sie hing in seinen Armen und sah ihn nur immerfort an. Wie er immer wieder flüsterte: „Dorothe! Liebes Mädchen!", da lief ein Schimmer von alles vergessendem Glück über ihr Gesicht, ihre Lippen öffneten sich halb in einem wunderschönen Lächeln und da riß er sie an sich und fühlte ihre Knie erbeben, und ihren Mund mit einem Seufzer auf den seinen hinsinken.

So standen sie auf der Orgelempore des einsamen Kirchleins, innig umschlungen und alle Welt außer ihnen war untergegangen. Da öffnete sich die Türe der Sakristei und drei Chorbuben kamen heraus, davon trug einer das Kreuz, der junge Frühmesser folgte ihnen, schritt rasch zum Altar, kniete nieder und plötzlich schlugen die Schellen laut und klingend an, sie verkündeten, daß der Herr des Himmels und der Erde im Begriffe sei, aus der Verborgenheit des Tabernakels hervorzutreten.

Das Paar auf der Empore war auseinandergefahren, aber der Kantor sprach:

„Laß uns hinknien und seinen Segen empfangen — als Brautleute."

Sie aber stieß ihn mit Kraft von sich, ihre Augen umfaßten für einen Augenblick entsetzt den Frühmesser, der am Altar den heiligen Leib an sich nahm, um ihn irgendeinem Sterbenden zu bringen, sie flogen über den Mann an ihrer Seite, — dann rang sich ein Schrei aus ihrem Munde und sie entfloh ohne ein Wort.

Der Kantor brauchte einige Zeit, um zu sich zu kommen; er setzte sich auf eine Holzstufe und stützte den Kopf in die Hände. Dorothe kam nicht zurück; niemand kam. Das Kirchlein begann sich zu verdunkeln, die Gassen wurden stiller. Niemand kam. Er war ganz allein.

12.

Es regnete und schneite tagelang. Dazu stürmte es wild. Der Fluß erschwoll und rauschte mit grauen Wellen am Wassertor hin. Dann verdichtete sich der Regen noch und der Sturm wurde lau und schmolz in einer Nacht den Schnee in den Bergen. Da gurgelten die Bäche schäumend zu Tal und der Fluß stieg in die untere Stadt hinein. Die armen Leute mußten fliehen und erfüllten die Luft mit ihrem Jammern. Der Stadtpfarrer ordnete einen Bittgang an, aber als er das Sakrament den Wellen beschwörend entgegen hob, lachten sie nur höhnisch und stürzten gleich darauf ein Haus um. Satan war los und trieb sein greuliches Werk.

„Bin ich nicht seines Sohnes verlobte Braut?", betete die Dorothe, „ist mir nicht geboten, an unaufhörlichen Gebeten den lieben Jungen zu halten wie an einem unzerreißbarem Bande, damit er in den Wassern der Welt nicht untergeht? Wer hat dem Vater eingegeben, sich zwischen mich und seinen Sohn wild zu drängen, wenn es nicht Satan ist; der treibt sein greuliches Werk. Heilige Gottesmutter, war mir der Herr Kantor nicht sonst ein Vater und Freund? Wie er mich packte, aufriß, der Wütende, welche Glut schlug mir ins Gebein, mir war, als sinke und steige ich zu gleicher Zeit! — Weg die unseligen Bilder; wie soll ich je wieder Ruhe finden?"

Die Schelle gellte zum zweiten Male schon; sie wußte, wer an ihr riß, wer an ihrem Herzen riß, daß es jämmerlich erklang wie eine gesprungene Glocke. Da kam ihr Vater und schalt: der Herr Kantor warte unten, was springe sie nicht, wie sie es sonst getan?

„Ich hab das Fieber," sagte sie leise.

„So, das Fieber; da scheine ja alles in der Welt Kopf zu stehen. Fieber, ja, ja, wo sie nie in ihrem Leben krank gewesen!"

Er schlürfte mürrisch davon. Nicht lange, so erknarrte die Turmstiege abermals. Dorothe wußte, wer da kam. Sie schob den Holzriegel vor, warf sich auf ihr armseliges Bettlein und steckte den Kopf tief in die Decken. Dennoch hörte sie die bittenden Rufe: „Dorothe! Dorothe!" und wenn es nicht sehr bald still geworden wäre, hätte sie die Decken von sich geworfen und die Türe aufgetan.

Herr Güldenklang schnob den Flickschneider an, was eine Art das sei? Das Männlein wisse wohl nicht, daß er durchaus gehalten sei, zu jeder Zeit die Bälge zu treten? Ah bah, was gehe ihn die Jungfer an; er, der Vater sei es, der kommen müsse, verstehe er? — Nein, jetzt sei es ihm freilich Leid, gute Nacht, und der Jungfer gute Wünsche. —

Nun habe ich mich verbissen, dachte der Kantor, jetzt lasse ich nicht los; was denkt das dumme Ding? Soll ich noch lange mit der Unruhe im Blut herumgehen und mit dem leeren Hirn? — Am anderen Tag, gleich nach Mittag, stieg er wieder auf den Turm. Der Flickschneider fuhr herum wie eine arme Seel' im Höllkessel, aber Herr Güldenklang ließ ihn erst gar nichts sagen, war strahlend freundlich und sprach:

„Ja, ich sitz schon, und setz Er sich auch. Die Dorothe ist ein Gänslein, daß Er es nur weiß. Laß Er mich ausreden. Sie muß in andere Hände kommen und das sollen meine sein. Will Er mir die Jungfer zu meiner christlichen Ehefrau geben? Mach Er nur das Maul wieder zu, sonst bleibt es Ihm so stehen." Herr Güldenklang lachte und rief dann: „Wo steckt die Braut?"

„Ja, wo steckt sie?", fistelte der Flickschneider, alsdann rief er nach seiner Frau: „Weib, wo steckst alleweil; — es wird immer ärger mit ihr, bald sie einen Menschen hört, hockt sie sich unter die Glocken, zumeist unter der Susanna ihren dicken Rock. Nichts für ungut, Herr Kantor, aber die Dorothe ist weg. Hätte ich vorher gewußt, weshalb sie weg ist — gleich will ich zur Höllen fahren, wenn ich sie nicht angebunden hätt'. Die hohe Ehr' vom Herrn Kantor! Aber sie muß alsbald wieder her und dem Herrn Kantor den Brautkuß geben, ich, der Vater will es so haben!"

Herr Güldenklang war aufgestanden und sah das Männchen verdutzt an.

„Schwatze Er doch nicht so viel," sagte er unwillig, „was redet Er da, daß die Dorothe weg sei?"

„Sei der Herr Kantor nicht ungehalten," erwiderte der Andere, „aber sie ist mit dem frühesten zu den Nonnen hinüber, und nicht lange darnach ließ sie sagen, daß sie eine Zeit drüben bleiben wolle, wo ich doch mit dem wunderlichen Weib hier nicht allein hausen kann, oder ich muß eine Zugeherin haben; der Herr Kantor behält sich das vielleicht wohlgeneigtest für später."

„So, so, alsdann —," weiter wußte der Kantor nichts zu sagen; die luftige Stube wurde ihm zu eng, er machte das Fenster auf und der Sturm schlug es ihm fast aus der Hand. Am Fluß und in den Gassen krabbelten die kleinen Menschlein, winzig und gleichgültig wie die Läus, das heißt, wie fremde Läus, die einen selber nichts angehen. „Freilich," mußte er denken, „wer sein Lebtag hier oben hockt, der muß wohl wunderlich zu den Menschen und ihrem Wesen stehen, scheint ihm doch der Himmel mit Winden und Gestirnen und der heiligen Dreieinigkeit, die sie regiert, näher zu sein wie die Erd." — Sein zerstreuter Blick fuhr umher, traf auf den Nonnengarten und wurde gleich hell und scharf. Er warf das Fenster zu, tippte dem Flickschneider mit dem Meerrohr gegen die Schulter und sprach:

„Wir reden noch über das Ding, Meister," ging stark die Stiegen abwärts und zog gleich darauf bei den Nonnen die Schelle. Da ließ er seine Schwester, die Ferdinande, ins Sprechzimmer holen

und die rollte auch gleich herbei, schlug die Hände zusammen und rief:

„Das ich Dich nur vor meinem End' noch einmal sehe, Güldenklang! Aber da muß schon etwas Absunderliches vorfallen! Das Dorlein hat mir schon erzählt, woran sie mit Dir ist. Hab immer gesagt: die alten Esel —. Und jetzt, was soll jetzt werden?"

„Ferdinande," erwiderte der Kantor, „mir ist es ernst. Ernst? Was ist das nun wieder ein zahmes und ehrbares Wort! Vorhin lächerte es mich schon, als ich ihrem Vater meinen Antrag machte und die Jungfer zu meiner christlichen Ehefrau begehrte! Herr Gott, da reißt's einen mit, und glühend Feuer im Blut wird immer höher geschürt und man fühlt sich wieder jung wie ein Adler. Mir ist, als hätte ich mein eigentlich Leben erst vor mir und als könnt ich die Taten des Herkules wiederholen, wenn die Dorothe erst mein ist — denn das ist's ja, sie hat das Leben und die Taten und Himmel und Höll in eins zu vergeben — ach, was red ich zu Dir davon, Du kannst das Ding nicht verstehen."

Die Nonn' lachte, daß der Schlüsselbund auf ihrem Bauch klirrte, und antwortete:

„Freilich kann ich das Ding verstehen, ich sagte schon vorher so etwas von alten Eseln —. Ja, da nimmt sich das graue Brüderlein eben ein jung Weib. Was ist dabei? Aber daß es grad und expreß die Dorothe sein soll? Weibsbild ist doch Weibsbild, und habt ihr es einmal ein Jährlein oder zwei gehabt, so steckt ihr euch wieder die gottverflucht Pfeifen mit Double Couronne oder Knaster voll, pafft an, und alles ist hernach wie zuvor. Geh schon, und mach keine Sprüch, Güldenklang."

Der Kantor hielt mit Müh an sich; die Schwester, die wohl merkte, wie es ihn gepackt hatte, legte ihm die runden Hände auf die zuckende Faust und hub wieder an:

„Liebes Brüderlein, ich tu Dir schon gestehen, daß ich dem Dorlein wacker zugesetzt hab. Ich hab Dich herausgestrichen, aber das tat eigentlich nicht not, denn sie weiß schon, was ein rares Mannsbild Du bist, geh Esel, Du bist doch mein Bruder. Ja also, weißt, die Dorothe hat sich da etwas in den Kopf gesetzt. Ich glaub, der narrischen Jungfer ist die heilig Dreifaltigkeit im Traum erschienen und hat den Finger gehoben und gesagt: Jungfer, Sie ist für den Sebald verantwortlich, — oder so. Und das gut dumm Kind tut nun nichts als beten, damit der Sebald nicht untergeht. Und ich glaub, sie hat auch ein Gelübd getan und das heilig Sakrament darauf genommen. Was nützt da alles Reden; ich hab ihr grad heraus gesagt: wenn Du meinem Herrn Bruder sein Weib bist, alsdann kannst noch genug beten; — aber sie ist störrisch wie ein Kalb; das beste ist, Du suchst Dir eine handfeste Wittib, was willst Dich grad mit einer Jungfer herumplagen."

„Ich werde der Dorothe einen Brief schreiben," sagte Herr Güldenklang und stand auf.

„Das überleg Dir nur recht," antwortete die Schwester, „süße Zetteln ins Kloster schicken, und gehöre das Dorlein auch nicht eigentlich dazu — daraus wird einmal nichts, ich leid's nicht und die ehrwürdig Domina leidet's erst recht nicht. Zudem weiß man nie, wie man mit so Gesichten daran ist. Nein unmöglich braucht es nicht zu sein, daß ihr der himmlisch Vater wegen dem Sebald erschienen ist, — der Bub wird's wohl arg not haben, geh' mir schon, so ein Soldat und ein Saupreuß obendrein —! Nein, da tät ich mich schon vor der Sünd fürchten, wenn ich kuppeln wollte." —

Herr Güldenklang ging arg verdrossen und sehr niedergeschlagen aus dem Kloster heraus. Wie ihm unterwegs der Regens Chori der Franziskaner, Pater Bonaventura, begegnete und der ihn fragte, was es denn nun mit dem Fuxischen Sextett sei, da schnob der Kantor den guten Heiligen an und sagte, im Himmelreich werde überhaupt nicht mehr Sextett gespielt und die Gasse solle nicht mehr das Himmelreich heißen, lieber das Fegfeuer oder gar die Höllen. Der Mönch hob entsetzt die Arme und sagte: „Aber lieber Herr Kantor —"; was er noch weiter sagen wollte, mußte er für sich behalten, denn der liebe Herr Kantor stürmte davon und hieb mit dem Meerrohr in die Pfützen. Stürmte davon und bei sich in das Haus; da saß natürlich der Voitlein mit der Marthe und dem Liesgen und sagte zu ihm, grad sei der Kitzinger Meister mit den neuen Pfeifen im „Hirschen" angekommen, in der nächsten Woche solle die Orgel wohl wieder gerichtet sein. Der Kantor sah ihn abwesend an, machte „Hm, hm," ging in seine Stub hinein und tat die Türe zu. Marthe schüttelte hinter ihm den Kopf, das Krötlein aber blinzte hinter Marthens Rücken Hans Damian mit lachenden Augen zu; „wart nur," hieß das, „der Vater kommt nicht wieder und die Schwester wird doch einmal nach dem Adamlein schauen und alsdann —."

Ja, so ist einmal die Jugend.

13.

Ein blonder Knabe kam durch die hellblaue Luft auf Lämmerwolken lächelnd daher geschwommen, die rosenroten Glieder von der verjüngten Sonne beglänzt, und der laue Wind hob ihn mit ruhigem Atem auf und nieder. War die Welt je so schön gewesen? War das Blut je so leicht und warm durch die Adern gelaufen? Aber Rochus Leu, der Deserteur, mußte dennoch aus dieser Zeitlichkeit abscheiden, wo er doch gehofft hatte, die Landstraße in die irdische Heimat noch einmal unter die Füße nehmen zu können. Die Mönche betteten den Leib des armen Ketzerleins in einem traulichen Winkel des Freithofes und sie versäumten nicht, für die Ewigkeitswanderung der abgeschiedenen Seele zu beten. Der Herr Kantor Güldenklang aber schnob unchristlich: wäre der Leu im Winter gleich auf der Brücke tot geblieben, so wäre die Sache mit der Dorothe sicher ins Reine gekommen. Was hatte das Weib des

Sägmüllers auch noch so spät am Abend in der Stadt verloren! Und er hatte am Frühling keine Freude.

Wenn er das nun seinem Nachbar, dem Herrn Zebedäus Leisegang, der im „Paradeis" wohnte, gesagt hätte, so wäre der sicher in ein boshaft-befriedigtes Lachen ausgebrochen, denn der Leisegang hatte von jeher am Frühling keine Freude. Aber da dieser Herr Zebedäus abgeschiedener lebte als ein Einsiedler, so konnte ihm das der Kantor nicht sagen. Nur das Liesgen, zu dem der Einsiedler eine besondere Liebe gefaßt hatte, war zwei- oder dreimal in dem wilden Garten gewesen, in dessen Mitte ein kleines Häuschen stand, rosarot verputzt, aber die Farbe war schon ganz abgefallen. Darinnen gab es hinter ewig verschlossenen Fenstern ganze Wälder von seltsamen Pflanzen: Asklepiadazeen, Mesembrianthemen, Kaktazeen, Dragänen, Arazeen, Begonien und derlei heidnisches Zeug; Herr Leisegang behauptete, es seien nachdrückliche Beweise, daß man auch ohne Luft, Licht und Sonne leben könne und deshalb pflegte er sie zärtlich. Den Garten überließ er seinen beiden Untieren von Doggen, und für die mußte der Metzger auch zweimal in der Woche einen Korb voll Knochen und Eingeweiden an eine Kette haken, die an einem eisernen Arm und über eine Rolle von der Mauer in die Gasse hinaushing. Herr Zebedäus konnte den Korb herüberholen, ohne daß ihn jemand dabei sah. So hielt er es auch mit dem Brotbeutel; sonst lebte er von Gemüsen, die sich immer von selber aussäen mußten, von Krähen, Amseln, Staren, Sperlingen, die er mit einem Pustrohr schoß. Wenn er sonst etwas wollte, so legte er sich auf die Lauer, ganz in den die Mauer überwachsenden Gebüschen verborgen; er konnte dann in Güldenklangs Garten hineinsehen und wartete geduldig, bis er das Liesgen einmal sah. Und wenn sie sich etwa grade das gelockerte Strumpfband festband, oder wenn es sie, was doch vorkommen kann, einmal jückte und sie nachschaute, was es sei, oder wenn sie sich bei der Arbeit das Busentuch einmal lüpfte — kurz, wenn ihr grade kein fremder Zuschauer erwünscht war, dann hörte sie wohl ein mekkerndes Räuspern und das ging dann von Herrn Zebedäus Leisegang aus, der irgend etwas von ihr wollte. Das kam indessen sehr selten vor, ein Jahr konnte ruhig seit dem letzten Male hingegangen sein.

Nun, es war in diesem Frühling, als das Liesgen bei einer unpassenden Gelegenheit das Zeichen wieder vernahm, schon länger wie ein Jahr her, denn im Sommer hatte er ja das fremde schöne Mädchen bei sich gehabt, das geheimnisvoll gekommen und gegangen war und während des Besuches auch ein paarmal bei den Krämern in der Stadt eingekauft hatte. Liesgen ging nun in die Küche und sagte Marthe Bescheid, die brummte nur etwas von einem „grauslichen Ekel" und das Krötlein ging dann an die Paradeispforte. Aber, lieber Himmel, wie sah der Nachbar aus, als er grade so weit die Türe öffnete, daß eine schlanke Jungfer durchschlüpfen konnte. Er sah mit fiebrigen Augen aus einem

ganz verfallenen grauen Gesicht und hielt sich mühsam an zwei Stöcken aufrecht.

„Ist der Herr Nachbar krank?", fragte sie und schielte ängstlich auf die Doggen, die indessen sie schon kannten und wohlwollend die Schweife bewegten, sobald das Liesgen die Bestien aber streicheln wollte, knurrten sie.

„Da," erwiderte der Herr Nachbar grämlich, und es war, als reue ihn jedes Wort, „da, aufgeschrieben, Zettel."

Liesgen nahm, sah lateinische Namen verzeichnet und darunter, dick unterstrichen: „Apotheker".

„Ich werde es sogleich holen," sagte sie. „Aber der Herr Nachbar sollte sich doch in die Sonne setzen; der Frühling ist so schön."

Herr Zebedäus lachte mißtönend. „Frühling? Trug!" erwiderte er, „gleich hinterher wieder Winter. Sonne? Gleich wieder weg. Alles Lug. Der Weise durchschaut alles. Oberster Grundsatz des Philosophen: nicht übertölpeln lassen."

„Ach," dachte das Krötlein heimlich, „was ist das für ein trauriges Leben! Ich will mich lieber am Frühling freuen, wenn auch jedesmal der Winter wieder kommt."

Wie sie aus dem Paradeis wieder heraus war und auf den Markt kam, grade am „Hirschen", siehe, da kam Hans Damian daher und gab acht auf einen Wagen, der die fertigen Werkstücke für den neuen Marienaltar trug. Voitlein kam freudig zu ihr und sie erzählte, wo sie gewesen, verhehlte auch ihre herzliche Weisheit von dem Frühling nicht, an dem sie sich freuen wolle, ohne des Winters zu gedenken. So solle man es freilich halten, erwiderte der Bildschnitzer, und wenn man dabei einen lieben Buhlen im Arm habe, so fühle man den Frühling doppelt. Sie sah zur Seite auf den Wagen und sagte, sie fürchte sich davor, daß die Leute merkten, die Muttergottes sei nach ihrem Bilde gemacht worden.

„Das hat keine Not," erwiderte Hans Damian, „die Jungfer ist so fein versteckt, daß kaum ein Auge sie herausglotzen kann. Ist aber erst einmal Sankt Georg in die Reih, so will ich der Stadt eine neue Kapelle bauen und es soll dem Rat keinen Kreuzer kosten. Und dahinein kommt eine Muttergottes, die soll ganz ein Liesgen sein."

„Nein!" sagte das Krötlein, „was Ihr da redet! Und wohin soll die Kapellen?"

Der Bildschnitzer sah sie lachend an und sprach: „Dahin, wohin ich einmal einen Zettel fand; der hat mich lieblich und verheißungsvoll in diese Stadt gezogen. Und ich bin ein dankbarer Gesell."

Nun antwortete die Jungfer nicht darauf, sondern meinte, daß sie jetzt schnell zum Apotheker müsse. Aber dann konnte sie es doch nicht über das Herz bringen, so zu scheiden, sondern sagte: wenn er Glock acht zum Vater kommen wolle, so würde sie ihm die Türe selber aufmachen.

Da gingen sie mit einem süßen Blick auseinander, aber kaum hatte das Krötlein wenig Schritte gemacht, so sah sie den Vater auf sich zukommen und der hatte sicher gemerkt, wie sie bei dem lieben Buben stand. Der Vater sah sie aber mitnichten, sondern schaute auf die andere Seite, da ging des Türmers Dorothe, und wie die den Herrn Kantor erblickte, blieb sie stehen und sah ihm mit einem so seltsamen Blick entgegen, daß das Liesgen bei sich sprach: „Mein! Was denkt sich die Mondguckerin?"

Herrn Güldenklangs Gedanken, soviel ihrer waren, sangen überaus schön nur das eine: „Dorothe!"

Sie aber sprach:

„Mag der Herr Kantor das garstige Ding noch einmal anschauen? Ich bin so schlecht gewesen!"

„Liebe Dorothe," antwortete er, „welch ein Glück schenkst Du mir, da Du so sprichst. Aber Du bist nicht schlecht gewesen."

„Wohl," sagte sie leise, „wie ich heut von den Nonnen wieder nach Hause kam, hörte ich sagen, der Herr Kantor habe nicht ein einzigmal an der Schelle gezogen. Die Orgel ist ganz stumm geworden."

Der Kantor sah das Mädchen zweifelnd an, wie sie das wohl meine, indessen fuhr sie fort:

„Ich will dem lieben Herrn Kantor nur sagen, daß ich nun immer kommen werde, wenn er zum Musizieren ruft."

„Fürchtest Du Dich nicht mehr?" fragte Herr Güldenklang.

Sie erwiderte und sah ihm dabei offen in die Augen:

„Wie kann ich Euch fürchten, da ich doch so großes Vertrauen zu Euch habe?"

Der Kantor stieß heftig mit dem Meerrohr auf; also, dachte er, fürchtet sie sich doch, und das Vertrauen ist der feste Wall, der sie schützen soll! Er wollte es ihr auch sagen, aber auf der Gasse ging das nicht, und schließlich fing doch auch die Freude, daß er sie überhaupt wiedersah, in ihm wie eine Glocke süß zu läuten an. Aber gleich, wie sie gegangen war, empfand er schon ein Grauen davor, auf der Orgelbank zu sitzen und zu musizieren und wenig Schritt von ihm war das holde Leben, das er nicht umfassen durfte! Konnte er es je vergessen, dies holde Leben, das ihm selig hingegeben, einmal im Arm gehangen hatte? Ach Gott, wäre ich doch aus dieser Not!

Sein Töchterlein dahingegen sang den ganzen Tag, und wie es Abend wurde und die achte Stunde näher rückte, hatte sie an der Türe im Finstern zu schaffen. Gleich waren auf der Gasse vorsichtige Schritte; wie sie nachschaute, griffen zwei starke Arme nach ihr und mit einem leisen Vogellaut des Erschreckens gab sie nach. Die süßen Küsse, die da gegeben und genommen wurden, lautlos, verschwiegen! Endlich aber flüsterte Hans Damians Stimme:

„Habe ich Dich, Du schalkhafte Zettelschreiberin, oder soll ich noch nach einer andern suchen?"

„Magst Du noch suchen, Bub?" fragte sie kichernd.

„Nein, erwiderte er, „ich fühle, daß ich die Rechte gefangen habe!“

Da aber hörten sie Marthe im Hause rufen. „Leb wohl,“ flüsterte Liesgen, „und warte eine Weile, eh Du schellst.“ Dann war sie fort und Hans Damian lehnte an der Mauer und sah die Dunkelheit ganz hell. Nach einer schicklichen Weile schellte er dann, mußte lange warten, ehe jemand kam, und dann war es Marthe mit einem Lichtstümpfchen und er fragte ganz unschuldig:

„Ist der Herr Kantor zu Haus?“ —

Und am Sonntag darauf legte er sein bestes Gewand an und hielt bei Herrn Güldenklang um das Liesgen an. Der aber war über die Maßen ungnädig, brummte, daß der Aff' noch ein Kind sei und Voitlein sei ja noch nicht einmal Meister, aus dem Handel könne nichts werden. Und Heimlichkeiten dulde er durchaus nicht, daher solle Hans Damian fortan das Haus meiden. Keine Widerrede: er wolle es so.

Aber hinterher schämte sich Herr Güldenklang selber, daß er so hatte sprechen können, nur weil er andern das Glück nicht gönnte, das er selber entbehren mußte.

14.

Ja, was ist denn? Herr Gott, was trommeln sie so wild? Was ist denn nur geschehen? Mann, Frau, Barthel, Annalies, all zusammen, so hört doch nur! Laßt die Supp' stehen und lauft an die Eck'! Lieber Herr im Himmel, wie sie trommeln! Die armen Kinder! So seid nur still, man versteht kein Wort, ob Ihr wohl still seid!

Da sollten die armen Bamsen still sein, wenn der Nagelschmied und der Marktbäck jeder eine dicke Trommel umgehängt hatten, mit den Schlegeln unaufhörlich „Habt Acht“ schlugen und dabei so wilde Augen machten! Und zwei waren mit Schießgewehren dabei, der junge Labenwolf vom Nonnenrain und der Georgstorwächter, und Meister Nachtwächter entrollte ein Papier mit zitternden Händen und endlich wurde auch sein am Hinterteil halbgelähmter Spitz stille, der hatte geheult, solange sie trommelten.

Was aber las der Nachtwächter mit finster entschlossener Stimme, die nur zuweilen ein wenig bebte? Er las:

„Befehl und Warnung an die Bürger dieser Stadt, von Seiner hochfürstlichen Gnaden, Herrn Adam Friedrich von Seinsheim, erwählten Fürstbischof von Würzburg, durch seinen bestallten Amtmann, Herrn Cosmas Pleydenburg. — Dieweilen des Kaisers Majestät, wie alle Reichsstände heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit Friedrichen von Preußen, einem Ruhestörer und boshaften Angreifer, notwendig im Kriege liegen, so haben sie besagten Friedrichen mit Hilfe des allerchristlichen Königs von Frankreich und der großmächtigen Kaiserin von Rußland wiederholt geschlagen und besiegt. Mit Gottes Beistand und unter dem Segen des heiligen Vaters soll darin auch fürder fortgefahren

werden. Da nun aber besagter Friedrich von Preußen ein fliegendes Korps ausgerüstet und geschickt hat, die guten Städte des Reiches zu schatzen und zu plündern, und es sind schon solche Parteien bei Nürnberg gesehen worden, so wird hiermit eine Warnung auch an die Bürger dieser Stadt erlassen, daß sie sollen auf ihrer Hut sein, nicht nachlassen in Wachsamkeit, und daß sie sich sollen einschreiben lassen zum Wachegehen mit Obergewehr und Untergewehr."

Da waren natürlich ein paar Weiber, die heulten los, kaum, daß dem Nachtwächter die Gewehre zwischen den Zähnen herausschauten. Ihm war ja selber ein wenig flau ums Herz, aber vielleicht gerade deshalb wurde der Blick, den er über die Brille den Weibern zuschoß, besonders bös. Alsdann aber fuhr er fort:

„Es ergeht aber der Befehl an alle die es angeht, die Pförtlein in der Stadtmauer, die sie haben brechen lassen, alsbald wieder zu vermauern. Das Geschütz, so auf den Torbastionen steht, soll mit Pulver und Kartätschen zu jeder Tag- und Nachtstund geladen sein, ferner soll in jedes Tor eine Besatzung von zwei waffenkundigen Bürgern, außer dem Torwächter gelegt werden. Zeigt sich der Feind, so soll nach dreimaliger Warnung alsbald auf ihn geschossen werden. Gott genade unsere gute Stadt!"

Beinahe hätten alle „Amen" gesagt, denn den letzten Satz hatte der Nachtwächter gesprochen wie ein Gebet. Der Marktbäck und der Nagelschmied schlugen aber Marsch: „Gelump, Gelump, schlagt tot das Gelump," der im Hinterteil halbgelähmte Spitz begann wieder zu heulen, die Gewehre wurden geschultert und der Nachtwächter führte seine Kriegsschar an die nächste Ecke.

Ist denn je so etwas erhört? Gibt es denn keine Gerechtigkeit mehr in der Welt? Der Preuße mußte ja der Leibhaftige in Person sein, wie konnte er sonst eine so friedliche Stadt überfallen und niederbrennen wollen, die Familienväter totschießen, nicht das Kind im Mutterleibe schonen, — denn in allen Greueln waren die Preußen Meister. Nahm man schon das Wort: Preußen! — „Prrr —" da hörte man sie knurren, „eu", das klang nach Heulen der Witwen und Waisen, „ßen" — ja hörte man nicht darin die preußische Fuchtel pfeifen und zischen? Allmächtiger Heiland im Himmel, steh uns bei! Süße Gottesmutter, Herzogin von Franken, schirme Deine Kinder! Der Stadtpfarrer, Hochwürden Herr Januarius Nöck muß auch gleich her und Bittämter ansetzen!

An diesem Tage gab es kein richtiges Mittagessen, wenn die Bamsen plärrten, schnob man sie an: „Wartet nur, wenn die Preußen kommen, die stecken euch gleich in den Topf," worauf die armen Kindlein natürlich noch mehr plärrten. Dagegen liefen die Hahnen in den Schenken ohne Unterlaß und wären die Tische lauter Preußen gewesen, so wären sie unter den Faustschlägen der Bürger wohl bald eines elenden Todes verblichen. Sie waren aber von Eichenholz und nur die Fäuste nahmen Schaden. Fürsichtige Hausfrauen aber vergruben die silbernen Patengeschenke im Garten und steckten einen dicken Knüppel an der

Stelle in die Erde, damit sie die Schätze hernach wiederfanden. Was sollte es aber heißen, die Pförtlein in der Stadtmauer mit Mörtel und Stein wieder schließen lassen? Das sei dann doch zu viel verlangt. Sollte man aus seinem Garten nicht mehr herausgehen dürfen und nach den Obstbäumen sehen, die außerhalb der Mauer standen? Und wie sollte es etwa mit dem Bleichen der Leinwand gehalten werden und mit dem Trocknen der Wäsche? Kein Mensch konnte sich entsinnen, daß die Pforten aus dem Hausgarten ins Freie einmal nicht in der Stadtmauer gewesen wären! Der Herr Amtmann hatte freilich gut dekretieren, sein Weib ließ bei den Nonnen trocknen und bleichen und Obstgarten brauchte sie keinen, ihr wurde so schon jeden Herbst der Keller mit Äpfeln und Birnen vollgetragen. Aber die Männer seien eben keine Männer, sonst würden sie gleich für die geplagten Hausfrauen ein deutliches Wort sprechen. Ich aber, die Hausfrau selber, dulde es nicht, daß an der Mauerpforte etwas getan wird; das ist meine Pforte und damit Gott befohlen.

Die Eheliebsten der Torwächter aber waren ganz und gar auseinander. So war die vom Georgstorwächter, kaum daß er den Kuhfuß wieder in die Ecke gestellt hatte, über ihn hergefallen, und sie sagte, daß ihr vor Empörung der Atem fehle. Trotzdem aber verwahrte sie sich mit großem Stimmaufwand dagegen, daß das alte Rohr auf der Bastion etwa mit so Satanszeug wie Pulver und Blei gestopft würde. Sie habe sieben unschuldige Kinder und die wolle sie nicht in Gefahr bringen lassen. Würde hier aus dem Tor geschossen, so schössen die Preußen wieder, aber er habe eben kein Herz und sei ein sauberer Vater, der seine Kinder wolle umbringen lassen. Und was das denn heißen solle, ihr zwei Kerls in die Wohnung zu legen? Und immer saufen und des Teufels Gebetbuch aufschlagen, jawohl und Tabak qualmen, wo sie es doch schon so auf der Brust habe! Er solle sich ja nicht einfallen lassen, Unordnung und Unzucht in ihrem christlichen Hause einzuführen. Das solle ihr fehlen!

Und allen Groll auf die Preußen, den mußten also die armen Ehemänner ausbaden.

Sie zeigten sich aber als mutige Männer, indem sie sich zusammentaten und am nächsten Tage vor des Herrn Amtmann gestrenges Angesicht gingen. Da sagten sie mit geziemender Devotion alles, was sie von ihren Weibern gehört hatten, besonders was die Mauerpforten betraf. Der Amtmann erwiderte, es sei eben Krieg, worauf die Bürger sagten, ja, das hätten sie schon gemerkt, aber was die Preußen angehe, so kämen sie vielleicht doch nicht. Schuster Eberz, der in seinem erleuchteten Kugelglas Zeit seines Lebens viel Weisheit gesehen hatte, gab überdies zu bedenken, ob es nicht bedeute, an der Fürsorge Gottes vermessen zu zweifeln, wenn man sich zu sehr auf die eigene Kraft verlasse? Wolle Er die Stadt vor der Invasion des ketzerischen Feindes bewahren, so schere Er sich sicher sonst etwas um ein paar Löcher

in der Mauer, vielleicht schlage er die Preußen mit Blindheit, oder tue sonst ein Wunder, wenn Er wolle. — Ja der Schuster habe Recht, sagten die Bürger und ob denn Seine Hochfürstliche Gnaden geradezu einen Befehl erteilt habe? In diesem Fall wolle man sich freilich darnach richten. — Der Herr Amtmann schnob sie ungnädig an, und sagte, daß er, der Amtmann, hier zu befehlen habe. Da er aber bedachte, daß in dem Reskript von Seine Hochfürstliche Gnaden nur gesagt war, es sollten alle Maßnahmen getroffen werden, die geeignet seien, die Stadt zu schützen, so entschied er, daß er den Fall sich noch überlegen wolle.

Dabei blieb es auch, die Pforten blieben offen und die Frauen triumphierten. Sie machten auch kein Hehl daraus, und der Herr Amtmann erfuhr es alsbald, daß, falls auf die Schließung der Pforten bestanden werde, die Frau Amtmännin in diesem Jahr zusehen möge, ob man ihr zum Winter wieder den Keller voll Äpfel und Birnen trüge. Es war natürlich unmöglich, daß der Herr Amtmann es auf diesen Fall ankommen ließ. Und mit den Torwachen — ja, das war auch so eine Sache. Schließlich würde es wohl genügen, wenn die Tore bei Eintritt der Dunkelheit beschlossen wurden. Und wenn die Preußen wirklich so dreist waren, am hellen Tage zu kommen, so würde man sie ja vorher sehen und immer noch ihnen vor der Nase zuschließen können. Dagegen sollten sechzehn Mann immer in Waffen sein und viertelsweise Posten gehen und das Geschütz müsse durchaus geladen sein, davon könne nicht abgegangen werden.

Lieber Gott, die Bürger hatten, als einige Tage hingegangen waren, überdies Wichtigeres zu tun, als sich vor den Preußen zu fürchten. In den Weingärten mußten neue Pfähle aufgerichtet werden, die Reben trieben ja schon, und das Unwetter im Winter hatte so viel Erdreich heruntergeschwemmt, daß die ganze Familie ihre Not hatte, um in Körben und Tragen die Erde wieder hinaufzubringen. Die Hausgärten sollten auch vor Ostern in Ordnung sein, auf die Bienen mußte gepaßt werden, dazu gab es junge Gänse, der Wein in den Fässern wollte seine Frühlingskur haben und dann mußten auch die Osterlämmer geschlachtet werden. Die Kinder blieben am längsten in Aufregung wegen der Preußen, sie waren auch die einzigen, die in Wehr und Waffen, selbstgemachten natürlich, einhertobten und auf der Stadtmauer herumkletterten, um nach dem Feind Ausschau zu halten. Aber mit der Zeit legte sich auch ihr Eifer, und nachdem sie erst einmal handfeste Prügel bezogen hatten, weil sie auf den geladenen Kartaunen herumritten und ihnen vorwitzig in die schwarzen Mäuler guckten, so beschlossen sie schließlich, sich friedlicheren und ungefährlicheren Spielen zuzuwenden.

Der Herr Kantor Güldenklang aber war immer noch in der Seele krank, und was den Herrn Zebedäus Leisegang angeht, so hatte er es noch immer in den Beinen, trotz seiner lateinischen Kräuter, und das Liesgen wartete ihm zweimal in der Woche auf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Eigentum

Ein Gespräch von Paul Ernst

Zwei Freunde saßen an einem Abend beieinander und erzählten sich. Sie waren ältere Männer, ein Dichter und ein Maler. Sie saßen in der Werkstatt des Malers. Es war kalt, denn der Maler hatte keine Kohlen zum Heizen, und es war dunkel, denn das Elektrizitätswerk konnte kein Licht liefern. Die beiden hatten an Kleidungsstücken übereinander gezogen, was sie konnten; sie waren in einer sehr traurigen Verfassung des Geistes.

Der Dichter sprach: „Ich verdanke dir, daß ich lebe. Du weißt, ich muß meine Seele freihalten für meine Arbeit, deshalb habe ich keinen körperlichen Beruf annehmen können. Nun, ich konnte dennoch immer leben, denn ich habe geringe Bedürfnisse, und ich konnte sie gut decken, indem ich Aufsätze für Zeitungen schrieb. Aber alle Preise sind um das Vielfache gestiegen, mir bezahlt man nicht mehr wie früher, und so kann ich nicht mehr verdienen, was ich für Wohnung und Nahrung brauche. Hättest du mich nicht zu dir aufgenommen, so wäre ich schon längst verhungert." „Ja, man muß sich aushelfen", erwiderte ihm der Maler. „Durch einen Zufall kann ich noch leben, denn die Schieber legen ihr Geld in Bildern und dergleichen an, und so habe ich denn auch einiges verkauft. Freilich, ich dachte einmal, daß das, was ich gearbeitet habe, andere Leute erfreuen würde wie die sind, welche heute meine Bilder haben."

Die Beiden schwiegen eine Weile und saßen fröstelnd im Dunkeln. Der Dichter sprach: „Ich denke an unseren Freund, den Denker, der gestorben ist. Er hätte einen Trost gehabt. Er hätte gesagt: ‚Deine Bilder werden schon einmal wieder in andere Hände kommen.' — Es ist schlimm für uns, daß er gestorben ist. Er wußte immer einen Trost. Als ich ihn das letztemal sprach, es war auf der Straße, da sagte er ruhig: ‚Mein kleines Vermögen habe ich aufgebraucht, denn ich mußte mein Werk jetzt beendigen, und dazu mußte ich mich sehr gut nähren, sonst versagt das Gehirn. Nun lebe ich noch eine Weile von meinen Möbeln und Büchern. Mein Werk ist fertig, ich lese jetzt die Korrekturen. Ich habe mich seit einigen Wochen sparsamer eingerichtet, aber das hat auch seine Nachteile. Man verhungert ja nicht, aber wenn einmal ein Schnupfen kommt, so stirbt man.' Er ist ungefähr so gestorben, wie er vorausgesagt hat."

Der Maler antwortete mit schwerer Stimme. „Es ist ja nicht um uns. Freilich, man ist jetzt in den Jahren, wo man seine Hauptwerke machen müßte. Immerhin, es sind Viele zu früh gestorben; man hat immer denken können: Andere kommen eben nach. Aber das ist es ja heute: wir sterben aus; denn was bleibt heute übrig? In einem Jahre haben wir in Deutschland nur noch Proletarier und Schieber."

„Du erinnerst mich", sagte der Dichter, „an ein Gespräch über das Eigentum, das unser verstorbener Freund in meiner Gegenwart mit einem Arbeiter hatte. Wir waren beide in einer Volksversammlung gewesen; an unserem Tisch hatte ein junger Arbeiter gesessen, der sich in unser Gespräch gemischt hatte; wir waren nachher mit dem Mann zusammen durch die nächtlichen Straßen gegangen. Ich will versuchen, ob ich noch berichten kann, was unser Freund sagte.

Der Arbeiter war ein junger Mensch; er war begeistert für die Ansichten, welche ihm von seinen Führern mitgeteilt waren, und wie immer diese Ansichten sein mochten, er selber war nicht unedel; er hatte vielmehr etwas Rührendes in der Art, wie er in seinem Glauben eine Erlösung für die ganze Menschheit sah. Mir ist wie dir und wie dem Verstorbenen der Proletarier so zuwider wie der Bourgeois; aber auch in den verächtlichsten Klassen gibt es ja doch die einzelnen Menschen, welche Wert haben und selbst mit ihren schlechten Klasseneigenschaften sich zu einer höheren Menschlichkeit emporarbeiten können. Ein solcher Mensch war dieser junge Proletarier.

In dem Gespräch der Beiden sagte der junge Mann naturgemäß nichts Eigenes; unser Freund hörte ihn aber geduldig an und ging auf seine Worte ein, als wenn er mit einem Manne spräche, der ihm gleich an Wert war. So brachte denn der Arbeiter den bekannten Ausspruch von Proudhon von „Eigentum ist Diebstahl" als einen rednerischen Schluß einer längeren Auseinandersetzung; und hier nun war es, wo unser Freund seine Ansichten über das Eigentum ausführlich darlegte.

Er sagte aber, daß das Eigentum eine geschichtliche Erscheinung sei und in verschiedenen Zeiten und Völkern Verschiedenes bedeute; man müsse sich erst klarmachen, welche der verschiedenen Arten von Eigentum man meine, ehe man so allgemeine Sätze aufstelle, wie der junge Proletarier tat. Denn alles, was einmal gewesen sei, das sei auch noch heute, und so treffe man gegenwärtig alle verschiedenen Arten von Eigentum gleichzeitig nebeneinander. Wenn man nun voreilig eine besondere Art für die einzige halte, und das vielleicht berechtigte Urteil über diese verallgemeinere, so könne man also ein großes Unglück anrichten, indem man die Menschen dazu verführe, eine Maßregel zu treffen, welche vielleicht hinsichtlich der einen Art von Eigentum richtig sei, hinsichtlich der anderen Arten aber falsch.

Nun sprach er zunächst von den Menschen der Urzeit und erzählte, daß man annehmen könne, sie haben kein Eigentum an Land gehabt und haben noch nicht einmal eine Hütte besessen; aber die Geräte und Kleidung, besonders die Waffen und Schmuck, die jeder gebraucht habe, seien immer das Eigentum der Einzelnen gewesen. Und hier schon sehe man, wie das Eigentum eng mit der höheren Gesittung verknüpft sei. Denn zwar der edle Mensch hänge nicht an seinem Eigentum, weil er eben Höheres habe, das so wichtig sei, daß das Geringere ihm verhältnismäßig wertlos erscheine; und so könne man sich wohl vorstellen, daß ein geistig sehr hochstehender Mensch, der etwa unter diesen Wilden geboren sei, sich mit zerrissener Kleidung und geringen Waffen begnügt habe, um innerlich ganz frei und nicht abgelenkt vom äußeren zu sein; man könne sich das vorstellen, auch wenn unsere Gelehrten uns von einem solchen Mann unter wilden Völkern nichts erzählen; aber die große Menge sei doch gewiß durch schönere Gewänder, Schmuck und zierlicheres Gerät über die erste Roheit hinweggehoben; jedoch nur so, daß dieses alles immer nur Einzelnen gehört habe, hier mit Anstrengung erworben und mit Mühe gepflegt sei.

Hier machte der Freund nun eine Anwendung auf die Gegenwart. Er wies darauf hin, daß für den geistigen Arbeiter die Bücher ein Gerät sind, das er für seine Arbeit braucht. Nun haben wir heute die öffent-

lichen Bibliotheken, welche umsonst jedem zur Verfügung stehen, welche also eine kommunistische oder zu deutsch gemeine Einrichtung sind. Jeder könne nun beobachten, daß die Bücher in diesen Bibliotheken ohne Liebe eingebunden seien und nicht gut gehalten würden; und wenn etwa ein Buch in mehreren Ausgaben erscheine, so finde sich in den öffentlichen Bibliotheken nur diejenige, welche den verständigsten Nutzen gewähre, indessen andere Ausgaben auch noch schön seien. Wenn aber Einer Bücher als Eigentum besitze, so komme er leicht dazu, daß er nicht nur an den verständigen Nutzen denke, sondern auch noch von dem Buch als Buch eine Freude haben wolle. Man könne dem zwar entgegenhalten, daß man schöne Gegenstände ja auch in Museen sammeln kann, wo sie desgleichen Allgemeingut seien. Aber da müsse man doch antworten, daß solche Museen erst möglich seien, wenn die einzelnen Sammler vorher da gewesen sind, daß sie also das Einzeleigentum als Voraussetzung hätten.

Das gab der junge Arbeiter nun zu. Dann meinte er aber, dergleichen sei doch nur Luxus, und die Befriedigung des Luxus sei nicht nötig, weshalb man auch heute solche Bücher nebst anderen Gegenständen, die über das Notwendige hinaus wertvoll seien, mit einer Steuer belege.

Unser Freund erwiderte ihm, diese Ansicht sei barbarisch, und so erscheine ihm auch die Luxussteuer als eine Barbarei.

Diese Barbarei zeige sich sofort, wenn man diese Steuer sittlich betrachte. In Zeiten der Kultur, der Gesittung habe man den Gesetzgeber als oberste sittliche Persönlichkeit angesehen, und wenn der Staat auch heute, wo diese Zeiten längst geschwunden seien, den Gesetzen außer ihrem äußeren Zwang noch eine sittliche Bedeutung zuerteile, so sei das ein Überbleibsel aus dieser früheren Anschauung. Nun, ein jeder Mensch muß heute sein Einkommen versteuern. Wenn der Staat dann noch willkürlich weitere Steuern legt auf einzelnes „Weisen“, wie das schon besteuerte Einkommen ausgegeben wird, so erlaubt er sich einen Eingriff in die persönliche Freiheit, der ihm nicht zukommt. Mit der Flachheit des Denkens, die in barbarischen Zeiten allgemein ist, werde dann wohl darauf hingewiesen, daß man auf überflüssige Ausgaben, auf Ausgaben für Vergnügen und Luxus für den Staat Steuern legen solle, weil die nicht so drückend seien, wie die Steuern auf das Notwendige: als ob der Staat imstande sei, das festzustellen, was überflüssig ist; als ob „überflüssig“ nicht eine bloße Beziehung ausdrückte, bei welcher nicht nur das eine Glied bestimmt sein muß, sondern auch das andere. Wenn der Staat in den Händen der Besten sei, so könne er etwa vielleicht feststellen, was für das Ziel der Menschen notwendig ist und was nicht; wenn er aber, wie heute, in den Händen der Schlechtesten sei, so könne er nur feststellen, was diesen als überflüssg erscheine: wozu denn alles gehört, außer der gemeinen Lebenserhaltung. So sei demnach eine solche Luxussteuer in Wirklichkeit heute eine Steuer auf den Geist und die Bildung.

Aber das sei nur das Augenscheinlichste.

Die meisten Menschen sind heute unglücklich. Sie sind es dadurch, daß sie etwas wollen, das nicht abgeschlossen ist und sie dadurch vorwärts treibt; aber dabei nicht ein Ziel ist, das über sie hinausweist. Sie wollen eine möglichst große Menge von Genuß durch eine möglichst kleine Menge

von Arbeit haben. Das ist ein Ziel, das nie erreicht werden kann, denn das Verhältnis von Arbeit zu Genuß kann bis ins Unendliche hinein verkleinert werden. Es ist also ein Ideal. Das Streben nach einem Ideal bewirkt, daß die Menschen mit ihrer Gegenwart unzufrieden sind. Wenn das Ideal über uns hinausweist: etwa, wenn wir nach dem Schönen, Wahren und Guten streben, so wendet sich diese Unzufriedenheit so, daß unsere bedeutendsten Kräfte angespannt werden. Das erzeugt einen Zustand in uns, welcher das Gefühl aufhebt, wir seien unglücklich. Wenn das Ideal aber so gemeiner Natur ist wie hier, so wird nichts Bedeutendes angespannt, und die Menschen bleiben unglücklich.

In diesem unglücklichen Zustand nun sind die Genüsse notwendig. Schon die rohesten und gemeinsten sind es: das Trinken, Rauchen, das Besuchen öffentlicher Vergnügungen. Wenn die große Masse sich heute nicht durch solche Mittel betäuben würde, so könnte sie gar nicht leben, denn nur so kann sie sich verbergen, daß sie ein unwürdiges Sklavendasein führt. Aber wenn das nun schon so ist, so sollte man doch die höheren Genüsse wenigstens vorziehen. Zu ihnen gehört vor allem der Genuß des Schönen. Denn an sich zwar ist das Schöne nicht da zum genießen, sondern es soll uns erheben zum Göttlichen; aber, wenn nun einmal eine gemeine Welt vorhanden ist, so kann ein Abglanz des Göttlichen wenigstens auch durch den Genuß aufgefangen werden, und das Schöne wirkt dann in der Richtung wie jene Betäubungsmittel, nur natürlich in edlerer Weise. Das kann natürlich nur eine bestimmte Art des Schönen sein. Entweder ziehen die Menschen des gemeinen Zeitalters diese von der großen Kunst ab, indem sie die großen Kunstwerke wissenschaftlich und ästhetisch betrachten, statt sich durch sie zum Göttlichen führen zu lassen; oder sie haben sie in dem, was man Kunstgewerbe nennen kann. So war etwa das Zeitalter des Hellenismus zwar schon durchaus gemein, aber es war immerhin noch gebildet und fand seinen Genuß in allerhand schönen Dingen, die deshalb damals viel häufiger waren, als sie in einem guten Zeitalter sind.

Aber ein Segen ruht hier nicht bloß auf dem, welcher die schönen Dinge genießt, wie das etwa ein schön gedrucktes und gebundenes Buch ist, sondern auch auf dem, der sie herstellt. Denn wer etwas schönes machen will, und sei es auch von der niedrigsten Art, der muß jedenfalls sich selber vergessen und jene unglückselige Beziehung zwischen Arbeit und Genuß, der muß arbeiten, indem er nur an seine Arbeit denkt. Dadurch aber überwindet er das Unglück, denn nun hat er ja nicht mehr das Sklavenleben der andern, welche nur gezwungen arbeiten, sondern er arbeitet frei. Auch der Schriftsetzer, Drucker und Buchbinder kann jener Seligkeit und Freiheit teilhaftig werden, welche der Künstler hat, der zufrieden ist selbst in Hunger und Kälte, wenn er nur soweit ungestört bleibt, daß er seine Arbeit machen kann. Und es wäre sehr viel wert für die unglücklichen Menschen von heute, wenn einige unter ihnen verstreut wären, an denen sie diese Seligkeit beobachten könnten.

Der junge Arbeiter hatte sehr aufmerksam und mit großer Anstrengung zugehört, denn die Gedanken unseres Freundes waren ihm fremd. Nun sagte er: „Ich kann zwar nicht fühlen, was Sie meinen, aber ich kann es mir verstandesmäßig klarmachen. Wir wollen bei unserem Beispiel der

Bücher bleiben. Wäre es nicht möglich, daß alles, was sie sagten, auch bei einer kommunistischen Einrichtung, bei einer öffentlichen Bibliothek sein könnte; und würde nicht viel mehr Glück bei den Menschen dadurch erzeugt werden, daß nun Alle diese schönen Sachen genießen würden; als wenn Privateigentum an schönen Büchern herrscht und sie in Schränken einzelner Sammler eingeschlossen sind?"

„Diese Frage ist sehr schwer zu entscheiden", erwiderte unser Freund, „und in der Wirklichkeit geht auch hier Einzeleigentum und gemeines Eigentum immer zusammen. Wir müssen deshalb genauer zusehen, wenn wir uns hier klar werden wollen." Und nun führte er etwa folgendes aus.

Ein alter Schriftsteller hat gesagt, daß im Athen der guten Zeit die öffentlichen Gebäude sehr prächtig und die Häuser der Privatpersonen sehr einfach gewesen seien. Wir erfahren aus dem Mittelalter Entsprechendes. Das Schöne wurde von den Gemeinschaften jeder Art: den Stadtgemeinden, Gilden, Zünften und Innungen für Alle erworben und vornehmlich in den Kirchen aufgestellt, die Einzelnen blieben sehr einfach. Auch unser Beispiel von den Büchern hätte dem nicht widersprochen. Denn zwar weiß ich nicht, wie es mit ihnen in der guten Zeit des Altertums gehalten wurde, ich glaube fast, daß die Griechen in ihrer guten Zeit keine Bücherleser waren; im Mittelalter aber waren die Bücher in den Klöstern, sie wurden für eine Gemeinschaft hergestellt und von ihr gebraucht; und da das geistige Leben im wesentlichen damals in den Klöstern vereinigt war, so war das die Gemeinschaft aller der Leute, die überhaupt mit Büchern zu tun hatten. Dabei wurden aber die Bücher schön und mit Liebe gearbeitet. Sie würden also Recht damit haben, daß auch bei einer gemeinwirtschaftlichen Ordnung das Schöne bestehen kann.

Aber auf der anderen Seite sehen wir, daß die große holländische Malerei etwa zur Voraussetzung den einzelnen Liebhaber hat, der bei dem Maler bestellt oder kauft. Wir wundern uns ja heute, wie es früher möglich war, daß eine Stadtgemeinde oder Zunft gute Künstler aussuchte, denn heute würden solche Gemeinschaften sicher nur schlechte Künstler wählen. Nun, das war möglich bei vorhandener Gesittung dadurch, daß solche Künstler zu Vielen sprachen. Ein Vermeer aber etwa kann unmöglich in einer Kirche hängen oder in einem Rathaus, er kann nicht allen gehören; und wenn man ihn heute in einer Galerie sieht zwischen andern Bildern, so sieht man da ein barbarisches Unwesen; denn das Göttliche, das in ihm ist, erschließt sich nur dem Einzelnen, und das müßte geschehen in einem kleinen Raum, der etwa getäfelt ist mit braunem Holz und Fenster hat mit Glas von der alten Art, das etwas grünlich ist und durch Bleistreifen gehalten wird. Und wenn wir bei unseren Büchern bleiben: eine Klosterbibliothek ist wohl möglich mit schönen Werken, denn die Mönche sind alle von einer Art und Gesittung; aber eine heutige öffentliche Bibliothek, die an jedermann ausleiht, würde barbarisch handeln, wenn sie gute Bücher ausgäbe. Nicht nur, daß nur wenige Leute Bücher zu behandeln verstehen, sie durch Fingerflecke und sonstige Beschmutzung entehren, den Rücken brechen und die Deckel sich abscheuern lassen. Es teilt sich auch dadurch, daß eine unterschiedslose Masse ein Buch in die Hand bekommt, dem Buch etwas mit, das ihm alle Würde nimmt, das ihm etwas von dem gibt, das eine

Bierstube, und mag sie auch nur von ordentlichen Leuten besucht werden, immer unterscheiden muß von dem Wohnzimmer eines Mannes oder einer Familie. Das ist ein Gefühl, welches vielleicht durch unbewußte sinnliche Wahrnehmungen entsteht, daß ein Buch seinen Schönheitswert verliert, wenn es öffentlich benützt war. So nimmt ja auch der Bücherfreund ruhig mit in Kauf, wenn sein Buch schon frühere Besitzer hatte, ja, er sieht es sogar gern, wenn er die Geschichte eines Bandes durch Exlibris und Besitzervermerke verfolgen kann; aber wenn es etwa in einer Leihbibliothek stand, so ist es für ihn entwertet.

Der Arbeiter fragte, ob unser Freund meine, der Unterschied liege darin, daß im einen Fall, wo ein gesellschaftliches Eigentum ihm möglich erscheine, die Gesellschaft begrenzt sei und aus bestimmten Mitgliedern bestehe, während sie im andern Fall, wo er das Einzeleigentum als nötig erachte, unbegrenzt sei und Mitglieder jeder Art habe. Unser Freund dachte nach und sagte, daß das allerdings zuzutreffen scheine und daß er demnach hier ein Urteil gegen die Auflösung der allgemeinen Gesellschaft in Einzelwesen abgebe, während früher die allgemeine Gesellschaft aus kleineren Gesellschaftskreisen bestanden habe; so könne man sagen, daß eine Zunft, ein Kloster ein erweiterter Einzelner sei wie die Familie, und das gemeinsame Eigentum einer Genossenschaft, einer Gemeinde, etwas ganz anderes sei als das etwa der heutigen Gesellschaft; denn zu dieser gehört jeder, zu jener nur der, den die andern wollten. Aber man dürfe hier wohl nicht allzu begrifflich verfahren; denn im Fall des Vermeer habe ja dieser Umstand keine Bedeutung.

So weit war der Dichter mit seiner Erzählung gekommen, als der Maler einfiel und seine Billigung des Gesagten zu erkennen gab. Er knüpfte an diese Billigung noch eine eigene Betrachtung, indem er sagte, er vermöge nicht so ruhig wie der Denker und der Dichter in diesen Dingen zu sein, denn man fühle doch zu sehr die Wirkung auf das eigene Leben; und von diesem können zwar Männer loskommen, welche gewohnt sind, ihre Gedanken als Handwerkszeug zu gebrauchen, aber nicht ein kindlicherer Mann. So wolle er denn nun die Nutzanwendung auf das Schicksal machen, das sie Drei haben. Der Dichter und der Denker erzeugen nichts, das für Einzelne wesentliches Eigentum werden kann, denn ein einzelnes Buch ist nicht kostbar genug. Deshalb seien sie darauf angewiesen, ihre Gaben der Allgemeinheit anzubieten. Diese aber habe keine Lust, ihnen einen Wert dafür zurückzugeben. In früheren Zeiten habe es wohl, wie man hört, Mäcene gegeben, welche durch ein großes Vermögen sich verpflichtet fühlten, gewissermaßen die Schulden der Allgemeinheit zu begleichen und Dichtern oder Denkern das Leben zu ermöglichen. Ob die Sage wahr sei, stehe dahin; jedenfalls heute können Dichter und Denker nur leben, wenn sie entweder ein kleines Vermögen haben, wie der gestorbene Freund, oder wenn sie irgendeinen zufälligen Erwerb in der bürgerlichen Gesellschaft finden, wie der Dichter mit seinen Zeitungsaufsätzen, der nicht allzu viel Kraft und Zeit beanspruche und freilich wohl denn auch schlecht bezahlt werde. So habe Spinoza Gläser geschliffen, Jakob Böhme Schuhe gearbeitet, Kant habe Vorlesungen gehalten und Prüfungen abgenommen, Schiller Zeitschriften herausgegeben und Keller Akten geschrieben. Er selber

lebe heute von Verkäufen an reiche Leute; wenn aber erst die Steuern seien und es nicht mehr angehe, das Vermögen in Bildern zu verstecken, so werde ihm niemand mehr etwas abkaufen, denn der Schönheit wegen kauft heute niemand ein Bild. So müsse er nun immer wieder fragen: Was soll aus der Gesittung werden, wenn den Männern, welche etwas arbeiten, das die große Menge nicht sofort gebrauchen kann, das Leben unmöglich gemacht wird? Man fürchte sich so vor dem Bolschewismus; er sehe aber gar nicht ein, worin sich unsere Zustände von den bolschewistischen unterscheiden. Dem Freunde sei es wohl gleich gewesen, ob der Staat ihm durch seine Geldverschlechterung sein Vermögen entwertet oder ob er es ihm ohne Umwege abverlangt hätte; dem Dichter sei es wohl gleich, ob der Staat ihn durch die Geldverschlechterung, wodurch sein Lohn für die Zeitungsaufsätze entwertet sei, in mittelbarer Weise, oder durch ein Gesetz über Zwang zu körperlicher Arbeit in unmittelbarer Weise zwinge, etwa die Müllkästen mit an die Wagen zu tragen und in sie zu leeren.

Hierauf erwiderte der Dichter, daß der Freund auch über diese Fragen dem aufhorchenden Arbeiter gegenüber gehandelt habe. Er habe nämlich folgendes gesagt:

Das älteste Eigentum geht auf die Mittel, welche der Mensch für sich selber zu seinem Unterhalt und seiner Verteidigung nötig hat; also wenn wir den Bissen beiseite lassen, den er eben in den Mund steckt, oder den Schurz, welchen er umgürtet, auf Werkzeuge und Waffen, die er selber gebraucht. Wir sahen, daß diese älteste Art Eigentum noch heute vorhanden ist in allen Gebrauchsgegenständen: in Handwerkszeug und Möbeln, in Büchern und Bildern und allem derartigen, das der Mensch für seine Bedürfnisse nötig hat. Es folgt eine neue Art Eigentum.

Diese setzt voraus, daß der Kreis, in welchem der einzelne lebt, irgendwie wirtschaftlich geordnet ist.

Frühere Zeiten machten sich ein Bild der urtümlichen Menschheit nach ihren eigenen Vorstellungen. Heute beobachten wir Völker der niedrigsten Stufen und nehmen an, daß unsere Vorfahren so gelebt haben wie sie und daß spätere Verhältnisse sich aus ihren Verhältnissen entwickelt haben. Ob diese Annahme richtig ist, können wir nicht wissen; wir können auch nicht wissen, ob sehr niedrig stehende Völker nicht eher von einer höheren Stufe heruntergekommen sind. Im Grunde wissen wir von unseren urtümlichen Vorfahren also nicht mehr, wie man im achtzehnten Jahrhundert wußte. Aber was wir im folgenden sagen, das wird ebenso durch die vergleichende Volkskunde bewiesen, als es den Vorstellungen entspricht, die wir uns notwendig bilden müssen.

Die ältesten Menschen haben bereits eine verwandtschaftliche Ordnung. Aber nichts braucht die einzelnen mit ihrem Stamm auch wirtschaftlich zusammenzuhalten. Der Mann allein oder der Mann mit Weib und Kind irrt in der Wildnis, von zufälligem Funde oder Jagdertrag lebend und an zufälligem Orte ruhend. Schon hier beginnt die erste Arbeitsteilung, die zwischen Mann und Weib; denn das Weib ist durch das Kind behindert und weniger beweglich, der Mann findet die Nahrung auf und das Weib bereitet sie.

Wir wollen schematisch vorgehen; was wir nun sagen, das ist also kein geschichtliches Ereignis. Das erste Eigentum der neuen Art ist die Herde. Bei ihr entwickelt sich die Arbeitsteilung weiter, denn für die Arbeit des Mannes genügt auch bei großem Herdenbesitz eine Person, für die Arbeit der Frau sind aber mehrere Personen nötig. Es entsteht also die Vielweiberei, deutlich unterschieden von der Einweiberei — nicht Einehe — der ersten Zeit. Diese Vielweiberei entsteht dadurch, daß in den Kämpfen der Stämme die besiegten Männer getötet und die Frauen in den Besitz der Sieger aufgenommen werden.

Betrachten wir den Zustand, wie ihn ein heutiger Proletarier ansehen würde, so müßten wir sagen, daß der Patriarch von der Ausbeutung seiner Frauen lebt, welche die Arbeit beim Vieh verrichten müssen, indessen er faulenzt, auf Jagd geht oder kämpft.

Aber eine solche Betrachtungsweise ist falsch, denn sie schiebt eine moralische Überzeugung als Maß der Dinge ein, ohne vorher zu sagen, daß sie das tut. Das darf man nicht. Man muß immer seinen Maßstab angeben. Nehmen wir einen andern Maßstab an, so sieht die Sache sofort ganz anders aus.

Der urtümliche Wilde mit seinem Weibe, welches das Kind auf dem Rücken trägt, hat kaum etwas vor dem Tier voraus. Wenn es hoch kommt, so fürchtet er einen gefährlichen Geist, ziert er seine Waffe durch einige Streifen und Ringe, schmückt er seine Haut durch Schnitte und Stiche. Der patriarchische Nomade kann schon die höchste Stufe menschlicher Gesittung erreichen; die alten arabischen Dichter haben ihm seine Lieder gesungen, und wir alle kennen noch aus unserer Jugend die bezaubernden Bilder, welche die alten Überlieferungen von den jüdischen Urvätern in uns erzeugten. Der Wilde steht mit den andern Menschen nur in zwei Beziehungen: der andere ist jedenfalls sein Feind, wenn er ein Stammesfremder, oder er ist vielleicht nicht sein Feind, wenn er ein Stammesgenosse ist. Beim Herdenbesitzer kommen noch viele andere Möglichkeiten: der Bundesgenosse, der Freund, der Untertan, der Diener, der Knecht, der Sklave. Diese Möglichkeiten bereichern aber Geist, Gefühl, Phantasie, Sitte, Sittlichkeit und Gesetz, damit auch die höheren Gebiete der Religion und der Dichtung. Bei jenen urtümlichen Wilden kommt vielleicht der im Geschlechtsverband stehende Bund einmal im Jahre zusammen; die Weiber stellen sich in einer Reihe den Männern gegenüber auf zu einem obszönen Tanz; die Männer treffen ihre Wahl; ist die Wahl getroffen, dann durchzieht das Paar die Einöde, bleibt vielleicht zusammen, trennt sich vielleicht; das ist alles von seelischer Beziehung zwischen Menschen, das hier möglich ist, denn die Beziehung zwischen Mutter und Kind kann ja nicht gerechnet werden, da sie rein selbstverständlich tierischer Natur ist.

Gewiß, beim Nomaden müssen die Frauen stärker arbeiten wie der Mann, und finden sich bei weiterer Entwicklung auch leibeigene und freie Knechte, Diener und Sklaven. Aber welche dürftige Auffassung ist es, wenn wir einen solchen Zustand beurteilen wollen darnach, ob der eine mehr Vorteil von ihm hat! Sicher haben alle mehr Vorteil von ihm gegen den früheren Zustand, denn selbst der ärmste Sklave kann an Gefühlen und Gedanken teilhaben, die im früheren Zustand nicht möglich waren. Wir

lesen in der Bibel von Abrahams ältestem Knecht, der für seines Herrn Sohn ein Weib freite. Wenn man das Verhältnis von Vertrauen und Treue betrachtet, das hier zwischen Herrn und Knecht herrscht, soll man da denken: „Ja, wenn der Knecht selbständig gewesen wäre, dann hätte er selber auch Kamele gehabt und Abraham wäre weniger reich gewesen?" Es ist eine neue Möglichkeit sittlicher, frommer und schöner Gefühle und Gedanken in die Welt gekommen, der Mensch hat seine Seele höher bilden können. Darauf aber kommt es an.

Die Menschen sind heute alle von einer seelischen Krankheit befallen. Diese besteht darin, daß sie nicht mehr den Zweck des Lebens sehen, welcher ist, daß wir unsere Seele höher bilden und uns dadurch immer gottähnlicher machen; sondern daß sie nur seine Mittel im Auge haben, nämlich die größere oder geringere Menge von äußeren Gütern.

Hier wollte der junge Arbeiter eine Bemerkung einwerfen. Aber der Freund ließ ihn nicht reden; er sagte, daß er wisse, was er sagen wolle, er werde seinem Einwand später noch begegnen.

Er fuhr fort, daß er schematisch darstelle, also immer nicht einen geschichtlichen Abriß gebe, sondern ein Bild dessen, was dem geschichtlichen Vorgang ja zu grundeliegt.

Wie man sich die ältesten Wilden von der Art der australischen übergehend denken kann zum nomadischen Stand durch das Mittelglied etwa mancher nordamerikanischer Indianer, bei denen eine Art Eigentum der Stämme an den jagdbaren Büffelherden bestand, vielleicht auch eine Regelung des Abschusses; so kann man sich Übergänge denken vom Nomaden zum Ackerbauer. Nur muß man hier nicht mehr erwarten, daß nun immer ein geistiger und seelischer Aufstieg weiter erfolgt. Es gibt gewisse Lebensverhältnisse, bei denen sich die Menschen günstiger entwickeln als in anderen, die — wie wir bewerten — wirtschaftlich höher stehen. Das nomadische Leben erzeugte einerseits Sicherheit und Ruhe des äußeren Daseins, ermöglichte also dem Geist, daß er frei wird für die höheren Dinge; aber es machte die Ansammlung lästigen und drückenden Besitzes unmöglich, die Gewöhnung an überflüssige Bedürfnisse, eine allzutiefe Verschiedenheit zwischen Herrn und Knecht und eine allzugroße Bevölkerungsvermehrung. Beim Landbau kann schon jene Bewegung einsetzen, die ihr Ende hat in der heutigen Fabriksklaverei.

Der Landbau wird auch etwas ganz Verschiedenes nach Klima und Boden und der Art, wie er betrieben wird. Es ist kein großer Unterschied zwischen dem Lappländer, der seine Renntierherden treibt und dem Erzvater Abraham mit seinen Rinderherden; aber zwischen dem chinesischen Bauern und einem europäischen Großgrundbesitzer liegt so vieles, daß die beiden kaum noch einiges gemeinsam zu haben scheinen, das sie vor anderen auszeichnet; sie haben es freilich doch, und es ist etwas sehr Wichtiges.

Wir wollen untersuchen. Die einfachste Form ist die, bei welcher der Mann mit Weib und Kind allein auf seinem Gut wirtschaftet und auf ihm durch seine Arbeit den gesamten Unterhalt der Familie gewinnt.

Wir sehen hier zunächst eine neue Form der Ehe: die Einehe, welche wir heute als die natürliche Ehe betrachten. Wir sehen auch eine neue Art

der Arbeitsteilung: der Mann ist wieder viel mehr tätig, unter Umständen ruht auf ihm die Hauptlast der wirtschaftlichen Arbeit.

Auch der heutige Fabrikarbeiter kann dieser Wirtschaftsform nur einen Vorwurf machen: er hält sie nicht für ungerecht, er glaubt aber, daß durch genossenschaftliche Bewirtschaftung größerer Gebiete mit Maschinenbetrieb die Arbeit ertragreicher werden könnte. Auch hier wieder denkt er nur an das Äußere, nämlich an den höheren Ertrag, der noch dazu sehr zweifelhafter Natur ist, er vergißt aber das Innere und Wichtigere.

Nämlich dieser Bauer, als dessen Vorbild wir den chinesischen Bauern nehmen wollen, ist ein ganz freier Mann und keinem Zwang durch andere Menschen unterworfen. Was aber Freiheit bedeutet, das wissen diese unglücklichen Fabrikarbeiter von heute ja gar nicht mehr. Ich kannte einen Schuhmacher, der sich aus dem Fabrikwesen der Großstadt gerettet hatte als Handwerker in einem Häuschen mit Garten; auch seine Frau stammte aus der Fabrik. Nie werde ich vergessen, welches Glück dem Manne aus den Augen blitzte, als er mir von seiner Lage sprach. Er sagte, daß er in der Großstadt in Volksversammlungen gegangen sei und die Reden von Abgeordneten und Doktoren gehört habe, die über die Freiheit sprachen. Das waren aber Leute, die in einer Mietkaserne wohnten, mit Menschen unter sich, die sich beschweren, wenn die Kinder geräuschvoll sind, und mit Menschen über sich, die etwa Musik treiben, die man nicht hören will, wo man gezwungen ist, zu ungesunder Zeit schlafen zu gehen und zu ungesunder Zeit aufzuwachen, zu essen und zu trinken, was andere Leute wollen, daß man essen und trinken soll und sich zu kleiden nach anderer Leute Belieben, schlechte Luft und üble Gerüche aufzunehmen und allerhand weitere Geräusche und jeden Einfluß marktschreierischer und gemeiner Menschen. Diese Leute müssen in ihre Amtsstuben und Fabriken gehen, müssen tun, was gewünscht wird, auch wenn sie es nicht für richtig halten und wenn das, was sie tun, ihrem Wesen nicht entspricht. Sie dürfen nichts von sich selber wissen, denn sonst müßten sie verzweifeln; sie klagen, daß die Kinder ihnen eine Last sind, ihre Frauen sind überflüssige Geschöpfe, und sie wissen nicht, was mit den Ihrigen sein wird, wenn sie sterben. „Ich weiß, was Freiheit ist," sagte der Mann und richtete sich von seinem Schemel auf; und wahrhaftig, dieser arme Schuster in seiner Werkstätte wußte es; und die unglücklichen, geführten und führenden irren Millionen und Abermillionen wissen es nicht, welche heute glauben, daß sie die Freiheit erreichen können durch das Erwerben äußerer Güter. „Meine Kinder sind ein Segen," rief der Mann und schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust; er zeigte mir das Laub, das die Kinder zur Streu gesammelt hatten für die Ziegen, das Heu, das sie vom Wegrand geerntet; die Kinder selber standen dabei mit roten Wangen, blitzenden Augen, klugen, kühnen und guten Gesichtern. „Der Edle, der zwei Ziegen hat und eine Hütte, braucht keinem Herrn zu dienen," heißt es in der Edda. Heute gilt das noch viel mehr wie in der germanischen Urzeit, denn die Sklaverei der Menschen ist heute vielfältiger und versteckter geworden; sie geht nicht nur mehr auf die Abhängigkeit vom Dienstherrn, sie geht auch auf die Abhängigkeit von Krämer und Hausbesitzer, Polizei und Eisenbahn, Zeitung und Stadtgeschwätz, Partei und Organisation.

Nur in der Freiheit aber kann der Mensch das höchste erreichen, dessen er fähig ist, jeder nach seinen Gaben, denn jede Unfreiheit bedeutet, daß ein fremdes Wesen in die Seele kommt, das die freie Entfaltung stört. Die höchsten Menschen haben sich selber befreit: Homer zog als Bettler durch das Land wie Buddha und selbst auch Jesus; aber eine solche Kraft haben nur seltene Männer; für die Gewöhnlichen gilt, daß sie in Verhältnissen leben müssen, die auch ohne ihr eigenes Zutun ihnen gestatten, ihr Ziel zu erreichen. Daß heute die Menschheit gequält, unglücklich und verzweifelt ist, das kommt daher, daß den Gewöhnlichen die Freiheit fehlt. Auf die einfachste gesellschaftliche Weise wäre die aber zu erhalten, wenn jeder auf seinem kleinen Besitz säße, den er mit Weib und Kind anbaut, der ihm liefert, was er an Nahrung und Kleidung bedarf. Das chinesische Volk hat eine Lebensverfassung gefunden, in welcher das Jedem gegeben ist, der es haben will. Der chinesische Bauer würde den sozialistischen Volksredner verlachen, der ihm vorschlüge, er solle seine Freiheit opfern, um ein paar Stunden am Tage weniger zu arbeiten oder ein paar Zentner Reis mehr zu ernten — wenn das möglich wäre —, er würde sagen: wozu soll ich mehr Reis, wenn ich schon so viel habe, wie ich mit meiner Familie brauche; was soll ich mit unbeschäftigter Zeit, wenn meine jetzige Beschäftigung mir Freude macht? Die Chinesen haben in ihren alten Geschichten eine Erinnerung an einen sozialistischen Zustand ihres Gemeinwesens, sie haben auch die Erinnerung, daß man das Einzeleigentum am Boden einführte, weil dieser Zustand unerträglich war.

Die Familie war in alten Zeiten etwas anderes wie heute, sie umfaßte einen größeren Umkreis von Menschen. Stellen wir uns einen Hof in dieser alten Zeit vor, wo die Familie Hunderte von Menschen umfaßt, die von dem Familienvater regiert werden, so ist noch kein Unterschied gegen den Bauernhof, auf welchem nur die heutige Familie von Mann, Weib und Kind sitzt. Aber wenn die Zeiten sich entwickeln, so bilden sich aus dem Familienvater, dem Ältesten oder senior, der Seigneur oder Herr, aus den Mitgliedern der Großfamilie die Untergebenen. Noch immer kann das Verhältnis sittlich sein, wenn der Herr väterliche Pflichten erfüllt und die Untergebenen kindliche Rechte haben. Es bildet sich auch durch Eroberung oder Vertrag, daß ein Krieger einen Teil des Landes bekommt, der von den Andern mit bearbeitet wird, wofür er dann die Andern zu verteidigen hat. Auch dieses Verhältnis ist sittlich, wenn es rein ist.

Man muß sich aber klarmachen, daß es gut für das höhere Wesen des Menschen ist, wenn recht viele und verschiedenartige Möglichkeiten für viele und verschiedenartige sittliche Beziehungen geschaffen werden. Durch jede neue Beziehung solcher Art bilden sich neue sittliche Gesetze, ein neues Feingefühl, wird die Seele der Menschen bereichert, der herrschenden wie der dienenden. Das ist freilich etwas, das die Menschen heute nicht verstehen, welche das Dienen immer als eine Art Schmach empfinden und seinen Stolz und seine Vornehmheit nicht kennen.

Ich will aus einem mittelalterlichen Ritterroman einen kleinen Zug anführen, der eine solche sittliche Gesinnung zeigt, wie sie früher die Seelen der Menschen reicher machte. Ein Ritter mit seinem Knappen ist in fremdem Land. Das Hemd des Ritters muß gewaschen werden. Der Knappe sagt:

„Da sei Gott vor, daß ich das Leinen, welches den Leib meines Herrn berührt, einer vielleicht rohen und gemeinen fremden Weibsperson anvertraue", und er wäscht das Hemd selber. Auch die Ehrfurcht für das Leinen war ja schon entstanden, wie alle Ehrfurcht, also sittliche Beziehung, zu Dingen durch das Eigentum: denn in dem Leinen steckte Mühe, Fleiß und Liebe von Mutter, Schwester und Gattin, es war nicht von einem gleichgültigen Verkäufer erworben, der ja denn wohl den Übergang machen dürfte zu irgendeinem Kommunismus, bei dem nur noch der Gebrauchswert der Dinge gilt. Daß diese Ehrfurcht sich in Beziehung zum Herrn setzt, das ist weiterhin sittliche Tat. Vielleicht werden viele heute das Gefühl gar nicht mehr verstehen und sagen: es ist unvernünftig. Nun, unvernünftig sind sehr viele Gefühle, und je gemeiner die Menschen werden, desto kleiner wird der Kreis der unvernünftigen Gefühle, bis nur noch der für Essen, Trinken und Huren übrigbleibt. Sprechen wir nicht von diesen Vielen, sondern von denen, die noch der Gesittung fähig sind: ist dieser Knappe nicht vornehm? Wird er nicht gerade dadurch vornehm, daß er als Diener ganz Diener ist? Wenn sein Herr vornehm ist als Herr, so sind beide sich formal gleich — das ist die Gleichheit vor Gott, welche das Christentum meint, welche so dumm mißverstanden wird, als sei eine inhaltliche Gleichheit gemeint, wo Diener nicht mehr Diener und Herr nicht mehr Herr ist, sondern beide irgend etwas, das man vielleicht bezeichnet als „Etwas, das Menschenantlitz trägt".

Die Menschen sollen Gott ähnlich werden, das ist ihr Ziel. Sie werden dann einander gleich, wie jener Herr und Knappe. Diese Gleichheit ist aber formaler Natur und hat die Ungleichheit der Begabungen geistiger, körperlicher und sittlicher Art als Voraussetzung. Diese Ungleichheit der Begabungen setzt dann wieder ungleiche Stände voraus, in denen sie sich äußern kann. Jener Knappe würde als Ritter vielleicht nicht das Höchste erreichen, wie er es als Diener erreicht; denn als Ritter darf er nicht subaltern sein, und er ist vielleicht subaltern. Weitere Voraussetzung für eine gute Verfassung in diesen Dingen ist also, daß die Menschen in die Stände richtig verteilt sind. Das ist der tiefere Grund für die Erblichkeit der Stände und die standesgemäße Erziehung. Man kann annehmen, daß wahrscheinlich sich die Eigenschaften des Herrn auf seinen Sohn vererben, wie sich die Eigenschaften des Dieners vererben; und indem die verschiedene Erziehung von Anfang an auf die Ausbildung der Eigenschaften geht, welche für einen jeden Stand nötig sind, verstärkt sie diese natürlichen Anlagen.

Das kann keine Revolution aus der Welt schaffen, daß es kluge und dumme Menschen gibt, vornehme und gemeine, starke und schwache, herrschaftliche und dienende. Man kann nichts verlangen, als daß jeder an der Stelle steht, an die er gehört. Dieses Verlangen ist es denn ja auch, was allen revolutionären Bestrebungen zugrunde liegt, wenn auch die Menschen selber das gewöhnlich nicht wissen. Revolutionäre Bestrebungen erscheinen erst, wenn das Verhältnis nicht mehr in Ordnung ist, vor allem, wenn die Menschen, die oben sind, nicht nach oben gehören.

Das falsche Verhältnis tritt sofort ein, wenn die Menschen ihre Stellung nicht mehr als gottgegeben auffassen, wie unsere Vorfahren sich ausdrückten;

in unserer Spruchweise: wenn sie ihre Stellung nicht mehr dazu benutzen, um sich Gott ähnlich zu machen, der eine als Herr und der andere als Diener oder der Bauer als Freier, als ein Mann, der weder durch einen Herrn, noch durch einen Diener beeinflußt wird; sondern wenn sie äußere Güter durch sie haben wollen. Der Herr verlangt dann mehr Arbeit vom Diener und gibt ihm weniger Lohn: er entwickelt sich zum Bourgeois; der Diener will weniger Arbeit geben und mehr Lohn haben: er entwickelt sich zum Proletarier; und der Bauer will für den Überschuß, den er verkauft, mehr Geld bekommen: er entwickelt sich zum Lebensmittelwucherer. Wenn das geschieht, dann ist der Herr kein Herr mehr, der Diener kein Diener und der Bauer kein Bauer; denn ihr Kreis ist nicht mehr der Kreis des Herrn, Diener oder Bauern, sondern sie tun alle drei dasselbe, nämlich sie erpressen; und der Diener kann dann ebensogut als Herr wirken, der Bauer als Diener, der Herr als Bauer, oder wie man nun die Rollen verschieben mag; sie sind alle drei gleich geworden, und der Revolutionär verlangt nichts, als daß man diesem Zustand nun auch durch die öffentlichen Einrichtungen Rechnung trägt, was ja ganz vernünftig ist.

Früher — du weißt: dieses früher war nie und immer — diente die Wirtschaft nur den Bedürfnissen, die nun einmal befriedigt werden müssen und war das Wichtige das Leben der Menschen. Nun war das Leben der Menschen, soweit es sich wirtschaftlich darstellte, ausgehöhlt, indem die richtigen Menschen sich mit ihrer Betätigung aus dem Wirtschaftlichen zurückgezogen hatten, und das Wirtschaftliche wurde dadurch Endzweck. Das konnte für die einen nur geschehen, indem sie sich bereicherten und für die anderen, indem sie aßen und tranken und sich vergnügten. Die einen hießen nun die Bourgeois und die anderen die Proletarier. Die beiden Klassen standen in solcher Beziehung zueinander, daß jeder dachte, soviel für sich aus der Beziehung herauszuschlagen, als nur möglich war; und da sie da von ihrer Einsicht geleitet werden mußten, die ihrer Gier notwendig oft Falsches sagte, so mußte das in Wirklichkeit auf einen Kampf der Beiden hinauskommen, der den Drang hatte, bis zur Vernichtung der feindlichen Klassen zu gehen: daß diese Vernichtung auch den Untergang des Siegers erzeugte, daran wurde nicht gedacht. Die Rolle aber, über welche das Seil mit den beiden Tonnen lief, der Wagebalken, welcher die beiden Schalen trug, war das Eigentum. Dadurch, daß die Bourgeois das Eigentum hatten, waren die Arbeiter gezwungen, um Lohn zu arbeiten, konnten die Bourgeois die Arbeitsleistung für sich beanspruchen. Da das Eigentum der Bourgeois aber ohne die Arbeiter wertlos war, so waren auch die Bourgeois gezwungen, die Arbeiter bei sich arbeiten zu lassen. Das Eigentum war also etwas ganz anderes geworden wie früher. Es war nicht mehr ein Zubehör der Persönlichkeit, nicht mehr die Voraussetzung des freien und edlen Lebens für Alle, indem jeder ein Lump war, der kein Eigentum hatte oder in keiner menschlich würdigen Beziehung zu einem Mann mit Eigentum stand; sondern es war die Maschine geworden, welche die nun viel fester geschlossene menschliche Gesellschaft in Gang hielt.

Hier liegt nun der Fehler, den die Menschen heute begehen, wenn sie über das Eigentum nachdenken. Sie haben nicht das Eigentum im

Auge, sondern seine Verwendung als Maschine für den Betrieb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.

Der Mensch hat seine Füße zum Gehen und seine Hand zum Schaffen. Indem er über das Tier hinausgeht, verstärkt er seine natürlichen Mittel durch die Werkzeuge: die Hand verstärkt sich durch Schwert, Axt und Hammer, die Füße durch das abgerichtete Roß. In der entwickelten Gesellschaft ist die durchschnittliche Persönlichkeit nur möglich durch diese Verstärkungen, diese gehören also zu der Persönlichkeit, wie Hand und Fuß zu ihr gehören. Ein Mensch ohne Hände und Füße wäre ein unglücklicher Mann, der andern zur Last fiele. Ist er einmal da, so wird der sittliche Mensch ein solches Wesen durch Almosen unterstützen, denn er achtet in ihm seines Gleichen und Gottes Ebenbild, und er darf nicht wollen, daß das in Verzweiflung gerät. Aber er wird es verhüten, wenn er kann, daß solche Wesen entstehen. Nun, in den früheren Zeiten ließen die Bauern nicht zu, daß ein Mann im Dorf ein Haus baute, der keine Hufe hatte, von der er lebte; da, wo Herren waren, hatten diese die Aufsicht; noch bis in unsere Lebzeiten hinein hat sich im östlichen Teil Deutschlands im Verhältnis der Instleute zur Herrschaft das letzte Überbleibsel dieser Gesittung gehalten; denn im Druschanteil hatte der Taglöhner in Wirklichkeit doch ein Miteigentum am Gut. Noch bis zum Jahr achtundvierzig mußte die Gutsherrschaft die Heiratserlaubnis geben, und sie gab die Erlaubnis nur, wenn eine Nahrung für die Nachkommen vorhanden war. In den Städten, wo die Zünfte herrschten, waren eine bestimmte Zahl Nahrungsstellen: der Handwerker besaß sein Werkzeug, sein Haus, möglichst etwas Land vor dem Tor, und eine gewisse Kundschaft. Besitzlose Leute konnten nicht heiraten.

In diesen Zeiten weiß man also, daß das Eigentum zum Menschen gehört, daß der eigentumslose Mensch ein Krüppel ist.

Denke man sich, es wäre möglich, daß man den Menschen die Hände abschrauben könnte und für den Gebrauch wieder ansetzen. Es würden dann einige Leute durch Gewalt und List die Hände der übrigen in ihren Besitz bekommen und diesen sagen: wir leihen euch eure Hände, damit ihr mit ihnen arbeiten könnt. Was ihr erarbeitet habt, das gehört uns. Wir geben euch davon soviel ab, wie ihr braucht, das übrige behalten wir, denn wir müssen auch leben, denn ohne uns ginge ja der ganze Betrieb nicht. Die Leute ohne Hände ließen sich diesen Gedankengang zunächst gefallen; nachher aber dächten sie: „Wir bekommen doch offenbar viel zu wenig ab und die anderen behalten zu viel, wir werden die anderen zwingen, daß sie uns mehr geben.“ Sie haben nun nach diesem Gedanken gehandelt; was haben sie davon? Sie sind Krüppel wie vorher.

Die Menschen sind heute alle Sklaven und keine Lohnsteigerung kann sie frei machen.

Unfrei ist der Mensch auch in natürlichen Verhältnissen immer durch die Bedürfnisse seines Körpers, deshalb sucht der höhere Mensch auf jeden Fall diese Bedürfnisse auf das Mindestmaß einzuschränken; aber in der Erzeugung dessen, was diese Bedürfnisse befriedigt, ist er in natürlichen Verhältnissen frei. Schon allein etwa das ist in seine Hand gegeben, wie viel Zeit und Kraft er dieser Erzeugung opfern will. Heute kann so leicht

niemand mehr sagen: ich will ganz arm leben, wenn ich nur möglichst frei bin; er muß arbeiten bis an die Grenze seiner Kräfte, auch wenn er dadurch mehr verdient, als er braucht. Ein Arbeiter, der seinen Geist mit höheren Dingen beschäftigen will, hätte mit der Hälfte Arbeitszeit oder dem Viertel genug verdient für sein Leben: die Fabrik kann aber nur Leute brauchen, welche den ganzen Tag arbeiten. Der Fabrikant oder Kaufmann ist in derselben Lage. Das wichtigste aber ist: niemand kann heute mehr so arbeiten wie er will, sondern er muß so arbeiten, wie es von ihm verlangt wird.

Dadurch bekommt auch die Arbeit eine ganz neue Bedeutung.

Die Arbeit ist ein Segen für die Menschen geworden, denn sie hat die Menschen aus dem tierischen Zustand zur Menschlichkeit erhoben. Aber sie ist ein Segen nur, wenn sie frei ist: also einerseits mit Liebe getan werden kann, die ja nur bei Freiheit möglich ist, wenn der Mensch so arbeiten kann, wie er will, wie heute allein noch wir Denker, Maler und Dichter arbeiten, die man deshalb auch nicht gebraucht; anderseits Muße läßt jedem in seiner Art. Heute ist die Arbeit fast für alle ein Fluch. Sie stumpft ab, statt zu schärfen.

Der Erfolg der kapitalistischen Ordnung der Wirtschaft ist eine ungeheure Steigerung der Gütermenge und dadurch ermöglichte Vermehrung der Bevölkerung.

Aber da die Menschen durch die Arbeit verstumpft werden, so können sie mit dem neuen Reichtum nichts machen; alle Teile treiben eine unsinnige Verschwendung, verbringen ihre freie Zeit in platten Vergnügungen, und zu den Schädigungen von Körper und Geist durch ihre unfreie Arbeit kommen noch Schädigungen, die vielleicht größer sind, durch übel angewendeten Reichtum. So hat sich durch die hochentwickelte Zivilisation gerade ein fürchterliches Barbarentum entwickelt. Und die Vermehrung der Bevölkerung, da sie ja nur aus solchen Menschen vor sich geht, welche diesen Verhältnissen angepaßt sind, erzeugt nur eine beständige Verschlechterung der Rasse.

Hierdurch wird ein neues Gebilde erzeugt, welches nun an der Menschheit schmarotzend sitzt, nämlich der Staat.

Man spricht von einem chinesischen Staat, von den indischen Staaten. Man muß sich klarmachen, daß diese „Staaten" etwas grundsätzlich anderes sind wie das, was wir heute „Staat" nennen. Sie sind ebenso vom heutigen Staat verschieden, wie das Eigentum des Handwerkers oder Bauern von der heutigen Fabrik verschieden ist. Die Sprache treibt einen gefährlichen Betrug. Die Dinge ändern sich und die Worte bleiben, und so schiebt sie demselben Wort die verschiedenartigsten, ja, entgegengesetzten Dinge unter. Wenn wir das nicht einsehen, dann können wir große Fehler begehen.

Beim Nomadenvolk sehen wir eine Anzahl gleichmäßiger Einheiten nebeneinander. Beim Städter-Bauernvolk eine Anzahl geschlossener, in sich genügsamer Wirtschaftsgebiete, die durch das gemeinsame Interesse auf Grundlage der Billigkeit zusammengehalten werden. Wir sehen unser europäisches Mittelalter immer noch durch die Brille der Gegenwart, höchstens des 15. Jahrhunderts und glauben deshalb, staatliche Zusammenhänge zu bemerken, wo sie nicht sind. Damals erfüllte die Kirche wesentliche Aufgaben des Staates; eine sittliche Macht hielt die Billigkeit aufrecht,

durch welche die geschlossenen Wirtschaftsgebiete ohne Reibung sich hielten. In der kapitalistischen Gesellschaft ist das ganze Volk zu einer Einheit geworden, welche aus den einzelnen Personen zusammengesetzt ist und durch die Spannung zusammengehalten wird, die entsteht dadurch, daß Arbeiter und Unternehmer, Käufer und Verkäufer sich brauchen und sich bekämpfen. Natürlich muß hier neben der Gesellschaft die parasitäre neue Ordnung sich bilden. Denn es muß ja eine Macht sein, welche diesen Spannungszustand erhält und verhütet, daß der eine Teil das Übergewicht bekommt. Aber naturgemäß betrachtet diese Macht sich bald als Selbstzweck und die Gesellschaft nur noch als ihr Mittel.

Hier unterbrach der Maler den Dichter und rief aus: „Jetzt verstehe ich alles, nicht nur die Zeit vor dem Kriege, sondern auch die Kriegszeit und die gegenwärtige Zeit nach der Revolution, und ich sehe, daß da eine Entwicklung ist und durchaus kein Bruch, wie die Revolutionäre glauben, und ich sehe auch die Entwicklung zum Bolschewismus."

Der Dichter lachte und erwiderte: „Es ist ein Glück, daß noch andere Dinge sich entwickeln. Denn wie ich schon nach unseres Freundes Ansicht berichtete, ist der Staat ja nötig, um diesen Spannungszustand zu erhalten. Früher bestand er bei uns aus der Bürokratie, welche sich mit der Bourgeoisie abgefunden hatte. Nun haben die Arbeiter die Herrschaft, also haben sie nun die Verbindung mit der Bürokratie, und zwar sind die Herrschenden bei uns kleinbürgerlich verständige Leute, die gar nicht revolutionär sind, sondern in Frieden ihr Glas Bier trinken wollen; aber ohne, daß sie es merken, stürzen sie doch alles um. Denn die Gier der Bourgeoisie wurde früher in Zaum gehalten teils durch eigene Erwägungen, denn die Bourgeoisie muß ja doch immerhin über den nächsten Sonnabend hinausdenken; teils durch das Beharrungsvermögen der Bürokratie. Heute werden die Spitzen der Bürokratie durch Leute ersetzt, die im Sinne des Proletariats handeln, und wenn auch die unteren Behörden noch immer nach dem alten Vorgang arbeiten, so ist doch das Beharrungsvermögen der Bürokratie sehr geschwächt. Die Arbeiter aber denken nur bis zum nächsten Sonnabend und blicken nicht weiter; und deshalb ist heute der Staat nicht mehr imstande, den nötigen Spannungszustand zu erhalten. Dadurch kommt es, daß die Gesellschaft heute im Zusammenbrechen befindlich ist, und der Staat ihr folgt.

Offenbar war die Hauptaufgabe des Staates der Schutz des Eigentums; denn erst durch die kapitalistische Gestaltung des Eigentums war ja die Gesellschaft mit ihrem Spannungszustand möglich. Es ist begreiflich, daß die Arbeiter, da sie ja nicht den Instinkt des Eigentums haben, sofort diese Hauptaufgabe vernachlässigten. Es geschah das durch den Papiergeldschwindel.

Wir fanden, daß der Staat sich sofort als Selbstzweck setzt. Das zeigte sich schon im vorrevolutionären Staat darin, daß er unbedenklich, wo es seine Erhaltung galt, seine Hauptaufgabe hintansetzte. Bei Kriegsausbruch wurde das Gesetz aufgehoben, wonach die Banknoten zu einem Drittel gedeckt sein müssen. Aber da die Bourgeoisie noch Gewalt hatte, so hielt sich der Raub des Eigentums, der dadurch entstand, doch in engen Grenzen; in England, wo man die klügste Bourgeoisie hat, nahm man durch hohe

Kriegssteuern das überflüssige Papiergeld sofort wieder weg. Seit der Revolution hat man die Staatsbedürfnisse durch planloses Ausgeben von Papiergeld gedeckt. Durch diesen Betrug des Staates wurden alle Gehälter entwertet und alle Einkommen aus festverzinslichen Kapitalien, also aus Staatspapieren, Obligationen und Hypotheken; damit aber auch diese Kapitalien selber. Wer etwa vor dem Kriege ein Gut hatte, das 100 000 Mark wert war, der hat sein Vermögen noch; wer damals Staatspapiere für 100 000 Mark besaß, der hat nur noch etwa 10 000 Mark. Der Staat gibt selber ja den Betrug zu, indem er die Zölle in Gold verlangt, während er seine Kupons in Papier bezahlt.

Durch diesen Betrug, wie durch andere offenkundig unsittliche Handlungen hat nun der Staat die Achtung verloren, die er früher hatte und die einen Teil seiner Macht bedeutete, denn er durfte sich früher als Vertreter der Gerechtigkeit bezeichnen. Das ist den Menschen heute noch nicht klar; aber es wird nicht lange dauern, bis man im ganzen Volk die Ehrlosigkeit des Staates und die Gewissenlosigkeit seiner Diener einsieht; und dann hat er als Machtmittel nur noch die rohe Gewalt. Aber er hat sich auch noch in anderer Hinsicht selber das Grab gegraben. Der Staat stand auf einer Bevölkerungsklasse, die man den gebildeten Mittelstand nennt. Aus ihm kamen die Beamten und Offiziere, welche zusammen die Bürokratie bildeten, die ja der Staat ist. Diese Männer wurden einesteils bezahlt mit der Achtung des Staatsdienstes, die jetzt verloren ist; andernteils mußten sie ein kleines Vermögen haben, durch dessen Zinsen sie ihr unzulängliches Gehalt vergrößerten, daß es ausreichte. Diese Vermögen waren zum weitaus größten Teil so angelegt, daß sie durch die Geldverschlechterung entwertet sind. Der gebildete Mittelstand ist jetzt im wesentlichen enteignet. Es wird sich bald herausstellen, daß der Staat nicht mehr die nötigen Beamten findet: die er hat, werden spitzbübisch sein. Ob es möglich ist, eine neue Beamtenklasse zu schaffen, kann man nicht sagen. Wenn es möglich ist, dann kommt sie aber so teuer, daß sie nicht auf die Dauer bezahlt werden kann, wie ja unsere armselige Reichswehr heute so teuer kommt, wie unser furchtgebietendes Heer vor dem Kriege. So oder so muß der Staat zusammenbrechen.

Und vielleicht geschieht das noch schneller, als wir es uns denken.

Als unser Freund dem Arbeiter so viel gesagt hatte, da wurde der junge Mann heftig erregt. Er rief aus: „So soll denn alles umsonst gewesen sein, so soll nicht eine neue Gesellschaftsordnung kommen, welche in Gerechtigkeit und Freiheit bei gesellschaftlichem Eigentum die Menschen zusammenhält, sondern es soll eine neue Barbarei entstehen, aus welcher die Menschen sich vielleicht erst nach Jahrhunderten wieder empor arbeiten? Alle Leiden der Arbeiterklasse, alles Kämpfen soll umsonst gewesen sein; alle Erfindungen und technischen Fortschritte, alle Beherrschung der Natur, alles soll wieder verloren gehen, und es sollen nur Bauern übrig bleiben, die ihren Acker pflügen mit Geräten wie vor tausend Jahren, Hirten, welche das Vieh in den Wäldern weiden, wie bei unseren Vorfahren, einige kümmerliche Bauten in den zerfallenen ungeheuren Städten?

Der Maler war aufgestanden, hatte sich an das Fenster gestellt und blickte auf die dunkle Straße hinaus. Kein Licht war in den gegenüber-

liegenden Häusern. Aus der Ferne hörte man Gewehrfeuer. „Ein Einbruch durch eine Bande", sagte er, „Reichswehr ist zur Hilfe gekommen." „Man spricht, daß die Reichswehr solche Einbrüche oft vortäuscht", erwiderte der Dichter, um ihre Nützlichkeit zu beweisen. Jedenfalls hat man noch nicht gehört, daß bei solcher Gelegenheit Einbrecher getötet oder gefangen sind."

„Nun", sagte der Maler, „unser Freund war ein Letzter. Ich habe nicht geheiratet, auch du nicht. Wir wurden in unserer Jugend verlockt durch die Vorstellung, wir könnten der Menschheit etwas geben. Wir haben unser Leben zum Opfer gebracht, um das zu können, wir haben auf alles verzichtet, was Menschen sonst Glück ist. War das, was wir geben durften, eigentlich das Opfer wert? In einer richtig geordneten Gesellschaft hätten wir Gutes wirken können. Aber so? Nun, wenn denn diese Welt zugrunde geht, ist es schade um sie?"

Der Dichter lachte: „Nein! Und daß der gute junge Mann so klagte, das zeigte doch schließlich, daß er wenigstens etwas zu verlieren hatte. Wir haben nichts zu verlieren. Die Klagen der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft dürften also nicht so ganz berechtigt sein. Unser Freund deutete dem Arbeiter das auch an, und der war recht verwundert."

Nun fuhr der Dichter in seinem Bericht fort. Er sagte, daß der Freund auf die sonstige tiefe Verwandtschaft zwischen unserer Zeit und der Zeit des untergehenden römischen Reiches hingewiesen habe und davon gesprochen habe, wie damals die Bessern eine Rettung fanden. Sie wurden Letzte, wie wir es sind, sie gingen als Einsiedler in die Wüste. Was sind wir denn anders, als Einsiedler in der Wüste? Der Freund sagte, er habe behauptet, die Seelenlosigkeit des Wirtschaftsgetriebes sei gekommen, weil die Männer mit höherem Geist sich zur Seite gestellt hatten. Solche Behauptungen sind natürlich falsch. Man kann auch sagen, daß die Seelenlosigkeit des Getriebes die wertvollen Menschen herausgedrängt habe. Es findet immer in diesen Dingen Wechselwirkung statt. Was ist das Erste? Es ist alles entseelt: die Religion und die Wissenschaft, die Kunst und die Philosophie, der Staat und das Recht; alles, das wir haben, ist wert, daß es zusammenbricht. Der junge Proletarier machte große Augen, als unser Freund sprach; er glaubte an seinen Marx und an seinen Häckel, an seine Abgeordneten und seine Zeitungen; er war nicht dumm, der junge Mann; zuletzt rief er entrüstet aus: „Sie sind ja ein Anarchist." Da lachte unser Freund.

Er sagte, daß die Sozialisten alle diese Männer, welche so denken, wie er eben dem jungen Mann auseinandergesetzt habe, als Anarchisten bezeichnen. Denn die Sozialisten wollen ja freilich etwas ganz anderes als eben dargestellt war, sie wollen, wie der junge Arbeiter sagte, eine neue Gesellschaft. Die soll so kommen, daß der Staat eine neue Bedeutung erhält, daß er nicht mehr nur die Macht ist, welche das Gleichgewicht aufrechterhält zwischen den durch die Maschine des Eigentums sich in Spannung haltenden beiden Klassen: etwa der Mann, dessen Rechte den Wagebalken hält — das ist die Maschine, an der die Schalen von Bourgeoisie und Proletariat hängen, im Gleichgewicht gehalten durch Gewichte, welche die Linke in sie hineinlegt; sondern daß der Staat die Macht ist, welche die Ver-

teilung der Güter unmittelbar bestimmt. Das geschieht durch eingesetzte Beamte.

Nun aber haben die Arbeiter, als sie durch die Revolution die Macht bekamen, offenbar die Möglichkeit selber zerstört. Denn der Staat ist nicht von heute auf morgen zu schaffen; man könnte sich denken, daß man hätte den alten Staat langsam umbilden können in den Zukunftsstaat, indem man die Bürokratie, das ist die folgsame, gut abgerichtete, feige und subalterne gebildete Mittelklasse erhielt, welche unter der Herrschaft der Demagogen die neue Aufgabe hätte übernehmen können. Dazu mußte man ihr zunächst ihre alten Lebensmöglichkeiten lassen und auch den Glanz des Staates als einer moralischen Einrichtung schonen; und so hätte man allmählich mit demagogischem Schwindel wohl die neue Ordnung schaffen können, wo an die Stelle der Kapitalisten die Beamten traten; und da es den Leuten ja nicht so bald klar geworden wäre, daß sie durch den neuen Zustand nicht nur um nichts gebessert sind, sondern wahrscheinlich schlechter fahren wie früher, so hätte das wohl eine Weile so gehen können. Aber durch ihre Gier und Dummheit haben ja die neuen Machthaber sofort die Grundlagen des alten Staates zerstört und die Lebensbedingungen der alten Bürokratie vernichtet, und so stehen sie, wenn sie schaffen wollen, vor einem Trümmerhaufen. Ach, wenn Ebert und Scheidemann klug gewesen wären, dann hätten sie nicht Revolution gemacht; der alte Staat wuchs langsam und sicher in ihren sozialistischen Zukunftsstaat hinein. Aber sie waren zu heißblütig; und nun ist diese Möglichkeit verschüttet, haben wir die allgemeine Zerstörung, Gott sei Dank!

„Aber wußte unser Freund denn keinen Ausweg außer der allgemeinen Zerstörung?" fragte der Maler. „Ich selber weiß ja keinen; und ich habe mir immer so vorgestellt: die Gemeinheit ist oben entstanden, sie ist langsam nach unten gesickert, heute hat sie den tiefsten Stand erreicht und hat das ganze Volk durchdrungen; und da muß doch nun etwas neues kommen?"

„Du bist ein Dialektiker," erwiderte der Dichter. „Aber ungefähr so wie du sprach auch unser Freund."

Unser Freund deutete an, wie er sich den Ausweg dachte.

Die kapitalistische Gesellschaft ruht darauf, daß das Eigentum sich in einigen wenigen Händen vereinigt findet und die große Menge von ihm ausgeschlossen ist. Die Sozialisten haben nun, wie wir sahen, gesagt: Man muß diesen Wenigen das Eigentum nehmen und es der Gesellschaft geben. Unser Freund meinte, daß dadurch wohl ein Teil der Übel von heute aus der Welt geschafft werde, nämlich die zunächst sichtbaren; aber nicht der tiefere und schlimmere Teil, der nicht so sichtbar ist. Er sprach also jetzt nicht von dem, was wirklich ist, nämlich von der Zerstörung der Möglichkeit der sozialistischen Lösung durch die Revolution, sondern von dem, was wünschenswert ist.

An unsern Landstraßen sind Bäume gepflanzt, welche dem Wanderer Schatten geben sollen und im Herbst Früchte tragen. Die Landstraßen sind gemeines Eigentum, sie werden von allen erhalten und dienen allen, ohne daß einer dafür ein Entgelt zu zahlen braucht. Nun, wir sehen oft, daß rohe Menschen aus Übermut jung angepflanzte Bäumchen verstümmelt

oder gänzlich abgebrochen haben. Wenn ein Mann einen Obstgarten hat, der sein Eigentum ist, so pflegt er seine Bäumchen und liebt sie, er würde es nie übers Herz bringen, eines seiner Bäumchen zu zerstören. Der Mensch, welcher das Bäumchen an der Landstraße verstümmelt, verstümmelt doch etwas, das ihm mit gehört; aber das gemeine Eigentum wirkt nicht so, wie das Einzeleigentum. Es liegt im Einzeleigentum etwas Sittlichendes, das im gemeinen Eigentum nicht liegt; das gemeine Eigentum wird leicht nur in Hinsicht auf den Nutzen empfunden, das Einzeleigentum bekommt eine seelische Verbindung mit dem Besitzer und wird dadurch belebt; es ist nicht mehr totes Ding, sondern lebendiges Wesen; und der Mensch empfindet ihm gegenüber nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Aber wenn wir Pflichten erfüllen, dann werden wir besser und entwickeln uns höher, und je weniger Pflichten die Menschen haben, desto roher werden sie.

Hier nun machte der junge Arbeiter einen Einwand. Er fragte den Freund, ob er nicht selber von gemeinem und gemeinsamem Eigentum im Mittelalter gesprochen habe, wo die Leute ihre Kirchen, die heiligen Gegenstände und Bilder in ihnen, ihre städtischen Gebäude und sonstigen Gemeinbesitz gerade höher achteten und mehr liebten als das, was jedem allein gehörte. Der Freund erwiderte, das sei wohl richtig. Aber die Grundlage sei doch auch damals für alles der Eigenbesitz gewesen, wie auch heute wahrscheinlich nicht ein Bauernbursche die jungen Straßenbäumchen schädigen werde, sondern ein Arbeitersohn. Und der gemeine Besitz sei damals mit der Religion und mit der unmittelbaren Wohlfahrt durch Fäden verbunden gewesen, die sicher kurz waren. Es sei aber fraglich, ob im geträumten sozialistischen oder gar kommunistischen Staat die Leitung nicht zu lang sei, in solcher Weise wie bei den Straßenbäumchen, wo denn eine seelische Beziehung zu dem gemeinen Eigentum nicht eintreten könne.

Der Arbeiter erwiderte, daß das wohl richtig sein könne. Er habe aber selber gehört, daß es kommunistische Gemeinwesen bei einem Volke von sehr hoher Gesittung gebe, nämlich in Indien. Dort sei die Verfassung so, daß die große Menge des Volkes in den Dörfern wohne, von denen jedes eine wirtschaftliche Einheit sei. Der Boden gehöre aber allen Dorfbewohnern gemeinsam und werde auch gemeinsam bearbeitet. Die Handwerker, welche nötig seien, der Priester, der Lehrer und selbst der Dorfdichter erhielten ihren Bedarf zugewiesen und müßten für die übrigen in ihrem Beruf schaffen. Ein Teil des Arbeitsertrages gehe an den Staat, welcher dafür alle Leistungen, welche über das von der Gemeinde zu vollbringende hinausgehen, auf sich zu nehmen habe. Eine solche Verfassung sei ihm immer sehr schön vorgekommen, aber er habe sich gesagt, daß dazu freilich Menschen gehören, wie wir sie wohl nicht haben.

Unser Freund lächelte und gab dem Arbeiter recht. Er sagte, daß ja in einer bestimmten Zeit ein gemeinsames Eigentum am Boden bei allen Völkern vorhanden war, das sich daraus ergab, daß die Menschen sich noch nicht recht klar gemacht hatten, was das bedeutet; etwa, wie heute noch die Luft allen gemeinsam ist, ohne daß man sich überlegt, welche Wirkungen das hat. Bei den meisten Völkern hat man dieses gemeinsame Eigentum am Boden früher oder später aufgegeben, weil man die Nachteile einsah, etwa wie noch heute bei uns die Gemeinheiten am schlechtesten

bewirtschaftet sind. Aber bei den Indiern behielt man die Einrichtung bei; und das hochbegabte, ganz auf das Jenseitige gerichtete Volk hat seine gesamte Sittlichkeit, sein ganzes Leben mit dieser Einrichtung verknüpft. Man könne nun aber natürlich nicht einfach sagen: „Wir sehen an dem Beispiel des indischen Volkes, daß eine kommunistische Wirtschaft möglich ist.“ Man könne eine solche Wirtschaft auch nicht höher stellen, wie eine andere, wie man sie anderseits ja auch nicht tiefer stellen darf. Man könne nur sagen, daß das indische Volk in ihr einen stehenden und dauernden Zustand für sein Leben erreicht habe, wie das chinesische ihn erreicht habe in einer anderen Weise. Aber selbst darüber dürfe man immer noch streiten, ob denn ein solcher dauernder Zustand, eine endlich erreichte Übereinstimmung aller, durchaus wünschenswert sei.

Und wenn man auch das alles nicht bedächte, so wäre doch noch Eines: daß bei dem indischen Gemeinwesen die Leitung kurz ist. Welcher Unterschied ist eigentlich zwischen dem indischen Dorf und der alten Großfamilie? Vielleicht so gut wie gar keiner. Die Gefühle gehen noch mit, wenn man die Felder gemeinsam bestellt und erntet, denn die Nachbarn, das sind ja doch Verwandte und Freunde. Sie gehen schon nicht mehr mit den Bäumchen an der Landstraße, die von staatlichen Beamten gepflanzt und beaufsichtigt werden. Sollen sie soweit gehen, daß der Spinner sittlich in seine Fabrik pilgert, damit irgendein Bergmann, den er nie gesehen hat, eine Hose anziehen kann? Noch nicht einmal der Sozialismus dürfte möglich sein, wir sehen ja heute schon die idealistischen Führer die Hände ringen, weil der Bergmann nur an sich denkt und der Spinner nur an sich und seinen Lohn.

Hierdurch kam dann die Rede auf die allgemeine Schwierigkeit solcher gesellschaftswissenschaftlichen Betrachtungen. Wir wissen nicht, ob das eigentümliche Wesen der Indier seine Dorfverfassung erzeugt hat oder umgekehrt seine Dorfverfassung sein Wesen: beides gehört jetzt aber zusammen, das wissen wir. Wollen wir uns die Entstehung gedanklich klarmachen, dann bleibt uns nur der recht bedenkliche Begriff der Wechselwirkung. Als Wechselwirkung haben wir auch den heutigen Zustand bei uns anzusehen. Daß die große Menge des Volkes nicht mehr Eigentum hat, das hat viele Schuld an der allgemeinen Entseelung des Volkes; daß die Besitzenden ihr Eigentum nur als Mittel des Erwerbs betrachten, der durch die Arbeit der anderen geschieht, hat dieselbe Folge. Der Mann, der einen Obstgarten besitzt und selber die Stämmchen pflegt, liebt jedes Bäumchen. Der Gutsbesitzer, der eine Obstanlage machen läßt, liebt sein Eigentum nicht mehr, und der Arbeiter, der im Taglohn an den Bäumen arbeitet, liebt sie gleichfalls nicht.

Nun können wir uns folgendes vorstellen, indem wir bewußt eine Sage bilden.

Es wurde im Himmel eine Idee geboren, daß alle die Arbeiten, welche an sich wenig oder keine Freude machen, so geordnet werden, daß ihre notwendige Masse verringert wird. Das geschieht dadurch, daß Maschinen aufgestellt werden, an denen eine große Menge Menschen zugleich arbeiten; dadurch erzeugen sie eine große Menge von Waren, welche nun den Verbrauchern mitgeteilt werden können.

Die Idee dachte: ich bin eine Befreierin der Menschheit von einem Teil ihres Druckes, der dadurch entsteht, daß nicht alle Arbeit etwas Befreiendes und Beglückendes hat. Die Menschheit muß mich also mit offenen Armen aufnehmen.

Aber die Menschheit wollte von der Idee nichts wissen.

Da suchte die Idee eine Möglichkeit, wie sie dennoch Wirklichkeit unter den Menschen werden könnte. Sie wendete sich an den Eigennutz. Dieser ging gern eine Verbindung mit ihr ein, und indem er die Spaltung zwischen Unternehmern und Arbeitern erzeugte, bewirkte er, daß die Idee Wirklichkeit wurde. Aber durch die Verbindung mit dem Eigennutz breitete sich das Mittel, durch welches die Idee wirken wollte, weiter aus, wie es richtig war, nahm es einen großen Teil des wirtschaftlichen Lebens ein und erzeugte uns den heutigen Zustand.

Nun sind die Menschen durch die Not dazu gezwungen, sich zu überlegen, wie sie die Idee in der Wirklichkeit halten wollen.

Wir wollen ein geschichtliches Beispiel nehmen. Im Altertum kannte man nur die Handmühle. Es war eine der schwersten Arbeiten der Sklavinnen, daß sie morgens das Korn mahlen mußten, das die Familie den Tag über verbrauchte. Etwa um 400 nach Christus erfand man die Wassermühle. Es gibt von einem liebenswürdigen Dichter jener Zeit, Ausonius, ein reizendes Gedicht, in welchem er beschreibt, wie die hilfreichen Nymphen des Baches den Sklavinnen die Arbeit abnehmen und mit lustigem Geplätscher das Korn mahlen, indessen die armen Mädchen sich nun des Morgenschlafes erfreuen dürfen. Vieles von der Zivilisation des Altertums ist verloren gegangen in den wilden Zeiten von damals, die Wassermühle wurde nicht wieder vergessen.

Die Menschheit muß sich nur mit redlichem Willen überlegen; sie muß sich nur fragen: was von dem, das wir heute im Wirtschaftsleben vor uns haben, ist Sache der Idee, und was ist Sache der Verbindung von Idee und Eigennutz? Wenn sie das gefunden hat, dann wird sie sagen: wie die Landstraße gemeines Eigentum sein muß, trotzdem dann keine seelische Beziehung geschaffen wird zu dem Mann, der sie benützt, so wird auch manches andere gemeines Eigentum werden müssen; dieses in der Art, wie die Landstraße, die gemeines Eigentum mit gemeiner Nutznießung ist; jenes in der Art, wie etwa die Eisenbahn, die gemeines Eigentum ist mit einer Nutznießung, welche jedesmal nach ihrem Werte bezahlt werden muß; das dritte endlich in der Art, daß eine Gruppe von Arbeitern gemeinsam die Gebäude und Maschinen besitzen, mit denen sie arbeiten und daß sie ihre Ware verkaufen an die, welche sie brauchen. Aber nur dort, wo die Zusammenarbeit Vieler und die Maschine wirklich vorteilhaft ist, wird beides beibehalten, und gemeines und gemeinsames Eigentum geschaffen; überall da, wo es möglich ist, wird dem einzelnen Menschen wieder sein Eigentum zurückgegeben; und es ist in sehr vielen Fällen möglich, an die man heute nicht denkt. Überall da, wo gemeines und gemeinsames Eigentum ist, sucht man den Arbeitern im übrigen Einzeleigentum zu verschaffen: eigenes Haus und eigenen Garten zum mindesten.

Ist es so schwer, die Vernünftigkeit einer solchen Ordnung einzusehen? Würde sie nicht mehr locken, als der Wahnsinn, der alles staatlich regeln

will, alle in Fabriken pressen möchte und in Mietkasernen, eine gemeinsame Küche für alle will und die Kinder den Eltern nehmen zu einer gemeinsamen Erziehung — wozu? Nur, um Arbeit zu sparen! Ist es so schwer, einzusehen, daß der Mensch nicht dazu da ist, um Arbeit zu sparen, sondern um Arbeit zu leisten? Daß es nur darauf ankommt, die Arbeit glücklich und heiter zu machen?

Wenn die revolutionären Arbeiter verstehen, was sie tun müssen, dann werden sie nicht mehr das Einzeleigentum aufheben wollen, sondern sie werden es neu begründen.

„Das ungefähr war es, das unser Freund dem jungen Arbeiter auseinandersetzte," sagte der Dichter. „Der Arbeiter schwieg lange. Dann gab er unserem Freund die Hand und versprach ihm, daß er seine Worte wolle in seinem Geiste umwenden"; und so schloß der Dichter seinen Bericht.

Der Maler hatte die ganze Zeit am Fenster gestanden und hatte auf die nächtliche Stadt geblickt, denn die Werkstatt lag zu hoch oben, und man konnte über viele Dächer sehen. Das Schießen in der Ferne war verstummt, es war wieder tiefe, nächtliche Stille.

Er sagte: „Das wäre schön: Ein Volk, wo jeder sein Eigen hätte und auf dem Eigenen säße, jeder seine Arbeit in Glück und Heiterkeit verrichtete, seine Kinder erziehen könnte und für seine Frau wieder eine natürliche Betätigung fände; wo dann dadurch, daß die Idee richtig verwirklicht wäre, einiges von Zeit und Menschenkraft frei würde, um in den natürlichen und vernünftigen Verhältnissen sich auf Höheres zu richten; und in einem solchen Volk zum erstenmal wieder seit dem Mittelalter die Möglichkeit, daß du und ich und unser toter Freund nicht in der Wüste leben müßten, daß unsere Gaben von dankbaren Händen angenommen würden, daß wir dann reicher und immer reicher spenden könnten — ach, was könnte ich noch schaffen!"

„Was könnte ich noch schaffen!" rief der Dichter und breitete seine Arme aus. „Werden wir es erleben?"

Von Mythos und Mysterium

Von Franz Herwig

In Heidelberg lebt und lehrt ein junger Doktor und Privatdozent, den seine Anhänger mit Herder vergleichen. Es ist Richard Benz, ein Mann, ebensoviel Philosoph wie Dichter, Historiker wie Philologe; denn die Grundlage seines Wesens ist das Schauen. Es ist natürlich, daß man ihn schon deshalb nicht einordnen kann; die Wissenschaft im besonderen wird ihm verständnislos gegenüberstehen, da er nicht kompiliert und nicht einmal Literaturnachweise bringt, sondern schafft. Er läßt sich aber auch deshalb nicht einordnen, weil sein geistiges Format jede Klassifizierung sprengen würde. Erlebt man die vier schmalen Bändchen, die er bisher geschrieben hat, so wird klar, daß man einen außergewöhnlichen Mann kennengelernt hat, sicher so etwas wie einen Führer, dessen Abhängigkeit selbst notwendige und organische Einordnung ist. Sein Ziel, soweit es aus der Abhandlung „Die deutschen Volksbücher"* und den drei Heften der „Blätter für deutsche Art und Kunst"** kenntlich wird, ist eine nationale Kultur und ihr Gipfel ist das nationale Gesamtkunstwerk. Er kommt von der Herausgabe einer großen Zahl deutscher Volksbücher; an ihnen lernte er deutsche Volksdichtung lieben, worauf ihm die Augen für das deutsche Mittelalter aufgingen: der Vorgang, wie ihn vor hundert Jahren die Romantiker erlebten; sodann wurde er deutlich des Kulturbruchs inne, der mit dem Eindringen des Renaissanceideals eintrat, und folgerichtig mußte er versuchen da wieder anzuknüpfen, wo die verheißungsvolle Entwicklung der nationalen Kultur abriß.

Es ist notwendig, der Bedeutung des Gegenstandes und der Benzschen Persönlichkeit entsprechend, diesen Weg schrittweise nachzugehen. Die Beschäftigung mit den Volksbüchern des Mittelalters lehrte ihn die mittelalterliche Kunst überhaupt als Einheit sehen, als Einheit naturgemäß, da sie aus gemeinsamer geistiger Grundlage stieg. Benz sagt, daß es im Mittelalter eine Kunst gab, während wir Neueren nur den Künstler haben. „Der Künstler des Mittelalters hat kein persönliches Kunstwollen: er schafft." Auch der Dichter: „er ist von der Sache erfüllt, nicht von sich." Um bei dem Thema zu bleiben: Benz untersucht zunächst die Herkunft der Prosa und des Verses. Er lehnt die kunstvolle Reimform — und damit die höfische Poesie — als undeutsch ab: das Versepos ist ein Unding, da Verse nur Sinn haben im Lied, das gesungen wird. Rhythmus, nicht Vers ist organisch: der „Knittelvers" ist angemessener Ausdruck. Daher lehnt er es ab in der höfischen Poesie eine klassische Epoche, im Sinne der Literarhistoriker zu sehen. Gegen die weitschweifige Verwässerung alter Stoffe setzt er die einfache Aufzeichnung derselben durch Geistliche, zunächst lateinisch — ein spezifisch deutsches Lateinisch (barbarisch, wie der Literarhistoriker sagt) — dann deutsch, gleichzeitig mit dem Entstehen der Volkspredigt. Dabei ist die Überlieferung der Stoffe heilig und unantastbar; Freude am vertrauten

* Jena, 1913, Eugen Diederichs.

** Heft 1, „Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur", Jena, 1915, Eugen Diederichs. Heft 2, „Verkündiger deutscher Kunst", 1915, ebenda. Heft 3, „Die Grundlagen der deutschen Kunst, I. Mittelalter", 1916, ebenda.

Stoffe, innerer Anteil daran spricht sich aus. Nicht im Erfinden liegt der Wert, sondern „alles Dichten ist ein Neuschaffen und Verjüngen der Sprache". Daher kann, was wir Prosa nennen, ebensosehr Dichtung sein. Benz stellt fest, „daß die damalige Prosa" (des 14. und 15. Jahrhunderts) keine Schreibtischprosa war, sondern eine lautgesprochene Prosa. Die Renaissance setzte an die Stelle der naiven Gestaltung die bewußte „kunstmäßige" Behandlung. Das Können wurde Selbstzweck, selbständige Lösung formaler Probleme. Dieser Vorgang, fortgesetzt, wurde erst durch Görres wieder gehemmt. Indessen wurden weder die Volksbücher, noch die Legenden durch die Romantiker wiederhergestellt, wobei Benz des Einflusses der neuentdeckten Volksbücher auf die Dichtung vergißt.

Die verderbliche Wirkung der Renaissance auf die deutsche Kultur im einzelnen und umfassend zu zeigen, ist die Aufgabe, die Benz nun in der Schrift „Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur" sich setzt. Wenn ich versuche, seinen Gedankengang zu skizzieren, so bin ich des Bedauerns voll, daß ich eben nur einen dürftigen und matten Abglanz geben kann. Seit meiner Jugend mit diesen Fragen beschäftigt, sind sie mir Grundlage meines Lebens und Arbeitens geworden; als ich Benz kennenlernte, war es mir, als komme ich in eine altvertraute Welt. Wenn ich da, wo Benz mit seinen Folgerungen in den Nebel kommt, einen anderen Weg gehe, so hoffe ich damit den logischen Tatsachen der Geschichte zu folgen. Ausgang und Weg der Benzschen Darstellung ist nun so, daß er die mittelalterliche Kunst, wie die antike Kunst in der Religion ihren Ursprung haben läßt. Die Renaissance ist es, nach seiner Meinung, die Kunst und Religion geschieden hat und damit eine Entwicklung unterbrach, die, wie Benz behauptet, in einer ästhetischen Weltanschauung geendet hätte. Den Künstler zwingt nicht mehr eine Weltanschauung zum Bilden, er kann alles malen, bilden und dichten. Er kommt zu dem Kunstprinzip des Darstellens, während im deutschen Mittelalter alle Künste Ausdruckskunst waren. „Es bedurfte fortan der Wissenschaft und der Kennerschaft, um Kunst zu genießen; das Mittel hierzu war allgemeine und Geschmacksbildung!" „Die Nation würde in Gebildet und Ungebildet gespalten." Andacht vor der Kunst, Erleben des Kunstwerks wird unmöglich; die Konsequenz der Renaissanceentwicklung ist das Kino; es rächt sich, wenn man lehrt, daß nichts mehr heilig sei. Natürlich hat die deutsche Kunst auch seit dem Mittelalter wesentlich deutsche Werke hervorgebracht, ohne daß diese durchzudringen vermochten. Die deutsche Kunst ist in ihrem Wesen gegründet in metaphysisches Verlangen, das Dasein zu deuten; die Form hat nur Ausdruckswert, nicht Eigenwert; das Ziel ist für den Künstler seelischer Ausdruck, für den Aufnehmenden seelisches Erlebnis. (Man erinnere sich, daß, jedenfalls von Benz unbeeinflußt, der moderne Expressionismus eine gleiche Herkunft für sich in Anspruch nimmt.)

Während Benz in der Schrift „Verkündiger deutscher Kunst" seine Vorläufer zu Worte kommen läßt — Fichte, Herder, Arnim, Grimm, Görres, Goethe, Wackenroder, Nietzsche, Langbehn (Hettner, in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts deutet auf noch einige Jahrzehnte früher liegende Bestrebungen für eine volkstümlich-deutsche Dichtkunst hin) —, geht die Darstellung der „Grundlagen der deutschen Kunst im

Mittelalter" wieder ganz ins Selbständige und Einzelne; es kann nicht ausbleiben, daß Benz sich zum zweiten Male wiederholt. Neu ist die Darstellung der Aufnahme, Aneignung und Verarbeitung der christlichen Ideen durch den germanischen Geist. Er zeigt dieses schöpferische Wesen selbst am Lateinischen, an den Schriftzeichen; ja der deutsche Geist hat auch das abstrakte logische Denken zu einer Kunst (Spiel) gemacht. Man darf hier an Novalis erinnern, der einmal zu folgenden merkwürdigen Sätzen kommt, die im Wesen dasselbe sagen: „Das höchste Leben ist Mathematik. Ohne Enthusiasmus keine Mathematik. Reine Mathematik ist Religion. Zur Mathematik gelangt man nur durch Theophanie. Der Mathematiker weiß alles. Alle Tätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus." Man gedenke hiernach der modernen baukünstlerischen Phantasien mit der reinen Mathematik als Grundlage, und man wird finden, daß auch solche extravagante Erscheinungen irgendwo geheimnisvollen Grund haben. Aber, um zu Benz zurückzukehren: Die schöpferische Umwandlungskraft des deutschen Geistes schenkte uns den „christlichen Mythos", aus dem das christliche Epos, die Legende, entstand. Er zeigt dann, wie die südliche Kunst zur körperlich-plastischen und impressionistisch-farbigen Wiedergabe der Natur gebracht wird, während die nordische Kunst bei der Unwirklichkeit der Ausdruckslinie und der Phantasiebuntheit der Farbe beharrt. „Die Farbe der altdeutschen Meister ist mystische Glut des Innern" (Grünewald als letztes und stärkstes Beispiel). Nachdem noch im Bilderbuch die Vereinigung der religiösen Kunst und der Volksdichtung sich vollzogen hatte, — natürlich wird der gotische Dom nicht vergessen —, „ist das Verhängnis des fremden Einflusses zum Segen gewendet, die Nation hat im fremden Elemente sich selbst gestaltet." Dieses Erreichte wird durch die Renaissance vernichtet: die äußere Form triumphiert, der Kenner wird möglich, die volkstümliche Dichtung ist zu verachten, der Gelehrte wendet sein Antlitz nach Griechenland — gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist dieser Niedergang vollzogen, daß er nicht endgültig sei, hofft Benz; er hält ein nationales Gesamtkunstwerk, das Alle angeht, für möglich, wenn der Deutsche sich der Grundlagen seiner Art und seines Wesens bewußt wird.

Die Schriften von Richard Benz bilden einen Höhepunkt in der veränderten Bewertung des christlich-germanischen Mittelalters, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Wie weit und wohin die Verehrung des mittelalterlichen Gesamtkunstwerkes, die den „gotischen Menschen" schon in den Manifesten der neuesten Kunstrichtungen spuken läßt, noch führt, wissen wir nicht.* Eins ist sicher: sie wird, soll sie eine Wiedergeburt

* Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, hier Johannes Janssens zu gedenken, der diese veränderte Bewertung in langsamer, aber sicherer Wirkung erst möglich gemacht hat. Wie elementar er schon bei seinem ersten Auftreten wirkte, zeigt ein Brief Nietzsches an Peter Gast, vom 5. Oktober 79, in dem der große Sehnsüchtige schreibt: „Über Luther bin ich nach längerer Zeit außerstande, in ehrlicher Weise etwas Verehrendes zu sagen: Die Nachwirkung einer mächtigen Materialsammlung über ihn, auf die mich Jacob Burckhardt aufmerksam machte. Ich meine: Janssen, „Geschichte des deutschen Volkes", Bd. 2, in diesem Jahre erschienen (ich besitze es). Hier redet einmal nicht die verfälschte protestantische Geschichtskonstruktion, an welche wir zu glauben angelernt sind."

einleiten, nicht den Menschen zu einem „rein ästhetischen Verhalten zur Welt" führen, von dem Benz mit soviel prophetischen Worten spricht. So innig er sich in das Wesen der mittelalterlichen Kunst versenkte, so klar er den Weg sieht, den wir gegangen sind, so verleugnet er Innigkeit, geistige Schau und Klarheit, indem er zu einem Gesamtkunstwerk führen will, das in der Luft hängt, indem er Kunst der Religion gleichsetzt, ja die Religion durch die Kunst ersetzt. Ihm ist „Glaube" das „Zeiten trennende Wort", der Begriff Religion liegt ihm „unwiederbringlich fern". Und er spricht das aus, trotzdem er an anderer Stelle die Renaissance beschuldigt, den Zusammenhang des Gesamtkunstwerks mit dem Religiösen, mit dem Kulturganzen zerrissen, und so den Kultursturz herbeigeführt zu haben. Dieser Widerspruch kehrt in den Schriften mehrfach wieder und dieser Widerspruch ist entscheidend. Das Gesamtkunstwerk wird gewollt, das Kulturganze, wovon es nur ein Teil ist, aber nicht. Die, um mit Nietzsche zu reden, „verfälschte protestantische Geschichtskonstruktion", durch vier Jahrhunderte wirksam, hat eine unbändige Furcht vor dem Katholischen verursacht, die jetzt zwar insofern sich mildert, als es erlaubt ist, die mittelalterliche Kunst als Höhepunkt der deutschen Kultur zu preisen, nicht aber den Boden, aus dem sie wuchs, zu sehen. Denn Benz meint, nicht das Religiöse habe das Kunstwerk geschaffen, sondern die germanische Schöpferkraft, trotz der Behinderung durch das Religiöse. Er macht, um dies zu beweisen, einen Unterschied zwischen Mythus und Religion. Im Mythus lebte der germanische Mensch, die Religion war seinem Wesen fremd. „Nicht so sehr der Glaube, sondern die ethische Fundierung unterscheidet die Religion vom Mythus: denn sie geht nicht, wie dieser, auf bildliche Deutung der Welt, sondern auf moralische Belehrung des Menschen." „Über der Erde spannt der Mythus einen Horizont, an welchem die Bilder eingeschrieben sind, in dem sich dem Menschen der Sinn des Lebens deutet. Hier schweigt der Wille, das Tun ruht aus; im geistigen Schauen der Bilder erhebt sich der Mensch zum höheren, eigentlich geistigen Leben: er ist dem Göttlichen vereint." „Das Geistige läßt sich nicht durch ein Tun verwirklichen, sondern nur durch ein Schauen erleben." Das sei, sagt Benz, die „Religion" des nordischen Menschen — er hat keine Religion, sondern Kunst. Dazu wird der katholische Mensch den Kopf schütteln und denken: was Benz Mythus nennt, habe ich auch, als höchste Erhebung der Andacht in meinem Glauben. Der Katholik kennt den Zwiespalt von Tun und Schauen nicht, beides gehört zusammen, es sind zwei aufeinander angewiesene Stadien. Benz führt die Trennung weiter. „Der Germane übernahm mit dem Christentum . . . die antike Handwerkstradition des Bauens und Bildens. Es brauchte Jahrhunderte, bis er die starren Darstellungsformen der Griechen und Römer in Formen geistigen Ausdrucks löste." Die Wandlung „kam nicht aus religiösen Kräften, sondern aus dem dichterischen Drang des Ausdrucks. Daher geschieht es auch, daß auf deutschem Boden nur die frühe romanische Kunst als eigentlich christlich im religiösen Sinne empfunden wird". Eine merkwürdige Argumentierung, für die Benz keinen Beweis beibringen kann. Was die Dome des Mittelalters wölbte, „war die ungeheure Phantasievorstellung von einem unsichtbaren göttlichen Wesen, das im Mysterium

des Meßopfers täglich leibliche Gegenwart gewann" — also doch ein religiöses Gefühl?! Um den gotischen Dom als etwas ganz anderes zu zeigen, als der romanische war, kommt Benz zu so unsinnigen Sätzen, wie diese: „... Der gotische Dom: das kultisch-mystische Interesse ist nicht mehr an den einen Opferaltar gebunden, es ist über die ganze Kirche verteilt: die Gestaltung des Raumes ist nicht mehr Mittel zur Betonung des Altars, sondern Selbstzweck: der Blick wird nicht auf einen Punkt gelenkt, nicht nach der Dämmertiefe der Apsis gezogen; sondern er schweift zur Höhe ..." Benz weiß nicht, daß der Opferaltar immer der Mittelpunkt der katholischen Kirche ist. Das Schweifen des Gefühls (nicht des Blickes) zur Höhe ist ein steigerndes Moment der Andacht, in diesem Sinne war die Gotik mehr wie das Romanische.

Richard Benz beklagt in mehreren Abschnitten die Überwältigung der nordischen Schöpferkraft durch die südliche Renaissance. Aber er stellt sich nicht die entscheidende Frage, weshalb der Germane, der das ihm fremde Christentum künstlerisch bewältigt hat, die Renaissance nicht mehr bewältigte. Die Antwort hätte lauten müssen: weil einmal eine neue Weltanschauung, das Christentum die Kräfte belebte, ihre Blüte verursachte, und weil eine andere neue Weltanschauung in der Reformation (nicht ein Formprinzip) sie tötete. Und damit kommen wir zum Wesentlichen: nicht die Renaissance allein zerstörte die gotische Kunst auf ihrem Höhepunkt, sondern die Renaissance und die Reformation, welche letztere die Quellen: das gemeinsame Empfinden, verschüttete. Die angebliche Großtat der Reformation: die Befreiung des Individuums zerstörte die geistige Einheit, auf welchem Grunde allein das Gesamtkunstwerk wachsen kann. Isolde Kurz, in ihrem schönen Buche, „Wandertage in Hellas", indem sie sich fragt, was die Kunst der Griechen so groß gemacht hat, antwortet: „Dann wird es wieder solche Kunst geben, wenn das zersplitterte Leben wieder einmal zu einer Einheit zusammenwächst." Was die Griechen groß gemacht hat, „war ihr Glaube, ihr tiefer Glaube an alles Göttliche". Benz erwähnt auch die Tatsache, daß im Barock das Gesamtkunstwerk noch einmal für Jahrzehnte entstand; er meint, daß hier der germanische Schöpferdrang noch einmal durchbrach. Ist es nicht seltsam, daß der germanische Schöpferdrang mit einem Aufflammen des religiösen Gefühls, als Folge der Gegenreformation zusammenfiel?! Gurlitt, in seinem grundlegenden Werk über das Barock kommt zu dem Schluß, daß im Barock der süddeutsch-katholische Volksteil zum letztenmal dem vernünftigen norddeutschen Volksteil die Hand hinstreckte: eine deutsche Gesamtkultur war damals möglich. Diese Gelegenheit wies die beginnende Aufklärung, die direkte Fortsetzung der Reformation, zurück, die deutsche Volksseele blieb in Schauen, Erleben — und vernunftgemäße Spekulation gespalten. Wenn Benz die Verachtung seiner geliebten Volksbücher in der Aufklärungszeit beklagt, so führt er auch den Grund dafür an, freilich ohne die naheliegende Folgerung zu ziehen, in einem Wort Gottscheds: „Eine Zeitlang hat der Pöbel diese Dinge mit offenen Mäulern bewundert: und D. Faust war sein bestes Schauspiel; weil er nicht nur viel zauberte und Teufel bannte, sondern endlich vom Satan geholet und durch die Luft geführt ward. Allein die Vernunft hat auch dem gemeinen Volke, wenigstens unter den

Protestanten, die Augen aufgetan." Die Weltanschauung also, der Glauben ist es, der protestantische Geist, der scheidet und tötet. Es mag hier, wo es sich um die Grundfragen des Volkstums handelt, auch des Schicksals der Volkssprache gedacht sein, das in der Aufklärungszeit sich vollzog. In Süddeutschland und Österreich wehrte man sich gerade um diese Zeit erbittert gegen das Hochdeutsch, dieses Vernunftprodukt, das man als Frucht der Reformation ansah — mit feinem Instinkt, wie man zugeben muß.

Daß Benz in diesen grundlegenden und grundklärenden Fragen nicht kühn genug ist, logisch bis zu Ende zu denken, zeigt das Buch von Ernst Michel, „Der Weg zum Mythos",* das mir gerade jetzt zugeht. Michel bekennt sich als Anhänger von Benz, dessen „Blätter für deutsche Art und Kunst" er mit Nietzsches „Geburt der Tragödie" vergleicht. Er ist indessen genug selbständig denkend, um den Finger auf die wunde Stelle der Benzschen Konstruktion zu legen. Er betont, daß „die gotische Welt aus einer Haltung der Seele herausgewachsen ist, die heute nicht mehr da ist. Weltanschauung setzt das Vermögen der religiösen Ehrfurcht voraus, die allein zum Mysterium führt, von wo dann jene Entbindung der gestaltenden Kräfte ausgeht, die Kultur im großen Sinne schafft." Nun kommt er zum Wesentlichen, von dem oben gesprochen wurde. „Benz hat nur eins übersehen: daß diese künstlerische Kultur (der Gotik), so wesentlich sie schöpferische Entfaltung der germanischen Seele ist, dennoch ihrem Ursprunge nach auf die zeugende Kraft des christlichen Mysteriums selbst zurückgeht, und zwar auf die Lehre im einzelnen, als auf die zentrale Stellung des Mysteriums vom Gott-Menschen und der heiligen Opferfeier." „In der stets erneuten Berührung mit diesem Mysterium und in seiner täglichen Wiederkehr im heiligen Opfer . . . konnte, ja mußte die latente wunderbare Fähigkeit des deutschen Geistes entbunden werden, auch dem Fernsten, Jenseitigsten, Unrealsten eine Brücke ins Diesseits zu schlagen, es anzuschauen und zu gestalten." „Bestand und Dauer aber der gotischen Kultur des Mittelalters hing letzterdings davon ab, wie lange die Menschheit im magischen Wirkungsbereich des christlichen Mysteriums verblieb, wie lange dieses seine Kraft auszuüben vermochte, wie lange die Menschheit zu ihm bereitet war." Und Michel kommt zu dem logischen Schluß, daß mit der Loslösung vom Mysterium, die in der Reformation erfolgte, der Verstand, das Tötende, hervortreten und alles überfluten mußte. Der Protestantismus, so wird durchaus richtig formuliert, war von vornherein auf die Bahn des Zerfalls gewiesen, denn — „das ist das Entscheidende — der Protestantismus hat kein Mysterium". Man sieht also, daß Michel mit entschlossenen Schritten auf die Wahrheit zugeht; anstatt nun aber zu sagen, daß der Katholizismus noch heute ebenso wie vor vierhundert und tausend Jahren ein Mysterium hat, das hunderttausendfältig alltäglich gefeiert wird, rettet er sich plötzlich mit einem Seitensprung und behauptet, „daß auch das Verhältnis der Katholiken zum Mysterium seit dem Mittel-

* Ernst Michel, „Der Weg zum Mythos". Zur Wiedergeburt der Kunst aus dem Geiste der Religion. Jena, 1919, Eugen Diederichs.

alter ein anderes geworden ist . . . Damit, daß auch bei ihm die Spaltung in Verstand und Gefühl, in Wissen und Glauben eintrat . . . nahm auch der Katholik an dem Schicksal der modernen Menschheit teil." Und er behauptet, daß der Katholik glaube, n i c h t weil er im Lichte der Offenbarung steht, sondern weil er t r o t z Verstandeserkenntnis glauben w i l l — eine Behauptung, die der Katholik nur lächelnd übergehen kann. Nein, das Verhältnis des Katholiken zum Mysterium ist seit dem Mittelalter kein wesentlich anderes geworden, aber die kritische, verstandesmäßige, die Volksgesamtheit in unzählige Individuen spaltende Zeit der Reformation ist an ihm natürlich nicht spurlos vorübergegangen. Das Gefühl, einer irdisch und himmlisch verankerten Volksgesamtheit anzugehören, triumphiert nur noch angesichts des Mysteriums, aber es durchdringt nicht mehr sein ganzes Leben. Auch er ist Industriekapitän, Zeitungsverleger, Handelsherr, Beamter, wie jeder andere Mensch auch, strebt nach der Welt (Selma Lagerlöf würde sagen: dem Antichrist), und gründet Verbände und Parteien, um nur ja an der gefüllten Krippe seinen Platz zu erobern. Er verschreibt sich dem praktischen Geiste, der Ausbeutung der Erde, dem Materiellen, diesen natürlichen Folgen von Reformation und Aufklärung, und dieses Paktieren und Verbünden mit dem ihm wesentlich fremden Geiste verhindert auch das Auferstehen des Gesamtkunstwerkes, das seit hundertfünfzig Jahren tot ist. Wir haben die Keimzelle, wir haben den Schatz, wir haben das Mysterium und alle Vorbedingungen. Aber das Mittelalter und damit das Gesamtkunstwerk bleibt tot, wenn nicht der Geist wiedererweckt wird, der es erst möglich machte: nicht das religiöse Leben, sondern sein Eindringen in alle und jede Lebensäußerung bis in die letzte alltägliche Handlung.

Wohin gehen nun Benz und Michel? Sie haben für den „tausendfältigen Ruf nach dem Mysterium" die echte „erlösende Antwort" gefunden, in des Dichters Alfred Mombert „Äon"-Mythos.

Was soll ich noch sagen? Am Anfang der christlichen Weltanschauung steht der Gottmensch Jesus, am Anfang der neuen Weltanschauung steht Alfred Mombert! Eine mehr oder weniger tiefsinnige Dichtung ist die erste erlösende Antwort auf den tausendfältigen Ruf der neuen Menschheit nach dem Mysterium! Richard Benz, von der beschwerlichen Pilgerreise durch die Kultur des Mittelalters zurückgekehrt, liest nächtlicherweile bei Kerzenschein seinen Schülern Momberts „Äon" vor. Das Gesamtkunstwerk ist tot, aber der Ästhet lebt.

Der Vers / Von Otto zur Linde

Wir müssen doch wissend unterscheiden. Daß wir nämlich praktisch unter dem Einfluß der Tradition stehen. Und weshalb wir unter ihr stehen.

Das Weshalb würden wir erleben, wenn wir Menschen konstruierten, die noch niemals Verse gehört haben und aus sich doch Verse machten. Also: nicht daß es vor uns Verse gegeben hat, macht den Dichter aus, sondern daß wir, wenn es noch keine Verse gäbe, Verse erfinden würden.

Bei aller Tradition, mit der es so steht, darf man dann sagen, daß sie keine tote, sondern lebendige Tradition ist.

Man hat in der Generation, die jetzt zwischen Fünfzig und Sechzig steht, ernsthaft darüber diskutiert, ob die Kunst des Verses tot sei. Man glaubte nicht recht mehr daran, daß wir jemals wieder aus einem Epigonentum des Verses herauskämen. Von hier aus vor allem ist der Naturalismus zu verstehen.

Konnte doch ein so Gewaltiger wie Strindberg zu dem blamablen Ausspruch sich versteigen, Versemachen sei etwas lächerliches.

Nun wäre psychologisch zu untersuchen, wie ein Strindberg so etwas Ungereimtes sich zu schulden kommen lassen konnte. Hat er, der Meister der Seelenkunst mehr noch als des Naturalismus, etwa selber keine guten Verse machen können? Daß wir dies nicht nach Übersetzungen entscheiden dürfen, wird man mir wohl zugeben.

Ich selber habe oft genug das Urteil gehört, die Musik sei auf ihrer höchsterreichbaren Stufe angelangt und könne nur noch Epigonenwerke leisten. Dasselbe werden die Leser auch schon bezüglich der Malerei gehört haben.

Wo liegt die psychologische Wurzel für solche ganz ehrlich gemeinten und gar nicht immer so besonders oberflächlichen Urteile? Wenn ein solches Urteil am ehrenvollsten für den Urteiler sein soll, dann muß der selber so beschaffen sein, daß er die Kunst, über die er so urteilt, höchst rezeptiv „erleben“ kann. Da nun jeder Schöpfer neben produktivem Vermögen auch ein rezeptives hat, so kann da der Dichter bei sich selbst nachforschen. Mir geht es vor jedem großen Meister der Dichtkunst so, daß ich voll überwältigt bin und erstmal das Gefühl in mir ersteht: so etwas Vollendetes könntest du nie leisten. Was ist damit gesagt? Erstmal völlige Hingabe, Aufgeben jeder eigenen Willensrichtung. Und so s o l l uns doch das Kunstwerk packen. Dann aber: tiefes Nachfühlen, daß der Dichter, dem wir uns hingeben, anders ist als wir. Zugleich aber auch genau so wie wir. Denn sonst gäbe es ja kein Hingeben, kein Mitschwingen der Seele, keine Gefühlsbrücken.

Also „anders und doch gleich“. Die Kategorie „anders“ nötigt uns ab, daß w i r ' s nicht so können wie er, da wir ja sonst er sein müßten. Die Kategorie „gleich“ ermöglicht uns aber erst, diese Aussage über das Nichtsokönnen zu machen. Denn ein Snob hat niemals solche Distanz, daß er sich nicht innerlich zutraute, Gleichgutes zu machen, „wenn er nur wollte“ oder es „für erstrebenswert hielte“. So wird ein Snobkritiker immer den Schulmeister herauskehren, der es besser versteht als der Dichter.

So haben wir auch zwei Ursachen anzusetzen, wenn wir verstehen wollen, wie man ernsthaft den Vers für abgetan halten konnte. Der Schul-

meister, der ja immer gern seine eigene Zeit zum Epigonentum stempeln möchte, sagt also aus andrer Psyche aus denn der rezeptive Kunstliebhaber, der sich nicht ausdenken kann, daß es von einer absoluten Kunsthöhe doch noch Weiterwege gibt.

Wer aber sucht die Weiterwege? Die Snobgeister wahrlich nicht. Aber auch nicht die rezeptiv Genießenden. Diese letzteren können natürlicherweise einen Weiterweg nur in der Senkrechten erblicken, und in der gibt es keinen Weiterweg, denn in der Tat ist kein Berg höher als er ist, über ihm ist nur noch Himmel und unter ihm Tal.

Sehen wir diese Erörterungen psychologisch weiter, so kommen wir zu dem Schluß, daß jede Kunst ein Ende ist, nein, sogar jeder Dichter ist sein Ende. Über Schiller gibt es kein weiter, über Goethe gibt es kein weiter, aber deshalb ist Schiller nicht Goethe und Goethe nicht Schiller.

Höhenmaße sind immer mißlich. Sehen wir uns doch lieber jeden Berg für sich an. Deshalb braucht noch lange nicht jeder Ameisenhügel ein Berg genannt werden.

Man sagt also leider: „besser als Goethe kann kein künftiger Deutscher dichten". Das sagt aber gar nichts. Denn kein echter Dichter hat jemals „besser" dichten wollen denn ein andrer echter Dichter. Keiner!!!

Wie hätte man aber sagen müssen? Kann die Kunst anderes leisten! Und dann hätte man die Antwort nahe gehabt: das tut sie ja immer. Denn wer will im Ernst Kleist und Jean Paul und Klopstock und Herder unter Goethe und Schiller setzen? Aber jeder wird mir zugeben, daß sie „anderes" leisteten.

So also gehen wir zum Ausgang zurück: der Vers kann nicht dauernd in die Höhe gesteigert werden, aber .... jede große Periode „ändert" ihr Versideal. Der Vers der Altgermanen ist doch niemals der Vers der Troubadours, und wieder ist der griechische Vers keineswegs gleich mit Alliterations- und Reimvers. Der Vers der Minnesänger ist wieder ein ganz andrer.

Und ein Vers, der sich etwa aus antikem Vers zum Reimvers weiterentwickelte, wird ein irgendwie anderes Endresultat ergeben als der Vers, der sich aus Wikingeralliteration entwickelte zum Reimvers. Und wie der Minnesingervers sich zum Meistersingervers verhält, ja ganz so ridikül, wie wir heute glauben, kann der Meistersingervers wirklich nicht gewesen sein, denn .... im Grunde ist doch Luther ein Meistersinger. Und dessen Vers ist einfach (neben vielleicht manchem damals schon Antiquiertem) gewaltig.

Der Vers Shakespeares ist keineswegs aus Italien geholt. Und auch Milton ist wieder so echt national wie nur wünschenswert. Der französische Vers der Klassik wird von den meisten Deutschen einfach falsch gelesen, sonst könnten wir nicht so degoutiert sein. Es ist zu beachten, daß er fast ohne merkbare Tonhöhenunterschiede dahinfährt, bis er am Versschluß seine klangvolle Kadenz hat, die ihn direkt an den Troubadourvers anschließt, so daß er „echt" französisch ist.

Große Dichter entwickeln ihren Vers immer aus eigener Struktur. Man denke an Klopstock. So wie unser Oberlehrer hat er wirklich nicht seine Verse gemeint. Und das auch fällt auf, da er ja Übergangsriese war: daß er „schwankend" ist, er meint manchmal ein griechisches Versmaß zu gebrauchen, dann aber liest sich das betreffende Gedicht nicht gut. Liest

man es aber ohne Rücksicht auf die am Kopfende von Klopstock selbst hingesetzten „Füße", dann hört man sofort, ein wie „gewaltiger" Dichtersmann Klopstock war, daß er sogar stärker war als sein vorgefaßtes Schema. Denn das betreffende Gedicht hat tatsächlich „in sich" ein anderes Maß als er geglaubt hat, und dieses Maß ist vortrefflich. In anderen seiner Gedichte wieder hat er das griechische Versmaß so ganz zu seinem eigenen gemacht, daß es wirklich mit den Füßen am Kopfend „stimmt".

Man lese Schillers „philosophischen" Vers aus seiner Jugendperiode, die später dann wiederkehrt. Das ist ganz Schillersches Eigen. Und ist gewaltig. Man lese Goethes schöne „phonetische" Lyrik, die wundervollen kleinen Kristalle, die so gar nicht in ein Metrum passen und doch in jeder Silbe Metrum sind, falls man Metrum das nennt, was mit seinem Inhalt „identisch" ist. Der Vers ging weiter. Brentano, ein Versgenie. Heine, der den Vers „zerbrach", wie man sagt, der ihn salopp machte, der ihn aber auch erlöste. Aus Epigonenfesseln. Dann die kleineren Lyriker, von denen jeder einen „anderen" Vers hat, und die an unserer Sprache weiter leisteten, was nur gute Kunst zu leisten vermag.

Auch kleinste. Wie Spitta, dessen ganz liebliches Gedicht hier stehen mag, um zu zeigen, wie immer nur die dichterische „Echtheit" das Wesentliche ist und wie man „Höhenmaße" gefälligst beiseite lassen möge.

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied!
Wie singen so herzlich, erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert.
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh,
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

Hierzu ist zu sagen: kein Dichter überschreite sein Maß. Bescheidenheit. Echtheit. Daran haben es die ganz Großen am wenigsten fehlen lassen.

Die Verskunst ist aber dauernd weiter im Fließen gewesen. Storm ist wesenhaft anders denn der Lyriker Hebbel, Keller, Mörike, Meyer, dann aber gibt es einen schlimmen Rückschlag. Der Fluß stockt einige Jahrzehnte. Daß neben dem Fluß auch ein ganzes Jahrhundert lang Epigonenkunst bestand, das geht den „Fluß" nicht weiter an. Gegen diese Epigonenkunst aber „revoltierte" leider der Naturalismus. Das war seine größte Sünde. Denn die Toten läßt man ruhn oder sie durch ihre Toten begraben.

Während Nietzsche seine wundervollsten „phonetischen" Verse dichtete, rumpelte der Naturalismus auf ganz scheußlichem Hoppadeikarren daher. Es ist einfach entsetzlich, dies Gebreie anzuhören, während doch gleichzeitig und . . . unerkannt das echteste Versgold in Deutschland da lag. So war es einem Arno Holz hoch anzurechnen, daß er wenigstens mit seiner eigenen Verskunst, die immer noch besser war als die seiner Mitschreier, unzufrieden wurde. Statt aber den „phonetischen" Weg zu gehen, entschied er sich, der niemals ein Dichterohr gehabt hat, für den „logischen Weg" und verrannte sich natürlich rettungslos. Leider aber wurde zu gleicher Zeit der „phonetische" Weg diskreditiert durch die Epigonenkunst der Dekadenten.

Das aber ist das Wesen des „Flußes" im Geistigen, daß er nicht an der Oberfläche fließt. Ich habe die „Tradition" so definiert: sie i s t, wenn lebendig, das Heil, wenn tot, der Querriegel, unter dem sich der „Fluß" seinen Weg frißt, unbeirrt und . . . . in „lebendiger" Tradition. Ich habe es auch unter anderm Bilde gesagt: nehmen wir die Tradition als grade Linie. So soll es Wesen des Weitergehens sein, diese grade Linie einzuhalten. Das Epigonentum aber biegt jeweils das letzte Stück krumm und fordert nun von den Epigonen der Epigonen, dieses letzte krumme Stück als die grade Linie der Tradition anzusehen und fortzusetzen. Während ein guter Zeichner, wenn ihm der Bleistift ausgerutscht ist, doch das Lineal nicht an das ausgerutschte Stück legt, sondern an das vorherliegende grade Stück und dann die Linie grad durchzieht.

So wird sich auch in Erneuerungen fast immer erweisen, daß die Gegenwart aus der „echten" Tradition wich, daß aber die Erneuerung an die Zeit v o r der Gegenwart neu anknüpft. So kommt es denn, daß sich so selten die gleichzeitigen Echten, die aus verschiedenen Generationen stammen, erkennen, da die Älteren noch nicht genug durchgedrungen sind, um von den Jüngeren gesehen zu werden. Und erst später erkennt man, wie beide im selben „Fluß" geschwommen sind.

Für mein eigenes Beispiel: ich kam von den Klassikern, natürlich, aber speziell von der „phonetischen" Lyrik Schillers in seinen philosophischen Gedichten, Goethes, Brentanos, Heines, und ich war noch glücklicher: ich sang als Junger eifrig und am liebsten solche Kompositionen, in denen der Komponist versucht hatte, seine musikalische Phonetik mit der Phonetik des Dichters zu gleichen. So lernte ich den „phonetischen" Wert kleiner Liedchen von Uhland, Lenau, Mörike, Volkslieder, Wunderhorn und was sonst noch kennen, ganz unbewußt in mich einfließend. Und erst s e h r viel später, als ich ein fertiger Dichter war, kam mir die „bewußte" Dankbarkeit für diese Dichter, deren „spezifischen" Wert ich als Junger doch nicht einschätzte. So liebte ich Lenau damals „bewußt" keineswegs wegen seiner phonetischen Reize, sondern wegen seiner Gefühlswelt. Und anderes bei anderen Dichtern. Heines Sentiment und die Stichflamme seiner Dialektik. Brentanos Bilderreichtum. Mörike und andere k a n n t e ich kaum, d. h. nur die paar Lieder, die Pressel und Löwe komponierten. Und einen Nietzsche kannte ich, bis ich über die Dreißig war, überhaupt nicht. Auch wer sonst in der jüngeren Vergangenheit auf phonetischem Wege ging, sie waren mir ja alle unbekannt, wie dem großen deutschen Volke im allgemeinen auch.

So sollte eigentlich nicht gewirtschaftet werden. Oder doch? Ist grade dadurch der „Neuerer" vor der Gefahr des Ersticktwerdens im Epigonentum am sichersten geschützt?

Denn .... Epigone Goethes, Uhlands, Lenaus, Heines usw. zu werden, in der Gefahr ist ein kraftvoller Dichter wohl kaum, weil er durch Studium dieser Dichter die Gefahr ... kennt, und sich instinktiv vor ihr hütet, sobald er in die Periode reifenden Könnens eintritt.

Denn nochmals zu leisten, was schon geleistet ist, das ersehnt kein anständiger Charakter. Solche Faulheit hält er für ehrlos. Nun aber: Kann man dann anderseits an den Schulklassikern „zerbrechen"? Daß man sich als „rezeptiver" Genius sagt, über diese Klassiker ginge es nicht hinaus?

Ja, man kann. Man ist in allergrößter Gefahr. Und nur das produktive Muß hilft einem „unbewußt" aus dieser Gefahr.

Ganz instinktiv wandert man „unterirdisch". Also folgt nicht der Oberfläche. Man ist gar erfreut, wenn man sich als unendlich „schlechteren" Dichter fühlt. Der Instinkt sagt, daß man dann nicht dem epigonalen Größenwahn verfallen kann. Denn auch der bescheiden tuende Epigone ist doch in einer Hinsicht ehrfurchtslos gegen die Klassiker. Weil er ihnen etwas von ihrem Glanze „abborgt".

Dem Epigonen ist der Klassiker eben nicht „unvergleichlich", sie „vergleichen" sich sehr ernstlich mit ihm, nennen ihn den Überragenden, sich aber seinen getreuen Tempeldiener und Traditionswahrer, und wollen vom Mantel des Großen ein gutes Stück, um ihre eigene Blöße kleinköniglich zu decken.

Anders der Dilettant. Der „Liebhaber" der Kunst. Als welcher ja auch jeder „echte" Dichter beginnt.

So dichtete auch ich, daß ich bescheiden als „Dilettant" im Vorhof der Dichtkunst wohnen wolle und mich nicht hineinwage ins Allerheiligste der Großen. Wurde dafür von einem verstorbenen Epigonen abgetan, der natürlich sich selber keineswegs genierte, im Allerheiligsten der Großen zu weilen und an ihrem ewigen Lichte sein Lämplein anzuzünden.

Nietzsche sagt: Mißtraue den Bescheidenen. Soll es gesagt haben. Wird es auch gesagt haben. Ja, Gott ja, aber manchmal sollte man auch sagen: Traue grade dem Bescheidenen. Die Echtheit nämlich ist noch immer äußerst scheu und bescheiden gewesen.

So sollen wir auch vertrauen, daß deutscher Vers heute wie vor hundert Jahren an keinem „Ende" angekommen ist. Heute ist aber der unterirdische Fluß schon wieder oberirdisch sichtbar. Im Charon* wollen wir eine Synthese erreichen aus „phonetischem" Vers und Bildgerechtigkeit des Inhalts.

Es geht uns wie unsern Vorderen. Man „hört" nicht den Vers, man „liest" ihn. Darum drangen Möricke und andre so langsam durch. Wenn man nämlich „hört", dann wird so mancher „farbenprächtige" Lesevers einfach dünn und fadenscheinig.

Es sind neben dem Charon überaus interessante Bestrebungen zutage getreten. Man versucht die „Eigenart" der Dichterverse „physiologisch"

---

* Charonverlag Gr. Lichterfelde.

am Körper des Dichters zu begreifen. Man sucht anderseits nach der „Sprachmelodie" der Dichter, daß jeder Dichter eine „andere" Sprachmelodie habe, und man versucht das schon textkritisch in der philologischen Wissenschaft zu verwerten.

Alles Beweise, daß eine neue Periode des Verses nun eingesetzt hat und an Tag tritt.

Was man aber noch zehnmal mehr versuchen sollte, wäre: gute und schlechte Verse zu unterscheiden. Also nicht immer „wissenschaftlich" nach rückwärts zu sehen, sondern in die Gegenwart und dadurch nach vorwärts.

Dies wäre wünschenswert, damit nicht immer die Allergerühmtesten ihrer Nachwelt in der Mitwelt (wie Möricke und der Dichter Nietzsche) unerkannt und manche davon verbittert und entmutigt werden. Es ist doch wahrlich eines sogenannten Volkes der Denker und Dichter unwürdig, wenn es diesen immer nur Leichensteine setzt.

Das aber ist zu hoffen, daß die kommenden Jahrzehnte es nicht mehr wagen werden, zu sagen, wie es das Ende des vorigen Jahrhunderts geschah, daß die Dichtkunst und der deutsche Vers „gestorben" sei und nur noch epigonale Altersblüten am Seitenstamm treiben könne. Mit der müden Resignation kommt kein Volk weiter. [Sommer 1914].

Kritik

Der Historizismus und die Religion

Von Philipp Funk

Vielfach wird das Interesse unserer Zeit für religionsgeschichtliche Forschungen und deren allgemein verständliche Darbietung als ein Zeugnis des wachsenden religiösen Sinnes unseres Volkes und Geschlechtes angesehen. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, der nur zeigt, wie tief man noch in unfruchtbarer Verstandesüberschätzung befangen ist, wie sehr unsere Zeit der schöpferischen Zusammenfassung ihrer sämtlichen Seelenkräfte entbehrt und wie hoffnungslos sie sich im Müßiggang und Luxus des alexandrinischen Wissens zersplittert. Weil die Kraft zur vollen religiösen Hingabe fehlt, schafft man sich mit Hilfe der vergleichenden Religionsgeschichte eine gewisse Stimmungsatmosphäre, die das Gehirn beschäftigt und das Empfinden nicht ohne Reizung läßt. Man nippt an allen Bechern und riecht an allen Blumen — zur Ganzheit und Konsequenz der vollen Bejahung der eigenen Religion fehlt Mut und Kraft. Dabei ist es dann in erster Linie das Fremde und Besondere, das fesselt und befriedigt. Man will sich selbst seine Religion zusammentragen, weil man die falsche Vorstellung hat, die Religion sei eine Angelegenheit des Ich, ein einzelmenschliches Bedürfnis wie Hunger oder Gattungstrieb, für dessen Befriedigung man sich selbst das Geeignete zu suchen habe. Die Religion ist aber ein Stück von der Weltordnung, über die das Ich nicht zu befinden hat. Sie ist etwas außer uns objektiv Gegebenes, etwas Geoffenbartes und von Gott Vorgezeichnetes, zu dem man nichts nach eigenem Willen hinzutragen kann. Der religiöse Eklektizismus unserer Zeit ist Ausfluß einer zu innerst unreligiösen, sogar unehrfürchtigen Gesinnung, die nur sich sucht und das Göttliche zum Spielzeug der eigenen Laune erniedrigt. Er ist aber auch der Beweis einer aus Entartung stammenden Unfähigkeit zu vollem und ungebrochenem Leben: Das Gehirn, das überwache Bewußtsein, die übersichtige Blickrichtung auf das Kleine, Losgelöste, Unorganische verhindern alle Frische und Ganzheit. Die Ersatzmittel für Religion, die aus allen Bereichen einer sogenannten Kultur hergeholt werden, die nur Aufklärung oder höchstens Zivilisation ist, zeigen, daß sogar das seelische Erlebnis, die psychologische Erscheinung der Religion ganz in Vergessenheit gekommen. Was man in Kreisen „suchender Menschen", zum Teil mit großer Geschäftigkeit, betreibt, hat mit Religion nichts zu tun. Die Gleichsetzung der Religion mit irgendwelchem künstlerischen Genießen so wenig, wie die noch viel häufigere Gleichsetzung mit „anständiger Gesinnung", reiner Menschlichkeit, Hingabe an die Menschheit oder an eine andere Abstraktion. Aber auch der dritte, in Intellektuellenkreisen sehr häufige Typus, der historizistisch-eklektische, ist weltenweit von der Religion entfernt, mit deren äußeren geschichtlichen Schalen er spielt.

Auch die Verwendung der Religionsgeschichte als Religionsersatz ist eine Verirrung, die aus seelischer Verbildung und Verkümmerung stammt. Damit ist nicht der Wert der Religionsgeschichte als Wissenschaft verneint. Die geschichtliche Aufhellung und schon die bloße museumhafte Beschreibung aller religiösen Stufen und Erscheinungsformen der Menschheit ist etwas Notwendiges, ein Stück der intellektuellen Nachschaffung der ganzen Welt, zu der unser Geist erwählt und berufen ist, ein Zweig des weit verästelten Baumes des menschlichen Geisteslebens. Man kann auch nicht verkennen, daß die Religion selbst, die positive, offenbarungsgläubige Religion von der wissenschaftlichen Erforschung aller geschichtlichen Religionsformen viel gewinnen könnte. Aber dieser Gewinn liegt nicht in der Richtung der Aufklärung und des Relativismus, die aus der fragmentarischen Geschichtskenntnis ihr Recht ableiten, ihren Glauben zu verdünnen oder aufzulösen, sondern in der Richtung des Glaubens, der in allem Einzelnen der religiösen Fremdformen irgendwie Bekräftigungen seines Standpunktes, versprengte Reste der Uroffenbarung, verdunkelte Spiegelbilder des wahren Göttlichen sieht. Der Glaube wird alle Mannigfaltigkeit der religiösen Motive aufbauend verwerten, nicht wie die Aufklärung abreißend. Der Gläubige braucht sich vor der Religionsgeschichte nicht zu fürchten. Ihm wird sie nicht gefährlich, denn

er hat andere Gründe zu seinem Glauben, als wissenschaftliche. Unheilvoll dagegen wirkt die Religionsgeschichte auf den religiös Wurzellosen, den Liberalen, Aufgeklärten, Intellektualisten, der alle die Einzelheiten der wissenschaftlichen Ergebnisse oder Vermutungen, die dem Gläubigen willkommener Stoff zum Aufbau sind, als Beweise für die Relativität oder gar die Unwahrheit jeden religiösen Glaubenssatzes manchmal mit großmütigem Bedauern, meist aber mit philisterhaftem Behagen und Triumphgefühl verzeichnet.

Ein großes religionswissenschaftliches Werk der letzten Jahre, das über die Fachkreise hinaus Aufsehen erregte*, schien Manchem, der es nach dem ersten Eindruck beurteilte, zu den seltenen wissenschaftlichen Leistungen zu gehören, die gerade durch ihre reine und tendenzlose Wissenschaftlichkeit der Wahrheit auch in ihren übernatürlichen Sphären dienen. Viele Besprechungen des Buches von positiver Seite schienen eine derartige Nebenwirkung des Buches zu hoffen und diesem Umstand ist die große Begeisterung zuzuschreiben, die das Werk in gläubigen Kreisen anfänglich gefunden hat. Daß daneben alle die auf den dilettantischen Seitenpfaden der Religionswissenschaft Wandelnden, die nach einem religiösen Mischmasch von christlichen, buddhistischen und anderen Elementen Hungernden, das Buch noch enthusiastischer begrüßten, daß es ein sonst freimaurerischer Publizistik dienender Verlag zum Grundpfeiler seines Ausbaues zum „religionswissenschaftlichen" Verlage machte, hätte zu denken geben sollen. Wer so allen etwas bietet, gehört keinem ganz — ein rein wissenschaftliches Werk kann kein literarisches Ereignis in aufrührendem Sinne sein. Beide Richtungen, die religiös-positive, apologetisch-interessierte und die dilettantisch-eklektische, sahen in dem Buch ihrer Sache gedient. Der Verfasser selbst, der unzweifelhaft rein wissenschaftliche Ziele hatte, konnte mit dem Erfolge sehr zufrieden sein. Die kleinen und schüchternen Vorbehalte von katholischer Seite, die nicht tiefer auf die methodischen Grundfragen des Buches eingingen, wirkten nach der anderen Seite fast als Empfehlung. Denn im allgemeinen ist rückhaltlose Anerkennung von katholischer Seite eine Beschwernis für die akademische Laufbahn.

Daß in dem Buch reiches Wissen ausgebreitet, in frischer persönlicher Art dargeboten, in lesbare Form gegossen und übersichtlich gegliedert war, bestach begreiflicherweise allseits und der wissenschaftlich ernst zu nehmende Forscher, der sich in diesem Erstlingswerk von seltener Qualität des Gehaltes und der Form mit dem interessanten Darsteller verband, verdiente vollkommen die Öffnung der akademischen Pforten. Daß religiös positiv interessierte Leser gleichermaßen auf ihre Rechnung kamen wie die modischen Religionsmacher, war eine Nebenwirkung, die in der Neuheit des Stoffes und in der Lesbarkeit des Werkes lag und die natürlich den wissenschaftlichen Ernst des Verfassers keineswegs in Frage stellt. Wohl aber läßt dieser Tatbestand einen schwankenden Weltanschauungs-Hintergrund vermuten, der zu jener Einstellung gehört, die wir eingangs charakterisiert haben. Jener reingezüchtete Intellektualismus, der aus rationalistischer Einseitigkeit erspossen, auf dem satten Boden des Liberalismus genährt, zur Auflösung fester Werte führt, dagegen psychologische Feinfühligkeit und seelische Einfühlungsgabe genug hat, um den religiösen Phänomenen starke Eindrücke, stimmungsmäßige Wirkungen abzugewinnen, und dadurch weite Kreise besticht, ist die tragende Kraft des ersten wie aller nachfolgenden Heilerschen Arbeiten. Weil die Unkenntnis der religiösen Dokumente in unserer Zeit überaus kraß, die Fähigkeit, der Eigenart fremder seelischer Einstellung gerecht zu werden, sehr selten, darum verblüffte ein Buch, das dem Unkundigen eine Fülle von Material, dem psychologisch Blinden eine reiche Welt von Erlebnisbildern aus der Geschichte der Frömmigkeit bot. In Heilers Versuch einer Inventarisierung der religiösen Erscheinungsformen aller Kulturstufen und Zeiten ist nicht bloß das Ferne und Fernste gezeigt, der im reizvollen Dämmerlicht des Unbekannten und nur zum Teil stimmungsmäßig Geahnten so salonfähige Buddhismus, die prickelnden Formen des Wilden, Primitiven, für die das Geschlecht der Bewunderer der Negerplastik vorbereitet und erschlossen ist, sondern wird auch das mittelalterliche Abendland in seinem religiösen Innenleben erschlossen, von dem ja der Nichttheologe wenig genug weiß. Das ebenfalls modische Interesse für Mystik, von geschickten Verlagen sorgfältig gepflegt, wenn auch nur ästhetisch und subjektivistisch

* Friedrich Heiler, Das Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung, München, Verlag von Ernst Reinhardt. 1918. 2. Aufl. 1920.

verstanden, findet reichliche Nahrung. Auch der Gläubige, der tieferer kirchen- und liturgiegeschichtlicher Bildung entbehrt, erfährt vieles reizvoll Neue, das ihm allerdings ein Religionsunterricht, der die kernhafte Nahrung patristischer und liturgischer Kenntnisse böte, schon reicher und richtiger hätte näher bringen sollen (vgl. die Ausführungen über die Entwicklung der eucharistischen Frömmigkeit). Gerade unseren Religionslehrern an Gymnasien und vielleicht auch manchen Dozenten der Kirchengeschichte an Hochschulen, den Seminarregenten und Priesterbildnern vor allen, kann das Buch zu ihrer Beschämung manches aufrollen, was sie auf dem Gebiet der inneren Kirchengeschichte versäumt haben. Durch seinen Stoffreichtum gerade auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen und patristischen Theologie kann das Buch selbst in kirchlichen Kreisen anregend, für Außenstehende belehrend wirken. Die Beiträge aus der Welt der buddhistischen und der primitiven Religionen sind ebenfalls wertvolle, wenn auch bruchstückhafte Bereicherungen des allgemeinen religionsgeschichtlichen Wissens. Diese Vorzüge ergeben sich aus der ganz selten dastehenden Belesenheit des Verfassers und aus seiner Gabe, sich in fremde religiöse Welten einzufühlen. Wenn man die Entstellungen im Auge hat, die dilettantische Beschäftigung mit den Mystikern des christlichen Altertums und Mittelalters sich leistet, so wird man die strenge Sachlichkeit der gewissenhaften, kenntnissicheren Verdollmetschung freudig anerkennen, die Heiler den religiösen Meistern der kirchlichen Vergangenheit und den liturgischen Texten angedeihen läßt.

Die informatorische Brauchbarkeit des Buches wird indes auch in diesen Teilen beeinträchtigt durch methodische Fehler, die aus der schon gekennzeichneten Grundeinstellung entspringen. Zu der Geschichte der abendländischen und kirchlichen Frömmigkeit werden die angeführten Belege aus den Schriften der Kirchenväter, Theologen, Mystiker nicht bloß als Marksteine einer neuen Stufe, als erste Dokumente einer charakteristischen Phase gewertet, sondern geradezu als Ausdruck eines kausalen Verhältnisses genommen. Etwas z. B., was Augustinus zum ersten Male bestimmt auseinanderfaltet, prägt, definiert, wird einfach ihm als Schöpfer des Gedankens zugeschoben. Die untergeschichtlichen Voraussetzungen jener bestimmten, zufällig erhaltenen Formulierung, die Vorbereitung durch die lebendige Überlieferung, das wesenhaft Traditionelle im scheinbar Neuen, das wurzelhaft Apostolische, Urchristliche, Urkatholische einer späteren Entfaltung in der Form und begrifflichen Einkleidung wird übersehen. Es ist der methodische Fehler der herkömmlichen protestantischen Dogmengeschichte, dem Heiler ganz und gar verfallen ist. Diese Einwendung ist rein methodischer Art und von keinerlei apologetischer Tendenz diktiert. Der Historiker, der sich gegenüber einem lebendigen Strom der Entwicklung befindet, darf nicht die literarischen, monumentalen oder sonstwie dokumenthaften Zeugnisse, die doch nicht lückenlos sein können, sondern immer zufällig, fragmentarisch bleiben müssen, überschätzen zuungunsten des gesamten lebendigen Geistes der Tradition, in dem das Gesetz der Entwicklung reiner und voller erkannt wird, als in sporadischen Zeugnissen — kurz der Querschnitt ist nicht ohne den Längsschnitt zu verwerten. Übrigens schon im Querschnitt, im einzelnen Dokument samt seinem geschichtlichen Rahmen, kommt nicht die ganze Fülle des Lebens jener Zeit zum Ausdruck. Auch für den einzelnen Abschnitt bleibt das Dokument fragmentarisch, oft rätselhaft und mißverständlich. So stark seine Zeugniskraft ist, so zwingend oft ein Fragment die Rekonstruktion des Ganzen in sich enthält, die Rekonstruktion bleibt isoliert vom lebendigen Hintergrund, ist entseelt und entleert von den gedanklichen und gefühlsmäßigen Voraussetzungen, Begleitmomenten, Folgen. Die Geschichte bleibt ein Wühlen und Arbeiten in Scherben, das darf man nie vergessen und so stark der kongeniale Sinn des Historikers auch sein mag, der in der inneren Anschauung künstlerisch nachschaffend eine Zeit, einen Menschen, ein Ereignis im Geiste wieder belebt, so erreicht doch die historische Intuition nie die elementare Lebendigkeit eines Organismus, der durch Zeit und Geschichte hindurch in unverminderter Identität dieselben Kräfte noch enthält und entfaltet, die an seinem Ursprung oder an irgendeinem beliebigen Zeitpunkt seiner Entwicklung in Erscheinung treten. Das Leben ist immer wahrer als die Geschichte. In diesem Sinne ist die Historiographie unserer Zeit, besonders da, wo sie sich mit geistigem Leben und geistigen Organismen beschäftigt, ein Kind des materialistischen Zeitalters: sie überschätzt die äußere Form, sogar in ihren toten, anatomisch losgelösten Teilen und Resten, sie hält Form für Wesen, Niederschläge und Auswirkungen des Lebens für das Leben selbst. In die innere Qualität des verschieden gestaltigen Lebens dringt sie nicht ein.

Heiler ist ganz im Banne dieses Irrtums und ein großer Teil seiner methodischen Fehler fließt aus ihm. Einer dieser Fehler, der sehr nahe mit dem ersten verwandt ist, sei noch genannt: die qualitative Gleichsetzung der religiösen Phänomene verschiedenster Stufen, deren anders geartete kulturelle Voraussetzungen und deren offenkundige psychologische Verschiedenheit eine Zusammensetzung auf derselben Ebene verbieten. Es ist einfach nicht wahr, daß Gebet, Versenkung, Opfer in verschiedenen Religionen qualitativ gleichsetzbar ist, wenn gewisse äußere Übereinstimmungen gegeben sind. Diesen Fehler teilt Heiler mit der ganzen vergleichenden Religionsgeschichte, einer Wissenschaft, die noch ganz in den Kinderschuhen steckt, was erkenntniskritische Exaktheit und methodische Sauberkeit betrifft. Der Fehler dieser Gleichsetzung durchdringt das ganze Buch Heilers und mindert seinen wissenschaftlichen Wert gerade in den Partien, die über die bloße Stoffbietung hinaus zur wissenschaftlichen Aufgabe vordringen wollen. Es ist dies ein so empfindlicher Fehler, daß man überhaupt daran zweifeln muß, ob Heiler imstande ist, eine psychologische Analyse, oder nur eine kulturgeschichtliche Wertung, geschweige gar eine religionsphilosophische Synthese vorzunehmen, ohne alles von vornherein durch einen Zusatz von Vorurteilen zu verunreinigen. Heilers Reagenzgläser für die religions- und kultur-psychologischen Analysen sind nicht chemisch rein genug. In diesen methodischen Grundfragen ist er noch sehr der Anfänger, der mit Konjekturen um sich schlägt. Leider bleibt die methodische Sauberkeit in seinen späteren Arbeiten in noch höherem Grade zu wünschen übrig.

Daß er in der Beurteilung der Primitiven noch in den Kinderschuhen der veraltetsten entwicklungsgeschichtlichen Methode steckt, sei nur kurz angefügt. Da ist alles voll logischer Trugschlüsse und „petitiones principii". Die Ableitung des Gebets in seinen psychologischen Voraussetzungen ist geradezu naiv unmethodisch. Ebenso verhält es sich mit den Deduktionen über den Sinn und Ursprung des Opfers, das er in seiner zentralen Bedeutung für das religiöse Lebensgebiet gar nicht erkannt hat. Eine dahin gehörende Bemerkung, wie der Satz: „Wo das Opfer dominiert, ist eine Niveausenkung der Religion unvermeidlich", ist von der naiven Aprioristik eines Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts. Überhaupt zeigt sich in der psychologischen Analyse und der Bewertung elementarer Erscheinungen des religiösen, ja auch des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens (vgl. z. B. die Analyse des Kusses S. 93) ein Hang zum dürftig Hirnmäßigen, dünn Rationalistischen, so daß man das Gefühl einer starken seelischen Einseitigkeit bekommt, die nicht recht qualifiziert erscheint, die ganzen Verwicklungen, die vielen Seiten, die volle und runde Welt des religiösen Lebens der Menschheit wissenschaftlich zu bearbeiten.

Freilich will es denen, die Heilers Entwicklung in der Nähe und freundschaftlich verfolgten, dünken, als ob in seiner Anlage wohl einige Register mehr vorhanden gewesen wären, als die er jetzt zieht. Auch in dem Werk über das Gebet klingt manchmal ein volleres Verständnis für das Irrationale der religiösen Welt an. Vielleicht trägt Heiler die Berufung zum konsequenten und rückhaltlosen Verstehen der Übernatur in sich. Aber er wählte die einseitige Ratio, das asthmatische Leben in der dünnen Luft der Vernunftwissenschaft und verurteilte alles in sich, das dem entgegensteht, zum Absterben. Ein starker Zug zur wissenschaftlich-akademischen Laufbahn stellt alle Lebenskräfte einseitig in seinen Dienst. Man merkt es den späteren Schriften an, wie sauer er sich den Kampf gegen seine vollere religiöse Anlage, den Trieb zum Mystischen und unreflektiert Katholischen, werden läßt. Dieser Kampf ist so stark, daß er ihn zum Teil aus den Bahnen der wissenschaftlichen Sachlichkeit hinausführt. Die zwei jüngsten der Broschüren, die Predigten und Reden des Jahres 1919 wiedergeben*, stehen ganz unter dem Banne seines Willens zum Bekenntnis dessen, was er „evangelisches Christentum" nennt. Es ist nicht geradezu identisch mit dem Protestantismus, aber doch, wie er schon in drei Schriften versichert, durch Luther wieder zur Geltung gebracht worden und in den „evangelischen" Gemeinschaften ungemischter vorhanden als in der katholischen Kirche. Diesem lauten, nach unserem Gefühl etwas zu lauten, Be-

* Friedrich Heiler, Das Geheimnis des Gebets. Kanzelreden in schwedischen Kirchen. Chr. Kaiser, Verlag München 1919.
Friedrich Heiler, Das Wesen des Katholizismus. 6 Vorträge in Schweden. Verlag Ernst Reinhardt, München. 1920.

kenntnis entspricht auch die „communicatio in sacris“, die Heiler mit den schwedischen Protestanten eingegangen hat, indem er in schwedischen Kirchen predigte und das Abendmahl nahm. Ferner liegt in der Richtung dieser Wendung zum Protestantismus, die zum ersten Male in seiner Probevorlesung über Luther* sich enthusiastisch offenbart, seine jetzige Tätigkeit als Professor für vergleichende Religionsgeschichte im Schoße der evangelisch-theologischen Fakultät in Marburg. Wenn er sich darauf beruft, daß er formell nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten sei und daß er der Idee einer „evangelischen Katholizität“ diene, so liegt in dieser Haltung eine Unklarheit und Inkonsequenz, die keinesfalls als wissenschaftlich gelten kann. Hier sind Momente in Frage, die noch nicht ganz ausgeschwungen haben, hier waltet eine gewollte Unklarheit, die nicht zu der sonst geübten rationellen Schärfe stimmt. Eine nicht abgeschlossene Entwicklung hüllt sich hier in ein Dunkel, das in umgekehrtem Verhältnis steht zu der Lautheit des Bekenntnisses zu einer ganz vagen Idee, die sich wissenschaftlich keineswegs rechtfertigen und halten läßt.

Damit verlassen wir wieder das persönliche Gebiet, das zum vollen Verständnis und wegen des lauten Bekenntnischarakters von Heilers Schriften unumgänglich war, und gehen noch kurz auf die Gedanken der neueren Schriften ein. Der Leitgedanke ist die willkürliche Formulierung der Idee des „evangelischen Christentums“, das historisch völlig in der Luft hängt, da sich der Katholizismus unmittelbar an das biblische Urchristentum schließt und von ihm nicht getrennt werden kann. Die Heilersche Lieblingsidee vom hohen Wert dieser evangelischen Religiosität im Gegensatz zum „synkretistischen“ des Katholizismus beruht auf der geschichtlich wie psychologisch unhaltbaren Annahme einer Scheidung von mystischer und prophetischer Religion. Diese Scheidung, völlig unoriginell und oberflächlich, ebenfalls wieder eines Enzyklopädisten würdig, erscheint bei Heilers sonstigem Verständnis für geschichtliche Eigenarten und seelische Typen so gewaltsam und verzwungen, daß sie uns nur als eine Anpassung an die in Schweden geltenden Anschauungen verständlich ist. Wissenschaftlich ist sie nicht im geringsten gerechtfertigt. Wissenschaftlichen Charakter tragen die beiden schwedischen Schriften überhaupt nicht. Es bleibt bedauerlich, daß Heiler sich die Veröffentlichung dieser Vorträge nicht versagen konnte. Sie sind populär-wissenschaftlich in einem recht ungünstigen Sinne, wenn auch flüssig und lesbar. Ihr Bekenntnischarakter und das vielfache Exemplifizieren mit der eigenen religiösen Entwicklung und den Erfahrungen Dritter, die so deutlich charakterisiert werden, daß sie leicht erkennbar sind, erscheint in der deutschen Veröffentlichung undelikat, wenn es auch schließlich in Schweden der lehrhaften Wirkung wegen angängig gewesen sein mag. Der Inhalt ist völlig unoriginell, teilweise ganz auf Harnacks Dogmengeschichte beruhend, völlig ad usum Delphini hergerichtet und zeichnet in dieser Absicht fast gegen besseres Wissen die angeblich paganistischen Seiten des Katholizismus möglichst kraß. Durch diese beiden Schriften, insbesondere „Das Wesen des Katholizismus“ — schon der Titel verrät das Vorbild —, hat Heiler nicht nur den Bruch mit der Kirche seiner Jugend vollzogen, sondern auch seiner wissenschaftlichen Reputation Abtrag getan, insofern, als die Vorträge, die sich zwar sehr flüssig lesen, keinen originellen Gedanken enthalten, der nicht in den protestantischen Dogmengeschichten längst stünde, ihre apodiktischen Behauptungen aber ganz in den Dienst einer Tendenz stellen, die selbst durch gelegentliche pietätvollere Urteile über den Katholizismus nicht gutgemacht werden können. Wenn Heiler es für zweckmäßig hielt, auf diese Weise im protestantischen Schweden einige, wie er selbst wohl meint, sachliche und wohlwollende Kenntnis von katholischen Dingen zu verbreiten, so hätte er diese Vorträge nicht in seiner deutschen Heimat veröffentlichen dürfen. Sie sind ein Dokument dürftigen historischen Verständnisses, religionsphilosophisch genommen aber ein betrübendes Zeugnis einer verständnislosen Haltung gegenüber den innersten Wahrheits- und Lebenswerten einer Religion wie der katholischen, die man nicht dadurch erledigt, daß man das Schlagwort vom „Synkretismus“ nachbetet, wo es sich um eine Entfaltung und Entwicklung von wunderbarer Folgerichtigkeit und evidenter göttlicher Kraft handelt, die von andern, selbst von nicht Orthodoxen wie Loisy und Tyrell, mit unvergleichlich mehr Tiefe und Geist behandelt worden ist, von New-

* Friedrich Heiler, Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung. München, Ernst Reinhardt 1919.

mans genialen Theorien über die Entwicklung des Glaubens ganz zu schweigen. Was Heiler ein Beweis der Ungöttlichkeit und des heidnischen Charakters der Kirche ist, ist für Zahllose gerade ein Motivum credibilitatis, ein Anlaß, sich gläubig dem Dogma zu erschließen. Es ist so betrübend, wenn immer wieder liberal-theologische Gemeinplätze nachgebetet werden und alle die wissenschaftliche Arbeit und die religiöse Erfahrung von Männern und Bewegungen, wie sie in der Oxforder Schule, in den dogmengeschichtlichen Arbeiten der katholischen Tübinger und von sovielen Konvertiten des 19. und 20. Jahrhunderts geliefert worden sind, völlig außer acht gelassen wird und man unter Geringschätzung dieser Arbeiten von oben herab, mit recht unbegründetem wissenschaftlichem Gehaben, die Unvereinbarkeit von Kirche und Evangelium, von Urchristentum und katholischer Kirche doziert.

War Heilers erste, große Schrift in Anlage und Stoffumfang wissenschaftlich ernst zu nehmen, trotz wesentlicher methodischer Fehler, von denen einige genannt wurden, so sind seine letzten Schriften, insbesondere die schwedischen Vortragszyklen, lediglich gewandte Tendenzschriften ohne jeden wissenschaftlichen Charakter. Der erste Erfolg hat den Verfasser verführt und besonders der Anklang, der bei Dilettanten und Religionsmachern gefunden wurde, hat ihn aus der Bahn getrieben. Der für alle Katholiken höchst anstößige, pietätlose Passus über die Marienverehrung als Göttinkult, den der Verfasser zu einer eigenen Schrift ausweiten will, zeigt, daß er der Verlockung zu sensationeller, modischer Populärwissenschaft aufklärerischer Art unter dem Druck seiner Freunde aus dem Lager der dilettantischen Interessenten für das „religionswissenschaftliche" Feuilleton zu erliegen droht*. Einer Schrift über das „Muttergöttinmotiv" kann man in diesen Kreisen allerdings Erfolg versprechen. Daß selbst im deutschen Protestantismus sich rührende Rufe nach der Wärme des Marienkultes erheben, das bewegt Geister nicht, denen es mehr um die intellektuelle Genugtuung einer (dem wirklichen Historiker freilich in der Methode recht zweifelhaften) Motivvergleichung, als um die objektiven religiösen Werte zu tun ist. Dem senilen Relativismus und Historizismus unserer Zeit ist ja mit alexandrinischem Wissenswust mehr geholfen, als mit pulsendem Leben.

Heiler, der nicht nur die einseitig alexandrinische Anlage, sondern ohne Zweifel, wie schon angedeutet, Organe für zentralere Erfassung des Religiösen hätte, ist vorläufig auf die Bahn des Rationalismus gedrängt worden. Die Ödigkeit, die ihn da umgibt, sucht er durch ein nicht wissenschaftliches, sondern willkürliches und bekenntnismäßiges Postulat, die Idee vom evangelischen Christentum und der evangelischen Katholizität zu beleben. Auch für den darin liegenden Versuch einer unorganischen, lebensfernen Zurückschraubung eines vollentfalteten Organismus auf ein Anfangsstadium, das dazu noch des Geistes und Lebens entleert wird, ist Heiler auf die Dauer nicht einseitig rationalistisch und philiströs aufklärerisch genug veranlagt. Die Selbsttäuschung, die ihn vorläufig im Banne hält, wird darum aus Gründen der inneren Reaktion und auch unter dem Druck äußerer Erfahrungen, vor allem durch Enttäuschungen aus dem Lager, um dessen Gunst er sich so eifrig bemüht, eines Tages gewichen sein. Daß dann sein wissenschaftlicher Sinn und sein höherer Wahrheitswille stark genug sein werden, im Bunde mit einer religiösen Anlage, für die der Rationalismus dürre Weide ist, den Historizismus und Relativismus zu überwinden, das hoffen alle diejenigen, die seine starke wissenschaftliche Begabung kennen und die alle Hemmungen und Krisen einer so gearteten inneren Entwicklung verstehen. Rationalismus und Historizismus sind als Zeitkrankheiten in den führenden Geistern jetzt überwunden. Wenn es noch Fälle gibt, die hinten nachhinken, so ist die Hoffnung der Genesung desto größer, je mehr sich die betreffende Persönlichkeit aus der Masse der Bildungsphilister erhebt. Die Masse wird allerdings noch Generationen lang im alten Sumpf sitzen, denn der Ausbreitungsprozeß der Aufklärung ist noch nicht abgeschlossen. Populärwissenschaft und sozialistische Volksbildungsbestrebungen vermitteln noch lange Jahre den Massen die veralteten Weisheiten von vorgestern und längerher.

* Daß Heiler in seiner Publizistik einem ungesunden Drang zur Tageswirkung Raum gibt, beweist auch seine wissenschaftlich wertlose Broschüre „Jesus und der Sozialismus" (Chr. Kaiser, München 1919).

Rundschau

Zeitgeschichte

Nach den Wahlen. Das hervorstechendste Merkmal der Reichstagswahlen vom 6. Juni ist das starke Hinüberpendeln der politischen Schwergewichtspole zur äußersten Rechten und zur äußersten Linken und als unmittelbare Folgewirkung die ebenso empfindliche Schwächung der das Staatsgebäude tragenden Mitte. Diese Mitte vermag heute, nach den Wahlen, kaum mehr die über Nacht verstärkten Ausschlagpendel auf der Rechten und auf der Linken in das für den ungestörten Fortbestand des Staatswesens so notwendige labile Gleichgewicht zu bringen; ja, es hat den Anschein, als ob nach dem Gesetze der Anziehung der Massen die Mitte von Tag zu Tag blutleerer würde zugunsten der Extreme. Man wird diese Entwicklung, je nachdem man parteipolitisch eingestellt ist, begrüßen oder bedauern. Doch darauf kommt es ja gar nicht an, ob die Parteien und ihre Presse über den 6. Juni 1920 jubeln oder wehklagen, sondern nur darauf, wie sich das Wahlergebnis nach den unveränderlichen historisch-politischen und soziologischen Entwicklungsgesetzen auswirken wird. Darnach können die Parteien erst beurteilen, ob ihre Freude oder ihre Trauer gerechtfertigt war.

Als erste und für die nächste Zukunft bedeutungsvollste Wirkung des Wahlergebnisses haben wir die ungemein große Schwierigkeit kennengelernt, auf der Grundlage der Wahltatsachen eine parlamentarische Regierung zustande zu bringen. Und sollte es auch gelingen, eine Regierungskoalition der Mitte (mit Einschluß des einen oder anderen „stillen Teilhabers") herzustellen, bei der gegenwärtigen politischen Struktur des deutschen Volkes ist es ausgeschlossen, eine auf derart schwachen Füßen stehende Reichsregierung anders denn als Übergangsregierung anzusprechen. Übergangsregierung: d. h. Wegbereiterin einer ganz rechts oder ganz links gerichteten Regierung der Tat.

Man hat aus den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich der Bildung einer parlamentarischen Regierungsgewalt entgegenstellen, auf die Unzulänglichkeit des parlamentarischen Systems, soweit deutsche Voraussetzungen in Frage kommen, geschlossen. Nicht ganz zu Unrecht. Das parlamentarische System bedingt, soll es von Dauer sein, die bereits historisch gewordene Schichtung eines Volkes in eine ziemlich geschlossene Rechts- bezw. Linksgruppe. Ein Vorgang des politischen Reifeprozesses, an dessen Abschluß in Deutschland vorerst nicht zu denken ist. Die tiefere Ursache dieses Steckenbleibens in einer ganzen Stufenleiter von parteipolitischen Sondergruppen liegt wohl in der früher allgemeinen und offenkundigen, seit Jahrzehnten aber mehr und mehr ins Unterbewußtsein der breiten Volksschichten zurückgedrängten ständischen Denkweise und Begriffsbildung des Deutschen, die einem glatten parteipolitischen Rechts oder Links unbedingt feindlich gegenübersteht. So mußten wir vor mehr als Jahresfrist erleben, daß die Grundforderung der proletarischen Revolution, die Übertragung der öffentlichen Gewalt an die „Räte", eigentlich ein durchaus „reaktionäres" Verlangen war. Wenn diese Forderung trotzdem als linksradikal empfunden und daher von den bürgerlichen Parteien mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, so ist uns das nur ein neues Zeichen der parteipolitischen Begriffsverwirrung gewesen, die unter der Herrschaft des Schlagworts und der Parteiphrase sich der weitesten Kreise unseres Volkes bemächtigt hat. Ganz ähnlich ging es mit dem Begriff „Sozialisierung", der in vielen Stücken durchaus „reaktionären" Sinn hat und der, richtig aufgefaßt und ausgewertet, ein Segen für unsere Volkswirtschaft werden könnte.

Was aber hat diese scheinbare Abschweifung mit Wahlergebnis und Regierungsbildung zu tun? Sehr viel. Sie zeigt, daß wir Deutsche mit unserer ganz unnatürlich aufs rein Parteipolitische eingestellten Betrachtungsweise gründlich auf dem Holzwege sind. Wir mühen uns ab, eine den Verhältniszahlen der sogen. Mehrheitsparteien des Reichstags angepaßte Reichsregierung zusammenzukoppeln, von der wir heute nicht wissen, ob sie morgen durch einen Umsturz von links oder von rechts nicht wieder weggeweht sein wird. Wir haben immer noch nicht begriffen, daß wir unser Volk mit unserer ausgesprochenen Parteipolitik zu Tode hetzen, nachdem wir seine Begehrlichkeit durch unmögliche Parteiprogramme zur sinnlosen Leidenschaftlichkeit gesteigert

haben. Der Ruck nach rechts und der Ruck nach links am 6. Juni 1920 sind letzten Endes gar nichts anderes als solche Steigerungen leidenschaftlichen Begehrens, mitbewirkt freilich durch die Unterlassungs- und Tatsünden der bisherigen Regierungsparteien. Und diese erneute Steigerung der politischen und wirtschaftlichen Begehrlichkeit ist es, an der unser Staatsschiff bei nächster Gelegenheit zu zerschellen droht. Denn da die zunächst allein mögliche neue Koalitionsregierung wesentlich Fleisch vom Fleische der bisherigen sein wird, wird sie kaum in der Lage sein, den gesteigerten Begehrlichkeiten der Rechten oder der Linken innerlich mehr Verständnis als bisher entgegenzubringen und noch viel weniger sie zufriedenzustellen. Mit dem gewaltig angeschwollenen Selbstbewußtsein der äußersten Rechten und der äußersten Linken wird dementsprechend die Unruhe im Reiche für die nächste Zeit nicht nur nicht beschwichtigt, sondern dem Gefahrpunkte zugetrieben werden. Mit anderen Worten: die Politik des Lavierens längs einer mittleren Linie läßt sich angesichts des 6. Juni nicht mehr lange fortsetzen; die mächtig gestärkten extremen parteipolitischen Gewalten drängen zu einer entschiedenen Umbiegung des Kurses nach rechts oder nach links. Dabei darf die ungeheuere Gefahr des Bürgerkriegs nicht außer acht gelassen werden, die zwischen dem jetzigen Zustand und der erstrebten Umbiegung des Regierungskurses drohend ihr Haupt erhebt.

Wir sehen: mit dem Parteischematismus allein retten wir Deutschland nicht. Da bedarf es schon wurzeltieferer Kräfte. Und einer gründlichen Umstellung der zur Regierung berufenen oder sich drängenden Parteien auf diese Kräfte. Die Monate, die der Wahl voraufgingen, haben dem weniger oberflächlichen Beobachter des Zeitgeschehens gezeigt, wo diese Kräfte wirksam sind. In den großen Parteien nicht oder kaum. Denn es sind überparteiliche Kräfte; Menschen, die erkannt haben, daß nicht die parteiprogrammatischen Gegensätze die Individuen im Letzten und Tiefsten trennen, sondern die lebensgrundsätzliche Einstellung auf Egoismus oder Altruismus. Christliche Denker scheiden, was dasselbe ist, in anthropozentrisch und theozentrisch eingestellte Menschen. Alle staatliche, gesellschaftliche, wirtschaftliche Entwicklung wächst aus einer dieser beiden Wurzeln. Diese über allem Parteiwesen stehende Gemeinsamkeit, die allein das Leben des Staates und des Volkes formt, hat man in den Parteien fast völlig vergessen. Und wehe dem eingeschriebenen Parteimitglied oder gar dem offiziell angestellten Parteipublizisten, der es wagt, auf Grund solcher Gemeinsamkeit Dinge zu vertreten, mit denen die augenblickliche „Parteitaktik" nichts anzufangen weiß. Es braucht da nur an den Fall erinnert zu werden, daß seinerzeit die ausgezeichnete Aufsatzreihe eines bedeutenden katholischen, aber nicht parteiamtlich abgestempelten Politikers über den Ausbau des Rätegedankens in einer angesehenen katholischen Tageszeitung abgebrochen werden mußte, weil die „Parteitaktik" sich dagegen auflehnte, daß der Rätegedanke überhaupt behandelt wurde. Dieses Beispiel spricht Bände. Es zeigt mit einem Schlage das böse Übel auf, an dem alle Parteien kranken: parteiprogrammatische und parteitaktische Arterienverkalkung und bedrückende Unfähigkeit, die wahrhaft großen, rettenden Zeitgedanken durch ihre organisatorischen Kräfte und Hilfsmittel in fruchtbare Wirklichkeit umzusetzen. Und warum? Wiederum deshalb, weil man in den Parteien nur für die „eingeschulten" und programmfesten Parteimänner Platz hat, nicht aber für die viel wertvolleren, wahrhaft schöpferischen und hellsichtigen Führernaturen, die sich draußen, außerhalb des Parteigitters, mit dem Leben abmühen. Wie wäre es sonst denkbar, daß man z. B. die ungemein rührige Gruppe politischer Köpfe, die sich um den ehemaligen Sekretär der Windthorstbunde Dr. Eduard Stadtler, gesammelt hat, nicht nur in keiner Partei unterzubringen imstande ist, sondern obendrein ihre aufbauende, klassenversöhnende Tätigkeit samt ihrem frisch in die brennenden Tagesfragen hineingreifenden Organ („Das Gewissen") systematisch totschweigt, während man über irgendeine Programmrede irgendeines Parteiagitators spaltenlange Artikel veröffentlicht? Und dann klagt man in allen Parteien über den katastrophal werdenden Mangel an schöpferischen Köpfen, an wirklichen Volksführern! Es ist gewiß, daß an diesem Mangel jede davon betroffene Partei mit der Zeit zugrunde gehen wird, sintemalen selbst die straffste Parteidisziplin unwirksam wird, wenn die echten Führer absterben. Was aber macht den echten politischen Führer aus? Das Maß der Staatsweisheit, das ihm eignet. Und was ist aller Staatsweisheit Anfang? Der alte Riehl sagt es uns kurz und treffend: das Studium des Volkes. Studieren unsere heutigen

Durchschnittsparteiführer das Volk? Mit nichten! Sie suchen dem Volk ihre, d. h. eine bestimmte Parteimeinung aufzunötigen und ihm beizubringen, das sei „Volkes Stimme“. Was Wunder, daß die Parteipolitik allgemein den Geruch der Unehrlichkeit nicht los wird! Wer den jüngsten Wahlkampf aus nächster Nähe mitgemacht hat, der kennt diesen Geruch zur Genüge.

Es gibt nur eine Rettung aus dem Elend der Parteipolitik: Zurück zum Anfang aller Staatsweisheit, zum Studium des Volkes! Und hier heißt es dann: Bahn frei für jene Männer, die, nicht gebunden an irgendeine Parteidoktrin, lediglich aus ihrem Wissen und Gewissen und aus ihrer innigen Verbundenheit mit dem Volke heraus arbeiten! Bahn frei für die echten, die schöpferischen Führernaturen, auch wenn sie nicht den Stempel einer der herrschenden Parteien tragen.

In Bayern ist nach menschlichem Ermessen für lange Zeit die Ruhe und Sicherheit des Staates verbürgt. Vielleicht deswegen, weil der bayerischen Politik noch mehr gesunder Bodengeruch anhaftet. In Bayern ist nun aber auch der stärksten Partei, der Bayerischen Volkspartei, die große Aufgabe vorbehalten, dem unheilvoll zerrissenen Reiche ein Vorbild politischen Neuschöpfertums zu werden. Die Bayerische Volkspartei hat viel vom guten deutschen Ständegedanken in sich aufgenommen, d. h. sie hat den Anfang mit der Überwindung der reinen, auf Theorien fußenden Parteipolitik gemacht. Doch ist das gesunde Ständeprinzip in der Bayerischen Volkspartei noch zu sehr Schema geblieben. Es fehlt wohl an Mut, es zum lebendigen Blutkreislauf der Partei umzubilden. Man hängt noch viel zu sehr an der überkommenen Parteitradition und am Parteischlagwort. Welcher Gewinn für Bayern und das Reich, wenn die Bayerische Volkspartei ihre neue Machtstellung benützen würde, um die guten neuen, die schöpferischen Zeitgedanken in die Tat umzusetzen! Wenn sie von ihrer durch nichts zu erschütternden Position aus die unbedingt notwendig gewordene Erneuerung und Umformung unseres gesamten Volkstums in christlich-deutschem Geiste und im Sinne des ständischen, klassenversöhnenden Gedankens in die Wege leiten würde! Mit einer beneidenswerten souveränen Ruhe könnte die Bayerische Volkspartei ans Werk gehen und ganz frei von Parteidoktrinen. Und ohne um ihren Ruf und um ihre Zukunft bangen zu müssen, könnte sie alle wahrhaft schöpferischen Kräfte in den Dienst ihrer zeitgeschichtlichen Aufgabe stellen, gleichviel ob diese eine bestimmte parteipolitische Farbe trügen oder nicht. Dann erst würde das Wahlergebnis in Bayern einen tiefen, segenverheißenden Sinn erhalten, und dann mag auch das Wort Wahrheit werden, das die Wiener „Reichspost“ bereits anläßlich des Besuchs König Ludwigs III. in Wien am 2. Juni 1918 schrieb: „Bayern hat sich als Eckstein des Deutschen Reiches herausgestellt, als der Eckstein, der beide Bundesreiche verbindet, nicht durch geschriebene Gesetze, aber durch die ganze Wirklichkeit und Wirksamkeit des bayerischen Wesens. Bayern ist sozusagen das mittelste Mitteleuropa, das ausgleichende Zentrum der Mittelmächte, der ideale Schwerpunkt des ganzen aus dem Weltkrieg sich entwickelnden Staatssystems.“ Dr. F. Wetzel.

Religion

Liturgie und Volk. Die Echtheit der in den letzten Jahren bei den Gebildeten so stark erwachten Anteilnahme an der Liturgie der Kirche könnte von manchem, gewiß hier und dort nicht ohne Grund, bezweifelt werden. Ähnlich wie in den Tagen der Romantiker ist die Bewunderung für den liturgischen Kultus der Kirche wieder ein wenig Modesache geworden. Man setzt, vor allem in monistischen Kreisen, das ästhetische Gefühl dem religiösen gern gleich oder gar an dessen Stelle, statt in ihm nur die Vorhalle zum Allerheiligsten zu sehen. Die Neubelebung des Sinnes für die Liturgie geschieht eben vielfach zu sehr von oben herab. Man glaubt, die lateinische Sprache des liturgischen Betens beschränke die lebendige, mitbetende Anteilnahme mehr oder minder auf die Gebildeten, die jeden dieser lateinischen Sätze vollinhaltlich erfassen können. Man vergißt dabei, daß alles Beten — trotz Lindworskys geharnischten Einspruchs gegen Ottos Buch über das Heilige und die daran anknüpfenden Ausführungen im Hochland* — im Innersten irrational ist. Das wahre Gebet betet nicht zuerst um irgend etwas, es betet nur. Und das liturgische Gebet ist, in allererster Linie infolge seiner sprachlichen, rhythmischen und melodischen Form, in zweiter Linie erst durch den rationalen Inhalt, der wortgewordene Geist des Gebetes, die faßbare

* 15. Jahrg. (1917/18), 2 Bd., S. 364 ff.

Konzentration des religiösen Gefühles, seine einzige sinnlich wahrnehmbare Kurve, die von jedem nacherlebt werden kann. Man braucht sich also, so verdienstreich die „Liturgischen Wochen" der Benediktiner sind, nicht auf die Akademiker zu beschränken. In einer ganz unscheinbaren Vereinszeitschrift* findet man eine schöne Bestätigung dessen und, was erheblich wichtiger ist, einen vieles versprechenden (vielleicht einzigartigen?) Anfang, das Volk zur Liturgie zu erziehen. Unter der wirklich nicht zum Lesen anregenden Überschrift „Gesang in den Jungfrauenvereinen" erzählt ein Geistlicher, der irgendwo in einem westfälischen Waldwinkel eine Gemeinde von ein paar hundert Seelen betreut, wie er es dahin gebracht hat, daß in seinem Kirchlein fast ausschließlich liturgisch gebetet wird. „Könnte es herrlichere Marienlieder geben, als die Marianischen Antiphone in cantu simplici? In diesen einfachen Melodien liegt eine so warme Innigkeit und Herzlichkeit! Auch ohne die Worte im einzelnen zu verstehen**, kann sie jeder heraushören. Vor mehreren Jahren habe ich sie mit den Schulkindern und der Jungfrauenkongregation eingeübt und lasse sie jeden Sonntag ... singen. Schon beteiligt sich die ganze Kirche an diesem Gesange, mit anderen Worten, diese wunderbaren Melodien sind Eigentum der ganzen Gemeinde geworden." Weiter: „An hohen Feiertagen singen wir nach dem sakramentalen Segen den Psalm: Laudate dominum omnes gentes nach dem V. Tone mit dem Finale b, g, as, g, f, es. Klingt in der Melodie des V. Tones die jubelnde Freude darüber durch, daß unser großer Gott uns so nahe ist, so glaube ich aus der Melodie des genannten Finale die Glaubensinnigkeit und die Liebe zum verborgenen Gott herauszuhören. Vor einigen Jahren habe ich den Psalm mit den Schulkindern und der Jungfrauenkongregation einüben lassen. Heute singt ihn die ganze Gemeinde, und schon manchmal habe ich aus dem Munde schlichter Leute hören können: Wie schön! — In diesem und im vorigen Jahre habe ich von Schulkindern und Jungfrauen am Karfreitag die Improperien singen lassen.. Am Karsamstag singen Kinder und Jungfrauen und zum Teil auch schon die Gemeinde alles, was zum Auferstehungshochamte gehört ... Von anderen Gesängen, die ich ... zum Besitze meiner Gemeinde gemacht habe, nenne ich noch das Requiem, das Vidi aquam, das Exsurge vor den Bittprozessionen, die Litanei von allen Heiligen und das lateinische Te Deum, und zwar die Melodie secundum modum Romanum." Man spart sich am besten diesen beängstigend schlichten Sätzen gegenüber jedes weitere theoretische Wort. Eine ganze Dorfgemeinde betet streng liturgisch! Ist das nicht, als sei man in urchristliche Zeit versetzt? Wenn in diesem Sinne überall, wo es möglich ist, die Erziehung und Arbeit einsetzen würde, dann wird der „Katholische Frühling", den H. Getzeny in seiner Besprechung von Guardinis: Geist der Liturgie* ahnt, zu schöner und erlösender Wirklichkeit. Dr. M.

* Gesang in den Jungfrauenvereinen. Von Pfarrvikar Mönig. In „Der Jungfrauenverein", 1920, Nr. 1.

** Von mir gesperrt.

* In der „Tat", 11 (1919/20), 2, S. 149 f.

Geschichte

Die Tübinger katholische Schule.

Im Gegensatz zu dem evangelischen Tübinger Stift, von dessen durch Jahrhunderte genährtem Geistesruhme das auch an dieser Stelle angezeigte Buch von R. Julius Hartmann ein besitzstolzes Zeugnis gibt**, hat die katholische Fakultät zwar im dortigen Wilhelmsstift einen ähnlichen häuslichen Zentralpunkt, jedoch erst eine kurze Geschichte als Kollegin an der Tübinger Landesuniversität, und obwohl sicher ebenso wie die evangelische Fakultät mit dem mütterlichen Landesboden verwachsen, auch im Vergleich der kurzen Spanne ihrer beiderseitigen Wirksamkeit eine minder glänzende Sichtbarkeit nach außen erlangt. Ihre Ansiedlung an der Tübinger Stätte fiel in die Zeit des der Aufklärung nachblühenden deutschen Idealismus, dessen vernunftgläubiges Wesen gerade in dem Tübinger Stiftler Hegel die eigensinnigste Fortbildung, in seinen Stifts- und Ruhmesgenossen Schelling und Hölderlin die menschlichere Weite und die lyrisch-elegische Schwere erfuhr. Es war eine Zeit, in der abstrakte Geistesrichtungen eine geradezu sichtbare, scheinbar von den dunkleren geschichtlichen Kräften befreite, selbstherrliche Deutlichkeit erlangten. Die katholische Lehre und ihr eigentümlicher Welttrieb, tiefer in Herz, Volk und Geschichte eingegraben, kann mit dieser Art

** „Das Tübinger Stift", vgl. Hochland, Januarheft 1919, S. 456.

von zeitlichem Glanz nicht wetteifern. Ihre Fülle geht stets noch in die Tiefe, und die sie gestalten wollen, die großen christlichen Geister, schöpfen sie nicht aus, sondern fassen sie nur. Immerhin ist auch dieses alteinheitliche christliche Leben an Zeit und Ort gebunden und empfängt davon charakteristischen, unterscheidenden Lebensausdruck. So war auch die Verlegung der katholischen Fakultät von Ellwangen an die Tübinger Universität ein wichtiges, lebenspendendes Ereignis.

Diese Verlegung geschah im Jahre 1817. Schon nach zwei Jahren gründete die junge Kollegin ihre berühmt gewordene „Theologische Quartalschrift". Deren hundertjähriges Jubiläum gab nun dem ebenfalls aus Tübingen hervorgegangenen Münchener Schriftsteller Dr. Philipp Funk Anlaß zu einem Rückblick auf diese hundert Jahre Wirkens der katholischen Tübinger Fakultät und zu einer Einstellung auch des „katholischen Stiftsgeistes in den Tübinger Rahmen*". Echt schwäbisch und für den Leser reizvoll ist daran der Sinn und Wille, das religiöse Gefühl und seine geistige Ausprägung mit der heimatlichen Scholle verwachsen zu zeigen und selbst in dem kleinen Landeskreis nach örtlichen Sprengeln wesentliche Verschiedenheiten zu finden, je nachdem das hügeligere Land den religiösen Sinn nährte oder den auswärtigen Einflüssen offener lag. So betont Funk gern die Mischung, die dadurch entstand, daß „der Mittelpunkt des neuwürttembergischen Katholizismus aus dem Virngrund ins Neckartal verlegt wurde", indem gegen die oberdeutsche Aufklärung trotz des Rokoko-Kirchentums der Ellwanger Fürstpröpste „aus dem Boden des ernsten Virngrundes etwas mystisch Tiefes" hinzukam. „Die katholische Tradition, seit Jahrhunderten von den Jesuiten in Ellwangen gepflegt, festwurzelnd im uralten benediktinischen Ordensland, auf einem Boden, der einst des römischen Reiches Grenze war, war gerade im Ellwängischen so lebendig und stark wie nirgends im katholischen Neuwürttemberg, und die geistigen Kräfte, die in diesem Volk zwischen Ries- und Remsgau stecken, weisen alle merkwürdige Züge tiefer Intuition und reicher Gestaltungskraft auf, wie denn auch von den großen Tübinger Katholiken eine verblüffende Mehrheit aus der Jagst-, Kocher-, Rems- und Filsgegend stammt." In Tübingen kam weiter hinzu, daß die katholischen Kräfte in unmittelbare Nachbarschaft mit dem regsamen Protestantismus versetzt wurden. Hier mußten sich „die katholischen Theologen wohl oder übel mit dem gesamten deutschen Geistesleben auseinandersetzen".

Aus den weiteren Ausführungen sollen hier nur mit Funks Worten die Namen und charakteristischen Benotungen der einzelnen Persönlichkeiten herausgenommen werden, die der katholischen Tübinger Schule ihren Gehalt gaben; es sind die Männer, die sich an der Universität selbst dem Glanz des protestantischen Stiftes gegenüberstellten.

Die Reinigung vom Aufklärertum gibt die allgemeine Lage und Aufgabe der beginnenden neuen Zeit an. Als seelsorgerischer Wille lebt in Hirscher der sich erneuernde religiöse Geist auf. „Wem der Sinn für die Kreszenz der Geister nicht fehlt, der wird nicht ohne Bedeutung finden, daß Hirscher ein Sohn des Josephinischen Oberschwaben war, daß er aus jenen breiten moorigen Gefilden stammte, die charakteristischer Landschaftsformen entbehren und ein Volk nähren, das erdenfroher und vom Grübeln weniger geplagt ist als die Kinder der Alb und des schwäbischen Wellandes." „Aus dem mystischeren Boden des Virngrundes" entsproßte Joh. Seb. Drey, „der als erster unter den Tübingern und in ausschlaggebender Weise den Weg zur ungebrochenen Tradition zurückfand. Eines armen Schäfers Sohn, trug er in rassiger Ursprünglichkeit und unverbrauchter Kraft die religiöse Intuition und philosophische Schöpfergabe in sich, die zu den formenden Prinzipien des katholischen Denkens und Lebens führte und mit zugleich der ganzen Geisteswelt jener Zeit um die wissenschaftliche Begründung seines Glaubens mit Erfolg rang. So wurde er der Vater der Tübinger katholischen Schule." Der erste, der Dreys organische Grundlegungen ausbaute, „der die leitende Idee glühender aufnahm, künstlerisch und persönlich durchblutete und als Kunstgebilde weitergab, ist Johann Adam Möhler, ein Sohn des sonnigen, lachenden, weinfreudigen Taubergrundes. Er schuf dem Traditionsgefühl der Tübinger Schule das lebendige, farbige und strahlende Gewand geschichtlicher Anschauung. Durch Möhler zog frisch und froh die deutsche Romantik in Tübingen ein." Seine theologische und allgemeine Stellung im deutschen Geistesleben bleibt heute noch wissenschaftlich auszubauen. „Das

* In der Monatsschrift „Der Schwäbische Bund". Dez.-Heft 1919. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Verhältnis Möhlers zur Weltanschauung der deutschen Romantik beschränkt sich nicht auf die Zentralidee der organischen Entwicklung, sondern spricht sich aus in seiner ganzen Methode der geistigen Anschauung und geschichtlichen Einfühlung, und es ist sehr charakteristisch, daß er von Goethe sagt: er male „in unnachahmlicher Schönheit das Leben, wie es ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe ist". Er kam auch am meisten in äußerliche Beziehung zu den Vertretern der katholischen Romantik; sein Leben endete in München, dem damaligen Mittelpunkt des romantischen Kreises."

Noch universeller ist Franz Anton Staudenmaier, „ein Sohn des Geländes zwischen Hohenstaufen und Rechberg, ... der erste, der in dem Organ der Tübinger Schule eingehend Goethe und Schlegel würdigt. Er findet, wiederum mit dem Instinkt der Romantik, als Letztes und Konzentriertestes über Goethe zu sagen, daß es „das Leben war, auf das Goethe zuerst hinwies", und daß daraus die Verkündigung einer neuen Naturwissenschaft, einer neuen Philosophie, ja einer neuen Theologie entspringt. Nur sei eben dieses Leben bei Goethe ohne Gott und Christus". Schlegel verchristlichte Goethes Werk. „Und somit können wir sagen, daß das durch Goethe entzündete, aber unwahre Leben in Schlegel zum wahren und göttlichen Leben sich verklärt habe, und darin eben ging er allein in seiner Zeit voraus, und das war seine große Aufgabe." Anderseits fand in Staudenmaiers Geist auch das Faszinierende der Romantik, des romantischen Weltgefühls ohne das stetige begriffliche Korrektiv starke Anklänge. „Darum hat Möhler, obgleich Lebensdauer und Schaffensumfang geringer sind als bei Staudenmaier, doch tiefer und nachhaltiger gewirkt als der eigentlich universalere Staudenmaier." „Staudenmaier lehrte allerdings nicht in Tübingen. Aber er ist in seiner universalen Orientierung und im spekulativen Drange just der echteste und stilreinste Tübinger unter den Katholiken."

Enger wird nun das Feld des spekulativen Geistes. Mit Johann B. Kuhn, „auch wieder ein Sohn des Landes zwischen Rechberg und Staufen", beginnt „die zweite epigonische Periode des katholischen Tübingen. Kuhn ist ihr erster, denkstärkster Vertreter". Daneben kommt nun aber ein neues starkes Wissenschaftselement, der historische Forschergeist zum Durchbruch. Damit „entsteht die eigentliche Tübinger historische katholische Schule, die man meistens meint, wenn man von der Tübinger Schule spricht." An Stelle der Religionsphilosophen treten die „Virtuosen der geschichtlichen Methode", als Meister der Schule Karl Joseph Hefele und Franz Xaver Funk, „beide Söhne des oberen Kochertales". Die deutsche Kirchengeschichtsforschung, Dogmenhistorie und biblische Kritik hat von hier aus immer noch fortwirkende Befruchtung erfahren. In der spekulativen Richtung arbeitet weiter der Polyhistoriker Paul Schanz aus Horb, „eine der markantesten Figuren des katholischen Tübingen" und auch der Moralist Linsenmann aus Rottweil. Die Entwicklung ging, wie allgemein in diesem Jahrhundert, dem Ende zu in die Breite. Die Technik der Wissenschaft wurde überall stärker als die Idee.

Funks Charakteristiken seien am besten mit seinen eigenen Worten geschlossen. „Die Geschichte der Tübinger Schule ist ein sehr lehrreiches Beispiel einer bodenständigen Geisteskultur, die durch Treue gegen die Heimat nie an Weltwirksamkeit und weltüberfliegender Geistesmacht verliert, an Ursprünglichkeit und Bildnerkraft stets gewinnt." W.

Bildungswesen

Doktorarbeiten. Mit der Sehnsucht unserer Zeit, sich aus der Anbetung des Stoffes und der Herrschaft des Hirnes zu erlösen, ist vielfach eine Verachtung des Tüchtigen und gediegen Handwerksmäßigen verbunden. Man glaubt nur zu leicht, sich dadurch über den Stoff erheben zu können, daß man ihn kurzerhand leugnet, statt ihn in mühseliger Arbeit zu vergeistigen. Das einzige Ergebnis dieser großen und pathetischen Geste ist eine hohle und armselige Oberflächlichkeit in allen Dingen des Lebens. Eine so erträumte Weltanschauung, Kunst oder Religion entbehrt der inneren Fruchtbarkeit und der mitreißenden Kraft. Denn nur die Mühsal der Arbeit und des fleißig anspruchslosen Handwerkens bezwingt die harte Gegenständlichkeit der Dinge. Intuition und Genie sind Irrlichter, wenn ihnen nicht die ehrliche Arbeit stets nährende Flamme ist. Und gerade in der Wissenschaft wird diese Intuition durch eingehende Kenntnis des Materials nur beflügelt und ermöglicht, nie aber gehemmt. Eben dieses aufopfernde Durcharbeiten der Einzelheiten und „Kleinigkeiten" scheint nun ein Erlaß des preußischen Kultusministeriums recht

gering zu achten. Man setzt da durch einen allzu revolutionären Federstrich den gedruckten Doktorarbeiten ein Ende, ohne mit etwas Besserem dafür in die Bresche zu treten. Die Gründe für diese Regierungsanordnung sind ja leicht zu durchschauen. Papier ist heute schwer zu beschaffen, die Druckkosten sind unerschwinglich. Aber darum dürfte man doch nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. Und weil das geschieht, ist es kein Unrecht, hier von einer offenen Mißachtung geistiger Arbeit zu sprechen. Und von einem verschleierten Bemühen, den Thron der leeren Phrase, wie überall, so nun auch in der Wissenschaft zu festigen. Schon rein äußerlich ergibt sich aus diesem Erlaß, daß von jetzt an das Dekorative des Titels und das Ornament der Besuchskarte, nicht aber die wissenschaftliche Leistung der Schwerpunkt der Einschätzung sein soll. Diejenigen also, die alle Arbeit zum Allgemeingut erklären wollen, schieben zu gleicher Zeit eine Entsozialisierung des seit Jahrtausenden sozialisiert gewesenen geistigen Schaffens. Ein im wahren Sinne soziales Kultusministerium hätte dafür Sorge tragen müssen, daß die Opfer, welche die Arbeit im Dienste der Wissenschaft bisher dem Einzelnen aufbürdete, von der Allgemeinheit getragen würden, der ja, was Ursprung und Endzweck anlangt, diese Arbeit gehört. Man würde das Geld dafür nicht herbeischaffen können? Eine Regierung, unter deren Augen Milliardenwerte deutschen Heeresgutes buchstäblich verschleudert wurden, sollte mit dieser Ausrede vorsichtig sein.

Aber es handelte sich ja noch darum, einen anderen Übelstand schon im Keime zu ersticken. Nämlich das, was man mit Recht als Dissertationsunwesen bezeichnet hat. Es ist ja in der Tat widersinnig und auch der Wissenschaft in keiner Weise dienlich, wenn jahraus, jahrein Hunderte von Dissertationen geschrieben und gedruckt werden, die nichts anderes sind, als gänzlich wertlose, unverarbeitete und tote Stoffanhäufungen. „Man exzerpiere einige hundert Stellen aus Büchern, mische sie einige Stunden lang gut durcheinander und man hat eine Doktorarbeit.“ — Dieses anmutige Rezept, das mir jemand vor einigen Jahren mitteilte, kann nur allzuleicht als Todesurteil der Dissertation überhaupt gewertet werden. Doch es ist zu bedenken, daß solch üble Doktorarbeiten an sich noch nichts gegen die Einrichtung im ganzen besagen. Sie sind lediglich Agoniezeichen einer sterbenden und rückständigen Kathederwissenschaft, die sich selbst und das Material als Endzweck betrachtet. Und man müßte sich eben gegen diese Kathedermumien wenden, die solche Arbeiten als Prüfsteine wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens ansehen. Aber Unrecht ist es, die guten Dissertationen fröhlich mit auf den Scheiterhaufen zu werfen. Wer jemals auf irgendeinem Gebiete wissenschaftlich gearbeitet hat, weiß, was die Dissertationen an Hilfe und Handhabe bedeuten. Sie sind, mit einem Wort, unentbehrlich. Und wenn man etwa darüber den Kopf schütteln sollte, daß sich jemand beispielsweise mit einer Arbeit über den Konjunktiv im rhätoromanischen Adverbialsatz den „Doktorhut“ holen kann, dann vergißt man dabei allzu leicht, daß auch Hermann Schells wundervolles Buch „Vom Dreieinigen Gott“ eine Doktorarbeit war. Aber auf solche seltenen Einzelfälle brauchen wir nicht einmal zurückzugreifen. Denn jeder, der sich in irgendeiner Wissenschaft umgesehen hat, muß sich gestehen, daß zum mindesten ein starkes Drittel unserer Dissertationen durchaus wertvolle und brauchbare Arbeiten sind, ja unentbehrliche wissenschaftliche Hilfsmittel. Gerade ihre Beschränkung auf einen möglichst eng umschriebenen Stoffkreis macht den Wert aus, und zwar zuerst rein sachlich und fachlich. Dann aber auch in einem vielleicht höheren, jedenfalls weiteren Sinne. Vor allem erzieht ja ein derartiges Arbeiten den jungen Wissenschaftler zu gediegenem und strengem Denken. Dazu ist es allein die eindringliche Beschäftigung mit dem harten Material der Forschung, die imstande ist, alle Überhebung und Überspannung zu ersticken und in einem die Kleinheit und Größe von Geist und Welt zu lebendiger Anschauung zu bringen. Allein das Einzelne und scheinbar Kleine ist der Weg zum Großen und Bedeutenden; eine Synthese von unbekannten und unverarbeiteten Dingen ist eben unmöglich. Wenn sie trotzdem, wie heute so oft, versucht wird, sehen wir als Folge davon eine beispiellose Hohlheit und Phrasenhaftigkeit des gesamten Schrifttums und damit auch aller Kultur. Man sollte bedenken, was man tut, ehe man die herbe Arbeit in Acht und Bann erklärt. Ein tiefer schauender Kultusminister würde die Reform in der Weise durchführen, daß die neuen Verordnungen eher dazu angetan wären, zu gewissenhafter und bedeutender Arbeit anzuspornen, statt von ihr abwendig zu machen. Welchen Wert wird die Universität einer in nur vier Exemplaren geschriebenen und hinterlegten Ar-

heit beimessen? Mag die Dissertation noch so gewichtig sein, sie ist für die Forschung tot. Wer wird ein Manuskriptheft ernsthaft benützen können? Wer wird, wenn er beispielsweise in München sitzt, den Mut, die Zeit und das Geld haben, sich von Berlin, Göttingen, Kiel, Bonn, Jena usw. die umständlichen Manuskripte kommen zu lassen? Daß unter diesen Verhältnissen auch die Verfasser der Arbeiten keine Veranlassung fühlen werden, ihr Bestes zu geben, versteht sich von selbst. Und doch wäre ein Ausweg so leicht. Man greift jeweils die nach dem übereinstimmenden Urteil der Fakultät und des Referenten guten und sehr guten Arbeiten heraus und läßt sie, in Vierteljahrsbänden vielleicht, drucken. Wir schlagen also Serienveröffentlichungen vor, wie es etwa die Sitzungsberichte der verschiedenen Akademien sind. Jede Universität, und darin wieder jede Fakultät, würde eine solche laufende Serie drucken und mit den anderen Universitäten austauschen. Nur auf diese Weise könnte zugleich der Wissenschaft gedient sein, das Übel der überflüssigen Dissertationen beseitigt und die Kosten dem Einzelnen abgenommen werden. Alle anderen, radikalen Verfügungen sind, mögen sie sich auch einen noch so sozialen Anstrich geben, im höchsten Grad unsozial. Daß sich zwar die Hochschulen mit dem dilettantischen Eingriff Hänischs in ihre Freiheit zufrieden geben werden, ist kaum anzunehmen. Aber ebensowenig dürfen wir in dieser Sache alles beim alten lassen. Insofern kann man dem preußischen Kultusministerium dankbar sein, daß es den Streit um das böse Ärgernis des dissertationsklebenden Doktorwerdens wieder einmal in Fluß gebracht hat. Wilhelm Matthießen.

Naturwissenschaft

Krapp-Indigo-Kautschuk. Es ist ein Bild aus der Entwicklung der deutschen chemischen Industrie, das sich kurz mit diesen drei Namen illustrieren läßt.

Es gibt zwei für den Menschen gleich wichtige Gebiete, zwischen denen einmal innigste Arbeitsgemeinschaft besteht und ein anderes Mal bitterster Kampf herrscht. Landwirtschaft und chemische Technik. Seit Liebig wissen wir, daß diese jene in überaus fruchtbarer Weise fördern kann, durch die großen Arbeiten von Baeyer und seiner Schule haben wir aber auch erkannt, daß manche landwirtschaftlichen Arbeitsgebiete durch die Fortschritte der Chemie zum vollständigen Veröden gebracht werden können. Das erste Beispiel hierfür bot sich in der Farbstoffchemie. Bis zum Ausgang des siebten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts fand zum Rotfärben das Krapp ausgedehnte Verwendung, die heranwachsende Generation kennt den Namen überhaupt nicht mehr.

Die grob gemahlenen Wurzeln einer Rubiaceenart (Rubia tinctorum) lieferten mit Säure behandelt oder auch der Gärung durch aus den Wurzeln selbst mitgebrachte Fermente überlassen, die kostbaren, roten Farbstoffe. Die chemische Analyse ergab nun, daß im Krapp als wesentlicher Bestandteil die Ruberythrinsäure vorhanden ist, die beim Kochen mit verdünnten Säuren in zwei Körper zerfällt, deren einem, nämlich einem in orangeroten Nadeln kristallisierenden, die färbenden Eigenschaften des Krapp zukommen. Es fragte sich nun, nachdem dies einmal festgestellt war, ob dieses Spaltungsprodukt, das den Namen Alizarin erhalten hatte, im Laboratorium hergestellt werden konnte, ohne daß man nötig hatte, von lebenden Pflanzen auszugehen. Dies gelang 1868 Graefe und Liebermann. Sie hatten zunächst gefunden, daß aus der Krappwurzel hergestelltes Alizarin bei Glühen mit Zinkstaub Anthrazen ergab. Nun mußte der umgekehrte Weg eingeschlagen werden, aus Anthrazen, einem zwischen 340° und 360° abdestillierenden Bestandteil des Steinkohlenteers, das Alizarin aufzubauen. Als dies möglich war, war das Schicksal des Krappanbaues besiegelt. Welchen wirtschaftlichen Einfluß der Ersatz des aus der Krappwurzel stammenden Alizarins durch synthetisches hatte, erkennt man daraus, daß Frankreich im Jahre 1868 bei einer Gesamterzeugung von 70 000 Tonnen Krapp für 24½ Millionen Mark davon ausführen konnte, während ihm 1876 nur noch für etwas mehr als 3½ Millionen Mark abgenommen wurde, wobei der Preis von etwa 30 Mark auf 7 Mark für den Zentner gefallen war.

Das gleiche Spiel wiederholte sich bei einem anderen Farbstoff, dessen Bedeutung noch viel größer war und in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückgreift: bei dem Indigo. Sein Jahresumsatz hatte zu der Zeit, da er noch ausschließlich aus Pflanzen gewonnen wurde, die Höhe von 8000 Tonnen im Wert von 80 Millionen Mark erreicht. Werden die mit Wasser übergossen.n Pflanzen — ausschließlich indische oder chinesische Indofera-Arten, nachdem der im Mittel-

alter in Deutschland heimische Waidanbau schon im 17. Jahrhundert ausgestorben war —, der eigenen Fermentation überlassen oder mit verdünnten Säuren behandelt, so bildet sich als Farbstoff das Indigoblau. Auch hier ging die Weiterentwicklung nur stufenweise vor sich. Zunächst konnte Baeyer 1865 das Indigoblau zu Indol reduzieren und vier Jahre später dieses aus o-Nitrozimtsäure herstellen, aber erst 1874 gelang es Nencki Indol durch Ozon zu Indigo zu oxydieren. Damit war zwar die erste Synthese des Indigo gelungen, aber auf einem Wege, der keinerlei technische Verwertung gestattete, der künstliche Indigo war weit teuerer als der natürliche. Ein Vierteljahrhundert mußte noch dahingehen, ehe die Badische Anilin- und Soda-Fabrik im Naphthalin, also wiederum einem Destillationsprodukt des Steinkohlenteers, den Ausgang zu einem Verfahren fand, das sich im Großbetrieb glänzend bewährte. Schon nach Ablauf von 6 Jahren konnten die genannten Fabriken als Jahreserzeugnis 7200 Tonnen Indigo im Wert von 20 Millionen Mark dem Auslandsmarkte zuführen. Der wirtschaftliche Einfluß für Deutschland aus der Herstellung künstlichen Indigos, den jetzt auch noch die Höchster Farbwerke erzeugen, spiegelt sich in folgenden Zahlen wieder: Die Reineinfuhr an Indigo betrug im Reich für das Jahr 1897 rund 1400 Tonnen, 1906 aber nur noch 112 Tonnen. In derselben Zeit hatte der synthetische Indigo die Hälfte des englischen Marktes erobert, die Vereinigten Staaten nahmen 2500, China 3100, Japan 1000 und selbst die Niederlande noch über 500 Tonnen ab, während der Absatz in Frankreich infolge differentieller Zollbehandlung gegenüber dem natürlichen Indigo bis dahin im Jahre niemals über 150 Tonnen steigen konnte. Gleichzeitig waren in Britisch-Indien die Anbauflächen und die erzeugten Mengen auf etwas mehr als ¼ der ursprünglichen Beträge gesunken, der Preis außerdem aber um etwa 45% niederer geworden. Die indische Ausfuhr hatte im Jahresmittel eine Einbuße von etwa 42 Millionen Mark erlitten*. Außer den genannten beiden deutschen Fabriken hatte bis zum Kriegsbeginn keine ausländische Fabrik künstlichen Indigo hergestellt, ob es unterdessen anders geworden ist, ist unbekannt.

Zum dritten Male hat nun, und zwar während des Krieges und sogar unmittelbar infolge des Krieges die deutsche chemische Industrie den Schritt vom Natur- zum Kunsterzeugnis siegreich durchgeführt; diesmal bei einem Stoff, dessen Weltumsatz vor dem Krieg im Jahre den Wert von etwa einer Milliarde Mark erreicht hatte, nämlich beim Kautschuk. Winkte hier also ein besonders lohnender Erfolg, so waren anderseits auch besonders große Schwierigkeiten infolge der eigenartigen Zusammensetzung zu erwarten.

Die ursprüngliche Heimat des Kautschuk ist das Tropengebiet Mittel- und Südamerikas. Schon Kolumbus fand ihn dort in den Händen der Ureinwohner. Wenn späterhin auch Afrika, Asien und die polynesischen Inseln als Gewinnungsstätten hinzutraten, so hat sich doch Amerika und zwar Brasilien an erster Stelle den Vorrang sowohl hinsichtlich der Güte wie der Menge der Ware bewahrt. Die Gewinnung geht von dem Milchsaft gewisser Euphorbiaceen, Ulmaceen und Apocynaceen aus, der zum größten Teil auch jetzt noch durch Erwärmen über offenem, stark rauchendem Feuer zum Gerinnen gebracht wird. Nachdem lange Zeit hindurch nur wildwachsende Pflanzen ausgebeutet wurden, hat man seit etwa 20 Jahren auch aus Plantagen Kautschuk in immer steigender Menge gewonnen. Man mußte dazu übergehen, weil die Gewinnung aus wildwachsenden Pflanzen vielfach in solchen Raubbau ausartete, daß es nur der ungeheuren Ausdehnung der Produktionsgebiete zu verdanken war, daß eine Erschöpfung in bedenklichem Umfang noch nicht eintrat. Bis zum Jahre 1839 war der Verbrauch der Kulturländer an Kautschuk nur sehr gering. Da fand Godyear ein Verfahren, das dem Rohkautschuk seine Klebrigkeit nahm und ihm seine Elastizität innerhalb weiterer Temperaturgrenzen beließ, als es ohne dieses Verfahren der Fall war. Dieses Verfahren, das sogenannte Vulkanisieren, besteht darin, daß dem Rohkautschuk durch Kneten fein verteilter Schwefel zugefügt und die Mischung dann unter Druck einer höheren Temperatur ausgesetzt wird. Es kann übrigens der Schwefelzusatz auch auf nassem Wege erfolgen. Je nach der Menge des Schwefels, der Temperatur und dem Druck, bei denen die Vulkanisation ausgeführt wird, läßt sich Weichgummi von der verschiedensten Elastizität bis zum Hartgummi oder Ebonit erhalten.

* Jenke, Volkswirtschaftliche Bedeutung des Indigo, Seite 90 ff.

Die Elementaranalyse gibt für reinen Kautschuk die Formel C_{10} H_{16}; doch müssen wir annehmen, daß das Kautschukmolekel entsprechend der Tatsache, daß Kautschuk ein Kolloid ist, aus einer größeren Zahl dieser einfachen Molekel aufgebaut ist. Die Zahl der in einem solchen Komplex zusammengefaßten einfachen Molekel ist bei einem Kolloid von der Temperatur abhängig; es ist deshalb nach unseren heutigen Anschauungen vom Wesen der Kolloide ein müßiges Spiel, deren Molekulargewicht nach einer der für Salze anwendbaren Methoden bestimmen zu wollen. Aus dem Umstande, daß der am wenigsten Schwefel enthaltende vulkanisierte Kautschuk entsprechend der Formel C_{100} H_{160} S zusammengesetzt ist, darf man wohl annehmen, daß die Molekelkomplexe bei Zimmertemperatur aus mehr als zehn einfachen Molekülen bestehen.

Wollte man einen Weg finden, Kautschuk synthetisch darzustellen, so lag es nahe, von einem organischen Körper auszugehen, der die gleiche prozentische Zusammensetzung hat und ein Verfahren anzuwenden, von dem man wußte, daß es das Gerinnen, die Polymerisation, hervorzurufen, geeignet ist. Ein solcher Körper lag in dem Isopren, einem Abkömmling des Steinkohlenteers, vor. Schon 1879 stellte Bouchardat nun tatsächlich aus Isopren durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure einen elastischen Körper her, dessen physikalische Eigenschaften denen des Naturkautschuks nahekamen. Aber die geringen Kenntnisse, die wir damals von der Konstitution des Kautschuks hatten, gestatteten nicht, das Verfahren bzw. das entstehende Produkt zu verbessern und die Reaktionen so zu beherrschen, daß das gewünschte Ergebnis stets und gleichmäßig eintrat. Die Frage, ob das, was Bouchardat und jene Chemiker, die seine Versuche mit Abänderung wiederholten, in Händen hatten, wirklich Kautschuk war oder nicht, ist heute noch sehr umstritten, wahrscheinlich aber zu verneinen. Erst die Forschungen des Kieler Chemieprofessors C. Harries brachten im Verein mit den Arbeiten der Leverkusener Farbenfabriken (Friedrich Bayer & Co., Elberfeld) die Angelegenheit zum Abschluß. 1909 gelang es F. Hofmann aus dem synthetisch hergestellten reinen Isopren C_5 H_8 durch längere Einwirkung von Temperaturen bis 250° und unter Druck eine elastische Masse zu erhalten, die in allen physikalischen Eigenschaften mit denen des Naturkautschuks übereinstimmt. Einige Wochen später zeigte es sich, daß auch das verwandte Methylisopren zum gleichen Ziele führt und es schloß sich in dem nächsten Jahre noch eine beschränkte Anzahl ähnlich gebauter Körper als zur Gewinnung von Kautschuk geeignete Ausgangsstoffe an. Ferner wurde gefunden, daß die Metalle der Alkali- und Erdalkaligruppe schon bei gewöhnlicher Temperatur die Kautschukbildung bewirken können.

Schon vor dem Krieg hatten die Leverkusener Farbenfabriken die Herstellung des Kautschuks aus Methylisopren im großen versucht, aber die Produkte zeigten selbst in Mischung mit Naturkautschuk noch zu geringe Widerstandsfähigkeit gegen den Luftsauerstoff; der weitere Ausbau geriet deshalb ins Stocken. Als aber während des Krieges bei uns die Bestände an Kautschuk immer geringer wurden und der wiederholt regenerierte Kautschuk immer schlechter wurde, nahm man die Sache erneut auf. Zunächst gelang es, den Methylkautschuk für Ebonit brauchbar zu machen. Besonders dringend war hier der Bedarf an den großen Akkumulatorenkästen für U-Boote. Ein Dauerversuch von 3 Monaten bewies, daß Ebonit aus Methylkautschuk den aus Pflanzenkautschuk hergestellten vollständig ersetzen konnte. Die Leverkusener Werke erhielten deshalb den Auftrag, größere Mengen herzustellen. Hierzu eignete sich für den Großbetrieb folgender Weg: Aus Kalziumkarbid wird Azetylen hergestellt, dieses in Azeton übergeführt; aus Azeton entsteht unter der Einwirkung von Aluminium Pinakon, aus dem Methylisopren erzeugt wird, das dann zu Kautschuk polymerisiert wird. Es ist also die Herstellung des Kautschuks letzten Endes auf die Herstellung des Kalziumkarbids aus Kohle und Kalk unter Mitwirkung der Elektrizität zurückgeführt. Um welch große Mengen und welch gewaltige Anlagen es sich hierbei handelt, das erkennt man, wenn man erfährt, daß schon Anfang 1918 für diese Zwecke monatlich 600 Tonnen Azeton erzeugt wurden und eine Jahresausbeute von 2000 Tonnen Kautschuk sichergestellt war, wobei für die nur sehr langsam sich vollziehende Polymerisation eine Zeitdauer von fast vier Monaten nötig ist, denn Kolloide wachsen nur langsam, fast wie Lebewesen. Diese 2000 Tonnen stellen übrigens etwa $^1/_8$ unseres Friedensjahresbedarfes dar, spielen also immerhin schon eine Rolle in unserem Wirtschaftsleben.

Beim Kautschuk handelt es sich, wie schon erwähnt, um ganz andere Werte als beim Indigo. In welcher Weise die Umsätze in Rohkautschuk während des Krieges anstiegen, ergibt sich aus folgenden Zahlen: Die Gesamterzeugung stieg allein in niederländisch Indien von 30 000 Tonnen im Jahre 1916 auf 50 000 im Jahre 1918. Die Weltjahreserzeugung, die 1914 etwa 145 000 Tonnen ausgemacht hatte, war 1917 schon auf 245 000 und 1918 sogar auf 265 000 Tonnen angeschwollen. Davon nahmen die Vereinigten Staaten, die ungefähr die Hälfte ihres Verbrauches auf die Bereifung von Kraftwagen aufwenden, 1917 180 000 Tonnen auf und in den ersten acht Monaten des Jahres 1918 trotz einer im Juli erlassenen staatlichen Einfuhrbeschränkung 126 000 Tonnen gegen nur 48 000 Tonnen im ganzen Jahr 1913. Im Hinblick auf diese Steigerung ist die Zunahme des Verbrauches in England von 18 000 auf 25 000 Tonnen und in Frankreich von 6000 auf 17 000 Tonnen gering. Gegenüber steht der Rückschritt des vom Weltmarkt abgeschlossenen deutschen Reiches von 145 000 Tonnen auf 3000 Tonnen. Trotz dieses Mehrbedarfes ist übrigens der Preis des Rohkautschuks, der 1910 sehr hoch stand, gesunken und tief geblieben; er betrug in der Zeit von 1910 bis 1913 im Mittel nahezu 11 000 Schilling für die Tonne und in der Zeit von 1914 bis 1917 nur 5500! Unseren Feinden gelang es also, bei den von ihnen wirtschaftlich abhängigen Ländern den Preis zu drücken und nieder zu halten, wohl deshalb, weil sie diesen als ein einheitlicher Abnehmer unter Ausschluß jeder Konkurrenz gegenüberstanden, also den Preis geradezu diktieren konnten. Immerhin ist dies eine bemerkenswerte Tatsache, die manchen betrübenden Rückschluß auf die wilde Preissteigerung, die unser Markt schon während des Krieges in allen Gegenständen aufwies, nahelegt.

Ob es uns gelingen wird, auch beim Kautschuk den Weltmarkt ganz oder doch zum Teil durch unsere synthetischen Produkte zu befriedigen, wie dies beim Krapp durch Alizarin und beim Indigo durch die Synthesen der Badischen Anilin- und Sodafabrik sowie durch jene der Höchster Farbwerke möglich war, ist eine Frage, die von der Weiterentwicklung der Kautschukchemie, aber auch von wirtschaftlichen und politischen, besonders handelspolitischen Umständen abhängt. Immerhin ist es bemerkenswert, daß bei Farbstoffen, auf die früher das Ausland bedingungslos das Weltmonopol besaß, nur die deutsche Chemie in der Lage war, durch Synthesen dieses Monopol zu brechen und daß bei einem dritten Stoff ein guter Schritt zum gleichen Ziel schon getan ist. Wenn man jetzt so emsig nach den Gründen sucht, die uns Deutsche an verschiedenen Punkten unseres Planeten unbeliebt gemacht haben, so wird man an Tatsachen wie den oben geschilderten kaum achtlos vorübergehen dürfen. Tritt beim Kautschuk eine ähnliche Wendung ein, wie dies beim Krapp und beim Indigo der Fall war, so dürfte in Anbetracht der schon heute weit größeren und immer noch sehr entwicklungsfähigen Verwendung dieses Stoffes die Zuneigung der erwähnten Kreise zu uns kaum wachsen. Anderseits aber hätten wir eine Möglichkeit uns Mittel zur Zahlung an das Ausland zu verschaffen, deren Betrag voraussichtlich von Jahr zu Jahr steigen würde. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts mußten deutsche Chemiker zu ihrer Ausbildung und Weiterbildung das Ausland aufsuchen; ein Menschenalter später war dasselbe Ausland nicht in der Lage hinsichtlich der Führung in der chemischen Industrie mit uns in Wettbewerb zu treten. Ob wir in unserem Volke auch jetzt noch die Kraft besitzen, diesen Zustand fernerhin aufrechtzuerhalten, muß die Zukunft zeigen. Diese Frage ist geradezu eine Schicksalsfrage für das deutsche Volk!

Geh. Regierungsrat **Dr. Karl Forch.**

Literatur

Jahrbücher. I. Die „Ernte“, so nennt sich das vom Literarischen Echo zu Ende des vorigen Jahres erstmalig herausgegebene Jahrbuch*. Ein solches Unternehmen, das sich zur Aufgabe stellt, aus dem reichen und vielseitigen Bestande einer großen kritischen Literaturzeitschrift das allgemein Belangvolle und Bleibende zu vereinigen und beineben noch ein halbwegs abgerundetes Bild von dem dichterischen Schaffen und Willen des Jahres zu geben, muß wohl bei seinem ersten Auftreten als ein Versuch und nicht als Abschluß gewertet werden. Freilich können wir auch schon diesen Ver-

* „Ernte.“ Jahrbücher der Halbmonatschrift ‚Das literarische Echo‘. 1. Band 1919. Hrsg. von Ernst Heilborn. (Verlag S. Fleischel. Preis 9 Mark.)

such mit gutem Gewissen an die erste Stelle unserer Übersicht setzen. Denn er ist vor vielen anderen dieser Jahrbücher, die sich stets mit anspruchsvoller Geste als die Brennpunkte der gerade in Mode stehenden und natürlich auch der kommenden Kultur hinstellen, durch handfeste Gediegenheit und nüchterne Sachlichkeit ausgezeichnet. Und so ist es wirklich kein schlechtes Zeichen für ein Buch, wenn man keine großen Worte darüber machen kann. Man stellt also auch hier einfach fest, daß die Ernte eine erfreuliche ist und daß dieses Jahrbuch alles andere bedeutet als eine überflüssige Bereicherung des Büchermarktes. Ein Auswerten des für jede literaturwissenschaftliche Arbeit unentbehrlichen Inhaltes des Echos ist einfach eine Notwendigkeit. Mancher hat es an sich selber erfahren, daß für diesen Reichtum an Notizen und bibliographischen Angaben das Jahresregister der Zeitschrift nur ein unzulänglicher Behelf ist. Eine noch so unentbehrliche Angabe war bisher, falls man sie nicht selber sogleich registrierte, unter tausend anderen — ebenso unentbehrlichen — vergraben. Hier will die Ernte ein wenig eingreifen und helfen. Freilich versucht dieses erste Jahrbuch dabei noch zwei Herren zu dienen. Und vielleicht wird der eine von diesen, der „größeres Publikum" heißt, allzusehr bevorzugt. Die Kostproben, die dem wissenschaftlich anspruchsloseren Leser aus dem letzten Jahrgang des Echos vorgesetzt werden*, dann die ziemlich unglückliche Aneinanderreihung einer Unmenge von Bücherkritiken lassen beinahe darauf schließen, daß Heilborn alles andere, auch in Zukunft, beabsichtigt, als das Archiv seiner Zeitschrift der Wissenschaft glatt und gut zugänglich zu machen. In der Tat ist dem Wissenschaftler heute noch das Register des Echos bedeutend mehr als die „Ernte". Zwar setzt man sich mit dieser Forderung, nur der Wissenschaft zu dienen, in Widerspruch zu der offen erklärten Absicht des Herausgebers, der eben mit der „Ernte" aus der Fachwissenschaft heraus möchte. Aber das hätte er sich bequemer machen können. So, wie die „Ernte" für dieses Mal ausgefallen ist, stellt sie ein Zwitterding dar. Dem harmlosen Leser hätte eine Zusammenstellung von etlichen Dutzenden geschliffener Kritiken, anmutiger und hübsch zu lesender Essays, aktueller Bühnenberichte, interessanter autobiographischer Skizzen viel mehr geben können. Im übrigen möge dieser Leser das Echo selbst alle zwei Wochen im Kaffeehause genießen, so daß die „Ernte" in Zukunft ganz der ernsten, gediegenen Arbeit überlassen bleibt und damit auch über Tag und Jahr hinaus dauert. Gewiß ist damit von dem Herausgeber ein schweres Stück Selbstverleugnung gefordert. Man kann es ja mit ihm fühlen, daß er nach dem mühevollen Jahr die Härte und den Schweiß seiner Arbeit einmal vergessen und sich an der Anmut und dem Reichtum des Fertigen freuen möchte. Aber ein solcher Ruheplatz und eine heitere Aussicht über das durchwanderte Land ist eben nichts als ein Wert für den Augenblick, während man doch der „Ernte" wünschen möchte, daß sie ein für immer Bleibendes sei und vor allem auch etwas Neues, nicht ein frischfröhliches Zusammenkleben ausgewählter Seiten aus dem abgeschlossenen Jahrgang. Und es ist wirklich keine Herabwürdigung, wenn wir uns den zweiten Band so vorstellen: eine genaue und peinliche Registratur (kein Register!) über den gesamten Inhalt des Echos; alle, auch die kleinsten Notizen und Hinweise sind deutlich angemerkt, besonders die bloß dem Titel nach in jedem Heft angeführten Zeitschriftenaufsätze; jeder in den größeren und kleineren Beiträgen genannte Name, jede Sache, jede Beziehung und Verzweigung. Alles Übersehene wäre sorgfältig nachzutragen. Ferner müßten die großen Aufsätze nicht einfach wiedergedruckte Echobeiträge sein, sondern neue und umfassende Arbeiten über die wesentlichsten Fragen literargeschichtlicher Forschung und Kritik. Wir hoffen, daß sich der gesunde und schöne Grundgedanke der „Ernte" früher oder später zu einem solchen unvergänglichen Werk auswächst. Dr. Matthießen.

* z. B. der Aufsatz von Ludwig über den Detektiv, die Plauderei über bibliophile Dinge, beliebig herausgegriffene Charakteristiken einiger Dichter von heute (F. Nabl, Gust. Landauer u. a.) usw.

Kunst

Vom Expressionismus. Dieses Thema ist nach längerem und heftigem Widerstand nun recht alltäglich geworden, so gut wie irgendeines der vielen in Umlauf gekommenen Kunstschlagworte unserer Tage, und man könnte jetzt den etwas resigniert klingenden Schlußsatz dazu schreiben, mit dem K. Ziesché sein gleich betiteltes Büchlein abgeschlossen hat: „Im übrigen könnte man ohne großen Schaden wieder einfach von Künstler, Kunst und Schönem sprechen. Das Richtige

und Wichtige ist darin enthalten. Impressionismus und Expressionismus sind Fremdwörter und Einseitigkeiten*." Dann lesen wir aber wieder, was er gleich zu Anfang als Echtes im Expressionismus findet, es sei „sein Auftreten ein kulturelles Anzeichen dafür, daß die Welle des Demokratismus als Ganzes betrachtet, bereits im Abklingen ist". Hier stock ich schon. Hat eine Stilform solche Bedeutung, daß sie gleichzeitige geistige und noch mehr gesellschaftliche Verhältnisse und Änderungen verrät, so kann es nicht genügen, bloß von Kunst zu sprechen, wo gerade die zeitgemäße Stilform, selbst bis in die Mode hinaus, das Charakteristische angibt, so wie in der Politik gerade nur das Wandelhafte bis in den Inhaltwechsel der gleichbleibenden Parteibezeichnungen hinein die lebendige Zeitbedeutung bewahrt. Gewiß, der Verfasser ist kaum anderer Meinung; sonst hätte er nicht selber als Fernerstehender ernsthaft und eindringlich nach dem Puls der heutigen Kunstbewegung gefühlt, ein Muster gegenüber der sonst so billigen und schnellfertigen, gerade gegenüber neuen Wesenheiten tauben und blinden Kritik von konservativer Seite her, die dadurch auch das Gute im Neuen nicht oder erst zu spät zu nützen sich anschickt und dadurch auch der werbenden Bildungsatmosphäre liberalerer Kreise verlustig bleibt. Man braucht das nicht zu überschätzen; aber die zeitgenössische Kunstform ist immer wie das zeitgenössische und zeitgleiche Schicksal der Seelen und der Gesellschaft. Und „es bleibt schon dabei. Der Expressionismus wird entweder vergehen wie Schaum auf der Welle, und andere werden zur strömenden Welle werden, oder er wird, da selbst Gott zum Lehme greifen wollte, das Formen in das Irdische hinein erlernen müssen, um selber in Formen dahin strömen und wirken zu können und erst dann zu vergehen. Am Wirken erweist sich das Sein, und vielleicht ist wirkungsloses Sein ganz und gar nur krankes Träumen". Oder auch — und dies in die Mitte und nach rechts hinübergesprochen — eine tote Neutralität.

Es ist ja kein Zufall und erklärt einen tatsächlichen Wirkungswillen, daß in der modernen Kunstbewegung ein ganz radikaler Zug steckt. Als Kraft der Individualität kann dieser Zug ebenso in einem neuen Sinne konservativ gedacht werden und auch davon steckt etwas in der neuen Kunst, jedenfalls mehr als in der liberalnaturalistischen Milieukunst der letzten Generation. Als Ausdruck der Masse aber ist Expressionismus, und gerade auch in dem so unpersönlichen wie unstofflichen Formwillen und sozusagen geistigen Materialismus, ein radikaler Demokratismus, sonach also nichts weniger als etwas wahrhaft und in Dauer erlebtes Aristokratisches. Denn wo der Geist noch nicht Verkörperung in vollem Lebenskreis gefunden hat, ist auch Aristokratie noch nicht zu Hause.

So ließen sich, dem Verfasser auf seinen vielwendigen Wegen nachgehend, viele Fragen anschneiden, vollends nach der philosophischen und theologischen Richtung, die er gern nimmt. „Da wäre kein Ende der förmlichen Unterschiede in dem einen Schönen." „Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst." Und so geht er dahin und dorthin bis zu dem Worte, das Fleisch geworden ist. Nun könnte man zur Kritik sagen: Nah beieinander wohnen die Gedanken, und man sucht weiter nach solchen Werken, in welchen wohl die eigentliche Bewährung liegt und so kommt man wieder in den Kreis der menschlichen künstlerischen Schöpfungen. Es ist schön, daß der Verfasser ihretwegen den Kreis der göttlichen Schöpfung um- und ausgeht. Und das ist, mehr als die eigentliche Kritik und Gewissenserforschung, der Wert seines Büchleins. **Konrad Weiß.**

* Vom Expressionismus. Eine Gewissenserforschung von K. Ziesché. Leipzig, Vier Quellen-Verlag.

Als Kunstbeilagen enthält das Juliheft: Peter von Cornelius ‚Der Abschied des hl. Paulus von Ephesus', ‚Grablegung'.

Wegen technischer Schwierigkeiten mußte der Satz der Beiträge für das Juliheft auswärts hergestellt werden. Deshalb weicht das Satzbild dieses Heftes von dem gewohnten ab.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: **Konrad Weiß** München und Univ.-Prof. Dr. **Eugen Schmitz**, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: **Paul Schreiter**, München
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.

Peter von Cornelius/Siegfrieds Tod

(Ausschnitt)



Die Rheinlandfrage / Von J. Kuckhoff

Es gibt keine rheinische Frage! — Natürlich nicht. Es ist niemals für irgend jemanden auf der Welt eine Frage gewesen, ob die Länder am Rhein deutsches Land bleiben sollen oder nicht — außer für die in Frankreich jetzt noch führenden Politiker. Eine Frage war es nur, wie es vermieden werden könne, daß die Franzosen ihre Absichten der Annexion rheinischen Gebietes, oder in milderer, aber noch gefährlicherer Form, der ‚Annäherung und Verschmelzung', wie sie sich Barrès vorstellt, durchführen konnten und können. Wie die Dinge heute liegen, ist es gar nicht zweifelhaft, daß die Franzosen ihre Absichten am Rhein auch bei der langjährigen Besetzung niemals erreichen werden, auch nicht in der Form der Annäherung dieser Landesteile an den Westen. Das ist ein zweifelloser Erfolg der deutschen Politik während des letzten Jahres; gleichzeitig auch ein für uns glücklicher Erfolg der intransigenten Art, wie die Franzosen insbesondere die Besetzung bisher durchgeführt haben. Die Ausweisungen aus dem Saarrevier und aus anderen Teilen der Rheinprovinz, die Verwendung von schwarzen Truppen, die Besetzung des Maingaues haben für immer die Hoffnungen der Franzosen auf die Annäherung rheinischer Bevölkerung an den Westen zerstört. Auch diejenigen, die nicht etwa aus Liebe zu den Franzosen, sondern in der Hoffnung, durch politischen Ausgleich mit dem Westen die Ursachen neuer europäischer Verwicklungen auszuschalten, die Errichtung einer ‚Friedensrepublik' am Rheine als eines deutschen Bundesstaates und zu dem Ende die Ausschaltung preußisch-imperialistischer Politik im Westen erstrebten, haben angesichts der Haltung der Franzosen diese ihre Hoffnung als eine durchaus eitele erkennen müssen. Danach gibt es also für keinen Deutschen mehr eine rheinische Frage für sich. Was übrig bleibt, ist eine durchaus innere deutsche Angelegenheit, die nur im Gesamtkomplex der Fragen der bundesstaatlichen Gliederung des Reiches gelöst werden kann, an der nicht etwa nur die Rheinländer, sondern in gleicher Weise auch die Hessen, Hannoveraner, Schlesier beteiligt sind, die heute nach Lage der Dinge im Rahmen der Reichsverfassung zu lösen ist.

Das vorausgeschickt, um irrige Auffassungen zu vermeiden und um die Diskussion in ein ruhiges Fahrwasser zu leiten, dürfte es heute, ein Jahr nach den aufregenden Ereignissen im Rheinlande im Anschluß an die Überreichung des Friedensvertrages von Versailles, möglich und auch zweckdienlich sein, in aller Ruhe einmal die Absichten der Franzosen und die Stellung des Auslandes überhaupt zu der rheinischen Frage ruhig zu überblicken. Das wird von Nutzen sein, um die Stellung Deutschlands zu dieser ‚Frage' zu festigen. Die Vertragsbestimmungen von Versailles sind in Kraft. Die Besetzung wird aller Voraussicht nach so lange, vielleicht noch länger, dauern, wie sie im Vertrage vorgesehen ist. Den Franzosen ist kaum etwas wichtiger im Vertrage als wie diese Bestimmung. Wie kann sich das Rheinland gegen die damit verbundenen Gefahren schützen? Das

Wichtigste zu diesem Zwecke ist die Erhaltung und Stärkung des deutschen Bewußtseins. Daß dieses vorhanden ist, so stark wie nur irgendwo in Deutschland, wäre überflüssig zu bemerken, wenn nicht immer wieder mit Absicht preußisches statt deutsches Nationalgefühl gesetzt würde.

Es ist gut, wenn in diesen Tagen der deutsche Rheinländer in vergilbten Blättern nachliest, die vor hundert Jahren beschrieben worden sind. Das gibt Trost und Stärke zugleich. Da steht z. B. in der ersten Nummer des Görresschen ‚Rheinischen Merkur' vom 23. Januar 1814: ‚Während das (rheinische) Volk (in der Zeit der französischen Herrschaft) in seinem richtigen Instinkte sich in keiner Weise irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen geflissentlich alles getan, um es mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu setzen, damit die angeborene Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten und dafür eine neue Zuneigung sich ansetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande sich aufgelöst, die sonst diesseits und jenseits aneinanderknüpften; es ist eine Entfremdung in so manchen nationalen Beziehungen eingetreten und eine Abgeschlossenheit, als ob diese Lande auf einer Insel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künstlich gegrabenen Kanal aber geschieden vom deutschen Vaterlande.' Genau so würde den Rheinländern das Los auch jetzt fallen, wenn es nach dem Willen der Franzosen ginge. Bedrohlich genug sah die Sache besonders zur Zeit der Friedensverhandlungen aus, als es so schien, als ob den Franzosen von den Alliierten alle Vollmachten im Rheinlande übertragen werden sollten, eine Anschauung, die von den Franzosen geflissentlich verbreitet wurde. Auch jetzt wären dann die Rheinländer durch den natürlichen Strom der Stammesgegnerschaft von Frankreich getrennt gewesen, von Deutschland aber durch den künstlich gegrabenen Kanal der wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Maßnahmen. Diese liegen aber in Wirklichkeit im Versailler Friedensvertrag vor, und die Franzosen werden sich nie zu der Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen bekennen, das Rheinland ganz oder teilweise in dieser oder jener Form zum ‚Pufferstaat' zu machen. Sterben wird diese Idee in Frankreich nie; an aktuellem Interesse wird sie erst mit dem Tage verlieren, wo die letzten französischen Truppen vom deutschen Boden abmarschieren.

Ein Pufferstaat am Rhein müßte die Ursache zu immer neuen Kriegen werden; er wäre in keiner Weise geeignet, die erhoffte Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland herbeizuführen. Dieser Staat würde die Rolle Belgiens übernehmen; diesseits und jenseits seiner Grenzen würden die Heere gerüstet stehen und auf die Gelegenheit lauern, sein Gebiet zum Schlachtfeld zu machen. Die Frage aber, ob das Rheinland deutsch oder französisch sein soll, ist vollkommen müßig nicht nur für den Deutschen, sondern auch für jeden Menschen, der sich besonnenes Denken bewahrt hat. Es wird auch nicht schwer sein für die Rheinländer, ihr Deutschtum trotz aller Angriffe zu verteidigen, auch in noch so langer

Zeit der Besetzung und militärischen Neutralisierung, die wahrscheinlich noch länger dauern wird als die Zeit der französischen Herrschaft vor hundert Jahren; leichter jedenfalls wie in einer Zeit des Dreibundes und Napoleons. Es gibt allerdings heute noch wirksame Mittel der wirtschaftlichen Isolierung, jedoch wird auch diese nie so mächtig werden, wie es im Anfange direkt nach dem deutschen Zusammenbruch aussehen konnte. Das Deutschtum ist doch stärker, als es im ersten Augenblick nationaler Verzweiflung erscheinen mochte. Allerdings kann das Rheinland gegen die Einflüsse von Westen nicht etwa durch ‚Preußen' geschützt werden. Denn die Berliner Kultur ist nicht rheinische Art, sie ist uns fremd geblieben durch hundert Jahre. Wohl aber schützt den Rheinländer gegen den Westen das deutsche Bewußtsein, und das wird sich stark erhalten trotz ‚Preußen'. ‚Vertraut mit dem guten Geiste dieses durch Biederkeit, Fleiß und Treue seiner Bewohner achtungswürdigen Landes, darf ich mit Sicherheit erwarten, daß dasselbe zu dem alleinigen großen Zwecke der siegreichen Mächte, zur Befreiung Deutschlands, kräftig und herzlich mitwirken werde.' So redete Justus Gruner, als er zum Generalgouverneur der Länder am Rhein ernannt worden war, in einem Erlaß vom 13. November 1813 zu den Rheinländern. Wenn aber der preußische Ministerpräsident Hirsch von Berlin aus verkündete, daß nur durch ein starkes Preußen der Weg zur deutschen Einheitsrepublik gefunden werden könne, so mußte das im Rheinland Verstimmung wecken. Wir wollen am Rhein kein Großpreußen, das die Stammesverschiedenheiten der einzelnen Landesteile verwischt; wir glauben, daß gerade wir Rheinländer durch unsere wirtschaftliche Kraft, durch kulturelle Stärke und die Innigkeit christlichen Bekenntnisses dem deutschen Vaterlande als der nicht geringste Teil zu einer neuen Blüte verhelfen können.

Berlin, das ehemals den großen Görres, weil er deutsch bleiben wollte, weil er rheinische Freiheit gegen preußische Willkür verteidigte, des Landes verwiesen hat, das den deutschen Heroldsruf seines ‚Rheinischen Merkur' unterdrückte, kann deutsche Kultur am Rhein in dieser schweren Zeit nicht schützen. Das können nur die deutschen Rheinländer selbst trotz Berlin. Sie fühlten das im Anbeginn der Revolution, als ganz Deutschland zu versinken drohte, als der Geist Hoffmanns regierte. Deshalb riefen sie nach Freiheit im freien Deutschland. Die Zeit der deutschen Einheitsrepublik mit Departementsgliederung ist noch nicht gekommen. Die Stämme Deutschlands müssen in Freiheit die Werte ihrer inneren Kraft auswirken können. Deshalb muß Rheinland ein gleichberechtigtes Glied in der deutschen Bundesrepublik werden, gleichgültig, ob als Bundesstaat oder als autonome Reichsprovinz. Es wird ein Glück sein für das ganze deutsche Volk, wenn das Rheinland Preußen genommen und Deutschland geschenkt wird. Dann werden die Rheinländer, wie Görres vor hundert Jahren, wenn die Fremden das Land wieder verlassen haben, sagen können: ‚Die Masse des Volkes ist durch alle die Zeit der fremden Herrschaft sich

selbst gleich geblieben, keinerlei Art von Gallizismus hat unter ihm Platz greifen können.' Wenn es also ein Rheinlandproblem im deutschen Sinne gibt, dann nur in der Form der Forderung: Ein freies Rheinland im freien Deutschland!

Anders freilich sehen sich die Dinge an durch die französische Brille! Im Laufe des November 1918 mußte sich infolge der Nachrichten der ausländischen Presse in weiten Kreisen des Rheinlandes, die sich nicht durch die mehr oder weniger utopistischen Hoffnungen auf einen Frieden im Sinne der 14 Punkte Wilsons bestimmen ließen, die Überzeugung festsetzen, daß es tatsächlich die Absicht der Franzosen sei, das linke Rheinufer oder wenigstens Teile desselben von Deutschland abzutrennen. Darüber ließen hervorragende Politiker der Entente, die in Köln weilten, sich eingehend aus. Daß die Absicht vorgelegen hat, auch in offiziellen Kreisen Frankreichs, darüber kann heute nicht der mindeste Zweifel mehr bestehen. Sicher ist, daß sie mit ihren Absichten nicht haben durchdringen können gegenüber den anders gerichteten Zielen ihrer Verbündeten. Man war auch im Rheinlande fest davon überzeugt, daß eine Auflösung Deutschlands in seine Teile nicht in den Absichten der gesamten Entente, die sich ein zahlungsfähiges Deutschland erhalten wollte, gelegen war. Es ist deshalb eine unsinnige Anklage, die man in jedem Stadium der Frage der Errichtung eines rheinischen Gliedstaates von deutscher Seite erhoben hat, daß man im Rheinlande einen Pufferstaat habe errichten wollen, um sich vor den schweren Lasten eines Friedens zu drücken! Man hat ja in Paris im November und bis in den Dezember hinein mit dem Gedanken gespielt, Süddeutschland vom Reiche zu trennen. Das hat sofort den schärfsten Protest seitens Englands hervorgerufen. Lord Churchill hat sich damals dahin ausgesprochen, daß man sich nur ja nicht einbilden solle, daß mit einer Loslösung einzelner Teile vom Deutschen Reiche die Schuld am Kriege ein anderes Gesicht bekommen werde. Die deutsche Nation als ganze habe Schuld am Kriege, darum habe auch die ganze Nation für das Verbrechen zu büßen. Es handelte sich darum auch im Rheinlande in irgendwie maßgebenden Kreisen niemals um die Absicht, ein Stück von Deutschland zu trennen. Man wollte sich vielmehr gegen die Annexionsabsichten der Franzosen schützen und die Einheit des Reiches wahren. Freilich mußten diese Annexionsabsichten bald gegenüber dem Widerspruch der Engländer und Amerikaner zurücktreten.

Soviel ist heute aus den Beratungen, die dem Frieden von Versailles vorausgingen, bekannt geworden, daß die Befürchtungen vieler Rheinländer in der ersten Hälfte des Jahres 1919 durchaus berechtigt erscheinen. Benoist, der französische Gesandte im Haag, der als Vertrauensmann Clemenceaus als durchaus eingeweiht gelten kann, hat im Oktoberheft 1919 der ‚Revue des deux mondes' berichtet, daß am 25. Februar 1919 die französische Regierung den Vertretern der alliierten und assoziierten Mächte auf der Friedenskonferenz ein Memorandum ‚über die Notwendig-

keit, die Westgrenze Deutschlands an den Rhein zu verlegen', habe überreichen lassen. Drei Wochen lang habe die französische Regierung auf der Friedenskonferenz energisch für die Rheingrenze gekämpft, England und Amerika gegenüber aber habe sie nachgeben müssen, weil diese Mächte in der Rheingrenze eine beständig wirksame Ursache zu Streitigkeiten und Konflikten sähen. Es wird aus Benoists Ausführungen deutlich, daß es eines starken Druckes seitens Amerikas und Englands bedurfte, um Frankreich zum Verzicht auf die Rheingrenze zu bewegen, und es dahin zu bestimmen, an Stelle dieser ‚militärischen Sicherung' einen Ersatz in dem Defensivbündnis mit diesen beiden Mächten anzunehmen.

Je unsicherer dieses Bündnis war und wurde, mit um so größerer Zähigkeit bestand Frankreich auf der lang andauernden und in ihrer Durchführung möglichst wirksamen Besetzung rheinischer Gebiete, um mit der Zeit und bei sich bietender Gelegenheit doch noch aus sich heraus eine Absplitterung der Länder am Rhein zu erreichen. Auch mit der Besetzung mit dem von den Franzosen gedachten Endziel waren die Engländer und Amerikaner keineswegs einverstanden. Wir wissen heute, daß sie gewillt waren, die Franzosen zum Verzicht darauf zu bewegen, um durch dieses Zugeständnis Deutschland die Annahme der Friedensbedingungen zu erleichtern. André Tardieu, der es wissen muß, hat darüber in der französischen Kammer am 28. Mai 1920 sich deutlich ausgesprochen. Er betonte dort, daß die Franzosen in ihren Loslösungsbestrebungen ‚ständig auf den unüberwindlichen Widerstand ihrer Verbündeten gestoßen' seien. Als man den starken Widerstand Deutschlands gegen die Unterzeichnung des Friedensvertrages gesehen habe, sei englischerseits von Frankreich insbesondere der Verzicht auf die Besetzung des linken Rheinufers von den Verbündeten verlangt worden. Tardieu erinnerte an die Ausrufung der Rheinischen Republik durch Dorten und fuhr dann fort: ‚Nun haben am Tage nach diesem Ereignis die englischen und amerikanischen Generale auf dem linken Rheinufer an Lloyd George und an den Präsidenten Wilson telegraphiert, daß die Bewegung des Dr. Dorten, die keine Aussichten auf Erfolg habe, von gewissen französischen Behörden günstig aufgenommen worden zu sein scheine. Das wurde in der Hand unserer Verbündeten der Hauptgrund, um neue Einwände gegen die Besetzung des linken Rheinufers aufzuhäufen.'

Man ersieht daraus, daß es durchaus unrichtig war, wenn gerade in jenen Tagen die Franzosen es gerne im Rheinland durchblicken ließen, daß ihnen völlig freie Hand gelassen sei in der Behandlung des rheinischen Gebietes. Sie wollten mit der Ausrufung der Rheinischen Republik durch Dr. Dorten eine vollendete Tatsache schaffen; sie glaubten, es sei möglich, diese Republik mit der Zeit zu einem Pufferstaat machen zu können, um so ihre Absichten doch schließlich gegen ihre Verbündeten durchzusetzen. Danach ist die Gefahr der Errichtung eines Pufferstaates am Rhein oder der Absplitterung deutscher Gebietsteile im Mai 1919 keineswegs so groß ge-

wesen, wie sie von manchen Freunden rheinischer Freiheit damals gesehen wurde. Und es gebietet Mannespflicht, das heute offen einzugestehen. Der Irrtum war begründet durch die Sorge, bedrohtes deutsches Gebiet dem Vaterlande zu erhalten. Das schien damals nur möglich zu sein durch eine Verständigung mit Frankreich. Heute wissen wir alle, daß es nur gegen Frankreich möglich ist.

Über die Notwendigkeit, am Rhein ‚militärische Garantien' zu erhalten, hat in Frankreich nie eine Meinungsverschiedenheit bestanden. Auch England und Amerika haben Frankreich gleich im Anfang der Beratungen, wenn auch ungern, dieses Zugeständnis gemacht. Jedoch war man sich weder in Frankreich noch auch in England darüber einig, wie denn diese ‚militärischen Garantien' geschaffen werden könnten, so daß auf immer jede Angriffsabsicht Deutschlands gegen Frankreich unbedingt vereitelt werden könnte. Diesen Gedanken hat man in Frankreich durch alle Stadien der Friedensbesprechungen hindurch unbedingt festgehalten. Er fand einen sehr bestimmten Ausdruck vielfach in der Presse, z. B. sehr bezeichnend und klar in einer Antwort des ‚Petit Parisien' auf einen Protest Scheidemanns gegen die Ententepropaganda am Rhein am 16. März 1919. Da las man:

‚Wir dürfen nicht darauf verzichten, daß das ganze linke Rheinufer dem Einfluß Deutschlands unbedingt entzogen und demjenigen Belgiens und Frankreichs unterstellt werde. Wenn Deutschland darin eine Verletzung des Nationalitätsprinzips erblickt, so sind wir erstaunt, solche Worte aus dem Munde von Leuten zu vernehmen, die sich Schlesien, Posen und Elsaß-Lothringen angeeignet haben, als sie selbst die Stärkeren waren. Die Bevölkerung des linksrheinischen Gebietes würde sich überdies ganz gerne mit dem von den Alliierten vorgesehenen Statut zufrieden geben. Wenn Scheidemann gegen unsere Absichten protestiert, so scheint er ganz zu vergessen, daß die linksrheinischen Gebiete von den alliierten Truppen besetzt gehalten werden und lange Zeit besetzt bleiben, und daß Deutschland infolge seiner militärischen Ohnmacht früher oder später nachgeben muß.'

Am radikalsten trat in Frankreich anfangs besonders die nationalistische Richtung hervor. Die ihr angehörenden Männer, die sich vor allem um Maurice Barrès* und den Präsidenten Poincaré grup-

* M. Barrès ist in dieser Politik auch nach dem Abschluß des Friedens konsequent geblieben. Beweis dafür ist eine Rede, die er gelegentlich der Ratifikationsverhandlungen in der Kammer gehalten hat und die er im ‚Echo de Paris' (5. Oktober 1919) folgendermaßen ergänzte: Er sei überzeugt, daß die natürliche Evolution der Gedanken ganz von selbst aus den rheinischen Gebieten eine Art Vermittlungsregion zwischen der deutschen und der französischen Kultur machen werde. Wenn jedoch der alte Geist des Preußentums und des Berlinertums, des Zentralismus und der Herrschsucht diese Freiheiten niederdrücken wolle, warum solle dann Frankreich nicht berufen sein, die Rolle zu spielen, die es 1830 gegen-

pierten, wollten eine möglichst langdauernde Besetzung des linksrheinischen Gebietes und der Brückenköpfe mit dem Endziele, schließlich einen neutralen Pufferstaat zu errichten. Gleichzeitig sollte aber in diesem Gebiet eine intensive französische Propaganda einsetzen, um das linke Rheinufer schließlich doch noch annektieren zu können. Man hat in diesen Kreisen das Wort geprägt: Die Rheinländer können französisch werden, sobald sie es verdienen. M. Barrès hatte schon vor dem Kriege vielfach die Gleichartigkeit rheinischer und französischer Kultur behauptet und auf die alte Verbindung dieser Gebiete mit dem „Karolingerreiche" hingewiesen. Demgemäß hat er auch während des Krieges unablässig, besonders seit dem November 1918, die Forderung vertreten, daß das Kriegsziel Frankreichs die Annexion des linken Rheinufers sein müsse. Im Dezember 1918, als der Friedenskongreß bevorstand, trat die nationalistische Richtung in der französischen Presse besonders stark hervor. Im Grunde lassen sich die Äußerungen alle auf die gleiche Formel bringen: Frankreich ist berechtigt, das linke Rheinufer zu annektieren. Sofern das nicht möglich sein sollte, weil es formal gegen die Wilsonschen Punkte zu verstoßen scheint, muß das Gebiet am Rhein in möglichste Verbindung mit Frankreich gebracht und dem Einfluß Deutschlands, vor allem aber Preußens, entzogen werden.

Zur Vervollständigung des Bildes französischer Denkungsart diene noch folgendes: Schon im Jahre 1915 veröffentlichte Onésime Re-

---

über Belgien mit Selbstlosigkeit gespielt habe? Man habe da ein überzeugendes Beispiel. Während Jahrhunderten habe Frankreich versucht, die Niederlande zu erobern, und die anderen Mächte hätten sich bemüht, dort eine Barriere gegen Frankreich aufzurichten. Nach 1815, als man Belgien Holland unterworfen habe, hätte dieses gewünscht, seine Autonomie wieder zu erlangen, und dann sei es selbstverständlich von Frankreich unterstützt worden, dem Land der Freiheit. Die Belgier hätten 1830 ihre Autonomie erlangt, und Frankreich habe diese Autonomie so sorgsam geachtet, daß Louis Philipp die belgische Königskrone für den Duc de Nemours abgelehnt habe. Belgien sei Frankreichs bester Freund geworden. Das habe man 1914 gesehen, denn seine heroische Freundschaft habe Frankreich gerettet. Könne man nun nicht das, was sich in Belgien ereignet habe, in Zukunft auch in den Rheinlanden erleben? Stehe in Wirklichkeit ein Bürger oder Handwerker von Gent, Brügge und Antwerpen dem Pariser oder Lyoner nicht ebenso fern wie ein Bürger oder Handwerker von Trier oder Mainz? Bestehe zwischen ihnen nicht ebensoviel Bluts-, Sprachen- und Sittenunterschied? Wenn man das hassenswerte Preußen entferne, befreie man ein rheinisches Deutschland, das bereit sei, seine alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Nicht nur die Rheinländer suchten sich dem preußischen Einfluß zu entziehen. Frankreich müsse das Recht der Bevölkerungen, sich selbst zu leben, achten und verhindern, daß Beamte von jenseits des Rheins einen Druck auf sie ausüben.

clus eine von Dr. P. Liman ins Deutsche übersetzte Schrift, die die Gedanken weitester französischer Kreise wiedergab. Da las man:

‚Auf keinen Fall darf es eine preußische Rheinprovinz oder gar ein Stück preußischen Landes an der Mosel oder an dem linken Rheinufer geben!'

‚Frankreich wird den Ländern diesseits des Rheins die Wahl zwischen Unabhängigkeit und Einverleibung lassen. Ziehen sie die Unabhängigkeit vor, so werden sie für immer neutralisiert.'

‚Wir werden das Volk am linken Rheinufer wählen lassen, natürlich nicht zwischen Deutschland und Frankreich, sondern zwischen Frankreich und der Autonomie, einer dauernden Neutralität unter europäischem Schutz.'

Man hat später vielfach gesagt: Wenn die Absichten der Franzosen derartig offenkundige waren, dann mußten gerade die Bestrebungen nach Errichtung einer Rheinischen Republik gefährlich werden, weil sie den Franzosen in die Hände arbeiteten. Das Gegenteil ist richtig. Denn die Franzosen hatten mit dem Widerstand der Amerikaner und Engländer zu rechnen. Und je eher wir ihnen die Vorwände nahmen, die sie für die Notwendigkeit der Loslösung der Rheinlande von Deutschland zum Zwecke der Sicherung ihrer Ostgrenze vorbrachten, um so besser für das Rheinland. Deutschland konnte das Selbstbestimmungsrecht der Völker gegenüber Frankreich für seine Westmark in Anspruch nehmen, anstatt durch seine abwartende Haltung mit leeren Protesten immer wieder dem Vorwand Frankreichs Vorschub zu leisten, da es nur mit Gewaltmitteln zum Frieden gezwungen werden könne.

Kein Preußen am Rhein! Das ist auch der Grundsatz der gemäßigteren Richtung in Frankreich, die eine Annexion weder sofort noch auch für später vorsah, die sich vielmehr mit einer langen militärischen Besetzung begnügen wollte, die aber für immer eine militärische Rheingrenze vorsah. So veröffentlichte der ‚Temps' im Dezember 1918 mehrfach Äußerungen höherer Offiziere, in denen behauptet wurde, daß nur der Rhein einen genügenden Schutz Frankreichs ermögliche, daß aber diese Forderung mit den Wilsonschen Punkten in Einklang gebracht werden könne, und deshalb beabsichtige Frankreich keineswegs, den Rheinländern ihr Schicksal innerhalb der französischen Nation anzuweisen. Programmatisch waren diese Gedanken bereits am 27. Dezember 1918 in der ‚Libre Parole' von dem Akademiker Babelon, dem Gründer des ‚Comité de la Rive Gauche du Rhin' dargelegt worden. Sie sind angesichts der Ereignisse, die später eingetreten sind, und der endgültigen Bestimmungen, die in dem Deutschland aufgezwungenen Vertrag über das Rheinland enthalten sind, von besonderer Bedeutung, weil sie beweisen, wie frühzeitig schon in der französischen Presse die Warnungstafel für Deutschland aufgerichtet worden war.

Dort las man:

‚1. Das ganze linksrheinische Gebiet bis an die holländische Grenze

muß aus dem dreifachen Gesichtspunkt des Politischen, Militärischen und Wirtschaftlichen der Macht, die in Berlin ihren Sitz hat, weggenommen werden.

2. Die militärische französische Vorherrschaft muß sich, sei es durch französische oder belgische Garnisonen, auf die wichtigsten Festungen ausdehnen, die am Rhein liegen, und zwar bis zu seinem Eintritt in Holland.

3. Das Wirtschafts- und Zollgebiet Frankreichs bzw. Belgiens muß sich auf das linke Rheinufer erstrecken und dort an die Stelle des deutschen Zollvereins treten.

4. Die Schiffahrt auf dem bis zur Schweiz kanalisierten Rhein muß frei und international sein und unter der Kontrolle einer Kommission stehen, die ernannt wird von Frankreich, seinen Verbündeten und den angrenzenden neutralen Ländern.

5. Das Saargebiet, Saarbrücken, Saarlouis, Tholy, Neukirchen, Merzig, Mettlach und die benachbarten Kantone umfassend, werden mit Frankreich vereinigt.

Das sind Forderungen, die wir den verbündeten Regierungen unterbreiten, und wir hoffen, daß sie Frankreich, das in seiner großmütigen Weise die rechtmäßigen Forderungen aller Völker unterstützt hat, helfen werden, zu seinem Rechte zu kommen, um den Frieden der Welt zu sichern.'

Diese Richtung ist, wie die Geschichte des Friedensvertrages bewiesen hat, im wesentlichen siegreich geblieben. Sie hat auch die erste, nationalistische Richtung zurückgedrängt. Es hat aber auch in Frankreich Politiker gegeben, die dem Gedanken der Errichtung einer Rheinischen Republik im Verbande des Deutschen Reiches wohlwollend gegenüberstanden. Dafür ist u. a. Jules Cambon eingetreten.

Zu voller Klarheit hat sich von all diesen Bestrebungen bis zur Stunde noch keine durchzuringen vermocht. Man ist sich in der Allgemeinheit in Frankreich noch nicht einig über die Einzelheiten der Rheinrepublik. In der Hauptsache aber sieht man bestimmt ein Ziel: Stete Einwirkung auf die rheinischen Verhältnisse, Beeinflussung und Umbiegung der Stimmung der Bevölkerung für eine Annäherung an Frankreich. So unsinnig dieses Ziel uns erscheinen mag, es ist immer noch nicht aufgegeben.

Léon Bourgeois hat als Berichterstatter über den Friedensvertrag in der französischen Kammer anläßlich der Ratifikationsverhandlungen am 12. Oktober gesagt: ‚Die Besetzung des linken Rheinufers gestattet uns eine Politik nicht der Besitzergreifung und Eroberung, aber eine Politik, die dazu angetan ist, die glücklichen Erinnerungen an französische Zivilisation wiederzuwecken, alte Zuneigungen aufleben zu lassen, die Entwicklung jenes Willens zur Selbständigkeit und des Bedürfnisses nach Freiheit von der Berliner Herrschsucht zu begünstigen, wovon wir bereits die glücklichen Anzeichen wahrnehmen. Diese Annäherung zwischen uns und der rheinischen Bevölkerung kann sehr gefestigt werden durch die besondere Zollordnung, die der Artikel 270 des Vertrags vorsieht, und die zugleich für Frankreich und das Rheinland vorteilhaft ist.'

Danach dürfte wohl heute niemand mehr die Besorgnisse deutsch denkender Rheinländer zur Zeit der Friedensverhandlungen für übertrieben ansehen. Die Gefahr ist allerdings heute nicht mehr akut. Die Franzosen sorgen selbst dafür, daß sie immer mehr gemildert und ins Gegenteil verkehrt wird.

Sicher ist, daß Frankreich in einer offenen Förderung des Gedankens einer Rheinischen Republik als deutschen Bundesstaates durch England zur Zeit der Verhandlungen über den Frieden eine Unfreundlichkeit erblicken mußte. England dagegen sah in einer derartigen Lösung einen Vorteil für sich, ein Mittel der Abwehr französischer Annexionsabsichten. Aber man konnte damals unmöglich den Rheinländern gegenüber über irgendwelche unsichere Andeutungen hinausgehen, die allerdings erfolgt sind. Zugestehen mußte England Frankreich, daß es der militärischen Garantien am Rheine bedürfe. Aber so weit wollte man denn doch nicht gehen wie die Masse der französischen Politiker. Man hätte es darum zweifellos gerne gesehen, wenn die Rheinländer frühzeitig sich auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes vor der Gefahr gerettet und England damit einen Dienst erwiesen hätten. Aber überwerfen wollte sich England auch keineswegs wegen dieser Frage mit Frankreich, mit dem es im Orient genug Reibungsflächen hatte und hat. Ist nicht auch heute noch wahrscheinlich, was im Mai 1919 viele Rheinländer als sicher annahmen, daß es gelungen wäre, von London aus im geeigneten Augenblick einen Druck auf Frankreich auszuüben, um durch die Errichtung einer Rheinischen Republik im Verbande des Deutschen Reiches alle Loslösungsbestrebungen Frankreichs zu hemmen? Freilich mußte die Ausrufung dieser Republik dann von den Rheinländern selbst ausgehen; man konnte unmöglich warten, bis die Nationalversammlung zusammengetreten und sich über die Frage schlüssig geworden war. Einmal war dieser Zeitpunkt verspätet, und zum anderen würde Frankreich eine Loslösung der Rheinlande durch die Nationalversammlung lediglich als einen Akt der Neueinteilung Deutschlands in Verwaltungsbezirke ausgelegt haben. Das alles aber schließt nicht aus, daß trotzdem im Einvernehmen mit der deutschen Regierung hätte gehandelt werden können. Sie brauchte nur ihr Plazet dazu zu geben. Doch es hat wenig Zweck, in dieser von Anfang an so verfahrenen Sache von dem zu sprechen, was hätte geschehen müssen. Halten wir uns lieber an das, was wirklich geschah!

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England über die Frankreich zu bewilligenden Garantien haben nach Abschluß des Friedens eine andere Lösung gefunden, als wie sie Frankreich zuerst offenbar erwartet hatte. Es ist vorläufig nicht ganz auf seine Rechnung gekommen. Außer den im Friedensvertrag vorgesehenen Bestimmungen über die vollständige Entmilitarisierung des Rheinlandes und einer Zone 50 Kilometer östlich des Flusses wurde noch eine andere Garantie durchgesetzt. Diese sollte in dem Bündnis zwischen Amerika und Frankreich bestehen, dessen Bestimmungen

am 4. Juli veröffentlicht wurden. ‚In der Erwägung,' so heißt es darin, ‚daß die Regierungen der Vereinigten Staaten und Frankreichs in gleicher Weise von dem Wunsche beseelt sind, den Weltfrieden zu sichern, befürchten die Regierungen der Vereinigten Staaten und der französischen Republik, daß die Bestimmungen über das linke Rheinufer, die im Vertrag von Versailles niedergelegt sind, nicht ausreichen, um Frankreich einerseits und den Signatarmächten des Vertrags anderseits Sicherung und Schutz zu geben.' Deshalb ‚sind die Vereinigten Staaten gehalten, bei jedem nicht provozierten, gegen Frankreich durch Deutschland gerichteten Angriff zu Hilfe zu kommen'. Diesem Garantievertrag sollte auch England beitreten. Auf diese Art und Weise hat man Frankreich zu befriedigen versucht.

Aber die Dinge gingen doch einen anderen Gang und nicht im Sinne einer Sicherung Frankreichs durch Bündnisverträge. Und es gibt französische Politiker, denen dieser Lauf der Dinge gar nicht ungelegen kommt; sie glauben, daß die Zeit der Annexionspolitik am Rhein wieder kommt in dem Maße, in dem die Aussicht auf Amerikas unbedingte Hilfe sinkt. Charles Benoist schreibt zu dieser Sache in der ‚Revue des deux mondes' vom 1. Oktober 1919: ‚Man muß immer mit der äußersten Aufmerksamkeit verfolgen, was im Senat der Vereinigten Staaten und in der öffentlichen Meinung Amerikas vor sich geht oder sich ankündigt. . . . Der Friede von Versailles vertritt für uns die Allianzen, von denen angenommen wird, daß sie uns gegen einen unprovozierten Angriff Deutschlands die strategische Grenze ersetzen sollen. Jedes Amendement oder jeder Vorbehalt, jede Einschränkung, und wäre sie bloß bedingter Natur, legt also buchstäblich eine Bresche in unsere Grenze. . . . Je mehr der amerikanische Senat Vorbehalte in der Billigung des Vertrages aufnimmt, desto mehr würden wir uns abermals gezwungen sehen, aus uns selber die Sicherheiten zu ziehen, die uns von auswärts nicht kommen.'*

Nachdem die Franzosen nach der Annahme des Friedensvertrages die Hoffnung auf Annexion deutscher Landesteile am Rhein hatten aufgeben müssen, versteiften sie sich mit um so größerer Hartnäckigkeit auf den Plan der Errichtung eines Pufferstaates, der natürlich unter dem Einfluß Frankreichs stehen sollte. Die Aufgabe, die Vorbereitungen dazu zu treffen, hatten offenbar ihre militärischen Befehlshaber im besetzten Gebiete. Jedenfalls glaubten diese, insbesondere der General Gérard in der Pfalz und der General Mangin in der südlichen Rheinprovinz, neben ihrer politischen Aufgabe auch eine bedeutsame politische Mission zu haben. Diese konnte nach Lage der Dinge, nachdem der Friede angenommen war, im wesentlichen nur dahin gehen, in den Gebieten am Rhein eine Bewegung wachzuhalten oder zu wecken, die eine mehr oder weniger neutrale Republik zum Ziele hatte. General Mangin mußte sich nach der Unterredung, die er im Mai 1911 mit deutschen Abgeordneten gehabt hatte, darüber klar sein, daß er

* Nach der Wiedergabe in den ‚Preußischen Jahrbüchern' Dez. 1919.

von politisch einflußreicher Seite eine Unterstützung seiner Pläne auf Errichtung einer neutralen Republik nicht erwarten könne. Er glaubte aber trotzdem offenbar noch, Hoffnung hegen zu dürfen, als ihm Dr. Dorten den Gefallen tat und im schärfsten Gegensatz zur Berliner Regierung und auch zu allen Parteien des Rheinlandes die Republik ausrief. Er hoffte offenbar, diese Bewegung immer mehr für sich und seine Pläne ausnützen zu können trotz der immer wieder wiederholten — und auch subjektiv ehrlich gemeinten — Versicherung Dortens, daß auch seine Bestrebungen auf die Errichtung eines deutschen Bundesstaates gerichtet seien. Denn eine Bewegung wie die Dortens, die in ihren führenden Persönlichkeiten unter dem Schutze der Besatzung stand, mußte immer mehr von den deutschen Einheitszielen abtreiben, ob sie wollte oder nicht. Sie hatte schließlich die Entscheidung darüber nicht mehr in der Hand. Angesichts der Haltung der Bevölkerung ist die Dortensche Bewegung sehr bald abgeebbt.

Klarer und deutlicher als wie Mangin ging von Anfang an Gérard auf sein Ziel los. Es ist ein Armeebefehl von ihm für die pfälzische Zone bekannt geworden aus dem März 1919, durch den den Offizieren und Beamten der französischen Armee die Propaganda für die Loslösungsbestrebungen zur Pflicht gemacht wurde. An diesem Befehl ist vor allem bemerkenswert, daß ausdrücklich die Bestrebungen für einen einheitlichen Rheinstaat abgelehnt werden. Es soll vielmehr eine Föderativrepublik das Ziel sein. Es fällt uns Deutschen schwer, zu verstehen, wie überhaupt jemand auf den Gedanken kommen kann, es wäre mit Einwilligung der überwiegenden Mehrheit oder auch nur eines Teiles der Bevölkerung möglich, am Rhein einen Pufferstaat zu bilden oder gar deren zwei. Mag man immerhin annehmen, daß die Generale ohne direkten Auftrag der französischen Regierung handelten und auf eigene Faust sich politischen Ruhm zu erringen trachteten!

Um das zu verstehen, muß man sich immer wieder in die Mentalität der Franzosen, in ihre alten Aspirationen auf den Rhein hineindenken. Der Verzicht darauf bedeutete für sie einen herben Schmerz. Daß sie darum nicht alle Hoffnung aufgaben, ist nicht verwunderlich. Je mehr der Gedanke der Annexion aufgegeben werden mußte, mit um so größerer Selbstverständlichkeit betrieben sie die Bildung eines rheinischen Pufferstaates als das Minimum der ‚militärischen Sicherung' der Ostgrenze. So und nur so ist es zu verstehen, wenn der Figaro auf gläubige Leser hoffen konnte, wenn er sich am 16. Juli 1919 aus Mainz schreiben ließ: ‚Die Rheinländer warten darauf, daß die Alliierten als Sieger durch unwiderrufliche Entscheidung die politische und militärische Abtrennung ihres Gebietes vom restlichen Deutschland befehlen. Sie würden sich dieser Entscheidung sofort unterwerfen. Dieser neutralisierte rheinische Staat würde unter der Garantie der Großmächte als Puffer dienen.' Da die Bildung dieses Pufferstaates durch den Friedensvertrag nicht erreicht worden war, hoffte und hofft man das Ziel doch allmählich durch Beeinflussung der Bevölke-

rung zu verwirklichen. Man erinnert sich in Frankreich gerne an die Zeit nach 1797, wo der General Hoche als militärischer Befehlshaber die Idee einer rheinischen Republik von Koblenz und Bonn aus propagierte. Er habe damals, wie Aulard in der Revue de Paris kürzlich darlegte, nicht eine Annexions- sondern eine Emanzipationspolitik betrieben.

Auf diesen Standpunkt scheint sich nunmehr auch die französische Regierung gestellt zu haben, was allerdings nur unter dem steten Widerspruch der extremen Nationalisten geschieht. Wenn Mangin und Gérard abberufen worden sind, so bedeutete das sicherlich, daß man in Zukunft in der rheinischen Politik vorsichtiger zu Werke zu gehen gewillt war. Man wollte im wesentlichen den Zustand der Besetzung selbst wirksam werden lassen. Die Rheinländer und die Regierung sollten durch die Besatzungszustände mürbe gemacht werden. Bezeichnend dafür ist, was im September 1919 in der in französischer und deutscher Sprache erscheinenden Pfälzischen Woche (Nr. 10) von dem genannten Historiker Aulard ausgeführt wurde. Es heißt da:

‚Es wäre heute im Jahre 1919 noch nützlicher, als es im Jahre 1797 gewesen wäre, wenn man eine unabhängige und befreundete rheinische Republik gründete. Es ist für Frankreich eine Lebensfrage, daß Deutschland nicht unter der preußischen Oberherrschaft geeinigt bleibt. Wenn diese Oberherrschaft besteht, und wäre es selbst ohne Kaiser, so besteht der deutsche Militarismus mit ihr. Der Völkerbund liefe alsdann Gefahr, nur leerer Schall zu sein.

Die Idee ist also an sich gut und sie entspricht sowohl unseren Grundsätzen als auch unseren Interessen.

Aber wenn der Gedanke gut ist, ist auch die Verwirklichung des Gedankens gut? Die bisherigen Unterlagen sind noch zu unklar, als daß es einen Zweck hätte, diese Frage im Augenblick zu beantworten.

Die ersten Nachrichten schienen darauf hinzudeuten, daß die Initiative zu der Bewegung von den katholischen und konservativen Elementen ausgegangen sei. Wir wären demnach von jener ersten rheinischen Republik die von Grund auf demokratisch, sogar ‚jakobinerisch‘ war, weit entfernt. Es scheint auch, als ob sich die rheinischen Sozialisten ihr gegenüber ablehnend verhielten.

Unbedingt notwendig ist es, daß die Rheinische Republik aus einem spontanen, wahrhaft freien Antrieb herausgeboren wird, der von einheimischer Seite ausgeht. Ein künstliches, aufgezwungenes Gebilde wäre nicht nur schwach und gebrechlich, sondern gefährlich, überdies stände es auch nicht im Einklang zu unsern Grundsätzen. Die demokratisch gesinnten Franzosen könnten ihm nicht die Hand reichen. Aber einer Verwirklichung des Gedankens von Hoche, die den heutigen Zuständen, Sitten und Interessen angepaßt wäre, würden sie Beifall spenden. Diese Lösung würde die Bildung von zwei Republiken im Gefolge haben, der rheinischen und der pfälzischen!‘

Es ist vom Standpunkte der Franzosen nicht verwunderlich, daß sie eine einheitliche Rheinrepublik ablehnen. Denn ein solches Staatsgebilde, wie es die Freunde rheinischer Freiheit von Anfang an beabsichtigt hatten, durch die Verschmelzung der Rheinprovinz mit der Pfalz und Nassau, würde den Französierungsbestrebungen einen festen Halt entgegensetzen, und zwar auch dann noch, wenn es etwa politisch von Deutschland gelöst würde. Deshalb vertreten die Franzosen nach dem Grundsatze des ‚divide et impera!' die Idee mehrerer Republiken. Sie haben sich ja auch für die Bildung der Republik Birkenfeld so ins Zeug gelegt. Weiter haben sie im Saarstaat ein Zentrum, von dem aus sie die zersplitterten Teile allmählich an sich ziehen zu können glauben. Mit der Pfalz und Birkenfeld hofft man auf die Dauer leichteres Spiel zu haben als mit der großen Rheinprovinz. In einem Berichte des Senators und früheren Ministers Comba, veröffentlicht in der Zeitschrift ‚Les Annales' (Juni 1919), liest man darüber folgendes:

‚Gewiß, das Rheinland und die Pfalz sind im Laufe des letzten Jahrhunderts deutsche Kolonien geworden. Die erstere ist jedoch viel enger mit Preußen verbunden als die Pfalz mit Bayern. Zweifellos ist die eine wie die andere seit der Niederlage Deutschlands und der französischen Besetzung bestrebt, sich als Republik zu konstituieren. Es besteht jedoch ein grundlegender Unterschied. Rheinpreußen und Rheinhessen möchten eine politisch mit dem rechten Rheinufer und dem deutschen Bundesstaat verbundene Republik haben, während die Pfalz eine neutrale, wirtschaftlich mit dem Elsaß verbundene vorziehen würde. Diese zwei Tendenzen entstanden natürlich aus den geographischen und politischen Verhältnissen dieser beiden, zwar benachbarten aber doch grundverschiedenen Provinzen.'

Für ihre Idee des Pufferstaates haben die Franzosen in der rheinischen Bevölkerung eigentlich überhaupt keine Gegenliebe gefunden. Je mehr sich die Verhältnisse im Innern Deutschlands besserten und je mehr die Gefahr der Annexion zurücktrat, um so weniger dachte man an eine Loslösung von Deutschland. Vor allem aber hat die Politik des Generals Gérard in der Pfalz dazu beigetragen, die Masse der Bevölkerung zu sammeln und zur Abwehr aufzurufen. Mit Verhaftungen und anderen Gewaltmitteln läßt sich keine Liebe für Frankreich wecken. Das haben ja die Franzosen auch teilweise eingesehen, wie besonders die oben angeführten Auslassungen Aulards beweisen. Immerhin aber hat doch der Gedanke eines oder mehrerer Pufferstaaten am Rhein auch bei einzelnen ganz kleinen Gruppen der Bevölkerung Anklang gefunden. Wenn darüber berichtet wird, so geschieht es nur zur Vervollständigung des Gesamtbildes, nicht in der Meinung, daß solchen Bestrebungen eine nachhaltige Wirkung hätte zukommen können. Es muß festgehalten werden, daß die Idee eines Pufferstaates im Rheinlande wesentlich durch ganz materielle Interessen gefördert worden ist. Man hat vielfach mit dem Gedanken gearbeitet, daß durch eine Trennung von Deutschland Vorteile wirtschaftlicher Natur erreicht werden könnten. Es sind das im vaterländischen Sinne recht trübe Erscheinungen,

die aber, wie immer wieder betont werden muß, vereinzelt geblieben sind. Jedenfalls ist es ein nie wieder gutzumachender Fehler, eine unglaubliche Dummheit, ja eine direkte Unterstützung französischer Aspirationen, daß man den Männern und Bestrebungen, die auf die Errichtung eines rheinischen deutschen Gliedstaates hinarbeiteten, derartige metallische Interessen unterschob. Man hat infolge einer interessierten parteipolitischen Pressehetze im unbesetzten Gebiete nie recht sehen wollen, daß diese Bestrebungen im scharfen Gegensatz standen zu der Idee eines Pufferstaates, der allerdings, wie man offen zugeben muß, Verrat am Vaterlande aus rein materiellen Interessen bedeutete. Wenn man Presseäußerungen aus dem französisch besetzten Gebiet als Beleg dafür anführt, daß durch die rheinischen Bestrebungen eine Loslösung von Deutschland beabsichtigt gewesen sei, so muß man vorsichtig sein. Denn die Beeinflussung der Presse ging zeitweise soweit, daß sie Artikel der französischen Besatzungsbehörde in der Form eigener Artikel aufnehmen mußte.

Am nachhaltigsten ist die Idee eines Pufferstaates in der Pfalz vertreten worden. Ihr Träger war dort der in Landau wohnende Chemiker Dr. Haas. Er hat mit seinen Freunden schon am 17. Mai 1919 die Pfalz als neutrale selbständige Republik ausgerufen. Eigentlich staatsrechtliche Folgerungen haben sich an diese Proklamierung nicht geknüpft. Der Widerstand der Bevölkerung war zu stark. Aber der Schritt des Dr. Haas war doch der Anlaß zu einer Organisation ‚Freie Pfalz‘. Sie gab eine Zeitlang ein Blatt gleichen Titels heraus und betrachtete den Beitritt zu dieser Organisation zugleich als Abstimmung für einen neutralen Pufferstaat. Die Bestrebungen der ‚Freien Pfalz‘ haben weitgehende Unterstützung durch die französischen Behörden gefunden: Man hat die Gegner verhaftet oder des Landes verwiesen. Die öffentliche Meinung wurde unterdrückt durch Verbot der Versammlungen und Pressezensur. So hat die Bewegung in der Pfalz zeitweise einen scheinbar bedrohlichen Umfang annehmen können. Die ‚Kölnische Volkszeitung‘ ließ sich darüber am 8. August 1919 folgendes berichten:

Es läutet Sturm in der Pfalz: Die Anhänger der ‚freien neutralen Republik Pfalz‘ rüsten sich zum entscheidenden Schlag; schon werden die Rollen verteilt. Ihre Organisation erstreckt sich nunmehr über die ganze Pfalz, in vielen Gemeinden bestehen ihre Ortsgruppen, fast täglich sind ihre Agitatoren unterwegs, um neue Ortsgruppen, besonders auf dem platten Lande, ins Leben zu rufen; immer aufs neue flattern ihre Flugblätter in die Häuser, ihre Zeitung ‚Freie Pfalz‘ wird in aber Tausenden Exemplaren bis in das hinterste Dorf verbreitet. Bis zu welcher Kühnheit die Bewegung bereits gediehen ist, geht daraus hervor, daß die führenden Männer der jeweiligen Ortsgruppen ohne Scheu sich öffentlich als solche bekennen. Ihre Agitationsmittel sind bestechend aufgemacht: die neutrale Pfalz brauche nicht an den Kriegskosten teilzunehmen, sie brauche nicht die hohen Steuern zu zahlen, sie werde vom Reichsnotopfer verschont,

das Bankgeheimnis gewahrt, die Lebensmittelversorgung von den Weststaaten sichergestellt, der Kurswert des Pfälzer Geldes günstig reguliert usw.

Diese Befürchtungen weckten die Anhänger eines rheinischen Bundesstaates zu neuen Anstrengungen. Die Rheinische Republik schien geeignet, die Gefahr zu paralysieren, den Anhängern eines Haas den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es handelte sich hier letzten Endes um das gleiche wie in Oberschlesien, wo der Gedanke auch zeitweise sehr stark wurde, durch Errichtung eines oberschlesischen Bundesstaates das Deutschtum dieses Landesteiles zu retten. Am 29. August versuchten die Anhänger des Dr. Haas einen neuen Putsch, indem sie in Ludwigshafen das Postgebäude besetzten. Dabei kam es zu einer Schießerei, bei der ein Beamter getötet und mehrere verwundet wurden. Gleichzeitig wurden Plakate überall angeschlagen mit der Proklamation der Pfalzrepublik. Diese Ereignisse weckten eine starke Gegenwirkung, die sich in einem Streik äußerte, und die so scharf war, daß sie die Besatzungsbehörde veranlaßte, die Versammlungsverbote aufzuheben. Es kam dann in Versammlungen zu lauten und nachhaltigen Kundgebungen für die Zugehörigkeit der Pfalz zu Deutschland.

Birkenfeld erschien den Franzosen vor allem günstige Gelegenheit zu einem weiteren Versuch zu bieten. Daß dieses Ländchen seine unnatürliche Verbindung mit Oldenburg aufgeben mußte, nachdem das Band des gemeinsamen Monarchen gefallen war, ist selbstverständlich. Mit Oldenburg hat dieser Bezirk nichts, mit der Rheinprovinz alles gemeinsam. Deshalb kann hier auch nur eine vollständige Vereinigung mit dem Rheinland in Frage kommen. Jede andere Lösung ist künstlich und naturwidrig. Wenn deshalb die Franzosen die Selbständigkeit dieses Liliputstaates zu fördern suchten, so konnte ihre endgültige Absicht nur dahin gehen, das Gebiet mit der Pfalz oder zunächst mit dem Saarstaat zu vereinigen. Die ersten Versuche der Franzosen in dieser Richtung fallen in dieselben Tage, in denen in der Pfalz die erste Ausrufung der Pfalzrepublik durch Dr. Haas erfolgte, und in denen auch die Besprechung rheinischer Politiker mit Mangin in Mainz stattfand. Im übrigen muß bemerkt werden, daß den Beteiligten die Gleichzeitigkeit dieser Versuche durchaus unbekannt gewesen ist. Es ist aber heute, wo die Ereignisse überblickt werden können, wohl kein Zweifel daran möglich, daß es sich in den Tagen des 17. bis 18. Mai um eine umfassende Aktion zur Lösung der rheinischen Frage im ganzen Rheinland handelte. Wäre das bekannt gewesen, so hätte die Unterredung in Mainz nie stattgefunden. Mangin hatte damals überhaupt keinen Erfolg, er hat auch mit der Idee des Pufferstaates gegenüber den Teilnehmern an der Mainzer Unterredung zurückgehalten, wenn auch unverkennbar war, daß er ein Entgegenkommen in diesem Sinne erwartet hatte.

In Birkenfeld berief der Militärverwalter am 20. Mai eine Versammlung und suchte dort für den Anschluß des Landes an eine Pfälzische

Republik zu werben. Das bewirkte einen Protest der oldenburgischen Regierung im Anschluß an eine Interpellation in der Oldenburgischen Landesversammlung. Mit Nachdruck wurden dann die Loslösungsbestrebungen von Oldenburg seit dem Juli betrieben. Es kam am 14. Juli zur Bildung einer vorläufigen Regierung, woraufhin in Gemeinschaft mit dem Landesausschuß beschlossen wurde, Verhandlungen mit der oldenburgischen Regierung einzuleiten. Diese führten zu folgendem einstimmig gefaßten Beschlusse des Oldenburgischen Landtages: ‚Der Landtag erklärt sein Einverständnis mit einer Lostrennung der Provinz Birkenfeld vom Freistaat Oldenburg und ersucht das Staatsministerium, die Verhandlungen mit dem Freistaat Preußen aufzunehmen.' Der Anschluß sollte an das Rheinland erfolgen. In sofort aufgenommenen Verhandlungen erklärte die preußische Regierung ihr Einverständnis. Als aber die Kommission am 30. August im Birkenfelder Landesausschuß Bericht erstattete, erklärte die neue Regierung die getroffene Regelung für unannehmbar. Unter dem Schutze der Besatzungsbehörde wurde dann von der vorläufigen Regierung die alte Regierung für abgesetzt, der Landesausschuß für aufgelöst erklärt. Wahlen wurden für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Es wurde als Präsident der Rechtsanwalt Zöller ausgerufen und die Republik Birkenfeld proklamiert. Die in Aussicht genommenen Wahlen fanden vorläufig nicht statt, und es erfolgten zahlreiche Ausweisungen alter Beamter, die sich den neuen Verhältnissen nicht fügen wollten, die aber teilweise später ihr Amt vorläufig wieder übernehmen durften. Die neue Regierung der Republik will einen Pufferstaat in Anlehnung an den Saarstaat und die Pfalz. Damit hätten dann die Franzosen ein Zentrum geschaffen, von dem sie jederzeit die Bestrebungen auf Errichtung eines rheinischen Bundesstaates hätten stören können. Jedoch war die Herrlichkeit der neuen Regierung nicht von langer Dauer, wie auch Dr. Haas in der Pfalz von der Bühne abgetreten ist.

So sind alle Bestrebungen auf Lostrennung rheinischer Gebietsteile von Deutschland durch Annexion oder durch ‚Emanzipation' bisheran vollständig gescheitert. Sie werden auch sicherlich in Zukunft keinen Erfolg haben, solange Deutschland in sich gefestigt bleibt und auf der Bahn innerer Konsolidierung fortschreitet. Diese Voraussetzung aber ist zuversichtlich vorhanden. Für die französischen nationalistischen Träumer aber bleibt das ‚rheinische Problem' bestehen, solange die Besetzung der Rheinlande dauert.

Die Unruhe zu Gott / Von Hermann Bahr

Die Unruhe zu Gott', das ist der Titel eines Buches, worin die Geschichte einer Konversion erzählt wird.*

Einer höchst merkwürdigen Konversion, nicht bloß weil ihr eigentlich alle Gründe fehlen, aus denen man sich sonst Konversionen erklärt, mit denen man sich gemeinhin über Konversionen zu beruhigen pflegt. Nein, merkwürdig auch durch ihren stillen, ganz undramatischen, herzensfröhlichen Verlauf. Und am merkwürdigsten aber gar durch ihre Wirkung. Es ist eine Konversion, die in keine der üblichen Rubriken geht.

Als hôpital des âmes läßt man ja die Kirche noch immerhin allenfalls gelten, als letzte Zuflucht. Und so fragt man bei Konversionen immer zunächst: wo fehlt's dem, was treibt ihn in die Flucht, aus der Welt? Erkenntnis ihrer trügerischen Eitelkeit? Übersättigung, Freudenüberdruß? Enttäuschung, Ernüchterung, Entmutigung? Leid, eigenes oder fremdes? Irgend etwas muß ihn doch ‚degoutiert' haben! Oder ist es einfach ein inneres oder äußeres Versagen? War er einfach nicht stark genug, dem Leben standzuhalten? Lügt er sich vielleicht nur vor, es sei den ganzen Aufwand von Mühe nicht wert, einfach, weil er selber dieser Mühe müde geworden, weil ihm die Kraft gesunken, weil er dem Leben nicht mehr gewachsen ist, vielleicht niemals ganz gewachsen war? Hier aber tritt uns ein Unband verwegener Jugendlust entgegen, glühend von Lebensgier, strotzend von Lebensmut, überströmend von Kraftgefühl, seiner Begabung gewiß, die heiße junge Stirne schon vom ersten raschen Ruhm beglänzt. Er hat bloß die Hand auszustrecken, um jedes Glück zu pflücken, es scheint eigens nur auf ihn zu warten.

Und seine zunächst also ganz unbegründete, jeder Psychologie spottende Konversion geschieht aber auch so gelinden lautlosen Schritts, daß man von neuem erstaunt. Kein coup de foudre, kein Damaskus. Er spaziert eben noch höchst vergnügt durch seine lichte Welt dahin, auf einmal wird er unruhig, weiß selbst eigentlich kaum wovon, und als er sich umblickt, da hat ihn schon Gott an der Hand. Dies aber gleich so fest, daß er anderthalb Jahre nach seiner Taufe gleich ins Kloster tritt, in eben das Kloster Beuron, dem dieser Pater Willibrord Verkade jetzt schon seit sechsundzwanzig Jahren angehört. Daß es in dieser Konversion an allen Überraschungen fehlt, das ist das Überraschende daran. In seiner Erzählung sehen wir die Gnade ganz ungestört am Werk. Er ringt nicht um sie, noch widerstrebt er ihr, er ist nur ein bißchen verwundert, dann überläßt er sich ihr, und schon, bevor er es selbst recht merkt, hat ihn Gott geholt.

Holländer, Kaufmannssohn. Als Mennonit ungetauft aufwachsend. Erst Handelsschüler, dann Kunstakademiker in Amsterdam. Wie jeden jungen Maler damals, zieht auch ihn Paris magisch an; dort fielen ja damals noch immer die großen Entscheidungen der Kunst. Dreiundzwanzig-

---

* Bei Herder in Freiburg 1920 erschienen.

jährig kommt er hin, 1891. Es ist der Augenblick einer großen Geisteswende: Brunetière gibt das Schlagwort vom Bankrott der Wissenschaft aus, Eduard Schurés ‚Les grands initiés' sind erschienen, eine Zeitung bringt Huysmans La-bàs, die Jugend kehrt sich vom Naturalismus ab, dem Symbolismus und der Decadence zu, der ‚Magier' Sar Peladan schreitet assyrisch durch die Stadt, Astrologie, Theosophie, Satanismus werden Mode, das Gefühl bricht überall durch, daß es noch eine höhere Wirklichkeit gibt als die der Sinne, und vers des au-delà mystiques, vers un naturalisme tout à fait supra geht das Verlangen. Dies ist auch im Café Voltaire zu spüren, im Kreise Paul Gauguins, des französischen Marées, dessen Schüler der junge Holländer zunächst wird. Ihn aber interessiert vorderhand nichts als seine Kunst; ihm ist alles willkommen, was ihm beim Malen hilft, und alles gleichgültig, was sich nicht aufs Malen bezieht. Der Louvre wird sein Gotteshaus, und besonders das Zimmer neben dem Salon Carré, das Zimmer mit den Primitiven. Wer so malen könnte wie sie! Und da fällt ihm zum erstenmal ein, daß das vielleicht nicht bloß an den Farben liegt, sondern auch Glaube dazu gehört. Den hat er aber nicht. Und katholischen schon gar nicht. Katholisch ist ihm bisher immer mit Albernheit, Aberglauben, Inquisition, Unterdrückung, Geisteszwang synonym gewesen. Seine kleine Freundin geht am Karfreitag in die Kirche, weil sich das am Karfreitag gehört; so geht er mit. Sie findet nachher, er hätte un air drôle gehabt. Im Frühling zieht er in die Bretagne. Dort liest er Balzacs Seraphita. Da fällt ihm ein, sich einmal eine Messe in der kleinen Dorfkirche anzusehen. Während er da steht, knien plötzlich alle nieder. Er, der baumlange Kerl, kann nicht gut, während alle knien, allein stehen bleiben. Er kniet auch hin, es tut verteufelt weh. Als er aufsteht, ist ihm sonderbar. ‚Ich war schon halb katholisch', erzählt er. Aber das vergeht wieder. Malen ist ihm zunächst noch wichtiger. Als er zum zweitenmal die Messe hört, macht sie nicht mehr den großen Eindruck auf ihn. Es kommt jetzt überhaupt eine schlechte Zeit für ihn. Er ist von einer unerklärlichen Unruhe. Im halben Absinthrausch geht's ihm noch am erträglichsten. Als es Herbst wird, fährt er über Paris heim und hört in einem Amsterdamer Konzert Bachs H-Moll-Messe. Das Konzertprogramm enthält den Text des Kredo. Er liest ihn und sagt sich: ‚Das ist der einzige wahre Glaube; so muß es sein!' Aber das zu konstatieren, genügt ihm. Deswegen nun etwa selber zu glauben, fällt ihm nicht ein. Als er im Frühling wieder nach Paris kommt, um bei den Indépendants auszustellen, gibt ihm ein Judenmädl Pascal und die Nachfolge Christi zu lesen. Sie machen ebensowenig Eindruck auf ihn wie die Deklamationen eines Konvertiten, der ihn zu bekehren versucht. Dieser Konvertit gibt ihm dann einen kleinen Katechismus mit, und als er den liest, wird er ganz glücklich. ‚Zwar glaubte ich noch nicht, ich war aber überaus froh, die katholische Lehre einigermaßen kennen gelernt zu haben, und fand sie „viel vernünftiger", als ich mir vorgestellt hätte.' Er geht dann wieder in die Bretagne, erschrickt aber, als er hört, daß in das Nest

nächstens eine Jesuitenmission kommt, vor diesen ‚Himmelsdragonern‘ so, daß er abreist, nach einem kleinen Wallfahrtsort in der Nähe. Dort ist eines Tages eine Prozession; da stellt er sich hin, um sie zu sehen. Neben ihm steht ein Freidenker, der laut über den Aberglauben dieser dummen Bauern schimpft. Das ärgert den Holländer so, daß er sich aus Trotz flugs eine Kerze kauft und auch mit der Prozession geht. Lehren und Bräuche der Katholiken gefallen ihm immer besser, aber er könnte doch selbst niemals Katholik sein, denn irgend etwas ‚auf Autorität hin tun zu müssen‘ ist ihm ein ganz unerträglicher Gedanke. Himwieder aber etwa Protestant zu werden, hätte keinen Sinn für ihn: wenn schon Christ, dann ganz! Zunächst muß er aus dem Wallfahrtsort wieder weg, er hält es da vor Ungeziefer nicht aus. So kehrt er doch wieder in jenes Nest zurück: ‚Ich pfeife schließlich auf die Jesuiten!‘ Er hört eine Jesuitenpredigt, ist aber ‚gar nicht erbaut‘, sondern ‚aufgebracht und enttäuscht‘. Der Jesuit donnert ihm zu stark; Drohungen wirken auf ihn nicht. Er geht aber doch mit dem ‚Höllenprediger‘, als er ihm des anderen Tags begegnet, spazieren und trägt ihm, mehr um ihn ‚auf die Probe zu stellen‘, alle möglichen Bedenken und Einwendungen vor, auch solche, die er selber eigentlich gar nicht hat. Der Jesuit rät ihm, sich taufen zu lassen: ‚Denn die übernatürliche Tugend des Glaubens ist eine Gnade, die wir erst in der Taufe empfangen.‘ Nun läßt ihn ein ‚geheimes Verlangen nach der Taufe‘ nicht mehr aus, es quält ihn so, daß er oft in hellen Zorn gerät; er ‚verflucht diese verdammte Neigung zum Katholizismus, die einem keine Ruhe läßt und stilles Arbeiten unmöglich macht‘! Und er will ihr entfliehen, indem er wieder abreist, zu einem wilden, wüsten, in Paradoxen schwelgenden Freund, mit dem zechend und debattierend er die stillen Stimmen der Seele niederzuschreien meint. Es treibt ihn aber doch wieder in das Jesuitennest zurück, er kann nicht mehr aus, ‚das Verlangen nach Festigkeit und nach einem sicheren Ziel‘ ist zu stark, das ‚unerbittlich Logische‘ des Katholizismus hat's ihm angetan. ‚Am Ende‘, sagt er sich, ‚kann ich noch am ehesten glauben, was die katholische Kirche lehrt.‘ Und vielleicht wird er dann Ruhe haben! Und warum soll man's nicht versuchen? Er kann sich ja ‚zur Probe‘ taufen lassen. Und mit einem ‚Donnerwetter, ich mache der Geschichte ein Ende!‘ entschließt er sich zur Taufe. ‚Nach der Taufe war ich wie zerschlagen, aber ganz glücklich: ich glaubte.‘

Das war am 26. August 1892, und ein paar Monate später trat er zu Fiesole bei den Franziskanern in den dritten Orden, im Juni 1894 aber in das Kloster Beuron ein.

Sechs Jahre vor Verkades Taufe, am ersten Weihnachtstag 1886, war es, daß ein junger Dichter, glaubensfremd erwachsen, entré dans la vie un baiser de Renan sur le front, ein Nichtsalslartpourlartist aus dem Kreise Mallarmés, beim Hochamt in der Notre-Dâme, gedankenlos an einer Säule lehnend, unversehens von Gott ergriffen wurde: ‚C'est alors, erzählt Claudel selbst, que se produisit l'événement qui domine toute ma vie. En un instant, mon coeur fut touché et je crus.‘

Es sind die beiden reinsten Konversionen, die ich kenne: sie lassen uns die Gnade ganz unmittelbar am Werk belauschen, der Konvertit tut dazu selber nichts, als daß er ihr nicht widersteht, sie hat erst keine Gewalt anzuwenden.

Das Journal der Goncourts enthält eine Bemerkung über die Konversion Huysmans: ‚La matière catholique qui Huysmans a brassée pour son dernier bouquin, en aurait fait un pratiquant et à l'heure présente on le rencontre le dimanche à Saint Séverin.' Von der matière catholique selber, von der bloßen Tatsache unseres Glaubens geht offenbar ein Strahl solcher Kraft aus, daß, wer nur in ihre Nähe kommt, innerlich sozusagen das Klima wechselt; es muß einer schon sehr stumpf sein, um das nicht zu fühlen. Kirchenstürmer haben darum im Grunde ganz recht: das stille rote Licht in der kleinsten unscheinbaren Dorfkirche bedroht fortwährend den Unglauben; wer zufällig eintritt, ist nie sicher, unversehrt zurückzukehren. Jede Kirche ist ein Herd der Unruhe zu Gott. Wer vor Gott Ruhe haben will, muß Kirchen meiden. Gläubige können tolerant gegen den Unglauben sein: er hat ja keine Gewalt über sie. Niemals aber können Ungläubige tolerant gegen den Glauben werden; denn seine bloße Gegenwart schon ist eine fortwährende Gefahr für sie.

Aber je nach dem Gebrauch jener Unruhe zu Gott unterscheiden sich nun die Konversionen. Es gibt Konversionen, die sozusagen stecken bleiben: aus Trotz der Selbstsucht, die, selbst wenn sie Gott doch zu stark spürt, um ihn leugnen zu können, sich noch wehrt, ihm zu dienen; fast jeder Konvertit stand einmal vor der Falltüre zum Satanismus. Derselbe Trotz reißt andere wieder im letzten Augenblick noch von den Knien empor und stößt das schon ausbrechende Bekenntnis von den Lippen zurück; die Gärung solcher immer wieder sozusagen verschluckter Konversionen ist es, die dann zuletzt paulinisch explodiert. Ja, auch die Konversion selbst zehrt nicht immer allen Trotz ganz auf; er glimmt noch unter der Asche fort, oft seltsam maskiert, oft als Verlangen nach einer besonderen Heiligung, nach einem ganz eigenen persönlichen Vorzugsverhältnis zu Gott; Pascal ist ein solcher Sektierer aus unüberwindlicher Superbia, mit der es unmöglich ist, wie die Kinder zu werden. Auch in den Konversionen finden wir so das Wort des heiligen Thomas bestätigt: Gratia non tollit naturam. Und das gibt wohl der Erzählung Verkades ihren unbeschreiblichen Reiz, daß wir hier die Gnade ganz rein wirken sehen an einer ganz reinen Natur: ihm scheint von Anfang an zur Vollendung nichts mehr zu fehlen als die Gnade, die wieder nur auf ihn zu warten scheint; so geht er geraden Wegs auf sie zu, sie kommt ihm entgegen und sie macht es ihm so leicht als er ihr. Daher auch der Märchenglanz dieses Lebens, dem bei jedem Schritt ein Schutzengel lächelnd über die Schultern blickt.

Bei Verkade sagt man sich: Einem, der alles mitbekam, konnte doch auch das Letzte, das Höchste, die Gnade nicht versagt bleiben! Huysmans ist genau das Gegenstück. Da sagt man sich umgekehrt: Dem war alles

andere ja versagt, die Gnade mußte sich doch seiner erbarmen! Auch über seine Konversion ist jetzt ein Buch erschienen, oder richtiger eine Sammlung von Material dazu, der nur leider die wägende, gestaltende, bauende Hand fehlt. ‚J.-K. Huysmans' religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zum sog. ästhetischen Katholizismus von Dr. Karl Bosch.'*

‚J'ai été converti, so bekennt Huysmans von sich selbst, par le degoût de ce qui m'entourait.' Hier fragt man also nicht erst nach Gründen, sein ganzes Leben war immer schon ein einziges fortwährendes Motiv zur Bekehrung. Lemaitre sagt über ihn: Jamais le monde n'a si étrangement pué au nez d'un homme. Daß er diesen Höllengestank seiner Welt überhaupt ertrug, war nur so lange möglich, als er sich noch mit den Wohlgerüchen seiner Kunst betäuben konnte. Das Verhältnis der Franzosen zur Kunst, besonders zur Wortkunst, ist ein so metaphysisches, es enthält so viel Ehrfurcht vor ihren Gesetzen, so viel Anerkennung dieser Gesetze, jeder menschlichen Willkür entrückter, in sich ruhender, sich den Gehorsam erzwingender Gesetze, damit also doch schon eines hoch über aller Erdenwelt, Thronenden, unbedingt Gesetzmäßigen überhaupt, es enthält selber schon so viel Glauben (aus dem es ja doch auch im Grunde kommt: der Artist ist irgend ein letztes, versetztes, allerdings wunderlich abartendes, oft genug entartendes, auswachsendes Reis des Religiosus), daß es leicht mit einem Ersatz des Glaubens verwechselt und in der Tat geraume Zeit dafür dienen kann: in der katholischen Welt flüchtet der vertriebene Glaube zum Schönen, in die Kunst, wie bei Protestanten in den kategorischen Imperativ, und so findet der Katholik ästhetisch, der Protestant ethisch zum Glauben zurück (wobei mit ‚Katholik' und ‚Protestant' nicht so sehr Konfessionen als innere Formen, Seelenarten gemeint sind; ich selber ging nicht den ästhetischen Weg, sondern den ethischen: aus Angst um das Sittengesetz kam ich heim). Wie nun Huysmans der Reihe nach an der Kunst seiner Zeit, de ce misérable siècle, an seiner eigenen, zuletzt aber überhaupt an jeder Möglichkeit zur Kunst ohne Glauben zu zweifeln beginnt und ihm, nachdem er la stérilité des élans et des efforts einmal durchschaut hat, am Ende nichts übrig zu bleiben scheint als ‚il faut se laisser aller à vau l'eau . . , se croiser les bras et tâcher dormir', da wird er auch an seiner Verzweiflung noch im letzten Augenblick wieder irre durch zwei Männer, leibhafte Beweise beide, daß offenbar irgendwie doch auf Erden auch ein anderes, ein höheres, ein lebendes Leben möglich ist, vielleicht bloß in der Einbildung, die ja aber der Wirklichkeit vorzuziehen wäre. Der eine dieser Männer, erst 1885 verstorben, aber schon ebenso völlig vergessen wie der andere seit mehr als dreihundert Jahren: Ernest Hello, cet étonnant Hello dont inexpugnable insuccès tient du prodige, und Matthias Grünewald (dessen Größe Huysmans und Verhaeren erkannten, bevor sie durch H. A. Schmid für Deutschland entdeckt wurde; Schmids Schrift erschien erst 1894, Huysmans

* Friedrich Rohmer, Verlag, Konstanz 1920.

‚La-bàs' 1891). Sie sind ihm zunächst nur ein Zeichen einer ihm bisher unbekannten Menschenart; er spürt, da muß irgendein Geheimnis sein. Das macht ihn neugierig und nun wird er, wie das Remy Gourmont einmal sehr glücklich ausgedrückt hat, une victime heureuse de sa curiosité. Was man ganz ebenso doch eigentlich auch von Verkade sagen könnte. Beide werden unversehens eines Tages auf unseren Glauben aufmerksam. Beide von der Kunst aus: Verkade durch die Primitiven, Huysmans durch Grünewald. Beide gewahren den Glauben zunächst nur sozusagen als Kunstmittel. Oder als inneres Regime, als eine Diät. Sie hätten sich, wäre von den Primitiven oder Grünewald etwa bekannt, daß sie Vegetarianer waren oder vor dem Malen immer eine Stunde lang ritten, fochten oder turnten, wahrscheinlich vorgenommen, nächstens doch auch einmal zu fasten oder vor dem Malen eine Stunde lang zu reiten, fechten, turnen. Und so sahen sie sich dieses Hilfsmittel der großen Maler, den Glauben, auch einmal näher an. Damit war eigentlich schon alles getan: denn wer nur einmal dem Glauben fest ins Auge blickt, kann der ruhigen Kraft der Wahrheit nicht widerstehen.

Le monde moderne avilit, c'est sa specialité, hat Peguy gesagt, auch ein Konvertit (ein tragischer freilich, der stecken blieb). Wer noch irgendein Gefühl für Menschenwürde hat, sieht sich nach Rettung vor diesem avilissement um. Er ist gerettet, wenn sein suchender Blick auf den Glauben fällt: alles andere tut dann der Glaube für ihn. Wir haben nur die Augen aufzuschlagen. Aber gerade das scheint freilich das Schwerste zu sein.

Harzsonnenduft

Harzsonnenduft am Waldeshang:
ich schlürf' ihn bloß sekundenlang,
doch nimmt er mich so selig ein,
als wär' die Kraft des Waldes sein,
als wär' die Welt nur Waldesduft
in sonnenglanzerwärmter Luft,
als wäre Gott in diesem Hauch
und ich und ganz mein Leben auch.

Richard Schaukal.

Das Sextett im Himmelreich
Ein altfränkischer Roman von Franz Herwig

15.

Die Handwerker hatten über den Winter wohl eifrig in Sankt Georg geschafft, aber zu Ostern waren sie doch nicht fertig. Daran war niemand schuld wie der Voitlein, der mußte ja auch viel unterwegs sein, um sein Liebchen heimlich zu treffen, denn ins Haus durfte er nicht. Indessen schaffte er dann aber auch halbe Nächte unter Gesang und Gepfeif wie ein Unsinniger und vielleicht hatte er recht, wenn er sagte, er habe ja doch die meiste Arbeit von Allen in Sankt Georg. Nun aber hatte sich Seine hochfürstliche Gnaden für den zweiten Sonntag nach Ostern angesagt, wo er die Kirche sehen wolle, und es läßt sich denken, daß nun alle Hände sich doppelt so schnell regten. An die neue Kanzel war aber noch nicht zu denken; Hans Damian konnte das Modell nicht bewältigen, der Haufen Engel, der ihm im Kopfe spukte, war nicht zu bändigen und eine Allerweltskanzel wollte er nicht hinsetzen.

Während nun die Kirche von dem heißen Atem der Arbeit geradezu dampfte, tat Herr Kantor Güldenklang so, als gäbe es gar kein Sankt Georg. Sie mußten ihn holen, damit er die Orgel erprobe. Wie er nun in die Kirche trat und über dem Lärm und Staub das umgebaute Werk wie eine Gralsburg, blank, von Engeln umschwebt, und vom Auge Gottes im mystischen Dreieck gekrönt sah, stieg ihm eine bitterliche Rührung in der Kehle auf. Er war nicht würdig, an die Pforten dieses ragenden Monsalvatsch zu schlagen, daß sie sich auftaten und daß herausströmten die Geister großer Taten, Helden in unabsehbaren Scharen, die Heiligen alle, Mariens göttliche Süße, des Heiligen Geistes Feuerhauch, Jesus, des Sohnes, klare und heitere Milde, und Gott Vaters Donnerernst und Unerbittlichkeit.

Hans Damian, der das Werk doch eingebaut hatte, fragte Herrn Güldenklang, ob ihm die Orgel so gefalle? Und der Stadtpfarrer wippte auf den Zehenspitzen und breitete die Arme, als wenn er auffliegen wolle und sprach:

‚Da wird unser Bischof und Herr eine rechte Freude haben! Wie meint Ihr, Herr Kantor?‘

‚Ja‘, erwiderte der, ‚sie wird Seine hochfürstliche Gnaden wohl gefallen. Aber die Schallklappen hättet Ihr besser verdecken können, Veitlein.‘

Grinste da nicht der Türmer und Flickschneider mit seinem wissenden Lächeln den Kantor an, als der die junge Dorothe erblickte und ihre freimütig dargebotene Hand nahm? Unwirsch setzte sich Herr Güldenklang vor das Werk und schnob:

,Alsdann — worauf wartet Er noch?'

Nun sah er auch die Dorothe nicht mehr und das war gut so. Zugleich begannen die Bälge zu stöhnen. Riesengroß überragte den Kantor der strenge Aufbau der Pfeifen und aus dem Dämmer der Alabasterwolken sah Gottes Auge ernst und drohend herab. In der Kirche wartete alles auf einen befreienden Tönesturm, aber Herr Güldenklang machte sich ganz klein und spielte nur ein bürgerlich-gravitätisches Präludium, das war trocken und leer wie ein Haufen Bohnenhülsen, aber als es an die Aeolsharfe ging, riß es den Meister doch hin und seine Seele erklang mit Weinen und Seufzen.

,Ja — es ist schon alles recht,' sagte er und stand auf, halb abgewendet und feindlich, ,ich bin die Zeit nicht recht beieinander, der Regens Chori von den Mönchen müßte einmal her, ich glaub, der ginge gar nicht wieder von der Orgelbank herunter.'

,Wenn nun doch', hub der Stadtpfarrer, Herr Januarius Nöck, an, ,wenn nun doch Seine hochfürstliche Gnaden kommen, wie ist es mit der neuen Kantate, Herr Kantor? Das wär eine rechte Ehr für Euch und die Stadt, wenn die Kantate gerade an dem Tage zum ersten Male erklänge. Ich höre schon', fuhr er lächelnd fort, ,wie Herr Adam Friedrich mitsummt, wenn ihm etwas gefällt; er ist nun mal ein rechter Musiknarr — mit geziemender Ehrfurcht gesagt.'

Der Kantor war schon auf der Treppe, hatte die Dorothe nicht einmal angesehen und erwiderte:

,Ich sagte ja schon, daß ich die Zeit nicht recht beieinander sei; mit der Kantate hat es wohl gute Weil, am besten ich steck das Musizieren auf, freut mich schon kein klein Etwas mehr — um es gerade heraus zu sagen.'

Der Hochwürdige nahm ihn vertraulich am Arm und sprach:

,Meint Ihr, lieber Herr Kantor, man habe sich nicht schon Gedanken über Euer verändertes Wesen gemacht? Gedanken, von Amts wegen und als rechter Freund? Geht her, wir setzen uns bei mir zu zweit auf das Kanapee, und Ihr kehrt mal die geistigen Eingeweide nach außen!'

Aber der Güldenklang fuhr geradezu vor dem Wohlmeinenden zurück.

,Welche Einbildungen!' rief er, ,ja, was denkt Ihr eigentlich, Hochwürden? Ihr mögt entschuldigen, daß ich lach', aber ich glaub', es geht mehr meine leiblichen Eingeweide an, ich muß eine Kur zum Purgieren machen.'

Das war nicht artig, dachte Herr Januarius, wie der Kantor mit großen Schritten davon ging, und drehte sich um. Da sah er des Türmers Dorothe stehen und durchaus versunken dem Wegeilenden mit großen und zweifellos nassen Augen nachsehen. ,Ja

so', sprach der Pfarrer zu sich selber und rieb sich die Stirn, ‚ja, schaut es da heraus! Nun, dann muß ich wohl beizeiten anfangen, auf eine gute Hochzeitspredigt zu denken! Der Güldenklang! Und es beutelt ihn wie einen Jüngling! Ja, was denn — so alt ist er ja gar nicht, ein paar Buben trau ich ihm schon noch zu. Nun, es ist einmal eine närrische Welt!'

Als aber der Herr Kantor mit hart aufsetzendem Meerrohr um die Eck fegte, stand da das Liesgen mit dem Bildschnitzer im Schutze des steinernen Ölberges. Gottesdonner und zum Henker! Er schnob sie an, ob er ihnen das Wesen verboten habe, oder etwa nicht?!

‚Herr Kantor', sagte der Voitlein entschlossen, ‚ich bin ein ehrlicher Junge und Ihr kennt meine Meinung, was die Jungfer angeht. Wenn es Heimlichkeiten gibt, so ist es Eure Schuld. Meint Ihr, mit Eurem Knurren könntet Ihr die Lieb löschen?'

Herr Güldenklang hörte gar nicht auf ihn, sondern sagte nur zum Liesgen:

‚Ob du wohl nach Haus gehst?', und wahrhaftig, das Meerrohr zuckte in seiner Hand.

Da gab das Krötlein klein bei und zog das Maul, unterwegs aber kuschelte es sich an seinen Arm und machte: ‚Vatter!'

‚Ja, Schnecken', brummte der, ‚ich bin noch zu jung, als daß ich mich gutwillig zum Großvatter machen ließe, und du bist überhaupt noch ein Kind, daß du es nur weißt.'

Das Liesgen aber warf den Kopf zurück und sagte heimlich und trotzig: ‚Nun grad erst recht.' —

Wie nun das Licht über dem zweiten Sonntag nach Ostern höher stieg, da kamen Seine hochfürstliche Gnaden in einer vergoldeten Kutschen dahergefahren, vier dicke Schimmel mit gebrannten Mähnen und Schweifen zogen sie, und hinterher kamen noch einige geringere Kutschen voll würdiger Klerici; wer aber nicht so bequem war, oder wem das gute adlige Blut sich noch nicht in eitel Weihwasser verwandelt hatte, der ritt auf einem mutigen Roß nebenher; alle aber scherzten und waren guter Dinge und alle Glocken der Stadt sangen ihnen Hosanna! entgegen.

Vor dem Nonnentor stand das Ehrengeleit in zwei Reihen, links die Kinder, rechts die Ratsmannen, alle waren geschmückt, die einen mit Kränzen und frühgrünen Buschen, die andern mit Schärpen. Der Torturm hatte eine große Tafel umgehängt, von Gewinden umkränzt, und darauf hatte Herr Ambros Berkhan schnörkelhaft geschrieben: Benedictus qui venit in nomine Domini. Das alte Tor sah ganz hochmütig drein und die Dohlen unter dem Turmhelm saßen still und krächzten nicht. Da war auch der Herr Amtmann zur Stelle im goldgestickten Atlasrock, ein Götterbild;

nun, er hatte den Barbier auch derb genug vor den Magen gestoßen, weil die Perrück erst nicht hoch genug war; aber wie ihn die Spangenschuh drückten, das war einfach nicht zum sagen! Die ganze Klerisei war auch zur Stelle, die weltliche im steifgebügelten Chorrock, die klösterliche in der Kutte, der Prior war aber nicht dabei, der lag auf den Tod. Und es sang die Klerisei, wie die Tafel am Turm: Benedictus qui venit in nomine Domini, zu Ehren Seiner hochfürstlichen Gnaden, die behend aus der Kutschen stieg und in einemfort segnete, so daß der große Amethyst am Zeigefinger dunkel blitzte. Sein Gefolge hatte sich auch auf die Füße gestellt und so ging es in die Stadt hinein, den Nonnenrain hinauf, am Kloster hin, wo die Nonnen vor der Türe standen und einige heulten vor Rührung, dann ging der Zug in die Marktstraße, bis dahin, wo sie in den Kirchenplatz eingeht. Natürlich schritten Seine hochfürstliche Gnaden unter einem gestickten Baldachin, wie es sich gehört, und die Vier, die ihn trugen, blähten sich gewaltig in ihren Staatsröcken, denn es war eine hohe Ehre. Vor Sankt Georg standen nun zweiundvierzig Bürger in Wehr und Waffen, aber nur für ihrer zwölf waren Monturen dagewesen, die sie trugen, hatten das Lederzeug frisch lackiert und die weißen Lederhosen besonders mit Kreide abgerieben; der Georgstorwächter, der alte Soldat, war ihr Oberster und Kommandant, hoch zu Roß auf einem feisten Braunen aus des Herrn Amtmanns Stall. Sein Weib mit den Bamsen stand in der ersten Reihe gegenüber und wartete darauf, daß ihr Eheherr vom Roß fiel. Es war für ihn ja auch keine Kleinigkeit, so hoch zu sitzen, und davon, welche Müh' es ihn gekostet hatte, die ganze Heerschar nach der Gosse auszurichten und sie für ein militärisches Auge leidlich aufzustellen: den dicksten Bauch am rechten Flügel und so, abnehmend, aber ganz sachte abnehmend, bis zum linken Flügel, wo der Türmer und Flickschneider kümmerlich stand — ja, davon soll lieber nicht gesprochen werden. Nun aber zog der Oberste seinem Gaul das Gebiß hin und her, damit der sich ein wenig kriegerisch benehmen sollte, aber schlug das Luder nicht nur unwillig mit dem Schweif und brummte dazu wie ein Ochs? ‚Habt Acht!', brüllte der Georgstorwächter wütend, und: ‚Links geschaut!', und da kam der Herr Adam Friedrich von Seinsheim lächelnd und segnend daher und aus dem geöffneten Kirchentor brausten die Fluten der Orgeltöne ein Willkommen. Dazu rumpelten dumpf die beiden Trommeln, und die zwei Pfeifen quiekten den alten Marsch dazu: ‚Bücke sich die Jungfer nicht allzusehr, sonst fallen ihr die Äpfel aus dem Mieder her', — der richtige Text war anders, aber den kannte keiner mehr.

Wie nun Seine hochfürstliche Gnaden in der Kirche waren, so stieg der Oberste erst einmal von dem vermaledeiten Gaul herunter,

und die Babett mußte gleich in den „Blauen Ochsen" um einen Krug Wein springen, der älteste Bub durfte derweil des Herrn Amtmann Braunen halten. Kaum aber hatte die Garde gesehen, wie ihr Kommandant gewaltig schluckte, so gingen sie, — denn ihre Weiber und Kinder waren natürlich neugierig gewesen und hatten sich in die Kirche davon gemacht — in den Gasthof hinein. Die Gewehre, mit den Bajonetten daran, wurden derweil gegen die Kirchenmauer gelehnt. Drinnen war der Bischof eine Weile auf den Altarstaffeln gekniet und hatte dabei den hohen Chor angeschaut, hernach stand er auf und drehte sich um, so konnte er nun auch die ganze Kirche übersehen. Nach einer Weil gab er einen Wink, daß die Orgel schweige, und er begrüßte alle, die gekommen waren, dankte ihnen für den schönen Empfang und verbreitete sich des weiteren über die erneuete Kirche. Er war sehr zufrieden und sagte, Sankt Georg müßte eigentlich in der Residenz Würzburg stehen. Nun aber machte er eine Pause, lächelte ein wenig und hub wieder an: seine guten Bürger hätten wohl, so ungefähr sagte er, keinen geringen Schreck gekriegt, als er ihnen eine gewisse Botschaft, wegen der Preußen, hätte schicken müssen. Aber seine Pflicht als Landesvater habe ihm geheißen, so zu tun. Er habe ja auch draußen gesehen, eine wie achtunggebietende Streitmacht die Stadt aufgestellt habe. Nun — er könne heute befehlen, daß die kriegerischen Maßnahmen eingestellt und aufgehoben würden, dieweil General Laudon, den Gott der Herr der gerechten Sache noch lange erhalten möge, dem Friedrichen von Preußen bei Olmütz einen schweren Schlag versetzt habe, wegen dem es wohl angebracht sei, Viktoria zu schießen und ein Tedeum zu singen. Was das letztere angehe, so wolle er es selber sogleich anstimmen und Gott danken, daß er es so gnädig mit dem Kaiserhaus und dem ganzen heiligen römischen Reich deutscher Nation gemeint habe.

Die in der Kirche waren, erhoben sich in froher Bewegung, als Seine hochfürstliche Gnaden wieder an den Altar gingen, diesmal ganz gesammelte Andacht, die schon darin zum Ausdruck kam, daß er sich andere Gewänder anlegen ließ. Und wie er im Dampfe der geschwungenen Weihrauchfässer, hoch erhoben, mit ausgebreiteten Armen: Te deum laudamus anstimmte, und wie die Glocken einfielen, da sangen Alle aus ganzem Herzen: Ja, wir loben dich, Herrgott, und dachten dabei: daß du uns von den Preußen gerettet hast. Und die Weiber blähten sich natürlich ordentlich, indem sie heimlich sagten: Nun also, was wäre jetzt, wenn wir geduldet hätten, daß die Mauerpförtchen vermauert wurden?

Vom Ende des Tages ist nicht viel zu sagen; beim Herrn Amtmann gab es im Jupitersaal einen kleinen Imbiß von warmen Pasteten und süßem Wein, dazu waren aber nur die gewichtigen

Persönlichkeiten geladen: die Stadtväter, zwei von den Klerikern, die Meister am Kirchbau, dazu der Herr Kantor und der Magister Liebetrau. Gegen den letzteren waren Seine hochfürstliche Gnaden äußerst huldvoll, Herr Güldenklang mußte jedoch einen wohlgesetzten Wischer einstecken, weil er nicht mit der neuen Kantate aufgewartet hatte. Dann fuhren die Kutschen vor und — ja, etwas ist also doch noch zu erzählen. Der Herr Amtmann hatte nämlich das Wort von dem Viktoriaschießen wie einen Stachel im Herzen gespürt, hatte heimlich den Georgstorwächter als Obersten der bewaffneten Macht kommen lassen und ihm aufgetragen, wenn Seine hochfürstliche Gnaden wieder abreise, dann das Geschütz auf allen Torbastionen abfeuern zu lassen. Alsbald waren aus den Kartaunen erst die Kugeln herausgezogen und dann Holzklötze hineingekeilt worden, und wie die Glocken nun wieder anhuben zu läuten, zum Zeichen, daß der Bischof und Herr nach Würzburg aufbreche, da wurden die brennenden Lunten aufgesetzt, und — Rums! Bomm! Bau! — donnerte es gewaltig los, dreimal, trotzdem es eigentlich viermal hätte donnern müssen, aber am Brüdertor ging das Untier nicht los, und erst eine halbe Stunde später, als Seine hochfürstliche Gnaden schon weit weg waren, etwa bei Vetterndorf, gab es noch einen gewaltigen Schlag — nun, in der Stadt wußte man jetzt wenigstens, wie es sein mag, wenn Krieg ist. Hinterher wurde ausgiebig getrunken und manche Frau bekam ihren Eheliebsten erst weit nach Mitternacht ins Bett.

16.

Das war also der zweite Sonntag nach Ostern, mit einem Stück Montag noch daran. Gegen sieben Uhr in der Früh an diesem Montag kamen oben bei der Kapelle der ‚Muttergottes mit der Weintraube' sieben Husaren heraus und hielten da, wo man auf die Stadt heruntersehen kann. Es war ein weicher Frühlingsmorgen und die Sonne jagte eben den letzten Nebel über dem Flusse davon. Der Rauch aus den Kaminen der Stadt war ganz golden und stieg gerade in die Höh.

‚Ist es das Nest, Korporal?', fragte ein alter, verwetterter Husar.

‚Ja, Matthies', erwiderte der, den er Korporal genannt hatte, ‚das ist es. — Trab!' befahl er gleich darauf und setzte sich an die Spitze.

Es ging die Landstraße hinab, im weiten Bogen, die Pferdchen liefen munter und warfen die Köpfe, die Reiter hatten die Karabiner auf die rechten Schenkel gestemmt und waren alle überaus guter Dinge. Der Korporal strich sich den kleinen gewichsten Schnurrbart in die Höhe und pfiff sich eins. So kamen sie in das Tal und

klapperten auf das Georgstor zu. Der Bach rauschte wie sonst, die Sägemühle wurde eben angestellt und Sankt Nepomuk auf der Brücke preßte wie sonst das Kruzifix verzückt an das Herz, so verzückt, daß er nicht merkte, wie unter seinem linken Arm ein Rotschwänzchen sein Nest gebaut hatte. Die Husaren merkten es übrigens auch nicht, sie sahen nur mit scharfen Blicken in ihr Ziel hinein: das Tor, die Gäule fest in der Hand und genau ausgerichtet, zu zweit nebeneinander reitend. Wie die Hufe auf dem Katzenkopfpflaster klapperten, hob der Korporal schweigend den Arm: da fielen die Pferde von selber in Schritt und standen dann bocksteif. Am Fenster der Torstube zeigte sich jetzt das dicke Gesicht des Georgstorwächters, das war ganz Erstaunen und Entsetzen.

Der Korporal schrie: „Herauskommen!‘ und der Alte war nicht umsonst Soldat gewesen, er gehorchte diesem Ruf, der zweifellos ein Befehl war, und kam heraus; den Rock hatte er noch nicht angezogen, dafür hatte er das Gewehr in der Hand, es war aber nicht geladen. Er wollte etwas sagen, bekam aber nur stotternd heraus: ‚Die Preußen, die Preußen —‘, da brüllte ihm der junge Anführer aber schon ins Gesicht: ‚Maulhalten‘, deutete mit dem Finger auf ihn und sagte:

‚Matthies, nimm dem Kerl das Ding weg und schmeiß es in den Bach!‘

Matthies riß ihm den Kuhfuß mit einem Ruck fort, — weshalb? Er hatte ihn doch garnicht festgehalten? — ritt damit die paar Schritt bis zur Brücke zurück und warf das gute Gewehr, als sei es ein Dreck, wirklich ins Wasser.

Alsdann sagte der Korporal:

‚Jetzt hat in der Stadt keiner zu befehlen, wie ich, als Korporal Seiner Majestät des Königs Friedrich von Preußen. Versteht Er mich? Macht Er irgend einen Versuch, dem Feind Nachricht zu geben oder Rottierungen zu verursachen, so wird Er erschossen. Verstanden?‘

Der gute Alte stand in seiner Verwirrung habtacht und sagte er dazu nicht auch: ‚Jawohl, nach Befehl?‘ Jedenfalls schien der feuerfresserische Korporal einigermaßen zufrieden zu sein, denn er ritt samt seinen sechs Husaren im Trab weiter. Der Georgstorwächter sah ihm mit offenem Maule nach.

Ja, sie ritten schlankweg die Gasse hinauf, kümmerten sich den Teufel um die Gesichter hinter den Fenstern, wie sie sein mochten, und nur einmal lächelte der Korporal ingrimmig, als nämlich plötzlich wie eine Furie ein Weib aus der Tür stürzte, zwei Bamsen, die da friedlich an der Stufe spielten, emporriß und, unter jedem Arm eins, wieder ins Haus schoß, indem sie aus vollem Halse schrie, als wären die Kinder von den Preußen schon halb gefressen.

Die trabten, als gehöre sich das so, rechts um die Ecke, die Marktgasse hinauf, beim Marktbäck und dem Brusttuch vorbei und hielten vor dem Schloß. Der junge Korporal stieg mit zwei Leuten ab, indem die übrigen ihre Gäule hielten und rasselte sporenklirrend ins Haus, fand auch des Herrn Amtmanns Amtsstube, als ginge er nicht zum ersten Male den Weg, und ohne auch nur anzuklopfen, riß er die Tür auf.

Der Herr Amtmann war gerade aufgestanden, aber nur um in dem großen Ohrenlehnstuhl die heißen Augen noch auf ein Stündchen zu schließen, der Schreiber war hinter seinen Akten ganz zusammengekrochen, um ja den Herrn Amtmann nicht zu stören. Da polterten die derben Schritte, näherten sich der Tür, und, in Erwartung, daß etwa doch gewagt werden würde, sie aufzumachen, fuhr der Schreiber hoch, die Hände abwehrend erhoben, in den Augen ganz amtliche Strenge — und mußte erleben, daß drei fremde Martissöhne hereinrasselten, der eine stellte sich stracks vor den schlafenden Herrn Amtmann hin, tippte ihn ohne Scheu vor die Brust und als der Gestrenge unwillig brummte, sagte der Mensch ganz laut:

‚Guten Morgen, Herr Amtmann! Die Preußen sind da!‘

Der gewichtige Mann tat zwar die Augen auf, aber er konnte sich nicht so recht in die Wirklichkeit finden, sah den Soldaten lange an, blickte in der Reihe umher, dann jedoch sprang er mit einem Satz hoch und rief:

‚Gottsdonner schlag mich nieder! Das ist Sebald Güldenklang!‘

Der Korporal entgegnete scharf:

‚Wer ich bin, geht Euch nichts an. Ich bin im Dienst und verlange, daß Ihr die öffentlichen Kassen herausgebt. Mein König braucht Geld!‘

Der Amtmann schlug ein wildes Lachen auf und rief:

‚So ist es recht! Das kitzelt deinen ruchlosen Sinn, hierherzukommen und deiner Vaterstadt Geld zu erpressen! So also kommst du wieder? Du trägst den Kopf hoch, weil du eine Affenjacke auf dem Leibe hast, und machst hochmütige Augen, und im Herzen zitterst du, daß ich dir nicht —.‘

Er machte einen Schritt auf den jungen Menschen zu. Der legte die Hände auf den Rücken und sprach:

‚Wollt Ihr mir um den Hals fallen? Spart es auf, ich bin jetzt im Dienst.‘

‚Eine Maulschelle will ich dir geben,‘ schrie der Amtmann erbost, ‚die dich in den Erdboden hineinschlägt, wenn du nicht schon aus Scham versinkst!‘

Und damit wollte er an ihn. Matthies aber und der andere Husar rannten ihm die Karabiner in die Seite und da er nicht nachließ, warfen sie ihn rücklings in den Lehnstuhl, Matthies setzte

ihm ein Knie auf den Bauch. Da tobte er mit schäumendem Mund:

‚Laßt mich los, Lumpen, greift ihr einen alten Mann? Und der Laffe steht dabei und grinst! Ich komme doch an dich! Muß ich auch einen so windigen Schreiber haben, der vor Angst in die Hosen macht! Pack zu, Kerl, und hilf mir, oder weiß Gott, ich lasse dich in Eisen legen!‘

Dem Schreiberlein war das Weinen nahe, wie er seinen Herrn so erbärmlich reden hörte, aber er machte doch einen Schritt vorwärts und streckte seine spinnebeindünnen Arme aus. Der Korporal schrie ihn nur an: ‚Rühr Er sich nicht, das rate ich Ihm!‘ und sofort knickte der arme Mensch zusammen.

‚Amtmann, gebt Ihr Euch gutwillig?‘, fragte der junge Anführer darauf.

Der Amtmann aber brüllte:

‚Nein! Nein und niemals!‘, und machte wieder einen wilden Versuch, freizukommen. Er hatte aber große Kräfte und die beiden Husaren hatten Mühe, ihn zu halten, da nahm der Korporal ihnen die Karabiner ab und sagte:

‚Bindet ihn auf dem Stuhle fest, er will es nicht anders.‘

Sie schnürten ihn fluchend zusammen wie einen Sack, es war ein gewaltiges Toben und mit einem Male kam die Frau Amtmann herein, stieß einen Schrei aus, als sie ihren Eheliebsten so vergewaltigt sah und machte Miene, die Hände aufzuheben und den Anführer zu beschwören. Das merkte der Amtmann und rief ihr zu, sie solle sich nichts vergeben und nicht etwa sich einfallen lassen, ein gutes Wort an den Räubersbuben zu verschwenden. ‚Sieh ihn dir genau an, kennst du ihn nicht? Es ist Güldenklangs sauberer Lümmel, der zurückkommt, um seine Vaterstadt zu schatzen!‘

‚Sebald!‘ rief die Frau Amtmann, ‚es ist der Sebald, wo hatt ich nur gleich meine Augen? Ja, aber Sebald, so sprich doch, was hat dir mein Eheherr getan? Hat er dich nicht auf seinen Knien reiten lassen, als du noch ein kleiner Bub warst? Geh schon her und reg mir den alten Mann nicht auf, der Medikus hat schon längst vor dem Schlagfluß gewarnt!‘

Erst schien es, als wolle des Korporals strenger Mund weich werden, dann aber begannen die Augen noch eins so wild zu flackern.

‚Scher sich die Frau Amtmann hinaus,‘ schrie der junge Mensch zum Hohnlachen des gebundenen Amtmanns, ‚hier hat sie nichts zu suchen, soll ich erst meinen Kerls befehlen, daß sie Sie vor die Tür setzen? Seine Majestät von Preußen befiehlt durch mich, daß die Kassen herausgegeben werden; was hat sich der Mann hier zu sträuben. wenn Seine Majestät befiehlt? Ich werde ihm preußische Zucht beibringen!‘



Peter von Cornelius/Gretchen vor der Mater Dolorosa



Da ging die Frau, der Amtmann aber rief:

‚Du spielst dich recht auf, Lausbub! Schaff mir erst den Offizier her, der dir kommandiert, damit ich mit meinesgleichen reden kann!‘

‚Der hier kommandiert, bin ich,‘ erwiderte der Soldat und strich sich den Schnurrbart, ‚meint Ihr, Seine Majestät von Preußen brauche mehr als einen Korporal und sechs Mann, um Eure lumpige, faule und verrottete Stadt in Schach zu halten?‘

‚Ein Korporal und sechs Mann,‘ murmelte der Amtmann vor sich hin, ‚Herrgott, sind denn nicht drei handfeste Gesellen da, die euch zu Brei hauen?‘

‚Nein,‘ lachte der Korporal, „Ihr seht, sie sind nicht da. Aber vielleicht rutschen sie in der Kirche auf Knien und betteln ihre Heiligen um Hilfe an.‘

‚Also den Glauben lästerst du auch,‘ sagte der Alte, ‚ja freilich, wie kann es auch anders sein?‘

‚Den Schlüssel zur Truhe her,‘ herrschte der junge Anführer den Schreiber an, ohne auf den Amtmann noch zu hören, der mit dem Kopf auf der Brust vor sich hinmurmelte. ‚Alert, soll ich Ihm Beine machen, Kerl?‘

‚Halten zu Gnaden, Herr Kommandant,‘ erwiderte das arme Wesen, ‚aber was den Schlüssel angeht, so verwahren ihn der Herr Amtmann selber.‘

‚Gebt Ihr ihn gutwillig?‘ fragte der Korporal über die Schulter hin den Amtmann. Der aber sagte: nein, er solle ihn sich suchen. Nun erging an die Husaren der Befehl, den Kasten, der in der Ecke stand, aufzuschlagen. Weshalb sollte die Truhe besonders gut verwahrt sein, wo doch kein Mensch daran dachte, daß einmal eine gewalttätige Hand an sie kam? Die Husaren hatten nicht viel Mühe, dann krachte der Deckel auf und die Kassen lagen da, jede mit einem Zettel, darauf stand, zu welchem Konto das Geld gehörte. Sie sollten nur alles auf den Tisch setzen, befahl der Korporal, und der Schreiber solle schreiben, was ihm diktiert werde. ‚Von dem Fürstlichen Hochstift zu Würzburg als Kriegskontribution erhalten: einhundertdreiundvierzig Gulden, sechzehn Kreuzer. Die Zollkasse mit dreiundzwanzig Gulden, sechs Kreuzer. Die freiwillige Kriegssteuer der Stadt mit zwölf Gulden, zwei Kreuzer. Die Baukasse der Haupt- und Pfarrkirche Sankt Georg: zweihundertvierundsechzig Gulden —.‘

Da wurde die Tür aufgerissen und der Herr Januarius Röck, Hochwürden, kam eilig herein. Er war barhaupt und atmete rasch. Den Husar Matthies, der ihm den Eintritt verwehren wollte, schob er mit beiden Armen sanft beiseite und lächelte dabei, als bitte er um Entschuldigung. Alsdann erhob er die Arme und sagte:

‚Sebald! Junge! Daß ich dich noch einmal sehe! Ach, geh' her, sperr dich nicht, laß dich schon embrassieren, wenn du auch bei den Preußen bist! Aber was ist? Du hausest hier ja wie ein Heide!'

‚Entschuldigt schon!' erwiderte der Soldat und starrte abgewendet und unter zusammengezogenen Brauen auf das Papier. ‚Ihr seht, ich bin beschäftigt. — Hat Er: zweihundertvierundsechzig Gulden? Nun weiter: es kommt die Almosenkasse — sechsundzwanzig Gulden —.'

‚Nein,' rief jetzt der Herr Amtmann mit lauter Stimme, ‚so sanft, Herr Pfarrer, kommt Ihr dem Satan hier nicht bei. Holt Euren stärksten Exorzismus hervor, das hier ist schlimmer wie anno sechsundvierzig bei der Bärbe, die der Teufel zwang, auf allen Vieren zu kriechen und wie eine Sau zu grunzen. Das hier ist schlimmer!'

‚Herr Amtmann,' erwiderte der Pfarrer, ‚Ihr irrt, ich brauche bei dem Sebald keinen Exorzismus. Ich lege ihm nur die Hände auf die Schulter und spreche: Sebald, lieber Junge, laß den Dreck da liegen, komm, wir wollen in dein Vaterhaus gehen!'

Da aber fuhr der Sebald wütend herum und rief:

‚Daß dich die Pest —! Wird hier nicht augenblickliche Ruhe, dann lasse ich alles einsperren! — Habt nur keine Sorge, daß ich etwa nicht in mein Vaterhaus ginge! Da habe ich auch eine alte Rechnung glatt zu machen, sorgt Euch nicht! Vorerst aber ist dieses Geschäft hier noch nicht fertig.'

‚Was der Junge pestieren gelernt hat,' erwiderte der Pfarrer und lächelte, ‚Gott steh mir bei! Aber sag, was willst du mit den armseligen Almosenkreuzern, die du da aufschreibst? Du willst doch nicht gegen die Armen Krieg führen?'

‚Jetzt gehören die Kreuzer dem Hochstift,' rief der Korporal, ‚deshalb nehme ich sie, und was die Armen betrifft, so sollen sie arbeiten. Almosen machen nur die Faulheit groß.'

‚Sieh einer an,' sprach Herr Januarius, ‚die preußische Weisheit, ja freilich, alle Welt zu einem Zuchthaus machen — weißt, Sebald, ich freue mich immer, wenn ich einen Bettler so recht von Herzen faulenzen sehe. Nun, denke ich, es trägt's schon noch, daß wir dich mit erhalten. Was sollten wir auch mit dem Überfluß anfangen? Auf Zinsen legen und die Leut plagen? Auf dem Geld, das man sich selbst überläßt, damit es arbeite, ruht kein Segen. Laß mich sehen! Das Kirchenbaugeld hast du auch aufgeschrieben? Ja, du schrecklicher Mensch, weißt du denn, was du tust? Um Sankt Georg, die Kirche, in der du getauft bist, in der du zum erstenmal Gottes heiligem Leib teilhaftig geworden bist, um diese Kirche recht prächtig zu schmücken, sind die Kinder herumgegangen

und haben gesammelt, viele Gesellen haben für ein Jahr auf ihren Lohn verzichtet, die Bäcken haben umsonst gebacken, die Fischer haben den Erlös eines Fischzuges gestiftet, Steine sind gefahren, Holz ist gefällt, alles um Gotteslohn, mehr wie eine Ehefrau hat ihren Brautschmuck hergegeben, damit er zu Geld gemacht würde, selbst der Zebedäus Leisegang, der alte Heide, hat ein Kästchen hergegeben — ja, Sebald, und von diesem Geld willst du nehmen, damit Gewehre und Säbel daraus gemacht werden?'

‚Vorher schien es,' erwiderte der junge Sebald, ‚als sähet Ihr Geld wie einen Dreck an. Scheint Euch aber doch sehr ans Herz gewachsen zu sein.'

‚Ja, dieses Geld freilich,' rief der Pfarrer, ‚das ist ja kein Haufen von Kreuzern — das ist ein Berg von Opfern und guten Werken, lade ihn dir nicht auf, guter Junge, er wird dich erdrücken!'

‚Ich habe nicht Zeit, zu schwatzen,' sagte der Soldat, indem er sich abwendete.

‚Ach! der guten Worte, die da verschwendet werden,' rief der Amtmann. Der Pfarrer aber ließ sich nicht beirren, sondern fuhr fort:

‚Nun laß mir schon das Baugeld, es ist so nur der Rest, und die Almosen laß mir auch, geh her und setz die Beutel beiseite! Wieviel macht es? Du sollst dreihundert Gulden dafür haben, die Bürger bringen sie in einer Stund zusammen.'

‚Ich werde es mir merken,' lachte der Korporal, ‚daß Ihr den Bürgern so viel zutraut; ich bin auch noch nicht fertig und werde noch einiges aus der Stadt herausholen. — Matthies, pack das Geld in die Mantelsäcke! — Wenn Ihr, Herr Pfarrer, so gewiß seid, daß das Geld wieder hereinkommt, was haltet Ihr mir nun eine so schöne Predigt, damit ich dieses hier nicht nehmen soll? Wollt Ihr Zeit gewinnen und habt nach bischöflichen Reitern geschickt?'

Herr Januarius Nöck sah ihn schmerzlich an und sprach:

‚Sebald, dringen meine Worte dir nicht ins Herz? Um deinetwillen flehe ich dich an, dieses Opfergeld nicht zu nehmen.'

Der Korporal aber schupfte nur die Schulter und trieb seine Husaren an, daß sie voran machten. Währenddem polterte es wieder vor der Tür und einer der Husaren, die draußen geblieben waren, kam herein und blieb, mit den Augen auf den Korporal gerichtet, stramm stehen. Der fragte ihn beiläufig, was es gäbe.

‚Es ist nur,' sagte der Mann, ‚weil da draußen so an die hundert sich zusammengerottet haben, und sie brummen, wir wissen aber nicht was. Zu Befehl, Herr Korporal!'

Da lachte der Amtmann und rief:

‚Aha, da pfeift's aus einem anderen Loch!' Und der Pfarrer

sagte: ‚Mein Gott, nur kein Blutvergießen wegen des lumpigen Geldes!‘

Der junge Korporal aber schnob den Husaren an und schrie:

‚Scher’ dich auf deinen Gaul und laß die Ochs’ brummen! Seid ihr preußische Husaren?‘

‚Es ist nur —‘ wollte der Mann nochmals anfangen, aber es hieß, er solle das Maul halten. Sodann wendete sich der junge Güldenklang zum Amtmann und sprach:

‚Meine Leute sind hungrig und durstig. Dazu haben wir Zeit, bis ein fettes Kalb abgestochen und gebraten ist. Gebt Anweisung, daß alles gerichtet wird.‘

Der Amtmann schüttelte den Kopf und sagte, nein, das tue er nicht. Da legte sich aber der Pfarrer ins Mittel und redete dem Korporal zu, er solle den Herrn Amtmann doch losbinden lassen und freigeben. Er stehe dafür, daß dann auch für einen guten Imbiß gesorgt werde. Ob der Sebald etwa meine, die Vaterstadt lasse ihn ungespeist von dannen reiten, wenn er auch gleich als Feind gekommen sei? Da ließ der Korporal den Amtmann losbinden; der war ganz steif geworden und rieb sich die Arme, wo die Halfterstricke eingeschnitten hatten.

Nun gingen die drei Husaren hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen, das Geld aber nahmen sie mit. Und wie sie hinauskamen, da war der ganze Markt schwarz von Menschen; viele davon waren bewaffnet. Sebald Güldenklang kümmerte sich nicht mehr um sie, als wären es Fliegen, die da wimmelten. Wie er aber im Sattel saß, siehe, da kam der junge Labenwolf vom Nonnenrain auf ihn zu und sagte: ‚Grüß Gott‘; ob der Sebald ihn denn nicht mehr kenne, sie seien zusammen auf dem Abcbänklein gesessen. — Und gleich waren auch noch andere da, die streckten auch die Hand hin, und der junge Korporal wußte sich durchaus nicht zu helfen und behauptete, er wisse nicht, was sie wollten, aber dann reichte er doch zögernd die Hand dar. Inzwischen aber riefen andere aus der Menge heraus, man solle die Preußen totschlagen, ein besser Werk könne man nicht tun. Mit einem Male stand der Amtmann in der Tür und schrie:

‚So, recht! Ich dachte schon, ihr fürchtet euch vor diesen sieben Strauchdieben! Alles Geld haben sie fortgeschleppt, Almosen, Kirchengeld — alles miteinander; gebt ihnen gute Schläge und ein paar blaue Bohnen obendrein!‘

Es war aber offensichtlich, daß die Schreier solche waren, die nicht zu den besten Leuten gehörten; denn was der Labenwolf und die rechten Bürger waren, die meinten, es werde sich wohl alles zum Guten wenden lassen. Auch der Stadtpfarrer beschwor den Herrn Amtmann, daß er sich mäßigen möge. Der aber, ganz blau

im Gesicht, tobte und hetzte nur noch ärger, und plötzlich tat es einen Schlag vom ‚Hirschen' her wie von einem Büchsenschuß, und eine Kugel schlug dicht neben dem jungen Güldenklang in die Mauer ein. Der Korporal zog blank, ließ die Husaren in einer Reihe Front machen und auf die Menge einreiten. Da gellten viele Schreie der Angst und alles pfropfte sich eilig in die Gassen hinein. Der junge Labenwolf und der Pfarrer waren, immer rückwärts gehend, mit ausgebreiteten Armen vor den Pferden her und beschworen den wütenden Sebald. Wie der Platz leer war, ließ der Korporal den Amtmann festnehmen und in das Verließ legen, dazu die Mitglieder des Rates, die sich gerade versammelt hatten; diese aber sollten wieder frei werden, wenn derjenige ausgeliefert würde, der den Schuß getan.

Sodann ritt der Sebald, nur von dem Matthies begleitet, im Schritt in die Hirschengasse ein; jetzt, sagte er, wolle er seinen lieben Vatter besuchen.

17.

Kantor Güldenklang wußte schon längst, daß Bellonens Atem seinen Sohn hergeweht hatte. Die Mädchen hatten gleich hinlaufen wollen, um ihn zu sehen, er hatte es ihnen aber verboten. Nun saß er allein und wartete. Ja, er verschwieg sich nicht, daß er auf seinen Sohn wartete, der Schrecken war auch gar nicht so groß gewesen, und überhaupt dachte er jetzt weniger daran, daß er einmal gesagt hatte, er würde mit ihm um die Dorothe wie mit einem rechten Nebenbuhler kämpfen. Vielmehr dachte er an einen Sohn schlechtweg, der einmal von Haus fortgelaufen war und nun wieder kam. Ganz gleichmütig wollte er auf ihn warten, aber mit dem Gleichmut war es auch nicht weit her: der Puls ging ihm rasch und die Finger trommelten unruhig auf dem Tisch. In der Küche hielten sich die Kinder wie Mäuse aneinandergedrängt und horchten auf jedes Geräusch in der Gasse.

Der, auf den sie alle warteten, ritt indessen auf seinem blanken Braunen ruhig durch die Gassen her, jedes Haus erkannte ihn wieder, blinzte ihm zu oder lachte ihn an, oder spähte neugierig; Menschen aber waren nicht zu sehen, und das ärgerte den Korporal ein wenig; er hätte es gern gesehen, wenn sie alle die Kappen vor ihm gezogen hätten. Trotzdem fühlte er sich ganz wie ein junger König, und er hielt sich so gerade, wie es irgend ging; die Schnurrbartspitzen, auf die er zuweilen heimlich schielte, standen wie Nadelspitzen empor; zuweilen ließ er auch sein Roß tänzeln und tat so, als koste es große Mühe, es zu beruhigen; denn er wußte, hinter den Fensterladen lauerten sie ja doch und musterten ihn. Wie er aber von der Güldenluftgasse in das Himmelreich

einbog, da begann sein Blut unruhig zu werden und der Atem ging ihm schwer. Er konnte von seinem Sattel in den väterlichen Garten sehen; da blühten Himmelschlüssel und Leberblümchen, und roch es nicht auch schon nach Veilchen? Die Knospen der Obstbäume wollten aufbrechen, sie waren jetzt schon weiß und rot. Da war das Haus, und der Türklopfer glänzte wie sonst blankgeputzt. Erst hatte Sebald gemeint, er solle Matthies hineinschicken und sich anmelden lassen, aber dann sprang er doch gleich selber ab, machte sich erst noch eine Weile am Zaumzeug zu schaffen und befahl dem Matthies mit lauter Stimme, den Sattelgurt fester zu ziehen, was das wieder für eine Schweinerei sei? — Aber schließlich mußte er doch den Türklopfer anschlagen. Indessen — es regte sich drinnen nichts. Sie wußten natürlich, daß er es war, der pochte; man tat ihm nicht auf — nun gut, so konnte er einfach wieder umkehren. Vielleicht legte er aber erst einmal die Hand auf die Klinke — und siehe, sie ließ sich niederdrücken und die Tür ging auf. Und wie so die Tür aufging und der Hausflur mit dem so wohlbekannten Geruch nach Äpfeln, alten Schränken, Lawendel und feuchtem weißen Sand ihn anhauchte, einem Geruch, der unlöslich mit Kindheitserinnerungen und, noch geheimnisvoller, mit erstem dunklen Erwachen des Bewußtseins verbunden war, da schien es dem Korporal, als springe ihm ein eiserner Reifen über der Brust entzwei, und er riß, rascher, als es eigentlich notwendig war, die Tür zur Küche auf, sah die Geschwister wie Mäuse aneinandergedrängt hocken, und das Liesgen heulte gleich los und flog ihm in die Arme, Marthe sagte: ‚Sebald!‘ und umhalste ihn auch und, wahrhaftig, seine Montur war schon ganz naß auf der Brust; nicht wahr, bei den Weibern sitzen die Tränen locker. Das Adamlein plärrte ganz aufrichtig, denn er kannte den gewaltigen Bruder nicht mehr. Aber, Potzkanon', er war doch nicht da, um in Rührung zu zerfließen, Potzblitz und Kanon'! ‚Ist der Vatter da?‘ fragte er mit rauher Stimme, und Marthe schob ihn wortlos gegen die weiße Tür mit den mullverhängten Fensterchen. Da gab der Sebald sich einen Ruck und trat sporenklirrend ein.

‚Grüß Gott, Vatter,‘ sagte er, ‚ich bin wieder da; als Königlich Preußischer Korporal.‘

Der Kantor antwortete mit leiser Stimme:

‚Ja, also grüß dich Gott, Sebald! Und als Korporal, schau einmal an! Aber es ist wohl nur ein Zufall, daß du nicht geradezu ein Räuber geworden bist. Gewöhnlich pflegt es so auszugehen. Und nun bist du wohl sehr stolz, daß du ein Korporal geworden bist? Um das zu werden, brauchtest du aber nicht heimlich zu entweichen. Ich hätte dich schon, wenn du es gewollt hättest, bei unserm Herrn in Würzburg untergebracht.‘

‚Es weiß doch der Vatter‘, sagte der Bub und reckte sich, ‚daß

ich mich eben nicht wollte gängeln lassen, daß ich etwas aus eigenem Wollen und eigener Kraft erreichen wollte!'

,Ja so,' machte der Güldenklang, ,also setz' dich her, wenn du nun erreicht hast, was du aus eigenem Willen und eigener Kraft erreichen wolltest. Da hast du dann auch wohl gewollt: deine Vaterstadt heimsuchen und schatzen?'

Ein scharfer und zorniger Blitz brach aus des Jungen Auge.

,Ja,' rief er, ,dieser Stadt schade ich mit Lust, dieser Stadt, die mich fast erdrückt hat mit ihrem stumpfen Gleichmut, ihrer zahnlosen Weisheit, mit ihrer faulen Behaglichkeit und dem Frömmlerwesen, das nur auf den Knien zu rutschen weiß! Ach, denk ich daran, wie Tag und Nacht mein jung heiß Blut aufschäumte gegen die lächelnde Gelassenheit! Kein Mut durfte sich regen, kein kühner Wille — was sage ich durfte —: darf sich nicht regen — immer ist das Urahnengestammel da: Komm nur erst in meine Jahre, dann legt sich das schon! Ja, — diese Stadt will ich heimsuchen und schatzen, und, bei Gott, mir ist leid, daß ich sie nicht niederbrennen kann wie einen Garten voll Unkraut! Dieser Stadt sollte ich dienen? Diesem Wesen ein Kaufmann, oder Apotheker, oder Musikus sein — weiß der Teufel, womit alles ich es versuchen sollte!' Er klirrte in der Stube auf und ab. ,Wie die breiten Dächer mir auf den Kopf zu fallen drohten, wie die Stille der Gassen mich einschläfern wollte, wie alles so am Schnürchen ging, und Schnürchen mit Schnürchen ineinandergeflochten war zu einem Netz, das jeden freien Schritt verstrickte! Die dicken, süßen Suppen, die gemästeten Gänse, das fette Geselchte, die dicken Bratäpfel — alles war mit im Bunde, hielt einen mit Begierde fest, damit es ihm nur recht wohl sei. Jetzt noch würgt es mir im Halse, ich möchte speien auf diese Stadt! Griff sie nicht schon wieder mit weichen Armen nach mir?! Was schwatz ich: Wärme! Wie es in einem Aas noch einmal laulich gärt, so ist diese Wärme. Vatter, ihr verwest ja längst und wißt es nicht!'

Um des Kantors Mund zuckte der Spott.

,Nein, das wissen wir freilich nicht,' sagte er, wurde aber gleich ernst und fuhr fort: ,Es ist aber gut, daß du einmal den Mund auftust; als du noch hier warst, hast du immer geschwiegen: nur aus deinen Augen sah ich den Haß reden. Ja — alsdann also fandest du bei den Preußen alles, was dir hier fehlte? Ich glaubte nur, da müßte man num gerad recht parieren und das Maul halten, und wenn hier alles am Schnürchen ging, so müßte dort alles an Ketten gehen? Aber die süßen Suppen, das konzedier' ich, die habt ihr freilich nicht, und die gemästeten Gäns nur, wenn ihr sie den Bauern wegnehmt.'

,Ja,' rief der Junge, ,beim König von Preußen geht es hart her. Aber Pflicht und Disziplin fordern es so.'

‚Hätte sonst einer von dir Pflicht und Disziplin verlangt,‘ erwiderte der Alte, ‚ja — da wärest du ihm wohl an die Kehle gesprungen.‘

Der Soldat sah seinen Vatter an, dann rief er:

‚Es kommt darauf an, wer die Unterordnung verlangt, das ist's! Da ist ein armer König, dem die mächtigen Reichen nicht erlauben wollen, daß er sich vom Boden erhebt! Und welch ein König! Der alles für den Untertanen tut, für brave und fleißige Untertanen, die auf ein neu Evangelium hören, die nicht genießen wollen, sondern arbeiten. Das Leben hat da einen scharfen und kühlen Atem, man saugt ihn ein wie ein belebendes Elixier. Muskeln und Hirne straffen und schärfen sich, ringsum ist klarer Tag, in den man taktmäßig, eins mit allen, hineinmarschiert, den Kopf steif aufgereckt! Da gibt es keinen Spuk in selbstgeschaffener Dunkelheit, da gibt es keine Heiligen, die davon leben, Bettel und Almosen zu vermitteln: selbst legt der Mann Hand an und schafft sich selber sein Leben. Ja, bei den Preußen ist wahrlich eine andere Welt!‘

‚Das merke ich wohl,‘ sagte der Kantor nachdenklich; ‚ihr meint, der Mensch könne alles allein schaffen oder im Verein mit den anderen Menschen; das Jenseits braucht man nicht, am besten, man wischt es aus wie ein Gekritzel, das ein Kind auf die Tafel geschmiert hat. Geh schon, Sebald, ihr dauert mich herzlich in eurer Armut. Singen könnt ihr auch nicht mehr, und die Künste sind bei euch tot. Alsdann wundert's mich schon gar nicht mehr, daß die Dorothe so arg viel um dich beten tut. Du brauchst es wahrlich.‘

Dem jungen Sebald stieg eine Röte ins Gesicht, sein Blick wurde innerlich.

‚Die Dorothe,‘ murmelte er, ‚die betet also für mich? Ja, was denkt sie sich? — Es sind doch schon drei Jahr her; — und sie ist noch nicht unter der Haube? — Meinetwegen?‘

Herrn Güldenklang wurde es unbehaglich; er gab sich einen Ruck und sprach:

‚Wegen deiner Rede, als verwesten wir bei lebendigem Leibe — das hat mich doch arg gekränkt, ich muß es dir schon sagen, Sebald! Bub, wir sind so springlebendig wie Forellen —. Schau, grad bauen wir Sankt Georg aus, jeder hat etwas zu den Kosten gegeben, nach seinem Vermögen und freiwillig. Und da entsteht nun ein wunderschönes Werk, farbig und hell; jedem Altar siehst du an, daß ein innerliches Kraftgefühl ihn ins Dasein geradezu hinausgeschleudert hat. Schau dir dem Ambros Berkhan sein Jüngstes Gericht an, ja, und den Reigen der Seligen; da ist ein toll überschießend Leben, da ist ein Schaffen grad aus dem Nichts heraus! Schau dir die neuen Schutzheiligen an den Ecken und über

den Türen der Häuser an: die möchten auffliegen vor innerem Drang! Und in Sankt Georg kommen auch noch bunte Fenster an die Reih, ein Regensburger Meister brennt schon die Gläser. Und wenn du einmal zuhören wolltest, wie wir jetzt Musik machen — eine jede Seel hat Flügel. Der Magister Liebetrau macht alte Pergamente lebendig, liegt Tag und Nacht am deutschen Herzen und horcht auf die Lieder, die ihm entquellen. Was mich angeht, so habe ich mich auch gerührt, das kannst du mir glauben; nur in der letzten Zeit —, aber das geht dich nichts an. Ja, Sebald, glaubst du wirklich, wir stinken schon vor lauter Tod? Neulich hat die Flut drei Häuser weggerissen, die Leut waren arm, lieber Gott, da hat es kein Wort gebraucht: wir bauen eben wieder auf. Nein, bei Gott, wir sind reich und lebendig. Aber ihr mit eurem neuen Evangel, ihr macht die Welt arm und kalt und stumm. Ihr werdet's wohl auf dieser Welt zu etwas bringen mit eurem klaren Kopf und den geschulten Fäusten, ich glaub's schon, aber paß nur auf! Ihr geht noch einmal nach dem Göttlichen, was ihr verjagt habt, mit der Laterne suchen. Der Luther hat angefangen mit dem Austreiben. — Weißt, vorig Jahr war ich in Nürnberg. Sind allesamt Ketzer da, du weißt schon. Da bin ich herumgegangen und hab die guten Werke der hohen Bildkunst angeschaut allesamt: Kirchen, Häuser, Bildtafeln, Figuren, Schreine, Fenster, alles. Und wenn ich hinsah, zu welcher Zeit das gemacht war, dann sagte keins: Die Ketzer haben mich gemacht. Ja, mich hat's gegraust in tiefster Seel, als ich das sah. Ja — doch, die dicken Türme und die festen Tore haben sie gemacht und viel Geld haben sie gemacht, arg viel Geld. Geh doch herum in deutschen Landen! Wo die luthrische Lehre hingekommen ist, da ist's wie ein Reif gewesen; vom deutschen Volksleben und seiner Kunst spürst nichts mehr.'

‚Was geht mich der Luther an?' murrte der Sohn.

‚Er geht dich schon etwas an, weil du ein Preuß geworden bist,' erwiderte der Vater. ‚Ihr schafft nur, was er angefangen hat. Auch habe ich mir sagen lassen, denen preußischen Theologen sei auch der Luther noch viel zu papistisch, und sie wollten auch das noch einreißen, was er hat stehen lassen. Und andere Gottesgelehrte, die wollen nur den Staat kennen, dies Menschenwerk, und sie sind stolz, daß der König sie kommandiert wie Rekruten: rechtsum, linksum, die Fuchtel dem Kerl, der nicht pariert!'

Der Korporal Sebald stand unwillig auf und sagte:

‚Ich verstehe mich nicht auf das Treiben der Theologen und die Kunst geht mich schon gar nichts an. Ich bin Soldat.'

‚Gehört alles zusammen,' lachte der Kantor, ‚und wo der rechte Glaube fortgeht, da nimmt er das Beste mit, was es auf der Welt gibt, und läßt nur die trockene Klugheit da. Schau dir auch mal das ganze Franken an und alles Deutschland, wo es den Glau-

ben wieder hat — du kommst ja weit herum mit deinen Buschkleppern — o, fahr nur nicht hoch, hernach kannst du reden! Ja, also, wie der Glaube wiederkam, da brachte er auch die hohe Kunst wieder mit. Schau nur, wie jugendlich kraftgeschwellt so eine neue Kirche ist! Man sieht ordentlich, wie die geistigen Muskeln gespielt haben! — Ich mein' nur, du mußt schon entschuldigen: Verstecken brauchen wir uns nicht gerad, wir hier unten!'

‚Wenn ihr so jung und stark seid,' sagte der Sebald scharf, ‚da wundert's mich nur, daß ihr mich und meine sechs Kerls nicht in die Pfanne gehauen habt? Ein bißchen Krakeel, das war alles, und, daß ich's nicht vergeß: ein Haufen Ermahnungen vom Pfarrer!'

‚Was willst du?' sagte der Kantor; ‚ich weiß nicht, wie es gewesen ist, aber sie haben sicher alle gedacht: Da sind nun so sieben Räubersbuben gekommen und wollen Geld. Alsdann — laßt sie schon mit dem Lumpengeld laufen: die armen Luder kennen ja so nichts Besseres!'

Da würgte der Junge in seinem Halse sichtlich an dem bitteren Brocken und wollte etwas sehr Böses sagen, aber der Vatter legte ihm die Hand auf den Arm und fuhr fort:

‚Daß du's nur weißt! Ja — und eh ich's vergeß: eine solche Höllteufelsgarstigkeit brauchst auch noch lange nicht daherzureden, daß du Soldat bist und alles sonst dich nichts angeht. Erlaub schon, du schaust schon auch nach rechts und links, du bist doch mein Sohn! Aber der preußische Geist besitzt dich schon recht brav und redet aus dir. Ich weiß schon, ihr seid Soldat, oder Richter, oder Beamter, und ich weiß nicht, was sonst noch, aber ihr seid das und sonst nichts. Ich versteh schon, da könnt ihr in eurem Handwerk wohl vorankommen und uns ein Muster sein. Ich versteh schon. Aber das Menschentum geht dabei zum Teufel, das runde, warme Menschentum. Schau, wir wollen eben nur Menschen sein; was wir treiben, ist dabei gleichgültig, nur daß auch dieses dann von dem runden, warmen Menschlichen durchtränkt ist. Daher kennen wir auch keine Canaille und schauen nicht einer auf den anderen herunter: Mensch ist Mensch. Sebald, glaub mir, ich will dir gar nicht zureden, daß du wieder zurückkehrst, nein, bleib nur da, wo du mit freiem Willen bist! Den Süddeutschen wirst du ja doch nicht wieder los. Aber es wundert mich bloß, weil du deinen Preußen dich mit Leib und Seel verschreibst, in der Meinung, ihnen zu helfen. Du könntest ihnen ganz anders helfen, wenn du sie mit deinem Frankentum bereichertest, eine Brücke wärest zwischen hüben und drüben, ihnen bewiesest, daß Preußen nicht Deutschland ist. Verstehst du, wie ich es meine? Ja — und vielleicht brauchen auch wir unten einen Schuß preußisches Wesen im Blut; wir sind aufeinander angewiesen, wir brauchen uns irgendwie gegenseitig.

Deshalb wollen wir uns auch nicht übereinander erheben, nicht wahr, Sebald? Stehen wir nun klar zueinander?'

Aber ehe der junge Korporal antworten konnte, entstand vor der Tür ein Geflüster und darauf pochte es leise an.

18.

Ja, es pochte leise an und als die Tür aufging, kam die Dorothe herein mit Augen, die wie Feuer in Nebeln brannten, hob die gefalteten Hände erst Herrn Güldenklang entgegen und fiel dann dem Sebald in die Arme wie eine reife Frucht. Dem Sebald stieg es glühend auf, als das Stück warm Leben weich an seiner Brust lag, und er sagte mit gepreßter Stimme:

‚Dorothe! Wie bist du so schön geworden!'

Da nahm der Kantor schmerzlich Abschied von einem schönen Traum, packte in zorniger Liebe des Sohnes Arm und rief:

‚Sebald! Wenn du jetzt noch nicht weißt, was dir die Heimat ist, dann ist dir nicht zu helfen! Eigentlich verdienst du die Dorothe gar nicht, es ist schon so. Aber ich will dem lieben Gott nicht ins Handwerk pfuschen. Daß du mir dem Mädel nicht weh tust!'

Und damit ging er schnell hinaus.

‚Dein Vatter,' flüsterte Dorothe, ‚ist ein herrlicher Mann; ich liebe ihn von ganzem Herzen.'

‚Und ich?' fragte der Bub und versuchte ihr ins Gesicht zu sehen.

Sie aber hielt es noch immer an seiner Brust verborgen und antwortete:

‚Du, Sebald? Du bist doch der, um deswillen ich lebe!'

‚Ach,' sagte der Soldat darauf, ‚mir scheint wirklich, als verdiente ich dich nicht. — Was ist denn? Erwache ich jetzt aus einem Traum, der lange Jahre gewährt hat? Bin ich denn noch der preußische Korporal, der mit Lust ausritt, um in seiner Vaterstadt groß zu tun? — Dorothe, sieh mich an, hatte ich dich denn ganz vergessen? Torheit! Torheit! Ich sah oft einen Turm ragen, auf dem du hoch über den Menschen wohntest. Wie ich hierher ritt, da war es mir immer, als zöge mich etwas; ich meinte, es sei der Haß, aber vielleicht war es etwas ganz anderes.'

‚Du Guter,' sagte Dorothe leise und hob ihm ihr Gesicht entgegen; es war ganz verklärt. Da wurde es dem Sebald ganz wundersam zu Sinn und er hätte sie nur immer anschauen mögen. Aber die halbgeöffneten Lippen in ihrer köstlichen Reife lockten zu sehr, er nahm sie sich in einem langen Kuß zu eigen, der nichts Wildes und Drängendes hatte; eine große Ruhe umgab ihn wie ein friedliches Licht.

Auf der Gasse wieherte ein Roß. Da riß sich Sebald los und sagte:

‚Was soll nun werden? Dem König habe ich geschworen, und ihn lasse ich nicht. Draußen ist Krieg; niemand weiß, wie lange er dauert. Meine ganze Seele fliegt Friedrichen zu, weil er nicht untergehen will. Ein Mann! Ein Mann, der in einer feindlichen Welt steht und mit einem verbissenen Lächeln schweigend sich wehrt. Zu Friedrichen muß ich wieder, ich hätte keine Ruhe bei Tag und Nacht, wenn ich ihn ließe. — Ach, und das stürmische Leben mit raschen Heerzügen, atemlosen Ritten, mit dem Knallen des Geschützes und der Raserei des Einhauens! Wenn die Trompeten zur Attacke blasen und die Gäule die Nüstern blähen, wenn die herrlichen Märsche erklingen und es wie das Wehen von Adlers Schwingen um meine Stirne ist! Da ist ein Leben, erhöht und erleuchtend; tief unten bleibt die graue, genügsame Erde liegen, und ich fliege darüber hin! — Willst du mich halten, Dorothe? Du kannst mich nicht halten! Ich säumte schon zu lang! Ich kann nicht bleiben! O, du süßes Wesen, das ich so bald wieder verlassen muß!‘

‚Sebald,‘ erwiderte das Mädchen und sah ihn frei an, ‚ich bin ein Vogel, der auf den Zinnen groß geworden ist. Dieser Vogel kann nicht im Hühnerhofe scharren. Ach, mein Liebster, was sorgst du dich! Willst du mich haben, so fliege ich mit dir!‘

Der Bub blieb stehen und sagte erstaunt:

‚Du weißt nicht, was du sprichst.‘

‚Aber das Herz gibt mir ein, so zu sprechen,‘ rief Dorothe. ‚Ich kenne deinen König nicht, ich liebe ihn nicht und hasse ihn nicht. Aber mein Liebster liebt ihn, sollte mir das nicht genügen? Setz mich in einen Winkel, mein Herz aber soll mit dir fliegen; du wirst seine Wärme fühlen, wenn du frierst; du wirst sein Blut schmecken, wenn du hungerst; sein Rauschen wird dem Rauschen deines Blutes antworten, wenn du in den Kampf gehst; und nie, nie wird es sich schwer an dich klammern; bebt es, du wirst es nicht spüren; nur seine Gebete werden stark sein. Wie eine schützende Wolke werden sie dich umgeben, wenn die Kugeln nach deinem süßen Blut gieren. Und kommst du dann wieder zu deiner Dorothe, so wird sie längst aus ihrem Winkel aufgestanden sein und festlich dich erwarten, mein Sebald! Weißt du nicht mehr, wie wir die deutschen Heldenbücher zusammen lasen? Ich sollte dich halten? Mit dir will ich gehen, wohin immer es sei!‘

Sebald packte sie verzückt bei den Schultern und rief:

‚Dorothe! Was ist in dich gefahren? Da ist auf dem Georgsturm wahrlich ein seltener Vogel flügge geworden!‘

‚Ach, mein Liebster!‘ erwiderte das Mädchen, ‚ich habe ja auf das Leben gewartet so lange Jahre! Vergiß auch nicht, daß der Vatter mich mit seiner hohen Musika wie mit glühenden Gedanken und einer unbändigen Lust am Fliegen gefüttert hat! Oft, wenn er von mir gegangen war, und ich schlafen wollte, dann war mir,

als beginne mein Bettlein sich zu heben und rauschend dahin zu fahren wie auf Fittichen in Glanz und Sturm. Der herrliche Vatter! Du warst ja noch ein unbändiger Bub, als du fortliefst; jetzt aber, meine ich, du müßtest ihn auch so recht von Herzen lieb haben.'

,Ich bin noch immer der unbändige Bub,' sagte der Sebald, ,und bereit, noch einmal fortzulaufen. Dennoch — ich habe ihn lieb, Dorothe! Was er mir vorhin sagte, daß ich das preußische Wesen mit meinem Frankentum bereichern könne, das ist wohl sehr weise, und ich fühle schon, das Süddeutsche ist mir doch unauslöschlich in- und eingeboren; ich komme davon nicht frei, ich habe es gefühlt, heute, als ich in das Himmelreich einritt. Preußen und Süddeutsche, die brauchen einander, es ist schon recht. Aber ich bin zu jung, um vor einer Weisheit mich wehrlos zu beugen, dieses geklärte Wesen weckt in mir den Rebellen. Aber einmal, vielleicht, werde auch ich still, wenn ich auch einen Buben habe —, Dorothe, ich faß es nicht, daß es so sein könnte! Und du willst wirklich mit mir gehen? In einer grauen preußischen Garnison auf mich warten als mein Weib — bei Kommißbrot, Roggenmehlsuppe und dünnem Kovent! Graue Not in einer grauen preußischen Stadt — dazu hast du den Mut? Und die Soldatenweiber: Geier, verwilderte Hühner, ach, das Gesindel um dich her, Dorothe!'

Das Mädchen lachte ein leises, gurrendes Lachen und sagte:

,Das alles sollte mich kümmern, Sebald? Das alles verwandelt sich ja, indem ich es nur ansehe. Kränke ich dich je mit einer Mißlaune, — das sollst du mir vorhalten, und ich wünschte, es wäre mein letzter Tag.'

Da warf sich der junge Korporal auf des Vatters Kanapee und riß die Dorothe auf seinen Schoß und diesmal küßte er sie so wild, daß das Weiblein in seinen Armen irdisch und himmlisch zugleich zu glühen begann und immer mehr zu trinken sich drängte von der brennenden Süße, die aus seinen Lippen ging. Aber es war nicht ihr eigen verschlossen Kämmerlein, in dem sie sich hatten, und grade, als sie einen Vorgeschmack des höchsten Glückes verspürten, drang Gemurmel von draußen herein, das ihnen freilich so unwesentlich schien, als gehe es sie überhaupt nichts an. Indessen mußten sie wohl oder übel in die Wirklichkeit zurückkehren, denn Herr Januarius Nöck war der erste, der die Tür aufriß, und hinter ihm drängten sich die Köpfe von einem halben Dutzend Bürger. Dem Hochwürdigen aber blieb der Mund offen stehen, als er das sah, was er sah; war ihm denn nicht, als habe es die Dorothe mit dem Vatter?

,Das ist ja —!' brachte er schließlich heraus und dachte dabei: Gott erhalte mir meine Menschenkenntnis! — Das Liebespaar stand nun mit unwirklichen Augen da, und Sebald legte sich gedankenlos die Attila über der Schulter wieder zurecht. Da sagte der Pfarrer:

‚Nun also, da kann ich wohl nichts anderes tun, als vorerst meinen Glückwunsch anbringen. Die Dorothe! Der Sebald! Ja, rechtes Gottesglück beide miteinander! Nun fühle ich schon, wie mein Herze froh wird.‘

‚Was gibt es?‘ fragte der Korporal und er war jetzt wieder ganz Korporal.

‚Wie das gleich aus einem andern Ton im Handumdrehen pfeift,‘ sagte der Hochwürdige bewundernd, ‚jetzt ist er wieder ganz der Preuß, fein hat er es schon heraus. Ich, wenn ich mich in den Beichtstuhl setz, mit mir hat Gottvater immer erst lange eine schwere Not, daß ich nicht zu den Sündern sprech: Ja, ja, ich weiß schon, ihr seid allzusammen arme Ludern, gehet hin und sündiget nicht mehr!‘

‚Was beliebt dem Herrn Pfarrer?‘ fragte der Sebald streng, aber um seine Augen war doch ein leises Spiel, als lächerte es ihn.

‚Alsdann, Herr Korporal,‘ erwiderte Herr Januarius und der Schatten eines Schälkleins sah ihm über die Schulter, ‚Ihm gehorsam zu melden, daß diese guten Bürger hier den aufgegriffen haben, der auf dem Markte den Schuß getan.‘ Gleich aber war er ganz ernst und fuhr fort: ‚Es ist ein junger Knecht vom Fischerufer, noch nicht trocken hinter den Ohren.‘

‚Man soll ihn binden und ins Verlies sperren,‘ befahl der Korporal, ‚zum Amtmann hinein, der ihn mit seinen Reden aufgehetzt hat. Der Rat ist frei von Stund an.‘

‚Und was wird mit dem Amtmann und dem Fischerknecht geschehen?‘ fragte der Pfarrer.

Ihm wurde die Erwiderung: ‚Ich werde sie mitnehmen; sie kommen vors Gericht. Und nun,‘ sprach der Sebald weiter, ‚dank ich auch dem Herrn Pfarrer geziemend vor seinen Glückwunsch. Und das Baugeld und die Almosenkasse, die will ich wieder herausgeben, denn diese hier‘, damit sah er Dorothe an, ‚diese hätte mir deswegen doch keine Ruh gelassen.‘

Die Jungfer sah zu ihm lächelnd empor und sagte:

‚Wegen dem Herrn Amtmann und dem Fischerknecht laß ich dir auch keine Ruh, aber schon gar keine, daß du's nur weißt.‘

‚Das wird sich schon geben,‘ erwiderte der Korporal, weniger zu seiner Liebsten wie zu den Bürgern gewendet, die denn auch mit unterdrücktem Geflüster abzogen. Der hochwürdige Herr aber schickte der Dorothe einen aufleuchtenden Blick aus seinen englischen Augen zu. Es kam nun indessen der Kantor wieder herein, sehr erregt und mit unruhigen Händen.

‚Nun?‘ grollte er das Paar an, ‚seid ihr in der Reih?‘

‚Braucht Ihr einen Zeugen dafür,‘ rief der Pfarrer, ‚so bin ich es. Aber als ich sah, was ich sah, da meinte ich doch, ich sollte keinen Schnaufer mehr tun.‘

‚Und was soll nun werden?‘ grollte der Kantor weiter.

‚Ja — Vatter,‘ erwiderte Sebald mit einiger Verlegenheit, ‚die Dorothe will gleich mit mir. Heute noch muß ich wieder davon, denn morgen ist Rendezvous, wo, das dürft Ihr nicht wissen. So, wie sie geht und steht, will sie mit.‘

Er schaute die Dorothe ganz verliebt an, die aber meinte, daß sie doch wohl nicht so ganz wie eine Landfahrerin ausziehen werde, ein oder zwei Bündel des Nötigsten wolle sie schon auftreiben.

‚So,‘ sagte der Kantor zum Sebald, ‚so hat es also den Anschein, als hättest du nicht nur ein wenig Lumpengeld und ein wenig befriedigten Lumpenstolz mitzunehmen. Ah bah,‘ machte er, ‚schwätz nicht dawider und rolle die Augen. Und davon, daß die Dorothe mitgeht, wie sie geht und steht, kann keine, aber schon gar keine Rede sein. Marthe! Liesgen!‘ rief er, ‚daher kommt ihr und schaut euch die Beid' an, die ein Paar abgeben wollen, — und heult nur gleich, so ist's recht! Maulschellieren müßt man euch allsamt. Marthe, bald du noch ein wenig Vernunft beisammen hast, so geh an die Truhen und hol heraus, was etwa ein jung Eheweib am nötigsten zum Hausstand braucht. Und daß du mir in der Rauchkammer brav Umschau hältst, damit ich nachher nicht so viel Geselchtes und Gänsbrüst' herumhängen seh! Ich hab' von meinem Herrn Sohn gelernt und das Fette steht mir bis dahin und das Magere auch. Aber deshalb soll die Dorothe doch bei die Saupreußen keinen Mangel nicht leiden. Maul halten die Dorothe, dahier red' jetzt ich! Und die andere Kröt' soll springen, daß mir der Meister Wagner hergeht. Das Kütschlein im Stall ärgert mich schon längst; er soll's schnell herrichten oder ein höllheißes Gewitter von Baßoktaven soll ihm über den Schädel kommen. Geschwind, tummelt euch umeinand! Bei die Preußen heißts: Eins, zwei!‘ — Alsdann der Pfarrer: ‚Ja, haben die zwei hier schon an die notwendige christliche Kopulation gedacht? Nein? Natürlich nicht, laufen zusammen wie zwei Tier —.‘

Die Dorothe hielt es für angebracht, jetzt ein bittend-demütiges ‚Vatter!‘ in sein Toben zu sagen, da verschüttete sie es aber ganz. ‚Bald du noch einmal etwas sagst,‘ rief er, ‚oder mit deinen Höllteufelsaugen mich noch einmal so süß anschaust — hernach ist es mit uns ganz aus. Hätt dir überhaupt mehr Lieb — zur heiligen Musika zugetraut, als daß du davonlaufst von — von der schönen neuen Orgel. Ja, schon recht — ich weiß alles, aber das sage ich dir gleich, kopuliert müßt ihr sein, der König von Preußen kann warten, der Herrgott aber nicht. Was meint der Herr Pfarrer?‘

Der Herr Pfarrer atmete erst einmal auf, weil der Güldenklang mit seinem Donnern nachließ — war so gar kein goldener Klang dabei.

‚Je nun,‘ sagte er, ‚ich hab schon eh daran gedacht, wie es zu

machen sei. Die Dispens von Würzburg kommt schon nicht mehr zurecht, aber ich nehm's dennoch auf mich. Holt mir nur die Zeugen zusammen! An mir soll's nicht fehlen, daß die zwei als rechte Eheleut nach Preußen kommen.'

Alsbald ging nun eine wilde Hetz los, der Kantor war hinter der Marthe und dem Meister Wagner her, wie Satan hinter den armen Seelen, dann schnob er zum Roßkamm am Brüdertor und handelte um einen braunen Wallach; kann ihn ja nachher die Dorothe zu Geld machen, o jämmerliches Leben! Der Sebald raste nach seinen Kerls; die waren schon alle pumpenvoll bis oben hin, denn die Bürger hatten ihnen brav gespendet. Und dann mußten die Zeugen her, Herrgott noch einmal! Die Dorothe war auch in einer Aufregung, nur der Herr Amtmann und der Fischerknecht, die hatten Ruh; aber wie die Menschen so sind, sie freuten sich nicht einmal darüber, sondern horchten nur immer nach der Eisentür.

Die ganze Stadt wirrte durcheinander. Aber schließlich kam doch Ordnung in das Her und Hin, und es floß alles langsam nach Sankt Georg ab. Der tat seine gewaltigen Mauern auf, wie einen Mantel und hüllte darin alles festlich ein.

Nun aber begab es sich, daß der Kantor sagen ließ, sie sollten nur den Regens Chori von den Mönchen holen, er könne nicht spielen kommen, denn er habe sich etwas verrenkt. Da ließ Dorothe ihren Liebsten stehen und ihren Vatter und Vatters Bruder, die auch als Zeugen gekommen waren, — die Mutter war wieder arg wunderlich und saß unter der Susanne ihrem dicken Glockenrock, weil die ja doch nicht geläutet wurde, — Dorothe also machte sich mutterwindallein auf und ging durch die menschenleeren Gassen dahin, wo Herr Güldenklang nun ganz allein im öden Himmelreich saß. Und wie sie ihn so jämmerlich sitzen sah, mit verwühltem Haar und versteintem Gesicht, da warf sie sich zu seinen Füßen hin und weinte auf seine kalten Hände herzbrechend und wild. Er murmelte nur aus zusammengebissenen Zähnen zuweilen ein schmerzenheißes ‚Dorothe', sonst war es ganz still; ganz lange ganz still.

Endlich sprach die Dorothe:

‚Liebster Vatter, laß dich bitten, — ich kann nicht gehen ohne deinen Segen, — den sprich in Tönen über mich, daß mein Herz das Singen nicht vergißt! Gib mir ein Lichtlein mit in der Seel, damit ich anleuchten kann, was um mich ist in der Fremde. Vatter, liebster Vatter!' —

‚Komm!' antwortete Herr Güldenberg mit abgewendetem Gesicht. —

Nun führte er sie stumm und feierlich, als tue er einen Opfergang, führte sie aus dem stillen Himmelreich heraus, durch die

Güldenluftgasse, durch die Hirschengasse auf den weiten Markt, der sah sie beide an wie eine fremde Welt.

In der Kirche aber gab er sie her, dem Sohne in die Hand, mit einem großen und fast überirdischen Lächeln, dann stieg er auf die Orgel, die neu und jungfräulich seiner Inbrunst harrte. Und sie wurde ihm ein gewaltiger Mund, sie wurde ihm eine Heerschar von Mündern, schmerzvollen, jammernden Mündern, Mündern, deren Stimmen vor innerlichen Tränen bebten, und Mündern, die doch schließlich klar und inbrunstvoll schwingend im Entsagen wieder das Singen lernten, nachdem Gott sie von trüber Schmerzlichkeit gnadevoll gereinigt hatte. ‚Herr, dein Wille! Du aber wirst es wohl machen! Hosanna dir in Ewigkeit!‘ —

Ja, laßt sie hingehen, zu den Preußen, mit ihrer Mission, die sie vielleicht gar nicht klar fühlen, aber das schadet nichts. —

Später nun, wie alles vorüber war — nein, so eine Hochzeit hatte die Stadt noch nicht erlebt und selbst der Georgstorwächter rief ‚Vivat‘, als sie zum Tore hinausritten und fuhren, denn er spürte schon gar keinen Groll mehr und den Kuhfuß würde er sich schon wieder aus dem Bach fischen, das Wasser war nicht so tief — ja, wie also alles vorüber war, da ging Herr Güldenklang in seinen Garten und stieg die schwankende Stiege zu seinem rosa getünchten Lusthäuschen auf der Stadtmauer hinan. Da konnte er weit ins Land sehen, das lag im Frühlingsabendlicht.

Und er sah die Straße sich schwingen und sah die Rosse traben und das Kütschlein rollen, in dem die Dorothe saß. Ach, wie schnell sie waren! Das arme Herz konnte gar nicht so schnell mit und hing sich hinten schwer an das Kütschlein; das aber rollte behend. Behend rollte es auf die Höhe, hinter der Kapelle der ‚Muttergottes mit der Weintraube‘ kam es noch einmal hervor, dann tat der Föhrenwald sich schweigend zusammen.

Da sagte Herr Güldenklang laut:

‚Leb wohl, Dorothe!‘ und stützte den Kopf in die Hand. —

Das Kütschlein rollte aber immer weiter mit der Dorothe, die darin saß, und dem Herrn Amtmann und dem Fischerknecht. Und alsbald kam der Abend und es wurde dunkel, der letzte Wind rauschte in den Föhren. Und wie es dunkel war, da sprach die Dorothe:

‚Nun leb der Herr Amtmann wohl, und auch du leb wohl, guter Knecht.‘

Und alsbald, siehe, da glitt links ein Schatten aus dem Kütschchen und rechts einer. In den Föhren aber war es wie ein gedämpftes Lachen.

(Schluß folgt.)

Über die Bedeutung von Einsteins Relativitätstheorie / Von Josef Schnippenkötter

Dem Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift, über die Einsteinsche Theorie einen Artikel zu verfassen, ‚der dem Laien, wenn er ihn auch nicht bis in die letzten Zusammenhänge der Theorie eindringen läßt, doch das Auge für ihre Bedeutung, besonders was unsere Anschauung von Raum und Zeit betrifft, öffnet', kann nur mit erheblichen Schwierigkeiten entsprochen werden. Diese Schwierigkeiten sind zweifacher Art. Einmal ist es — man sagt wohl nicht zuviel — geradezu eine Unmöglichkeit, die eigentlichen Kerngedanken der Einsteinschen Schöpfung ohne Voraussetzung von Kenntnissen in der Mathematik und ihrer Formelsprache ans Licht zu stellen. Das zweite Bedenken liegt in der damit verbundenen Gefahr, Über- oder Unterschätzungen dieser Theorie heraufzubeschwören, deren Bedeutung heute sogar zum Gegenstand seichter Tagespublizistik geworden ist. Bei den tiefgreifenden physikalischen Abänderungen mehrerer Grundbegriffe, die auch philosophischer Forschung unterliegen, muß dabei ein ganz gerütteltes Maß schriftstellerischer Verantwortlichkeit obwalten. Frühere Erfahrungen mit neuen naturwissenschaftlichen Theorien oder Prinzipien, die philosophischer Ausdeutung, oft sogar ungerechtfertigter Ausbeutung unterlagen — es sei erinnert an die Deszendenztheorie, an das Prinzip der Erhaltung der Energie, an das Prinzip der Vermehrung der Entropie u. a. — mahnen zur größten Besonnenheit.

Ich muß darauf verzichten, den vielen schon vorhandenen Darstellungen der Relativitätstheorie eine neue hinzuzufügen.* Es seien hier in großen Zügen nur die philosophisch-physikalischen Hauptgedanken der Theorie herausgestellt, zugleich mit dem Versuch, diese an die richtige Stelle im Wissenschaftsganzen hinzustellen. Wenn wir dabei die wichtigsten Versuche wiedergeben, die schon gemacht sind, um die Ergebnisse und Probleme der Relativitätstheorie philosophisch zu verwerten, so wird sich dadurch gleichzeitig ein lehrreicher Einblick in philosophische Gegenwartsströmungen erzielen lassen können.

---

* Die Literatur ist fast unübersehbar geworden. Als beste gemeinverständliche Darstellung ‚Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie' darf bis jetzt noch immer die von A. Einstein selbst gelten (Vieweg-Braunschweig, 5. Aufl. 1920. 83 Seiten). Abgesehen von der Authentität des Inhalts, findet sich darin das Wesentlichste überaus klar und treffend hervorgehoben. Es ist aber auch diese gemeinverständliche Darstellung kein Büchlein zum leichten Lesen, sondern zum Verarbeiten der sachlich kurz und ohne unnötiges Beiwerk skizzierten Hauptgedanken. ‚Die Lektüre — sagt Einstein selbst im Vorwort — setzt etwa Maturitätsbildung und ziemlich viel Geduld und Willenskraft beim Leser voraus.' Den Laien kann zu einer allerersten und allgemein gehaltenen Orientierung die noch kürzere und übersichtliche, z. T. in schöner plastischer Sprache gebotene Darstellung von A. Pflüger (Das Einsteinsche Relativitätsprinzip. Gemeinverständlich dargestellt. 5. Aufl. Fr. Cohen-Bonn 1920. 32 S.) empfohlen werden.

Um die Bedeutung des Relativitätsprinzips zu verstehen, ist ein Einblick in die Methoden physikalischer Forschung unerläßlich. Die Physik hat zwei Quellen der Forschung: Erfahrung und Theorie; Erfahrung durch Beobachtung und Experiment, Theorie durch die gedankliche, und zwar durchweg mathematische Bearbeitung des Erfahrungsmaterials. Der Philosoph und insbesondere der Erkenntnistheoretiker stellt über das gegenseitige Verhältnis von Erfahrung und Theorie immer wieder seine Untersuchungen an, und die Bewertung dieses Verhältnisses fällt oft recht verschieden aus. Die Physik hingegen geht ihren methodischen Weg, man möchte sagen instinktiv, unabhängig von den meist nachträglichen erkenntnistheoretischen Deutungen. Erst die angewandte und erfolggekrönte Methode wird dann dem Philosophen zum erkenntnistheoretischen Problem.

Man kann auch sagen: Die physikalische Methode besteht aus einer Verquickung von Induktion und Deduktion. Mehr oder weniger sind das zwar die Forschungsmethoden jeder Wissenschaft, aber wohl bei keiner treten sie beide schärfer und deutlicher in die Erscheinung als in der Physik. Man pflegt die Physik geradezu als Musterbeispiel einer empirischen Wissenschaft anzuführen; man weiß aber auch, daß es keine Wissenschaft gibt, die sich der mathematischen Hilfsmittel und Methoden in größerem Umfange und mit besserem Erfolge bedient als die Physik. Von der Experimentalphysik scheidet man die theoretische Physik, und diese Trennung ist im physikalischen Wissenschaftsbetriebe bis zu einem Maße durchgeführt, daß es physikalische Forscher gibt, die über kein Laboratorium verfügen, niemals experimentieren und niemals experimentiert haben.

Wie ist denn das Verhältnis von Theorie und Erfahrung zueinander?

Man darf wohl sagen, daß die Erfahrung Grundlage und Endziel aller physikalischen Forschung darstellt. Erfahrungstatsachen sind der Ausgangspunkt aller theoretischen Forschung; und auch als Abschluß jeder Theorie erhebt man stets die Forderung nach der Bestätigung durch die Erfahrung. Im Betrieb selbst aber der wissenschaftlichen Physik greifen Theorie und Erfahrung in ununterbrochener und mannigfaltigster Weise in- und übereinander und weben ohne Rast am Kleide des physikalischen Weltbildes. Dabei geht die Führung oft ganz auf die Theorie über, die uns kunstvollste und farbenprächtigste Musterbilder schaffen kann. Aber ihr Regulativ wie auch neuen Anreiz findet die Theorie immer wieder an der sachlich strengen, beobachtbaren Tatsache. Es ist das beständige Wechselspiel zweier menschlicher Erkenntniskräfte im immerwährenden Ringen um die ‚Wahrheit‘ der Natur; es ist die physikalisch-wissenschaftliche Form in der Entledigung des göttlichen Auftrages: Machet die Erde euch untertan! Die Geschichte der Physik zeigt es aufs deutlichste, wie Erfahrung und Theorie, Induktion und Deduktion, Anschauung und Denken ständig ineinandergreifen und sich gegenseitig fördern. Die Einzeltatsachen sucht man zu verbinden, durch Theorien einheitlich zu erklären,

wie man früher sagte, — zu beschreiben, wie man sich seit Kirchhoff vielfach lieber ausdrückt. Aber auch der Theorien, aufgebaut auf Prinzipien und Hypothesen, sind viele; obwohl die Theorien dem Streben nach Einheit im Verstehen und Begreifen der Erfahrungstatsachen ihre Existenz verdanken, so haben diese Theorien selbst dieser Einheit doch nicht immer Genüge leisten können: wir haben auch heute noch eine Mannigfaltigkeit von Theorien. Ihr Verhältnis zueinander ist recht verschieden: oft stehen sie einander neutral gegenüber, ohne die Möglichkeit, sich gegenseitig zu beeinflussen, oft in konträrer Gegensätzlichkeit, die unbefriedigt läßt, oft auch mit der deutlich erkennbaren Tendenz einer Verschmelzungsmöglichkeit. Wir beobachten hier bei der Bearbeitung der Theorien ebenfalls wieder das ganze große Spiel der stetigen, unaufhörlichen Bestrebungen, durch Anpassung und Verschmelzung, durch Ausgleich und Ausscheidung, durch gegenseitige Durchdringung und Ergänzung zu einer höheren Einheit aufzusteigen. Von einem einheitlichen physikalischen Weltbilde sind wir noch weit entfernt. Ja es hat früher geschienen, als ob man ihm näher gewesen sei. In der Gegenwart aber haben wir, wie Planck sich einmal ausdrückt, eher eine ganze Bildergalerie statt eines einheitlichen Weltbildes.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß man die Bedeutung der Relativitätstheorie bewerten, die eine der größten Fortschritte aller Zeiten in diesen Einheitsbestrebungen von Erfahrungstatsachen und theoretischen Bildern (Hypothesen) darstellt.

Wie lagen denn die Dinge?

Zwei Theorien waren es, die unvereinbar zu sein schienen: die klassische Mechanik von Galilei-Newton und die Maxwellsche Theorie der elektromagnetischen Erscheinungen.

Galilei-Newton hatten ein Relativitätsprinzip. Das Relativitätsprinzip der klassischen Mechanik sagt aus, daß es unmöglich ist, durch mechanische Versuche irgendwie festzustellen, ob ein System (z. B. ein Schiff auf dem Wasser oder in der Luft, oder auch die Erde, das Sonnensystem u. a.) sich in Ruhe befinde oder sich geradlinig gleichförmig (translatorisch) bewege, wenn nicht ein Bezug nach außen für diese Feststellung vorhanden ist. Mit anderen Worten: die mechanischen Naturgesetze bleiben genau dieselben, ob das Bezugssystem ruht oder sich translatorisch bewegt. Ruhe und translatorische Bewegung sind also nur feststellbar und damit physikalisch überhaupt sinnvoll, wenn man ein äußeres Bezugssystem hat.

Der Übergang (Transformation) von einem Bezugssystem zum anderen, wobei also die mechanischen Naturgesetze keiner Veränderung unterliegen, kann in mathematischer Schärfe durch vier Gleichungen zum Ausdruck gebracht werden, die man kurz die ‚Galilei-Transformation' nennt. Unter Benutzung dieses Ausdrucks läßt sich das klassische Relativitätsprinzip in der allgemein üblichen mathematischen Fassung folgendermaßen aussprechen: Die mechanischen Naturgesetze, mathematisch durch Glei-

chungen zum Ausdruck gebracht, bleiben ‚invariant‘ gegenüber der ‚Galilei-Transformation‘. Ein letztes, absolutes Bezugssystem ist unauffindbar. Es ist ersichtlich, daß die Begriffe Ruhe und Bewegung, die aufs engste mit dem Raumbegriff zusammenhängen, physikalisch wesentlich relative Begriffe sind und sein müssen. Der Begriff einer absoluten Ruhe, einer absoluten Bewegung, einer absoluten Richtung im Raume ist physikalisch gegenstandslos und damit auch sinnlos.

Die mechanischen Gesetze bestätigten sich gut. Sie fanden Erfolg und Anerkennung auf anderen Gebieten. Die Wärmelehre konnte mechanisch gedeutet werden; die Resultate der mechanischen Gastheorie waren überraschend, von den astronomischen Anwendungen ganz zu schweigen. Man sprach von einem mechanistischen Weltbild.

Für die elektrischen Erscheinungen hatten Faraday-Maxwell eine Theorie entwickelt, die ursprünglich nichts mit der mechanischen Theorie zu tun hatte. Auch die Faraday-Maxwellsche Theorie setzte sich bald durch und konnte sich sogar auf andere physikalische Gebiete ausdehnen. Es ist bekannt, wie durch diese Theorie die Scheidewand zwischen Optik und Elektrik niedergelegt wurde: die Maxwellsche elektromagnetische Lichttheorie, durch die Versuche von Hertz bestätigt, erfreute sich allgemeinster Anerkennung.

Doch bestanden zwischen diesen beiden Theorien auch Gegensätzlichkeiten. Die klassische Mechanik vertritt das Prinzip der augenblicklichen Fernwirkung, d. h. sie ist grundsätzlich der Ansicht, daß z. B. die Anziehungskraft zwischen zwei Körpern (Newtons Gravitation) sich sofort ohne jeden Zeitverlust auf räumlich entfernte Körper wirksam erweist, und dies ohne ein vermittelndes Agens, während nach Maxwell eine solche unvermittelte Fernwirkung mit unendlicher Geschwindigkeit unmöglich ist und eine Nahewirkung existiert, in die Ferne also eine Wirkung nur durch ein Medium und mit endlicher und meßbarer Geschwindigkeit vermittelt wird. Diese Nahewirkungstheorie setzte ferner einen Weltstoff voraus, den Äther, in dessen Begriffsbestimmung aber mit Rücksicht auf andere, größtenteils wieder mechanische Beobachtungen die seltsamsten Teilstücke vereinigt werden mußten. Der Äther blieb eines der größten Rätsel der Physik. Er war ein Stoff, aber ohne stoffliche Eigenschaften. Die Physik gab Anhaltspunkte dafür, dem den ganzen Weltenraum erfüllenden Äther absolute Ruhe zuzuschreiben; der Äther hätte also ein absolutes Bezugssystem begründen können, aber nach dem mechanischen Relativitätsprinzip durfte und konnte ein solches nicht existieren. Der Bewegungszustand des Äthers blieb ganz problematisch.

Die schon bestehenden theoretischen Widersprüche wurden durch experimentelle Beobachtungen vergrößert. Hertz versuchte, die Mechanik auf die Elektrik zu übertragen. Aber ein Versuch Fizeaus stand dem entgegen und zeigte, daß das unmöglich ist. Nach Fizeau ruht der Äther und die Körper bewegen sich in ihm und durch ihn hindurch. Auf Grund der

Theorie und der Ergebnisse des Fizeau-Versuchs mußte die Geschwindigkeit der Ausbreitung eines Lichtstrahles davon abhängig sein, ob und wie die Lichtquelle sich bewegt. Etwa ganz ähnlich so, wie für den Beobachter am Ufer eines Flusses die Geschwindigkeit eines auf einem Schiffe gehenden Menschen von der Bewegung des Schiffes selbst mit abhängig ist. Bei absolut ruhendem Äther also ist es möglich, unter Kenntnis der Lichtgeschwindigkeit die Geschwindigkeit etwa der Erde gegenüber diesem Äther zu bestimmen. Das wollte Michelson (1881) tun (man spricht den deutschen Namen statt ‚Meikelßn' vielleicht ebensogut deutsch aus). Aber der Erfolg dieses Versuches war überraschend trostlos; er mißlang völlig. Das Licht hatte, ganz unabhängig von der Bewegung der Lichtquelle, nach allen Seiten hin stets eine gleiche Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit der Lichtquelle (beim Michelson-Versuch die Geschwindigkeit der Erde) konnte optisch nicht festgestellt werden. Das unerwartete negative Ergebnis dieses Versuchs stand im krassen Widerspruch zum Fizeau-Versuch. Nimmt man die Existenz des Äthers an, so sagt der Fizeau-Versuch: Der Äther ruht und wird nicht mitgeführt; und der Michelson-Versuch sagt: Der Äther ruht nicht und wird mitgeführt. Will man aber dem problematischen Äther die Existenz überhaupt absprechen, so ist damit der Widerspruch auch noch nicht beseitigt; er bleibt in voller Schärfe bestehen.

Dem Holländer H. A. Lorenz gelang es, die Widersprüche teilweise zu beseitigen; es erhoben sich dabei aber wieder neue Schwierigkeiten, deren Lorentz nur in unbefriedigendem Maße Herr werden konnte. Lange Jahre vergingen, da führte im Jahre 1905 der damals 25jährige Albert Einstein die theoretische Synthese in glänzender Weise durch.

Einstein stülpte, methodisch gesprochen, die ganze theoretische Gedankenfolge der Physik um. Hätte es nahegelegen, auf Grund der vorhandenen, anerkannten und bewährten Prinzipien und Theorien den Michelson-Effekt zu erklären, vielleicht unter Hinzuziehung neuer Zusatzhypothesen, wie es auch Lorentz tat, so ging Einstein in großer Kühnheit den umgekehrten Weg. Er erhob, unbekümmert um die bisherigen Prinzipien, die in die Erscheinung getretene Merkwürdigkeit des Michelson-Versuchs zum Prinzip; er machte also gleichsam die ‚Ausnahme' zur Regel. So stellte er erstens die durch den Michelson-Versuch nahegelegte Auffassung, daß das Relativitätsprinzip ebenso, wie es schon für mechanische Gesetze galt, auch für optisch-elektrische Gesetze gelten könne, als Prinzip an die Spitze seiner Überlegungen. Ferner erhob er die durch den gleichen Versuch nahegelegte Annahme der absoluten Konstanz der Lichtgeschwindigkeit, unabhängig vom Bewegungszustand der Lichtquelle, ebenfalls zum Prinzip. Diese beiden Prinzipien waren scheinbar unvereinbar. Aber Einstein forderte sie beide, und er leistete die große schöpferische Denkarbeit, die logische Vereinbarkeit der beiden Prinzipien zugleich mit der einheitlichen Verknüpfung der bis dahin im Gegensatz stehenden physikalischen Tatsachen und theoretischen Auffassungen nachzuweisen.

Wie tat er das?

Hatte sich einerseits die Übertragung der mechanischen Grundbegriffe auf die Elektrizitätslehre als unvollziehbar herausgestellt, so schien doch andererseits die Übertragung des (mechanischen) Relativitätsprinzips auf die elektrischen Erscheinungen gefordert. Einstein behielt deswegen die elektrischen Grundbegriffe der Maxwellschen Theorie gleichzeitg mit dem Relativitätsprinzip bei; dann konnte er aber die Synthese nur unter durchgreifender Änderung der mechanischen Grundbegriffe vollziehen. Gegenüber dem Relativitätsprinzip der klassischen Mechanik lautet nun das (später von Einstein ‚speziell' genannte) Relativitätsprinzip: Es ist unmöglich, durch mechanische und optische und elektrische Versuche irgendwie festzustellen, ob ein System sich in Ruhe befinde oder sich geradlinig gleichförmig (translatorisch) bewege, wenn nicht ein Bezug nach außen vorhanden ist. Mit anderen Worten: die mechanischen und optisch-elektrischen Naturgesetze bleiben genau dieselben, ob das Bezugssystem ruht oder sich translatorisch bewegt. Ruhe oder translatorische Bewegung ist also nur feststellbar und damit physikalisch überhaupt sinnvoll, wenn ich ein äußeres Bezugssystem habe. Dieselbe Tatsache drückt man in mathematischer Formulierung aus: Die mechanischen und optisch-elektrischen Naturgesetze, mathematisch durch Gleichungen zum Ausdruck gebracht, bleiben invariant gegenüber der Lorentz-Transformation; und ein letztes, absolutes Bezugssystem ist unauffindbar.

Es ist für die philosophische Bewertung der Einsteinschen Relativitätstheorie angebracht, nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß die Prinzipien der Erfahrung entnommen, die Genesis dieser Theorie aber in logisch-mathematischen Forderungen ihren Grund und ihre Erklärung finden muß und nicht in anschaulich-physikalischen. Einheitlichkeit und logische Lückenlosigkeit im theoretisch-formellen Aufbau der in Frage kommenden Begriffe haben Einsteins Werk veranlaßt und sind sein genetisch primärer Vorzug. Es ist für das Verständnis außerordentlich wichtig, dies vor Augen zu halten. Besonders denjenigen, die mit so großen anschaulichen Schwierigkeiten oder gar Unmöglichkeiten beim Studium der Relativitätstheorie zu kämpfen haben, kann nur der nachdrückliche Hinweis auf die axiomatisch-logische Kontinuität unter vorläufigem Ausschluß aller anschaulichen Elemente den Weg zum Verständnis öffnen. Es ist ja auch der Weg, den Einstein selbst gegangen ist. Daß man nachträglich versucht hat und versuchen mußte, bei der axiomatisch-logischen Kraft der Einsteinschen Theorie auch der den meisten Menschen geläufigeren anschaulich-plastischen Denk- und Vorstellungsweise gerecht zu werden, war natürlich und angebracht. Aber bei der Interpretation der von Einstein entwickelten Formeln und bei der Übersetzung der logisch-mathematischen Formelsprache in die anschauliche Umgangssprache ergaben sich die Aufsehen erregenden veränderten und zuerst kaum faßbaren neuen Begriffe und Sätze, von denen die über die Zeit wohl den meisten Staub aufwirbelten.

Glaubte man bisher, daß der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse an

verschiedenen Orten, etwa dem 12-Uhr-Glockenschlag in München und Berlin, ein eindeutiger Sinn zukomme, daß der Glockenschlag bei richtiggehenden Uhren eben ‚gleichzeitig' erfolge, so ist das nach Einstein anders geworden. Der Definition der Gleichzeitigkeit ging Einstein in gründlichster Analyse nach. Unter Voranstellung der Frage: Was heißt denn: zwei Uhren ‚gehen richtig'? definiert er die Gleichzeitigkeit physikalisch durch Erfüllung gewisser Forderungen, die man an ‚gleichzeitig' erfolgte Lichtsignale stellen muß, d. h. unter Benutzung des Prinzips der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit. Bis dahin hatte man stets die meist unbewußte Voraussetzung gemacht, daß man darüber, was Gleichzeitigkeit bedeute, doch ganz einer Meinung sei und irgendein Zweifel nicht bestehen könne. Mit diesem philosophischen Vorurteil in der Physik räumte Einstein auf. Hat man aber die Einsteinsche physikalische Definition der Gleichzeitigkeit angenommen, so ist in der Physik für eine absolute, d. h. vom Ort und dem Bewegungszustande des Ortes unabhängige Zeitangabe kein Platz mehr; alle Zeitangaben sind relativ, d. h. sie haben nur mehr Sinn und Bedeutung ‚in bezug auf etwas'. Denken wir uns, um es ganz anschaulich zu machen, daß auf einer Eisenbahnstation ein D-Zug hält. Ein im Zuge sitzender Reisender sieht auf die Bahnhofsuhr und stellt seine Taschenuhr nach dieser. Solange der Zug steht, gehen beide Uhren völlig synchron. Setzt sich aber der Zug in Bewegung, so gehen die Uhren nicht mehr synchron. Die nun bewegte Taschenuhr geht schneller, und zwar ist die Länge der neuen Stunde abhängig von der Geschwindigkeit des Zuges. Die etwa von einem Beamten an der Station erhaltene Auskunft, daß er in etwa zwei Stunden an seinen Bestimmungsort eintreffen würde, verliert für den fahrenden Reisenden ihren genauen Sinn. Denn die Zeitmessungen des Reisenden beziehen sich auf das bewegte System ‚Eisenbahnzug', während die Angabe des Stationsbeamten sich auf das ruhende System ‚Bahnhof' bezog und bezieht.

Die Änderung des Zeitbegriffs besteht also in der Relativierung seiner Messung, d. h. die physikalische Zeitmessung ist nicht mehr absolut möglich, sondern ganz wesentlich abhängig vom Bewegungszustand des Bezugskörpers. In den Formeln der Lorentz-Transformation befindet sich nämlich eine Verknüpfung von t (Zeit), x (Ort) und v (Geschwindigkeit). Diese kleine Formel lief auf die angedeutete Forderung einer völligen Umstellung des Denkens hinaus, und wenn Max Planck sagt, daß die hervorgerufene Umwälzung an Ausdehnung und Tiefe nur mit der durch Einführung des Kopernikanischen Weltsystems bedingten zu vergleichen sei, so ist das berechtigt. Durch Kopernikus verschwand im Raumbegriff das absolute ‚oben' und ‚unten'. Man mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß die Antipoden nicht mit den Beinen ‚nach oben' gehen und nicht eigentlich ‚herunter'fallen müßten. Der Raum wurde relativiert. Die absolute Bedeutung des Bezugssystems Erde für Raumrichtungen war aufgehoben. Durch Einstein verschwindet im Zeitbegriff die absolut zu messende Zeit-

folge von Ereignissen. Das ‚gleichzeitig', das ‚früher' und ‚später' hängt ab vom Bewegungszustande des Beobachtungsortes. Die Zeit ist relativiert. Die absolute Bedeutung des Bezugssystems Erde für Zeitmessungen ist aufgehoben.

Aber auch noch viele andere Konsequenzen mußten gezogen werden. Nur in aller Kürze können wir sie hier nennen. Die für die Zeitmessung behauptete Abhängigkeit vom Bewegungszustand des Bezugssystems gilt nach Einstein auch für die räumliche Messung; ein Längenmaßstab wird durch seine Geschwindigkeit verkleinert. Es ist z. B. die Länge des eben genannten D-Zuges für den Beamten einer Station, die der Zug in brausender Geschwindigkeit durchfährt, kürzer als für den Beamten, der die Länge des ruhenden Zuges ausmaß. Wenn der D-Zug sich gar mit Lichtgeschwindigkeit bewegte, so nähme der auf der Station beobachtende Beamte überhaupt keine Länge des D-Zuges mehr wahr. Auch diese so schwer eingehenden räumlichen Vorstellungen sind notwendige Folgerungen aus den Einsteinschen Formeln. Weiter stellt sich uns als höchste überhaupt mögliche Geschwindigkeit die Lichtgeschwindigkeit (300 000 km/sec) dar. Sie ist eine absolute Naturkonstante, wie etwa auch der absolute Nullpunkt der Temperatur. Ferner löst sich das Gesetz von der Konstanz der Masse auf; die träge Masse ist ebenfalls von der Geschwindigkeit abhängig. Masse und Energie treten in einen engen Zusammenhang; die Trägheit wird auf die Energie zurückgeführt; der Satz von der Erhaltung der Energie erhält eine tiefere Bedeutung. Eine weitere Folgerung bezieht sich auf den Äther. Der rätselhafte Äther wird für Einsteins Theorie entbehrlich; dann sind wir aber auch berechtigt, diese doch so umstrittene Hypothese ganz fallen zu lassen.

Man fragt sich: Wiegen die Vorteile der neuen Theorie die Verluste so vieler, bis dahin zum Teil für unumstößlich und unentbehrlich gehaltener Grundbegriffe und Bestandteile der Physik auf? Diese Frage ist zu bejahen. Aber der Ausdruck Verlust ist nicht mißzuverstehen. Er soll keineswegs besagen, daß die in Betracht kommenden mechanischen Grundbegriffe so gänzlich beseitigt werden müßten, daß die alte Theorie wertlos und überflüssig geworden sei, sondern er soll nur bedeuten, daß die starren, dogmatischen Auffassungen dieser Begriffe vertieften, lebendigeren und größere und bessere Zusammenhänge schaffenden Begriffsbestimmungen Platz zu machen hatten, daß aber in gewissen praktischen Grenzen die alte Mechanik völlig zu Recht bestehen bleibt und sie als Spezialfall in eine größere Synthese, eben die (spezielle) Relativitätstheorie, eingeht.

Einsteins gedankliche Leistungen waren aber noch nicht zu Ende. Er schreitet zur sogenannten ‚allgemeinen' Relativitätstheorie fort. Die Motive zur Aufstellung dieser 1915 endgültig gefundenen sogenannten allgemeinen Relativitätstheorie gibt Einstein selbst mit folgenden Worten an: ‚Nachdem sich die Einführung des speziellen Relativitätsprinzips bewährt

hat, muß es jedem nach Verallgemeinerung strebenden Geiste verlockend erscheinen, den Schritt zum allgemeinen Relativitätsprinzip zu wagen.' Was konnte denn noch allgemeiner dargestellt werden? Übertrug die spezielle Relativitätstheorie das Relativitätsprinzip der klassischen Mechanik auch in allgemeiner Weise auf Optik und Elektrik, so lag in diesem Relativitätsprinzip dennoch eine unbefriedigende Spezialisierung: Die Invarianz der Naturgesetze wurde nur in bezug auf ruhende oder gleichförmig-geradlinig sich bewegende Systeme ausgesprochen. Nicht translatorisch bewegte Systeme mußten also scharf von den translatorisch bewegten oder ruhenden unterschieden werden. Warum dieser Unterschied? Ist er notwendig? Oder kann man auch eine Theorie finden, die die Invarianz der Naturgesetze für jedes Bezugssystem zum Ausdruck bringt, in was für einem Bewegungszustande es sich auch befinden mag? Einstein hat diese Theorie gefunden in seiner allgemeinen Relativitätstheorie.

Wie ging Einstein vor? Die Verbindung zwischen den mit gleichbleibender Geschwindigkeit sich bewegenden und den mit wachsender Geschwindigkeit sich bewegenden Systemen fand er wieder durch eine Erfahrungstatsache, die man wohl schon kannte, der Einstein aber erst die allergrößte Beachtung schenkte. Begrifflich gab es nämlich einen Unterschied zwischen Masse und Gewicht oder auch zwischen träger Masse und schwerer Masse. Das Gewicht ist der Druck auf eine Unterlage und von der Gravitation der Erde, also auch vom Ort abhängig. Die Masse dagegen ist der Trägheitswiderstand gegenüber einer einwirkenden Kraft und vom Ort unabhängig. Auf diese beiden verschiedenen Begriffe gründen sich zwei mechanische Theorien: die Dynamik unter Zugrundelegung der Gravitation und die Kinematik unter Zugrundelegung des Trägheitsgesetzes. Auch zwei Maßsysteme fußen auf diesem Unterschied: das absolute Maßsystem auf dem Begriff der (trägen) Masse, das praktische oder irdische Maßsystem auf dem Begriff des Gewichtes (der schweren Masse). So war eine theoretische Gegensätzlichkeit vorhanden, die aber praktisch nicht gerechtfertigt erschien. Denn in praxi werden Gewicht und Masse mit demselben Maß (Gramm) gemessen; träge und schwere Masse weisen erfahrungsgemäß durchgängige Gleichheit auf, eine Tatsache, die Eötvös in Budapest mit den feinsten Methoden auf vollkommenste bestätigt hatte.

Einstein — als echter Physiker — folgte der Sprache der Erfahrung, erhob diese empirische Gleichheit auch zum theoretischen Prinzip und stellte sie an die Spitze seiner Deduktionen. Er forderte auch die theoretisch-begriffliche Gleichheit in seinem ‚Äquivalenzprinzip', das (im Anschluß an die früheren Formulierungen) lautet: Es ist unmöglich, durch irgendwelche Versuche festzustellen, ob ein System sich in Ruhe befindet oder sich geradlinig gleichförmig oder sich beschleunigt bewegt. Mit anderen Worten: Die Naturgesetze bleiben genau dieselben, ob das Bezugssystem ruht (translatorisch sich bewegt) oder sich beschleunigt bewegt. Oder: Es ist nicht feststellbar, ob ein System, in dem ich experimentiere (also ohne nach

außen Bezug zu nehmen), ruht und es Gravitationswirkungen unterliegt, oder ob das System sich beschleunigt bewegt in einem gravitationsfreien Raum. Oder: Träge und schwere Masse sind äquivalent.

Auf Grund dieses Äquivalenzprinzips erhebt sich Einstein zur allgemeinen Relativität aller Bewegungen und schließt hierbei die Behandlung des bis dahin immer noch rätselhaften Gravitationsproblems mit ein. In Verfolg des einmal eingeschlagenen Weges ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Maßbeziehungen der euklidischen Geometrie, die wir auf den Schulen lernen, für den physikalischen Raum nicht mehr zutreffend und anwendbar sein können. Einstein konnte hier unmittelbar an die bedeutsamen Erkenntnisse anknüpfen, die der Göttinger Mathematiker Riemann ein halbes Jahrhundert vorher erarbeitet hatte. Riemanns Hypothesen, welche der Geometrie zugrunde liegen, und seine im Anschluß daran schon 1854 ausgesprochene Vermutung über die hierher gehörige Bedeutung der Physik fanden durch Einstein ihre überraschende Erfüllung. Wir müssen es uns im Rahmen dieses Aufsatzes versagen, auf die (auch nur kurze) Darlegung der Gedankengänge einzugehen; ohne Kenntnis und Verständnis der hierzu notwendigen mathematischen Ideen wird man es nur zu unverständlichen oder, wenn man Gleichnisse und Bilder gebraucht, zu ganz mißverständlichen Worten bringen können.

Analog den von uns gewählten Fassungen des klassisch-mechanischen und speziellen Relativitätsprinzips kann man das allgemeine Relativitätsprinzip in folgender Form aussprechen: Die allgemeinen Naturgesetze, mathematisch durch Gleichungen zum Ausdruck gebracht, bleiben invariant nicht nur gegenüber der Galilei- und Lorentz-Transformation, sondern gegenüber jeder Transformation. Oder, da diese Transformationen die Übergänge von einem sogenannten Gaußschen Koordinatensystem in ein anderes bedeuten: Alle Gaußschen Koordinatensysteme sind für die Formulierung der allgemeinen Naturgesetze prinzipiell gleichwertig.

Wir haben auf das Verhältnis der klassischen Mechanik zur speziellen Relativitätstheorie hingewiesen und betont, daß die alte Mechanik als Spezialfall in der weiterausgreifenden speziellen Relativitätstheorie enthalten ist. Dasselbe Verhältnis liegt bezüglich der speziellen Relativitätstheorie gegenüber der allgemeinen Relativitätstheorie vor. Wenn der geniale Schöpfer der speziellen Relativitätstheorie diese selbst überholt durch eine allgemeine Relativitätstheorie, so ist die Theorie von 1905 durch die Theorie von 1915 ebensowenig als ‚falsch' nachgewiesen wie die klassische Mechanik Galilei-Newtons durch die Theorie Einsteins vom Jahre 1905. Wir sind nicht berechtigt, über das ‚Alte' den Stab zu brechen, sondern mit dem ‚Alten' und über das ‚Alte' hinaus ist man kontinuierlich zu einer höheren freien Erkenntnis der physikalischen Welt fortgeschritten. ‚Es ist das schönste Los einer physikalischen Theorie,' — sagt Einstein selbst, — ‚wenn sie selbst zur Aufstellung einer umfassenden Theorie den Weg weist, in welcher sie als Grenzfall weiterlebt.'

Auf eine wichtige Abweichung von den Auffassungen der speziellen Relativitätstheorie sei aufmerksam gemacht. Die spezielle Relativitätstheorie setzte als Prinzip an die Spitze ihrer Ableitungen die Konstanz der Lichtgeschwindigkeit im Vakuum. Aus dem allgemeinen Relativitätsprinzip dagegen folgt, daß dieses Prinzip keine unbegrenzte Gültigkeit haben kann, sondern daß in einem Gravitationsfelde die Geschwindigkeit des Lichtes geändert, d. h. das Licht abgelenkt werden muß.

Diese Tatsache hatte für die Einsteinsche Theorie im letzten Jahr die allergrößte Bedeutung. Denn die von der Relativitätstheorie geforderte und der Größe nach berechnete Lichtablenkung wurde anläßlich der am 29. Mai 1919 stattgefundenen Sonnenfinsternis photographisch festgestellt. Da in dieser wissenschaftsgeschichtlich überragenden Tatsache im wesentlichen der Grund für die seit einem Jahre so allgemein in die Erscheinung getretene große Popularisierung Prof. Einsteins zu suchen ist, sei etwas näher auf das astronomische Resultat eingegangen.

Am 6. November vorigen Jahres verhandelten zu London die Royal Society und die Royal Astronomical Society in gemeinsamer Sitzung über die Ergebnisse der Beobachtungen und ihre Stellung zur Relativitätstheorie. Die Engländer hatten unter Führung der Astronomen Eddington und Crommelin zwei Expeditionen ausgerüstet, deren Beobachtungsstationen Sobral in Nordbrasilien und die Insel do Principe an der Westküste Mittelafrikas waren. Die Sobral-Expedition ergab bei der einen der benutzten photographischen Kammern eine unzweifelhafte Gravitationsverschiebung am Sonnenrande. Leider mußte eine apparatliche Unzulänglichkeit, die nicht zu vermeiden war, bei dem zahlenmäßigen Ergebnis eine gewisse Unsicherheit übrig lassen; doch maß man mit Hilfe einer der angewandten Prüfungsmethoden den Wert 1,52″. Die andere Kamera ergab ebenfalls dieselbe charakteristische Gravitationsverschiebung; man maß hier für den Sonnenrand 1,98″. Die Messungen an den Aufnahmen der Principe-Expedition ergaben eine Gravitationsverschiebung von 1,60″ am Sonnenrande. Das Mittel aus dieser Messung und der Messung aus der zuverlässigeren der beiden Aufnahmen der Sobral-Expedition ergibt ein Resultat, das sehr nahe mit dem von Einstein aus seiner allgemeinen Relativitätstheorie vorhergesagten Wert von 1,75″ übereinstimmt.

Man diskutierte in ernsten Auseinandersetzungen über etwaige andere Erklärungsmöglichkeiten der beobachteten Verschiebung. Newall wies auf Brechung hin. Aber Lindemann entgegnete, daß die Kometen von 1880 und 1882 dieses Gebiet passiert hätten; es sei aber nicht der geringste Beweis dafür geliefert worden, daß die Kometen einem Widerstande begegnet seien. Außerdem sprach gegen die Brechung die ebenfalls beobachtete Tatsache, daß die Verschiebung sich umgekehrt mit dem Abstande vom Sonnenmittelpunkt ändert. Durch Silbersteins Hinweis auf einen Mißerfolg bei einer anderen Voraussage Einsteins glaubte die gelehrte Versammlung noch einige Zweifel an der völligen Richtigkeit der Einsteinschen

Theorie als berechtigt anerkennen zu müssen; man bedauerte auch die verwickelte Form der Einsteinschen Theorie. Man gab aber der Hoffnung Ausdruck, daß sie in einer allgemeiner verständlichen und anwendbareren Form gebracht werden könne, und der Vorsitzende J. J. Thomson bezeichnete die durch die Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1919 bestätigte Vorhersage Einsteins über die Gravitationsverschiebung als epochemachend.

Mit diesem größten Triumph der Einsteinschen mathematischen Theorie im Erfahrungsgebiet sind aber die experimentellen Bestätigungen nicht erschöpft. Nur die beiden wichtigsten seien noch erwähnt. Nach der Relativitätstheorie muß die große Achse der Ellipsenbahn des Merkur eine Drehung (Perihelbewegung) von 43″ in einem Jahrhundert ausführen. Und diese aus der Theorie notwendige Konsequenz stimmt genau überein mit der schon immer beobachteten Tatsache der Perihelbewegung des Merkur, die man mit Hilfe der Newtonschen Gravitationstheorie niemals erklären konnte. Die dritte experimentelle Bestätigung bezieht sich auf den eben erwähnten Hinweis Silbersteins in der entscheidenden Londoner Sitzung. Einstein folgerte aus seiner Theorie, daß die Spektrallinien in einem anderen Gravitationsfeld (etwa der Sonne oder eines anderen großen Sterns) eine Verschiebung erleiden müßten, und zwar betrüge die Rotverschiebung der Linien im Sonnenspektrum $^1/_{20}$ Angström (1 Angström = $^1/_{10}$ Millionstel Millimeter). Bei den sorgfältigst angestellten Versuchsreihen von St. John und Evershed sei aber, so sagte Silberstein, diese Voraussage als endgültig mißlungen anzusehen. Aber noch 1920 schreibt Einstein: ‚Ich zweifle nicht daran, daß auch diese Konsequenz der Theorie bald ihre Bestätigung finden wird.‘ Wenn man den neuesten Nachrichten Glauben schenken darf, so ist es jetzt den Bonner Physikern Grebe und Bachem gelungen, die Verschiebung der Spektrallinien auf der Sonne mit Sicherheit nachzuweisen.

Welche philosophische Bedeutung kommt nun der Einsteinschen Relativitätstheorie zu?

Zunächst haben wir festzustellen, daß sie eine typisch physikalische Theorie ist. Die Relativitätstheorie ist selbst keine philosophische Lehre. Ihr kommen alle wesentlichen Eigenschaften einer physikalischen Theorie zu. Zunächst und vor allem ist Grundlage und Ausgangspunkt die Erfahrung. Der Michelson-Versuch war es, der Einstein das Prinzip der Konstanz der Vakuumlichtgeschwindigkeit nahegelegt hat; ohne die unzweideutig experimentell nachgewiesene Unabhängigkeit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit von der Bewegung der Lichtquelle wäre es nie zur Aufstellung des speziellen Relativitätsprinzips gekommen. Auf die geistreichen und bedeutungsvollen Versuche des großen ungarischen Experimentators Eötvös, der die Proportionalität von träger und schwerer Masse einwandfrei dartat, stützte sich Einsteins Äquivalenzhypothese, die zum allgemeinen Relativitätsprinzip hinführte. Minkowski hat recht, wenn er sagt, es sei die Stärke der neuen Anschauungen von Raum und Zeit, daß sie auf

experimentell-physikalischem Boden entstanden seien. Die Relativitätstheorie ist nicht spekulativischen Ursprungs, ist nicht mystischer Herkunft, sondern trägt an sich den gesundesten Charakter einer echt physikalischen Theorie.

Die Relativitätstheorie erwartet ferner als Ziel und krönenden Abschluß die Bestätigung durch die Erfahrung, und wir wissen, wie sehr der Erfolg nicht nur nicht gegen sie, sondern für sie spricht.

Neben diesen experimentellen ‚Stärken' kommen ihr aber auch die wesentlichen, von allen modernen Physikern geforderten theoretischen Stärken zu. Zunächst wieder die Forderung und die Möglichkeit der Vereinheitlichung. Es ist ja einer der wertvollsten Vorzüge der Relativitätstheorie, große Vereinheitlichungen ausgeführt zu haben. Die ‚spezielle' Theorie bezog in die Relativierung der mechanischen Gesetze auch die optisch-elektrischen Gesetze ein und die ‚allgemeine' Theorie außer dieser noch die Gravitationsgesetze. Einstein beseitigte zwischen gewissen Experimenten und vorhandenen Theorien offen klaffende Widersprüche. Er machte den widerspruchsvollen Ätherbegriff überflüssig. Er eliminierte die ganz unbefriedigende Fernwirkung der Gravitation und führte sie wie die Strahlungsvorgänge auf vermittelte Nahewirkungen zurück. Aber nicht nur schon erwartete, auch unerwartete Verknüpfungen wurden hergestellt. Die selbständige, von einander unabhängige Existenz von Raum und Zeit fand ihr Ende. Minkowski konnte diese Union von Raum und Zeit in seine berühmte mathematische Formulierung bringen. Und war die Verschmelzung von Raum und Zeit das aufsehenerregende Stigma der speziellen Theorie, so verband die allgemeine Relativitätstheorie gar die Begriffe Raum, Zeit und Materie zu einer unlöslichen, inneren Einheit.

Mit der Vereinheitlichung hängt engstens zusammen die Vereinfachung. Wie relativ einfach sind doch die wenigen an die Spitze gestellten Prinzipien! Und wie umfassend sind die daraus entwickelten und bestätigten Folgerungen! Man hat sich in der Physik daran gewöhnt, die Größe eines Naturgesetzes einerseits an der Einfachheit der Grundlage und andererseits an der Fülle und Mannigfaltigkeit der erklärten bzw. beschriebenen Erscheinungen zu messen: legt man diesen Maßstab an Einsteins Theorie an, so ist es wahrlich eine der größten Theorien aller Zeiten.

Zu allem kommt aber noch die Forderung, die man an eine physikalische Theorie heute zu stellen sich gewöhnt hat, die Forderung, nicht nur Gegenwärtiges und Vergangenes aufzuklären, zu vereinheitlichen und zu vereinfachen, sondern auch Werte der Zukunft in sich zu bergen. Eine Theorie, die Anspruch auf Anerkennung erhebt, muß heuristischen Wert besitzen, d. h. sie muß befähigt und geeignet sein, neue Erscheinungen vorhersagen und trotz des weiten Umfangs, doch durch inhaltsreiche Bestimmtheit und Beschränkung eine Spürkraft für neu zu entdeckende Tatsächlichkeiten entwickeln können. Nicht jeder physikalischen Theorie ist heuristischer Wert eigen. Wir erinnern an die durch ihren Umfang ebenfalls vorzüglich bewährte energetische Naturauffassung, die als Theorie aber gerade

wegen des Mangels an Fruchtbarkeit bald verlassen werden mußte; Schulen der Forschung hat sie nicht begründen können. In der Relativitätstheorie aber stecken Keime und Kräfte für eine ertragreiche Zukunft physikalischer Forschung, von deren ersten Erfolgen wir schon hören konnten.

Die Relativitätstheorie ist also eine typisch physikalische und keine philosophische Theorie. Und doch gibt es wohl keine, die ernster, energischer und zahlreicher philosophische Probleme in den Mittelpunkt der Diskussion rückt als Einsteins Relativitätstheorie. Es würde den Rahmen dieses kurz orientierenden Aufsatzes gänzlich überschreiten, wollten wir alle durch die Relativitätstheorie angeregten philosophischen Auseinandersetzungen wiedergeben oder gar zu ihnen kritisch Stellung nehmen. Auch die immer mehr wachsende hierher gehörige philosophische Literatur ist unübersehbar geworden. Nur die wichtigsten neu in Fluß geratenen Problemreihen seien kurz skizziert.

Das für Physiker und Nichtphysiker Überraschendste war Einsteins Relativierung der Zeitmessung. Bis dahin bestand Übereinstimmung darüber, daß der kontinuierlich dahinfließende Zeitstrom in absoluter Weise durch Uhren gemessen werden müßte, wie es auch tatsächlich bis 1905 in der Physik geschehen ist. Einstein aber zeigte, daß gewisse physikalische Widersprüche erst beseitigt werden konnten, wenn eine relative, d. h. vom Bezugssystem abhängige Zeitmessung eingeführt würde, ja er zeigte durch scharfsinnige Definitionen, daß eine physikalische Zeitmessung wesentlich nur relativ sein kann. Der Zeitbegriff wurde umstritten; die Philosophen nahmen erneut dazu Stellung. Wir möchten sie in vier Gruppen einteilen. Die erste Gruppe von Philosophen identifiziert den philosophischen und physikalischen Zeitbegriff. Die zweite Gruppe vollzieht eine Trennung; sie unterscheidet zwischen der reinen Zeit, die a priori, und der empirischen, die a posteriori ist. Die dritte Gruppe leugnet den philosophischen Begriff und anerkennt nur den empirischen. Die vierte Gruppe leugnet beide Begriffe. Dazwischen spielt die ganze Skala der Variationen in dem einen und anderen Sinne. Als den Vertreter der ersten Gruppe nennen wir Newton und mit ihm alle praktisch arbeitenden Physiker bis zum Jahre 1905. Diese anerkannten im ausgesprochenen Prinzip oder meistens in stummer Voraussetzung eine absolute wahre, mathematische Zeit, die unabhängig von allen Dingen gleichförmig abläuft. Diese philosophische Auffassung hat Einstein, soweit physikalische Messung der Zeit in Frage kommt, als unhaltbar zerstört. Als Vertreter der zweiten Gruppe nennen wir die Kantianer. Sie sehen in der Relativitätstheorie eine teilweise Bestätigung der Kantischen Auffassung von Raum und Zeit. Kant unterscheidet die vom Anschauungsvermögen unabhängige reine Form der Anschauung, die ‚transzendental ideal' ist, aller Erfahrung vorausgeht, Erfahrung ja erst möglich macht — von den ‚empirisch realen', durch die Erfahrung veranlaßten, wirklichen subjektiven Vorstellungen von Raum und Zeit. Einsteins Theorie beträfe aber nur die

empirisch-reale Raum- und Zeitvorstellung; diese würde durch die Relativitätstheorie bestätigt, während die physikalische Theorie an Kants Fragestellung über die reinen Anschauungsformen von Raum und Zeit gar nicht heranreichen können, da diese vor aller Erfahrung gelegen sei. Die dritte Gruppe sind die Positivisten (Mach, Petzoldt, Schlick). Einstein steht ihrer Auffassung geschichtlich und persönlich nahe. Mach z. B. hat die durch die allgemeine Relativitätstheorie durchgeführte Äquivalenzhypothese schon früher ausgesprochen; aber Machs Theorie ist philosophisch-psychologischer Art, während Einsteins Theorie physikalisch ist; das ist ein ganz wesentlicher Unterschied, der trotz aller geschichtlichen und persönlichen Verwandtschaft Einsteins mit dem Positivismus doch bei Beurteilung des philosophisch-positivistischen Wertinhalts der Relativitätstheorie wohl zu beachten ist. Die Positivisten vertreten erkenntnistheoretisch den Standpunkt des Protagoras: Die Welt ist das, was sie jedem erscheint; jede Wahrheit ist nur eine Relation, jeder hat auch bei widerstreitendem Resultat seine Wahrheit, und die von seinem Standpunkte aus gesehene Wahrheit ist voll- und endgültig. Die Positivisten leugnen alles Überempirische, Metaphysische. Sie halten sich beim Raum- und Zeitproblem an die physiologischen und physikalischen Elemente und behaupten, daß Einsteins physikalische Relativtheorie die physiologische Relativtheorie und damit auch die ganze positivistische Philosophie bestätige. Die vierte Gruppe sind die extremen Skeptizisten, die wie Moszkowski angesichts der Relativitätstheorie glauben, in verzweifelndem Pessimismus auf dem Kirchhof der neuen Begriffsleichen untergehen zu müssen.

Das zweite philosophische Problem ist das Raumproblem. Im wesentlichen wären hier mutatis mutandis die gleichen Ausführungen zu machen wie beim Zeitproblem; deswegen behandelten wir Zeit und Raum teilweise soeben schon zusammen. Vielleicht dürfte hier nur der Hinweis noch von Interesse sein, daß auch die meisten scholastischen Philosophen den Newtonschen absoluten Raum abgelehnt haben, der gleichsam als ein objektiv reales, großes Gefäß die Körperdinge beherbergt und auch ohne Körper existent zu denken sei. Von größtem philosophischen Interesse muß auch die Einsteinsche Folgerung sein, daß der Raum nichteuklidische Struktur aufweisen muß, während bisher nur die formale Möglichkeit nichteuklidischer Raumverhältnisse gegeben war und man sich praktisch glaubte für die euklidische Form entscheiden zu müssen.

Auch die Spekulationen nach der Unendlichkeit oder Endlichkeit des Weltalls bzw. des Weltraumes erfahren durch Einsteins Theorie eine überraschende Direktive. Nach ihm ist die Welt endlich, aber doch unbegrenzt, ähnlich wie man auf einer endlichen Kugelfläche unbegrenzte ‚Geraden' zeichnen kann.

Bedeutsam ist die durch die physikalische Theorie verlangte und durch Minkowski mathematisch auf den treffendsten Ausdruck gebrachte Union von Raum und Zeit, in der sich die Relativität dieser Begriffe am besten

offenbart. War aber in der speziellen Relativitätstheorie immerhin noch ein qualitativer Unterschied zwischen Raum und Zeit beibehalten, so hat die allgemeine Relativitätstheorie diesen Unterschied völlig aufgehoben. Nach ihr sind Raum und Zeit nicht mehr verschieden, sondern völlig gleichwertig und koordiniert. Die erkenntnistheoretische Bedeutung dieser Forderung darf man wohl als noch nicht ganz erkannt und durchschaut ansehen.

Aber auch noch weitere philosophische Probleme sind neuer Bearbeitung überwiesen worden. Die alte metaphysische Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein, von Mathematik und Physik, von Logik und Wirklichkeit erhebt sich mit neuer Kraft. Nicht nur in dem Sinne, daß auch die Relativitätstheorie wieder einen Beitrag für diese merkwürdigen Koinzidenzien liefert, deren inneres philosophisches Recht man eigentlich nur am Erfolg der lebensfroh arbeitenden Methode erlebt, aber nicht einsieht — sondern vor allem in einem ganz neuartigen Sinne: Wenn man die Arithmetisierung und die Axiomatisierung der Geometrie durch Deskartes und Hilbert als wissenschaftliche Säkulartatsachen bezeichnen darf, durch die auf rein geisteswissenschaftlichen Gebieten die Scheidewand zwischen Geometrie und Arithmetik (bezw. Logik) abgebaut werden konnte, so ist die Einsteinsche Tat noch erstaunlicher. Denn durch seine allgemeine Relativitätstheorie reißt er eine Scheidewand ein, deren Festigkeit durch die ganz anders gearteten Charaktere der getrennten beiden Wissenschaftsbereiche unerschütterlich schien. Aber Einstein löste in der Tat den Gegensatz Mathematik-Physik auf, er mathematisierte die Physik, er zeigte die Naturgesetze gleichsam als geometrische Notwendigkeiten, er verwandelte die bis dahin immer bewunderte Koinzidenz in eine Identität. Die Bedeutung dieser Tatsache für die alte philosophische Frage nach dem Verhältnis von Natur und Logik liegt auf der Hand.

Unschwer sieht man auch die Verbindung dieser Frage mit dem philosophischen Realitätsproblem. Gibt es noch Realitäten bei der Logisierung Einsteins? Und ferner: wenn ja, wie sind denn diese Realitäten, deren Größe von der Geschwindigkeit abhängig ist, zu bewerten? Ist nicht die Weltanschauung des naiven und kritischen Realismus überwunden?

Eine weitere Frage erhebt der Philosoph nach dem Begriff der Substanz. Lavoisiers Prinzip von der Erhaltung der Masse konnte nach der Berichtigung durch die radioaktiven Forschungen zur Not noch immer gehalten werden; durch Einsteins Theorie aber ist ihm der Boden entzogen; seine Auflösung in den Energieerhaltungssatz ändert den philosophischen Kerngedanken: das Substanzproblem harrt neuer Bearbeitung.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die erkenntniskritischen Fragen der physikalisch-mathematischen Forschung überhaupt, zu deren Beantwortung gerade die Erfolge der Relativitätstheorie mehr als bei anderen Theorien hindrängen. Dabei darf das Kausalitätsprinzip insofern auf besondere Beachtung Anspruch machen, als ihm durch die Ausschaltung der letzten

Fernwirkungstheorie rein physikalisch ein ganz einheitlicher Geist verliehen werden konnte.

Nur in kurzen, andeutenden Strichen konnte im Rahmen dieses Aufsatzes auf die so überaus reiche Relativitätstheorie Einsteins hingewiesen werden. An das Verständnis und das geistige Können stellt sie hohe Anforderungen, so daß man den Vergleich mit Kopernikus wohl auch als verfehlt bezeichnet hat, weil man glaubt, daß Einsteins Lehre wegen der Höhe der Abstraktion die kopernikanische Popularität nicht würde erreichen können. Ich teile diese Befürchtung nicht ganz. Doch bleibt es für uns, die wir in den alten Anschauungen groß geworden sind, bestehen, daß nur eindringendes Studium und starke intellektuelle Kraftentfaltungen die ‚Weiten und Tiefen vor unserem Erkenntnisblick entriegeln können, deren Möglichkeit wir vorher nicht einmal ahnten'. Wer sich aber hineinarbeitet, kann auch das andere so ganz ‚unwissenschaftliche', aber schöne Wort von Weyl begreifen: ‚Ein paar Grundakkorde jener Harmonie der Sphären sind in unser Ohr gefallen, von der Pythagoras und Kepler träumten.'

Philosophisch aber erstehen von neuem die alten Probleme — und wir müssen den Mut haben, zu glauben, daß wir auch auf dem Wege zur Lösung der philosophischen Probleme weiter gekommen sind — —.

Die Grenze

Sie könnt' eine Ackerfurche sein;
Nun sind es die Berge, nun ist es der Rhein.
Und türmten sich drohend granitene Wände,
Und liefe die Mark über schwindelndes Joch,
Es fänden zu Leidgenossen doch
Hinüber die Bruderhände.

Fridolin Hofer.

Peter Cornelius und die Romantik
Von Eduard Firmenich-Richartz

(Fortsetzung.) Nach der deutschen Heimat blickte Cornelius stets mit den Augen der Sehnsucht. Dort wollte er seine Lebensaufgabe als Kulturträger erfüllen. Nach Goethes Faust wurden ihm aus Sage und Dichtung weitere Szenen und Gestalten zugeführt.

Friedrich Heinrich von der Hagen gab 1807 eine Übertragung des Nationalepos unter dem Titel ‚Der Nibelungen Lied' bei Unger in Berlin heraus. Die Anregung ging auf Vorlesungen und Übersetzungsproben des August Wilhelm von Schlegel zurück. Die Wirkung reichte in die Ferne und Dr. Christian Schlosser aus Frankfurt war es, der auch den römischen Künstlern an langen Winterabenden 1811/12 die gewaltigen Abenteuer, Siegfrieds Heldentum und Tod, Kriemhildens Liebesleid vortrug. Er fügte der Übersetzung Erklärungen hinzu und im Gespräch mit den Freunden, entbrannte die Vorstellungskraft des Künstlers an einem heimischen, aus der Dämmerung der Vorzeit auftauchenden mächtigen Gegenstand. Dem Verleger F. Wenner unterbreitet er schon 10. Januar 1812 den neuen Plan: ‚Nun aber ein Wort über das Werk selbst. Es sollen nämlich Zeichnungen zum Lied der Nibelungen werden. Wie ich darauf gekommen, und was mich unumstößlich fest dazu bestimmt, werd' ich Ihnen nächstens mittheilen; genug aber, es soll ein Werk werden, worin sich die ganze Herrlichkeit der alten Zeit, vorzüglich aber die unseres Vaterlandes spiegeln soll. Da ich diese Welt mehr kenne, als ich im Faust niederzulegen imstande war, werden — da ich vor Eifer brenne, alles, was nur in meinen Kräften steht, beizutragen, daß sich unsre Bildung wieder an die gediegene der alten Zeit anschließt, so werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Werk den Faust in mancher Hinsicht übertreffen wird, zumalen da ich fühle, daß sich meine Kunstfertigkeit von Tag zu Tage freier entwickelt.'

Man kann bedauern, daß es Cornelius nicht vergönnt war, den Bilderzyklus als monumentale Wandmalerei auszuführen. Ihn selbst drängt es zu großem Maßstab und wuchtiger Charakteristik. Aus der Fülle der fortschreitenden Erzählung hebt er Höhepunkte heraus und gestaltet sie in der Motivierung nach Art des Dramatikers. Neben der Verkettung der Schuld und dem Gang des Geschicks sollen alle Kräfte des Gemütes zur Darstellung kommen. Auf Kriemhildens bange Ahnung und zermalmenden Schreck und Seelenschmerz wird der Nachdruck gelegt, doch auch die übermütige Laune des Starken kommt zur Darstellung. Ausdruckswerte erscheinen wieder gehäuft, der Aufbau der Kompositionen ist nach Kontrasten wohl erwogen. Die Figuren zeigen Mienen, verharren in Stellungen, die sich einprägen und fast gewaltsam die ganze Summe ihrer Impulse, ihrer Anteilnahme umfassen. Hagens Arglist und das harmlose Zutrauen der von Träumen geängstigten Kriemhild bei der Vortäuschung einer Gefahr

durch einen erneuten Sachsenkrieg war die erste Aufgabe. Mit dieser Szene begann Cornelius die Serie von sieben Federzeichnungen. (Frankfurt, Städelsches Kunst-Institut.)* In dem Blatt ‚Der Königinnen Grüßen' ist das schwere steigende Roß Siegfrieds aus Raffaels Fresko in den Stanzen ‚Attila vor Rom' entlehnt. Es folgt der zärtliche Abschied der Gatten. Der Schilderung von Angst und Verwirrung, die Siegfried beim Jagdtroß durch Loslassung des Bären in der Küche anrichtet, fehlt der groteske Humor, das fröhliche Lachen des Märchenerzählers; der Zorn des todeswunden, von Hagens Pfeil durchbohrten Recken an der Waldquelle und Kriemhildens Aufschrei und Ohnmacht vor der Leiche sind dann zwei Szenen großen Stiles. Der Kern der Sage, die erschütternde Tragik wird voll erfaßt und entwickelt, so störend auch heute alle die äußeren Zutaten an ‚altdeutschem' Gewand und Gerät wirken mögen. Im Titelblatt von 1817, Barthold Niebuhr gewidmet, sammelt der Künstler in sinnendem Gedenken ähnlich der Eingangsstrophe des Lieds Ereignisse und Handlungen, die im Zusammenwirken das Furchtbare verschuldeten. Die beschattete Halbfigur eines Kindes an der Konsole bei der Abschiedsszene ist eine Reminiszenz an den Engel der Sixtinischen Madonna, der das Kinn auf die Hand stützt. Was wir bei diesen Bildern als Fehlgriff gern übersehen, die Annäherung der Gestalten unserer Heldensage an den Bühnenapparat des Ritterstücks und die Verwendung äußerer Darstellungsmittel des 16. Jahrhunderts, fiel damals als neu besonders ins Auge. Die herbe, eckige Führung des Konturs, die Strichlagen in den Schatten, die scharfe Bezeichnung der Einzeldinge erinnerte an Dürers Stiche.

Auch Goethe schien zunächst geneigt, den Fleiß und die wundersame Sorgfalt des Zeichners voll anzuerkennen. Die ‚unglaubliche Fertigkeit' in subtiler Federarbeit erregte Staunen. Doch diese Mühe wurde auf eine falsch verstandene Aufgabe verwendet. Den ‚altertümlich tapferen Sinn' der Nibelungen läßt er gelten und widersetzt sich nicht, wenn auch die nordische Heldensage zum Gegenstand der Darstellung erwählt wird. Was sogleich sein Bedenken erregte und nach sorgsamer Prüfung kräftigen Widerspruch und bestimmte Ablehnung herausforderte, ja ihn zu Entrüstung und Zorn entflammte, war die Abkehr der Jugend von dem klar vorgeschriebenen Fortgang der vernünftigen Entwicklung, dem Vorbild hellenischer Schönheit und sodann der Eifer, sich an längst überholte Darstellungsformen anzupassen, in der Meinung, eine entschwundene, heimische Kunstblüte auf solche Weise zu neuem Leben zu erwecken. Diese Selbstentäußerung, die auf reiche Mittel verzichtet und voll Spannung und Hingebung den primi-

* ‚Darstellungen aus dem Liede der Nibelungen'. Kupferstiche von G. Lips, H. Ritter, Samuel Amsler und Karl Barth. Berlin G. Reimer 1817. Die Vorlagen, sieben Federzeichnungen im Städel'schen Kunst-Institut. Die Kompositionen ‚Siegfrieds Auszug zum Sachsenkrieg' und ‚Die Donaufahrt, Hagen stößt den Hofkaplan in die Flut' wurden nicht in die Kupferstichserie aufgenommen.

tiven Anfängen nachgeht, erschien ihm ungesund und verwerflich und statt der ruhigen, einer schönen Natur nahen Freudigkeit der Betrachtung fand er die bewußte Absicht schon bei der Wahl des Gegenstandes. Fast regelmäßig versuchten sich die römischen Künstler an Vorwürfen, die durch ihren christlichen Gehalt unmittelbar auf das Gemüt wirken oder die Vaterlandsliebe anregen sollten. Die Richtung erschien um so verhängnisvoller, da Künstler ihr folgten, die er persönlich schätzte, und von deren Arbeiten er stets mit Anteilnahme gehört hatte. Aus den Schreiben Goethes an C. F. von Reinhard, an Sulpiz Boisserée, die Brüder Schlosser und J. H. Meyer seien als Proben von Meinungsäußerungen in dieser Sache nur einige Auszüge mitgeteilt:

An Christian Heinrich Schlosser.

[Weimar, 26. September 1813.]

‚. . . Die Zeichnungen erregen Bewunderung, ja Erstaunen. Man hat in der Kunstgeschichte wohl das Beyspiel, daß frühere Werke in späteren Zeiten nachgeahmt werden, aber ich wüßte nicht, daß Künstler sich, mit Gemüth, Geist und Sinn, in eine frühere Epoche dergestalt versetzt, daß sie ihre eigenen Productionen an Erfindung, Styl und Behandlung denen ihrer Vorgänger hätten gleich machen wollen. Den Deutschen war es vorbehalten, eine so wundersame, freylich durch viel zusammentreffende Umstände hervorgerufene bedeutende Epoche zu gründen. Jene Künstler sind wirklich anzusehen als die, in Mutterleib zurückgekehrt, noch einmal geboren zu werden hoffen. Die Eigenthümlichkeit beyder überzeugt mich, daß jeder in seiner Art verharren werde, ja mir wäre es ganz recht, wenn sie sich durch die allgemeineren Forderungen der Kunst nicht aus ihrem Kreise herauslocken ließen: Denn ich sehe nicht ein warum jeder Künstler den ganzen Decurs der Kunst in seiner Person darstellen soll. Mögen doch diese und ihre guten Gesellen das deutsche sechzehnte Jahrhundert repräsentiren, die Wahrheit und Naivität der Conception, so wie den Fleiß und die Bestimmtheit der Ausführung ihren Schülern überliefern; dann könnte hieraus wohl auch ein sechzehntes italiänisches Jahrhundert unter günstigen Umständen für unser Vaterland entspringen. Ich beobachte aufmerksam diesen neuen Kunstfrühling, und werde dankbar seyn, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit etwas von dessen Erzeugnissen berichten und mitteilen. Dabey betrübt es mich gar sehr, daß wir in einer Zeit leben, welche uns verbietet den öconomischen Zuständen so wackerer Leute, wie sonst wohl geschehen ist, zu Hülfe zu kommen.‘

(Goethes Werke W. A. IV. Bd. 24 (1901) Nr. 6616.)

An J. H. Meyer.

[Mitteilung aus einem Schreiben des Hofrat Rochlitz an Goethe.]

‚. . . Nun aber jener Mißbrauch bey der kunstbeflissenen Jugend! — Nach dem, was Sie darüber äußern, scheint es fast, es ist Ihnen noch nicht bekannt geworden, bis zu welchem Grade er aufgestiegen. Ich bin darüber, und zuverlässig, von Rom, Wien, München und andern bedeutenden Orten

unterrichtet. (Die Dresdner, Friedrich ausgenommen, schlendern nur mit; Hartmann und Kügelgen haben der Zeit sparsam und wohlfeile Opfer gebracht.) Was ich von dort erfahre, erregt mich zu schmerzlichem Mitleid, welch' ein herrlicher, seit langen Jahren unter deutscher Malerjugend nicht so angehäufter Fonds von Geist, Kraft, Liebe, Geschicklichkeit, Fleiß und Beharrlichkeit durch solche geistige Onanie fruchtlos vergeudet wird. Daß ich nur Einiges anführe! In Rom haben sich die Altneuen von allen Andern nun völlig und rottenweis gesondert, und bezeigen diesen nicht nur die entschiedenste Verachtung, dulden sie nicht unter sich, sondern höhnen, schmähen und verfolgen offensiv, wenigstens die jungen deutschen Ankömmlinge und Studirenden, wenn sie sich nicht bekehren lassen und, was damit in unmittelbare Beziehung gebracht wird, zum Katholicismus übergehen wollen. Cornelius und Overbeck, bessere Menschen und bessere Künstler, sind zwar nicht unter den Häuptlingen, müssen aber zuhalten. Selbst Männer, wie unser Reinhard, werden frech gehudelt, bis etwa Einer mit der Faust dreinschlägt; wozu wenigstens dieser stets schlagfertig steht. Dieß reizt nun allerdings wieder eine Opposition, und treibt wieder diese — entweder zu entgegengesetzten, gleichfalls schädlichen Extremen, oder zu unmuthigem, die Zeit verachtenden Nichtstun, wie eben Reinharden. Die vornehmen Römer und andere wahrhaft bedeutende Nichtdeutsche aber verachten jene Jugend und ihr Wesen, laut oder geheim, und eben so um ihres katholischen Fanatismus als um ihrer Kunstabgötterey willen. — Von Wien aus habe ich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Gemälde und eine Menge Zeichnungen von den Brüdern Schnorr (Söhne Schnorr's in Leipzig), von den Brüdern Olivier (Söhne des Dessauischen Pädagogen) und von andern jungen Männern gesehen, die mir das Herz um jenes Guten und Schlimmen willen, tief bewegt haben . . .' Jena, den 28. May 1817. (Goethes Werke. W. A. IV. Bd. 28 (1903) Nr. 7756. — Max Hecker in Schriften der Goethe-Gesellschaft 34. Bd. Nr. 455.)

Schon aus dem erregten Ton kann man die Unzuverlässigkeit dieses Berichtes entnehmen. Goethes Gewährsmann, J. F. Rochlitz, stellt sich in seiner Schilderung römischen Treibens allzu abweisend gegen Bestrebungen der Jugend auf die Seite der Klassizisten. Den stillen ‚Klosterbrüdern von S. Isidoro' fehlte die Pose des Angriffs. Sie berauschten sich an Überzeugungen von dem Wert ihrer Kunst, der Größe ihrer Ziele und niemand kann es ihnen verdenken, wenn sie in freier Rede für beherrschende Vorstellungen eintraten und sich auch bemühten, unter den Ankömmlingen Gesinnungsgenossen zu werben. Gott, Tugend, Vaterland sollten einzig die Mächte sein, die ihre Mühen bestimmten, das Leben leiteten. Barthold Niebuhr, der als preußischer Gesandter seit Herbst 1816 im Mittelpunkt der römisch-deutschen Kreise stand, beurteilt die Parteien wesentlich anders. Auch er verwirft allerdings in ernsten Worten die Gleichstellung, Religion und Kunst und die aus Gefühlsseligkeit vollzogenen Konversionen. — Rom, den 21. Dezember 1816. „. . . Aufgewacht ist die Kunst gewiß und die

jungen Männer sind ganz andrer Art, als was man sonst Künstler nannte. Sie leiden beinahe Noth fröhlichen Muths, und keiner trachtet darnach reich zu werden. Anstatt des ehemaligen Geldhaschens der falschen Künstler, schweigen sie unverbrüchlich über ihre Verlegenheiten. Der Faust von Cornelius ist sehr erhaben.'* — Rom, den 16. Februar 1817. „... Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Partheien getheilt, die eine bestehet aus unseren Freunden und denen, die sich an sie anschließen, die andere ist der zusammenhaltende Phalanx derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberg sitzen: an ihrer Spitze stehen die R[iepenhausen], weltkluge Bursche, die sich der Fremden bemeistern, und die unser akademischer College Goliath [Aloys Hirt] vollkommen gelten läßt. Das intriguirt und lügt und klatscht, — es soll nicht Licht werden, durchaus nicht. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel: hier blühet die alte Liederlichkeit der Deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren. Die talentvollen jungen Ankommenden ziehen sich zum Glück jetzt zu jenen: es verstehet sich aber, daß es auch den letzten an Rekruten nicht fehlt. — Merkwürdig aber ist es, daß einige Ausländer, und selbst Italiener auf die Kunst unserer Freunde aufmerksam werden. Marchese Massimi hat Cornelius und Overbeck die Ausmalung zweier Zimmer einer Villa übertragen, und wird sie brav bezahlen. Jener wird einen Cyklus aus Dante, dieser aus Tasso malen.'

Auch andere kunstverständige Fremde hatten die neue Richtung und das Parteitreiben unter den deutschen Malern beachtet. Der Sammler Baron von Uxküll-Gyllenband betont in einem Schreiben von 1811 vornehmlich den rückwärts gewandten Sinn, die hingebungsvolle Anpassung an die Primitiven und die Sauberkeit der Arbeit einiger Freunde Friedrich Overbecks und meint, daß man beim Anblick ihrer lichten Aquarellbilder glaube, Blätter aus einem alten Missale zu sehen.**

Sulpiz Boisserée ging seiner Art gemäß mit Lebhaftigkeit auf die Streitfragen ein. Er stand auf seiten der vaterländisch gesinnten Jugend und übersah geflissentlich Goethes Tadel. Er ergriff sogar diese Gelegenheit in seinem Brief vom 29. April 1814 für seine Schutzbefohlenen einzutreten und empfahl nur um so dringender deren Förderung. ‚Sie haben offenbar den edelsten und zugleich beschwerlichsten Weg eingeschlagen', um eine nationale Kunst zum Aufschwung und zur Geltung zu bringen. In allen kleinlichen Nebendingen, in allen Äußerlichkeiten und Schnörkeln sollte man die Nachahmung vermeiden, Tendenz und Grundlage im Schaffen unserer guten alten Meister müßte aufgedeckt und übernommen werden. Hier zuerst zeigen sich Gegensätze der Auffassung, die eine Einigung unmöglich machten. Diese jungen Maler hielten sich nicht mehr am Besitz eines sicheren Maßstabes des Kunstschönen. Die Fülle der Monumente aus

* ‚Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr' II. 1838. S. 260, 294 fg.

** Baron E. Uxküll-Gyllenband (1755—1832) in David Strauß: Kleinen Schriften Leipzig 1862 S. 290 fg.

verschiedenen Epochen hatte ihren Blick für den Sonderwert alles historisch Bedingten geschärft. Beim Vergleichen, Wählen, Anpassen trat in scharfer Eigenart jeder Stil hervor. Man lauschte mit Spannung auf ein Gewirr von Stimmen, man fand wechselnde Weltanschauungen und Gefühlswerte auch in Formen und Aufbau ausgedrückt. Das Kunstwerk forderte die Einstellung des Blickes und eine Berücksichtigung jeder Entwicklungsstufe. Die Enthusiasten wünschen das Große und Bedeutende aus dem gesamten Verlauf der Jahrhunderte überall zu erfassen, zu begreifen und auszukosten. An den römischen Winterabenden in Niebuhrs Hause, beim Lesen und Besprechen von Goethes italienischer Reise wird dieser Gegensatz deutlich fühlbar und äußert sich in scharfer, absprechender Kritik. B. Niebuhr an Savigny, Rom, den 16. Februar 1817. ‚. . . Für Goethens Leben sind wir Ihnen sehr dankbar. Es ist freilich nicht mehr das goldne und silberne Zeitalter der ersten Bände, es ist ein sehr eisernes, und selbst seine Freude und Glückseligkeit ein Rausch, den der Zuschauer nicht theilen kann noch mag. Ein wunderlicher, mir meistens unbegreiflicher Rausch; mit Versäumniß des herrlichsten an manchen Orten, und welche Bewunderungen! Mit mancher steckt die Zeit an, und so muß man sich die Erwähnung der Caraccischen Gallerie im Palast Farnese, überhaupt der Bolognesischen Schule, ja der h. Petronilla von Guercino, erklären. . . . Es scheint mir, als ob es Goethen selbst wie manchen geht, die sich mit Liebhabereien wissen, wofür ihnen grade der Sinn versagt ist. Ich möchte glauben, daß Goethe für bildlich darstellende Künste grade gar keinen Sinn hat: d. h. kein Licht was aus ihm selber leuchtend ihm, unabhängig vom Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das wahrhaft Schöne zeige: oder, wenn er diese Gabe als Jüngling zu Straßburg hatte, so ist sie ihm in der unseeligen Zeit verloren gegangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des Weimarer Hoflebens, bis zur Italienischen Reise; und wieder hergestellt hat sie sich nicht; davon zeugte Winckelmann und sein Jahrhundert, Hackerts Leben, die Propyläen, die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der Litt[eratur] Z[eitung]; ohne vom Rhein und Main zu reden. — Das wäre nun eins: — ein andres ist die ganze Stimmung, worin er nach Italien kommt und in Italien wandelt. Diese ist höchst merkwürdig, und eben deswegen hätten Sie uns nichts Interessanteres senden können, als diese Reisebeschreibung: aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts siehet, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des Letzten ergötzet.‘ — ‚. . . Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in

Dante's und Boccaccio's Florenz, als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht seyn zu mögen? Aus dieser Italienischen Reise ging der Groß-cophta hervor, und was alles sonst die große und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt. — Um auf das Vorhergesagte zurückzukommen, so behaupte ich, daß ein ächter und sicherer Kunstsinn schlechterdings ohne den historischen nicht seyn kann; weil die Künste nichts abgesondertes sind; daß der historische sich kund thun wird, wo jener wirklich ist, ohne alle Gelehrsamkeit, wie z. B. bei Cornelius; daß selbst Carlo Maratta, ja sogar Mengs nicht ohne relative Schönheiten sind, die ihrer Zeit entsprechen, nur daß diese absolut gar keinen Werth haben, und zu einem absolut schlechten Ganzen gehören.' , . . . Goethe hat Behagen an Venedig, aber er sieht in der Procession des Doge und Senats nicht die Imago der alten Größe, der zahllosen großen und klugen Männer, sondern nur einen Theaterzug. Übrigens ist es seltsam, wie er das Herrlichste meistens gar nicht gesehen hat, oder, wenn er es sieht, es ihm im zweiten Range stehet.'

, . . . Cornelius ist ein inniger Enthusiast für Goethe: vielleicht keiner mehr, wenigstens hat Goethe keinen inspirirt wie ihn. Er ist ein sehr reiches, inniges, tiefes Gemüth. Bei allen lebendigen, anschauungsreichen Schilderungen leuchtete die Freude auf seinem Gesicht, aber dann ward er wieder traurig und wehmüthig. Die Stelle über den Gondelgesang hallte in allen Herzen wieder, und einstimmig aus jedem Munde. Aber als wir geschlossen hatten für dieses Mal, . . . nahm er das Wort und sagte, wie tief es ihn bekümmere, daß Goethe Italien so gesehen habe. Entweder habe ihm das Herz damals nie geschlagen, das reiche, warme Herz, es sey erstarrt gewesen: oder er habe es gleich festgekniffen.' — ,So ganz und gar nicht das Erhabene an sich kommen zu lassen, das Ehrwürdige zu ehren: aber so viel Mittelmäßiges zu protegiren. Über Palladio waren wir alle einig, daß alle die in Venetien gewesen waren, weder zu Vincenza, noch an Sct. Justina zu Padua, noch an San Giorgio und den andern Kirchen seines Baus zu Venedig etwas gesehen, was wir rein und wahrhaft schön nennen möchten: und daß es ganz unbegreiflich sey, wie der, welcher Erwin von Steinbachs Manen zuerst huldigte, der uns vielleicht allen, mittelbar oder unmittelbar den Sinn wieder hell gemacht, hier erhabene Antike sehe: den Regensburger Dom nicht einmal nenne. Das müsse wohl an einer unglückseligen Stimmung, an einem sich Verstocken gegen das Gewaltige liegen, — um alles stolz zu besitzen, als abhängiges Eigenthum behandeln, zu seiner Zeit es verschmähen zu können: und alle jammerten gen Himmel über das unseelige Weimarer Hofleben, in dem Simson seine Locken verloren habe.'

In solchem Urteil über Goethe verkennt der deutsche Künstlerkreis um Niebuhr den Wert der genialen Persönlichkeit, ihren sicheren Stand und die Fruchtbarkeit einer Weltanschauung, die unter den Dingen mit voller

Unbefangenheit wählt und deren Stern ein durch die Antike geläuterter Geschmack ist. Die kunstphilosophischen Gedankengänge, die historischen Betrachtungen erweiterten gewiß den Gesichtskreis, erleichterten das Verständnis, aber sie erschwerten den Malern ein reines Aufgehen in der eigenen Arbeit. Auch die starken Talente trugen schwer an solchem Ballast, schwächere kamen über andächtige Anschauung fremden Kunstgutes, Theorien und historisch-kritische Darlegungen nie hinaus. Johann David Passavant wurde auf Grund einer gediegenen Kennerschaft der literarische Sachwalter einer aus großen Vorbildern abgeleiteten christlichen Malerei; seine ‚Ansichten über die bildenden Künste' enthalten die Grundlage der neuen Überzeugung. Ignaz Mosler vertiefte sich in Stilanalysen und entwicklungsgeschichtliche Probleme. Über seine Studien in Rom schreibt Niebuhr an Nicolovius am 22. Januar 1817: „. . . Moseler arbeitet an Blättern der alten Köllner Maler, welche zu Frankfurt bei Wenner herauskommen, mit einer historischen Einleitung, welche das große Verdienst hat, durch eine kühle und scharfe Untersuchung den Nebel zu zerstreuen, welchen die Boisserées selbst über die vermeinten Urzeiten der dortigen Malerei verbreitet haben. Seine Resultate treten wieder in Zusammenhang mit den andern historischen Bekannten, und von byzantinisch-niederrheinischem, oder gar von einer aus der Römer Zeit erhaltenen Malerschule zu Kölln wird hoffentlich nicht mehr die Rede seyn, wenn sie erschienen sind. Es wäre aber äußerst wichtig, daß er eben zum Behuf einer verbundenen Kunstgeschichte der ersten Zeiten Toskana und Venedig sähe, und überhaupt hier noch länger verweilen könnte.' Gegen die Auswahl dieser Kopiezeichnungen hatte Cornelius einzelne Einwände gemacht, er wollte nur das Mustergültige verbreitet sehen; Reproduktionen mit historischem Text sind wahrscheinlich nie erschienen.

Eine Auslese des Besten aus alter Kunst galt den Jüngern von S. Isidoro als Studienmaterial zu eigener Benutzung. Man stellte allgemeine Forderungen an die Klarheit der Komposition, die Ausdrucksfähigkeit der Mienen und Gebärden, die Reinheit der Formen. Auf einer ersten Stufe dienten Cornelius die Stiche von Dürer und Markanton als Vorlage für eine scharfe Bezeichnung der Körper in großen Konturen, in harter genauer Einzelbildung.

Wilhelm Wach hatte für die rückwärtsblickenden Patrioten zunächst die geringschätzige Bezeichnung ‚Nürrenberger' aufgebracht. Als höhnischer Hinweis auf ihre Andachtskunst großen Stiles kam seit 1819 der Name ‚Nazarener' auf, vielleicht ist Reinhart der Urheber.

Immer mehr befestigte sich dann die Überzeugung, daß auch im Norden die Malerei allgemeingültige Gedanken in großem Maßstab zeigen, daß sie zu einer öffentlichen Angelegenheit werden müsse. Statt bedeutende Erfindungen in bescheidenen Zeichnungen für die Stichreproduktion niederzulegen, erstrebte man nun den scharfgeprägten Stil einer deutschen Monumentalkunst. Reste mittelalterlicher Denkmale von bedeutender Fern-

wirkung, Wandbilder, Teppiche, Glasmalereien schieden als Muster aus, da man in diesen Werken der Heimat allgemeine Ansprüche an eine korrekte Durchbildung der Körper, an die konsequente Raumdarstellung usw. noch nicht hinreichend erfüllt fand. In Italien suchte man die Vorbilder, die ‚Kunstmittel', doch die entlehnten Formen wollte man mit neuem Gehalt aus Eigenem erfüllen. Es galt, die Irrtümer der Manieristen zu vermeiden. Der Einfluß der Antike wurde zunächst als heidnische Versuchung streng abgewiesen, über Raffael und Michelangelo hinaus gab es in deren heroischem Stil keinerlei Fortschritt mehr. So einigten sich die Freunde auf die Anknüpfung des Neuen an eine vielgestaltige ausdruckreiche Weise, die in jugendlicher Blüte die volle reiche Erfüllung noch nicht erreicht hatte. Die milde Anmut und die sinnvolle Mischung harmloser Weltlust und aufrichtiger Andacht zog sie zu den Bilderreihen des Quattrocento in Rom, Umbrien und Toskana hin, den bildlichen Berichten aus der Heiligenlegende und den sanften Hymnen an die Madonna. Für Anfänger, die den hergebrachten Lehrgang der Akademien versäumten, konnten diese Primitiven als Berater und Wegweiser zur Lösung wichtiger Probleme gelten. Deren Verfahren war durchsichtig und bei aller Idealität reich an Beobachtungen des Lebens. Leicht erkannte man Prinzipien in der Anordnung der Figuren, im Gefüge und der Sonderung der Gruppen. Mit der übersichtlichen Aufteilung der Flächen verband sich das Ziel der Konzentration. Motive sind freigiebig als redende eingeführt, sie bereiten die Haupthandlung vor oder ziehen deren Konsequenzen. Allegorische Gestalten, Sinnbildliches wird in die Historie aufgenommen und die starke Gefühlsemotion ausgezeichneter Personen findet in der Umgebung weittragende Resonanz. Die deutschen Maler erfuhren weiterhin den Wert einer klaren Umgrenzung des Schauplatzes, die Anordnung deutlich geschiedener Gründe oder Zonen. Freskozyklen des Benozzo Gozzoli, des Perugino, Pinturicchio, Signorelli galten hauptsächlich als Muster. Cornelius und Overbeck gelang es wirklich nach Möglichkeit, sich in die alte Darstellungsweise einzuleben, so daß man sagen kann, sie haben die restlose Anschaulichkeit der Erzählung, die Wiedergabe aller Gedankenbezüge im Bilde glücklich und zwanglos nach der Art alter Maler wieder erreicht.

Begierig schaute man nach der Gelegenheit aus, sich in einem größeren einheitlichen Werke zu bewähren. Die Absicht des preußischen Generalkonsuls Jakob Salomon Bartholdy, einen Hauptraum seiner Mietswohnung im oberen Stock der Casa Zuccari zu dekorieren, wurde freudig begrüßt und zu dem Plan erweitert, die Geschichte des ägyptischen Josef in einer Bilderreihe mit lebensgroßen Figuren auszuführen.* Es war ein schwieriges Unternehmen, denn bisher hatten die jungen deutschen Maler vornehmlich ihren Plänen und Studien gelebt. Sie berauschten sich an

* Die Geschichte des ägyptischen Josef. Acht Gemälde in Fresko, vormals in der Casa Bartholdy zu Rom, 1888 in die National-Galerie zu Berlin übertragen.

hohen Intentionen, und so bestand die Befürchtung, daß sie die eigene Leistungskraft leicht überschätzen würden. Die Freskotechnik, die man zur Ausführung wählte, war ihnen fremd. Man mußte den Rat eines alten römischen Maurers einholen, und Karl Eggers unternahm chemische Versuche zur Bereitung der Farben. Mut und Vertrauen des Auftraggebers sind anerkennenswert, wenn Bartholdy auch den deutschen Landsleuten nur kärglichen Lohn zukommen ließ.* Da ein Probestück in verwandter Arbeit fehlte, so verließ sich der Besteller außer dem eigenen Urteil auf die Gemeinsamkeit der Anstrengungen und die gegenseitige Kritik der Teilnehmer. Jeder stand für alle und der Einsatz gesamter Kraft blieb Ehrensache. Cornelius hatte die Leitung. Friedrich Overbecks weibliche Art, seine Sorgfalt, sein völliges Aufgehen im Werk erwiesen sich als günstig, Philipp Veit fand sich gewandt mit den Bedingungen der fremden Technik ab und auch Wilhelm Schadow fügte seine Arbeit dem Gesamtplan ein, wenn seine Begabung auch auf andere Wege hinwies. Die Wahl des Gegenstandes war glücklich. Man entfernte sich nicht allzu weit von christlicher Andachtskunst und schilderte ein wechselvolles Schicksal und die tiefen Triebkräfte menschlicher Natur. Es ergaben sich klarumrissene Auftritte, die alle Wendepunkte der wundersamen Erzählung umfaßten. Starke Impulse, Gefühlsbewegungen waren zu schildern und ein verschleiertes Traumleben mit bedrängenden Ahnungen umschließt im Gleichnis den Sinn des Daseins und die kommenden Ereignisse. Wer als Gottberufener die Deutung weiß, hält die Lose des Schicksals in Händen. Es entsprach auch der Neigung der Zeit, ‚Patriarchenluft zu kosten', das Sinnvolle aufzusuchen und aus Bildern ein aus der Erniedrigung aufsteigendes Schicksal abzulesen, ungebrochene Charaktere zur Entfaltung zu bringen. In diesem Zusammenhang darf man vielleicht auch auf die biblische Oper des Henri Etienne Méhul (1807) wenigstens als Parallelerscheinung hinweisen, wenn auch Verbindungsfäden fehlen. Die allgemeinen Anforderungen, die an geistige Durchdringung und formale Ausgestaltung von Szenen gestellt wurden, waren die gleichen wie bei den beliebten Gegenständen italienischer Renaissancekunst. Ohne Gewaltsamkeit ließ sich diese Formensprache bis ins einzelne anwenden, wenn man von der Wiedergabe ethnographischer und archäologischer Gegenstände bei der Schilderung aus dem Pharaonenlande absah. Eine Anzahl Figuren tragen den klassischen Philosophenmantel in gebauschtem Faltenwurf, Architektur und Ornament sind römisch nach Auffassung der Renaissance. Nur Overbeck mischt beim Aufzug der Ismaeliten orientalische Kleidungsstücke mit der Tracht des 15. Jahrhunderts. Anschaulichkeit der Hergänge, eine deutliche Sprache der Mienen und Gebärden erschien als Hauptforderung. Die Rede und deren Wirkung auf den Hörerkreis

* Veit Valentin in Dohmes ‚Kunst und Künstler' I, 1883. S. 40 fg. Vergl. Müsebeck: Neue Briefe Schleiermachers und Niebuhrs an Georg Reimer in O. Hinze: Forschungen zur Brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. 22 (1909) S. 235 f.

bildet den Gehalt vieler italienischer Meisterwerke. Cornelius versuchte ganz Ähnliches. Vor dem sorgenschwer thronenden Herrscher — die Wiederholung der Charakterfigur des König Etzel — und seinem Gefolge entwickelt Josef wichtige Aufschlüsse über den Sinn rätselhafter Träume und deren Nutzanwendung. Die Weisen und Wahrsager lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit. Im Geist alter Vorbilder der sakra conversazione sind die Figuren geordnet und nach ihrer Bedeutung isoliert oder vereinigt. — Ein stärkerer Strom dramatischen Lebens flutet dann in dem dichten Gedränge der Erkennungsszene. Josef kann die zärtlichen Empfindungen der Bruderliebe nicht mehr zurückdämmen. Er ist vom Thronsitz aufgesprungen und umarmt den jubelnd sich anschmiegenden Benjamin. Die großen Linien der Bewegung haben wahrhaft monumentale Ausdruckskraft, sie erscheinen auch nicht gesucht, sondern gehen unmittelbar überzeugend aus der Empfindung hervor. Starke Gefühle wirken im Widerstreit auch im Gemüt der Schuldbewußten. Schreck, Zweifel, Scham, bittere Reue, Zerknirschung und der Drang nach Aussöhnung und Verzeihung tun sich kund und werden mit allen Mitteln scharfer Unterscheidung in einer Stufenfolge vorgeführt. (Vergl. die Abbildung nach Lithographie ‚Hochland' XIV, Bd. 2, 1917, S. 128.)

Friedrich Overbeck stellt in aufgereihten Gruppen den ganzen Hergang beim Verkauf Josefs durch die Brüder vor Augen. Statt der Konzentration zu dramatischen Szenen bevorzugt er die epische Fülle, die auch auf Zuständliches eingeht. Er bemüht sich, Einzelheiten zu verdeutlichen, zeigt die Bedingungen des rauhen Hirtenlebens auf baumreicher Hochebene und den Gegensatz zu den modisch gekleideten geschmückten Händlern auf der Karawanenstraße. Auch die Landschaft, die er im Sinn der Primitiven in Gründe aufteilt, gewinnt an Geltung. Körperformen sind bei ihm fein im Umriß, die Bewegungen geschmeidig, und so vollzieht sich ohne gewaltsame Härten der Anschluß an Werke der umbrischen Malerschule.

Eine hochstehende Leistung vor allem ist die Darstellung der sieben fetten und mageren Jahre. Die Allegorie ist im Sinne der Antike aus der reingeistigen Vorstellung herausgetreten und zu leibhafter Anschauung geworden. Der Gegensatz vom Glück der Fülle und der Pein des Mangels wird zum künstlerischen Motiv. Jedesmal erscheint in beiden Lünetten eine Mutter, gelagert mit sieben Kindern auf verschiedenen Altersstufen. Hier Hunger, Harm, Unfriede, dort Erntefreude, Genuß und Übermut bieten Anlaß, die Figurenmenge in Aktion zu setzen und um den Mittelpunkt zwanglos anzuordnen. Friedrich Overbeck fügt seiner tiefgebeugten kummervollen Gruppe als Sinnbilder des Hungers und der Dürre den Wolf und das verendete Pferd als Giebelschluß an. Philipp Veit konnte den bunten Pfau, Vegetation, Früchte, Milch und Wein zur Verdeutlichung aufnehmen.

Noch der heutige Betrachter liest aus diesen Gemälden den geistigen Schwung, die Zuversicht, das Hochgefühl beim Gelingen, mit welchem diese Werke einst unternommen und vollendet wurden. Durch angespanntes

Nachdenken wird die Arbeit vorbereitet, mit Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Besonders Cornelius hat später kaum mehr gleiche Mühe und Sorgfalt auf die Pinselarbeit und Farbenhaltung seiner Malereien verwendet. Rüstig war man am Werk. Im Mai 1816 hatte Bartholdy sich mit den deutschen Malern geeinigt, am 20. Februar 1817 konnte Cornelius schon von dem vollen Erfolg der Leistung an Wenner berichten, nur der unermüdliche Overbeck arbeitete noch 1818 an diesem Bilderzyklus.

Bei der Beurteilung der Leistungen der Nazarener hat man von jeher das Bemühen der Künstler an eine längst vergangene Blütezeit anzuknüpfen, unausgereifte Bestrebungen neu zu erwecken, etwas einseitig zum Ausgangspunkt und Maßstab gemacht. Die vertiefte historische Betrachtung, Auslese und Anpassung an die Denkmäler fanden in der Tat erst den Weg zu schlichten, klaren Erscheinungsformen. Der eigentliche Zweck der Kunst war hingegen reingeistiger Art; man suchte ihn in der Darbietung beherrschender Vorstellungen, in der Aussprache der eigenen christlichen Weltanschauung. Der heilige Eifer, mit dem man Bausteine prüfte und auswählte, Überkommenes voll Ehrfurcht annahm, hatte viel vom Wesen religiöser Überzeugung. Man sah mehr auf Gehalt als auf Formen, war aber überzeugt, daß sich die Gesinnung auch in äußeren und kleinen Dingen bekunden müsse. Voll Frohmut, Treue und Hingebung wirkten die deutschen Maler für die erkannte Wahrheit: Sie sind im Besitz der Verheißung, sie fühlen sich zukunftsicher als angefochtene Gemeinde. ‚Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunst läßt sich nicht so aus verschiedenen Ingredienzen zusammensetzen und bereiten wie ein Heiltrank in der Medizin,‘ lehrte Friedrich Schlegel.

Die Jünger von S. Isidoro betrachteten sich als Wegbahner eines neuen Monumentalstiles; wollte man aber die Gewohnheiten der eigenen Schulung, alle Äußerlichkeiten hergebrachter Routine abstreifen, so war es notwendig, die Blicke einzustellen und in Einzeldingen fest auf Vorlagen gerichtet zu halten, die man nach umsichtiger Kritik als den Ausdruck gleicher Gesinnung erkannt hatte. Aus nationaler Begeisterung war Cornelius zunächst an Dürers Werk herangetreten, hatte die Ansichten romanischer Bauten in seine Kompositionen aufgenommen. Zur Erlangung höherer Einsicht in das Wesen der Schönheit und zur Förderung eigenen Könnens bevorzugten die jungen Deutschen in Rom nun die mit Ernst auf die Lösung formaler Probleme gerichtete Kunst des Quattrocento in Toskana und Umbrien. Man fand hier Prinzipien in Körperbildung und Figurenaufbau, die auf sicherem Weg einen Fortschritt ermöglichten und man war entzückt von der Anmut und frischen Lebendigkeit, die man als Anzeichen heiterer, zielsicherer Frömmigkeit auffaßte.

Der Anschluß beruht demnach auf einer Reihe künstlerischer Beobachtungen und ethischer Erwägungen; es ist die Frucht des italienischen Studienaufenthaltes und es ist nicht unbedingt erforderlich, Voraussetzung

und Ursache dieser Abkehr in einer literarischen Deutung und Anempfehlung der Schöpfungen alter Meister zu erblicken. Die Hinneigung der deutschen Maler zu reinchristlichen Idealen, die Andacht zu überkommenen Formen entsprachen aber so sehr dem Inhalt einiger ästhetischer und dichterischer Schriften der älteren Romantiker, daß man den inneren Zusammenhang für augenscheinlich nahm und auf einen strikten Beweis einer Beeinflußung verzichtete. Die ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' 1797 von Wilhelm Heinrich Wackenroder, Ludwig Tiecks Roman ‚Franz Sternbalds Wanderungen' 1798 und die ‚Phantasien über die Kunst' 1799, betrachtete man als das Bekenntnis der Nazarener, besonders in dem Kernpunkt, daß die Idee das Wesentliche am Kunstwerk sei, und daß keine andere Idee an Vollkommenheit und Tiefe die religiösen Vorstellungen erreiche. Nur der italienische Gewährsmann des J. D. Fiorillo macht bescheidene Einschränkungen: ‚Die ganze Richtung zu der alten, im wunderbaren Schimmer der Romantik verklärten Vorzeit liegt wohl tiefer und allgemeiner in unserer Zeit, als daß man sagen dürfte, daß Tieck und Wackenroder mit dem „Klosterbruder' den Impuls dazu gegeben hätten. Doch ist es gewiß, daß sie, wie auch die Schlegel und Novalis, einen noch unverkennbaren Einfluß darauf gehabt haben mögen.'

Goethe und Heinrich Meyer hielten die Abhängigkeit der römischen Maler von jener literarischen Richtung und die Bezugnahme eben auf diese Schriften als zweifellose Tatsachen und gerade solche weitreichenden Zusammenhänge schienen die Abwehr dringend zu gebieten. Sie fanden die nämlichen Tendenzen auch bei August Wilhelm Schlegel in dem Gedicht ‚Bund der Kirche mit den Künsten'. Wegbereitend und predigend wirkte in gleichem Sinne Friedrich Schlegel, der in seinen Aufsätzen der Zeitschrift ‚Europa' zugleich als Prophet und Gesetzgeber erscheint. Er zuerst trat ‚als schriftlicher Lehrer des neuen alterthümelnden, catholisch-christelnden Kunstgeschmacks auf, streitend gegen die bisher gehegten Meynungen über ächte Kunst und die Art sie zu fördern. Religion, Mystik, christliche Gegenstände, oder wie es heißt Sinnbilder, werden für Malerey und deren künftiges Gedeihen als unerläßliche Erfordernisse ausgegeben. Der ältern Schule, das will sagen Meistern und Werken aus der Zeit vor Raphael, wird über alle spätern der Vorzug eingeräumt; Tizian, Correggio, Julio Romano, del Sarto usw., die letzten Maler genannt.'* Als Triebfedern reinen Schaffens werden ausschließlich Religion und Vaterlandsliebe bezeichnet, mit einer Beschränkung, die geeignet ist, die darstellenden Künste von ihrer eigentlichen Aufgabe, der Offenbarung abgeklärter Formenschönheit abzuleiten. Die Angelegenheit war wichtig und folgenschwer genug, und so schien es Goethe geboten, eine aus gemeinsamen Überlegungen hervorgegangene literarische Arbeit Heinrich Meyers mit der ganzen Fülle eigener Autorität auszustatten. Die Schrift über ‚neudeutsche religiös-patriotische Kunst', er-

* Goethes Werke. W. A. Bd. 49 I, (1898) S. 21 – 58.

schien 1817 in ‚Kunst und Altertum‘, gedeckt durch die Unterzeichnung W. K. F. (Weimarische Kunst-Freunde).

Es wird erwähnt, daß ‚die Herzensergießungen‘ bald nach ihrem Erscheinen von einigen Enthusiasten ganz irrig Goethe zugeschrieben wurden, und auch aus diesem Punkt leitete sich die Forderung, nun mit treffender Bestimmtheit die eigene Ansicht zu formulieren. Übertreibung, Hohn oder Gehässigkeit, die Waffen unedler Angreifer, wird man nirgends wahrnehmen. Der ruhig lehrhafte Ton waltet vor in einer Übersicht, zu der viel Material aus der Kunstgeschichte der Epoche zusammengehäuft ist. Das Mißfallen am Treiben der Jugend auf verschiedenen Gebieten, an den Auswirkungen der Frühromantik war der Beweggrund und die Haltung der beiden Alten bleibt unabänderlich fest, starr, ja souverän. Nach Art des hoch, aber abseits stehenden Chronisten werden kurz jene Namen genannt, die ein Programm bedeuten; wenige Sätze schließen sich an, um Begabung und Richtung zu kennzeichnen. Forderungen, die sich aus kühler sachlicher Betrachtung ergeben, der Anbahnung eines stetigen vernunftgemäßen Fortschrittes dienlich erscheinen, sollen gestützt, eine warnende Stimme erhoben, Umkehr und Nachahmung abgelehnt werden. Es bleibe ganz unmöglich, ja ein Widersinn in sich, Einfalt und ‚rührende Unschuld‘ alter Gemälde neu zu erwecken. Vorbedachte Bemühung müßte von vornherein solche Wesenheit vernichten. Fleiß und Ausdauer, ein redliches Bestreben sei an sich lobenswert, aber an dieser Stelle falsch angewendet: ‚Denn, wie man es auch anstellen mag, ein freiwilliges, vorsetzliches Verzichtleisten auf alle Vorteile der ausgebildeten Kunst, läßt sich nicht verteidigen, noch weniger gut heißen. Selbst mit den künstlichsten Wendungen werden die Jünger des Klosterbruders und der Europa den gesunden Sinn doch niemals überreden, daß ein Gemälde darum erbaulicher oder vaterländischer sey, wenn es kunstlos angeordnet ist, wenn Licht und Schatten, Haltung und malerische Wirkung unbeachtet gelassen, die Figuren wunderlich costumirt sind; wenn das Colorit des Fleisches eintönig, die Farben der Gewänder nicht auf erforderliche Weise gebrochen sind, und das Ganze eben deßwegen flach und unfreundlich ausfällt‘ . . . ‚Das Kunstwerk soll zwar den Geist des Beschauers unterhalten, dessen Gemüth ansprechen, aber eben darum weil es geschauet werden muß, verlangt das Auge zugleich wohlthuende Befriedigung, . . .‘ Hier wirken Verhältnisse und Dinge ein, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben. Die Vorherrschaft der Regungen des Gemütes über das klare Urteil des Verstandes ist an sich gefährlich. Ein falsch verstandener Patriotismus bot den Anstoß zum Altertümlichen. . . ‚Daher die Sprachreiniger, die Lust an Ritterromanen und Schauspielen, Tournieren, Aufzügen; daher in Gartenanlagen erbaute Ruinen, Ritterburgen, Scheincapellen, Einsiedeleyen, sammt dem ganzen gothischen Spitzen- und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgeräth und selbst die Kleidung sich erstreckte.‘ — Die ungeheueren Anstrengungen, die Hochspannung der Befreiungskriege biete allein die Erklärung für solche

Neigungen des Geschmackes, die aber nun vor ruhigem Urteil zurückweichen müssen. Ebenso schädlich in ihrer Wirkung sei ‚alle falsche Frömmeley‘. Es sei wiederum ein Hindernis des natürlichen Fortschrittes, sie müsse gleichermaßen ‚aus Poesie, Prosa und Leben bald möglichst verschwinden und kräftigen heitern Aussichten Raum geben‘.

Die Nazarener und ihr Kunstschaffen stehen keineswegs im Mittelpunkte der Betrachtung, auch sie sind nur verleitet, angesteckt von allgemeinem Irrwahn. Cornelius wird allerdings ‚unter den Bekennern des neu-alterthümlichen Geschmacks als einer der Häuptlinge angesehen‘. Neben ihm ist Friedrich Overbeck und Ludwig Vogel genannt. An Begabung und Geschicklichkeit fehlt es ihnen nicht und ein aufrichtiges Bedauern ringt sich los in dem Schlußwort: „. . . allein sie wollen lieber ihrer einmal gefaßten Überzeugung folgen, und vermeinen, jener in Darstellung biblischer Gegenstände nach der alt-italiänischen Weise, dieser durch romantische Bilder mit altdeutschem Costume und Widerschein von Albrecht Dürers Art, die Blume der Kunst zu brechen.‘

Eine Durchsicht der Schrift macht allein die Erregung noch nicht verständlich, die solches Urteil bei den Betroffenen hervorrief; doch man wußte es schon, der kühle Ton war nur angenommen. Die Richter wurden selbst zur Partei, wenn man neben die öffentlichen Erklärungen die Äußerungen hielt, die sie mündlich und brieflich den Vertrauten zukommen ließen. Da fehlte es nicht an bitteren Worten und leidenschaftlicher Ablehnung. Man hatte erwartet, ein bekehrter Goethe werde sich nach Umstellung der Ziele an die Spitze der Jugend stellen, die jedes edle Streben der christlichen Weltanschauung und der Vaterlandsliebe dienstbar zu machen trachtete. Nun stand man vor der entscheidenden Streitfrage, ob künstlerisches Schaffen alle Ziele in der inneren Abgeklärtheit und Vollendung zu finden oder werbend die ethischen Aufgaben der Zeit durch Mahnung und Beispiel zu fördern habe. Der Strom stieg, und die Angreifer, die sich an feste Normen klammerten, sahen sich schließlich hinter das Bollwerk der eigenen Autorität zurückgedrängt. ‚Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christentum‘, meinte Goethe zu Heinrich Meyer. Sie beschließen, ihren ‚Weg recht still aber recht eigensinnig zu verfolgen‘. Man rechnet mit der Zustimmung von Parteigängern, dem Beistand der ‚Altheidnischgesinnten‘. Everhard von Groote hatte vorausblickend schon gemeint, statt der Iphigenie werde in milder Hoheit ‚eine große herrliche christliche Heldin‘ einst ihrem Dichter den Kranz reichen. Die Enttäuschung war nun um so größer. ‚Reclamationen und Approbationen‘ liefen in Weimar ein und wurden mit Anklage und Urteil zum Aktenbündel geheftet. Sulpiz Boisserée bedauerte den Schritt, der schwerlich bewirken könne, den Puppenzustand zu überwinden und den Schmetterling zur Entfaltung zu bringen. Die römischen Künstlerkreise nahmen ihr Urteil mit wahrer Erbitterung auf. Josef Anton Koch schimpfte noch 1829 gegen

Goethe und ‚seine Kunststümperei'.* Der Olympier wurde erst recht gewahr, wie sich die junge Welt seiner Leitung entzog. ‚Unsere Bombe hätte nicht zu gelegenerer Zeit und nicht sicherer treffen können. Die Nazarener sind, merk ich, schon in Bewegung, wie Ameisen, denen man im Haufen stört, das rührt und rafft sich, um das alte löbliche Gebäude wieder herzustellen. Wir wollen ihnen keine Zeit lassen; ich habe einige verwünschte Einfälle, von denen ich mir viele Wirkung verspreche.' [Goethe an H. Meyer, Jena den 4. July 1817. Goethes Werke W. A. IV. Bd. 28 (1903) Nr. 7802.] — ‚Zwischen zweyer Ultra-Punkten die wahrhaft beseeligende Mitte zu zeigen', wie Sulpiz erwartet hatte, war auch Goethe außerstande. Ein Stachel blieb zurück, Ärger und Widerwille waren unüberwindlich. Sogar die Erklärung aus der Richtung der Zeit und dem allgemeinen Geschmack ließ er nicht gelten. Noch in späten Gesprächen mit Eckermann tadelt Goethe mit scharfen Worten das ganze Gebahren der deutschen Künstler in Rom, ein burschenhaft-übermütiges Wesen, ‚über-geklappte Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißer. „. . . . Der großen Meister wegen, und um etwas zu lernen, scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu seyn. Raphael dünkt ihnen schwach, und Tizian bloß ein guter Colorist.'

‚Niebuhr hat Recht gehabt, sagte Goethe, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarey anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.'

‚Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie sie an einigen jungen deutschen Künstlern wahrzunehmen, von einzelnen Personen ausgegangen sey, und sich als eine geistige Ansteckung verbreitet habe, oder ob sie in der ganzen Zeit ihren Ursprung gehabt.'

‚Sie ist von wenigen Einzelnen ausgegangen, sagte Goethe, und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: Der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleich zu thun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu seyn, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu seyn.' (Dienstag den 22. März 1831.)**

Von fremder Seite kam den römischen Künstlern ein unerwarteter Anwalt. Der Germanist und Münchener Bibliothekar B. J. Docen besprach in weitschweifiger Abhandlung die letzte Ernte wissenschaftlicher

* E. Jaffé: Joseph Anton Koch, sein Leben und sein Schaffen. Innsbruck 1905. S. 77 fg.

** Johann Peter Eckermann: ‚Gespräche mit Goethe' herausgegeben von Dr. H. H. Houben. Leipzig 1909, S. 387, 237.

und kritischer Betätigungen in Weimar* und im Gegensatz zu Goethe sieht er die Ziele der jungen Maler durchaus auf dem Wege einer allgemeinen nationalen Entwicklung. Modetorheit, Selbstüberhebung und Trägheit bieten für solche Erscheinungen keine hinreichende Erklärung. Umkehr sei zu Zeiten unabweisliches Gebot der Selbsterhaltung. Man müsse den nährenden eigenen Boden wieder gewinnen, dort anbauen, wo die Arbeit einst liegen blieb. Docen weist auf die Gefahren beim Eindringen fremden Wesens hin. Symbole und Formen der heidnischen Antike seien nicht ohne kühne Umdeutung nutzbar; die Abwendung vom Zweck und den Forderungen des heutigen Tages bringen innere Unwahrheit, falschen Schein in das Kunstwerk. Der Ursprung jeder bedeutsamen Leistung wird mit Berufung auf den jungen Goethe der Straßburger Zeit aus dem seelischen Erlebnis abgeleitet, und so könne auch der wahrhaft patriotische Geist nur fördernd wirken. Jede echte Kunst drängt zur Heimat hin und ist abhängig von der Anteilnahme des gesamten Volkes. Für die bildliche Darstellung werden Gegenstände empfohlen, bei denen man auf allgemeines Verständnis rechnen darf, also der Stoffkreis der Bibel und Legende, daneben auch altdeutsche Sage und Geschichte. Die Werke der Vorfahren auf primitiver Entwicklungsstufe offenbaren unmittelbar ihren Gehalt, da kein Aufwand äußerer Mittel ablenke. Die eigene Freiheit werde beim Anschluß kaum gefährdet. Auch Unvollkommenheiten bewahren im historischen Monument als Kennzeichen ihren Wert. Spröde Umrisse, magere Formen, bruchige Gewandfalten mit Selbstverleugnung in bewußter Absicht nachbilden, sei eine tolle Laune, ein unfruchtbares Beginnen. Wer sich hingegen in Geist und Absicht der alten Meister einlebt, überwindet den ‚Despotismus des kalten Verstandes'; ihm ist zu Sinnen wie dem von langer Wanderschaft zum Vaterhaus Heimkehrenden. Der seelische Zusammenhang knüpft sich alsbald aufs neue und alles findet sich nach eigenem Bedarf zugeschnitten.

Auch Docen gilt es als unbestreitbare Tatsache, daß deutsche Schriftsteller die folgenreiche Kulturbewegung einleiteten, Ziel und Richtung auch für die Künste vorausbestimmten. Die Grundtendenzen sprach eine ältere Generation schon deutlich aus: Gottfried Herder, der im Elsaß auf die schlichten Lieder der Landleute achtete und aus dessen historisch-kritischen Untersuchungen Docen einige Sätze der Schrift über die Legende anführt, Johann Georg Hamann, Matthias Claudius und der Züricher Pfarrer Lavater. Die Zahl solcher deutschgesinnten Männer ließe sich erheblich erweitern.

Gegenstände aus deutscher Sage und Geschichte wurden auch früher schon gelegentlich von Virtuosen und Klassizisten gewählt. Entscheidend

* B. J. Docen: ‚Neudeutsche, religiös-patriotische Kunst' gegen die Weimarischen Kunstfreunde in M. v. Collins ‚Jahrbücher der Literatur' Bd. 8, Wien 1819, S. 277–299.

für den Beginn einer neuen Epoche wird erst der Umschwung auf dem eigenen Gebiete der Kunst, die Leistung einer schöpferischen Arbeit, die Bildung eines besonderen Stils. Er soll deutschem Wesen entsprechen und daher mit Schlichtheit jeden Gedanken klar erfassen und zu voller Anschauung entwickeln. Aus der Anlehnung an das Unvollendete, Halbvergessene soll mit bewußter Absicht das Neue hervorgehen. Was in der Dichtung erreicht schien, mußte sich nun in der Malerei wiederholen. Beide sind einander verwandt als Organe desselben Geistes. Immer wieder mußten die Künstler nachweisen, daß es ihnen nicht bloß um den Widerspruch gegen Prinzipien der Ästhetik und eine auffällige Lebenshaltung zu tun war, sondern daß tatsächliche Erfolge auf ihrem Wege lagen. Eine Ausstellung im Palazzo Caffarelli 1819 bot die erste umfassende Übersicht. Die Anwesenheit des Kaisers Franz mit seiner Gemahlin in Rom wurde zum Anlaß; 181 Werke von 63 Künstlern waren in zwei Sälen vereinigt. Die Darbietung erregte Aufsehen, und die Eindrücke, die durch eine neuartige Kunst hier vermittelt wurden, führten zu eingehender Würdigung.

Früher schon hatte Georg August Kestner in seinen römischen Studien* den Wert klassischer Monumente und die Art der Ausnutzung für die künstlerische Kultur der lebenden Generation erörtert. Persönlicher Verkehr mit den römischen Malern hatte ihn den Erfordernissen der Praxis nahegebracht. Er unterscheidet zwischen nützlicher Anregung der Erfindung, beständiger Veredlung des Geschmacks durch fortgesetzten Anblick alter Meisterwerke und jener sklavischen unfruchtbaren Nachahmung, der geistesarmen Entlehnung. Der Fortschritt bewege sich kaum jemals auf kürzestem, gradlinigem Wege. Menschliches Wesen bringe ein Schwanken zwischen extremen Anschauungen mit sich; der ruhige Beurteiler müsse manches verzeihen, wenn im wesentlichen eine Annäherung zum Ziel erreichbar bleibe. Die Wiederaufnahme längst überwundener Mängel wird entschieden getadelt.

An der römischen Ausstellung 1819 übte sich dann der Witz und die Urteilskraft mehrerer Rezensenten, meist zum Verdruß der Künstler. Bartholdys Besprechung in der allgemeinen Zeitung** enthielt verständige Grundsätze, kränkte aber die Strebenden durch überlegentuenden Spott. Goethe schrieb ein Xenion*** und Fiorillo† fügte eine Übersicht als besonderes Kapitel seiner Geschichte der zeichnenden Künste ein. Johann David Passavant erklärt die Absichten der Freunde und Friedrich Schlegel nutzte den Anlaß, sich über Grundbedingungen und die großen Ziele bei der Pflege der Künste zu verbreiten.†† Hier handele es sich stets um

* Georg August Kestner: Über die Nachahmung in der Malerei, geschrieben zu Rom im Oktober 1817. Frankfurt 1818.

** Jakob Salomon Bartholdy in der ‚Augsburger Allg. Zeitung' 1819 Nr. 70, 124 Beilagen.

*** Goethes Werke, W. A. Bd. 5 I, (1893) S. 88.

† J. D. Fiorillo: Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 4 (1820) S. 88, 92.

†† Friedrich Schlegel: ‚Über die deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Frühjahr

die Wiedergabe eines umfassenden zusammenhängenden Anschauungskreises, und so sei Einheitlichkeit neben Zweckmäßigkeit der Formen die erste Voraussetzung. Durch Zusammentragen fremdgearteter Vorzüge älterer Werke sei nichts zu erreichen, nur die überzeugte Hingabe könne fördern. Verurteile man nun eine äußerliche Nachahmung als charakterlos und unwahr, so sei hiervon die nötige Lehre und Unterweisung wie besonders auch das anregende, begeisternde, Richtung bestimmende Vorbild zu trennen. Gebe man zu, daß ein Werdender nicht alles aus Eigenem herzuleiten vermöge, so bliebe neben der Routine der jüngsten Vergangenheit und jenen Vorlagen, die etwa sentimentale Schildereien englischer Kupferstiche darbieten, als Bindungsmittel nichts anderes übrig, wie das erhabene Beispiel der alten Meister großer Epochen. Ein unaufhaltsames Suchen und beständiges Streben nach der höchsten Idee liege im Wesen der gesamten modernen Kultur. „.... Vor allem muß freilich diese Idee der christlichen Schönheit selbst nicht ein todter und etwa bloß angenommener und wie erlernter oder nachgesprochener Begriff, es muß damit Ernst und volle lebendige Wahrheit sein, denn grade dieser Begriff kann durchaus nur mit dem eignen tiefen Gefühl aufgefaßt werden.‘ — Entscheidend sind beim Kunstwerk nicht die äußeren Formen, die sich erborgen lassen, sondern allein ‚das innere Licht der Beseelung‘. — ‚Aus allen seinen [des Malers] Werken aber soll dieses geheime Seelenlicht in schöner Klarheit vollendet, und deutlich, wie ein ausgesprochenes Wort, hervorstrahlen; und eben darin liegt das eigenthümliche Wesen der christlichen Schönheit und das Unterscheidende derselben von der antiken Kunst.‘ — Friedrich Schlegel weist dann auf die verschiedenen Meister der italienischen Renaissance hin, er rühmt Raffaels Beispiel, ebenso die Primitiven. „.... Gewiß ist es dabei, daß nächst den großen Meistern, die als die höchsten anerkannt sind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß diese jenen unendlich näher stehen, als ihre Schüler oder späteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verstehen, und den gering schätzen, an dem und von dem er zuerst so viel und so wesentlich gelernt hat? — Es giebt einzelne Gestalten, ja auch Gruppen und ganze Compositionen, nicht bloß im Perugino, sondern auch im Fiesole, und selbst im Giotto, die man, wenn man auch eben vom Raphael kommt, mit dem größten Vergnügen und nicht ohne Bewunderung betrachten kann; und die im Geist und der Auffassungsweise wirklich Raphaelisch sind, wenn wir alles, was auch geistig schön und liebevoll harmonisch ist, so nennen dürfen.‘ — Von den deutschen Malern, die in Rom ausgestellt hatten, ist Overbeck dem Wortführer der ästhetischen

---

1819 und über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom‘ in M. von Collin's ‚Jahrbüchern der Literatur‘ Bd. 7, Wien Nr. VII S. 1 f. — Dr. Emil Sulger-Gebing: ‚Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst‘. München 1897, S. 143—149.

Anschauungen der Romantiker weit sympathischer wie Cornelius. Von diesem sagt F. Schlegel, daß ‚die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Übertreibung ausartet und Manier zu werden droht'; doch im ganzen findet er die Nazarener auf dem richtigen Wege, keineswegs aber lobt Schlegel sie vorbehaltlos wie ein geistiger Führer und Berater, mitverantwortlich für ihre Erneuerung deutscher Kunst. Er meint, durch Abweisung solcher Werke bekunde man nur Mangel an Verständnis, Vorurteil und Parteilichkeit; jene herbe Strenge und Gebundenheit mancher Kompositionen ließe den geistigen Gehalt deutlicher vors Auge treten. ‚Eine gewisse wohlverstandne Alterthümlichkeit müssen wir der bildenden Kunst, wenigstens für einige Fälle und Gegenstände, durchaus vindicieren, und können sie schlechthin nicht so unbedingt und ohne Einschränkung verwerflich finden; und nur wenn sie fehlerhaft und manierirt ist, kann sie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der Vorwurf der altdeutschen Manier aufgekommen ist, was nämlich das ausschließend Deutsche betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklären. Bey vielen, ja bey den meisten ausgezeichneten Gemälden der neüen Schule ist es für jemanden, der viele Gemälde gesehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künstler diesen oder jenen großen italienischen Meister der älteren Zeit mit besondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich seltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutsche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer insbesondere erinnern könnte. Wahrscheinlich hat das Costum dazu beygetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit diese Wendung zu geben und ihn so allgemein auszudehnen; und ist der Begriff von den altdeutschen Röcken [der Urheber] auf die Gemälde übertragen worden.' Friedrich Schlegel erinnert dann an die altdeutschen Tafeln der Sammlung Boisserée, die geradezu den Beweis liefern, welche Anmut und Innigkeit des Gefühls unsere Vorfahren mit bescheidenen Mitteln zum Ausdruck zu bringen vermochten. Leblosigkeit und Härte eigne weit mehr den Malereien, die aus ‚der falschen antikischen Nachahmung' hervorgegangen, meist tot zur Welt kommen. Sollten wir Deutsche allein es verkennen, ‚daß unsre alten Meister nach und neben den Besten und Glücklichsten von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichen in der Malerkunst gehören? Und wenn die deutsche Kunst nicht den gleichen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat als die italiänische, so ist die Ursache leicht gefunden, da wir wohl wissen, wie sie mitten in ihrem Fortschritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italiänischen Meistern nennen können, der einen solchen Riesenschritt gethan und die Kunst in allen ihren Theilen mit einemmale soweit gefördert hätte wie Eyck.'

Im Palazzo Caffarelli waren unter den Darstellungen der Gemälde die christlichen Gegenstände in der Überzahl. Auch dies erschien ganz in

der Ordnung. Nur vereinzelte Kunstfreunde dürften wohl hier mit Goethe eines Sinnes sein; eine Verkündigung, die Mutter Gottes mit dem Kinde, würden die Meisten zur Freude und Andacht entschieden Myrons berühmter säugender Kuh vorziehen. Dichterische Kompositionen aus der heidnischen Mythologie stellten an Geschmack und Können so gewaltige Anforderungen, daß er fast wünsche, die Danaë und Antiopa dem Tizian, eine Io dem Correggio vorzubehalten.

Der Eindruck der heimischen nordischen Denkmäler, der Besichtigungen und Besprechungen in Köln wirkte in Rom noch nach; Friedrich Schlegel weiß sich eines Sinnes mit dem geschätzten rheinischen Kenner und Sammler. Nach vorsichtigem Abwägen erscheint der Begriff der Schönheit und der Vollendung relativ, abhängig von den Absichten des Künstlers, einer mehr auf die Form gerichteten oder ausdrucksuchenden vergeistigten Betrachtung. Bei der Einschätzung des inneren Wertes erhebt sich die Frage, ob die Malerei im Norden nicht durch äußere Geschicke an der Erreichung des letzten Zieles verhindert wurde. Als Vorzug germanischer Darstellungsweise hatte Friedrich Schlegel das Charakteristische erkannt; individuelle Züge, eigene Beobachtungen werden leicht auf Kosten der Ausgeglichenheit und Norm hervorgehoben oder verschärft. Das Auge haftet an den Einzeldingen, die Beziehungen des Künstlers zu allem Sichtbaren sind besonders innige. Dies ursprüngliche Wesen, übereinstimmend bei verschiedenen Schulen, mußte sich bei einer Erneuerung der echtdeutschen Malerei sogleich wiederum offenbaren. Altdeutsche Heiligenbilder sollten als Beispiele nachhaltig auf die Betrachtung des schlichten nordischen Volkstums hinweisen. Auf solche Art hatte Sulpiz Boisserée eine Wirkung seiner Galerie auf die lernende Jugend erhofft; man sollte ein Muster nehmen am Fleiß, der Eindringlichkeit und Sorgfalt der Alten und ihnen die malerische Technik absehen.

Der Idealismus des Peter Cornelius wies nach der entgegengesetzten Richtung. In seinen Bilderfolgen soll das Auswirken großer Gedanken und gewaltiger Taten vorgeführt werden. Zu fortdauernder Anregung der Vorstellungskraft genügen schon die scharf umgrenzenden Konturen. Seine Darstellung bleibt umschreibend, andeutend in Hinsicht der äußeren Mittel, sie wirkt um so tiefer und energischer in der Erfassung geistiger Zusammenhänge und Schlußfolgerungen. Um Gestalten, die in der Glaubenslehre, in Dichtungen oder Mythen fortleben, als Typen durchzubilden, in Szenen anzuordnen, in jeder Miene und Gebärde zur Rede zu zwingen, gedachte Cornelius eine entlehnte Formensprache zu benutzen, deren Wert und Wirkungen von vornherein feststanden. Er lebte sich ein in den Figurenaufbau und die Formengebung italienischer Meister, er löste Bestandteile aus berühmten Kompositionen der Renaissance und gab ihnen fremden Inhalt.

Nicht ohne Besorgnisse hatte Sulpiz Boisserée den Hochbegabten die Studienfahrt nach Italien rüsten sehen. Er verfolgte mit wachsendem Widerspruch eine Entwicklung, die von nordischer Auffassung der Kunst-

formen, von den Werken der Vorfahren immer weiter ablenkte. Er blieb sich selbst getreu, wenn er in der Malerei ein Ausdrucksmittel nationalen Empfindens erkannte. Im Widerspruch zu Heinrich Meyers Forderung eines abgeklärten Kultes der Schönheit im Sinne der Antike hatte Sulpiz schon 23. Juni 1817 betont, daß die Nachahmung in den Künsten stets abzulehnen sei. Das alleinseligmachende Heil liege in der freien Nachbildung der Natur. Nord und Süd verfüge über besondere Gaben, und ‚jedes Volk und jede Zeit‘ solle sich an dem halten, ‚was die Gunst der Götter und das Schicksal ihnen zugeteilt‘ habe. ‚Wie könnten wir Deutsche unter trübem Himmel den Zauber der Farben entbehren?‘ — Bei näherem Umgang in den Frankfurter Tagen mußte der Sammler altdeutscher Altarbilder schon etwas auf Goethes Anschauungen eingehen. Sulpiz sah sich in seinen Meinungen nicht mehr unabhängig, die überlegene Autorität, das reife Urteil in allen Dingen des Geschmacks gewann die Oberhand. Harmloser Spott und Scherz mußte in Kauf genommen werden. Gelegentlich, bei der Besichtigung von Arbeiten des Friedrich von Olivier, eines ‚schrecklichen altdeutsch-neudeutschen Gepinsels‘ rief der Altmeister ihm lachend zu: ‚Da freut Euch Eurer Früchte!‘ — Kürzlich entstandene Kompositionen der Nazarener brachte Wenner in Zeichnungsfolgen auf die Gerbermühle. Goethe gab sich Mühe, den eigenartigen künstlerischen Wert zu prüfen, kam aber doch schließlich zu einer Ablehnung. Auch für sein Mißfallen suchte er nach der Ursache. Der Gegenstand sei es nicht, da er wechselnd verschiedenen Gebieten entnommen sei, sondern ‚der Grund liege darin, daß sie alle nicht unmittelbar — aus erster Quelle — entstanden seyen.‘

Als sich 1817 in Berlin Widerspruch gegen den Ankauf seiner altdeutschen Gemälde aus Staatsmitteln geltend machte, vermutete Boisserée hier den Einfluß der römischen Künstler: ‚Das ganze geht von den glatt gekämmten, frömmelnden Herren aus. Man hat die Wendung genommen, als sey von uns ein Kunst-Despotismus und Opposition gegen die neueren Christelnden Künstler zu fürchten, denen H. Niebuhr in Rom seinen Schutz angedeihen läßt. Die Herren geben zugleich vor, blos allein durch Bestellungen an die Künstler laße sich ein Raphaelisches Zeitalter erwecken; und wollen darum alles Hierauf verwendet wißen.‘ [Sulpiz Boisserée an Goethe, Heidelberg, 27. April 1817; Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv.] Das Drängen der künstlerisch begabten Jugend aus der Heimat weg nach dem Süden, der Streit der Meinungen in Rom und die Anempfehlung italienischer Monumentalkunst verschiedener Epochen als Muster war ihm ein Verhängnis für die gesunde Fortentwicklung. Bei der Unterredung mit Bertel Thorvaldsen befestigte sich bei Sulpiz die Überzeugung, ‚daß mein Wunsch, sie [die Maler] von Rom weg nach Deutschland zurück versetzt zu wissen, das einzige ist, was übrig bleibt in dieser furchtbaren Verwirrung‘ [Sulpiz an Melchior Boisserée, 1. September 1819]. Gegen den Exodus der jungen Kunstbeflissenen gedachte er schon im Hinblick auf die Bedeutung

seiner Gemäldegalerie sich zur Wehr zu setzen. Er stellte sein Urteil und seine Besorgniße in kurzen Sätzen zusammen in der Erwartung, daß ein Freund dieser Niederschrift zu lauter dringender Warnung verwenden werde. Auch dies unterblieb.

Seit der Berufung des Peter Cornelius durch König Ludwig von Bayern und der doppelten Tätigkeit in München und Düsseldorf seit 1819 eröffnete sich wieder die Möglichkeit persönlicher Beziehungen zu den Brüdern Boisserée. Eines Beraters und Führers bedurfte der Meister nun allerdings nicht mehr. Jedem Zugeständnis und Anschluß in Fragen der Gesinnung widerstand der reife in sich gefestigte Charakter.

(Schluß folgt.)

Zur neuen Rechtschreibung / Gründe und Gegengründe / Von Wilhelm Matthießen

Ob gerade in diesen bewegten und traurigen Zeitläuften eine Neuregelung der heute geltenden Orthographie notwendig ist, bleibe dahingestellt. Es könnte möglich sein, daß wir Dringenderes zu tun haben. Aber ‚so in jetzwerenden zeiten vil ding, so keins lobs wirdig, gelobt müssen werden' (Dedekind-Scheidt, Grobian, 1551), warum wollten wir nicht einmal dieses Steckenpferd loben, wenn es uns auch scheint, als würde es von vielen nur deshalb geritten, weil sie in einer Zeit, wo in jedem Starenkasten ein ‚Neuaufbau' ernsthaft erörtert wird, nicht gern rückständig sein möchten, und also auch ihren Starenkasten neu anstreichen wollen. Natürlich gibt es auch gewichtigere Gründe, die nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind. Einen davon stellen wir, ohne uns näher mit ihm abzugeben, heraus. Er ist gerade hinaus verächtlich. Man will den vielgeliebten Ausländern (dieses Wort wird auch in der Einheizortografi noch groß geschrieben!) die deutsche Sprache ein wenig leichter machen. Wenn die Engländer Schäkspir schreiben und die Franzosen schwalresk statt chevaleresque, wollen wir darüber noch einmal reden.

Umgekehrt liegt der Fall, wo man für den Ungeübten, das Volk, die Verzwicktheit der Rechtschreibung vereinfachen möchte. Professor Goetze* führt aus seiner Militärzeit, die ihn auf die Postüberwachungsstelle in Waldshut verbannte, eine hübsche Auslese ‚volkstümlicher' Schreibeschnitzer an, den ‚Mediziennallrad', den ‚Togdor', die ‚Direcksion des Eläcktritats Werks', ‚Konseguensen', ‚Visenomie', ‚Egsizieren', ‚Guatühr' und ‚Kuattier' und das reizende ‚An tittliches Eliktritätswerk'. Leider ist daran die Rechtschreibung ziemlich unschuldig. Man fege, was auch Goetze für das Wesentliche hält, die Fremdwörter aus dem Hause, dann hat man es rein. Denn es ist doch zweifellos, daß auch eine Vereinfachung von Quartier, Philosophie in Kwartir und Filosofi dem Volke nichts helfen kann. Es würde eben andere Fehler ‚hineinbracktitzihren'. Genau so ist es mit der Vereinfachung des Schriftbildes deutscher Worte. Die alte Fehlerquelle wird zugeschüttet und dafür eine neue und vielleicht ärgere angebohrt. Nein, von diesem Nützlichkeitsstandpunkte aus dürfen wir nicht an die Sache herangehen und uns auch nichts versprechen von ihr. Man muß ganz sachlich an Schrift und Sprache selbst denken. Und da scheint etwas anderes viel wesentlicher zu sein. Die deutsche Rechtschreibung soll aus einem gewissen Zustand der Willkür erlöst werden. Der Philologe schaudert, wenn er sieht, wie wenig unsere Orthographie in der Sprachentwicklung gegründet ist und wie zufällig alle Regeln der Rechtschreibung sind. Demgegenüber muß aber stets das eine festgehalten werden: die deutsche Sprache ist noch keine tote Sprache, und daher dürfte es verfehlt sein, ihr Schriftbild für alle Zeiten galvanisieren zu wollen.

---

* Deutsche Rechtschreibung. In ‚Grenzboten' 1917, Heft 34. S. 246 – 252.

Daß eine gewisse Galvanisierung unabweisbare Notwendigkeit ist, so weit die Wissenschaft in Betracht kommt, weiß niemand besser als der Philologe und Historiker.* Schreiber dieser Zeilen bereitet seit langem eine Neuausgabe der religiösen Schriften des Paracelsus vor. Kein einziges Originalmanuskript ist erhalten. Wie dankbar wäre man in diesem Falle für eine einheitliche Rechtschreibung, die alle Zufälligkeiten abgestreift hätte! Es geht doch nicht an, den ganzen Wust von orthographischen Fußfesseln aus dem 16. Jahrhundert in das 20. Jahrhundert hinüberzunehmen. Man muß normalisieren, jedoch nicht auf Grund der heutigen Schreibung. Das Wesentliche ist, daß das Lautbild jeweils eindeutig herausgearbeitet wird. Denn derartige Ausgaben werden nicht allein für die Gegenwart geschaffen, sondern sie müssen für alle Zukunft in Geltung bleiben. Wenn man die alte Orthographie kritiklos mit hinübernehmen wollte, wie es jetzt noch bei fast allen Herausgebern Brauch ist,** dann werfen wir, nach Francks treffendem Ausdruck, dem heutigen Leser, ‚selbst dem philologisch geschulten, Knüppel zwischen die Beine‘. Vertauschen wir dagegen die alte mit der augenblicklich geltenden Schreibung, so werfen wir diese Knüppel dem Leser des 21. und 22. Jahrhunderts zwischen die Beine. So wäre es, von diesem Gesichtspunkte aus wenigstens, für uns sicherlich geboten, einmal reinen Tisch zu machen. Wir würden so mit einem Schlage unsere Kultur fester in die Tiefen unserer Geistesgeschichte gründen können. Denn genau wie bei Paracelsus ist es bei allen andern Schriften aus dem späten Mittelalter und dem 16. Jahrhundert. Die Werke der Mystiker jener Zeit, die Schriften Luthers, Zwinglis, Jakob Böhmes, — sie alle haben auch für uns noch eine gewaltige Bedeutung. Auf ihnen steht zum guten Teil unsere gesamte geistige Kultur. Eine Neuregelung der Orthographie würde auch sie fassen können und die Originale zu allgemeinerem und lebendigem Besitz machen. (Welch köstlicher Gewinn das wäre für eine Bereicherung und Kräftigung unserer papiernen Sprache, sei hier nur nebenher noch angemerkt.) Man lese nur ein paar Sätze des Paracelsus, die wir aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts in die neue Rechtschreibung übertragen, wobei nur noch die Hauptwörter groß geschrieben sind: ‚Am ersten, so du in der Liberalitet die Gab hast, so mach dich frei selbs, auf das du dein frei Herz habest und dich niemants hindere. Bist du ein Knecht und in eim Dienst, in eim Ambt, so get es dir schwer zu, frei zu sein. Du must sorgen uf dein Dienst, mer als auf die Liberalitet. So soll aber der, dem Got Gab und Reichtumb geben

---

* Vgl. hierzu die programmatischen Ausführungen J. Francks (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, 27, 368 ff) sowie das feine Vorwort Alfred Goetzes zu seinem Frühneuhochdeutschen Glossar, Bonn 1912.

** Vgl. dazu H Pauls Worte im Grundriß d. germ. Philologie, 2. Aufl. 1. Bd. S. 112: ‚Bei der spätmittelhochdeutschen Literatur sind wieder viel mehr Handschriftenabdrücke beliebt. Es zeigt sich darin eine berechtigte Schonung der mundartlichen Eigenheiten, aber auch der Mangel an kritischer Durcharbeitung.‘

hat, keins andern sein, sonder sein selbs eigen Herr und Willen und Herz, uf das sie fon im gangen, und frölich, das im Got geben hat."*

Jedoch müssen wir zuerst das Schrifttum unserer Zeit berücksichtigen. Man macht von diesem Gesichtspunkte aus gegen die neue Rechtschreibung die größten wirtschaftlichen Bedenken geltend. Darauf wollen wir nicht eingehen, nur in ‚seliger Traumdeutweis' uns ausmalen, welch schöner Gewinn es wäre, wenn infolge der neuen Orthographie drei Viertel unserer Tageszeitungen verschwänden und sie das Menschenexemplar Journalist samt seiner Sprache mit sich in den Untergang rissen. Doch die Sache liegt so verwickelt, daß man schwer sagen kann, ob die Verwirklichung des Reformgedankens nicht mehr des Schlimmen im Gefolge hat. Man stellt als eine der Grundlagen für die neue Orthographie auf: für jeden Laut ein und nur ein Zeichen. Alfred Goetze sagt:** ‚Die einfachen Grundsätze, nach denen wir zu einer erträglichen Annäherung zwischen Laut und Schrift und damit zu einer gesunden Rechtschreibung gelangen können, sind längst gefunden und anerkannt: ohne historische und etymologische Befangenheit, ohne Gefühlshemmungen wird für jeden Laut e i n u n d n u r e i n Z e i c h e n gebraucht; jede Länge wird durch ein einheitliches Längezeichen kenntlich gemacht, Kürze bleibt unbezeichnet.' Dem bedeutenden Germanisten unterläuft da wohl ein kleiner logischer Fehler. Jeder Leser des angeführten Satzes wird diesen so lesen, daß er den Nachdruck auf die (nur hier, nicht im Artikel selbst) gesperrten Worte legt. So scheint sich aus der orthographischen Neuordnung eine Vereinfachung zu ergeben. Man wird nicht mehr zu wählen brauchen zwischen ſ und s oder zwischen ß und ſſ, nicht mehr zwischen f und v usw. Man wird schreiben Kante, Kwelle, Kafe, Krist; nicht mehr abwärts, vollends, Satz, Station und Cypern, sondern: abwerz, follenz, saz, stazion und Züpern. Wir sehen, wohin der logische Fehler führt. Man muß, um ihn zu erkennen, ebensosehr betonen, daß f ü r j e d e n L a u t ein besonderes Zeichen gebraucht wird. Nehmen wir die s-Laute: die s in Krist, in sondern und in Station sind durchaus verschieden. Man müßte folgerichtiger schreiben: Krißt, Schtazion und sondern. Von feineren Unterschieden wollen wir gar nicht sprechen. Wie werden die Neuerer die beiden verschiedenen K in Kohl und Katze graphisch unterscheiden? Wie die ch in ich, ach, Fuchs? Man sieht, die Sache könnte eine große Verwicklung statt Vereinfachung bedeuten. Wohin würde das führen? Wenn es übereilt gemacht wird, sicherlich dahin, wohin alle Neuerungen seit jenem 9. November geführt haben: zu völliger Anarchie und Gesetzlosigkeit. Gewiß, Laut- und Schriftbilder dürften sich in sehr vielen Fällen besser und einheitlicher decken. Von den Buchstaben f und v ist zweifellos einer überflüssig. Wir können es ruhig den Erben der Lateiner nachtun und tema, filosofi und teater schreiben. Aber wir dürfen nie ver-

* Aus dem schönen Traktat ‚De felici liberalitate.'
** A. a O. S. 251.

gessen, daß sich, wie Goetze ganz richtig sagt, und mit ihm auch alle Vernünftigen unter den Neuerern, Laut und Schriftbild nie ganz decken werden, am wenigsten in der deutschen Sprache. Wenn man schon diese beiden Welten in eine bringen will, dann soll man doch ganz einfach die ein für allemal normierte Lautschrift der ‚Zeitschrift für deutsche Mundarten' übernehmen, und man hat das, was überhaupt möglich ist, mit einem Schlage erreicht. Es ist nur schade, daß den Lesern keine Probe, in dieser Lautschrift gesetzt, vorgelegt werden kann. Die Druckerei hat keine Lettern dafür. Und zudem würde es leichter sein, ein Kuranornament zu entziffern, als diesen Satz. Bei solchen Annäherungsversuchen nun scheint eine Gefahr immer wieder übersehen zu werden. Die Einheitsorthographie wird nicht nur in das graphische Bild der Sprache eingreifen, sondern mit der Zeit auch in die Sprache selbst. Etymologische Zusammenhänge werden zuerst graphisch und dann nach und nach auch für das Bewußtsein verwischt werden. Es werden sich neue und sinnlose Sprach- und Wortformen im Verlaufe der Jahre herausbilden. Zudem werden sich zahlreiche lautliche, in der Stammesart schön begründete Formen verwischen. Alles wird in absehbarer Zeit über einen Leisten geschlagen sein. Grund genug, in allen Neuerungen vorsichtig zu sein.

Zwar, recht bedacht, ist heute nicht viel mehr zu retten. In ein Buch oder eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert brauchen wir nur einen Blick zu werfen, um bereits aus der Rechtschreibung zu erkennen, was für einen Landsmann wir vor uns haben. Der Bayer schrieb anders als der Alemanne; man erkennt sogleich den Schweizer, den Elsässer, den Niederdeutschen. Selbst aus manchen originalgetreuen Goethedrucken schaut noch der Frankfurter heraus. Das war ein Wert, ein hoher und schöner Wert, keine Fessel und kein Unwert. Und diese Werte sind durch die orthographischen Neuerungen und Vereinheitlichungen zerstört worden. Denn man hält heute in der Regel das über einen Kamm Geschorene für wertvoller als das Krause und Eigenwillige. Hier wie in allen anderen Dingen. Eine schnurgerade Straße ist für uns wertvoller als eine nürnbergerisch verwinkelte. Warum? Man setzt heute alle Werte ins Nützliche und Rationale. In der geraden Straße wickelt sich der Verkehr schneller ab als in einer krummen. Aber Zeitgewinn ist kein Wert, sondern ein Unwert. Beschaulichkeit und Stille sind Werte. Mag diese Ansicht auch romantisch und verschroben klingen, sie bleibt nicht weniger wahr darum. Alles, was zur Bereicherung der Seele dient, ist absoluter Wert. Und alles, was sich in vergänglichen und zeitlichen Dingen niederschlägt und kristallisiert, ist und bleibt sub specie aeterni ein Unwert.

Doch es ist ein undankbares Ding, sich der Zeit entgegenzustemmen. Es wäre vollends lächerlich, unseren Standpunkt so weit zu behaupten, daß wir eine Rückbildung der Rechtschreibung verlangten, damit sie alle Lauteigentümlichkeiten der Stammessprachen in sich aufnehmen könnte. Wir müssen im Gegenteil versuchen, die ‚Errungenschaften' der Zeit zu ergreifen

und ihnen überall den rationalistischen Stachel zu nehmen. So mag auch eine neue und straffer vereinheitlichte Rechtschreibung dazu dienen, das Trennende bei den deutschen Stämmen zu überbrücken und dem einzelnen das Wesen der Dinge näherzubringen. Jedes Wort, ob geschrieben oder gesprochen, ist ja nur ein Sinnbild, eine graphische oder lautliche Abkürzung für das verborgene Wesen des unfaßbaren Dinges oder Gedankens. Wenn nun eine neue Orthographie plötzlich so manches dieser Symbole von der Zufälligkeit der Schreibung erlöst und es in seiner ganzen beziehungslosen und lächerlichen Nacktheit hinstellt, dann werden wir uns oft mit einem gewissen Schauer der ungeheuren Kluft bewußt werden, die zwischen Namen und Ding besteht. Reiner wird sich das Grenzenlose abheben gegen das Gelispel der zufälligen Sprache, wie der unendliche Himmel gegen das wehende Gras. Die erste Folge einer solchen Neueinstellung des Blickes wird eine größere Ehrfurcht — vor dem Wort sein. Man wird vielleicht mehr als heute einsehen, daß es frevelhaft ist, mit beliebigen, schlecht gewägten Worten leicht und gedankenlos umherzusprudeln. Und mancher wird jedes Wort, das er schreibt, ehrfürchtig messen und wägen an der finsteren, erhabenen Ewigkeit der Dinge. Gewaltig tritt überall das Du heraus, wo es bisher nur Ich geheißen. So müssen wir, wenn einmal die Armseligkeit des hirngeborenen Wortes offenbar wird, wenn das Rationale der Sprache in nichts zerfällt, in ehrfürchtigem Schweigen vor den plötzlich aufgetanen traumhaft dämmerigen Tiefen des Irrationalen stehen. Die deutsche Prosa kann auf diesem Wege das werden, was sie in dem Schrifttum des späten Mittelalters war: Dichtung. Denn jedes Wort wird unheimlich nahe heranführen an den Abgrund des Irrationalen. Es wird jeweils rhythmisch und musikalisch, nicht rational-inhaltlich, einen Funken dieses Irrationalen in sich aufnehmen. Und so wird die Rede, tiefste Saiten in unserem Innersten geheimnisvoll musikalisch berührend, den Übergang zur Dichtung gefunden haben, vom Papier befreit sein. Wenn die Worte gewichtiger, konzentrierter, bedeutungsvoller werden, geistiger, tonvoller; wenn die Rede nicht mehr *über* den Inhalt redet, sondern *den Inhalt*, — dann ist eine neue Zeit für uns angebrochen. Wohl gehört das nicht mehr so recht zur Sache. Aber ein wenig wird hier doch die — später ganz gewiß zu erwartende — neue Rechtschreibung helfen. Es steht ja nichts vereinzelt in der Zeit. Expressionismus und neue Rechtschreibung haben sogar manches Verwandte. Beide lassen sich von dem einen großen Gesichtspunkte aus werten: Erlösung vom Rationalen. Darf man in gewissem Sinne Stefan George für einen Vorläufer des Expressionismus halten? Er schreibt, wie auch die Neuerer es wollen, jedes Wort klein. Dazu kennt er keine Interpunktion. Mancher Expressionist hat ihm das nachgemacht. Nichts anderes ist damit gewollt, als daß jedes Wort auf sich gestellt, konzentriert, schwerer, gehaltvoller gemacht wird. Zu diesem Ziel müssen wir weiter. Ein Zurück oder ein Stehenbleiben gibt es sogar in der Rechtschreibung nicht.

Kritik

Zum Weltbild der Gegenwart

Neue Bücher, besprochen von Siegfried Behn

Während in den politischen Kämpfen dieser kranken Zeit die materialistische Gesinnung noch ihre wüsten Feste feiert, bricht die Metaphysik der ‚Monisten' mit unüberhörbarem Getöse zusammen, indessen sich vielstimmiger Ruf nach echter Weltanschauung erhebt. Einen Entwurf solcher kommenden Metaphysik zu zeichnen unternimmt Konstantin Oesterreich.

Dem Buche ‚Das Weltbild der Gegenwart', (Mittler & Sohn, Berlin 1920, geh. M. 9.—, geb. M. 12.—) ist das enzyklopädische Geschick nachzurühmen, mit dem es die für die unleugbare Krisis der Wissenschaft unserer Tage entscheidenden Entdeckungen zusammenstellt. Fast lauter Lehren sind es, die von den Monisten (denen alles schon so schrecklich klar geworden war) vor kurzem noch als Ausgeburten kranken Wahnes verschrieen worden wären, als bedauerliche Irrungen wüster Spekulation. Da ist die Lehre Einsteins von der Endlichkeit der Welt. Darf daran erinnert werden, wieviel Spott über christliche Philosophen ausgegossen worden ist, nur weil sie das aristotelische Theorem vertraten? Da ist der Satz, daß die Masse eines Körpers sich mit seiner Geschwindigkeit ändere. Büchner hätte gewiß nicht gezögert, den Vertreter solcher Ansicht für irrenhausreif zu erklären. Da ist die Methode der Atom-Zertrümmerung. Darf man es sagen, daß damit die allverhöhnte Alchymie wieder ins Leben gerufen worden ist, wahrlich nicht ohne Aussicht auf unabsehbare Erfolge? (Alchymie, — versteht sich cum grano salis). Wer hätte bis zum Ende des jüngstvergangenen Jahrhunderts wagen dürfen, am Entropie-Tode der Welt zu zweifeln? Heute wird sie von Grund auf neu erörtert. Wir dürfen vielleicht hinzufügen, daß Umwandlungen im Substanzbegriff bevorstehen und schärfere Bestimmungen über den Kausalnexus, die ein Monist noch vor kurzem als scholastisch verurteilt haben würde, und die man bald als scholastischen Ursprungs wird annehmen müssen. Wer sich in Oesterreichs Zusammenstellungen über Urmenschengeschichte vertieft, wird bald den wahren Wert der Häckelschen Stammbäume durchschauen. Wenn schon in paleolithischer Zeit sich neben tiefstehenden Schädeln andere finden, die mit den heutigen anatomisch gleichwertig sind, dann rückt auch der Affenursprung immer mehr in die Nacht von Vorzeiten, in der alle Katzen grau sind. Aus der zusammenfassenden Darstellung der Lebensprobleme läßt sich entnehmen, daß zwar nichts die Naturforschung hindert, alle Einzelprozesse im Organismus mit physiko-chemischen Methoden zu erforschen, daß aber das Geheimnis von Zeugung, Wachstum und Heilung damit nicht im mindesten erhellt wird. Sehr sinnreich führt Oesterreich aus, wie lebensunfähig die Übergangsformen zwischen zwei Arten ausfallen müßten, wie ungeeignet zur Selbsterhaltung ein reptilischer Vogel, der noch nicht fliegen und nicht mehr recht kriechen könnte. Er fragt sehr nachdenklich nach der selektiven Gattenwahl der Tierweibchen, die meist von den stärkeren Männchen überwältigt werden. Der verdienstvolle Phänomenologe des Ich weist die Unmöglichkeit einer Psychologie ohne Seele nach und vereinigt seine Stimme mit denen, die neuerdings den psychophysischen Parallelismus verwerfen und die Abhängigkeit von Leib und Seele als Wechselwirkung ausmachen. Er zeigt anschließend, warum die mate-

rialistische Phrase vom Großhirn als dem alleinigen ‚Seelenorgan' unhaltbar ist. Mit erfreulicher Vorurteilslosigkeit würdigt Oesterreich auch die gemeinhin als spiritistisch bekannten Phänomene. Wenn wir auch mehr als vielleicht Oesterreich kühlste Skepsis besonders gegen Medien und deren Impresarios fordern, so ist es doch zu begrüßen, daß mit dem albernen ‚Unmöglich' des Materialismus auch auf diesem Gebiete aufgeräumt wird. In den weiteren Ausführungen über unsere Kultur mischen sich feine Einzelforschungen mit den klugen Meinungen eines wohlvertrauten Kunstfreundes. Dem Schulaberglauben vom Hellenismus als einer Verfallszeit wird kräftig begegnet. Von neuester Philosophie wird mit sicherem Blick die aussichtsreiche Wesenschau der Husserlschen ‚Phänomenologie' gewürdigt, und die besonnene Frage nach den Grenzen dieser Methodik wird aufgeworfen, ein Hinweis, für den wir dem Verfasser Dank schulden. Vielleicht ist es Oesterreich nicht in vollem Umfange deutlich geworden, wie sehr alle die von ihm vorgetragenen Einsichten für die christliche Philosophie fruchtbar zu werden versprechen. Seine Ausführungen über die Religion stehen hie und da noch etwas im Banne des sonst von ihm bekämpften Weltbildes. Ein Satz wie dieser: ‚Auf der Stufe der Hochkultur tritt die Religion zurück' ist von solcher Art. Er ließe sich schwer mit dem Preis des Hellenismus vereinigen. Immerhin sagt Oesterreich mit Recht, daß Religion nicht einfach intellektuale Einsicht ist; aber vielleicht betont er das emotionale Moment (z. B. Feierlichkeit) mit Otto etwas zu entschieden. Dennoch ist der Hinweis am Schlusse über die zarte Empfindlichkeit des lauteren Gewissens gegen Blasphemien sehr nachdenkenswert. Die Schrift klingt aus in einer Gesinnung demütiger Hingabe an den unausforschlichen Gott; aus solcher Gesinnung erwächst die Vorurteilslosigkeit, weitschauende Klarheit und lautere Wahrheitsliebe, die das Buch auszeichnet.

‚Psychologie der Weltanschauungen' ist der Titel eines Werkes von Karl Jaspers (Springer, Berlin 1919, geh. M. 22.—, geb. M. 25.60), das in wissenschaftlichen Kreisen soviel Beachtung verdiente, wie die von der Modelaune bevorzugten Spenglerschen Schriften. Die psychologische Begabung ist bei Jaspers viel eindringender, die entscheidenden Zusammenhänge sind tiefer begriffen, und statt der geistreichen Laune Spenglers waltet hier ruhiger Ernst und unbeirrbarer Spürsinn für das Echte. Wenn der erfolgreiche Verfasser der Allgemeinen Psychopathologie eine Psychologie der Weltanschauungen schreibt, so liegt zunächst die Vermutung nahe, es solle hier beschrieben werden, wie in hochbegabten Menschen die Weltbilder der Metaphysik entstehen; etwa als gälte es, einen Irrtum, einen Wahn, einen überredenden Anschein zu entschuldigen. In solcher Psychologie, die mit der Metaphysik herablassend redet, ist Jaspers viel zu umsichtig: er fand seine Aufgabe weit tiefer. In seinem Werke hallt gerade die metaphysische Sehnsucht unserer Zeit wieder; er weiß, daß wir erschüttert nach Entscheidung ringen. Und so fragt er den echten großen metaphysischen Lösungen nach, zwischen denen wir zu wählen haben, freilich nicht mit einer matten intellektuellen Stimmabgabe, sondern mit Einsatz der ganzen Persönlichkeit samt allen ihren Gaben, die sie mit in den Geisteskampf zu werfen hat. Weil Jaspers selbst eine Entscheidung zwischen den unvermeidlichen Möglichkeiten nicht bieten will, nennt er seine Forschungen psychologisch und nicht philosophisch. Er will die großen Verkünder von Weltanschauungen ehrerbietig verstehen, und er will darstellen, was sich so an Einsicht gewinnen läßt. Es ist die intellektuelle Zartheit, ungemeine Vorsicht und Gewissenhaftigkeit der Suchen-

den unserer Tage, die Jaspers hindert, seine eigene Entscheidung mitzuteilen. Daß seine Vorliebe für eine Lösungsart hier und da durchklingt, kann und will er bei alledem nicht vermeiden; die Darstellung selbst wird dadurch nur lebendiger. Da Jaspers sein Werk außerdem mit so feinem Verständnis für die seltene Menschenart aufbaut, die metaphysisch schöpferisch ist, mit so liebevollem Eingehen auf deren Einstellung und Willenshaltung, sei ihm ganz zugebilligt, daß er Psychologie edelsten Stils bietet. Über den Inhalt des Jaspersschen Werkes im einzelnen zu berichten, ist kaum möglich; dazu ist das Buch zu reich und zu lebendig. Eine solche Arbeit hat keine ‚Ergebnisse‘, die man in wenigen Sätzen zusammendrängen könnte, sondern die Gesamtdarstellung ist wohlgebautes Ergebnis, wie etwa auch in dem Meisterwerk solcher Schreibart, das Deutschland besitzt, in Hegels Phänomenologie des Geistes. Jaspers nennt dieses tiefe Buch, dem er viel verdankt, mit all der Anerkennung, die es verdient: er nennt es neben Kierkegaards Werken, aus denen vornehmlich christliche Gesinnung ihm nahegekommen ist. Mag sein, daß Jaspers Kierkegaard überschätzt, wenn er ihn so neben Hegel stellt, daß er in diesem Christen mehr sucht, als dessen überfeinerte Persönlichkeit an echtem Wert ausstrahlt. Es scheint mir für unsere deutsche Gegenwart so bedeutungsvoll, wenn wir uns zurückbesinnen auf die metaphysische Energie nicht nur, auch auf die Menschenkenntnis und Seelenbelauschung Hegels; wenn wir Hegels Lehre da, wo sie einmal dunkel bleibt fürs Verständnis, verschwommen in der Erkenntnis, wenn wir sie aufhellen mit dem Lichte christlicher Weisheit, die lebendiger Gott sagt und nicht nur absoluter Geist. Jaspers geht diesen Weg, — er geht ihn noch nicht zu Ende, das liegt an der meisterhaften Selbstbeschränkung, ohne die er sein Werk nicht so scharf umrissen hätte herausarbeiten können. Braucht man es zu sagen, daß ein solches Buch nicht leicht lesbar ist? In selbsterrungene Einsichten kann sich ein aufrichtiger Leser nur mühsam vertiefen. Wem es aber um solche Dinge ernst ist, der darf an Jaspers nicht vorübergehen. Aus der Armut unserer Psychologie hilft uns auch Jaspers zu inhaltsreicherer Seelenkenntnis, die mit entschlossener Intuition erfaßt wird. Sollte ein Suchender zunächst durch die gelegentlich schwer durchdringbare Sprache verschüchtert werden (durch eine Sprache, die aber nur anfänglich einmal befremdet, dann aber mit plastischer Kraft überzeugt), so möge er sich vorläufig in den Abschnitt über echten Enthusiasmus und Menschenliebe vertiefen. Er wird dann sicher lesen bis zu der Erörterung über Enthusiasmus und Rausch, wo das Echte vom Unechten mit dem Feinsinn des Seelenarztes geschieden wird. Fühlt man sich immer noch fremd, so versuche man es mit dem dritten Kapitel, insonderheit mit den Ausführungen über Kampf, Tod, Zufall und Schuld. Ich muß gestehen, daß hier an wissenschaftlicher Psychologie des Menschenschicksals geboten wird, was in künstlerischer Gestalt so nur in Dostojewskischer Schilderung ergreifen kann. Klassisch ist es, wie Jaspers es vermag, Krankheitsbilder, die ihm als Psychiater vertraut sind, von der Warte des Philosophen aus in neuer Beleuchtung zu schauen und zu durchschauen. Man vergleiche den Abschnitt über den Nihilismus in Psychosen. Wie viele Psychiater würden wohl das Wesentliche dieses seltenen Falles genugsam gewürdigt haben, so wie Jaspers es tut! Sage ich mit diesen letzten Ausführungen, man solle sich Teile aus Jaspers Buch herauspflücken? Das darf man mir nicht vorwerfen. Nein, man muß es ganz und wörtlich lesen. Dabei bringt es selbst dem Fachmann und Spezialisten noch Freuden. Was Jaspers z. B. über die Hegelsche Dialektik sagt, ist wohl das Beste, was mir darüber bekannt ist. Wer besonders

dem Verständnis für Dinge des Christentums in diesem Buche nachforscht, kann nicht erwarten, auf wenigen Seiten Antwort zu erhalten. Er findet hier ein Wort über den Frieden des Mystikers, dort eine Darstellung der Persönlichkeit des Heiligen. Nicht in seiner ganzen Erhabenheit und umfassenden Güte, nicht in seiner verborgensten Tiefe wird das Christentum erkannt, nicht mit seinem ungetrübten Lichte leuchtet es bei Jaspers; aber es wird doch unserer Gegenwart sehr ernstlich mit zur Wahl gestellt, zur Wahl aus ganz ergriffener Persönlichkeit. Wer seine eigene Weltanschauung über der Lesung des Buches von Jaspers festigt, wird dann jedenfalls sagen können, daß er sich mit den feindlichen höchst redlich auseinandergesetzt habe. Den Gegner, dessen Wert und Lichtseiten er sonst vielleicht in bester Meinung übersehen hat, lernt er bei Jaspers kennen, wie er unbefangen erschaut in seiner Wirklichkeit lebt. Der Ernst eigener Ablehnung kann dadurch nur vertieft werden, der unvermeidliche metaphysische Kampf wird damit ritterlicher und somit auch siegreicher für die Wahrheit. So könnten denn auch Freunde der dämonisch wirksamen Lebendigkeit einen Schimmer von der Weisheit des Christentums erschauen und den Frieden suchen, den sie bis dahin vielleicht mit einem müden Glück verwechselt hatten.

Die volkstümlichen Schriften unserer Materialisten und Neupositivisten huldigen dem Gebrauch, abweichende theologische und philosophische Meinungen zu beschimpfen. Sie sind daran so sehr gewöhnt, daß sie kaum noch merken, wie grob sie sind. Die scharfe Kritik steht ihnen frei. Warum aber muß eine religiöse Überzeugung gleich ‚vergiftender Aberglaube‘ (Häckel) sein, wenn man sie nicht teilt? Auch Frau Betty Müller-Lyer, die Herausgeberin der zweiten Auflage des Werkes: ‚Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie‘ von F. Müller-Lyer (2. Aufl. Verlag Langen, München 1919, geheftet 7,50 M., geb. 11,50 M.), häuft so unerfreuliche Ausdrücke über andersgerichtete Forschung. ‚Illusion, Truggebilde, Wahn, Unsinniges, Irriges‘ sind solche Bezeichnungen für philosophische Anschauungen, die aus nur sieben Zeilen ihres Vorworts zusammengestellt sind. Dieser Tonart gegenüber offen zu sprechen, kann keinem Kritiker verwehrt sein. Solche Kritik richtet sich nicht gegen Einzelergebnisse der umfassenden soziologischen Studien Müller-Lyers, sondern gegen seine in dieser programmatischen Schrift niedergelegte Metaphysik wider Willen, gegen eine Fortschrittstheorie, welche die erreichte Weltverbesserung an der Anzahl der erscheinenden soziologischen Fachzeitschriften mißt (S. 162). Die metaphysische Fortschrittstheorie ist aber die Quintessenz von Müller-Lyers Volksphilosophie. Das neuherausgegebene Werk zeichnet ein Weltbild, wie es dem ‚modernen Menschen‘ am Ende des vergangenen Jahrhunderts Ergebnis der positiven Wissenschaft schien. Es ist so im Aufbau vielfach vergleichbar mit Konstantin Oesterreichs ‚Weltbild der Gegenwart‘. Zwischen den beiden Werken aber liegt jene Krisis der Weltanschauung, die Oesterreich deutlich erspürt hat. In dem Müller-Lyerschen Buch ist von diesem Sturme kein Hauch zu spüren. Mit erschrecktem Staunen sehen wir, wie plötzlich so eine Gestalt des Lebens altern und welken kann. Wieviel Bücherstaub atmen wir mit all diesen Reden ein, wie vergilbt ist das Antlitz dieser Lebensweisheit! Es ist uns zumute, als schlügen wir ein Buch der alten deutschen Aufklärung auf. Farblos sind all die Worte vom Wahn der vergangenen Jahrhunderte, von der funkelnagelneuen Wahrheit, die auf einmal als Ergebnis der Wissenschaft nach dem neuesten Stande der Forschung ans Licht tritt. Comtes ‚positivistische‘ Kon-

struktionen von dem theologischen, metaphysischen und positiven Stadium der Kultur, von der ‚Hierarchie' der positiven Wissenschaften werden nachgebaut. Ein mechanistisches Weltall wird (zum wievielten Mal?) gezeichnet, das überall seine eigenen Gebilde sinnlos vernichtet. In dasselbe Weltall wird eine gleichfalls mechanische Entwicklung unaufhaltsamen, gelegentlich nur scheinbar verzögerten Fortschritts eingezeichnet. Wie kommt nur die Verbesserung in den elenden Kosmomechanismus? Die Deklamationen über das finstere Mittelalter klingen auch nicht gerade überraschend neu, selbst wenn sie mit graphischen Täfelchen aufgeziert sind. Es wiederholen sich die Angaben einer rein positiven Wissenschaft über das Seelenleben des Vormenschen, von dem wir auch nicht ein Knöchlein besitzen. Wir hören von der Güte des Menschen im sozialistischen Staat; die alte Rousseausche Hirtenschalmei erklingt. Schließlich endet das Buch mit dem Entwurf einer ‚Vollkultur', eines Zukunftsparadieses auf Erden, wogegen die Bellamische Utopie eine realistische Schilderung ist. Das Ideal von Müller-Lyers ‚euphorischer' Philosophie ist der alte Aufklärungsspruch: das größte Glück der größten Anzahl. Ist es nicht ein eigentümlicher Zug, daß Müller-Lyer den Namen Euphorie den Psychiatern entlehnt? Ich weiß wohl, er definiert sie anders, als Verbindung nämlich von subjektiver Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens auf Erden. Mir scheint, auf die schwer heilbare Fortschrittstheorie dieses positiven Liberalismus läßt sich eher die psychiatrische Bestimmung anwenden: Euphorie ist eine rosarote Stimmung höchster optimistischer Lust, unabhängig von aller umgebenden Weltlage. Der Euphorie dieser positivistischen Weltanschauung ist selbst mit Gasgranaten nicht beizukommen und mit dem ganzen entsetzlichen Elend nicht, das unser materialistischer ‚Fortschritt' über die Menschheit gebracht hat. Dann ist auch eine Diskussion mit solcher Eugenik fruchtlos. Mit schmerzlichem Lächeln wenden wir uns von diesen Träumereien ab. Viel ist in dem Buche Müller-Lyers die Rede von unbefangener muthafter Manneseinsicht in die Dinge dieser Welt. Sieht der vorurteilslose Blick auch in unserer Gegenwart nicht die tiefsündige Erde? Nein, dieser unbeirrbar tiefe Einblick der christlichen Weisheit wird als Aberglaube abgetan; statt dessen wird uns ein lasches ‚irdisches Christentum' vorgezaubert. Wir kennen, wir kennen auch diese Melodie der Aufklärung. Aber matt tönt sie uns in die Ohren auf abgeleiertem Instrument; denn eine Seele spricht längst nicht mehr aus diesen gespenstischen Klängen.

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß oft begabte Forscher, denen eine Entdeckung (wie sie meinen) gelungen ist, darüber in ein schallendes Selbstlob ausbrechen, was ungefähr so peinlich wirkt, als wenn sich ein Soldat selber zu einer Auszeichnung eingibt. Soll denn jemandem die Freude am persönlichen Stil verleidet werden? Gewiß nicht im mindesten; es muß nicht jedes wissenschaftliche Buch grau in grau geschrieben sein. Aber deshalb braucht die Betrachtung des Mitgeteilten nicht fast auf jeder Seite von schnoddrigen Bemerkungen gestört zu werden. Damit schmückt aber Adolf Koelsch seine Arbeit ‚Das Erleben' (Fischer, Berlin 1919, geh. 12 M., geb. 15 M.) mit besonderer Vorliebe; nun, dann muß er sich auch gefallen lassen, daß man diese Art geschmacklos nennt.

Koelsch hat eine große Menge moderner biologischer Literatur bewältigt (wirklich verstanden) und stellt sein erhebliches Wissen anschaulich und oft reizvoll dar. In diesen Schilderungen (abzüglich der saloppen Redensarten) steckt der größte Wert des Buches. Freilich ist das nicht der Zweck, zu dem es geschrieben

worden ist. In seinem Mittelpunkt steht eine psychologische Theorie der Variation. Um die Variation zu verstehen, genüge es nicht (meint Koelsch), eine Reihe von Ereignissen im Leibe von Lebewesen zu beobachten; dann bleibt immer eine Lücke im Verständnis, die nur mit einigen (vielleicht wenigen) psychischen Ereignissen ausgefüllt werden kann. Diese Erlebnisse laufen also nicht den Leibvorgängen parallel, sondern das physische Ereignis wirkt in die psychischen Ereignisse hinüber, und diese wirken zurück. Die von Koelsch geübte Kritik des psychophysischen Parallelismus ist fast durchweg geglückt (ohne die albernen Anmerkungen gegen ernsthafte Verfechter dieser Hypothese). Es ist eine Stimme mehr, die umsichtigerweise für eine Wechselwirkung eintritt. Besonnene Physiologen würden dem zu widersprechen auch nicht viel Grund haben. Wer von ihnen nicht mechanistische Metaphysik treibt, sieht z. B. in der von Koelsch angefochtenen Bezeichnung Tropismus zunächst keine erschöpfende Erklärung, sondern nur die vorläufige Beschreibung eines Tierverhaltens, dessen Teilereignisse er zunächst soweit erforscht, wie es physiologische Methoden zulassen. Das schließt gar nicht aus, daß zur vollständigen Erklärung (allgemein zutreffenden Beschreibung) auch noch einige Erlebnisse mit psychologischen Methoden erforscht werden müßten. Einsichtige Biologen hiezu anzuregen ist ein weiteres Verdienst von Koelsch. Recht anschaulich ist in diesem Zusammenhange seine psychophysische Analyse der Dressur eines Hühnchens mit bunten Raupen. Sehr zweifelhaft aber scheint es, ob Koelsch mit der Analyse von Dressureffekten an Ameisen und Bienen wirklich bis zum Geheimnis der Variation vordringt. Jedes fremde Erlebnis müßte nach Koelsch bereits ein Tier variieren, wenn es ihm nur gelingt, damit fertig zu werden, sich ihm anzupassen. Damit ist die Bedeutung der überraschenden Erfahrung wohl zweifellos überschätzt. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß neben der von Koelsch vermuteten Mitbedingung es noch viele Anlässe zur Variation gibt, die psychisch nicht mitbedingt sind. Jedenfalls übertreibt Koelsch in seiner Entdeckerfreude die Tragweite seiner Hypothesen so erheblich, daß seine Darstellung in phantastische Mythologeme ausartet. Weder anschaulich noch begrifflich können wir uns das rein per analogiam konstruierte ‚Erleben' einer Pflanze mit eingegipster Hauptwurzel verständlich machen. Was also aus dieser anmutigen Legende von dem Fühlen der Pflanze für die nüchterne Wissenschaft erhellen soll, bleibt unerfindlich. Warum darf denn zwischen anorganischer Materie und beseeltem Leben nicht unbeseelt reizbares begegnen? Ganz verfehlt ist die von Koelsch beliebte Konstruktion des Unterschiedes von unbelebter und lebendiger Substanz: ‚Substanz relativ existierend zum dreifach gedehnten Raum ist mir Materie, Unleben und untertan den Gesetzen, die der Physiker erforscht und als gültig erweist. Substanz relativ existierend zum vierfach gedehnten Raum (Raum und Zeit) ist mir Protoplasma und unterworfen den Gesetzen des Lebens (S. 152).' Demgegenüber darf nur darauf hingewiesen werden, daß die neueste Physik gerade der vierten temporalen Dimension zur Erforschung der Gesetze unlebendiger Substanz nicht mehr entraten kann. Es mag noch gesagt sein, daß Koelsch viele wissenswerte Tatsachen zusammenstellt, um über den Einfluß von Drüsensekreten auf den psychischen Habitus zu unterrichten, und ebenso um die mannigfachen Erscheinungen seelischen Ausdrucks in leiblichen Gebärden zu beschreiben, daß er über Mechanisierung und Erfindsamkeit im tierischen Verhalten Interessantes beibringt. Dann muß aber hinzugefügt werden, daß seine Theorie durch die Betrachtung dieser Dinge gar nicht gefördert wird. Wo also zur Erforschung eines gesamten psychophysischen Lebenswesens die physiologische Untersuchung nicht

zureicht, hat Koelsch recht, wenn er ein Bündnis mit der Tierpsychologie anregt. Das ist aber gar kein Grund, fast die Gesamtheit der anerkannten physiologischen Forscher lächerlich zu machen (das trifft nicht diese Männer, sondern den müßigen Spötter) und eine geistreiche Anregung zu einer umfassenden Metaphysik des Lebens aufzublähen. Wenn es auch mit physiko-chemischen Methoden nie gelingen wird, die Geheimnisse der Zeugung, Erbung und Variation aufzuhellen, so ist das doch kein Grund dagegen, die Anwendung dieses Verfahrens zur Erforschung aller Einzelprozesse soweit zu treiben, wie praktisch möglich. Deshalb besteht auch noch lange kein Anlaß, mit Koelsch den Bereich des psychischen Lebens ohne Not über den ganzen Kreis der lebenden Organismen mitsamt den Pflanzen auszudehnen.

Neben den vielen anspruchsvollen und aufgemachten Büchern über Weltanschauungsfragen ist ‚Die Materialisierung des Geistes' von Theodor L. Haering (Mohr [Siebeck], Tübingen 1919, 11 M.), eines der sachlichen, im besten Sinne wissenschaftlichen Bücher, die zurzeit erscheinen. Es läßt sich lesen, ohne daß man alle Augenblick durch irgendeine Laune aus dem Zusammenhang gerissen wird. Ernste metaphysische Probleme werden erörtert, die jahrzehntelang als abgetan galten, und siehe, die üblichen Lösungen, die noch vor kurzem Mode waren, erweisen sich als unzureichend. Man ‚darf' auf einmal wieder von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit reden, selbst der Zeitgeist will es so. Auch Haering durchbricht in einem programmatischen Werk die Gedanken der wissenschaftlichen Konvention. Er bezweifelt, daß die wechselseitige Abhängigkeit von Gehirn und Seele so unverbrüchlich, und daß sie so intim bekannt ist, wie man verbreitet hat. Voreilig nennt er die Induktion, die bei den niederen Seelenfunktionen Bindungen an Rindenzentren feststellt und dann sagt, die höheren werden sich wohl ähnlich lokalisieren lassen. Im Einklang mit anderen gleichzeitigen Bestrebungen lehnt er jede Zusammensetzung des Ich aus seelischen Elementen (Bestandteilen) ab. Auch er zählt zu den sich mehrenden Kritikern am psychophysischen Parallelismus. Dann sagt er heraus, daß es allmählich unhaltbar ist, die psychischen Abhängigkeiten, vor allem die Motivation als mechanische Kausalität anzusprechen, daß also Spielraum für die Willensfreiheit genug in der Welt ist. Haerings Buch ist reich an Gedanken, die den metaphysischen Dualismus zwischen Leib und Seele als Urphaenomen anzunehmen zwingen, die Seelenunsterblichkeit und Persönlichkeit Gottes der Vernunft einleuchtender machen als die entgegengesetzten materialistischen Ansichten. So wird für Haering auch das religiöse Wirken die wertvollste Tat für Menschen. Immer ist Haering weit davon entfernt, etwa den erfahrungsfremden Panpsychismus zu verteidigen. Materialistische Arbeitshypothesen der Naturwissenschaft erkennt er als methodisch fruchtbar an. Spiritualistische Reduktion von Stoff und Kraft ist ihm fern; er schätzt die technische Unterjochung der Naturkräfte nach ihrem wahren Wert. Nur kann sich (meint er) die Seele verlieren und aus der Herrschaft über die Natur in die Knechtschaft unter der Technik verfallen. Der rechnende Geist wird Sklave der Rechenmaschine. Diese Gefahren der Sinnesart unserer jüngsten Vergangenheit sieht auch Haering unbeirrten Blicks und er verlangt den mutigen Versuch, die technisch beherrschte Welt in den Dienst der Menschenseele zu zwingen. So sind es auch in dem trefflichen Werke Haerings Gedanken einer christlichen Metaphysik, die mit ihrer unvergänglichen Wahrheit ins Licht des jungen Tages drängen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Das — wenn ich nicht irre — erste Buch Horst Wolfram Geißlers, ein Frankfurter Roman aus dem Vormärz, ‚Der letzte Biedermeier‘, erwies ein anscheinend fertiges Talent. Mit einer erstaunlichen Sicherheit in der Kenntnis menschlicher Zustände und Charaktere verband sich die Ruhe einer ganz epischen Darstellung. Der junge Dichter regierte seine Welt mit besinnlicher Heiterkeit und erfreute sich daran, bewußt zeitabgewandt, Versunkenes zu beleben. Großdeutsche und preußische Ideen fanden ihre Vertreter, schwarz-rot-goldene Schwärmerei brannte bengalisch auf, die neue Zeit der Kohle und des Eisens sah man — nicht sehr drohend — vor der Türe stehen. Indessen überwog und sänftigte überkommene Lebensbehaglichkeit das, was wie Gegensätze und Konfliktskeime aussehen konnte; die deutsche Biederkeit gebärdete sich noch sanft, und wenn sie diese oder jene Überzeugung vertrat und dabei alte Freunde sich entzweiten, so schien es in der Geißlerschen Darstellung so, als sei das alles nicht so schlimm gemeint. Ein unruhiges Mädchen, nicht ohne Leidenschaft, brachte Konflikte in das Leben zweier Jünglinge: ein bißchen Schmerz, wie er der Jugend notwendig ist; aber schließlich klärt sich das Mädchenwesen, und wenn sie auch keinen ihrer drei Liebhaber behalten kann, so wird sie sicher einen vierten finden, mit dem sie so glücklich wird, wie es üblich ist. Mit großer Liebe, mit größter Liebe, hat Geißler einen Magister gemacht, einen Sonderling, der auf dem Leben wie auf einer Flöte spielt, unverbittert in sich ruhend: dieser Magister Feldbecher ist die eigentliche und besondere Talentprobe Geißlers. Der junge Mensch dagegen, der den ‚letzten Biedermeier‘ vorstellt, ist nicht erheblich genug, um den Mittelpunkt eines Romans zu bilden; sein Tod durch eine verirrte Kugel scheint nur ein glücklicher Notbehelf zu sein, um diesen Jüngling los zu werden. Dagegen hätte sein Freund, der aus der Tiefe sich heraufzwingende Maler, das Zeug zu einem Helden in sich. Geißler scheute indessen vor diesem Ungebärdigen zurück; solche Naturen liegen ihm nicht. Weiter unten wird von dieser Eigenheit des längeren die Rede sein.

Rasch folgten auf diesen Roman einige andere. Ich habe zunächst den Spitzweg-Roman ‚Der ewige Hochzeiter‘ gelesen, in dem Geißler handwerklich sicherer wurde und seine (vorläufige) Eigenart weiter entwickelte. Der Maler Spitzweg ist ihm ein anderer Magister Feldbecher, ein immer zu spät Kommender, der indessen reich genug ist, um durch äußere Zufälle an seiner heiter-wehmütigen Innerlichkeit nichts einzubüßen. Aber eigentlich ist nicht der uns allen liebe und vertraute Maler Spitzweg, von dem Geißler erzählt, sondern ein Mensch, der zufällig Spitzweg heißt. Von dem Wesen jenes Spitzweg, der den ‚Kakteenfreund‘, den ‚Alchimisten‘, den ‚Wittiber‘ usw. malte, erfährt man nichts; er bleibt Romanfigur. Nur ein Bild läßt Geißler ihn malen, den ‚armen Dichter‘, weil der Dargestellte ihm wieder eine Romanfigur liefert. Und indem Geißler dies tut, begeht er eine Geschmacklosigkeit, die ihm so leicht nicht vergeben werden soll. Der arme Dichter, wie ihn Spitzweg gewollt hat, ist etwas Feststehendes, Undeutbares, ein Charakter und ein Naturereignis. Das Spitzwegsche Bild ist die Erfassung eines menschlichen Originals in seinem Wesen. Das Wesen eines Originals ist nicht

* Horst Wolfram Geißler, ‚Der letzte Biedermeier‘, ‚Der ewige Hochzeiter‘, ‚Das Glück‘, ‚Himmelstoß.‘ (Alexander Duncker, Weimar.) Hans Raithel, ‚Der Weg zum Himmelreich.‘ (Paul List, Leipzig.) Bernardine Schulze-Smidt, ‚Die Romfahrten des Franz Desolatis.‘ (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.) Alfred Döblin, ‚Die Lobensteiner reisen nach Böhmen.‘ (Georg Müller, München.)

entwicklungsfähig, nicht einmal wandelbar. Es kann höchstens in sich Veränderungen erfahren, kann neue Seiten seines Wesens zeigen, seines Wesens als Original, das als solches sich gleich bleibt. Der arme Poet bei Geißler kapituliert, heiratet eine reiche Brauerstochter und macht schlechte Gedichte. Spitzweg dreht sich im Grabe herum.

Die Wirkung des Romanes „Das Glück“ ist reiner. Aus einer dämmerhaft spielerischen Kleinstadtjugend wacht ein Mensch zu Glückbegehren auf. Dichterische Fähigkeiten erhöhen die innere Unruhe. Die große Welt lockt. Das vermeintliche Ziel aber wird nur ein Durchgang und ein Umweg. Der Mensch erkennt aus Lust und Leid das Glück als ein Sichbeschränken und kehrt endgültig in die Kleinstadt heim. Seiner wartet ein Amt, ein einfaches Weib und ein Talent, das sorgsam-ruhiger Pflege würdig ist. Abkehr und Einkehr. — Auch in diesem Roman ist wieder ein Magister Feldbecher und ein Spitzweg, heißt diesmal Riek und haust als innerlich reicher kleiner Beamter auf einem Turm. Er wird absichtslos das Vorbild des jungen, glücksuchenden Dichters. Auf diese Art Originale und Lebensbesieger sammelt sich Geißlers ganze Liebe; man merkt, daß sie Leben und Dinge mit seinen Augen ansehen. Es sind alles Sonderlinge, liebenswert und von Humor erfüllt. In der kleinen Erzählung „Himmelstoß“ führt nun Geißler einen anderen Sonderling vor, dessen Wesen ins Schnurrige und Groteske übergreift. Der Drogist Waldemar Himmelstoß mit seiner Lust am Absonderlichen, die so stark ist, daß sie sogar eine späte Regung zu einem frischblühenden Mädchen übertönt, ist eine Figur besonderer Prägung und das Beste, was Geißler bisher gemacht hat. Nur wirkt die Art der Darstellung mit ihrer gewollten Wohlgelauntheit und Witzigkeit nicht sehr sympathisch. Es ist noch zuviel Absicht in Geißler, um einige Gramm ist des Guten zuviel getan. Dichter und Schreiber sind noch nicht rein geschieden.

Bei allen diesen Büchern aber ist eins auffällig: das Unjunge bei einem Menschen, der, wie Geißler, in den zwanziger Jahren steht. Das ganze Wesen ist zufriedene Klugheit, ist die Überzeugung: ich weiß, wie man es machen muß, um sich nicht die Finger zu verbrennen. Man meint, einen alten Herrn erzählen zu hören. Stelle ich mir vor, wie Geißlers Entwicklung gehen könnte, so sehe ich die Möglichkeit der Entwicklung nicht. Ein Most, der nicht gärt, wird kein Wein. Indessen kann ich mir denken, daß eines Tages der junge Geißler alles das verleugnet, was er angebetet und geschaffen hat, daß seine Jugendlichkeit, die, in Watte gepackt, nur schlief, aufsteht und mit dem vorhandenen starken und schönen Talent einen lebendigen Bund eingeht. Die Ruhe und das Sichbescheiden kann ein Ende sein; ist sie ein Anfang, so ist sie abnorm. Ich hoffe, Geißler ist noch gar nicht er selber und er bringt noch Überraschungen für sich und uns. Irgendwie sollte er noch ganz lebendig werden.

* * *

Hans Raithel, von dem an dieser Stelle wiederholt gesprochen wurde, kommt mit seinem Roman „Der Weg zum Himmelreich“ als ein Vertiefter und Gereifter. Es streben gute und irgendwie verfeinerte Dorfmenschen nach Glück, nach dem Himmelreich auf Erden. Nicht einer erreicht es, ihnen wird alles zerschlagen und verwüstet. Dafür blüht ihnen mit Glanz und Frieden das Jenseits lockend auf: das Ziel, die Erfüllung, die Lösung häßlicher und gegeneinander schreiender Verhältnisse. Meisterhaft ist eins: wie Raithel niemals den Boden der Wirklichkeit verläßt, mit keinem Wort und keinem Ton über die Dorfgeschichte hinausgeht und folgerichtig unsentimental ist wie ein Mathematiker. Nur daß

der Dichter der herben Logik einen wehmütig-süßen Humor beimischt, der sich nicht in Sätzen äußert, sondern zwischen den Sätzen und fast unmerkbar in ihnen ein geheimnisvolles und versöhnendes Dasein führt. Hinzu kommt eine zweifelsfreie und unagitatorische Gläubigkeit, die verklärend mitschwingt. Dadurch wird das Trostlose gelindert und letzten Endes aufgehoben. Von einem sehr hohen Standpunkt aus gibt es keine Tragik mehr. War Raithel in seinen früheren Büchern ein mehr gegenständlicher Erzähler, mit einem Humor, der eine Flucht aus dem Pessimismus bedeutete, so wird in seinem letzten Roman deutlich, daß eine persönliche Entwicklung ihn zu jenem echten Optimismus führte, der das Erleben nicht als ein abschließendes, sondern als ein vorbereitendes sieht. Ein starker und herber Stil, voller Knorren und durchaus wesenhaft, dabei einfach, wie er nur der menschlichen und dichterischen Reife möglich ist, läßt die Erzählung aus einem Guß sein, meisterlich, ohne Blasen und Schlacken. Da Raithel sich nicht überstürzt, langsam arbeitet und seine Bücher ausreifen läßt, wird die Zukunft von ihm noch manche gute Gabe bringen.

‚Der Weg zum Himmelreich' ist nicht ein Roman, der, wie man zu sagen pflegt, das religiöse Problem behandelt. Der Leser wird unmerklich, durch das Mittel einer stofflich nicht ungewöhnlichen Erzählung, in die religiöse Stimmung versetzt, von welcher eingenommen er dann das Problem in Gedanken und Empfindung bewegen mag. Der neue Roman der tüchtigen Bernhardine Schulze-Smidt, ‚Die Romfahrten des Franz Desolatis', will dagegen Problem sein und Lösung eines Problems. Es ist zunächst ganz der psychologische Roman der alten Schule, darüber hinaus ein Weltanschauungsroman und schließlich ein Abwägen von Katholizismus und Protestantismus. Indessen ist zweifellos, daß die Verfasserin die zündenden Funken nicht von einer Absicht empfing, sondern von dem Eindruck, den ihr das schwankende Wesen des Helden machte. Dieses, sie zuerst psychologisch interessierende Wesen nahm schließlich weite, ja weiteste Ausmaße an; es drängte sie auf die Untersuchung des christlichen Glaubens in seinen beiden Färbungen, und mit einer für den norddeutsch-protestantischen Menschen erstaunlichen Vorurteilslosigkeit und Einsicht stellte sie die beiden um die Seele ihres Helden ringenden, in ihnen ringenden konfessionellen Gewalten, dar, daß man annehmen muß, persönliches Erleben habe die Verfasserin zu dieser hohen Aufgabe reif gemacht. Aus einer überstürzten Ehe zwischen einer reifen Pfarrerstochter und einem italienischen Bildhauer entsteht der Knabe. Da der Vater von Italien nicht lassen will, auch nicht imstande ist, eine Familie zu ernähren, geht die Mutter mit dem Kind zu den Eltern in das Thüringische Pfarrhaus zurück. Die Gatten sehen sich nur noch sehr selten, später überhaupt nicht mehr. Franz Desolatis wird protestantisch erzogen. Früh aber meldet sich in ihm das väterliche Blut. Beziehungen zu einem Kaplan ergeben sich und wachsen sich zu einer beiderseitigen großen Neigung aus. Die Mutter stirbt, der Vater holt den Knaben nach Rom. Kurz nach seiner Ankunft stirbt auch er und Franz bleibt, zwei Freunden des Vaters, einem Bildhauer und einem Theologen, überlassen, bis der Großvater ihn holen kommt. Die Neigung zum katholischen Glauben und zur Kunst vertieft sich. Nach Thüringen heimgeholt wächst Franz immer mehr in Absonderlichkeit und Schwanken hinein. Nachdem die bildhauerischen Versuche in den Stürmen, persönlichen und sieghaft bestandenen Stürmen des Gefühls für sein Modell ein vorläufiges Ende gefunden haben, fühlt der Heranwachsende eine große Haupttriebkraft in sich: die zur Theologie. Das mächtige und nahe Vorbild des Großvaters wirkt: er will protestantischer Geistlicher werden. Während des Studiums Zweifel, gebieterisches Drängen des katholischen Blutes.

Ehe er sein Amt antritt, geht er, diesmal aus freiem Willen, zum zweitenmal nach Rom, wo er in die Wunderwelt des alten Glaubens eindringt, indem der Freund seiner Jugend ihm die Wege ebnet. Sogar ein Gastaufenthalt in Tre Fontane wird versucht, endet aber mit der Einsicht, daß die protestantische Form des christlichen Bekenntnisses ihm allein Genüge tun kann.

Im vornherein ist anzuerkennen, daß die Verfasserin viel zu tief in alle diese Dinge eingedrungen ist, als daß sie eine Apologie ihres Bekenntnisses schreiben könnte. Meines Wissens ist hier zum erstenmal in der Literatur von einem Andersgläubigen ehrlich und mit tiefer Kenntnis dem Wesen des Katholischen nachgegangen. Daß die letzte, geheimnisvolle Tiefe nicht erreicht wird, ist natürlich. In diese steigt nur der Begnadete und mit allem Fühlen katholisch Lebende hinab. Die Art aber, mit der die Verfasserin von diesen Dingen spricht, ist die einer ernsten und tiefen Achtung — wenn nicht gar Liebe. Jedoch indem sie ihren Helden sich entscheiden läßt — für das Protestantische und gegen das Katholische —, gibt sie ein Urteil ab, das man nicht unangefochten lassen darf. Der Mensch, der Ruhe durch Verneinung des Willens zum Leben sucht (um schopenhauerisch zu reden), soll katholisch werden; derjenige aber, den es zum Siegen, zum immer wiederholten Kampf um die Wahrheit, zum Aufsteigen, zum Protestieren treibt, muß Protestant sein. Der Mann — das Wort in seiner tiefsten Bedeutung genommen — muß Protestant sein. — Es ist dies eine Meinung, die durch das Schicksal mancher kühner Katholiken gestützt zu werden scheint. Indessen liegt bei der Schulze-Smidt lediglich die alte verhängnisvolle Überschätzung des Individualismus vor, von der die Völker sich erst jetzt wieder zu emanzipieren beginnen.

Die Art, in der ‚Die Romfahrten des Franz Desolatis' geschrieben sind, legt Zeugnis ab von dem tiefen Mitleben der Verfasserin. Deshalb ist diese Art Stil. Einer ernsthaften Wirkung ist der Roman sicher.

Als vor einiger Zeit an dieser Stelle Alfred Döblins Roman ‚Wodzecks Kampf mit der Dampfturbine' besprochen wurde, mußte die überhitzte, absichtsvolle Schreibweise abgelehnt werden. Doch konnte betont werden, daß Döblin eine besondere Begabung zur Darstellung schnurriger Vorgänge und Menschen habe, die freilich unter einem wüsten Gerank zu ersticken drohe. Sein Erzählungsbuch ‚Die Lobensteiner reisen nach Böhmen' erlaubt dieses Urteil nachdrücklich zu stützen und es zu erweitern. Es sind in dem Bande einige merkwürdige Stücke wie ‚Vom Hinzel und dem wilden Lenchen', ‚Das Krokodil' sowie die Titelerzählung, die alle etwas schnurrig Märchenhaftes von absonderlicher Wirkung haben. Nach meinem Dafürhalten steht Döblin als Mensch und Dichter wurzellos in der Welt, bewußt grinsend über alles, was Zweck, Willen, Ideal, Objektives heißt. Ein Zeitprodukt, das keine Ziele kennt, für die einzusetzen sich lohnt. Das ‚Wozu?' wird zur Grimasse, alles ist gleichgültig, man kann es so oder so nehmen. Der Relativismus artet aus und weist geradewegs auf den Dadaismus. Von ihm ist Döblin vorläufig noch geschieden durch etwas Wesentliches: er ist Dichter. Dieses Wesentliche, in Verbindung mit der angezeigten Gemütsverfassung, läßt Märchen entstehen wie das vom ‚Hinzel und dem wilden Lenchen'. Döblin ist Kind, aber ebenso schöpferisches wie dekadentes und belastetes Kind, Kind, das die ganze Zeit halbbewußt in sich trägt. Dabei schlummert in ihm eine Deutschheit, die sich so wohl in naiver (vorübergehender) Naturversunkenheit, wie in eulenspiegelhafter Unflätigkeit äußert. Ein merkwürdiges Gemisch, von dem sich nicht sagen läßt, was im besonderen aus ihm wird. Man wünschte vor allem die Geschwätzigkeit hinweg, die immer in der Literatur dann eintritt, wenn der Autor nichts mehr wichtig nimmt wie sich selber.

Rundschau

Zeitgeschichte

Der gute Europäer. Als einst im jetzt zertrümmerten Österreich das schöne Wort vom ‚guten Europäer' geprägt wurde, da hätte niemand daran gedacht, daß es ein Engländer wieder aufnehmen würde, nachdem sein Land, freilich nur mit Hilfe anderer, im größten Krieg den wenigstens seinen offensichtlichen Folgen nach größten Sieg davon getragen hat. Und noch dazu meint es dieser Engländer mit dem Ausdruck und allem was er in sich schließt, ehrlich, während von all dem Gerede eines Lloyd George und Genossen nichts, aber auch gar nichts zu halten ist.

Dieser Verfechter des neuen ‚guten Europäertums' ist John Maynard Keynes, der Verfasser des in kürzester Zeit berühmt gewordenen Buches ‚Die wirtschaftlichen Folgen des Friedens'.*

Es sei gleich gesagt, daß für deutsche Leser das Hauptinteresse dieses Buches eigentlich fast nur in dem Umstand liegt, daß es ein Engländer geschrieben hat, und zwar im zweiten Jahre des Unheils, im Jahre 1919, als solche Stimmen noch wie in einer Wüste erklangen, wenn auch nicht mehr ungehört verklingen konnten.

Daß das Buch von der Majorität des Publikums und der Presse in England und Amerika als eine Art ‚deutsche Propaganda' angegriffen worden ist, kann nicht wunder nehmen. In diesem Zusammenhang dürfte es von Interesse sein, die Tatsache anzuführen, daß z. B. die ‚New-York Times', die sich täglich in ihrem Wahlspruch brüstet, nur was des Denkens ‚würdig' ist, zu bringen, das Buch dem bekannten Finanzmann Frank A. Vanderlip, wahrlich keinem ‚Deutschenfreund', zur Besprechung gegeben hatte. Als dessen Aufsatz dann in der Redaktion einlief und den in dem Blatte in einer nur Blinden (ach wie vielen Blinden!) nicht sichtbarer Weise vertretenen Interessen nicht entsprach, wurde diese Arbeit unterdrückt und an ihrer Stelle eine andere veröffentlicht, die den erbärmlichsten logischen und moralischen Eiertanz darstellte, den man sich vorstellen kann. Mit solchen Dingen haben wir noch und werden wir stets zu rechnen haben; das darf nie von uns aus dem Auge verloren werden. Um so wertvoller, für das Ausland und dadurch auch für uns, ist dann eben ein Buch wie das des Mr. Keynes.

Daß es etwa im eigentlichen Sinne ‚prodeutsch' wäre, ist nun keineswegs richtig, es sei denn, wir halten heute schon jemanden für unseren ‚Freund', der uns zwar alle und jede Schuld an dem schrecklichen Kriege und seinen schrecklicheren Folgen zumißt, uns wohl auch gar mit all den ‚Barbarentaten' aus den tollen Gehirnen der gegnerischen Propagandisten belastet, dabei aber doch so viel kühlen Menschenverstand bewahrt, daß er seinen Landsleuten und Alliierten sagt: ‚Und trotzdem müssen wir dafür sorgen, daß Deutschland wieder genesen könne, sonst gehen wir noch selbst alle zu Grunde!' Es mag ja sein, daß Keynes diesen Appell an den Egoismus seiner ihm wohl zur Genüge bekannten Landsleute nur deshalb so stark und immer wieder in seinem Buche betont, weil er weiß, daß die Stimme der Menschlichkeit doch nicht gehört werden würde. Wenn man dann aber zu seinem letzten Kapitel, dem der Vorschläge zum Wiederaufbau des zertrümmerten Europa, kommt und sieht, daß er auf Kosten des die ganze

---

* **Deutsch von M. J. Bonn u. C. Brinkmann. (Verlag Dunker u. Humblot, München u. Leipzig 1920, 243 S. geh. M. 10.—.) Vergl. den Aufsatz über das gleiche Buch im Maiheft S. 166—176.**

Zeit von in- und auswärtigen Interessenten genarrten amerikanischen Volkes allen Kriegsteilnehmern die Schuldenlasten abnehmen möchte, Deutschland aber doch noch immer eine Riesensumme zahlen soll, so scheint doch auch er dem uralten, heidnischen Spruche: ‚Vae Victis' zu huldigen, trotz allen ‚Anstandes', dessen er sich zu befleißigen sucht. Man frägt sich vergebens, ob ein Mann, der so klar die ökonomischen Folgen dieses Unfriedens sieht und zu schildern weiß, denn nicht imstande ist, sich klar zu machen, daß dieser Krieg letzten Endes auch aus ökonomischen Gründen entstanden war, daß es mithin eigentlich ganz falsch ist, von einer ‚Schuld' dabei zu sprechen! Aber ehe es so weit sein wird, können noch Jahre vergehen, die neue Generation wird in gegenseitigem Haß aufwachsen, man wird aus Deutschland herausschinden, was herauszuschinden geht, und dann erst werden Historiker kommen und die große Entdeckung machen, daß Deutschland eigentlich nicht die alleinige Schuld an der Katastrophe habe. Und bis diese ‚Entdeckung' dann gar erst in die größeren Bevölkerungsschichten eindringt, vor allem in die Schulbücher, dürften viele Generationen vergehen.

Mit all dem müssen wir uns abfinden. Sind wir auch vom Auslande jetzt in höchstem Grade abhängig, und werden es immer bis zu einem gewissen Grade bleiben, so müssen wir doch in der Hauptsache von innen heraus genesen. An uns selber wird es liegen, ob wir uns wieder aufraffen können. Und wer wollte daran zweifeln? Wer auch daran, daß wir Deutsche trotz allem dem Ausland wieder mit offner Hand und ohne Vorbehalt entgegentreten werden, zum gegenseitigen Austausch geistiger Güter bereit, wenn man uns nur das Leben läßt. Denn langer Haß ist des Deutschen Sache nicht, und wir sollen uns dessen freuen.

Was bringt nun Keynes Buch inhaltlich? Nach einer kurzen, präzisen Darstellung ‚Europa vor dem Kriege', die indirekt eigentlich die ‚Schuldfrage' abtut und negiert, kommt das interessanteste und originellste Kapitel des Werkes: ‚Die Konferenz'. Hier werden Clemenceau, der zynische Hasser, sozusagen Höhlen- und Herdenmensch in seinen Instinkten und Pariser des 20. Jahrh. in seiner intellektuellen Aufmachung, Lloyd George, der schlaue, skrupellose Politiker, der eines Wahlsieges wegen, um sich am Ruder zu erhalten, nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa ins Chaos versinken läßt, und Wilson, dieser calvinistische Geistliche, der die schönsten Worte im Munde führt, vielleicht auch an sie glaubt, sein Gewissen aber mit allerlei Mätzchen beruhigt, wenn er einen Kompromiß nach dem anderen eingehen muß, weil er keinen Charakter, kein Rückgrat besitzt, dazu auch in Weltkenntnis und Ausblick von fast sträflicher Beschränktheit ist, diese ‚Triumvirn' werden von einem Manne, der sie nur allzu sehr durchschaut, auf ewig an den Pranger gestellt. Daß solchen Männern mit solchen Motiven und Schwächen das Schicksal der Welt anvertraut war, erfüllt einen mit Entsetzen. Und doch, doch: auch diese Wege werden sich als die ‚höheren' erweisen, wenn die Zeit erfüllet ist. Geduld!

Diesem Enthüllungskapitel folgen Ausführungen über die Friedensbestimmungen und vor allem die Entschädigung, die Deutschland zu zahlen hat. Und wer sich durch den Vertrag mit all seinen verwirrenden Einzelheiten nicht hat durchfinden können, dem wird auf diesen Seiten klar gemacht, wie freventlich hier mit dem Wohl und Wehe eines Volkes und seiner Zukunft gespielt worden ist, und zwar von denen, die ihm immer wieder versichert hatten, daß es ihre Absicht nicht sei, es auch nur zu schädigen. Sie werden hier Lügen gestraft, viel effektvoller, als wenn man ihnen die ärgsten Beleidigungsworte an den Kopf würfe.

Welche Art Menschen die sind, erhellt daraus, daß Lloyd George sich nicht entblödet, seinen Namen noch jetzt unter den Aufruf der Völkerbundunion zu setzen, die selbst in Deutschland Propaganda für dieses ‚Nachtwächterinstitut' zur Wahrung gestohlenen Gutes zu machen wagt und wirklich auch ‚reine Toren' zu finden scheint, die den Heuchlern immer noch glauben. Um so wertvoller ist es, daß möglichst zahlreiche Leser wenigstens dieses Kapitel zu Gesicht bekommen, um zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten und zum Teil noch immer zu tun haben.

Aus diesem Kapitel erhellt auch, wie die Pariser Konferenz je länger je mehr zu einer Versammlung feilschender Räuber ausartete, weil der eine, Clemenceau, von vornherein ein solcher war, und er allein eisernen Willen zeigte. Daß Lloyd George Sachverständige, wie gerade Mr. Keynes mit nach Paris genommen — und Wilson war ja auch von einem ganzen Stabe solcher begleitet —, das allein beweist, daß ursprünglich etwas Besseres beabsichtigt gewesen war. Um es durchzuführen, hätte es aber vor allem auch an moralischem Charakter nicht fehlen dürfen, und gerade der war nirgends zu finden. Nur ein L i n c o l n hätte hier als Sieger hervorgehen können.

Diesen pessimistischen Kapiteln, denen sich das traurige Bild ‚Europas nach dem Friedensvertragsschluß' beigesellt, folgt der schon eingangs erwähnte Vorschlag zu Besserungen, der darin gipfelt, man solle Deutschland die Freiheit lassen, sich ökonomisch in Rußland zu betätigen, wozu es geographisch und auch sonst geradezu vorbestimmt sei. Dieser vernünftige Rat wird wohl schließlich auch zur Wirklichkeit werden, freilich eher gegen als mit Hilfe der ehedem feindlichen Regierungen und maßgebenden Kreise, denn die sehen wieder nur den u n m i t t e l b a r e n Gewinn vor sich, auf den sie schon lange gelauert haben, und statt, wie Keynes betont, Rußland neu zu o r g a n i s i e r e n, wie er es von uns Deutschen erhofft und erwartet, wollen die sich nur wie hungrige Wölfe auf die Beute stürzen, um sie zu verschlingen.

Keynes weiht dann mit seinen letzten Worten sein Buch der zukünftigen öffentlichen Meinung, die er mit ihm in der rechten Weise zu beeinflußen versucht hat. Sagen muß man aber, daß auch auf ihn das Wort des Apostel Paulus zutrifft: ‚Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der L i e b e nicht . . ., Ach, von L i e b e klingt nichts in diesem Buche an, und sie allein doch könnte w a h r e n Frieden und bleibende Völkerversöhnung bringen. E i n e r nur erhob d i e s e Stimme während der furchtbaren Jahre des Ringens, Papst Benedikt. Man hörte nicht auf ihn. Wird man es endlich, endlich tun? Uns allen gelten die Worte des Apostels der Liebe, und kein Heil wird uns werden, bis sich unser Herzen ihnen nicht erschlossen haben: ‚Kindlein, liebet Euch untereinander!' F.

Die Auswanderung. Tatsache ist, daß Deutschland in Zukunft seine Sechzigmillionenbevölkerung in der bisherigen volkswirtschaftlichen Gliederung ($^3/_5$ Industrie- bezw. städtische Bevölkerung und $^2/_5$ landwirtschaftliche: 8 zu 13 Mill. Berufstätigen) nur unter äußersten Anstrengungen aus eigenen Erzeugnissen ernähren kann. Tatsache ist ferner, daß unsere ‚gehobene' Lebensführung uns in ein immer fühlbarer werdendes Abhängigkeitsverhältnis zum Weltproduktionsmarkt gebracht hat (vgl. Kaffee, Kakao, Tabak, Tee, Reis und besonders Baumwolle). Tatsache ist ferner, daß wir infolge des kaum abwendbaren Abbaues der Industrie und deren Abwanderung in politisch besser gesicherte Gebiete mit einer fühlbaren Umstellung der Produktionskräfte aus dem Großbetrieb in Kleinbetriebe des Handels und Gewerbes rechnen müssen. Daß derartige

Umstellungen nicht reibungslos vor sich gehen und zu mehr oder weniger schweren wirtschaftlichen Störungen führen müssen, ist ohne weiteres klar. Das sieht auch der politisch nicht verhetzte Arbeiter ein und er stellt sich die Frage, wie denn überhaupt die wirtschaftliche Entwicklung weitergeht; weil sie keinen praktischen Ausweg in der Heimat zu finden vermögen, suchen sie diesen außerhalb des Reiches und denken an die Auswanderung.

Stellen wir heute die Frage, wer auswandert, so erhalten wir eine merkwürdige Antwort: Es sind nicht — wie 1848 — Leute, die wegen ihrer politischen Gesinnung auswandern, es sind nicht, wie im 18. Jahrhundert, wegen ihrer Religion Verfolgte, es sind auch nicht, wie in den 80er Jahren, Leute, die in der Heimat keinen Platz mehr haben: heute treibt die wirtschaftliche und soziale Not Hunderte und Tausende über die Grenze. Es sind keine Abenteuer, keine Glücksritter, die verlockt durch phantastische Reisebeschreibungen, die noch ungehobenen Millionenschätze der Erde heben wollen. Im Gegenteil: Es sind fast überwiegend Männer, die bereits fest mit dem Wirtschaftsleben verwurzelt waren, denen aber der Krieg die Aussicht auf ein wirtschaftliches Emporkommen benommen hat, oder es sind solche Leute, denen die ungünstigen Verhältnisse in der Heimat ein Selbständigwerden unmöglich machen. Mit anderen Worten: die Auswanderung wächst sich aus zum Problem des Mittelstandes und des Siedlungswesens. Der Mittelstand geht in Deutschland demselben Schicksal entgegen wie in den übrigen kulturell hochentwickelten Ländern: er geht zugrunde, muß zugrunde gehen, weil weder das Unternehmertum noch das Verbrauchertum ein unmittelbares Interesse an seinem bedauerlichen Schicksal nimmt. Die kleineren Gewerbebetriebe können den Wettbewerb mit den Großunternehmern nicht aufnehmen, wenngleich sie durch die Einschaltung der eigenen Arbeitskraft die Spesen des Gewerbebetriebs verringern helfen. Das Problem des Siedlungswesens wird insofern unmittelbar berührt, als statistisch von den Auswandererberatungsstellen festgestellt ist, daß bis zu 50 Prozent der Fälle unselbständige landwirtschaftliche Arbeiter sind, denen infolge der äußerst ungünstigen Preis- oder Bauverhältnisse die Möglichkeit zur Selbständigmachung benommen ist, wenn nicht eine Einheiratung erfolgt. Landwirte, Handwerker, Gewerbetreibende sind es also in erster Linie, die zum Wanderstabe greifen, Leute, die nicht selten mit einer stärkeren Familienzahl oder aber auch mit entsprechendem Privatvermögen (die Mehrzahl verfügt über mehr als 10 000 M.) abwandern, so daß ihr Weggang nicht nur einen empfindlichen Arbeitskraftverlust, sondern in gleichem Maß einen finanziellen Verlust für die Heimat darstellt.

Dabei darf aber nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die sogenannten Einwanderungsländer (z. B. A-, B-, C-Staaten, Argentinien, Brasilien und Chile, in noch viel höherem Maße aber Nordamerika) in der Auswahl unter den zuwandernden Kräften außerordentlich wählerisch sind. Sie nehmen wirtschaftlich und gesundheitlich Schwache, politisch Unzuverlässige und kriminell Belastete überhaupt nicht auf. Nordamerika geht sogar soweit, daß es sich auch bei Erfüllung aller Bedingungen durch den Einwanderer völlig freie Hand über die Zulassung zur Landung in den Vereinigten Staaten vorbehält. In England und in sämtlichen englischen Kolonien ist den Deutschen durch Landesgesetz der dauernde Aufenthalt oder Niederlassung auf Jahre hinaus verboten. So stehen wir also vor einer Tatsache, die ein südamerikanischer Konsulatsvertreter in die Worte gekleidet hat: Es ist ganz selbstverständlich, daß wir nur erstklassigen Arbeitskräften und den ver-

lässigsten Leuten die Einreiseerlaubnis in unser Land erteilen. Für uns Deutsche wäre es aber mindestens ebenso selbstverständlich, daß auch wir ein außerordentliches Interesse an der Erhaltung solcher gutqualifizierter Kräfte für die Heimat haben und daß wir es lieber gesehen hätten, wenn wir jene Elemente ans Ausland abgeben könnten, die sich der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung der Heimat bewußt entgegenstellen.

Überlegt man sich nun, daß die Zahl der Auswanderer sogar an den einzelnen Orten nicht allein in die Hunderte, sondern in die Tausende geht, so müßte es ein Sozialpolitiker von beschränktem Gesichtskreis sein, der nicht unbedingt einsähe, daß mit der Auswanderung Deutschland einen Aderlaß an bestqualifizierten Arbeitskräften erleidet, dessen Auswirkungen man zur Zeit nicht übersehen kann. Ganz besonders fühlbar wird der Wegzug der landwirtschaftlichen Arbeiter: an allen Ecken und Enden ertönt der Schrei nach landwirtschaftlichen Arbeitern, und trotzdem sieht man tatenlos zu, wie gerade diese Kräfte den Lockungen des Auslands Folge leisten und auswandern. Es muß sich jedem von selbst die Frage aufdrängen: Ja, wie ersetzen wir denn den drohenden Verlust? Sind wir hiezu denn überhaupt imstande? Man mag der Auffassung zuneigen, daß trotz der Abwanderung immer noch genügend Kräfte vom Land erzeugt werden, die den Ausfall zu decken vermögen; diese Auffassung ist aber schief, weil sie außer Betracht läßt, daß wohl Arbeitskräfte vorhanden sind, daß aber gerade die Abwandernden jene sind, die sich selbständig machen wollen, die ein eigenes Heim anstreben und die unter schwersten finanziellen Opfern dieses ihr Ziel zu erreichen suchen. Es sind also nicht — um mit den Fachausdrücken zu sprechen — die allgemeinen Tarifarbeiter, sondern die freiwilligen Akkordarbeiter, die auswandern. Die bräuchten wir aber notwendig daheim, während wir die andern ganz gern entbehren würden.

Wenn von großen finanziellen Opfern die Rede war, unter denen die Auswanderer ihren Plan durchführen wollen, so kann mir entgegengehalten werden, daß doch von manchen Staaten, wie z. B. von Brasilien, von Peru, Freifahrt angeboten worden ist. Abgesehen davon, daß diese Meldung bisher von Regierung zu Regierung noch nicht bestätigt ist, sind doch von den Auswanderern unter den derzeitigen Fahrpreisen schon auf den deutschen Bahnen ganz außerordentlich fühlbare Beträge zu entrichten, sowohl für die eigene Fahrt, wie für die Fracht. Der Aufenthalt am deutschen oder ausländischen Einschiffungshafen (Hamburg, Rotterdam, Triest) verschlingt ganz unglaubliche Summen. Dazu kommt, daß die Leute in ihrer Gutmütigkeit von entsprechenden ‚Landsleuten‘ nicht selten bis aufs Hemd ausgeplündert werden; die letzten krassen Fälle dieser Art haben wir in Rotterdam bei Gelegenheit des ‚Benevente‘ und in Neapel erlebt; bei letzterem Fall handelte es sich um mehrere Münchner Familien, die einfach einem Auswandererschwindler zum Opfer gefallen sind.

Nicht selten gründen derartige Agenten Vereine. Es sei erinnert an die Gründung Nova Baviera des Lehrers Würth. Durch einen Originalbrief des Kardinals Gaspari, sowie Briefwechsel mit angesehenen Persönlichkeiten (bayerisches Königshaus) wußte er aufsteigende Bedenken gegen seine Person und Gründung immer wieder zu beschwichtigen und hat jetzt eine ganze Reihe bayerischer Auswandererfamilien nach Argentinien gelockt und dort in den erbärmlichsten Verhältnissen im Stiche gelassen. Ein deutscher Konsulatsbericht gibt Kunde von den Machenschaften dieses Mannes. Es sei auch erinnert an das Unternehmen Muck, Dr. Reideck, Rittmeister Gamillschegg u. a. m. Nicht selten müssen wir zwar ideales Wollen, aber ungenügendes organisatorisches Können feststellen. Wer glaubt, daß den Auswanderer draußen ein Leben in Schönheit

und Reichtum erwartet, den werden die ersten Schritte auf brasilianischem und argentinischem Boden darüber belehrt haben, daß es auch im fremden Lande arbeiten heißt, nicht selten arbeiten bis zur Erschöpfung der Kräfte. Das Talent zum Nichtstun und sorgenlosem Lebensgenuß ist bei allen Völkern der Erde stark entwickelt, der Weg dazu führt aber über härteste Arbeit — und da kann man aber auch in Deutschland etwas erreichen.

Daß alle diese Gefahren von den verantwortlichen Stellen in der Hauptsache erkannt wurden, ist wohl selbstverständlich. Man ging im Herbst 1919 daran, die Fürsorge für die Auswanderer systematisch auszubauen; unter der Leitung des Reichswanderungsamtes wurden überall im Reich amtliche Auswandererberatungsstellen — in Bayern drei: München, Nürnberg und Augsburg — eingerichtet, deren Aufgabe es ist, den Auswanderern beratend an die Hand zu gehen. Durch Besprechung der wirtschaftlichen Lage des einzelnen, seiner Wander- und Zukunftspläne sucht man die Auswanderung in vernünftige Bahnen zu lenken und die Leute durch eine nicht schöngefärbte Darstellung der wirklichen Lage in den Einwanderungsländern von unüberlegten Schritten fernzuhalten. Diese Tätigkeit hat dem RWA. das Mißtrauen der Auswanderer eingetragen. Man hat daher dem Amt eine Bezeichnung gegeben, in der die ganze Resignation der vergeblichen Liebesmüh liegt: man nennt das RWA. das ‚Amt der verlorenen Worte'. Eines darf aber bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen werden: Es fehlt zur Zeit noch an der durchgreifenden Auswanderungsförderung durch das RWA. und an dem Ausbau der sozialen Fürsorge für die Auswanderer. Diese könnte nach so mancher Seite erfolgreich durchgeführt werden, so z. B. durch Schaffung billiger Hafenquartiere, durch Rechtsschutz im Ausland, durch Siedlungs- und Wirtschaftsberatung, ganz besonders aber durch Festigung der wirtschaftlichen Rückverbindung mit der Heimat. — Die Auswanderung als Ventil für die Abgabe des Arbeitskraftüberschusses an das Ausland bedarf also der sorgfältigsten Beachtung. Es sind vor allem die Fragen zu beantworten: Kann der Arbeitskraftüberschuß nicht durch berufliche Umstellung dem eigenen Lande erhalten werden, und welcher wirtschaftstechnischen Maßnahmen bedarf es hiezu? Es muß also die Frage des Zwangs zur Auswanderung eindeutig beantwortet werden. Wird die Notwendigkeit der Auswanderung anerkannt, dann wäre es kurzsichtig, die Auswanderung um jeden Preis verhindern zu wollen. Man muß sich darüber klar sein, daß wir diese abwandernden Kräfte auch noch der Heimat nutzbar machen können und sogar müssen. Da ist es nur Politik der Klugheit, wenn man die Auswanderer durch bereitwilliges Entgegenkommen in ihren Absichten fördert und ihnen die Bahn frei macht. Man möchte meinen, daß wir gerade im Krieg Erfahrungen genug hätten sammeln können, als man von den bisher so vernachlässigten Auslandsdeutschen politische Wunder erwartete. Die Auswanderung als Folgeerscheinung der schweren wirtschaftlichen Not Deutschlands nach dem verlorenen Kriege ist also ein volkswirtschaftliches Problem, dem am wenigsten durch salbungsvolle oder gutgemeinte Redensarten, sondern dem nur durch praktische soziale Hilfsarbeit beizukommen ist. Diese Arbeit ist aber vordringlich und muß bald und befriedigend geleistet werden, weil das Schicksal Tausender deutscher Familien dies verlangt.

Dr. Georg Panzer, München.

Zur Auswanderung von Angehörigen der geistigen Berufe nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Außer seinen in erfreulicher Entwicklung stehenden Kolonien, die zusammen beinahe siebenmal so groß waren wie das Stammland, hat das

Deutsche Reich durch den ihm aufgezwungenen Schmachfrieden auch von diesem über ein Siebtel seines Flächeninhalts verloren. Da nun alle Beamten, Lehrer und Prediger und sonstige Kopfarbeiter aus den verlorenen Gebieten teils ausgewiesen werden, teils freiwillig fortgehen, so wird eine starke Überfüllung aller geistigen Berufe bei uns eintreten. Dazu kommt noch die große Zahl der Offiziere und beruflichen Unteroffiziere, welche infolge der vom Diktatfrieden vorgeschriebenen Verminderung unseres früheren stehenden Heeres frei werden. Nur wenigen älteren Offizieren wird das verarmte Reich eine knappe Altersversorgung gewähren können. Viele dieser Unglücklichen, die so aus gesicherter Laufbahn gedrängt worden sind und denen selbst nach einem ohnehin bedenklichen Berufswechsel ein wünschenswertes Fortkommen hierzulande kaum in Aussicht stehen würde, werden wohl zum Wanderstab greifen müssen, um sich in der Fremde eine neue Heimstätte zu gründen.

Als gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine zahlreiche Auswanderung von Vertretern geistiger Berufe vonstatten ging, waren die Vereinigten Staaten von Amerika mit ihren für unerschöpflich gehaltenen Reichtümern an Naturerzeugnissen und Bodenschätzen beinahe ausschließlich das gemeinsame Reiseziel. Alle gingen fort mit der freudigen Hoffnung, in der großen Republik, die damals nur 35 Millionen Einwohner zählte, ihre Vorstellungen, Begriffe und Ideale von politischer Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze verwirklicht vorzufinden, bzw. verwirklichen zu können, deren praktische Gestaltung sich im alten Deutschland bei seiner Zersplitterung in 39 selbständige Staaten mit ihren besonderen Gesetzen und den zwängenden Polizeimaßregeln unter 35 verschiedenen Landesherren und Herrchen nach erfolglos verlaufenem Versuch einer Staatsumwälzung als unmöglich erwiesen hatte. Die Gesinnungstüchtigen und Strebsamen unter diesen Auswanderern, welche sich in der Neuen Welt den neuen Verhältnissen anzupassen verstanden, ohne deutsche Art und Wesen aufzugeben, haben sich im großen und ganzen in ihren Erwartungen nicht getäuscht gesehen, wenn auch viele von ihnen veranlaßt waren, ihren Beruf zu wechseln. Solcher Wandel gehört in Amerika mit zur Anpassungsfähigkeit und kommt dort auch heutzutage, bei geringem Standesbewußtsein, noch viel häufiger vor als bei uns, namentlich bei den Eingeborenen, die auf der Dauerjagd nach dem ewigen Dollar bald diesen, bald jenen Weg einschlagen, bis sie den beutereichsten entdeckt zu haben glauben. Die sogenannten Achtundvierziger haben mit ihrer überlegenen Bildung großen Einfluß ausgeübt auf ihre britisch-amerikanischen Mitbürger. Besonders durch ihre und ihrer Söhne starke, erfolgreiche Beteiligung am großen Bürgerkriege (civil war) der sechziger Jahre, der ohne diese tatkräftige Hilfe der militärisch ausgebildeten Deutschen wahrscheinlich für die Nordstaaten verloren gewesen wäre, hatten sie den deutschen Namen dermaßen zu Ehren und Ansehen gebracht, daß ich noch dreißig Jahre später manche alten Yankees mit aller Achtung und voller Anerkennung von ihnen sprechen hörte. Am meisten und allgemeinsten geschah es von K a r l S c h u r z, der es durch seine hervorragende Tüchtigkeit sogar bis zum Minister gebracht hatte und sehr wahrscheinlich auch Präsident geworden wäre, wenn die Verfassung es erlaubt hätte, welche vorschreibt, daß jeder Präsident ein geborener Amerikaner sein muß.

Späterhin, von 1850 bis 1875, sind bei den Massenauswanderungen aus Deutschland auch die geistigen Berufsarten immer noch mehr oder weniger zahlreich vertreten gewesen. Darunter neben vielen Volksschullehrern auch

manche Oberlehrer, Prediger, Ärzte, Chemiker, einzelne Juristen; auch einige Maler und Musiker. Volksschullehrer, junge Theologen, auch Ärzte und Anwälte wurden von den größeren deutschen Kirchengemeinden mit eigenen Schulen berufen. Oberlehrer wurden gewünscht für höhere Schulen (grammar schools und colleges) oder für Universitäten, Chemiker für Fabriken oder Apotheken, Musiker von deutschen Gesang- und Turnvereinen, auch zum Eintritt in schon bestehende Kapellen einiger großer Städte. Eine besondere Klasse jugendlicher Auswanderer, die über fünfzig Jahre hindurch in Amerika gelandet wurden, setzte sich zusammen aus sog. Strandleutnants und Strandstudenten neben durchgefallenen Kandidaten verschiedener Fakultäten, gescheiterten Abiturienten und verbummelten reiferen Schülern. Die zuerst Genannten erhielten ihren Zunamen drüben von ihren eigenen Landsleuten, weil man sie gleichsam nach erlittenem Schiffbruch an den amerikanischen Strand gesetzt hatte. Die meisten dieser unglücklichen jungen Leute haben nichts getan und konnten ihrerseits nicht dazu beitragen, den guten Ruf deutscher Einwanderer in Amerika aufrechtzuerhalten oder gar ihm höhere Wertung zu verschaffen.

Bis zum Bürgerkriege war noch ein merkbares Bedürfnis an Kopfarbeitern in den Vereinigten Staaten, weil keine öffentlichen Volksschulen vorhanden waren und verhältnismäßig wenige höhere und höchste Lehranstalten mit tüchtigen Lehrkörpern auf zeitgemäßer wissenschaftlicher Höhe. Seit Mitte der siebziger Jahre ist nach Einführung der eben genannten Schule mit sehr mangelhaft durchgeführtem Schulzwang auch das höhere Unterrichtswesen mehr in Aufnahme und wenigstens äußerlich mit rascher Zunahme emporgekommen, freilich ohne einheitliche Gliederung und organische, wissenschaftliche Entwicklung. Nach der Zählung von 1912 hatte die Union 596 Universitäten und ‚Colleges' mit 200518 Studenten und 19343 Lehrkräften. Kann es da wundernehmen, daß der wahnwitzige amerikanische Dünkel sich schon lange vor dem Weltkrieg rühmte, die Vereinigten Staaten marschierten in jeder Beziehung an der Spitze der allgemeinen Weltbildung, weil sie die besten öffentlichen Schulen mit den vorzüglichsten Lehrkräften besäßen, sowie die zahlreichsten, unübertrefflichen Hochschulen mit den gelehrtesten Professoren der ganzen Welt? — Wundern muß man sich anderseits aber doch über die nüchterne Tatsache, daß in demselben Jahre in diesem ‚ersten Kulturlande des Erdenrundes' 7,7 Prozent Analphabeten waren, worunter 3 Prozent eingeborene Weiße!

Seitdem die deutschen Gemeinden drüben eigene Prediger- und Lehrerseminare eingerichtet haben, glauben sie, eingewanderter Theologen und Seminaristen nicht mehr zu benötigen. Die lutherischen, die sich nach dem Beispiel der Altkatholiken auch wohl Altlutheraner nennen, verzichten um so lieber darauf, weil sie ihre Rechtgläubigkeit in Verdacht haben und überhaupt die Lutheraner in Deutschland für halbe Heiden halten, da sie nicht mehr an jeden vom Reformator geschriebenen Buchstaben glauben und häufig Wirtshäuser, Theater, weltliche Konzerte und Bälle besuchen. Leider hat dieser mißtrauische Verzicht aber zur Folge, daß ihr der europäischen Auffrischung entbehrendes Deutsch in Schule und Kirche immer mehr mit amerikanisch-englischen Brocken und Redewendungen untermischt wird und sich unversehens dem berüchtigten ‚Pennsylvania Dutsch' oder auch dem Kauderwelsch des ‚Arizona Kickers' würdig anschließt. Sahen sich doch bereits vor zehn Jahren die Prediger in der als Bollwerk des Deutschtums geltenden Stadt Milwaukee auf Ansuchen ihrer jüngeren Gemeindeglieder genötigt, Sonntagabends eine englische Predigt

für sie abzuhalten, weil sie die deutsche Vormittagspredigt nur noch halbwegs verstehen konnten! Ebenso mußten schon damals aus ähnlichem Grunde im dortigen deutschen Stadttheater, das bisher drüben einzig in seiner Art dastand, zeitweilig englische Vorstellungen gegeben werden.

Das sind in der Tat klägliche Ergebnisse des deutschen Unterrichts in der Union, welcher, abgesehen von den deutschen Kirchenschulen, überall bei stark deutscher Bevölkerung in den öffentlichen Schulen wahlfrei erteilt wurde. Diese Unterweisung war anfangs nur in den Händen eingewanderter Lehrer und anderer gebildeter Einwanderer, welche mit jenen zusammen ihre Befähigung im Deutschen und Englischen mittels einer (außer englischer Lesefertigkeit) absonderlichen schriftlichen Prüfung nachweisen mußten. Der Mißerfolg hatte seine Ursache hauptsächlich im Mangel an tüchtigen Berufslehrern, der sich infolge der immer mehr abnehmenden deutschen Einwanderung, besonders von Lehrern, schon im Laufe der neunziger Jahre sehr fühlbar machte. Er konnte natürlich in keiner Weise ersetzt werden durch junge Deutsch-Amerikanerinnen ohne eigentliche Lehrbefähigung, welche das in der Regel nicht dialektfreie Familiendeutsch ihrer Eltern und Angehörigen mit schlechtem Englisch in ihrer für richtiges Deutsch ausgegebenen Schulsprache vermischten. Außerdem, um schlechte Hilfsbücher und nichtsnutzige Aufsicht hier beiseite zu lassen, konnte die Wahlfreiheit des deutschen Unterrichts nur dazu führen, ihn seinem Werte nach unrichtig einzuschätzen. Der nichtdeutsche Schulleiter (principal) samt den meisten Lehrerinnen (schoolma'ams) hielten ihn für ein leidiges Anhängsel am Lehrplan und sahen den Lehrer des Deutschen an als das fünfte Rad am amerikanischen Schulwagen, das den regelmäßigen Gang des ‚schönen Gefährtes' nur störe und aufhalte. Da die Teilnahme ohne Eingreifen der Eltern lediglich den Schülern überlassen blieb, so beteiligten sich daran nicht einmal alle Kinder deutscher Familien und nur ausnahmsweise solche von anderer Herkunft. Und viele von jenen gaben schon in den mittleren Klassen die Beteiligung selbst gegen den Willen ihrer nachgiebigen Eltern wieder auf, weil ihnen das ‚altmodische Deutsch' (the old fashionad ‚Dutch', anstatt German) nicht mehr gefiel! — Wenn die von Zeitungen verbreiteten Gerüchte über eine Deutschenhetze in den V. St. während des Krieges nur teilweise wahr sind, dann wird der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen wohl gänzlich aufgegeben sein. Stellenlos gewordene und zur Auswanderung geneigte Volksschullehrer haben also keine Aussicht auf eine Anstellung als Deutschlehrer in Nordamerika. Sie werden damit vor einer großen Enttäuschung bewahrt; denn, wie es ein Kollege drüben erfahrungsgemäß einmal ausdrückte: ‚Wen die ewigen Götter mit ihrem unversöhnlichen Zorn verfolgen, den verleiten sie auf den Dornenpfad des deutschen Lehrers in Amerika.'

Ebenso aussichtslos gestaltet sich drüben die Lage deutscher Akademiker, denen ich meine eigene Erfahrung als warnendes Beispiel vorhalten möchte. Ich bewarb mich um einen neuen Lehrstuhl für Deutsch an der Washington Universität in St. Louis, für welchen der Brauer Busch auf 10 Jahre 5000 Dollars jährlich ausgeworfen hatte. Der Kanzler (Rektor) sagte mir die Stelle förmlich zu, übertrug sie dann aber, angeblich auf Veranlassung der Trustees (Kuratorium) einem Yankee, der mit ihm zusammen in Harvard studiert und dort seine germanistischen Kenntnisse erworben hatte, ohne jemals in Deutschland gewesen zu sein! Der Stifter des Lehrstuhls hatte nämlich nicht ausdrücklich die Bedingung gestellt, daß der zu berufende Professor ein in Deutschland

geborener Germanist sein müsse, der auf deutschen Hochschulen studiert und dort die Staatsprüfung abgelegt habe. Eine andere Bewerbung um eine französische Professur, die mir derselbe gleißnerische Kanzler empfehlend in Aussicht stellte, nahm einen ganz ähnlichen Verlauf zugunsten eines weiteren Studienfreundes mit ausschließlich in Amerika erlangter Lehrbefähigung im Französischen! — Bei dieser Gelegenheit hatte ich nun wenigstens gelernt, daß es in ‚Dollarika' auch für einen deutschen Philologen, wenn er etwas erreichen will, ohne das landesübliche Drahtziehen (pull) und Schmieren (tribery) nicht abgeht. Da ich mich jedoch zu jenem nicht verstehen wollte, und auf dieses nicht einlassen konnte, so habe ich fortan von weiteren Bewerbungen abgesehen.

Wie wucherndes Unkraut sind in den letzten 30—40 Jahren in den nördlichen, mittleren und westlichen Staaten die Privatanstalten für sogen. Juristen und Mediziner (law- und medicalcolleges) üppig aus dem Boden geschossen. Ihrer sind weit über 500 und alle mitgezählt unter den oben erwähnten 596 ‚Universities' und Colleges vom Jahre 1912. Daher auch die große Überzahl von ‚Studenten' und ‚Professoren'! Die Colleges nehmen ohne Befähigungsnachweis alle jungen Leute auf, welche im voraus bezahlen können, schustern ohne staatliche Überwachung 4—5 Semester an ihnen herum, statten sie aus mit wissenschaftlich wertlosen, aber kostspieligen Diplomen und überschwemmen auf diese Weise das Land mit Winkeladvokaten und Kurpfuscher, die von eigentlicher Rechtskunde und wirklichem Heilverfahren kaum eine blasse Ahnung besitzen. Gleichwohl verderben diese mit ihren niedrigen Preisen und wichtigtuender Redefertigkeit sowohl den regelrecht auf guten Hochschulen ausgebildeten amerikanischen Juristen und Medizinern die Klientenschaft, bezw. Praxis, wie auch deren früher eingewanderten deutschen Kollegen. Vertretern dieser beiden Gebiete ist demnach von einer Auswanderung nach den V. St. entschieden abzuraten.

Dagegen glaube ich, daß tüchtige Ingenieure, Architekten, Chemiker und Elektrotechniker, welche den Einheimischen an wissenschaftlicher Ausbildung überlegen sind und ihnen im praktischen Können keineswegs nachstehen dürfen, auch jetzt noch, trotz dem Kriege, ein gutes Arbeitsfeld finden. Freilich müssen sie neben hervorragenden beruflichen Leistungen die englische Landessprache mündlich und schriftlich ausreichend beherrschen und es über sich gewinnen können, niemals den Deutschen hervorzukehren oder sogar auszuspielen.

Deutsche Künstler finden seit langen Jahren nicht mehr das erwünschte Entgegenkommen im Yankeelande. Sie waren früher in Milwaukee, das ihnen den Namen ‚Deutsch-Athen' verdankt, zahlreich vertreten und verkehrten vorzugsweise im sogen. ‚Künstlerheim'. Manche von ihnen habe ich zurückwandern sehen, weil es ihnen drüben an gedeihlichem Fortkommen fehlte.

Am allerwenigsten dürfte sich die Auswanderung nach der Union für entlassene Offiziere empfehlen, da man dort von jeher ein Vorurteil gegen die preußische ‚Schneidigkeit' gehabt hat, mit der es nunmehr hoffentlich für immer ein Ende hat. Es müßte sonst sein, daß die Herren, wenn sie trotz alledem hinüber wollen, sich mit außergewöhnlicher Selbstverleugnung dazu herbeiließen, ihrem ‚Besieger', dem triumphierenden ‚Uncle Sam', ihre Dienste anzubieten, welche dieser bei der in Aussicht genommenen Vermehrung und Erneuerung seiner Kriegsmacht am Ende gar nicht so ungern annehmen würde. Für alle Ausgeschiedenen, die über die ersten Leutnantsjahre hinaus sind, möchte bei einem nötig werdenden Berufswechsel ohnehin etwas Ersprießliches nicht mehr herauskommen.

Auch für die verabschiedeten Kapitulanten, die, ihrem früheren Beruf ent-

fremdet, zur Auswanderung neigen, würde es wohl geraten sein, sofern sie dem Beispiel solcher unglücklichen Offiziere nicht gern folgen wollen, bei den Truppen deutschfreundlicher Staaten in Südamerika oder in Mexiko einzutreten, um dann späterhin, nachdem sie sich mit der Landessprache hinlänglich vertraut gemacht, in irgend einem öffentlichen Unterbeamtendienst Anstellung zu finden.

Dr. Joachim Clasen.

Die Zeitung des katholischen Kriegsgefangenen in Deutschland. Zu einer der interessantesten Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des Kriegszeitungswesens gehörte die Zeitung des Kriegsgefangenen, die sogenannte Lagerzeitung. Die strenge Geheimhaltung in allen Dingen, welche die Gefangenenlagerangelegenheiten betrafen, hatte es während des Krieges verhindert, daß der Öffentlichkeit allzuviel über das gerade in Deutschland stark entwickelte Zeitungswesen in den Gefangenenlagern bekannt wurde. Selbst dem ernsteren Kriegssammler und den größeren Bibliotheken blieb die Lagerzeitung in den meisten Fällen nicht nur ein sehr schwer erreichbares Sammelobjekt, sondern es war sogar auch für sie sehr schwer, Genaueres darüber zu erfahren. Das Kriegsende hatte zwar den Schleier gelüftet, aber bei dem Chaos der ersten Revolutionstage und der überstürzten Auflösung der meisten Gefangenenlager war es unmöglich, das im Krieg Versäumte nachzuholen und das Material lückenlos zu erfassen. Immerhin ist es größeren Bibliotheken und Privatsammlungen doch gelungen, nachträglich noch so viel Material zusammenzutragen, daß wir uns heute ein klares Bild über das Wesen und den Umfang dieser sehr interessanten Zeitungsgruppe machen können.

Um dem Begriff ‚Lagerzeitung' näherzukommen, ist es zunächst nötig, einiges über Ursprung und Entwicklung dieser Zeitung zu sagen.

Schon während der ersten Kriegsmonate war die Zahl der Kriegsgefangenen auf beiden Seiten der Kriegsführenden zu einer Höhe angewachsen, die alle Mutmaßungen weit übertraf, und jeder Tag brachte neuen Zugang. Für diese Menschen, die das Kriegsschicksal in feindliche Hände hatte fallen lassen, mußte nach Menschenrecht und -sitte gesorgt werden. Zunächst waren es wohl die leiblichen Bedürfnisse und die hygienisch-gesundheitlichen Notwendigkeiten, denen besonders Rechnung getragen werden mußte. Daneben regte sich unter den Gefangenen sehr bald auch das Verlangen nach geistiger Ablenkung und Zerstreuung. Trotz Arbeitsdiensten, die zur moralischen Gesunderhaltung der Gefangenen viel beitrugen, und trotz der in den Lagern eingeführten musikalischen, theatralischen und sportlichen Veranstaltungen war und blieb das Leben des von aller Welt abgeschlossenen, hinter Stacheldrahtzaun und aufgepflanzten Seitengewehren gefangen gehaltenen Menschen doch eintönig, langweilig und mußte allmählich Geist und Gemüt töten. Dieser großen Gefahr, die vor allem den zahlreichen Intellektuellen unter den Gefangenen drohte, mußte gesteuert werden. Es wurden daher in den größeren Lagern zunächst kleinere Büchereien eingerichtet, die mancherorts im Laufe der Zeit zu stattlichen Bibliotheken heranwuchsen.

Mit Zeitungen war es in den meisten Lagern anfangs sehr schlecht bestellt. In englischen und französischen Lagern war in dieser Hinsicht beinahe überhaupt nichts getan worden. In Deutschland war es den Gefangenen wohl gestattet, auf die in Deutschland erscheinenden Zeitungen zu abonnieren, wovon jedoch aus sprachlichen Gründen nicht viel Gebrauch gemacht wurde. Es wurde aber dadurch immerhin ermöglicht

daß die Gefangenen polnischer Zunge die in Posen erschienene polnische Zeitung und die Franzosen das Metzer Blatt ‚Gazette de Lorraine' lesen konnten. Ferner waren in den deutschen Lagern später auch alle Zeitungen zulässig, die in den von deutschen Truppen besetzten feindlichen Gebieten erschienen wie z. B. ‚La Belgique', ‚Le Bruxellois', ‚Gazet van Brüssel', Niewe Gazet van Gent', die von den deutschen Behörden geschaffene ‚Gazette des Ardennes' und das ‚L' Echo de Maubeuge' sowie die verschiedenen im besetzten Gebiet des Ostens unter deutscher Aufsicht herausgekommenen russischen Blätter. Hinzu kamen dann auch noch die von dem Berliner Verlag Continental Times für englische, französische und russische Kriegsgefangene herausgegebenen Spezialzeitungen und das Hamburger illustrierte, mehrsprachige Blatt ‚Die Welt im Bild'.

Diese geringe Auswahl an Zeitungen konnte den Bedürfnissen einer so großen Zahl Menschen, die zu einem großen Prozentsatz gebildeten Ständen angehörten, nicht genügen, um so weniger natürlich als die Mehrzahl der Gefangenen allen Zeitungen, die ihnen von Außenstehenden gegeben wurden, meist unsympathisch gegenüberstanden und sie nur mit größtem Mißtrauen aufnahmen. Auch die beiden schon in den ersten Kriegsmonaten eigens für die in Deutschland befindlichen, französisch sprechenden Gefangenen herausgegebenen Zeitungen ‚Bulletin pour les prisonniers français de Wesel' (Herausgeberin eine gebürtige Französin aus St. Quentin) und die von der Vereinigung zur Herausgabe einer Wochenzeitung für Kriegsgefangene in Köln ins Leben gerufenen ‚Nouvelles Hebdomadaires' konnten kaum viel über den Mangel an geeigneter Zeitungslektüre hinweghelfen.

Nach vielen harten Strapazen und blutigen Kämpfen, die die meisten der Gefangenen hinter sich hatten, sehnten sich diese Menschen nach nichts mehr als nach Ruhe. Sie wollten nichts mehr wissen von Krieg und politischer Hetzerei. Was Kurt Palm in seinem Vorwort zur ‚Bibliographie der deutschen Feldzeitungen'* gesagt hat: ‚Namentlich in dieser Erholungsfrist litten sie darunter, sich nicht mit kriegsfernen Dingen beschäftigen zu können. Wieder lesen dürfen, was nun seit Monaten nicht mehr möglich gewesen! Die Neuigkeiten aus den anderen Frontabschnitten und aus Deutschland erfahren; sich wieder dem Genusse einer Dichtung hingeben; lachen, lachen, lachen!' traf in weitestem Maße auch für den Kriegsgefangenen zu. Er wollte Neuigkeiten aus seinem Lager und dem Nachbarlager und Neuigkeiten aus der Heimat erfahren. Er wollte die Einsamkeit seiner Verbannung sich besser und erträglicher gestalten; er wollte lachen, lachen, lachen! Aber nicht nur lachen wollte der Gefangene, er wollte sich auch mit ernsteren, tieferen Fragen beschäftigen und seinen religiösen Gefühlen nachgehen. Aus diesen Bedürfnissen heraus entstand die Gefangenenzeitung. Die Gefangenenzeitung ist eine Schöpfung des Weltkrieges. Eine Vorgängerin hat sie nur in der 1871 in Spandau erschienenen Heft-Reihe ‚Le Prométhée pour les prisonniers Français'. Es handelte sich hierbei aber weniger um eine Zeitung oder Zeitschrift im eigentlichen Sinne als um einige (8) zwanglos in Heftform erschienene ‚Causeries', die im Auftrage der ‚Commission de la Causerie à la Citadelle de Spandau' von dem Kriegsgefangenen E. Mouzin herausgegeben wurden.

Die Gefangenenzeitungen des Weltkrieges zerfallen in zwei große Hauptabteilungen: Von den Kriegsgefangenen und Zivilinternierten selbst herausgegebene Zeitungen; für diese herausgegebene Blätter.

* Hellmann und Palm. Die deutschen Feldzeitungen. Eine Bibliographie. Freiburg (Baden) 1918. Nachtrag 1919.

Als Lagerzeitungen sind streng genommen nur solche Blätter zu betrachten, die ausschließlich von den Gefangenen selbst herausgegeben wurden und nur für das Lager bestimmt waren. Ihrem Inhalt nach lassen sie sich in zwei Klassen einteilen: Unterhaltungsblätter mit gemischtem Inhalt (Lagerangelegenheiten, humoristische Plaudereien, Gedichte, Literatur, Sport usw.) und Religiöse- und Erbauungs-Blätter. Wie sich in den Unterhaltungs- und Nachrichtenblättern das gesellige Leben im Gefangenenlager widerspiegelt, so geben die religiösen Blätter ein klares Bild von dem kirchlich-religiösen Leben in den Gefangenenlagern. Die hier folgende kurze Charakteristik der in Deutschland erschienenen katholischen Gefangenenzeitungen ist einer demnächst erscheinenden Bibliographie ‚Die Zeitung im deutschen Kriegsgefangenen- und Zivilinterniertenlager' von St. Wangart und R. Hellmann entnommen:

Alten-Grabow bei Magdeburg. ‚Les Ames Libres.' Das kirchlich-religiöse Organ für die im Lager von Alten-Grabow untergebrachten katholischen Franzosen begann zu Anfang des Jahres 1915 zu erscheinen. Es kam wöchentlich einmal im Umfang von je acht doppelspaltigen Folioseiten heraus und wurde hektographisch vervielfältigt. Als Direktor und Geschäftsführer zeichnete Henri Omez. Im zweiten Jahre wurde das Blatt nicht mehr hektographiert, sondern lithographiert. Die letzte bekannt gewordene Nummer (59) trägt das Datum vom 27. Februar 1916. Der Inhalt bestand aus katholisch-religiösen Aufsätzen und Plaudereien und Berichten über die kirchlichen Veranstaltungen im Lager.

Alten-Grabow. ‚L' Exilé' Organe Hebdomadaire des Prisonniers Catholiques d' Alten-Grabow. Es begann im April 1916 zu erscheinen. Die Zeitschrift wurde in ihrem ersten Jahrgang handschriftlich geschrieben und mittelst Schapirograph vervielfältigt; im zweiten Jahre wurde sie in einfachem litographischen Verfahren im Lager selbst gedruckt. Der Kopf der jeweils acht doppelspaltige Folioseiten starken Hefte zeigte im ersten Jahre drei schwebende Engel mit dem Leichnam Christi und im zweiten Jahre eine Darstellung des Gral. Die Zeichner sind nicht genannt. Der Inhalt bestand aus religiösen Abhandlungen, erbaulichen Plaudereien, Aufsätzen über das katholisch-religiöse Leben an der Front, Nachrichten und Ankündigungen kirchlicher Veranstaltungen usw. Schriftleiter und Herausgeber waren nicht genannt. Als Mitarbeiter begegnen häufig die Namen: Cassendi, Henri de Boronier, O. Monnier und Arthur Rimbaud. Die letzte Nummer dürfte Nr. 38 gewesen sein, die im Frühjahr 1917 herauskam.

Heuberg. ‚Bulletin Religieuse des prisonniers français du camp d' Heuberg.' Herausgeber waren Abbé Pierrat und Diarre Verdier (Diözese Tarbes—Lourdes). Das bescheiden ausgestattete Blättchen erschien meist auf die höheren Feiertage, erstmals am 30. Juli 1916. Der Inhalt war rein religiös. Wieviel Nummern herauskamen, konnte nicht festgestellt werden.

Ohrdruf. ‚Bulletin Paroissial du Camp d' Ohrdruf.' Das von kriegsgefangenen französischen Geistlichen herausgegebene Bulletin begann am 16. Mai 1915 zu erscheinen. Es kam regelmäßig einmal wöchentlich in 6 bis 8 doppelspaltigen Quartseiten heraus und gab in seinen Spalten ein getreues Spiegelbild des kirchlich-religiösen Lebens in den Gefangenenlagern. Neben den rein kirchlichen Berichten aus dem Lager bot die Wochenschrift ihren Lesern eine Fülle interessanten und lehrreichen Lesestoffes, hauptsächlich aus der Kirchengeschichte. Einige wenige Abbildungen ergänzten den textlichen Teil. In dem ausschließlich der Unterhaltung dienenden Feuilleton wurde in Fortsetzungen Sou-

vestre's bekannter Roman ‚Confessions d'un Ouvrier' abgedruckt. Die Verantwortung für die Schriftleitung lag zunächst bei der Lagerkommandantur Ohrdruf, die sie später dem an der Gründung des Blattes beteiligt gewesenen Militärgeistlichen P. J. Nicolaus übertrug. Die Auflage betrug jeweils 1800 Exemplare. Den Druck besorgten die Gefangenen selbst in der Druckerei von H. Lucas in Ohrdruf. Infolge Auflösung des Lagers stellte die Zeitung mit Nr. 40 am 16. April 1916 ihr Erscheinen ein.

Weinberge — Zossen — Wünsdorf. Association Catholique. Das von der ‚L'Association Catholique' für die drei obengenannten Lager herausgegebene Bulletin erschien seit Anfang Januar 1915 wöchentlich im Umfang von vier kleinen Quartseiten. Es enthielt ausschließlich religiöse Plaudereien und kirchliche Nachrichten. Unter der Rubrik ‚Echo de France' wurde in Kürze auch über alle wichtigeren kirchlichen Ereignisse in Frankreich berichtet. Die Ausstattung des Blättchens war sehr bescheiden. Am Kopf prangten als Leitspruch die Worte ‚Sint Unum', ‚Christus Vita Nostra'. Das als Autographie hergestellte Blatt durfte nur an Mitglieder der ‚L'Association Catholique' abgegeben werden. Die letzte bekannt gewordene Nummer (6) trug das Erscheinungsdatum vom 14. Februar 1915.

Zwickau. ‚Bulletin Catholique des Prisonniers Français Camp de Zwickau'. Das von einem kriegsgefangenen französischen Geistlichen herausgegebene und geleitete Bulletin begann am 19. März 1916 zu erscheinen. Es kam 14tägig im Umfang von je 4 doppelspaltigen Quartseiten heraus und unterrichtete seine Leser in allen kirchlichen Dingen. Neben einem ausführlichen kirchlichen Anzeiger enthielt die Zeitung eine Reihe religiöser und erbaulicher Plaudereien, Gedichte und Erinnerungen. Unter dem Titel ‚Les lettres d'Henri' wurden in den ersten Nummern interessante Briefe eines in Gefangenschaft bekehrten antireligiösen Kriegsgefangenen des Lagers Zossen veröffentlicht. Sehr bemerkenswert sind auch die in den ersten fünf Nummern zum Abdruck gelangten ‚Les Miracles de Lourdes'. Ein getreues Spiegelbild des religiösen Lebens der französischen Kriegsgefangenen in den verschiedenen deutschen Lagern Zwickau, Zossen, Weinberge und Wünsdorf gaben die in verschiedenen Nummern veröffentlichten Erinnerungen ‚Nos souvenirs religieuses'. In einer besonderen Spalte wurde jeweils der Toten gedacht.

Die beiden ersten Nummern waren ohne Bildschmuck schlicht und einfach ausgestattet. Nummer 3 und Folge erschien mit einer netten Titelzeichnung von dem Gefangenen H. Maton, die in künstlerischer Umrahmung mit allerlei religiösen und symbolischen Zeichen und Gegenständen Christus am Kreuze darstellte. Ueber dem Zeitungskopfe prangte in großen Lettern der Leitspruch: ‚Aimons nous les uns les autres'. Einige gute Zeichnungen aus der Hand von H. Maton und P. Chemitelin ergänzten die textlichen Darstellungen des kirchlichen Lagerlebens. Mit Nummer 6 stellte das Blatt am 1. März 1917 sein Erscheinen ein. Es wurde in einer jeweiligen Auflage von 1500 Exemplaren in der Buchdruckerei C. A. Günther Nachfolger in Zwickau gedruckt.

Zu diesen von den Gefangenen selbst herausgegebenen Zeitungen gesellten sich noch die von der Kirchlichen Kriegshilfe deutscher Bischöfe zu Paderborn verbreiteten Blätter:

‚Dieu et L' Eglise'. Feuilles Paraissant avec la Permission de l'Autorité Ecclésiastique. Das im Auftrag der kirchlichen Kriegshilfe von P. C. Meyer S. J. herausgegebene religiöse Blättchen für die französischen Kriegsgefangenen kam erstmals zu Weihnachten 1914 heraus. Es erschien ziemlich regelmäßig jede 14 Tage im Umfang von 4 Oktavseiten und enthielt kurze religiöse

und erbauliche Plaudereien, Geschichten und Gedichte. Das Blatt wurde in einer Auflage von zunächst 35 000, später infolge Papiermangels von nur noch 20 000 Exemplaren in der Bonifatiusdruckerei in Paderborn gedruckt und kostenlos unter die französischen Kriegsgefangenen verteilt. Die letzte Nummer (95) kam im November 1918 heraus.

‚Pace di Dio'. Foglietto bimensile publicato con permesso dell' Autorità Ecclesiastica dalla Kirchliche Kriegshilfe. Paderborn. Die erste Nummer dieser für die italienischen Kriegsgefangenen in Deutschland herausgegebenen Halbmonatsschrift erschien Ende 1917. Es kamen insgesamt 25 Hefte heraus. Die Herausgabe besorgte Professor D. Hüffer. Infolge Papiermangels mußte die Auflage bald von 20 000 Exemplaren auf 10 000 herabgesetzt werden.

‚Lichten Liefde'. Kerkelijk Blad voor de Vlamingen. Uitgegeven door de Kirchliche Kriegshilfe.' Diese für die vlämisch sprechenden Kriegsgefangenen geschaffene kleine religiöse Zeitschrift wurde von P. D. Tharsizius Paffrath O. F. M. geleitet. Sie begann am 1. März 1917 zu erscheinen und brachte es bis im Oktober 1918 auf 33 Nummern. Auflage anfangs 10 000, später infolge Papiermangels nur noch 5000 Exemplare.

Aber nicht allein in den hier aufgezählten, ausschließlich religiösen Zwecken dienenden Blättern kam das religiöse Leben des kriegsgefangenen katholischen Soldaten deutlich zum Ausdruck. Auch viele andere Lagerzeitungen, die hauptsächlich der Lagerberichterstattung dienten, ließen die kirchliche Seite des Lagerlebens nicht außer Acht und widmeten allen kirchlichen Dingen gebührende Aufmerksamkeit. Sie alle hier aufzuzählen würde zu weit führen. Statt dessen sei hier noch einiges Allgemeines über Wesen und Bedeutung der Gefangenenzeitung gesagt.

Die Herstellung der Lagerzeitung geschah meist durch die Gefangenen selbst auf eigenen Handpressen, auf dem Wege der hektographischen Vervielfältigung oder in Lithographie. Die Intellektuellen unter den Gefangenen (bei den religiösen Zeitschriften meist die gefangenen Geistlichen oder die Militärgeistlichen) lieferten die Beiträge und besorgten die Redaktion, während Kameraden aus dem Kaufmannsstande Vertrieb und alle übrigen kaufmännischen Arbeiten erledigten. Häufig wurden zwecks Herausgabe einer Lagerzeitung eigene Komitees gebildet.

Jede Zeitung mußte vor ihrem Erscheinen der Lagerkommandantur zur Zensur vorgelegt werden. Die Zensurvorschriften mochten den Gefangenen manchmal lästig erschienen sein, was auch einige, allerdings nur wenige, Gefangene veranlaßte, die Zensur zu umgehen und im Geheimen unzensierte Blättchen herauszubringen. Es sind uns zwei solche Fälle bekannt geworden: (‚L'Exilé' in Grafenwöhr und ‚Les Nouvelles' in Regensburg). Beide Blätter konnten sich lange Zeit halten.

Die Lagerzeitung spielte im Leben des Kriegsgefangenen eine bedeutende Rolle. Einerseits bot sie dem Gefangenen die für die Erhaltung seiner Geistesfrische unbedingt nötige geistige Ablenkung, heiterte ihn auf, gab ihm oft neue Anregung und erhielt so seinen Lebensmut. Andererseits mußte sich, wie Professor Stange in seiner Darstellung ‚Das Gefangenenlager in Göttingen' schrieb, ‚aus der gegenseitigen Mitteilung von Gedanken und Mitteilungen und aus der Erörterung der für alle Gefangenen wichtigen Angelegenheiten allmählich ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit entwickeln, welches nicht ohne günstigen Einfluß auf die moralische Haltung der Gefangenen bleiben konnte.' Die zuständigen deutschen Militärbehörden zeigten denn auch volles Verständnis für das Gefangenenzeitungswesen und ge-

statteten nicht nur solche Unternehmen in weitestem Maße, sondern waren auch bestrebt, diese zu fördern. Im Frühjahr 1917 fühlte sich das preußische Kriegsministerium veranlaßt, als Gegenmaßregel sämtliche Zeitungen der Kriegsgefangenen für einige Zeit zu verbieten. Das Verbot wurde jedoch bald aufgehoben und die meisten Blätter setzten ihr Erscheinen wieder ungestört fort. Von großem Entgegenkommen seitens der deutschen Militärbehörden zeugte auch, daß es den Gefangenen sogar erlaubt war, die Zeitungen an ihre Angehörigen in der Heimat zu versenden, wovon ziemlich Gebrauch gemacht wurde. Unter diesen günstigen Umständen konnte sich das Gefangenenzeitungswesen in Deutschland zu hoher Blüte entwickeln. Auch aus den feindlichen Lagern in England, Frankreich, Japan und Rußland sind Lagerzeitungen bekannt geworden, doch bleibt ihre Zahl weit hinter den in Deutschland erschienenen Blätter zurück. Religiöse Zeitungen, wie wir sie in deutschen Lagern gefunden haben, scheinen in den Lagern in England und Frankreich überhaupt nicht existiert zu haben, wenigstens ist darüber noch nichts bekannt geworden. Hingegen wurden den katholischen Kriegsgefangenen in Frankreich regelmäßig von Freiburg (Schweiz) aus die von der Kirchlichen Kriegshilfe deutscher Bischöfe in Paderborn herausgegebenen ‚Kirchenglocken' und den in England befindlichen katholischen, deutschen Kriegsgefangenen die ‚Losen Blätter für die katholischen Kriegsgefangenen in England' zugesandt.

Stefan Wangart.

Philosophie

Ernst Horneffer baut, scheint es, seine philosophischen Wanderungen ab, seit er eine akademisch-theoretische Tätigkeit in Gießen begonnen hat, indessen er seine werbende Schriftstellerei steigert. Täuschen wir uns, wenn wir zwischen den Zeilen seiner Schrift über den ‚Platonismus und die Gegenwart'* eine heimliche Resignation lesen? Solange E. Horneffers Vortrag noch kämpferisch erregt flammte, war Nietzsche sein Feldgeschrei und nicht so sehr Sokrates (wie er uns heute sagen möchte). Damals in Horneffers echtester Zeit klang dieser Ruf voll und eindringlich, getragen von ungebrochener Überzeugung. Heute, wo er Platon auf seine Fahne schreibt, spricht er nur noch gedämpft von Nietzsche, manchmal fast entschuldigend. Es wäre unrecht zu sagen, er schäme sich des Propheten Zarathustra (wie er das Rohde vorwirft). Aber wenn Horneffer zugibt, daß Nietzsche nicht der Überwinder unsrer Zeit sei, nur Ausdruck und Sinnbild jüngster Vergangenheit, so begräbt er damit eine ernstlich gehegte Hoffnung. Nietzsche erscheint in dieser Schrift meist nur als Vermittler eines tieferen Verständnisses der Antike. (Wir wissen, wie fragwürdig es ist.) Oft genug wirkt seine Erwähnung nur noch wie Abschweifung; das fühlt Horneffer selbst und entschuldigt die breite Ausführlichkeit mit einer Verkennung Nietzsches durch die akademische Wissenschaft. Davon kann aber ernstlich nicht mehr die Rede sein. Regelmäßige Vorlesungen werden dem tragisch Gescheiterten gewidmet; außerdem braucht nur an die Wirkung des Bertramschen Werkes über Nietzsche erinnert zu werden. Oder kann Horneffer leugnen, daß sich Scheler voll großen Ernstes und eindringender Feinfühligkeit mit dem Schöpfer der ressentiment-Theorie auseinandergesetzt hat? Trotz alledem ist das Ereignis Nietzsche eine Angelegenheit der Zeit vor dem Weltkriege weit mehr als unsrer noterfüllten Gegenwart.

Horneffer kann dem selbst nicht widersprechen; denn er will uns heute mit Platon helfen. Auch Horneffer spürt das stürmische Verlangen unserer Tage,

---

* Verlag Orma, Kassel.

die gebieterisch nach Metaphysik rufen, nach einer wirksamen Philosophie, nach Einsicht aus praktisch unabweisbarer Überzeugung, nach hellsichtigen Worten befreiender und leidenschaftlicher Menschenliebe, nach der wahren Religion. Auch er weiß, daß bloßer theoretischer Scharfsinn, rein akademisches Erörtern uns das nicht geben kann. Ja, es ist auch Horneffer nicht verborgen, daß wir aus tiefer Not nach dem Christentum rufen, als nach einer Quelle der Erlösung. Und so spricht er denn von Versöhnung mit dem Christentum; aber so, als ob es uns nicht bitter not sei, uns mit Christus zu versöhnen. Horneffer will sich nicht mit Jesus versöhnen, sondern ihm ist es um Großartigeres zu tun: er will eine ‚Synthese' anregen zwischen Christentum und Antike. Seltsamer Gedankengang! Mit dem Pathos der Renaissance predigt man uns ein Zurück zum Griechentum; von Nietzsche hingerissen, findet man sich wieder in der Welt der Vorsokratiker. (Wie vorsokratisch ist wirklich die Nietzsche-Philosophie!) Man kann aber nicht stehen bleiben bei den Vorsokratikern, die sachliche Notwendigkeit einer Entwicklung philosophischer Erkenntnis treibt weiter bis zu Sokrates. Bis hierhin ist uns Horneffers Weg verständlich (wenn es schon nicht der unsere ist). Verständlich wäre es uns auch, wenn man weiterginge auf den Pfaden Klios bis zu der Einsicht: Wer ernst macht mit dem Griechentum, muß als Christ enden. Nein, nun stellt man plötzlich dem ‚Evangelium' des Sokrates die frohe Botschaft des Nazareners gegenüber, unserer Zeit zu Wahl und Entscheidung. Man verläßt also plötzlich (warum?) den Weg der Geschichte und spürt tiefen Zwiespältigkeiten unserer Kultur nach. In diesem Zusammenhang ließe sich allenfalls wieder verstehen, wollte Horneffer nun den Kampf zwischen Christentum und Heidentum ausrufen. Nein, eine ‚Synthese' zwischen beiden soll gefunden werden in Platon. Wie dies? Man kann bei Sokrates nicht stehen bleiben, man muß weiter zu Platon. Gut; was wüßten wir viel von Sokrates ohne Platon! Aber Platon als Vermittler zwischen dem Heiland und Sokrates? Hier versagt unser Verständnis, und zwar das systematische ebenso wie das historische. Was an den großen griechischen Denkern wahr und lebendig ist, hat das Christentum aufgenommen und liebevoll durch die Nacht der Völkerwanderung gerettet. Das Licht Platons erlosch in der Zelle der christlichen Weisheit so wenig wie die Fackel des Aristoteles, und sie flammen darin noch heutigentags. Denn die Weisheit des Christentums lehrt mit Justinus, daß Samenkörner der Wahrheit auch in Indien und Griechenland keimten, und mit Augustinus, daß alles, was wahr ist, auch katholisch ist: allgemein und gültig. Wer mit dem Griechentum Ernst macht, reift daran zum Christentum. Dann gibt es keinen harten Ruf: Zurück zu Platon. Will denn ein Mann wieder Kind werden, oder ist die Frucht eine ‚Synthese' von Samen und Blüte?

Kehren wir aber wirklich zu Platon zurück, so müssen wir über ihn hinaus wieder zu Jesus kommen, von der ahnenden Weisheit zur reifen Offenbarung, von Platons mythischem Traum zur verklärten Wahrheit. Das gibt sogar Horneffer auf seine Art zu und verrät zugleich, wie es um seine versöhnliche Stimmung steht, wenn er sagt, die christliche Dogmatik sei verzerrter Platonismus. Verzerrt ist nur die Deutung Horneffers, die schöne Gestalt des Christentums ist nicht verzerrt, weil Horneffer sie in seinem Zerrspiegel so schaut. Das Christentum ist nicht Platonismus, wenn es sich auch an Platon freuen darf. Deshalb wird Platon uns noch nicht aus der Not helfen. Mit alledem wird nicht bestritten, daß uns die sittliche Größe und Reinheit

des Sokrates Vorbild sein kann, ebenso die harmonische Menschlichkeit und Schaffenskraft Platons samt seiner Leidenschaft für die Wahrheit. Aber deshalb ist Platon nicht der Erlöser und die sokratische Tugendlehre nicht die Bergpredigt, ἔρως nicht caritas. Wer Platon zum Heiland ausrufen will, sagt dem Christentum Fehde an; das darf nicht verschleiert werden. Sollte aber je zwischen Christentum und Neuheidentum auf dessen Wunsch verhandelt werden, so wird sich doch Ernst Horneffer nicht wundern, wenn die Christen seine Vermittlung ablehnen. Horneffer mäkelt nach Lust am Bilde des Menschensohnes, spricht von massiver Offenbarung und vertritt den „Wahrheitsgehalt' von Nietzsches Kritik am Christentum, dieser wildesten Schmähung, die je dawider niedergeschrieben worden ist. Unter der Asche seines Platonismus glimmt das Feuer des Christushasses fort, das ehedem in den Vorträgen des Zarathustra-Jüngers in heller Flamme loderte. Sein Platon ist nicht unser Platon, der einst in hingegebener Vision die Gestalt des sündlosen Menschen schaute und, vom Geist gedrungen, voraussagte, es werde der Gerechte, wenn er je auf Erden erschiene, alle Schmach und alles Leiden dulden, gestäupt werden und schließlich an das Holz gehenkt werden. Das kann Platon auch unserer elenden Zeit schenken, die Demut, der Wahrheit kundgetan wird, statt der wahnvollen Hybris des unseligen Nietzsche und der Synthesen seiner Schüler. Dr. Siegfried Behn.

Kunst

Neue Sammlerbücher. Es ist die gleiche Feststellung, mit der drei in letzter Zeit erschienene Bücher über Klein- und Gebrauchskunst abschließen, daß nämlich der Sinn für Eigenart und Kostbarkeit der Stoffe, das Gefühl für die feine Ausdrucksmöglichkeit der Form, die Liebe zur handwerklichen Arbeit uns heute verloren ist. Da und dort sind wohl Ansätze zu einer Besserung zu erkennen. Aber im ganzen zeigt das Bild der Gebrauchs- und Schmuckkunst Abgestorbenheit und kapitalistisch lieblosen Massenersatz. Vollends im Vergleich der Vergangenheit bedeutet der Industriekram unserer Gegenwart fast immer in stetem Abstieg von sinnhaften Lebensformen oder doch noch vornehm freudigen und stilvollen Genußformen ein trostloses Ende. Diesen Weg nach abwärts zeichnet sowohl K. Berling in seinem unlängst hier angezeigten Handbuche ‚Altes Zinn',* wie auch Otto Pelka in seinen beiden Büchern ‚Elfenbein' und ‚Bernstein', die seitdem als 17. und 18. Band der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler erschienen sind.** Der Historiker und besonders der Historiker für Sammler und über Objekte, die heute, wo auch der Kunstsinn sich vorwiegend nur um die sogenannte große Kunst begrifflich dreht, nur in engen Sammlerkreisen ernsthaft gewürdigt werden, muß sich mit dieser Feststellung begnügen. Der ästhetisch Nachdenkende, der in jeder Form, der kleinen alltäglichen kaum weniger wie der großen und seltenen Zeit- und Geistäußerung sieht, fühlt sich gedrängt, nach dem Grunde dieser wie ein böses Gesetz wirkenden gleichartigen Erscheinung zu suchen; er wird die gemein machende Industrialisierung nicht als letzte Ursache ansehen, sondern das letzte Jahrhundert als ein rechtes Jahrhundert des Niedergangs mithereinziehen und in der geschichtlichen Abfolge schon durch die Jahrhunderte her die stete Entbindung aus einem anfangs weniger vielseitigen aber einheitlichen Daseinsorganismus als wichtigsten Fingerzeig nehmen. Das letzte Jahrhundert selber aber führt ihn schon bald zum Geiste

---

* Hochland, Januar 1920, S. 495.
** Berlin, Carl Robert Schmidt & Co.

der Aufklärung zurück und damit zu jener Lebensanschauung, die in der Vernunft begründet zwar die große Naturwissenschaft zur Folge hatte, aber die Liebe zu den Dingen und zur sinnvollen Schmückung des Lebens nicht geben konnte. Die Aufklärung ist zum Raub an all den kleinen, feinen Lebensgütern geworden, die das öffentliche und gesellschaftliche Leben einheitlich zierten und die Menschen, sei es als handwerklich Gebende, sei es als fürstlich Empfangende, sozial banden.

Damit seien nur dem ersten und letzten Gefühl einige Worte gegeben, mit denen man die Beschäftigung mit den genannten Büchern beginnt und beendet und insbesondere auch die Stilentwicklung betrachtet, die in jedem der Bücher durch zahlreiche Abbildungen vorgeführt wird und die in einem Sinne Entwicklung ist, in einem anderen aber auch wieder Verkümmerung genannt werden muß. Was an Freiheit in der Einzelformung gewonnen wird, geht an Gehalt im ganzen Geistigen verloren. Zum Beleg seien beispielsweise die bekannten Spielereien in Elfenbein erwähnt, als sich die Drechslerei dieses Materials annahm, dann ‚die winzigen, mit dem Vergrößerungsglas gearbeiteten Schnitzereien, deren Verfertiger zu ihrer Zeit eine fast ebenso große Berühmtheit genossen wie die Elfenbeinkünstler. In solchen Nichtigkeiten verlor sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Kunstübung, die vor allem in Deutschland der Kleinplastik ein bestimmendes Gepräge aufgedrückt hatte'. Der Kuriositätenliebhaber fand daran sein besonderes Vergnügen, bis die Mode die Liebhaberei für das Porzellan brachte. So ging spielerisch ein kleiner, aber intensiver Kunstzweig aus, mit dessen geschichtlich-wichtigen Anfängen, wie Pelka an Strzygowski und gleichgerichtete Forscher anknüpfend eingehend darlegt, der große Gegensatz: Orient oder Rom? verbunden ist. Hier nimmt die Elfenbeinkunst an der Klärung der weltanschaulichen Form im christlichen Geiste teil. Eine ähnliche große Rolle spielt sie neben der Handschriftmalerei in der karolingischen Kunstperiode. Im ersten christlichen Jahrtausend gehört sie mit zu den wertvollsten Werken der künstlerischen Gestaltung und bewahrte diese hohe Stellung bis zur Renaissance hin, wo allmählich der Schmuck und die selbstgenüßliche Schönheit ihr ein anderes Feld anwies. Liebhaberei im kleinen und mehr egoistischen Sinne wird nun auch die Bestimmung dieses edlen Materiales.

Mehr war dies immer bei dem Bernstein, der Natur des Stoffes nach, der Fall. Immerhin ist, wer nur die heutige plebejische Verwendung im Auge hat, überrascht über den Zug ins Große, dem auch dieses Fundharz im Laufe der Geschichte dienen konnte. Nicht nur das Bernsteinzimmer im Schloß zu Zarskoje Sselo, ‚die umfangreichste Bernsteinarbeit, die jemals ausgeführt wurde', auch architektonisch gegliederte, reliefierte Schränkchen und Kästchen, Plastiken, die allerdings der sonst vielseitigen Bearbeitbarkeit des Materials Grenzen setzen, dann vor allem Schalen, Kannen und Humpen bis zu bloßen Schmuckstücken, aber auch nicht nur die Tatsache dieses Wechsels vom großen ins kleine, sondern die Art der Anschauung und des Verhältnisses zum Arbeitsstoff, zu dem Bild, das sich der Künstler von seiner Tätigkeit macht, und dem er nachschafft, zeigt die in der Gegenwart veränderte Gesinnung. Pelka geht hier auf die moderne Erneuerung der Bernsteinarbeit ein und betont eigens, man dürfe nicht vergessen, ‚daß in der Bearbeitung des Bernsteins zwischen der älteren Bernsteinkunst und der modernen ein grundsätzlicher Unterschied besteht.

Die Neuzeit will den Rohstoff nicht durch eine plastische, d. h. auf Licht- und Schattenwirkung beruhende Oberflächengestaltung veredeln, sondern sieht

in der malerischen Flächenwirkung das alleinige Mittel, seine ihm eigentümliche Natur zur Geltung zu bringen, deren im wesentlichen farbige Reize sie durch gleichzeitige Verwendung ebenfalls flächig behandelter Edelsteine zu steigern sucht'. Es zeigt sich darin eine ‚von der des 17. und 18. Jahrhunderts gänzlich abweichende Auffassung von formalen und koloristischen Notwendigkeiten im Kunstgewerbe'.

So wie in Bearbeitung und Gebrauch, so hat sich auch im Sinn des Schmucks und damit in der Größe der Auffassung des Materials eine ganze Wandlung vollzogen. Ein Vergleich von Heute und Vorzeit zeigt immer hier die kleine schmückende Absicht, dort die große organische Form; auch die neuen Prinzipien wie Materialgerechtigkeit und Werkform haben hieran kaum etwas geändert. Das alles erfolgte früher aus einem viel volleren Griffe und in dem gleichen ursprünglichen Gefühl, das weltanschauliche und rassische Verschiedenheiten sich formhaft ausbilden ließ. Eine hier abgebildete goldene bernsteingeschmückte Tierfigur, um 600 vor Christus, aus Kelermes im Kubandistrikt, die auch bei Strzygowski eine Rolle spielt, läßt wieder an dessen Arbeiten und speziell an die ziergeschichtlichen Untersuchungen denken,* mit denen er den gewohnten kunstgeschichtlichen Maßstäben viel weitere und den Wanderwegen der Menschheit nähere entgegenzustellen sucht. Man kennt das allgemeine Mißvergnügen an der Verkümmerung der künstlerischen Daseinsformen. Es ist bezeichnend, wie deutlich sich dies gerade auch in die Kleinkunst hineinverfolgen läßt und wie wenig die theoretische, kunstgewerbliche Lehrabsicht bishin Wandel zu schaffen vermocht hat. Denn auch diese Dinge hängen mit dem Willen eines Volkes in seiner Zeit und mit der Kraft einer wahrhaftigen Weltanschauung zusammen.

Konrad Weiß.

* Vgl. Altai-Iran und Völkerwanderung. Leipzig, Heinrichs.

Musik

Der Virtuose als Intendant.

Graf Géza Zichy, der aus Liszts Kreisen stammende berühmte einarmige Klaviervirtuose, hat kürzlich in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, den dritten Band seiner Lebenserinnerungen erscheinen lassen. Er bietet wiederum ein farbenreiches, abwechslungvolles Bild aus dem neueren Künstlernomadentum, das in aller Herren Länder führt und Momentaufnahmen aus den Kulturkreisen des hohen Nordens wie des tiefen Südens und fernen Ostens bunt anreiht. Géza Zichy ist ein glänzender Erzähler, und da er wirklich viel erlebt hat und sich ihm, dem hohen Aristokraten, insbesondere auch Intimitäten des Hoflebens erschlossen, in die der gewöhnliche Sterbliche nicht zu blicken vermochte, liest sich sein neuester Erinnerungsabend mit den Geschichtchen vom russischen Kaiserhofe, von den schwedischen und norwegischen Fürstenhäusern, vom Musikbetrieb in der freien Schweiz und im schönen Italien, vom Ungarn Kossuths und vom Weimar Liszts wieder ungemein spannend und unterhaltsam. Ein Kapitel aber zeigt uns den Künstler von ganz neuer Seite: Das ist der den Beschluß des Buches bildende Bericht über Zichys Tätigkeit als Intendant der Budapester königl. Oper. Graf Zichy muß ein ziemliches Unikum unter den damaligen Intendanten gewesen sein, nicht nur wegen seiner fachmännischen Begabung, die dem Wesen des Intendantentums hochseligen Angedenkens ja eigentlich widersprach, sondern auch wegen des Humors, mit dem er den nicht geringen Schwierigkeiten solcher Amtstätigkeit begegnete. ‚Selbst Künstler, gelang es mir in übermenschlicher Geduld und strenger Gerechtigkeit,

die stete Achtung und zeitweilige Sympathie der Bühnen- und Orchestermitglieder zu gewinnen.' Mit diesen diplomatischen Worten zieht Géza Zichy selbst das Fazit seiner intendantlichen Bemühungen. Seinen Humor brauchte er dabei nicht zu nennen, den dessen Helferschaft lugt ohnedies aus jeder Zeile seines Berichtes.

Vielsagend in solchem Sinne sind schon die Worte, mit denen Zichy die Erzählung dieser Epoche seiner Lebenserinnerungen anhebt. ‚Ihr alle, die ihr geigt, blast, singt und reimt, seid mir gegrüßt!' lesen wir da. ‚Ihr seid das unausstehlich-liebenswürdigste Volk des Erdenrundes. In einem permanenten Fiebertraum schreitet ihr über die Bretter und die Hühneraugen eurer Vorgesetzten. In eurem Leben ist soviel Lüge und dabei soviel Wahres zu finden. Eure Liebe zur Kunst, euer Fleiß, eure Begeisterung, sie sind gewiß wahr. Auch in mancher anderen Hinsicht ist in euch viel Wahres, aber nur für den Augenblick. Euer Leben gondelt zwischen den äußersten Polen der Gefühle und Leidenschaften hin und her. Real denkend und kühl erwägend seid ihr nur, wenn ihr Kontrakte schließt und Pläne schmiedet, die eure Rivalen und Vorgesetzten ärgern sollen.' Das klingt nicht schmeichelhaft, aber doch liebenswürdig und vor allem ungemein klug und richtig. Ebenso wie die ein wenig später gemachte resignierte Bemerkung: ‚Es ist eine unangenehme Erscheinung, daß die sanften und ruhigen Sänger beiderlei Geschlechts in der Mehrzahl weniger begabt sind als die wilden, unbändigen. Je leidenschaftlicher, verteufelter und wilder der eine oder die eine ist, desto besser für die Bühne und desto schlechter für den Bühnenleiter.' Stimmt auffallend! Und es bleibt nur erstaunlich, bei einem aristokratischen Reisevirtuosen einen so gesunden Sinn für die unwirkliche Sonderwelt des Theaters zu finden.

Graf Zichy brauchte den ihm von Gott gegebenen Verstand zu seinem Amt freilich auch notwendiger als mancher Kollege; denn die Budapester königliche Oper war Anfang der neunziger Jahre, als der Graf zu ihrem Leiter bestellt wurde, ziemlich heruntergekommen. Das war nicht zuletzt die Schuld ihres ersten Kapellmeisters, obwohl dies kein Geringerer als Gustav Mahler war. ‚Mahler', meint Zichy, ‚war ein viel zu bedeutendes Talent mit viel zu genialem Einschlage, um ein halbwegs guter Direktor sein zu können. Sein nervöses, schroffes, öfters sogar unartiges Auftreten hat mitunter das ganze Personal zur Verzweiflung getrieben. Er zerbrach die Taktstöcke wie Don Juan die Weiberherzen. Beim Dirigieren gab er die Zeichen (wenn er sie überhaupt gab), indem er gegen den betreffenden Musiker einen Stoß wie mit einem Degen führte, und sprach dabei fortwährend, die zornigsten Grimassen schneidend, so daß mir einmal ein sehr hoher Herr während einer Opernvorstellung sagte: „Der kleine Mann ist unendlich amüsant!" Und das war er in Wirklichkeit doch gar nicht. Erstens war er ein großer Mann, und zweitens fühlte jeder Musiker, daß sich da eine große Musikerseele offenbarte.' Für den neuen Intendanten ergab sich daraus eine recht schwierige Lage, da er einerseits suchen mußte, Mahlers geniale Kraft zu halten, andererseits das erregte Personal kaum mehr zu beruhigen wußte. Schließlich verlor indessen Mahler selbst die Lust und nahm seine Entlassung. Sein Nachfolger wurde später eine andere junge Berühmtheit: Arthur Nikisch. ‚Er befaßte sich nicht gerne mit zähneknirschenden Damen und fühlte sich in der Theaterkanzlei recht unglücklich. Am Dirigentenpult hatte er — wie überall — großartige Erfolge.' Das ist Graf Zichys lakonisches, aber vielsagendes Urteil über die bekanntlich auch nicht ganz nach Wunsch verlaufene Budapester Wirksamkeit des späteren Großmeisters der Dirigierkunst. Mit der Be-

merkung über die zähneknirschenden Damen spielt er dabei auf ein Ereignis an, das für die Zustände, unter denen damals ein Budapester Intendant zu arbeiten hatte, hinreichend kennzeichnend ist. Eine der rabiatesten Künstlerinnen kam eines Tages in die Kanzlei und trug eine Bitte vor, die nicht gewährt werden konnte. ‚Auf meine verneinende Antwort hin‘, so erzählt Zichy, ‚zerriß sie ihr Taschentuch, knirschte mit den Zähnen, warf sich auf den Boden und biß wütend in meinen schönen Smyrnateppich. Eine Weile spielte ich den ruhigen, stillen Beobachter. Als aber der Teppich in Gefahr geriet, zerrissen zu werden, sagte ich ihr möglichst liebevoll: „Teures Fräulein, Ihre wunderschönen Zähne werden durch Ihr Gebahren ernstlich gefährdet. Es wäre um diese herrlichen Perlen sehr schade. Trotzdem muß ich Ihnen gestehen, daß die Schädigung des wertvollen Teppichs nicht weniger zu beklagen wäre. Er ist ein Inventarstück der königlichen Oper. Was würde das hohe Ministerium sagen, wenn ich ihm die betrübende Mitteilung machen müßte, Fräulein Angela habe meinen Teppich verspeist!“ Ein geller Schrei — und Fräulein Angela wand sich in herrlich gemimten Herzkrämpfen. Nachdem der Arzt, der ihr beistehen wollte, als Honorar eine klatschende Ohrfeige erhalten hatte, wurde sie aus der Kanzlei getragen.‘ Hatte in diesem Falle der Humor des Intendanten versagt, so trug er anderweit desto glänzendere Siege davon. Eine Kollegin Angelas fühlte sich stets zurückgesetzt und wurde bei den Besuchen auf der Intendanz darum meist von Weinkrämpfen befallen. Da hielt ihr Zichy eines Tages einen Spiegel vor das Gesicht: ‚Sehen Sie nur, mein Fräulein, wie Sie das Weinen entstellt! Die Augen rot angeschwollen und die Nase noch röter! Ihre Kolleginnen werden behaupten, daß Sie ein Gläschen Kognak zuviel getrunken hätten.‘ — Noch ärgeres Weinen und energisch betonter Vorwurf, daß ihre Verdienste weder anerkannt, noch entsprechend honoriert würden. ‚Aber mein Fräulein‘, erwiderte nun Zichy, ‚wenn ich Ihre Verdienste entsprechend honorieren wollte, müßte ja die ganze Oper zugrunde gehen. Sie sind doch einfach unbezahlbar!‘ Und siehe da: die verzweifelte Sängerin lächelte und fragte, ob sie das ihren Kolleginnen mitteilen dürfe, und verließ auf bejahenden Bescheid hin beruhigt das Zimmer.

Etwas friedfertiger scheint sich der Verkehr mit der männlichen Künstlerschaft abgespielt zu haben; doch gab es auch da Fälle genug, die nur mit höchster diplomatischer Kunst zu schlichten waren. So erzählt Zichy eine lange Schauermäre von einem Tenoristen, der vor jeder Premiere ‚Reflexzustände‘ bekam und nicht singen konnte, bis ihm nicht dreihundert Gulden Extrahonorar bewilligt wurden. Ein anderer sehr braver, aber untalentierter Knödel-Tenor, dem gekündigt werden mußte, stellte den Intendanten bei seinem Weggang vor die schwierige Aufgabe, ihm ein Empfehlungsschreiben auszustellen. Graf Zichy gab ihm eines. Es lautete: ‚Allen jenen geehrten Herren Theaterdirektoren, die einen solchen Tenoristen brauchen können, sei er wärmstens empfohlen.‘ Zichys glänzendste Leistung dieser Art war aber jedenfalls die Beilegung eines Chorstreiks. In Abwesenheit des Intendanten lehnte sich einst das männliche Chorpersonal auf und versagte den Gehorsam. Da gab der stellvertretende Direktor einen Erlaß heraus, der all den Chorherren, die am Abend nicht auf der Bühne erscheinen würden, mit dem Verlust ihrer Bezüge drohte. Als die Vorstellung begann, war der ganze Chor anwesend. Auf das Zeichen des Kapellmeisters traten sie vor, öffneten den Mund und — sangen keinen Ton. Sie agierten mit Händen und Füßen, aber blieben stumm. Als der Direktor im Zwischenakt wütend über sie herfiel, duckten sie sich untertänig und sagten, der Erlaß verpflichtete sie wohl

aufzutreten, aber nicht zu singen. Verzweifelter Bericht des Direktors an den heimgekehrten Intendanten. Der läßt sich nicht verblüffen, geht seelenruhig in den Probesaal und spricht: ‚Meine Herren! Zu meinem größten Erstaunen höre ich, daß die Kraft Ihrer Stimmen derartig abgenommen hat, daß man diese bei Ihrem letzten Auftreten gar nicht vernehmen konnte. Ich hoffe, daß diese bedauerliche Nachricht übertrieben war. Bei der heutigen Aufführung werde ich mich persönlich davon überzeugen. Der Sänger, der heute Abend die größte Stimmkraft entwickelt, erhält morgen eine Gratifikation von fünfzig Gulden!‘ Die Vorstellung begann und alle Chorherren brüllten wie die Löwen.

Auch politische Schwierigkeiten hatte Zichy zu überwinden. Als am Begräbnistage Kossuths die Oper trotz der Trauerfeierlichkeiten spielte, sammelte sich der Pöbel zum Sturm auf das Theater. Ein Abgesandter der Menge erklärte, daß die Oper in die Luft gesprengt werde, wenn man ihm nicht sogleich die Summe von fünftausend Gulden einhändige. ‚Geehrter Herr,‘ erwiderte Zichy, ‚bangemachen gilt nicht. Ich werde die fünftausend Gulden nicht zahlen, und wenn die Oper in die Luft fliegt, so fliegen wir eben mit!‘ Die Oper flog nicht, aber kurz darauf erreichte des Grafen Intendantenschaft auf andere tragische Weise ein vorzeitiges Ende. Seine über alles geliebte Gattin starb an einem jähen Diphtherieanfall. Dieser schwere Schicksalsschlag bestimmte ihn, seine Entlassung zu nehmen.

Eugen Schmitz.

Als Kunstbeilagen enthält das Augustheft: Peter von Cornelius, ‚Gretchen vor der Mater dolorosa‘ und ‚Siegfrieds Tod‘ (Ausschnitt).

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38 40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Max Klinger/Simplicius lernt bei dem Einsiedler schreiben



Mit Genehmigung von Theo Stroefer, Nürnberg

Von der Not des Elsässertums in Geschichte und Gegenwart / Von Friedrich Koenig*

Als Deutschland 1870/71 Elsaß und Lothringen zurückgewann, wurde ein Volkstum zurückgewonnen, dessen Naturanlage volksdeutsch war, dessen Geschichte aber unter dem Eindruck großer Erlebnisse eine Richtung genommen hatte, die es seelisch immer mehr vom deutschen Mutterlande weggeführt hatte. Die idée française: die einschmeichelnden Weisen von der mère patrie, die stolzen Sänge von der gloire de la nation, die Begeisterung für die aus der Revolution erwachsene liberté, das Bewußtsein, einem großen, einheitlichen Staate anzugehören, überschattete je länger je mehr das provinzial gebundene Leben des Elsässertums, das dem geistigen und politischen Zusammenhang mit Deutschland entfremdet war. Sie erweckte in ihm französisches Staatsbürgerbewußtsein und zog die elsässischen Menschen, wie die Flamme die Falter, in den Bannkreis der französischen Kultur. Das Elsaß war 1870 daran, in der französischen Nation aufzugehen: die Geschichte schien über die Natur zu siegen!

Noch aber war es nicht soweit. Noch war die deutsche Muttersprache lebendiger Besitz der Bauern, Arbeiter und Kleinbürger, noch war die Stellung der Frau in der Familie, war das Familienleben von deutscher Prägung, noch war der ganze Untergrund an religiösen und moralischen Vorstellungen, auf dem das Volksleben beruhte, der von den Vätern überkommene alemannisch-deutsche.

Die Deutschen konnten daher auf starke Widerstände gefaßt sein, als sie das Land sich 1870 eingliederten; geschichtliche Erlebnisse wie die vom Elsaß und Deutschlothringen in dem letzten Jahrhundert erlebten lassen sich einfach nicht von heute auf morgen ausmerzen; sie bleiben von gestaltender Kraft für die Volksseele, solange sie nicht von neuen Erlebnissen mit ähnlich umgestaltender Kraft ergriffen wird. Immerhin aber bot die deutsche Natur des Volkstums die Aussicht, daß die geschichtlich gewordenen Hemmungen, die bewußter Deutschwerdung im Wege standen, ohne allzu große Schwierigkeiten überwunden würden. Das aber hätte von vornherein als ein Prozeß der Selbstbefreiung, als eine innerkulturelle Aufgabe der elsässischen Menschen selbst erfaßt werden müssen, wobei die Nation mit sorgender Liebe dem um die Klärung in seiner Seele ringenden Stamme hätte zur Seite stehen müssen. Ihre Vertreter hätten es vermeiden müssen, aus der Enge innerdeutschen Horizonts heraus eine seelische Haltung zu fordern, die der Elsässer infolge der problema-

* Der Verfasser, der (cf. Martin Spahn, Elsaß-Lothringen, S. 225 ff.) als Sohn altdeutscher Eltern im Elsaß geboren und aufgewachsen ist, hat die Grundgedanken dieses Aufsatzes am 24. 5. 1920 zu Berlin in einer von Aus- und Grenzlandsdeutschen einberufenen Versammlung vorgetragen, an der auch eine Reihe namhafter, politisch tätiger Inlandsdeutscher teilgenommen hat. D. Red.

tischen Seelenlage, in die er durch den Kampf zwischen Naturanlage und geschichtlichem Erleben gekommen war, vorerst gar nicht aufbringen konnte. Sie hätten in weit höherem Maße, als sie es getan haben, nach Verständnis für die seelische Welt des kleinen Landes ringen und Vertrauen gewähren müssen, soweit es die deutsche Würde erlaubt hätte.

* * *

Im Elsaß weht eine eigentümliche Luft demokratischen Freiheitsgefühls, dessen Wurzeln zum Teil auf die Zeit, in der man zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation gehörte, zum andern aber auf die französische Revolution zurückgehen.

Als Kaiser und Reich sich nicht mehr stark genug erwiesen, gegenüber den Territorialgewalten dem Rufe der kaisertreuen Stände nach grundlegender politischer und sozialer Reichsreform zu entsprechen, da sank das Leben der immer mehr an die Peripherie des Reichs geratenden elsässischen Provinz auf sich zurück. Es entwickelte sich ein in sich verfestigter provinzialer Geist, der am Reiche vor allem die ‚deutsche Libertät' lobte, auf Grund deren man von der Zentralgewalt in Ruhe gelassen wurde und sein Korporationsleben in Gemeinde, Staat und Herrschaft friedlich dahinleben konnte; es war die Zeit, in der das alemannische Bauerntum trotz seiner Niederlage im Bauernkrieg das Übergewicht über die anderen Stände erhielt, das es bis zu der Zeit der ständischen Umschichtung durch die große Revolution behalten sollte.

Das Reich erwies sich als unfähig, die elsässische ‚Freiheit' zu schützen. So mußte man denn nach Frankreich hinüberwechseln. Frankreich aber sah sich zunächst genötigt, sich mit der Tatsache seiner Souveränität zu begnügen und den Elsässern ihre deutsche Art und Freiheit zunächst zu lassen: das Land wird als ‚province effectivement étrangère' konstituiert und behauptet so den geistigen und wirtschaftlichen Lebenszusammenhang mit den übrigen deutschen Gebieten am Rhein und über dem Rhein. Unter fremder Einwanderung hat man zunächst nicht besonders zu leiden. Als sie späterhin stärker wurde, da machte sie sich nicht wie nach 1870 als Überfrembung geltend, die unerträgliche Konkurrenz bereitet hätte, sondern als das Einströmen eines von der hohen gesellschaftlichen Kultur des ancien régime erfüllten, nicht ungern gesehenen Elements, von dem man sich zwar verschieden fühlte, zu dem man aber nicht in Gegensatz geriet. — Ohne politischen Zusammenhang mit dem sich auflösenden deutschen Reich lebt das alemannische Elsaß des 18. Jahrhunderts, Frankreich angegliedert, ohne ihm eingegliedert zu sein, in Ruhe und Ordnung ein behagliches provinziales Leben und entwickelt in sich die tiefe Liebe zur elsässischen Heimat, die vorgehalten hat bis zum heutigen Tag.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts aber kam die französische Revolution wie ein Wirbelwind über das Land; es geriet unter den Einfluß der neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit, geriet in den größeren Lebenskreis

des in der Bildung begriffenen demokratischen französischen Nationalstaates hinein und wurde von Napoleon in die Weite weltpolitischer Zusammenhänge hineingetragen.

So erlebten die Elsässer mit den Franzosen zusammen den Durchbruch zur bürgerlichen Freiheit im westeuropäischen Sinne. Diese Freiheit war errungen im französischen Staat, der sich als ‚république une et indivisible' sowohl wie als ‚mère patrie' zum bürgerlichen Nationalstaat umgeformt hatte. Einheit und Freiheit waren das große Erlebnis, das nunmehr die Richtung für die seelische Entwicklung angab. Zunächst wähnte man noch das Politisch-Nationale vom Kulturnationalen trennen, deutscher Alemanne bleiben und zugleich französischer Bürger sein zu können. Der Durchbruch zum Franzosentum hin aber war geschehen, so daß das Kulturnationale dem Zug des Politisch-Nationalen nicht mehr schien widerstehen zu können. Es blieb aber dennoch die deutsche Naturanlage des Volkstums in Sprache und Sitte erhalten, so sehr auch von oben her aus der Schicht der durch die französische Revolution zur Herrschaft gekommenen Bourgeoisie französische Sprache und französische Sitte auflösend eindrang.

Inzwischen war aber auch die deutsche Nation den Weg nationaler Einigung gegangen.

Es war aber nicht der großdeutsche, die Gesamtnation aufbietende, aus ihren Tiefen sich nährende Gedanke der Zeit der Befreiungskriege, der deutschen Burschenschaft, der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, der sich durchsetzte. Es war vielmehr der an der Peripherie deutschen Lebens erwachsene preußische Staat, der die widerstrebenden deutschen Stämme des kleindeutschen Bereichs zur Einheit zwang. Das deutsche Reich war so nicht die Frucht einer die Nation in ihren Tiefen aufwühlenden, das stolze Bewußtsein allgemeiner Reichsbürgerschaft in den deutschen Menschen erzeugenden Bewegung, es war vielmehr das Werk der stärksten der deutschen Dynastien und ihres großen Staatsmannes. Der zwar großartige, aber herbe, autoritative Geist des nordischen Staatswesens ergoß sich daher in das neue Reich hinein und formte es im guten und im schlechten zu dem Obrigkeitsstaat, dessen Zusammenbruch wir nunmehr miterlebt haben. Infolgedessen trat den Elsässern, als sie zum Reich kamen, der deutsche Mensch nicht als Vertreter einer geschlossenen, tief im Seelischen wurzelnden, eindrucksvolle kulturelle Werte bietenden Idee entgegen, sondern als der Beamte, der Offizier eines aus dem ständischen Leben Norddeutschlands erwachsenen Staates, der unlängst noch auch den übrigen Süddeutschen als die Verkörperung alles Übels erschienen war. Die Atmosphäre, die die neuen Menschen mitbrachten, barg daher nichts, was den Elsässern die Idee der ‚république une et indivisible', die Idee demokratischer Freiheit und Volkssouveränität hätte ersetzen können. Einheit und Freiheit schien es nicht jenseits des Rheins, schien es vielmehr nur jenseits der Vogesen zu geben.

Dazu kam ein anderes. Aus dem bäuerlichen Elsaß der Zeit vor der großen Revolution war im 19. Jahrhundert wieder ein bürgerliches geworden. Adel und Geistlichkeit waren als besondere Stände den Stürmen der Revolution erlegen, das Bürgertum aber hatte sich behauptet und war der Träger des neuen Frankreich, des neuen Elsaß geworden. Von Napoleon und der Restauration war es in den französischen Staat und die französische Wirtschaft, vor allem aber in die französische Armee hineingezogen worden und fühlte nunmehr den Pulsschlag des französischen Lebens ganz anders wie das Elsaß des 18. Jahrhunderts auch durch sich fluten. Es trug seine städtische Art aufs Land hinaus und warb durch sein Vorbild für die französische Kultur. So nahm denn auch das Bauerntum draußen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr bourgeoise Formen an und erschloß sich dem französischen Wesen: Das Elsaß war, als es deutsch wurde, wieder ein bürgerliches Land geworden, wie es einst gewesen war; inzwischen aber war Deutschland unbürgerlich geworden.

In der deutschen Gesellschaft hatte sich der dritte Stand nicht in gleicher Weise durchgesetzt. Es hat sich das Bürgertum vielmehr, als Bismarck seinem Einheitsstreben Genüge tat, in das ständige Gefüge des neudeutschen Wesens einfügen lassen, ohne mehr nach gesellschaftlicher und politischer Führung zu streben. In dem Maße, als ihm sodann der Erfolg zum Maßstab aller Dinge wurde, drängte es vielmehr nach äußerlichem Angleich an die im preußisch-deutschen Reiche führenden Klassen hin und half so, die verderbliche Klassensonderung, die das deutsche Volk nicht zum inneren Erleben seiner nationalen Einheit kommen ließ, vertiefen. So war denn im neuen deutschen Reich der Beamte, der Offizier, der durch Geburt oder intellektuelle Bildung, die durch die vorgeschriebenen Examinas bescheinigt war, Ausgezeichnete, alles; der Mensch, der dergleichen nicht aufweisen konnte, nicht sehr viel.

Im Elsaß aber war das Bürgertum, das auf keine Tradition zurücksah, das sich ohne weiteres aus der Masse des Volkes ergänzte, das das Bewußtsein seines äußeren Wertes unmittelbar aus seiner persönlichen Leistung zog, die eigentliche Oberschichte. Kein Wunder, daß das Volk zu dem in breitem Strome ins Land herein flutenden ‚altdeutschen' Wesen kein rechtes Verhältnis finden konnte, daß es sich vielmehr auf sich selber zurückzog, der Erinnerung an die französische Vergangenheit und dem elsässischen und lothringischen Heimatgedanken lebte. Der einzige Weg, der vom Heimatboden des Elsasses zum deutschen Gedanken führte, war der durch das Erlebnis der deutschen Geisteskultur des ausgehenden 18. und des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts. Dieser war aber nur für wenige gangbar, da die neuen Deutschen selber sich je länger je mehr jener erhabenen Welt hoher Geistigkeit und tiefer seelischer Innerlichkeit entfremdeten, so daß der deutsche Gedanke nach außen hin allzu sehr sich als wirtschaftlicher und politischer Machtgedanke zu geben gezwungen war.

* * *

Die von Frankreich abgetretenen Gebiete Elsaß und Lothringen wurden im neuen deutschen Reiche zum Reichsland Elsaß-Lothringen. Die Elsaß-Lothringer sollten die einzigen sein, so dachte sich mancher nationale Idealist, die nur deutsch seien und nicht die Eierschalen des partikularstaatlichen Wesens mit sich herumtrügen. Da es eine deutsche Nation aber trotz des Erlebnisses der Jahre 1864—70 doch nur in der Idee, nicht aber in der Wirklichkeit des Lebens gab, so kam der Augenblick, in dem die Elsaß-Lothringer sich im Gegenteil als Bürger zweiter Klasse fühlten, da sie das nicht besaßen, was die übrigen Deutschen im allgemeinen als die Substanz ihres politischen Daseins betrachteten: den partikularen Eigenstaat. So erwuchs in dem Maße, in dem das elsaß-lothringische Leben sich politisierte, das Verlangen, daß Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern gehören solle. Die fünf Jahrzehnte deutscher Herrschaft sind daher Jahrzehnte, in denen der elsässische Provinzialgeist mehr und mehr den Gedanken staatlicher Autonomie aus sich heraus entwickelte.

Zögernd nur begab sich die Reichsregierung auf diesen Weg. Nachdem sie in den siebziger Jahren im Landesausschuß einen Arbeitsrat indirekt gewählter Notabler geschaffen hatte, ließ sie trotz des Empordrängens der im elsässischen Zentrum und in der elsässischen Sozialdemokratie sich organisierenden bäuerlichen und proletarischen Masse des elsässischen Volkes kostbare Jahrzehnte verstreichen, ehe sie im Jahre 1911 den elsaß-lothringischen Landtag schuf, der das Ventil wurde, durch das die leidenschaftlich erregte Stimmung des Volkes sich Luft machte. Es war die Zeit erneuten Vordringens der von Frankreich her gestützten und geförderten Bourgeoisie. Immer noch war sie die Oberschicht im Lande, immer noch richtete sich die Masse der Bevölkerung nach den Parolen, die von ihr ausgingen. Infolgedessen konnte das Streben nach staatlicher Autonomie im Rahmen des Reichs nicht rein in Erscheinung treten, sondern erschien allzu sehr als Ausdruck nationalistischer, von Frankreich her genährter Reichsfeindschaft, die nur auf den Moment warte, in dem der Stern Frankreichs von neuem aufstiege. Und so gab das Reich den Weg zur Konstituierung des elsaß-lothringischen Volksstaates erst frei, als es zu spät war: Als in den Herbstmonaten 1918 Friedenssehnsucht und Erbitterung über das militärische Regime die nationalistische Woge so hoch hatte anschwellen lassen, daß die Franzosen von einem erheblichen Teil der Bevölkerung wirklich als Friedenbringer herbeigesehnt wurden.

Von Anfang an hatte Bismarck sich theoretisch für Elsaß-Lothringen mit aller Entschiedenheit zu dem Gedanken der Selbstverwaltung bekannt. Die Elsaß-Lothringer sollten mit der Zeit, so erklärte er im Jahre 1871, das Höchstmaß an Unabhängigkeit erhalten, das im Rahmen des Reichs nur möglich sei; sie sollten sich in Zukunft selbst verwalten und sich geradezu als Republik betrachten können. Der Weg ins Reich sollte über den elsaß-lothringischen Partikularstaat führen. Das war gewiß ein gangbarer Weg, da die stärkste der Triebkräfte des elsässischen Lebens: die

Liebe zum ‚Ländl' in Rechnung gestellt war. Gradliniger Entwicklung wirkte aber die Bevölkerungsverschiebung entgegen, die sich trotz der im Grunde immer noch volksdeutschen Art des Elsässertums infolge seines geschichtlichen Werdegangs in den Jahrzehnten nach 1870 vollzog.

Es gelang den Franzosen mit Hilfe der ‚ligue d'Alsace' eine großartige Auswanderung ins Werk zu setzen: 4—500 000 Menschen — die besten Kräfte des Landes: Ärzte, Notare, Rechtsanwälte, Richter, Lehrer, Haus- und Grundbesitzer — fluteten nach Frankreich hinüber und wurden gastlich aufgenommen. Nun erst — mehr noch wie vor 1870 — trat eine Vermischung französischen und elsässischen Volkstums ein, durch die unverhältnismäßig viele Elsaß-Lothringer zu Gliedern französischer Familien, zu französischen Gelehrten, Beamten und Offizieren wurden, während der Aufbau der deutschen Gesellschaft trotz der Gleichheit der Sprache ähnlicher Vermischung in den ausschlaggebenden Schichten der Bevölkerung im Wege stand. Verhängnisvoll war, daß diese Emigranten nicht nur die Fühlung mit der Heimat nicht verloren, sondern im Gegenteil von stärkstem Einfluß auf ihre Haltung blieben, so daß ihr Gesicht immer wieder nach Westen gelenkt wurde. Deutschland legte so das Land mit Beschlag, mußte aber die Herrschaft über die Geister mit Frankreich teilen.

An die Stelle der nach Westen Abströmenden traten Hunderttausende von Einwanderern aus dem Reich. Im Jahre 1918 haben rund 600 000 Altdeutsche und Abkömmlinge von solchen — ein Drittel also der Bevölkerung — in Elsaß-Lothringen gelebt. Wenn auch in den unteren und mittleren Schichten eine starke Vermischung eintrat, so war diese Überflutung mit landfremden Elementen nationalpolitisch doch ein Unglück, da das einheimische Volkstum, obwohl es volksdeutsch ist, dadurch in einen starken Gegensatz zu den anders gearteten Eingewanderten hineingetrieben wurde. Die Eingewanderten bemächtigten sich der Verwaltung, bemächtigten sich der Wirtschaft und brachten so außer den höheren Staatsstellungen die im Lande neu erschlossenen Werte in ihre Hand, ohne mit der Bevölkerung innerlich recht verschmelzen zu können. Daher kamen sich die Elsaß-Lothringer, trotzdem sie einen Staat besaßen, der äußerlich sich in steigendem Maße den übrigen Bundesstaaten anglich, als Insassen einer Kolonie vor, die von dem landfremden Herrenvolke der überrheinischen Deutschen beherrscht und ausgenützt würde. Man fühlte sich im eigenen Lande von andern Deutschen überfremdet und bäumte sich um so mehr dagegen auf, je mehr man sich als geschlossenes elsaß-lothringisches Volkstum mit eigenem Provinzialcharakter und besonderen Interessen, deren Vertretung den Eigenstaat einheimischer Prägung erfordert hätte, fühlen lernte. Der elsaß-lothringische Landtag wurde infolge des Übergewichtes des einheimischen Elements daher der Ort, wo der Kampf gegen die in der Hand der Landfremden befindliche Verwaltung mit aller Energie aufgenommen wurde. So war denn der Kampf gegen die Verwaltung im Grunde nichts anders als der Kampf des einheimischen Volkstums um

die Durchsetzung des elsaß-lothringischen Volksstaats, in dem die Herrschaft der Eingewanderten gebrochen gewesen wäre.

Deutschland erlebte daher das eigentümliche, ihm unverständliche Schauspiel, daß diese volksdeutschen Elsässer um so ungeberdiger werden, je mehr das Ziel bundesstaatlicher Selbständigkeit in erreichbare Nähe rückte. Es erkannte aber nicht, daß das die unvermeidliche Begleiterscheinung des politischen Wachstums der einheimischen Bevölkerung war, die sich um so mehr gegen die Überfremdung in Staat und Wirtschaft zur Wehr setzte, je selbstbewußter sie im Laufe der Jahrzehnte wurde. Es hätte gegolten, zwischen Eingeborenen und Eingewanderten das dem Schwergewicht der einheimischen Bevölkerung entsprechende Verhältnis herzustellen. Die deutsche Bureaukratie verwaltete das Land zwar ausgezeichnet, für die Herstellung dieses Verhältnisses von Eingewanderten zu Einheimischen aber hatte sie keinen rechten Sinn, noch weniger das Militär, dessen Auffassung der Dinge für die Meinung einflußreicher Kreise im alten Deutschland ausschlaggebend war. Vielleicht war das aber auch eine durch Verwaltungskunst überhaupt kaum lösbare Aufgabe, heute den Franzosen, denen sie in entsprechender Weise erwachsen ist, nicht weniger unlösbar.

So sind die fünfzig Jahre der elsässischen Geschichte, in denen das Land zum deutschen Reich gehört hat, Jahre schweren Ringens des Elsässertums um seine Seele sowohl wie um seine Heimat gewesen. Auf der einen Seite erhoben der deutsche Staat und das deutsche Volk im Hinblick auf die volksdeutsche Natur des Stammes den Anspruch auf willige Hingabe, auf der andern appellierte Frankreich an die gemeinsame Geschichte, an die Gemeinsamkeit der politischen Lebensauffassung. Dazwischen mußte sich das Elsaß zurechtfinden; es wurde scheu und zurückhaltend, wurde skeptisch und zur Satire geneigt, behauptete aber im tiefsten ein starkes Gefühl des Eigenwertes und den Glauben an seine Zukunft. Die landfremden Altdeutschen waren den Eingeborenen zwar auf den Gebieten technischer und organisatorischer Leistungen zunächst überlegen, so daß das elsässische und lothringische Element nicht recht zur Entfaltung seiner Kräfte kommen konnte; an ihnen wuchs man aber doch auch auf diesen Gebieten und entwickelte in sich das Gefühl, schließlich es auch mit ihnen aufnehmen zu können. Im übrigen aber hatte man das Gefühl einer gewissen menschlichen Überlegenheit über die unausgeglichene, manchmal recht aufdringliche, allzu selbstsichere Art vieler Eingewanderten und hielt sich daher vorsichtig in den Gehegen, mit denen man seinen elsässischen Garten umzäunte. Immerhin aber fühlte man sich dauernd in die Verteidigung gedrängt und empfand daher, ohne daß Franzosenfreundlichkeit darin zum Ausdruck zu kommen brauchte, eine gewisse Genugtuung, als man sie loswurde. ‚Gott sei Dank, daß mer d' Schwowe los sin, met der Franzose werde mer schun vun allein fertig,' so konnte man gar nicht so selten aus elsässischem Munde hören.

Inzwischen aber ist Land und Volk doch auch mehr und mehr vom deutschen Leben erfaßt und umgeformt worden.

Elsässer und Altdeutsche redeten im Grunde doch dieselbe deutsche Sprache. Sie waren daher im Grunde doch recht nahe verwandt. Das konnte nicht ohne nachhaltige Folgen bleiben. Die elsässische Literatur nahm ihre Wendung nach Deutschland. Charakteristisch dafür ist, daß René Schickele im Jahre 1913 von Paris aus die Worte an die elsässische Jugend richtete: ‚Die vielen, die noch immer in die Gebiete gehen, wo Frankreich Krieg führt, sollten zu Hause bleiben. Es lohnt sich nicht mehr … Wendet eure kostbare Energie, euren Mut, eure Klugheit unserer eigenen Angelegenheit zu. Wendet das elsässische Abenteuer nach Deutschland. Es ist sein natürlicher Weg …‘

Die Volksschullehrerschaft vor allem wurde gewonnen. Sie sog freudig die ihrer volksdeutschen Naturanlage gemäße deutsche Bildung in sich ein, so sehr sie auch im einzelnen sich durch die Schulbureaukratie beengt fühlte, sie geriet in die Standesbewegung ihrer überrheinischen Berufsgenossen hinein und lenkte den Sinn des heranwachsenden Geschlechts zum deutschen Gedanken hin. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts durch den Aufstieg des Bürgertums in den Hintergrund geratene alemannische Bauernschaft drängte infolge der Berührung mit der hoch entwickelten deutschen Landwirtschaft wieder nach oben, so daß das Gesicht des Landes sich wieder zu wandeln begann. In gleicher Weise hob sich die Arbeiterschaft. Genossenschaft und Gewerkschaft hielten ihren Einzug. Das Verständnis für die lokale Selbstverwaltung wurde geweckt und der sozialen Gesetzgebung Bahn gebrochen. Die untere und mittlere Beamtenschaft rekrutierte sich immer mehr aus Eingeborenen oder im Lande heimisch gewordenen Eingewanderten und erfüllte sich mit dem eigentümlichen, französischer Auffassung unerträglichen Geiste des deutschen Beamtentums. Die Parteien des Landes gestalteten sich nach deutschem Vorbild, am eindeutigsten die Sozialdemokratie. Bei den bürgerlichen Parteien waren die Reibungen um so stärker, je größer der Einfluß des bourgeoisen Geistes oder auch der älteren Generation der Politiker war. Aber auch sie hatten sich mehr als ihnen selber bewußt war, organisatorisch und geistig in Anlehnung und nach dem Vorbild des deutschen Parteiwesens gebildet.

Gleichzeitig machte sich die Tatsache geltend, daß das Land seinem natürlichen geopolitischen und wirtschaftspolitischen Bereich: dem Stromgebiet des Rheins wiedergegeben war. Der Rhein wurde wieder die große Handelsstraße, die er im Mittelalter und in der Zeit der Kontinentalsperre gewesen war, und verhieß vor allem Straßburg erneut außerordentliche Blüte. Das zur Franzosenzeit industriell recht stille Unterelsaß bedeckte sich mit neuen Industrien, und in Lothringen sowohl wie im Oberelsaß erstanden die gewaltigen Eisen-, Kohlen- und Kaliwerke, mit denen der Geist des deutschen Großbetriebes ins Land einzog und das Antlitz des Landes sowohl wie die wirtschaftspolitische Einstellung der Bevölkerung veränderte.

Und ebenso glich sich das staatliche Denken dem der übrigen Deutschen

an. Noch wehrte man sich gegen die imperialistischen Machtinstinkte der führenden Schichten der deutschen Gesellschaft, um so mehr aber richtete sich der provinziale Geist in Analogie zu dem partikularistisch-stammestümlichen Aufbau des deutschen Reiches auf die Herausbildung enger heimatlicher Lebensgemeinschaft und drängte aufs Staatliche hin, so daß zu Ende der deutschen Periode die elsässische Idee die Richtung auf den Eigenstaat zu nehmen begonnen hatte, als dessen Symbol das von den Franzosen nunmehr in ein Musikkonservatorium umgewandelte Landtagsgebäude an der nunmehrigen Place de la République zu Straßburg steht.

* * *

Es war für die Eingewanderten, von denen viele sich mit Hingebung in den Dienst des Landes, das ihnen zur Heimat geworden war, gestellt hatten, eine erschütternde Offenbarung, als die Elsässer sich mit den Franzosen im Bunde gegen sie wandten und aus dem Lande trieben. Aber es entsprach der Logik der Dinge. Landfremdes Deutschtum hatte das einheimische Deutschtum überfremdet, und die Verschmelzung war noch nicht genügend fortgeschritten; das aufstrebende einheimische Element empfand vielmehr die einflußreiche Stellung, die die Eingewanderten in Staat und Wirtschaft einnahmen, als Bleigewicht, das auf ihnen lastete und sie am Aufstieg im eigenen Lande behinderte. Je elsässischer man fühlte, um so mehr war das der Fall. So konnte denn für den Augenblick Elsässisches und Französisches ein Bündnis eingehen. Über Erwarten schnell aber traten die beiden wieder auseinander. Denn das deutsche Elsaß hat sich nicht um Frankreichs willen von den Deutschen ‚befreit‘, sondern um seinetwillen: es hatte es satt, noch länger Objekt altdeutscher Herrschaft zu bleiben, und befürchtete, daß das so bleiben würde; es will aber auch nicht Objekt französischer Herrschaft werden, sondern drängt danach, sich endlich einmal selber leben zu können. ‚Was unter deutscher Herrschaft einsetzte, das will sich heute unter französischer in beinahe akut gewordener Entwicklung vollenden: Der Prozeß des Werdens des elsaß-lothringischen Volkes, nachdem es durch die Franzosen eine Säuberung seiner Rasse erfahren hat,‘ so schreibt ein kundiger Elsässer in den ‚Basler Nachrichten‘ vom 6. Mai 1920.

In dem Augenblick nämlich, in dem die Überfremdung von Osten aufhörte, setzte ungleich gewaltsamer noch die Überfremdung von Westen ein. Die Franzosen kamen mit der naiven Idee, einfach wieder anfangen zu können, wo sie 1870 aufgehört hatten. Sie waren in ihrem bis zur Siedehitze gesteigerten Nationalismus entschlossen, alles ‚Bochistische‘ im ersten Anlauf mit Stumpf und Stiel auszurotten. Sie gerieten dabei naturgemäß sehr schnell an den empfindlichen Nerv des elsaß-lothringischen Selbstgefühls. Sie mußten daher zu ihrer großen Überraschung sehr bald erkennen, daß ihre ‚wiedergewonnenen‘ Brüder von Natur volksdeutsch waren, und sahen sich infolgedessen gezwungen, den Kampf auch gegen sie zu eröffnen.

Vor allem erschien der elsaß-lothringische Staat als ‚bochistisch'. Es gehörte sich einfach, daß Elsaß-Lothringen wieder in die Departements auseinanderfiele, aus denen es vor 1870 bestanden hatte. Und so wurde nicht nur die Verwaltung sofort dezentralisiert, es wurde auch der Landtag nach Hause geschickt, obwohl er seine Dienste angeboten hatte.

Es gehörte sich einfach, daß die Elsässer und Deutsch-Lothringer der mère patrie zuliebe auf ihre angestammte Sprache verzichteten, da sie ja doch im Grunde Kelten seien, die es sich zur Ehre anrechnen müßten, die Sprache der grande nation zu reden.

Es gehörte sich, daß die Schule sofort in den Dienst rücksichtsloser Romanisierung gestellt und die junge Generation in unerhörter Weise um die Möglichkeit geistigen Wachstums gebracht wurde.

Es gehörte sich, daß die Arbeiterschaft es dankbar hinnähme, auf das tiefere Niveau der französischen Arbeiterschaft herabgedrückt zu werden.

Es gehörte sich, daß die einheimische Beamtenschaft sich willig von sprachfremden, verwaltungsunkundigen französischen Vorgesetzten am Gängelbande führen ließe und freudig für die mit Kolonialzulagen reichbedachten Kollegen aus Innerfrankreich die Hauptarbeit leiste.

Kein Wunder, daß nach kurzer Zeit der Verblüffung und Ernüchterung trotz des Belagerungszustandes eine Gegenbewegung einsetzte, wie sie zur deutschen Zeit unmöglich gewesen wäre. Alle Berufsklassen des Landes organisierten sich auf gewerkschaftlicher Grundlage und stellten der französischen Regierung ihre Forderungen. Gleichzeitig offenbarte sich, daß das deutsch sprechende Lothringen und Elsaß nur dieser letzten Erlebnisse gemeinsamer Not benötigten, um sich den ‚nouveaux venus' gegenüber als Einheit zu fühlen.

So folgt denn in Elsaß-Lothringen eine Erschütterung auf die andere. Die Arbeiter gingen mit dem Beispiel voran, die Angestellten der öffentlichen Betriebe und der Eisenbahnen folgten, die Beamten- und Lehrerschaft schloß sich zu einer mächtigen Organisation zusammen, die der Regierung Bedingungen stellt. Das gesamte Volk aber fordert von Frankreich den Verzicht auf den Sprachenkampf und den Aufbau der ‚regionalistischen' Selbstverwaltung, fordert, daß die Verwaltung in die Hand von Landeskindern gelegt werde. Und ebenso verteidigen die Katholiken von der Mosel bis nach Basel ihre konfessionelle Schule und lehnen die von der französischen Verwaltung trotz der Zusicherungen der Regierung ins Auge gefaßte Übertragung der Trennungsgesetze nach Elsaß-Lothringen ab.

Alle diese Strömungen sind im April dieses Jahres in das breite Bett einer einheitlichen Bewegung zusammengeflossen. Von Lothringen ging sie aus. Die Verschacherung der schwerindustriellen Betriebe Lothringens an französische Privatgesellschaften, die allem Anschein nach im Interesse der innerfranzösischen Industrie bewußte Sabotage treiben, machte schon lange böses Blut. Die Erbitterung aber stieg aufs äußerste, als sich herausstellte, daß die Direktionen die einheimischen Angestellten

und Arbeiter zu beseitigen versuchten, um sie durch Landfremde aus Innerfrankreich, Belgien und Luxemburg zu ersetzen. So ging denn die Generalstreikparole durchs Land. Sie war von zündender Gewalt, da diesmal zum Schutze des Heimatbodens aufgerufen werden konnte. ‚Was da aufloderte in der Lothringer Feueresse, das war eine Flamme heißen Nationalempfindens der Elsaß-Lothringer, deren Emporlodern die schwersten Folgen in politisch-nationaler Beziehung haben könnte,‘ so urteilt der ‚Elsässer Kurier‘. Der Streikruf fand bei allen Berufsverbänden, bei den Angestelltenvereinigungen und Gewerkschaften, bei den Staatsbeamten und Lehrern, den Eisenbahnern und Postlern williges Gehör, und das Volk erhob sich zu einer gewaltigen Kundgebung voll Ernst und Würde und protestierte geschlossen gegen die Überfremdungspolitik Frankreichs. So wie die Elsässer im Herbst 1918 den Deutschen das erschütternde: ‚Zu spät‘ entgegenriefen, so rufen sie heute den Franzosen ihr ‚zu spät‘ zu, ohne allerdings vorerst die politische Folgerung daraus ziehen zu können. Mehr denn je sind sie den Landfremden gegenüber auf der Hut und verlangen, daß Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern gehören soll.

Das äußert sich auch schon recht vernehmlich auf verfassungspolitischem Gebiet. Frankreich mußte nicht nur die Aufrechterhaltung der Verwaltungseinheit in Straßburg zugestehen, es sah sich auch genötigt, der Forderung nach einer elsaß-lothringischen Volksvertretung entgegenzukommen. Die Beruhigungspille, die es dem Lande durch Schaffung des ‚conseil supérieur‘ reichte, versagte bald, so daß Millerand sich schon zum Ende des vergangenen Jahres zu dem Versprechen der Schaffung eines Regionalrates verstehen mußte. Die Vorlage aber, die er bei der Kammer in Paris einbrachte, begegnete im Lande einhelliger Ablehnung. Man will in Elsaß-Lothringen die Verkoppelung der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage mit der Frage der regionalistischen Ausgestaltung Innerfrankreichs nicht und besteht in Erinnerung an den alten Landtag auf der Schaffung einer wirklichen Volksvertretung. Elsaß-Lothringen will zum mindesten wieder wie im 18. Jahrhundert ‚province étrangère‘ sein, damit seine ideellen und materiellen Belange nicht Innerfrankreich geopfert werden. Dazu ist die Bevölkerung in der deutschen Zeit doch zu sehr ‚Volk‘ geworden. Es ist, wie der elsässische Korrespondent der ‚Basler Nachrichten‘ vom 6. Mai schreibt:

‚Trotz der starken Lebensäußerungen, die das eingeborene Element in der deutschen Zeit je und dann von sich gab, will es doch bedünken, als ob jetzt erst das eigentliche Erwachen der Elsässer und Lothringer anzuheben beginnt, und sie ihres gemeinsamen Schicksals und Berufs inne werden. Sie machen jetzt wirklich einmal alles selbst, wo nicht mehr überall die „Schwowe“ vorne dran sind, und entwickeln dabei Gaben und Kräfte, die man vorher nicht in dem Maße bei ihnen gesucht hat. Frankreich hat also, wenn auch indirekt und wider Willen in Elsaß-Lothringen einem Neuen zur Geburt verholfen, von dem man noch nicht recht absieht,

zu welchen Bildungen und Entwicklungen es noch gelangt; jedenfalls ist man zurzeit zwischen Rhein und Mosel überzeugt, daß hier die Dinge noch anders laufen, als die Franzosen sich heute träumen lassen.'

* * *

Wie die politische Entwicklung in Elsaß-Lothringen verlaufen wird, das wissen wir nicht. Eins aber ist allem Zweifel enthoben, daß die Elsässer und der größte Teil der Bewohner des ehemaligen Bezirks Lothringen volksdeutsch sind.

Die Franzosen haben gleich nach ihrer Ankunft eine Volkszählung vorgenommen, auf Grund deren sie die Bevölkerung in Gruppen geschieden haben, der Abstammung gemäß. Die Gesamtbevölkerung belief sich damals auf 1 835 000; 39 Prozent der Bewohner hatten altdeutsches Blut in ihren Adern, und zwar waren 28 Prozent rein altdeutsch, während rund 10 Prozent einheimisch-altdeutschen Mischehen entstammten. Im ganzen betrug die Zahl der Eingewanderten einschließlich der Abkömmlinge aus Mischehen rund 700 000, während sich die Zahl der ‚reinblütigen' Eingeborenen auf nicht ganz 1,1 Millionen beläuft.

Von diesen 1,1 Millionen Eingeborenen aber sind nur rund 200 000 Romanen im Grenzgebiet nach Frankreich hin; das haben die Franzosen der Welt zu verbergen gesucht. Sie haben inzwischen aber einsehen müssen, daß letzten Endes doch die Wirklichkeit stärker ist als die Phrase. Die Empörung der einheimischen Bevölkerung gegen den Versuch der sprachlichen Vergewaltigung hat die letzten Schleier zerrissen.

Außer der starken Kolonie der Altdeutschen, die trotz der gewaltsamen Austreibung im Lande bleiben wird, da sie in ihrer Gesamtheit gar nicht des Landes vertrieben werden können, lebt daher im französischen Elsaß-Lothringen eine einheimische Bevölkerung von rund einer Million Menschen, die alemannisch-fränkischen Geblütes und deutscher Zunge ist.

Frankreich wird sich daher wohl oder übel damit abfinden müssen, daß es mit dem Versailler Friedensschluß aufgehört hat, ein geschlossener romanischer Nationalstaat zu sein. Elsaß-Lothringen wird daher auch in Zukunft durch starke natürliche und geistige Bande mit dem gesamtdeutschen Volkstum verbunden bleiben.

Von der staatlichen und gesellschaftlichen Form, die der deutsche Staat und das deutsche Volk in Zukunft finden werden, wird es in erster Linie abhängen, wie stark die seelischen Bande sein werden, die die abgesprengten Volksgenossen zwischen Mosel und Rhein mit uns verbinden.

Voraussetzung aber ist, daß wir Deutsche die verhängnisvollen Fehler, die in der nationalen Struktur unserer Volksgemeinschaft vorhanden waren, erkennen und überwinden.

Auch das Elsaß hat Selbsterkenntnis nötig. In die bittere Not der Gegenwart ist es doch auch nicht ohne eigene Schuld geraten. Von ihr zu reden, ist aber nicht deutsche, sondern elsässische Aufgabe. Zur Säuberung

von den Schlacken im eigenen Wesen kann nur der Drang der eigenen Seele verhelfen, nicht fremder Zuspruch. Daß er sich regt, dafür zeugt das ergreifende Wort, das kürzlich im ‚Elsässer Kurier', dem Blatte des Abbé Haegy, in Hinblick auf den von den Franzosen im Schulwesen angerichteten Jammer zu lesen stand: ‚Es muß Fraktur geredet werden! Diesen Verhältnissen gegenüber kann eine Zurückhaltung nicht mehr am Platze sein. Wir haben es lange genug getragen, knirschend ertragen und mit Schuld uns beladen vor der Gegenwart, mit Verantwortung vor einer Zukunft, die einst Steine dafür noch auf unser Grab werfen wird!' (‚Els. Kurier' vom 3. Mai.)

Die römische Frage im Lichte von Quellen

Von Alex. Schnütgen

Der 20. September 1920 vollendet fünfzig Jahre, seitdem die Roma aeterna der Weltgeschichte, die Roma felix des Papsttums und der Kirche zur Roma intangibile Jungitaliens wurde.

Der Pontifex maximus christlicher Zeitrechnung stieg einstmals aus dem Totenreich der Katakomben und aus dem Gottesfrieden der Basiliken zur geistigen Beherrschung des Abendlandes auf. Dann standen lange Jahrhunderte in Treue zu ihm und zehrten von seiner kirchlichen Vollgewalt. Erst neuzeitliches Denken hat diese geistliche Gewalt umkämpft, sie aber nicht innerlich erschüttern können; auch heute glänzen kostbare Edelsteine im päpstlichen Diadem. Was schließlich dem Wandel so mancher Verhältnisse und Anschauungen zum Opfer fiel, war das weltliche Krongut des Heiligen Stuhls, der Kirchenstaat. Sein Untergang gipfelte in der Einnahme Roms durch Truppen Piemonts am 20. September 1870 und zählt dank diesem dramatisch eingestellten, wenn auch für den Bezwungenen und den Eroberer peinvollen Schlußakt zu den bekannteren Begebnissen der jüngsten europäischen Vergangenheit. Das Wichtigste an ihm ist zweifellos der Umstand, daß General Cadornas des Vaters damals vor den Toren der Ewigen Stadt erlassenes Kapitulationsdekret ähnlich wie Visconti-Venostas zwanzig Tage älteres Rundschreiben an die Höfe ausdrücklich den leoninischen Stadtteil Roms zwischen Porta San Pancrazio und Ponte Sant'Angelo von der Besetzung ausnahm. Pius IX. und Antonelli wünschten aber, vor den aus Stadt und Land im Borgo zusammengeströmten Pöbelmassen besser als nur durch Reste der eigenen Armee geschützt zu sein. Die Meinung, daß sie absichtlich von Savoyen bis auf den nackten Leib beraubt erscheinen wollten, ist unwahrscheinlich. So rief man den Feind nachträglich auch in die Leonina bis vor den Vatikan, wenngleich lediglich als Sicherheitswehr, nicht zur Ausübung von Hoheitsrechten. Cadorna hat dank der ihm günstigen Volksabstimmung vom 2. Oktober 1870 das rechte Tiberufer nicht mehr geräumt. Die territoriale Souveränität des Papsttums außerhalb des Vatikans blieb dauernd aufgehoben. Nur Monate noch, und die römische Frage erhielt im italienischen Garantiegesetz das eigenartige Gesicht, das sie trotz der sich rasch verändernden Physiognomie der Zeit und trotz des Anbruches einer neuen weltgeschichtlichen Epoche bis heute zeigt.

Der Sturz der vielhundertjährigen weltlichen Herrschaft der Päpste in der Tiberstadt und die Ausrufung Roms zur nationalitalienischen Königsstadt bedeuten nur die vorläufig letzte Phase in einem endlos langen Entwicklungsgang. Mithin muß, wer das Venti Settembre-Gedächtnis dieses Jahres ein wenig nachdenklich begehen will, sehr weit zurückgreifen. Nur darf das nicht auf Kosten eben der neuesten Zeit und gar der unmittelbaren Gegenwart geschehen. Denn eigentlich erst seit der Erschütterung des

europäischen Staaten- und Gesellschaftslebens zu Ende des 18. Jahrhunderts starrt uns die römische Frage als offenes Problem an und will nicht mehr zur Ruhe kommen. Und trotz aller Anteilnahme, mit der ihr die Politiker wie die Gesamtnationen der Mitte des 19. Jahrhunderts gegenüberstanden, wird stets der innere Drang erstaunlich bleiben, mit dem sie in den ersten beiden Jahren der aktiven Verwicklung Italiens in den Weltkrieg, zwischen 1915 und 1917, die Geister fesselte. Im Denken der deutschen Nation behauptete sie sich neben den dräuenden Sorgen unseres aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes selbst. Durch die Wucht des Kriegsgeschehens bedrückt, flüchteten wir willig in eine Atmosphäre, die außer den disharmonischen und trüben auch manche abgetönte und frohe Farben aufwies und die dem Lärm der Waffen so weit entrückt schien. Wieder einmal ward die Frage ein Instrument der hohen Politik. Sie beschäftigte die Großmachtkabinette. Fast jeder Zeitungsleser horchte auf sie hin. Führende Revuen griffen sie eifrig auf. Namentlich in Broschürenform ging viel Belehrung über sie ins Land. Ein größerer darstellerischer Wurf erfolgte nicht. Wie war er angesichts der Not der Zeit und bei der Unzulänglichkeit so vieler Quellen möglich? Professor Dr. Hubert Bastgen entschloß sich dafür, die in seinem Gesichtskreis liegenden gedruckten Aktenstücke, Reden, Aufsätze, Zeitungsleiter und sonstigen Schnitzel zu unserem Gegenstand ganz ausgiebig zu sammeln. Als Ergebnis dieser Sammeltätigkeit legte dann Herder in Freiburg drei stattliche Bände und zwar unter dem Titel ‚Die römische Frage. Dokumente und Stimmen' vor.* Verspreche ich an der Spitze dieser Zeilen Ausführungen zur römischen Frage im Lichte von Quellen, so meine ich vornehmlich damit im Spiegel von Bastgens Veröffentlichung.

Man kann unser Problem im engeren Sinne nehmen und kann es weiter fassen. Enger behandelt, beschränkt es sich auf die Lage des Oberhauptes der universalen Kirche im Bannkreis der Tiberstadt und seine weltliche Souveränität in den ihm traditionell zu eigenen durchweg mittelitalienischen Provinzen. Die umfassendere Erörterung begreift noch das freilich mit der lokalrömischen Lage unlösbar verbundene Verhältnis des Papstes der Gesamtheit der Mächte gegenüber sowie seine Rolle in der Weltpolitik in Kriegs- und Friedenszeiten mit ein. Naturgemäß nimmt Bastgen seine Aufgabe in diesem zweiten Sinn.

‚Hochland' hat über gewisse Seiten des römischen Problems längst eingehend Bericht erstattet. Ergänzend mag diesmal erst das Hin und Her der Frage von Konstantin bis 1815 in Umrissen an uns vorüberziehen. Bei den entscheidenden Jahrzehnten vor 1870 soll dann durch Stichproben ohne laufende Darstellung gezeigt werden, wie dicht und lehrreich unsere Dokumentensammlung gerade für diese ereignisschweren Zeiten das an sich

* Erster Band. XIII, 467 S. 1917. — Zweiter Band. XXVI, 864 S. 1918. — Dritter Band. Erster Teil XII, 332 S. Zweiter Teil. VII, 255 S. 1919.

kahle Gerippe geschichtlicher Tatsachen umkleidet. Hier müssen, wenn ein getreues Bild zustandekommen soll, fast ganz die Quellen und Berichte sprechen. In eingehenden Hinweisen auf die Zeit nach 1870, die reichen Kriegserörterungen und den gegenwärtigen Stand der Frage mag unsere einigemal auch sonstige Literatur verwertende Studie gipfeln. Sie wird aus Bastgens umfangreicher und unter Schwierigkeiten entstandener Darbietung möglichst viel Positives herauszuholen suchen; mit kritischen Auslassungen über die Auswahl der Texte und die Herrichtung des Materials sind längst die Fachblätter zuvorgekommen; an dieser Stelle über eine mehr gelegentliche Kritik hinauszugehen, wäre unfruchtbar. Was wir vor uns haben, ist eben eine Art riesigen Lesebuchs, nicht eine gleichmäßige und irgend wie erschöpfende Zusammenfassung.

* * *

Wie entstand die römische Frage in ihrer frühen Fassung? Mit einem weit ausholenden, Bekanntes knapp variierenden Bericht über dies Grundproblem und mit den entsprechenden Belegen setzt unsere Arbeit ein. Wir schauen hier bis in die Zeiten Konstantins des Großen zurück, in denen die römische Kirche erstmalig unangefochten privatrechtlichen Landbesitz innehatte. Wir hören, daß schon Gregor der Große sich fragen konnte, ‚ob er mehr das Amt eines Hirten oder Fürsten verwalte' (I, 3). In der Folge strebte das Papsttum, einmal die alte byzantinische Oberhoheit abzuschütteln und weiter, der Langobarden Herr zu werden, die während der Völkerwanderung auf der Apenninischen Halbinsel Fuß gefaßt hatten. Papst Stephan II. erhielt 756 Rom mit seinem Dukat, das südliche Tuscien, den Dukat von Perugia, das nördliche Kampanien — alles aus der Hand des Frankenkönigs Pipin. ‚Der kaiserliche Gesandte . . . drang in Pipin, jene Städte und Orte der kaiserlichen Gewalt zu geben. Da sagte der gottesfürchtige und so gütige König: auf keine Weise würden sie der Macht des hl. Petrus und dem Rechte der römischen Kirche oder dem Pontifex des Apostolischen Stuhles entfremdet, und er bekräftigte mit einem Eid, daß er nicht um der Gunst irgend eines Menschen willen sich so oft in den Kampf eingelassen habe, sondern nur aus Liebe zum hl. Petrus und zur Verzeihung seiner Sünden.' (I, 20.) Nach weiteren Wechselfällen erneuerten Karl der Große und Ludwig der Fromme die Schenkung nicht ohne Änderungen; übrigens pflegten sich rechtlich verbürgter und tatsächlich übernommener Besitz des Heiligen Stuhles in jenen frühen Zeiten nicht zu decken. Päpste, die als wirkliche Souveräne herrschten, wechselten mit Päpsten, deren Abhängigkeit von Kaisern und Parteiungen augenscheinlich war. Das Papsttum ergriff zum Beispiel 1077 dauernd Besitz von Benevent, 1115 von den Mathildischen Gütern. Aus den Bewegungen und Bestrebungen der Folge nenne ich die Episode Arnold von Brescias, die in Rom das weltliche Regiment des Papsttums ausschalten und durch Einführung einer städtischen Selbstverwaltung ersetzen wollte, und erinnere

an die düstere Avignonesische Periode, die den Pontifikat auch im Besitz der Grafschaft Venaissin (seit 1273) sah und in den von Avignon selbst (1348) setzte, ihn aber von seiner Welthöhe herabzuziehen drohte, ferner an Marsilius von Padua mit seinem Drängen auf Volkssouveränität. Nach Überwindung des großen Schismas (1417) erhielt Papst Martin V. die Städte Basel, Mainz und Straßburg und auch Avignon wieder als Residenzen angeboten. Er blieb in Rom. Ja, in seltsamem Widerstreit der Geschehnisse, wie ihn die Geschichte liebt, glückte es gerade seinem Pontifikat, die mannigfachen Gebietsteile und Sonderrechte, an die der Begriff Kirchenstaat bisher anknüpfte, in etwa zu einer inneren Staatsgemeinschaft zu verschmelzen. Die Renaissancepäpste veranlaßten durch ihre nepotischen Neigungen neue Schwierigkeiten. Noch wichtiger war aber, daß sie die Macht der einstmals ungefügen Barone gänzlich brachen und damit das Streben Martins V. nach innerer Zusammenfassung des Temporale krönten. 1531 erreichte der so in sich gefestigte Kirchenstaat den größten Umfang. Ein Menschenalter später, 1567, erließ Pius V. seine berühmte Bulle gegen Belehnungen mit kirchlichem Territorialbesitz, die jede Aufteilung des Besitzes seitens der Kurie von nun an ausschloß. Unsere Dokumente, die das Spätmittelalter wie die Neuzeit bis zur Neige des 18. Jahrhunderts im übrigen übergehen, geben doch diese auch durch die Wucht und Würde ihrer Sprache hervorstechende päpstliche Verordnung ausführlich wieder.

Erst die Auswirkungen der großen Revolution von 1789 schreckten den seit langem an Ruhe und Stilleben gewöhnten Kirchenstaat aus seiner Beschaulichkeit wieder auf. Sie prägten die römische Frage in ihrer modernen Fassung. Sie brachten die erste Beschlagnahme des vor mehr als tausend Jahren der Kirche überwiesenen, als ihr unveräußerliches Lehen, nicht als bloßes Eigentum der Päpste betrachteten Besitzes durch eine christliche Macht.

1796 rückte Napoleon in Italien ein, gewillt, ‚das Antlitz des schönsten Landes Europas umzugestalten' (I, 46). Anfangs 1797 verzichtete Pius VI. im Frieden von Tolentino notgedrungen auf die Legationen Bologna, Ferrara, die Romagna und Ancona. Ohne diesen Besitz, so war Napoleons Meinung, könne Rom ‚nicht weiter bestehen und werde die alte Maschine von selbst zusammenstürzen' (I, 48). Noch ein Jahr weiter und es kam zur Ausrufung der Römischen Republik; Pius VI. starb 1799 in Frankreich als Gefangener. An der Jahrhundertwende richtete der zweite Koalitionskrieg das päpstliche Dominium wieder auf. Auch Napoleon ließ es nach der nächsten Wendung des Waffenglücks zu seinen Gunsten zunächst in verkleinertem Umfang bestehen. Erst nach Austerlitz trieb der Kaiser seinen seit langem auch mit Pius VII. bestehenden Konflikt auf die Spitze. Im Schönbrunner Dekret von 1809 wurde Rom zur freien kaiserlichen Stadt erklärt, der Papst auf seine Paläste und eine Rente beschränkt. Pius' VII. Protest gegen diese Anordnungen brachte auch ihm das Los des Gefangenen. ‚Die kaiserlichen Adler', besagten die Motive zu dem einschlägigen Senatsbeschluß von 1810, ‚ergreifen wieder

Besitz von ihrem alten Territorium; das Gebiet Karls des Großen wird in die Hand eines würdigen Erben zurückkehren: Rom gehört dem Kaiser' (I, 64). Von 1813 an geriet die aggressive Kirchenpolitik des Korsen langsam ins Bremsen. Zwar ließ sich der hilflose Pius zu Fontainebleau noch eine augenblickliche Verzichterklärung abpressen, erhielt aber bald sein Territorium in einem gewissen Umfang wieder. Napoleons Niedergang von 1814 brachte dem Papst die triumphierende Rückkehr in seine Residenz. Der Wiener Kongreß bestätigte ihm den Kirchenstaat in den Grenzen von vor 1797, ausgenommen Venaissin und Avignon und einen kleinen Streifen nördlich des Po.

Die Schicksale des Temporale zwischen 1796 und 1815 muten den Gegenwartsbetrachter nur als das Vorspiel zur großen Haupttragödie an, die fünfzig Jahre später, von 1847 bis 1870, das ganze europäische Parkett beschäftigte.

Eine sehr zutreffende Bemerkung Bastgens bezeichnet es als ,verhängnisvoll', ,daß die besonnene Politik Consalvis nach dem Tode Pius' VII. jäh abgebrochen wurde'. ,Als an dieses jähe Ende Pius IX. seine Politik anknüpfen wollte, fand er keine Verbindungsmaschen' (I, 74). Mazzinis Brief vom 8. September 1847 an den damals die päpstliche Würde erst kurz bekleidenden, vom Jubel seiner Untertanen umwogten Pius IX. legt ein gut Teil aus der Ideenwelt des republikanischen Verschwörers bloß. Apostrophierte er doch den Papst aus seinem Londoner Standquartier: ,Europa befindet sich in einer außergewöhnlichen Krisis von Zweifeln und Hoffnungen. Im Laufe der Zeit ist der Glaube gestorben, woran teils auch Eure Vorgänger und die hohe Hierarchie der Kirche Schuld tragen. Der Katholizismus hat sich in Despotismus verwandelt, der Protestantismus in Anarchie.' ,Vereinigt Italien, Euer Vaterland.' ,Unter Eurer Flagge würde ein politisches Resultat und zugleich ein solches von weittragender moralischer Bedeutung erreicht werden. Die Wiedergeburt Italiens, die einen religiösen Gedanken als Motto aufweist und eine Standarte der Pflichten und nicht der Rechte ihr eigen nennt, würde jegliche Empörung in andern Ländern zunichte machen und Italien unverzüglich an die Spitze europäischen Fortschrittes stellen' (I, 99 ff.). Bekanntlich sollte der Ausbruch des Krieges Karl Alberts und Neapels gegen Österreich im Frühjahr 1848 die Volkstümlichkeit des Papstes jäh erschüttern. Die Erklärung der Römischen Republik vom 8. Februar 1849 löste die gleisnerischen Worte aus, der Papst würde ,alle zur unabhängigen Ausübung seiner geistlichen Herrschaft nötigen Garantien erhalten' und ,die Regierungsform des Römischen Staates' werde ,die reine Demokratie sein' (I, 113). Das europäische Mächtekonzern zeigte sich an der Flucht des Papstes nach Gaeta und an der Lage in Rom aufs regste interessiert. Spanien meinte durch den Mund seines Ministers Pedal, ,daß weder es selbst noch die andern katholischen Mächte einwilligen können, daß die Freiheit des Oberhauptes der allgemeinen Kirche und die seiner heiligen Person schuldige Achtung dem

Gutdünken der Stadt Rom anheimgestellt bleibe, und daß . . . eine einzige Stadt Italiens sich erfrecht, dieser Würde dadurch hohnzusprechen, daß sie den Oberpriester in einen Zustand von Abhängigkeit versetzt, der eines Tages in den Mißbrauch seines religiösen Ansehens selbst ausschlagen könnte' (I, 142). Palmerston, der englische Premier, erklärte es für ‚wünschenswert, daß der Papst Souverän eines eigenen Gebietes sei' (I, 144). Gioberti als Ministerpräsident Sardiniens gab den Spaniern zu verstehen, so sehr er den Vorschlag, die religiöse Frage durch einen Kongreß der katholischen Mächte zu regeln, würdige, so wenig dünke es ihm wahrscheinlich, daß in einer derartigen Versammlung ‚eine genaue Trennung der religiösen Angelegenheiten von den politischen gehandhabt werden könne, besonders wenn man ins Auge faßt, daß der Papst aus politischen Ursachen Rom verließ' (I, 149). Der Präsident der Französischen Nationalversammlung, General Cavaignac, wußte in einem Schreiben an Pius IX. vom 3. Dezember 1848 ‚die französische Nation tief gerührt über das Gefühl väterlichen Vertrauens, welches Ew. Heiligkeit bewog, sie momentan um eine Gastfreundschaft anzusprechen, welche sie glücklich und stolz sein wird, Euch zu sichern' (I, 153 f.). Der andere französische General, der in der päpstlichen Frage jener Tage eine Rolle spielte, war der mit dem Entsatz von Rom betraute Marschall Oudinot. In einer Proklamation von Civitavecchia den 28. April 1849 versicherte er seiner Truppe, sie werde in der Ewigen Stadt ‚weder an den Bürgern noch an den römischen Soldaten Feinde finden. Nur die Geächteten aller Nationen, die dies Land unterdrücken, nachdem sie in ihrer Heimat die Sache der Freiheit zugrunde gerichtet haben, haben wir zu bekämpfen' (I, 156). Frankreich glaubte laut einem Bericht des Ministers des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, an den französischen Gesandten in Wien vom 17. April 1849, daß in Rom die päpstliche ‚Autorität keine feste Wurzel schlagen wird, außer mit der sie gegen neue Stürme nur stärkenden Hilfe von Institutionen, die die Rückkehr der alten Mißbräuche verhindern — Mißbräuche, deren Reform Pius IX. mit so edlem Eifer begonnen hatte' (I, 156 f.). Oudinot sollte in Rom ‚von den bestehenden Behörden alle Vorschläge entgegennehmen und alle Vereinbarungen mit ihnen treffen, welche die Umstände erheischen werden; nur müssen Sie in der Form alles vermeiden, was eine Anerkennung des in Rom aufgestellten Prinzips enthalten könnte' (I, 170). Sehr ausgiebig berücksichtigte Bastgen den Widerhall der mittelitalienischen Ereignisse in der Pariser Kammer. Zum Teil variierte diese nur wenige Leitgedanken. ‚Wenn die Nachricht vom Tode des Herrn Rossi bei den Ministern so großen Eindruck gemacht habe,' so rief hier die Linke der Rechten zu, ‚warum sie die Ermordung Robert Blums so gleichgültig aufgenommen?' (I, 161). „. . . die Römer hätten den Papst verjagt. Den Franzosen, die ihren König verjagt, zieme sich nicht, so empfindlich zu sein' — so entgegnete die Rechte (I, 163 f.). ‚Republikaner hätten eine Republik zerstört, Demokraten den demokratischen Geist erstickt.

Die, welche die zeitliche Gewalt des Papstes von seiner religiösen untrennbar erklärten, schmähten damit die Oberherrlichkeit des Papstes, denn ob die Oberherrlichkeit der Kirche von der des Volkes getrennt werden könnte?' (I, 174). ‚Welch eine seltsame römische Republik, deren erster Chef [Mazzini] kein Römer, deren erster Minister [Avezzana] kein Römer, deren General [Garibaldi] kein Römer, deren Beratungen nicht römisch sind' (I, 193). So und ähnlich stritt und widerstritt man im Pariser Parlament. Cavaignac ‚fürchtet . . ., die römische Bevölkerung zu beleidigen, wenn er glauben könnte, daß ihre Erziehung, ihre Zivilisation ihr nicht erlauben, mehr Freiheit zu ertragen, als die päpstlichen Zugeständnisse gewähren' (I, 198). Montalembert schöpft einen ‚Einwurf gegen die konstitutionelle Regierung in Italien' ‚aus der neuesten Geschichte Piemonts, wo das Parlament die Aufkündigung des Waffenstillstandes und die Katastrophe von Novara beschleunigt, sich durch Vexationen gegen Bischöfe und Kirche hervorgetan, aber über die Ermordung Rossis geschwiegen, wo es die Feinde der italienischen Freiheit beinahe an der Möglichkeit der konstitutionellen Regierung in jenem Land habe zweifeln lassen, jedenfalls kein zur Nachahmung aufmunterndes Beispiel für Pius IX. gegeben habe' (I, 208). ‚In Italien herrscht', so ließ sich die ‚Allgemeine Zeitung' am 4. Dezember 1848 aus Paris melden, ‚ein doppeltes Spiel, ein äußeres, ein inneres; das äußere, dessen Glanzrolle . . . Gioberti übernommen hatte, das innere, welches dem Mazzini und seinen Genossen Ricciardi und andern, die wir zu Paris sattsam gesehen haben, überlassen ist. Das äußere Spiel verlangt: Rom solle ein italisches Frankfurt werden, der Papst solle die Rolle des Erzherzogs Johann übernehmen, alle Staaten und Fürsten Italiens sollen Abgeordnete nach Rom schicken; das innere verlangt: Rom solle das Zentrum werden einer einen und unteilbaren italienischen Republik.' ‚Von den 500 Abgeordneten,' liest man dann weiter, ‚welche [in der französischen Kammer] abgestimmt haben, ist kaum ein Drittel entschieden katholischer Gesinnung, und es gab doch nur ungefähr siebzig Stimmen, um die Regierung zu tadeln über ihre Art von Intervention in den Sachen Roms. So sehr empfindet man in Frankreich, daß die einzige Rettung des untergehenden Staates, der untergehenden Gesellschaft in einem festen Anschluß an das positive Christentum, und zwar an die katholische Religion, ist, so sehr empfindet heutzutage die Nation, daß sie des Papstes bedarf, und zwar des freien Papstes zu Rom' (I, 219). ‚. . . nur die politische Seite der Frage', so ließ sich die gleiche Zeitung anfangs Januar 1849 aus Mittelitalien melden, ‚scheint bei der Mehrheit noch Interesse zu wecken; sonst herrscht die unglaublichste Teilnahmslosigkeit, und die Krisis, das Ja oder Nein der Papstherrschaft, wird mit solcher Flachheit und Kälte besprochen, als handle es sich weder um Pius IX., von dem das neue Italien seine Regeneration datiert, noch um eine — man darf sagen — Lebensfrage des Katholizismus' (I, 229). Cesare Balbos Turiner Parlamentsrede vom Februar 1849 über die historische Bedeutung

der weltlichen Papstherrschaft für die Geschicke Italiens kommt in unserer Materialsammlung durchaus zu Ehren, seine programmatischen ‚Speranze d'Italia' von 1843 sind wie die vielen anderen Programmschriften aus jener und der späteren Zeit nicht angeführt. Der Krimkrieg, an dem Piemont teilnahm, schlug bekanntlich auch für die Geschichte der päpstlichen Staaten ein neues Blatt auf. ‚Der Weg,' so konnte Cavour am 7. Mai 1856 dem Turiner Parlament berichten, ‚den wir in diesen letzten Jahren gegangen sind, hat uns ein großes Stück weitergeführt. Zum erstenmal in der Geschichte ist die italienische Frage vor einen europäischen Kongreß gebracht und diskutiert worden, nicht wie auf dem Kongreß von Laibach und dem Kongreß von Verona, um die Leiden Italiens noch schwerer zu machen und die Ketten noch fester zu schmieden, sondern zu dem laut ausgesprochenen Zweck, seinen Plagen einige Abhilfe zu verschaffen und die Sympathien zu bekunden, welche die Großmächte für unser Land empfinden' (I, 252). Wir kommen zum Krieg von 1859. Bologna ging an Sardinien über. Napoleon III. schlug, die Lage beschönigend und die eigene zwiespältige Politik nur notdürftig verhüllend, am 18. Juli dem Papst vor, ‚den Legationen eine getrennte Verwaltung zuzugestehen, mit einer von Ihnen ernannten Laienregierung, der aber ein gewählter Rat zur Seite stünde'. ‚Was den Ehrenvorsitz in der [italienischen] Konföderation betrifft, so hoffe ich, daß Ew. Heiligkeit ihn nicht zurückweisen wird. Dieselbe muß, selbst zum Ruhme der Religion, den Geschicken Italiens vorstehen wie der Doge von Venedig, der durch eine Handbewegung die Wogen der Adria zu heben und zu besänftigen schien' (I, 275 f.). Im nämlichen Jahr 1859 enthüllte La Guéronnières Broschüre ‚Le Pape et le congrès' den damals von Napoleon erdachten Plan, ‚durch einen europäischen Kongreß dem auf ein möglichst kleines Gebiet beschränkten Papste den Besitz des nach theokratischen Prinzipien zu regierenden Roms — und der italienischen Nation die föderative Einheit unter der liberalen Regierung des nationalen Königtums und des internationalen Papsttums — garantieren zu lassen' (II, 843). Was die inneren Verhältnisse im Kirchenstaat dieser Zeit betrifft, so urteilte anscheinend mit einem mitleidigen Seitenblick auf sein deutsches Vaterland im März 1859 ein römischer Berichterstatter der ‚Allgemeinen Zeitung': ‚Es gibt wohl keine Gesetzgebung auf der Welt, wo dem menschlichen freien Willen mehr Rechnung getragen ist und wo der Mensch sich freier und ungenierter bewegen kann' als eben im Kirchenstaat . . . Das Wort ist freier als irgendwo sonst, und gerade diese übertriebene Freiheit und Ungebundenheit hat veranlaßt, daß das Klagen und Schimpfen Mode und jetzt zum unausrottbaren Übel geworden ist. Man darf hier das Wort schon brauchen: „Der Staat ist besser als sein Ruf"' (I, 350). Am 7. Februar 1860 unternahm es Viktor Emanuel, sein eigenartiges Vorgehen im Norden des Kirchenstaats Pius IX. gegenüber wie folgt zu begründen: An der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Italiens ‚hatte mein Vater einen großen Anteil, indem er

den vom Vatikan gegebenen Anregungen folgte und das Losungswort Julius' II. übernahm, unser Vaterland von der Fremdherrschaft befreien wollte und sterbend mir diese Aufgabe vermachte. Ich glaube durch ihre Annahme mich nicht vom Willen Gottes fernzuhalten, der sicherlich nicht beabsichtigen kann, daß die Völker in Unterdrückende und Unterdrückte zerfallen'. ‚Ihr edles Herz, Ihre evangelische Liebe werden zurücktreten vor dem Vergießen von Christenblut, um eine Provinz wiederzugewinnen, die, wie nun der Erfolg des Krieges sein möge, für die Regierung der Kirche moralisch verloren sein wird' (I, 300 f.). Was den Plan eines päpstlichen Vikariats in der Romagna betrifft, das Viktor Emanuel übernehmen sollte, so glaubte Cavour am 29. Februar 1860: ‚Da der Heilige Vater sich für die Handlungen seines Vikars als indirekt verantwortlich betrachtet, so würde er ihm gewiß nicht die nötige Handlungsfreiheit lassen wollen, die die vorgeschlagene Kombination zu einem nützlichen Ergebnis führen würde.' Seinerseits schlug er die ausdrückliche Festlegung der päpstlichen Oberhoheit vor und erklärte sich zur Verpflichtung bereit, ‚selbst mit Waffengewalt seine [des Papstes] Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten und in einem gewissen Maße zu den Ausgaben des römischen Hofes beizutragen' (I, 307 f.). Am 24. Februar 1861 brachte die ‚Allgemeine Zeitung' eine besonders lehrreiche Korrespondenz über ‚Flucht oder Bleiben des Papstes?' ‚von der oberen Donau'. Die Korrespondenz ging die inbetracht kommenden Zufluchtsstätten der Reihe nach durch und lehnte sie sämtlich ab, auch unser Deutschland, ‚welches bei seiner tief gemütlichen Auffassung religiöser Fragen das Papsttum weniger als irgendein anderes Land in sich fassen kann'. Die Schlußfeststellung lautete: ‚Ein Rechtsgebilde wie die römische Kirche kann sich aus seinem uralten, historischen Boden, selbst auf kurze Zeit, jetzt um so weniger exterminieren lassen, als bei früheren Papstexilen nie in Italien selbst ein so gewaltiger und gewalttätiger Trieb vorhanden war, um die historische Basis des Kirchentums mit weltlicher Staatsbildung zu überwachsen, und als niemals früher die Zeit so schnellebig, an Neubildungen so reich, zur Anerkennung der definitiven Rechtskraft von faits accomplis so willig war als die Gegenwärtige, und — wahrscheinlich noch mehr — die nächstkünftige Generation' (I, 400 f.). Auf Viktor Emanuels Proklamation zum König von Italien folgte in Cavours vielbeachteter Parlamentsrede vom 26. März 1861 die Ankündigung: ‚Italien kann ohne Rom nicht konstituiert werden.' ‚Wir müssen nach Rom gehen unter Erhaltung der vollen Unabhängigkeit des Papstes. Die Anwendung von Gewalt wäre beklagenswert.' Der ‚Antagonismus zwischen dem Volk und dem Papst beweist die Unmöglichkeit des Bestandes der zeitlichen Macht'. ‚Die Unabhängigkeit des Papstes läßt sich durch die Trennung beider Gewalten erlangen, wenn die Trennung klar und bestimmt durchgeführt wird' (II, 114 ff.). Neue Männer, neue Überlegungen, neue Zwischenfälle. Entscheidend im Wandel der Dinge blieb die Haltung Frankreichs. Im Frühjahr 1864 liefen Gerüchte, Pius IX. werde eines baldigen Todes sterben.

Die Hoffnung, er werde einen andersgestimmten Nachfolger erhalten, war schwach. Obwohl ihm, schrieb Minister Minghetti, am 14. April 1864 an den Politiker und General La Marmora, von gewissen Kardinälen Aussichten gemacht seien, daß sie, ‚wenn sie zum Papst gewählt würden, geneigt wären, mit Italien zu verhandeln und sich zu einem Vergleich herbeizulassen‘, könne man kaum darauf bauen. Es kam zur Septemberkonvention von 1864 und zur Verlegung der Königlichen Hauptstadt nach Florenz. ‚Die Konvention‘, so erklärte Visconti-Venosta jedoch nach Antritt seines Ministeramtes am 8. November 1864 in der Deputiertenkammer, ‚ist nicht die Lösung der römischen Frage; aber sie bringt die römische Frage in ein Stadium, in dem sie unseres Erachtens einer Lösung entgegengehen muß, und in dem ein Fortschritt nicht allein möglich, sondern notwendig geworden ist‘ (II, 470). 1866 erfolgte die Lösung der venetianischen Frage, 1867 die Abwehr Garibaldis bei Mentana. Am 27. Dezember 1867 erklärte die Königin von Spanien in einer Thronrede, ihre Haltung als katholische Macht gewahrt zu haben, indem sie ‚dem Kaiser der Franzosen, unserem Freunde und Verbündeten, die Mitwirkung unserer Streitkräfte für den Fall anbot, daß er es für notwendig halten sollte, sie bei der Verteidigung der legitimen Rechte des Heiligen Stuhles zu verwenden‘ (II, 576).

Das Jahr 1870 entwirrte auf seine Art den arg verschlungenen Knoten der römischen Frage oder verwickelte ihn vielmehr erst recht. Nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges sah sich Rom, wie übrigens schon einmal 1866, von jeder französischen Besatzung entblößt. Noch galt die Septemberkonvention. Visconti-Venosta bekannte sich noch Ende August zur Internationalität der römischen Frage und gab die Erklärung ab: ‚Die Leostadt bleibt unter der vollen Jurisdiktion und Souveränität des Pontifex‘ (II, 633). ‚Die Leostadt ward stets als den Päpsten zugehörig betrachtet, selbst als letztere nicht als weltliche Souveräne galten.‘ ‚Dank ihres ausschließlich päpstlichen Charakters hatte sie bis zur Regierung Sixtus' V. eine autonome Verwaltung‘ (II, 634). Erst das Eingreifen des Leiters der auswärtigen Politik in Österreich, Beust, und die deutschen Siege stießen die Lage um. Mit dem französischen Kaisertum fiel im September 1870 auch die Septemberkonvention von 1864. Viktor Emanuel unterbreitete am 8. aus Florenz dem Papst: Nach Anordnung der göttlichen Vorsehung und durch den Willen der Nation Wächter und Garant der Geschicke aller Italiener, fühle er sich angesichts Europas und des Katholizismus für die Aufrechterhaltung der Ordnung auf der Halbinsel und für die Sicherheit des Heiligen Stuhles verantwortlich. Seine Truppen müßten jetzt gewisse Punkte im Kirchenstaat besetzen, würden dem Papste aber seinen glorreichen und von jeder irdischen Souveränität unabhängigen Sitz am Tiber belassen (II, 644 f.). Pius' IX. Entgegnung war kurz und bitter; auch indirekte Vermittlungsversuche schlugen fehl. Rasch wurde die gewaltsame Eroberung der Ewigen Stadt Ereignis. Unter dem frischen Eindruck der Übergabe am Morgen des 20. September erklärte der Papst

den um ihn versammelten Gesandten: ‚Seine eigene Absicht wäre gewesen, das empfangene Erbe der Kirche zu erhalten; er hätte keine Macht, dasselbe zu veräußern; aber er sähe jetzt, daß es nicht länger Gottes Willen sei, daß seine Kirche eine weltliche Oberherrschaft ausübe, und daß er, in Erkenntnis seines höchsten Willens, nicht darauf bestehen könne‘ (II, 654). Die Entwicklung schritt fort. Das Einverleibungsdekret vom 9. Oktober sprach noch von einer territorialen Freistatt für den Papst (II, 663). Aus der territorialen Souveränität wurde dann die Amtssouveränität, aus der Amtssouveränität in dem durch die Passivität der fremden Mächte und die eingangs berührte Volksabstimmung vorbereiteten Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 die persönliche des jeweiligen Inhabers der päpstlichen Macht (II, 520). Die römische Frage war, soweit es am Willen Italiens hing, nur mehr ein Faktor der inneren Landespolitik.

Versuchen wir nun, aus dem vielbehauenen und etwas brüchigen Gestein des Garantiegesetzes auch unsrerseits ein paar Funken zu schlagen.* Bekanntlich beschränkte das Garantiegesetz die Exterritorialität des Papstes auf das Palastterrain des Vatikan und Lateran und auf die Villa Castel Gandolfo am Albanersee. Die beiden Basiliken St. Peter und St. Johann sind ausgenommen. Der Vatikan blieb dem Pontifex als römischem Bischof; der Quirinal, die angeblich historische Residenz des römischen Königs, ging ihm verloren. In Wirklichkeit zählt der Quirinal zu den dem Papst als Oberhaupt der Kirche zustehenden Tiaradomänen, nicht zu den Staatsdomänen. Den Auslegern des Garantiegesetzes gelten aber auch die dem Heiligen Stuhl zum Nießbrauch belassenen Paläste als Nationaleigentum. Die päpstliche Verwaltung darf nicht die letzte Handschrift der Vatikanischen Bibliothek, nicht den unbedeutendsten Kunstgegenstand aus einem ihrer Museen veräußern. Ja, der die jährlich der Kurie zustehende Staatsrente regelnde Gesetzesartikel rechnet damit, die Staatsbehörden könnten später Museen und Bibliothek in eigene Regie übernehmen. Noch weitergehende Ansprüche gewisser Politiker sind erst mühevoll auf dem Wege des Ausgleichs überwunden worden. Gerade in Bezug auf die Sammlungen hatten sich viele besonders sichern und den Papst zum Beispiel zu ihrer Offenhaltung verpflichten wollen. Über die Güter der Orden und Kongregationen sowie der nicht rein päpstlichen Anstalten, unter andern der fremden Nationalstiftungen, auch über diejenigen der auf dem linken Tiberufer gelegenen großen kirchlichen Verwaltungsbehörden, wie Cancelleria, Dataria, Propaganda und ähnliche, wurde nichts ausgemacht. Die Eigen-

* Namentlich für die Vorgeschichte des Gesetzes seit Gioberti, aber auch zur Aufklärung über seinen rechtlichen Belang empfiehlt sich die klare und knappe Übersicht bei G. J. Ebers, Italien und das Garantiegesetz. Köln, Bachem 1915. (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, 4.) Ich verwerte sie im folgenden auch einige Male von Bastgen unabhängig.

tumsrechte dieser letzten Institute wahrte ein späteres Gesetz vom 19. Juni 1873; ihre Papiere dürfen freilich schon nach Artikel 8 des Garantiegesetzes weder durchsucht noch beschlagnahmt werden. Und auch ihre Beamten fallen unter den zehnten Artikel des Garantiegesetzes, laut dem Priester, die in Rom an der geistlichen Gewalt des Heiligen Stuhles teilhaben, dafür weder behelligt, noch gar zur Untersuchung oder Rechenschaft gezogen werden dürfen, laut dem ferner in Rom mit einem kirchlichen Amt bekleidete Ausländer, was ihren Anspruch auf persönlichen Schutz betrifft, den italienischen Staatsbürgern gleichstehen. Im Regierungsentwurf waren bei der durch die erste Hälfte des vorigen Satzes wiedergegebenen Bestimmung gewisse kirchliche Behörden und Kongregationen mit Namen aufgezählt. Der wichtigste Unterschied zwischen dieser Regierungsvorlage und der der Parlamentserörterung zugrunde gelegten und nach verschiedenen Änderungen Gesetz gewordenen Kommissionsvorlage war aber — Bastgen erteilt für diese Dinge durchweg dem P. von Nostitz-Rieneck S. J. aus den ‚Stimmen der Zeit' das Wort — folgender. Der dem Papste günstigere Regierungsentwurf suchte, ohne sich hier im Ausdruck schon endgültig festzulegen, die päpstliche Exterritorialität, besser gesagt, die übernationale Rechtsstellung des Papstes (so Visconti-Venosta) möglichst zu retten. Aus ihm stammt die der Sache nach in das endgültige Gesetz übergegangene Bestimmung, daß italienische Beamte die päpstlichen Paläste zur Ausübung von Amtshandlungen nicht betreten dürften. Der Kommissionsentwurf hatte im Gegenteil die höchste Justizbehörde des Königreichs bevollmächtigen wollen, in Einzelfällen von sich aus einzudringen. Damit wäre der Papst implicite unter die italienische Staatsgewalt gekommen und aus einem wenngleich nicht mit deutlichen Worten anerkannten Exterritorialen ein Untertan geworden. Was die Frage Garantiegesetz und Ausland betrifft, so hatte ein im Verlauf der Kammererörterungen als unstatthaft abgelehnter Antrag Mordini festlegen wollen, daß die Bestimmungen und Grundsätze des Gesetzes nicht Gegenstand internationaler Abmachungen sein dürften. Der eigentliche Urheber des Gesetzes, Bonghi, erkannte aber den internationalen Charakter des ersten Abschnitts der Gesetzesartikel vollauf an und gab namentlich zu, daß die Universalität der geistlichen Papstgewalt fremden Mächten das Recht gewähre, in Sachen der römischen Frage zu intervenieren. Was in den Verhandlungen noch scheiterte, waren gewisse Pläne der Linken, den Heiligen Stuhl auf Gesandte im Nebenamt, nämlich die im Hauptamt beim König von Italien beglaubigten, zu beschränken. Entgegen einem einst von Cavour genehmigten Vorschlag Pantaleoni, der Kurie zu ihrem Unterhalt säkularisiertes Kirchengut zu überweisen, erhielt sie bekanntlich eine ihr in der Theorie noch heute zustehende Rente in Höhe des für ‚Apostolische Paläste, Heiliges Kollegium usw.' ausgeworfenen Titels im konstitutionellen Kirchenstaatsetat 1848. Erhebliche Schwierigkeiten verursachte die Frage der päpstlichen Garden. Nach dem Wunsch der Linken sollten sie alles rein Militärische abstreifen und nur in genau festgesetzten Formationen und in fest-

umgrenzter Stärke weiterbestehen. Man einigte sich schließlich auf ‚die hergebrachte Anzahl‘ und ließ dem Papst im einzelnen Freiheit. Ein Antrag, für den Fall eines von Jungitalien geführten Krieges sollten die dem Papst gewährten Vorrechte außer Kraft treten, fand keine Mehrheit. Er fiel aber unter Umständen, die zeigten, wie gefährlich Kriegszeiten für den Heiligen Stuhl werden mußten.

Visconti-Venosta sprach bei den Beratungen offen aus, das Garantiegesetz sei nur ein Interim. Das sollte kein Drohen mit einer wahrscheinlich bevorstehenden Verschärfung der Lage sein, vielmehr andeuten, man werde sich später wohl oder übel verständigen müssen.

Grelle Schlaglichter auf die tatsächliche Unzulänglichkeit des Gesetzes warfen in der Folge besonders die Ärgernisse bei der Überführung der Leiche Pius' IX. von St. Peter nach St. Lorenzo fuori le mura 1881, der Martinucciprozeß von 1882, die Säkularisation der Güter der Propaganda 1884. Schade, daß Bastgen die Propagandaangelegenheit nur beiläufig berührt. Daß die Regierung die ihr vorher angekündigte nächtliche Leichenüberführung fast schutzlos argen Ausschreitungen preisgab, erklärt auch der Staatsrechtslehrer Geffcken als schwere Verletzung von zehn Jahre früher übernommenen Verpflichtungen. Der Martinucciprozeß betraf die Klage eines römischen Architekten gegen den vatikanischen Majordomus auf Zahlungen für Bauarbeiten. Das römische Zivil- und Korrektionsgericht hat den Anspruch zwar sachlich abgewiesen, sich aber vorher, was hier das Entscheidende ist, formell für kompetent erklärt.

Eine diplomatische Aktion der Mächte zugunsten des Papstes wurde nach der Umwälzung von 1870 nicht unternommen. Dennoch geriet die römische Frage auch unter den neuen Umständen einige Male in die Feuerlinie der großen Politik. Missionen der Kardinäle Ledochowski und Bonnechose sowie des Pariser Nuntius Chigi, durch die im Kriegswinter 1870/71 im Deutschen Hauptquartier zu Versailles ein Eintreten Preußens für den Papst erreicht werden sollte, verliefen ergebnislos. Um so wirkungsvoller drohte Bismarck in der Folge bei jeder Gelegenheit dem aufstrebenden Jungitalien mit der Kurie. Namentlich während der Dreibundverhandlungen im Dezember 1881 durch eine Aufsatzfolge der Berliner ‚Post‘. Äußerlich ein Appell an die Mächte, in Sachen des römischen Problems gemeinsam vorzugehen, spielten die Artikel doch auch offen mit einer Rückerstattung der Tiberstadt und ihrer Umgebung an den früheren Souverän. Mit Recht stellte nach ihrem Erscheinen die ‚Allgemeine Zeitung‘ fest, die Klerikalen hätten nie zu hoffen gewagt, daß sich ein mit der Regierung in Fühlung stehendes Blatt ihre Klagen so völlig zu eigen machen werde. In einen nicht nur zeitlichen Zusammenhang mit den ‚Post‘aufsätzen gehören gewisse Auslassungen Heinrich von Treitschkes in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘. Einmal prophezeiten sie, daß eine Rückverlegung der italienischen Landeshauptstadt nach Florenz angesichts der staatlichen Schwäche des Landes den Radikalismus dort begünstigen werde. Was aber die Kehrseite des

Problems, eine etwaige Abreise des Papstes aus Rom, betrifft, so meinte Treitschke sehr bezeichnend, ein deutsches Avignon könne, wenngleich es für das Papsttum mißlich sei, vom Standpunkt Deutschlands jedenfalls ertragen werden. Der Krise der römischen Frage zu Beginn der achtziger Jahre entsprach in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts eine neue, noch tiefergreifende. Äußere Exponenten für sie waren Tostis Broschüre ‚La Conciliazione' von 1887, die beiden Berliner Missionen Galimbertis von 1887 und 1888, der erste Besuch Wilhelms II. im Vatikan 1888. Das Halbdunkel, das über dem Vorstoß des gelehrten und wagemutigen Benediktinerabtes von jeher lagerte, vermögen auch Bastgens Dokumente nicht weiter aufzuhellen. Person und Rolle Galimbertis erfreuen sich schon seit 1912 ausgiebiger Bestrahlung durch ein bei seinem Erscheinen vielbesprochenes Memoirenwerk. Die erste Begegnung Kaiser Wilhelms mit Leo XIII. brach infolge des allzufrühen Erscheinens der Begleiter des Kaisers im päpstlichen Privatkabinett vorschnell ab; indes datiert man wohl besser nicht gerade von dieser mehr äußerlichen Tatsache eine Neuorientierung der vatikanischen Politik. Lieber halte ich es mit der Darstellung des auch von Bastgen an anderer Stelle herangezogenen Franz Xaver Kraus, Deutschland und Österreich hätten dem Papst zu verstehen gegeben, daß sie ihm Rom nicht wiederverschaffen könnten, und Frankreich hätte für den Fall einer Aussöhnung der Kurie und Italiens mit offenem Bruch gedroht. So sei der vatikanischen Politik nur die Anlehnung an Frankreich übrig geblieben. Ein politisches Dauerverhältnis mit der Republik sollte ihr dennoch nicht glücken. Die von Leo als arg kränkend empfundene, durch die italienische Regierung nicht verhinderte Aufrichtung von Denkmälern für Giordano Bruno auf dem Campo die Fiori (1889) und Garibaldi auf dem Monte Gianicolo (1895) in Rom mußte hingenommen werden. Laut Crispi hat der Papst nach der Giordano Bruno-Feier die katholischen Mächte verständigt, er könne in Rom nicht länger bleiben, wurde aber damit außer von der französischen Regierung nicht ernst genommen. Ein Geheimes Konsistorium, das am Peter- und Paulstag 1889 die Angelegenheit beriet, ging ohne Beschlußfassung wieder auseinander, nachdem fast alle italienischen Prälaten von einer Abreise abgeraten hatten. Leo selbst zögerte wegen der Unsicherheit seiner späteren Rückkehr. Diese bei einer Reihe von Gelegenheiten wiederkehrende Drohung, der Papst wolle Rom verlassen, ging übrigens an die Adresse der italienischen Liberalen, die man bewegen wollte, ihm die Ewige Stadt im Einverständnis mit der Krone, natürlich wider Wunsch und Willen der Radikalen, zurückzuerstatten.

Wie Leo XIII. sich im tiefsten Herzen die Lösung der römischen Frage gedacht hat, mag dahingestellt bleiben; er hat im Laufe seiner langen Regierung je nach der allgemeinpolitischen Lage wohl ziemlich stark geschwankt. 1887, kurz nach der ersten Mission Galimbertis beim deutschen Kaiserhof, instruierte er den als seinen Bevollmächtigten zum Jubiläum der Königin Viktoria von England abreisenden Prälaten Ruffo Scilla dahin: ‚Ich sage

Ihnen, und Sie können es wiederholen, damit die ganze Welt es weiß, daß der Heilige Vater niemals auf Rom verzichten wird' (III 1, 295). Leos vielbeachtete, weil sehr versöhnlich gedeutete Allokution vom 23. Mai 1887 wird von unserer Dokumentensammlung zwar gestreift, aber im Wortlaut nicht mitgeteilt. Überhaupt wünschte man die ganze Versöhnungsperiode vor und um 1890 noch ein wenig eingehender berücksichtigt. Der große Papst strebte jedenfalls danach, sich auch politisch die Herzen seiner Landsleute zu gewinnen. So verschaffte er seiner Zeit dem Prinzen von Neapel einen feierlichen Einzug in Jerusalem, dessen Aussicht ihm seine Orientreise überhaupt erst möglich machte.

Was namhaftere Flugschriften angeht, so forderte eine 1881 in Paris erschienene, von kirchlich gestimmten Politikerkreisen inspirierte Broschüre des Grafen Conestabile ,La situation du Pape et le dernier mot de la question romaine' für den Papst den Besitz von Rom mit Civitavecchia. Im übrigen Kirchenstaat werde der Heilige Stuhl dafür den König von Italien in der Eigenschaft eines päpstlichen Vertreters anerkennen. Jedenfalls sei die gegenwärtige Lage des Papstes unhaltbar, das Garantiegesetz ungenügend. Von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, zielte die fast gleichzeitige Flugschrift Bischof Rotellis von Montefiascone ,Il Papa e l'Italia' auf ein Konkordat zwischen Staat und Kirche hin. Auch sie schien die Rückgabe eines Teils des Kirchenstaats zu fordern, wollte sich aber nicht festlegen. 1887 ist in der nichtkirchlichen Presse vom leoninischen Stadtviertel, einem Hafen und dem verbindenden Küstenstreifen die Rede, sogar unter Zusicherung einer Zollgemeinschaft mit Neuitalien, natürlich auch unter dessen militärischer Oberhoheit.

Was die Bewohner der Stadt Rom in ihrer Haltung zum Papsttum anbetrifft, so unterscheiden sie sich seit 1870 merklich. Blieben die neri, die Schwarzen, also alle geistlichen Würdenträger einschließlich der alten Adelsfamilien, päpstlich gesinnt, so stehen die bianci, die Weißen, das heißt Hof, Regierung, weltliche Beamte, das leitende Militär, durchaus ablehnend zum Vatikan. Der mezzo ceto, der bürgerliche Mittelstand Roms, wünscht zwar keine weltliche Papstherrschaft mehr, will aber an sich die Kurie in der Ewigen Stadt behalten.*

Die Vorkriegsgeschichte der römischen Frage endet bei Bastgen fast schon gegen Mitte der neunziger Jahre. Eine besondere Genugtuung bereitete dem amtlichen Italien später die Ausschließung des geborenen Friedensfürsten von den Haager Friedenskonferenzen. Der Pontifikat Pius' X. mit seinen inneritalienischen Begleitbegebenheiten, dem bereits seit 1891 sich vorbereitenden Abbröckeln des Non expedit und dem völligen Aufgehen der

---

* Vgl. die klare Erörterung besonders dieser Dinge in der bei Bastgen nur nachträglich angeführten, nicht mehr ausgenützten Broschüre von Albert Werminghoff, Weltkrieg, Papsttum und römische Frage. Halle, Niemeyer 1918. (Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg 8/10.)

Katholiken im Einheitsstaat, bleibt ohne erhebliche Resonanz. Recht kennzeichnend für die einsetzende Wandlung ist ein kanonistisches Gutachten des unlängst verstorbenen späteren Auditors an der römischen Rota, Prälaten Heiner, von 1907. Es schränkt das von jedem Papst nach seiner Wahl zu leistende Versprechen, den Kirchenstaat unversehrt zu lassen, dahin ein, ‚soweit das Beste der Kirche selbst wie die Umstände der Zeit dies möglich machen (III 1, 240). Kardinalstaatssekretär Merry del Val hat 1905 einmal vielsagend geäußert: ‚Der Papst allein befindet über das, was ihm notwendig erscheint' (III 2, 212).

Reflexe der amtlichen Auffassung der Kurie waren jederzeit von 1870 bis zum Weltkrieg die jährlichen Papstresolutionen der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. Bis 1898 forderten sie die Wiederherstellung der territorialen Souveränität des Heiligen Stuhls. Von 1899 an erhoben sie nur mehr Einspruch gegen die Lage des Papsttums in Rom seit dem völligen Untergang des Kirchenstaates. 1904 konnte die notwendige Freiheit und Unabhängigkeit erst dann als verbürgt angesehen werden, ‚wenn ein Zustand hergestellt sein wird, welchem auch der Papst seine Zustimmung hat geben können (III 1, 141). Fiel in der Würzburger Resolution des Jahres 1907 ein den früheren Beschlüssen entsprechender Abschnitt ganz weg, so erhob man von 1908 bis 1913 wieder Anspruch auf des Papstes volle und wirkliche Unabhängigkeit und Freiheit. Schon der rasche Wandel in Form und Gehalt dieser Beschlüsse mußte die 1893 ausgesprochene Prophezeiung des Kirche und Kurie sonst scharf beobachtenden italienischen Publizisten Giovanni Berthelet (III 1, 224) Lügen strafen, an der Kirchenstaatsfrage habe die ganze katholische Bewegung ein so wirksames Agitationsmittel, daß sie ohne sie an Werbekraft einbüßen würde. Natürlich ist heute diese Prophezeiung aus tausend Gründen abgetan.

Vom Weltkrieg erwarteten viele die Lösung der römischen Frage überhaupt, alle eine entscheidende Erprobung des Garantiegesetzes. Für letztere war gleich beim aktiven Eingreifen Italiens in den Konflikt im Frühjahr 1915 die Zeit gekommen. Wer sich bei Bastgen an der Hand der Dokumente die Kriegspolitik Italiens gegenüber dem Heiligen Stuhl zurechtlegt, stellt einen doppelten Leitgedanken in ihr fest. Zweifellos wollte auf der einen Seite die italienische Regierung das unter Benedikt XV. als international Vermittlungsmacht neu aufleuchtende Papsttum nach Möglichkeit politisch niederhalten. Daneben suchte sie aber, soweit die Kriegsverhältnisse es irgend zuließen, das Garantiegesetz im Wortlaut auszuführen und seinen Geist zu wahren. Kern und Stern des ersten Grundprinzips wurde die Londoner Papstklausel vom April 1915. Frankreich, Großbritannien und Rußland verpflichteten sich in ihr, Italien in seinem Vorhaben zu unterstützen, Vertreter des Heiligen Stuhles von der diplomatischen Aktion bezüglich des Friedensschlusses und der Lösung der mit dem Kriege verbundenen Fragen fernzuhalten. Im Sommer 1917 wurde die Klausel dahin abgeändert, England und Frankreich sollten eine etwaige Weigerung Italiens, auf der

Friedenskonferenz Vertreter des Papstes anzuerkennen, unterstützen. Der Sinn dieser Klausel war natürlich der, die Kurie daran zu hindern, die römische Frage vor das Forum der Mächte zu tragen und sie hier durch internationales Übereinkommen zu regeln. Italien müsse sich, wie es eine seiner halbamtlichen Kundgebungen von 1916 ausdrückt, sogar ,weigern, an allen jenen diplomatischen Angelegenheiten teilzunehmen, bei denen die Intervention des Heiligen Stuhles das Prinzip der Anerkennung einer politischen weltlichen Stellung seitens der andern Mächte bedeuten würde' (III 2, 23). Der Protest, mit dem der Osservatore Romano auf die Papstklausel reagierte, bemängelte an ihr, daß sie statt gemeinsame Entschlüsse der vier Ententegroßmächte zu fordern und alle Neutralen zu treffen, einzig den Ausschluß des Papstes vorsehe und ihn ganz vom Gutdünken Italiens abhängig mache. Umgekehrt bewies das Gehaben des Osservatore gelegentlich der späteren Einschränkung der Klausel, wenn er hier vielleicht auch durch die strenge staatliche Preßzensur beeinflußt war, eine wie vorsichtige und rücksichtsvolle Politik die Kurie Italien gegenüber trieb. Rang sich die Zeitung doch zum Zugeständnis durch, das Kränkende an der Papstklausel sei nunmehr zwar nicht aufgehoben, erscheine aber abgeschwächt. Papst Benedikt selbst sah sich durch die Klausel schmerzlich berührt und rief namentlich Kundgebungen Leos XIII. dafür an, daß es Recht und Pflicht der Päpste sei, dem Frieden zu dienen. Auch daß die Entente-Großmächte die päpstliche Friedensnote vom 1. August 1917 unbeantwortet ließen, war eine Folgerung aus dem Londoner Pakt. Der zweite Grundgedanke der vatikanischen Politik *Italiens* war der, dem Geist und Wortlaut des Garantiegesetzes möglichst treu zu bleiben. Seine Würdigung leidet in unserem Werke in etwa noch unter den Vorurteilen und Nachwirkungen der einstmals mittelmächtlichen Kriegseinstellung. Das Leitmotiv an sich entsprang Rücksichten sowohl der äußeren wie inneren Politik des Königreichs; insbesondere galt es, die vielen einerseits national gemäßigt, anderseits betont kirchlich Denkenden im Lande in ihrem Kriegswillen zu erhalten und zu befestigen. Schon bei der Papstwahl vom September 1914 hatte sich die damals noch neutrale Regierung kurialen Wünschen gegenüber sehr willfährig gezeigt. Fest und stolz erklärte Orlando am 21. November 1915 in Palermo, man habe den Schwierigkeiten des Garantiegesetzes im Kriege ,die Stirn geboten und sie überwunden, einfach durch eine gewissenhafte Beobachtung des Gesetzes, indem wir nicht nur alle darin gewährten Garantien unverändert aufrechterhielten, sondern auch manche durch die Erfahrung enthüllte Lücke im Sinne großzügiger Auslegung seines Grundprinzips, das heißt der Anerkennung und Verbürgung jener besonderen Form geistiger Souveränität, ausfüllten' (III 2, 19 f.). Das Kriegskabinett legte auch im März 1916 anläßlich einer Interpellation Altobelli über die Handhabung des Garantiegesetzes sehr große Vorsicht an den Tag. Und im letzten Kriegsjahr, am 16. Februar 1918, versicherte Sonnino wieder, ,in vollkommener Übereinstimmung' mit seinen Ministerkollegen habe er sich ,stets in der schwierigen und durch den Krieg verwickelten Lage dafür ein-

gesetzt, in jeder Hinsicht nicht nur dem Buchstaben, sondern auch bei breitester Auslegung dem Geiste des Garantiegesetzes mit größter Achtung sowohl für die Rechte des Heiligen Stuhles wie für seine volle Freiheit des Handelns und Sichäußerns wie seines Ansehens gegenüberzustehen, dafür haltend, daß dies die Feuerprobe, das wahre „experimentum crucis" des Gesetzes selbst und der Ehrlichkeit der Gesinnungen Italiens sei' (III 2, 28). Man sieht, wie entgegenkommend die äußere Geste war, mit der die höchstverantwortlichen Stellen des Königreichs zur vatikanischen Frage Stellung nahmen. Gilt aber nicht auch von dieser Geste das einst im entscheidungsschwersten Augenblick der römischen Frage aus erhabenem Munde gekommene Wort von schönen Reden, die gehalten würden, obwohl die entsprechenden Taten häßlich seien? Am besten unterscheidet man hier zwischen von Italien mehr negativ verursachten Behinderungen der Kurie und zwischen positiven Eingriffen des Königreichs. Daß bei Kriegsausbruch Italien den in ihrer persönlichen Sicherheit bedrohten hohen und niederen Welt- und Ordensklerikern aus den Mittelmächten genügende Garantien im Fall ihres Verbleibens in Rom nicht gab und so die meisten von ihnen de facto auswies, rechne ich unter jene negativen Behinderungen. Österreich-Ungarns, Preußens und Bayerns Gesandte beim päpstlichen Stuhl erhielten zwar keinen ausdrücklichen Befehl zur Abreise, wurden aber durch das Ansinnen der italienischen Regierung an sie, den Papst zum Bürgen ihrer amtlichen Korrespondenz zu machen, ebenfalls praktisch zum Aufbruch genötigt. Auch die häufige Sperrung der Schweizer Grenze mußte der Zentrale der katholischen Welt die Fühlung mit den Katholiken der Mittelmächte erschweren. Dagegen erwiesen sich einige Zwischenfälle im Postverkehr mit ihnen, wie Kardinalstaatssekretär Gasparri schon im Juni 1915 zugegeben hat, als ganz belanglos. Als ernstlicher negativer Verstoß gegen die kirchliche Freiheit zählt aber weiter die im Vergleich zu Friedenszeiten noch verstärkte Lässigkeit der Regierung gegenüber journalistischen Beleidigern der päpstlichen Person. Ein positiver, allerdings nur indirekter Eingriff Italiens war die Beschlagnahme des Palazzo Venezia in Rom, des Sitzes der österreichischen Botschaft beim Vatikan. Leider erlauben die bei Bastgen verzeichneten Stimmen über den Standpunkt der italienischen Regierung und Presse in dieser Frage kein abschließendes Urteil. Laut Osservatore Romano richtete sich der einschlägige Protest des Papstes nur gegen die italienische Unhöflichkeit, dem Botschafter Österreich-Ungarns die Tür zu weisen, nicht gegen die Erklärung des Palazzo zum Staatseigentum. Zu den positiven Beschwerden gehörte auch die öftere Beschneidung des Osservatore durch die Zensurbehörde; die vollamtlichen, mehr dem inneren Leben der Kirche dienenden Acta Apostolicae Sedis blieben unbehelligt. Ferner ertönten Klagen über — nur zeitweilige? — Einberufung von Nobelgardisten unter die grün-weiß-roten Fahnen. Der Fall des als deutscher Spion verdächtigen wirklichen päpstlichen Geheimkämmerers Gerlach, der bei Bastgen recht unklar bleibt, kann auch hier nicht entschieden werden. Abschließend genügt uns, daß Bene-

dikts eigene Kundgebungen gegen die ‚unvermeidlichen Unzukömmlichkeiten‘ des Gesetzes an sich, wie später der erste katholische Publizist Italiens, Filippo Crispolti, betont hat (III 2, 127), nicht protestierten. Schon am 15. Mai 1915 hatten die doch in etwa vatikanoffiziösen Jesuiten der Civiltà Cattolica weitherzig erklärt, falls die Sicherheit des Vaterlandes die zeitweilige Aufhebung irgendeines Artikels des Garantiegesetzes verlangen würde, würde es der Papst sicher an sich nicht fehlen lassen, die Interessen der Kirche und Italiens auszugleichen. Und der Papst bestätigte am 6. Dezember 1915 den italienischen Staatsmännern, ‚der gute Wille, um die Mißstände zu beseitigen‘, fehle ihnen nicht. Er mußte freilich hinzufügen, daß ihm ‚seine gegenwärtige Lage die zur Regierung der Kirche unerläßliche Freiheit nicht gewährt‘, und daß ihm ‚der Verkehr mit den katholischen Ländern sehr erschwert‘ ist (III 2, 22f.). Die Turiner Stampa, Giolittis Organ, konnte sich, was diese Klage anging, nur darauf berufen, ungestört habe Benedikt sowohl ein Konsistorium mit den auswärtigen Kardinälen abgehalten, als auch aller Toten des Weltkrieges einschließlich derjenigen aus den Mittelmächten in einem feierlichen Requiem gedenken lassen können. In allen Debatten tauchte so oder so die Drohung oder Befürchtung auf, ein etwa in eine radikale Republik verwandeltes Italien würde mit dem Papsttum viel weniger glimpflich verfahren als jetzt die konstitutionelle Monarchie.

Den eigentlichen Ausgangspunkt der italienischen Kriegserörterungen zur Lösung der römischen Frage bildete Gasparris Erklärung vom Juni 1915, daß der Papst ‚eine angemessene Gestaltung‘ seiner Lage ‚nicht von den fremden Waffen, sondern vom Sieg des Gerechtigkeitssinnes erwarte, welcher, wie er hoffe, sich im italienischen Volke, seinen wahren Interessen entsprechend, mehr und mehr durchsetzen werde‘ (III 2, 114). Es folgte im November Orlandos uns schon bekannte Ansprache, aus der die Civiltà (übrigens in einem Aufsatz, der ebenso wie der vorhin benutzte bei Bastgen nicht vermerkt ist), besonders die Anerkennung der wirklich souveränen Autorität (‚veramente sovrana autorità‘) des Papstes auf geistlichem Gebiete aufgriff. Dieser Begriff fordere eine Unabhängigkeit, der mehr als die juristische Fiktion zugrundeliegen müsse, von der die Liberalen sprächen. Besonders anregend für die Erörterung wurde dann die ebenfalls schon erwähnte päpstliche Allokution vom 6. Dezember 1915. In ihren Spuren läutete Neujahr 1916 eine Meinungsäußerung des nichtklerikalen Juristen und Senators Tommaso Mosca in der Nuova Antologia ausgiebige journalistische Debatten ein, an denen sich namentlich wieder die Civiltà, Crispolti im Corriere d'Italia, sowie Graf Soderini, auch seinerseits die Nuova Antologia benutzend, beteiligten. Und zwar knüpft dieser ganze (übrigens von Bastgen in Bezug auf das meiste gleich Auszuführende berücksichtigte) Meinungsaustausch wieder an die Bestimmungen des Garantiegesetzes an. Mosca betrachtete sie teils durch die Amtspflichten des Papstes, teils durch die Gesamtlage des Papsttums objektiv bedingt. Ein Widerruf des Ge-

setzes würde Lebensinteressen sowohl der Kirche wie Italiens verletzen, sei daher praktisch ausgeschlossen. Der Papst habe allen Grund, das Gesetz nicht zu mißbrauchen, um es aufrechtzuerhalten. Aber — so wandte hier die Civiltà ein — er hat es doch nicht anerkannt, für ihn ist es doch eine Versetzung seiner Rechte! Der Staat erkläre religiöse Dinge als außerhalb seiner Kompetenz liegend, wolle aber doch bestimmen, welche Freiheit das Oberhaupt der Kirche für seine religiösen Funktionen nötig habe. Zweitens stritt man um die Internationalisierung des Garantiegesetzes. Sie müßte Moscas Ansicht nach die Unabhängigkeit Italiens gefährden und könnte doch dem Papst nicht nützen. Drittens handelte es sich um die Teilnahme des Papstes am Friedenskongreß. Entgegen Mosca, der von einer solchen Beteiligung eine internationale Erörterung des Garantiegesetzes befürchtete, meinte Crispolti, die fremden Mächte könnten die römische Frage dort auch ohne den Papst aufwerfen, indem sie zum Beispiel über die beim Eintritt Italiens in den Krieg für ihre vatikanischen Gesandten geschaffene Lage Beschwerde führen würden. Auf Italiens guten Willen angewiesen, müsse der Papst die Frage gegebenenfalls aber viel rücksichtsvoller betreiben, als die in ihre eigennützigen Interessen verstrickten Mächte, ja, er könne sie eigentlich überhaupt nicht aufwerfen, da sie seine moralische Überlegenheit gefährden werde. Die durch Teilnahme am Friedenskongreß zu erwartende weitere Hebung des Papsttums im internationalen Ansehen werde Gesamtitalien zugutekommen. Was die Internationalisierung des Garantiegesetzes angeht, so redeten ihr übrigens weder die Kurie selbst das Wort, noch etwa Crispolti oder die Civiltà. Sie gewährte keinerlei Sicherheit; nie habe der Heilige Stuhl, die ganzen 45 Jahre seit 1870 hindurch, die Forderung erhoben. Ein Konkordat zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl, meinte die Civiltà, könnte nur eine einzige Schwierigkeit haben, die des Mangels an gutem Willen. Crispolti, obwohl politischer Gegner Deutschlands und Österreichs, bestätigte ausdrücklich, daß das Garantiegesetz sehr ernste Übelstände nicht habe hindern können und belegte seine Klage, wie naheliegend, mit der teilweisen Abschnürung der Mittelmächte vom Vatikan. Wieder im Gegensatz zur Taktik eines Crispolti hat der Vertrauensmann der katholischen Volkspartei im römischen Ministerrat, Meda, von dessen Kriegsenthusiasmus übrigens der Osservatore einmal vernehmlich abrückte, die römische Frage den Krieg über möglichst ruhen lassen. Ihm und seinesgleichen galt daher die Erinnerung des Osservatore vom 28. August 1916 an die ‚große Streitfrage‘ mit, ‚die allein mit Hilfe der Gerechtigkeit und Wahrheit ihre Lösung finden wird‘ (III 2, 65). Der Deputierte Valli machte am 10. April 1916, und zwar auch im katholischen Corriere d'Italia, die Teilnahme des Papstes am Friedenskongreß davon abhängig, daß nicht bloß er, sondern ebenso die anderen in Betracht kommenden Mächte Garantien gäben, die römische Frage außer Spiel zu lassen. Die Teilnahme des Papstes würde auch deswegen erwünscht sein, weil sie den Verteidigern seiner weltlichen Macht unzweifelhaft eine wuchtige Waffe aus der Hand nehme. Eine Versöhnung zwischen

Staat und Kirche, meinte Valli, werde in Italien überhaupt nie durch Konvention, sondern nur auf dem Wege eines modus vivendi gelingen (III 2, 144). Am 14. Januar 1916 glaubte der Corriere d'Italia dafür einstehen zu können, daß Benedikt bisher keine Schritte getan habe, um am Friedenskongreß teilzunehmen oder ihn gar zu leiten.

1915 und 1916 machten sich die Zentralmächte, machte sich insbesondere die deutsche Politik daran, eine wirkliche Lösung für die römische Frage im Zusammenhang mit den späteren Friedensverhandlungen vorzubereiten. Ihr Pochen und Bohren hatte seine guten Gründe. Es erklärt sich nicht nur, wie es unser Werk noch 1919 aus der Kriegsperspektive der Mittelmächte heraus darstellt (III 2, 50), aus der objektiven Mangelhaftigkeit des Garantiegesetzes und der endlich dem früheren Bundesgenossen gegenüber wiedergekehrten Freiheit des Handelns, diente vielmehr unmittelbaren Kriegszielen, die hier nicht näher umschrieben zu werden brauchen. Der Sprecher der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstag forderte zum Beispiel am 20. August 1915 ausdrücklich eine internationale Regelung der römischen Frage (III 2, 103). Graf Hertling äußerte sich am 6. Oktober 1915 als bayerischer Minister des Auswärtigen abwägend dahin, ‚die jetzigen anormalen Zustände' müßten beseitigt werden (III 2, 108). Übrigens machte der deutsche Katholizismus für seine dem Heiligen Stuhl vielleicht nicht einmal immer ganz bequeme Aktivität in der römischen Frage 1917 insofern eine Gegenrechnung auf, als er in seiner einflußreichsten Zeitung dem ‚Romanismus im Vatikan' zwar ehrfurchtsvoll, wie immer, in der Wahl der Worte, in der Sache aber entschieden zielstrebiger als früher zu Leibe ging (III 2, 215 ff.).

Die Westmächte wußten sich bis in ihre der Kirche unbedingt ergebenen Bevölkerungsschichten hinein die ganze Kriegszeit an die Londoner Klausel gekettet. Ohnehin der römischen Frage mehr mit politischen Instinkten als mit kirchlich-religiösen Gedanken gegenüberstehend, übten sie äußerste Zurückhaltung. Selbst der im Weltkrieg auf seine Art so laute und aktive Katholizismus Frankreichs ist kaum in unserem Werk vertreten. Nur daß bezeichnenderweise auch hier die Jesuiten in ihren Etudes einmal unter dem Beifall der hochklerikalen Zeitung Croix das Garantiegesetz als unzulänglich erklärten und, einem päpstlichen Weckruf Folge gebend, auf das überlieferte Treueverhältnis zwischen der ältesten Tochter der Kirche und dem Heiligen Stuhle anspielten (III 2, 69). Ganz schweigsam verhielt sich, wie ich mich Bastgen ergänzend überzeugt zu haben glaube, die Revue des deux mondes, gewisse Randglossen zum Lapatie-Interview (nach der Versenkung der Lusitania) und zur päpstlichen Friedensnote vom 1. August 1917 natürlich abgerechnet.

Bei der Tagung der Internationalen Katholischen Union zu Zürich im Februar 1917 mußte die römische Frage auf Wunsch des Heiligen Stuhles beiseite bleiben. Wohl aber stellte sich die Tagung dem Papst ‚in ehrfurchtsvoller Ergebenheit zur Verfügung'. (III 2, 97.) Die Entente erblickte in

der ganzen Union-Bewegung nur eine Machenschaft Deutschlands, das Italien und die Kurie gegeneinander aufhetze.

Sicherlich haben die Erörterungen der Kriegszeit die römische Frage theoretisch ihrer Lösung nähergebracht. Die Pläne einer Internationalisierung des Garantiegesetzes einerseits, der Rückerstattung wenigstens eines Teils des Kirchenstaats, sei es auch nur der Stadt Rom als Einheit oder Roms rechts vom Tiber anderseits, sind tot und begraben. Sogar die kühne Frage ist angeschnitten worden, ob denn ein eigentlicher Territorialbesitz für den Heiligen Stuhl überhaupt nötig und möglich sei. Der Vatikan hat diese Frage freilich bedingungslos bejaht; er wünscht uneingeschränkte Souveränitätsrechte. Schon Pius IX. sagte einst: ‚Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde' (III 2, 184). So käme es denn, von neuen rechtlichen Sicherungen abgesehen, hauptsächlich auf den Umfang dieses Miniaturdominiums an. Würde der Vatikan allein oder ein Korridor vom Vatikan zum Meere hin genügen, und würde Italien zur Abtretung dieser Landpartikel und zur Kundmachung des Abtretungsaktes an die Mächte gemeinsam mit dem Heiligen Stuhl [Karl Bachem], oder zu einer Art Vertrag mit den Mächten von ansehnlicher katholischer Bevölkerungsziffer, ‚die den Schwerpunkt der Garantien in die moralische und rechtliche gegenseitige Bindung verlegt' [Franz Ehrle S. J.] (III 2, 164), bereit sein? Die beiden wichtigsten, bei Bastgen verzeichneten Beiträge der Kriegsjahre zu diesem Gegenstand gingen von dem uns durch das eben gebrachte Zitat bekanntgewordenen P. Ehrle* und von Karl Hoeber** aus. Hoeber hat vor der Veröffentlichung seiner Broschüre beim Heiligen Stuhl sondieren lassen und einen anerkennenden Bescheid erzielt; namentlich blieb sein ausdrücklicher Hinweis, daß das künftige päpstliche Territorium nur etliche Quadratkilometer zu umfassen brauche, unbeanstandet. Fremden Mächten ist eine etwaige Hilfeleistung ja auch in diesem Falle möglich. Wenn Freiherr von Cramer-Klett den Kardinal Rampolla in Einsiedeln im Sommer 1913 genau verstanden hat, dachte sich dieser den vielberedeten Gebietsstreifen vom vatikanischen Hügel bis ans Meer nur als neutral. Die Stimme eines so guten Kenners der kurialen Verhältnisse und Bedürfnisse wie P. Ehrle büßt ihren vollen Klang auch dann nicht ein, wenn sie, wie in unserem Falle, jeden amtlichen Nebenton verleugnet. Nach Ehrle läßt sich sogar die Überweisung beziehungsweise die privatrechtliche Erwerbung eines Landstreifens vom Vatikan zur See hin nur schwer verwirklichen, da sie die strategische Bahn Rom—Pisa beeinträchtige und auch die Küstenverteidigung für Italien erschwerte (III 2, 161). ‚Die Linie von der Fassade der St. Petersbasilika

---

* Benedikt und die Lösung der römischen Frage. In: Stimmen der Zeit 91 (1916). Die römische Frage; Weitere Erörterungen zur römischen Frage. Ebenda 92 (1917).

** Der Papst und die römische Frage. Köln, Bachem 1916. (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart 7.)

bis zur Porta Cavallegieri und anderseits von der Schweizerkaserne bis zur ehemaligen Porta Angelica würde das von allen andern Seiten durch die Mauern Leos IV., Nikolaus' III. und Pius' IV. umgrenzte Gebiet so abschließen, daß bei dieser Grenzenführung nur durch die Linie von der Fassade von St. Peter zur Porta Cavallegieri eine Strecke von unbedeutender Ausdehnung dem 1870 festgesetzten Gebiet angegliedert würde, das Gebiet nämlich, welches sich von dieser Linie zur Höhe der Mauern des vatikanischen Gartens und zur ehemaligen päpstlichen Münze hinaufzieht' (III 2, 193). Wo dächte sich P. Ehrle bei Ausführung seines Planes, so darf man übrigens fragen, das von anderen Kennern der Verhältnisse dringend gewünschte Gelände für Gesandtschafts- und neue päpstliche Verwaltungsgebäude und für die Palazzi der Kurienkardinäle? Ich verzichte darauf, Projekt an Projekt zu reihen, nur noch Bastgens persönlichen Vorschlag berücksichtigend, man möge das päpstliche Gebiet einerseits bis an die Station S. Pietro der Bahn Rom—Viterbo erweitern, zum anderen jenseits des Borgo bis zur Engelsburg an den schiffbar zu machenden und zu internationalisierenden Tiber heranführen. Die Kurie würde so sowohl ans italienische Eisenbahnnetz angeschlossen als auch frei mit dem Meere verbunden sein. Ehrles Aufsätze wurden übrigens von seinen italienischen Ordensbrüdern schon dadurch als Privatarbeit gekennzeichnet, daß sie sie zum Teil verleugneten. Wenn Ehrle den Vatikan bisher nicht als exterritoriales Gebiet, als souveränen Besitz des Papsttums ansehe, so sei das in Anbetracht der konkreten Lage sicher richtig. Die Rechtsfrage ergebe aber ein anderes Bild. Auch werde mit dem winzigen Mindestmaß Ehrles dem Versprechen ‚territorialer Freistätten', das das einstmalige königliche Annexionsdekret, wie schon oben einmal erwähnt, dem Papste machte, kaum genügt. In seiner Entgegnung auf die Einwände hob der deutsche Jesuit hervor, daß er einen Verzicht auf den Kirchenstaat nicht befürwortet, sondern ‚eine Verhandlung auf Grundlage der Gewährung einer wahren weltlichen Souveränität anzubahnen' versucht habe, ‚ohne die nationale Einheit Italiens zu beeinträchtigen'. (III 2, 200.)

Was den finanziellen Unterhalt des Heiligen Stuhls betrifft, so forderte ein bei Bastgen auszugsweise wiedergegebenes, wohl auch in der Kriegszeit entstandenes, jetzt natürlich überholtes Gutachten ‚eines Staatsmannes', für ihn ein Kapital von 300 Millionen Mark, zu dem alle Staaten beisteuern sollten. Für außergewöhnliche Zwecke bleibe der Peterspfennig. (III 2, 214.)

Der Weltkrieg ist ohne den allgemeinen Friedenskongreß beendigt worden, von dem die Freunde des Papsttums so viel erhofften und seine Gegner so viel befürchteten. So hat sich die, wie man während des Krieges dachte, günstigste Gelegenheit, eine Lösung der römischen Frage durchzusetzen, gar nicht aufgetan. Anderseits steht auch die große Aufgabe, mit der Karl Bachem den italienischen Katholizismus, soweit er sich voll als solchen fühlt, einmal beauftragt hat (III 2, 210), parlamentarische Vorkehrungen zu

ihrer Lösung zu treffen, noch mitten in der Ausführung. Aber auch schon bis heute blieb das praktische Nebeneinanderleben von Vatikan und Quirinal vom Wechsel der Kabinette ziemlich unbeeinflußt. Das moralische Ansehen des Papsttums ist so gefestigt, daß es, um wieder Crispolti das Wort zu geben, ‚unter Pius X. vom gesamten Klerus Frankreichs für die Freiheit der Kirche das Opfer aller seiner Besitztümer erlangte‘, und daß es unter Benedikt XV. den Kardinal Mercier, den ‚Streiter für die belgischen Rechte auf belgischem Gebiet‘, erfolgreich beschützen konnte. Das nach Crispoltis Ansicht ‚in der Unterdrückung so unerbittliche Deutschland‘ bereitete dem Kardinal zwar diese oder jene Ungelegenheiten, wagte ‚aber seine Person nicht anzutasten, während sogar im milden Italien zur Zeit seiner Befreiungskriege mehr als sechzig Kardinäle und Bischöfe ausgewiesen und verschleppt wurden‘ (III 2, 141).

Wer die letzten Inhaber des Heiligen Stuhls in ihrer Haltung zum römischen Problem vergleicht, gewahrt ein rasches Sichabschleifen der ursprünglichen Protestidee, ein deutliches Sichwiederannähern an einen Dauer versprechenden Beharrungsstand. In Leo XIII. lebte bei aller persönlichen Überlegenheit aus seinen Beneventer Jahren und dem Beginn seiner Peruginer Periode her etwas vom alten Kirchenstaatsbeamten der Ära Pius' IX. und sogar Gregors XVI. Pius' X. bischöfliche Wirksamkeit in Mantua und Venedig konnte schon an die religiös-soziale Erneuerungsbewegung anknüpfen, von der sich vor der Jahrhundertneige namentlich die Lombardei ergriffen zeigte, und grüßte in ihr eine unabhängig von allen Kirchenstaatsverhältnissen im ganzen Lande unter dem Zepter Savoyens heraufziehende neue Zeit. Benedikt XV. vollends steht durch seine engere Familie halb mit im Offiziers- und Beamtenmilieu des italienischen Einheitsstaats. Dem in der Temporalefrage je nach der politischen Wetterlage bald himmelhoch jauchzenden, bald zu Tode betrübten herrschbegabten und ruhmfreudigen Pontifex des ausgehenden Jahrhunderts ist später der unpolitische Sohn des Volks gefolgt, der in mehr weltlichen Dingen das meiste von Gott und der natürlichen Entwicklung erwartete. Und diesen homo pure religiosus durfte nach Kriegsbeginn in seltsamer Fügung der Ereignisse der an der Praxis seines mittelbaren Vorgängers geschulte Diplomat ersetzen, der, menschlich gesprochen, alle Voraussetzungen zum Ausgleich in sich trägt. Wenn einer, so wird er jede Gelegenheit ergreifen, die dreifache Krone auch äußerlich neu zu festigen. Möchte der ernste Erinnerungstag des 20. September 1920 ihn näher an seinem Ziele wissen, als die Auguren bis heute einer ununterrichteten und von diesen Dingen mehr abgelenkten Öffentlichkeit vermelden konnten.

Das Sextett im Himmelreich
Ein altfränkischer Roman von Franz Herwig

19.

Vor den Haustüren der befriedeten Stadt spielten die jungen Kätzchen. Die Alte, dünnflankig und mit zuckender Schweifspitze, sah aus heißhungrigen Augen auf die Finken, die ihre hochzeitliche Brust in der Maisonne badeten und vom sicheren Ort aus selbstvergessen sangen. Die Kettenhunde lagen den ganzen Tag vor ihren Hütten und dehnten sich in dem heißen Licht. In den Gärten führten die Glucken ihre Küchlein, die Erbsen blühten ja schon; also konnte ihnen kein Schade mehr geschehen. Draußen aber, auf den Feldern war das Korn schon kniehoch geschoßt, die Berge hinauf glänzte der Weinstock mit immer volleren Blättern, und die Föhren auf den Gipfeln hatten rötliche Kerzen aufgesteckt. Allabendlich standen die Rehe in großen Sprüngen im Klee und der Herr Amtmann hatte schon einen kapitalen Bock mit ungerader Achterkrone geschossen.

Der Herr Magister Liebetrau aber war gerad von einer Grippe auferstanden, derentwegen er auch nicht auf Sebalds Hochzeit hatte sein können, und trug sein erneutes Lebensgefühl täglich um die Stadtmauer spazieren, wo die Wiesen mit Hahnenfuß, Löwenzahn und Schaumkraut lustig blühten. Er war immer ganz in lächelnder Liedseligkeit versunken, und wenn die kleinen Mädchen bei seinem gemächlichen Herankommen nach der Reihe knixten, so nickte er nur freundlich abwehrend, aber selbst wenn den losen Buben der Treibball einmal ausrutschte und er irgendwie in die Nähe des Herrn Magisters sauste, so wedelte der nur nachsichtig drohend mit dem Gehstock, den er in zusammengelegten Händen auf dem Rücken trug. Den schönen Jungfern und runden Mägden auf der Bleiche sah er indessen wohl eine versunkene Weil zu, bis ihm des Kicherns zu viel wurde. Immer aber brachte er von seinen Gängen ein neues Lied mit heim: hatte er es so weit rund und klingend, so schob er plötzlich mit vorgeneigtem Kopf davon, in die Gassen, sah nicht rechts, nicht links, und das Herz war ihm erst wieder leicht und still, wenn er die Beute im Gegitter zierlicher Zeilen geborgen auf dem Papier hatte.

Schon die Angst um diese holde Beute hielt ihn immer in der Nähe der Stadt, höchstens, daß er einmal an dem Flusse einhundert Schritt hinaufging; Herr Kantor Güldenklang aber lief viel weiter, stieg über Hecken und brach durchs Walddickicht, stürmte querfeldein und scheuchte die Häsinnen vom zweiten Satz auf. Er konnte noch nicht singen wie der Liebetrau, bei weitem nicht, er stimmte aber schon. Die meisterliche Natur blies ihm gleichsam auf der Stimmflöte unermüdlich und nachsichtlich das reine C vor,

aber bei seinem C stand immer noch ein Kreuz davor, so daß ein Cis daraus wurde, sein Seel klang eben immer noch nicht rein. Manchmal aber, wenn er sich so recht müd gelaufen hatte und irgendwo im Garten eines Dorfwirtshauses Welt und Dinge durch den goldenen Schoppen sah, dann meinte er doch wohl, es könne noch alles werden, heiliger Generalbaß, und bald wurde ihm die Geschichte zu dumm. Schau dir den Johannes Berkhan an, der zeuget mit Gottes Hilfe jedwed Jahr ein Bamsen und arbeitet auch sonst so ruhig und stätig, daß es eine große Freude ist, ihn zu sehen. Gerad jetzt haben sie ihn nach Vetterndorf geholt, um allda ein Kirchen von Grund auf neu zu schaffen, und sein Bruder Ambros ist mit; sie kommen aber über Sonntag immer heimgeritten. Der Ambros ist auch ein rechter Kerl, trotzdem er nur vier Schuh hoch ist und schon viel Schnee auf dem Kopf hat, die Weiberleut können ihm allsamt gestohlen werden, der ruppigste von seinen Pembseln ist ihm lieber denn ihrer die sauberste. Und der Voitlein — schafft er nicht hitzig fort, trotzdem er mein Liesgen, die Kröt, nicht kriegt? Aber das vergeß ich ihm doch mein Tag nicht, daß er mich hat vorzeitig zu einem Großvater machen wollen. —

Wie nun der hochwürdig Herr Januarius Nöck verkündete, er wolle einen Bittgang durch die Felder machen, um Gott anzurufen, daß die Frucht ruhig wachsen könne und einer gesegneten Ernte entgegenreife, da entschloß sich Herr Güldenklang, auch mitzugehen und sein Gebet mit dem der übrigen zu vereinen, trotzdem er keinen Acker vor der Stadt hatte. Aber war er nicht selber ein Acker, der absonderlich köstliche Frucht hervorbringen sollte, und von dem er nicht wußte, ob Hagel und Sonnenbrand nicht grausam viele Keime zerschlagen und verbrannt hatten? Und so zog er an einem prangenden Morgen barhaupt mit den anderen aus, und sie sangen, gleich wie sie zum Tore hinaus waren: ‚A fulgure, grandine et tempestate, von Blitz, Hagel und Ungewitter, libera nos, Domine Jesu Christe, erlöse uns Herr Jesus Christus.‘ Und der Herr Pfarrer erhob mächtig seine Stimme wie eine Posaune auf Sion: ‚Salutare tuum da nobis, et clamor meus ad te veniat.‘ ‚Ja,‘ sang die Gemeinde darwider: ‚Domine exaudi, Herr erhöre mein Gebet, exaudi orationem meam.‘ Die Stadtpfeifer waren aber alle mit, und wie die erste Litanei zu End war, da huben sie an zu spielen, und die Leute huben an zu singen das alt schön Bittgangslied:

Auf dein Gebot gesät wir han,
Sieh unser Tun, Herr, gnädig an,
Damit's mag wohl gedeihen.
Die Breit' lang unterm Eise schlief,
Der Pflug hat sie gebrochen tief,
Nun sollst du sie erfreuen.

Und auch der Herr Kantor sang aus tiefster Seel alle Verse mit bis zum Ende.

Der Bittgang aber zog rings um die Gemarkung der Stadt, die bunten Seidenfahnen erglänzten froh, weil sie einmal an die liebe Sonne kamen, und der hochheilige Leib Christi in der Monstranz schwebte segenblitzend über die jungen Halme hin, die sich vor ihm neigten. Wenn wieder ein Viertel des Weges zurückgelegt war, dann hielt der Pfarrer an, betete laut und rief feierlich, indem er die Monstranz im Kreuzeszeichen senkte, den Segen Gottes, des Dreieinigen herab; super vos, locum istum, über euch, diesen Ort, et fructus terrae, et maneat semper, über die Früchte der Erde und er bleibe immerdar! Ja und Amen, rief die Gemeine.

Wie die Leut ihre Sorgen dem Allerhöchsten anbefohlen hatten, so war es, als wenn sie alle ein gut Teil leichter geworden wären, und daß nur ja des Sonntags ausgeflogen wurde, kaum hatten die Knödel nach Mittag sich ein wenig gesackt. Jeder aber hatte auf einem der Dörfer vor der Stadt einen Gevatter oder eine Gevatterin, wenn man sie auch nur so hieß, und die suchte man also heim mit einem ganzen Schwanz von Bamsen, nur daß der Schwanz vorn war, anstatt hinten, denn es sollte doch sittsam hergehen. Auf den Dörfern war Kuchen gebacken, und trotzdem er aus Wassermühlenmehl war, so aßen doch alle, wie wenn sie nie etwas so Köstliches gegessen hätten, nur die Hausfrau dachte innerlich: da ist wieder die halbe Klei drin; meint die Gevatterin, wir seien Säu? — Und sie aß nur zwei Stück, weil sie es gerad mit dem Magen hatte, wie sie der lieben Gevatterin geflissen versicherte. Hernach gab's Wein vom Eigenbau — nun, man muß Gott für alles danken, und die Kinder kriegten Brunnwasser mit Beerensaft darin, und sie hatten ihre Freude an der purpurnen Kühle. Abends aber wurde wohl unter der Dorflinde getanzt, nicht etwa ein geziertes Menuett, was die Leut jetzt alle den Franzosen nachäffen, oder einen leichtsinnigen Walzer, bei dem die Jungfern unziemlich außer Atem kommen, sondern den freundlichen, zierlich bewegten Ländler, zu dem auch Vatter und Mutter noch einmal antreten konnten. Indessen wurde auch ein Ringelreihen nicht verschmäht, besonders wenn die Buben in der Minderzahl waren, dazu wurde gesungen: ‚Nimm sie bei der schneeweißen Hand und führ' sie in den Rosenkranz.' Ging es dann heim, so erglänzten die Sterne hoch am Himmel, und von allen Wegen, die auf die gute Stadt zuliefen, ertönte Gesang über die duftenden Felder und Wiesen: ‚Jetzund fällt die Nacht herein,' oder ‚Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,' oder ‚Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom höchsten Gott,' ja, vor lauter Lebensgefühl sangen sie vom Tod, es war noch eins so schön, wenn's dem Herzen so recht gruselte.

Mit den Gevatterbesuchen war des Spazierenlaufens aber beileibe kein Ende, nichts war so schön wie eine Wanderung zum ‚Wilden Jäger', mit der Fähre über den Fluß, durch die Vorstadt und dann in langsamer Steigung durch den Buchenwald hinauf, bis zu dem ockergelben Haus, das mit einem großen Kastaniengarten frei am Berghang lag. Der das Haus bewohnte, war jedoch kein wilder Jäger, denn er gehörte ja dem Hochstifte, vielmehr war es ein frisch junger Förster, und er hatte eine Frau Försterin, die war eitel Fröhlichkeit, und alles Mannesvolk tat vor ihr wie ein Korps von Gockeln. Zum ‚Wilden Jäger' zu gehen, das galt etwas, denn auch der Herr Amtmann mit seiner Familie beehrte ihn, und außerdem legte die Frau ein deliziöses Bier selber ein, trotzdem natürlich an neuem und altem Wein nicht Mangel war. Um diese Zeit jedoch gab es auch noch Erdbeerkuchen, und dem ließen selbst die Hausfrauen Gerechtigkeit widerfahren und verziehen dieses Kuchens halber der jungen Förstersfrau vieles. An dem Wege hinauf, an einer schattigen Stelle fand sich auch immer der Leiermatz ein und sang zu seiner Drehleier herzbrechend die schönsten neuen Gassenhauer, aber das Rosenburglied mit seinen vielen Versen war immer dabei und auch das Lied vom ungetreuen Heinrich, das so anging: ‚Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, einer reichen Gräfin an dem Rhein.' Und wenn der Leiermatz dann an die Stelle kam: ‚Zwölfe schlug's, da kam durch die Gardine plötzlich eine weiße kalte Hand,' dann gröhlte er so dumpf und hohl, daß es die Jungfern, die gerad vorüberkamen, schauerlich ans Herz griff und sie eilig aus dem gestickten Beutelchen einen Kreuzer oder zwei hervorklaubten.

Einen aber gab es in der Stadt, der lief sicher nicht umeinand, wie die übrigen Leut, das war der Zebedäus Leisegang. Die vorigen Jahr hätte er noch gekonnt, wenn er gewollt hätte, diesmal aber hielt ihn das Siechtum bei seinen Kaktazeen fest, und das Siechtum war von Hans Mors selber geschickt, und im Hintergrund stand Luzifer und lauerte, daß er der alten Heidenseele habhaft werde. Herr Zebedäus aber dachte mit nichten an das Abfahren, sondern kochte sich unverdrossen seine giftigen Latwergen und erreichte auch, daß er nur noch einen einzigen Stock brauchte, um sich fortzubewegen. Nur auf der Brust, da saß es ihm dick, und er jappte wie eine von den Nonnengänsen, wenn die ehrwürdig Schwester Ferdinande ihr hintereinander zwölf Nudeln in die Gurgel gestopft hat. Den Medikus wollte er aber nicht an seinen Leib kommen lassen, trotzdem dieser gerade wieder auf drei Tag im ‚Hirschen' war. Da grinste Hans Mors höhnisch und sagte: ‚Ich krieg dich doch.' Herr Zebedäus aber grinste ebenso höhnisch darwider und antwortete: ‚Noch lange nicht,' und eines Tages sagte

er zu dem Liesgen, das wieder einmal nach ihm sah, daß es seine Mutter ebenso auf der Brust gehabt habe, und dann habe sie eine Wallfahrt nach Vierzehnheiligen gemacht, und während sie hin nur so gekrochen sei, habe sie zurück laufen können wie eine Achtzehnjährige. Was ihn betreffe, so halte er ja nichts von den Heiligen, und wenn es vierzehn auf einem Haufen seien, aber es komme ihn die Lust an, es doch einmal mit ihnen zu probieren. — Da meinte die Jungfer, die heilig Mutter von Gotteszell sei doch näher; er aber bestand darauf, daß, wenn es denn schon sein müsse, er durchaus sich an die vierzehn Heiligen halten wolle. Die hätten seiner Mutter geholfen, und wenn er dann komme, sagten sie gewiß: Aha, der Zebedäus, ganz die Frau Mama. Wenn er aber nun wallfahren gehe, so müsse das Liesgen Tag und Nacht seiner lieben Kinder, der Gewächse und Doggen warten, anders tue er's nicht. — Natürlich war das alles nicht so einfach hingesagt, denn, wie man weiß, redete er nicht gern, und es gingen viele Tage hin, bis er sich mit dem Liesgen soweit verständigt hatte, daß sie zu ihrem Vatter gehen konnte und ihn um die Erlaubnis angehen, ein Zeitlang im Paradeis zu schlafen. Fürchten tue sie sich schon gar nicht. Herr Güldenklang hatte nichts dagegen, und so konnte sich der Leisegang eines Tages doch ans Spazieren begeben, wie die anderen Leut und sich schweratmend und nach zärtlichem Abschied von seinen heidnischen Gewächsen und seinen Bestien auf die Wallfahrt nach Vierzehnheiligen machen.

Und da um diese Zeit auch die Nonnen begannen in ihrem mit ledernen Vorhängen rings verschlossenen Wägelchen, mit der feisten Schimmelstute davor, die gefreundeten Klöster heimzusuchen, die Mönche aber die Bettelsäck umhingen und zu zweit aus allen vier Toren auf nahrhafte Wanderfahrt gingen, so wissen nun alle die guten Bewohner der Stadt, wie zur jungen Sommerzeit der freie Wind so köstlich weht, alles läuft umeinand, und das eben sollte erzählt werden.

20.

Wie singen die Brunnen so laut in der silbernen Nacht! Und horch: ist das nicht des Marktbäcken Kater auf den Dächern der Güldenluftgasse, der so inbrünstig gegen den Mond singt? Seht, hinter dem Schornstein auf des Nagelschmieds Haus, die weiße Katzenjungfer, das sollte wohl Güldenklangs ihre sein. Wie er über den First schreitet, der schwarze Galan, jetzt bleibt er wieder stehen, hebt den dicken Kopf und stimmt eine neue Aria an. Sie aber macht sich ganz klein und mauzt leise vor Angst und Lüsternheit. Gleich sind sie ganz still, wie der Meister Nachtwächter die Gaß entlang geht und die elfte Stunde aussingt. Sein Hornstoß

ist heute langgezogen, anschwellend, ganz unwirklich verhallend; spürt der gute Alte etwa auch noch eine dunkle Sehnsucht?

Kaum ist er um die Ecke — man sieht das halbgelähmte Hinterteil seines Hundes noch schwanken —, da erhebt des Marktbäcken Kater wieder seine Stimme, und nach dem Brüdertor zu antwortet ihm ein anderer. Was steigt da aus der Dachluke und orgelt bös nach Güldenklangs Kätzchen hin? Das ist die Frau Mutter, und sie sagt, daß sie an dem Schwarzen vom Marktbäcken ältere Rechte habe. Er aber ist schon bei der Jungen und macht einen krummen Rücken, er knurrt in süßen Modulationen sehnsüchtig, und die Kleine fühlt ihr Herz hinschmelzen.

Wie die Gärten duften! Das ist der Gesang der Lilien, Reseden, Nägelein und Rosen, es ist wie ein wohlabgestimmter, geheimnisvoller Chorgesang, vielstimmig, wie ein opus von Antonio Caldara: der Jasmin aber singt Solo, Sopran natürlich, ein süßer, lästerlicher Sopran von gewaltiger Inbrunst. Und wie es flüstert in den Gärten! Sind's Büsche, sind's Menschen? Jenes Flüstern jedenfalls, das Hans Damian vernahm, als er durch die Weißdornhecke in Meister Wildeguth, des Zinngießers Garten, brach: das kam aus Menschenmund. Er stand auch gleich baumstill und spähte umher. Kam es nicht aus jener Ecke beim Holzstoß? Er schlich sich durch die mondbeschienenen Beete nach der Stadtmauer zu — hindurch mußte er hier. Wenn ihn jemand gesehen hatte? Es war ihm schon alles eins. Horch, da hinter den Bohnenwänden — ist dort noch ein Paar? Wie sie schmatzen! Daß Gott erbarm! Aber da kam Meister Igel getappt; der war es, der schmatzte. Frisch ins Freie! Das Pförtchen in der Stadtmauer war nicht verschlossen. Weshalb auch? Nun blinkte am Fuße des Grashanges der Bach auf; das Wehr beim Sägmüller, rechts, nach dem Georgstor zu, raunte deutlicher. Wie die Berge geisterhaft im Monddämmer standen! Aus den Feldern tönte der Wachtelschlag. Nun rasch links gewendet und außen an der Mauer hin, zweihundert Schritt — nicht mehr, da fing schon Herrn Zebedäus Leisegangs Mauerstück an; das hatte natürlich keine Pforte, aber ein alter Birnbaum stand dicht an der Mauer, der war so gut wie eine Leiter. Flugs hinauf! Nun konnte er in den Paradeisgarten sehen. Hans Damian saß auf der Mauer und pfiff ganz leise: ‚Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an,' und noch einmal. Da kam das Liesgen ganz weiß auf dem Mondlicht, das sich ihr zu Füßen breitete, lautlos dahergegangen; die Doggen begleiteten sie und knurrten nach der Mauer hin. Alsbald flüsterte sie mit singender Stimme ganz hoch: ‚Ich hört' ein Vöglein singen, und ist doch tiefe Nacht. Es klang so wunderschöne — wollt ihr es mir verjagen, garstige Gesellen?'

Sie knurrten, der Hans Damian aber sprach: ‚Wenn ich zwei Flüglein hätt', so flög' ich wohl in deinen Arm, allerschönste Jungfer.‘

‚Hat mein Vöglein keine Flügel?‘ erwiderte das Krötlein. ‚Ach, des Armen! Hört ihr, Gesellen, sollen wir ihm eine Leiter holen? Da ist schon eine zur Hand. Aber werdet ihr auch nicht nach dem Vöglein schnappen, ihr Untiere, wenn es die Sprossen hinabkommt?‘

Wie aber nun der Voitlein die Leiter abwärtsstieg, so knurrten sie bei jeder Sprosse lauter. Da hielt er inne, zog aus seinem Wams zwei große Schwartenmagen und warf sie den Bestien zu. Und wie er ganz unten stand, griff er abermals hinein und gab ihnen zwei Kälberfüße, und es war noch viel Fleisch daran.

Da lachte das Liesgen und sprach: ‚Gesellen, soll das Vöglein fortan nicht jede Nacht kommen?‘

Hans Damian hatte sie aber schon im Arm und flüsterte an ihrem Mund: ‚Jede Nacht, wohlan, jede Nacht ins Paradeis!‘

‚Mein Bub,‘ raunte sie, ‚was hast du zwei heiße Lippen —.‘

‚Deine sind mondenkühl,‘ erwiderte Hans Damian. ‚Wach auf, süßes Blut, und steige empor!‘ Und er küßte sie lange.

Darauf machte sie sich mit einem zärtlich verlegenen Lächeln frei, flocht spielend ihre Finger in die seinen und sprach: ‚Komm, den Garten will ich dir zeigen!‘

‚Den Paradeisgarten,‘ flüsterte er, ‚in dem wir die ersten Menschen spielen?‘ Er nahm sie eng um die Hüfte und fuhr fort: ‚Die ersten Menschen — vor uns sind nie Menschen gewesen; wir erleben alles durchaus neu. Ist auch ein Baum in diesem Paradies, von dessen Frucht zu essen verboten ist?‘

‚Freilich!‘ antwortete das Krötlein und kicherte.

‚Ist es dieses holde Bäumchen, das selber ganz süße Frucht ist?‘ fragte Hans Damian und küßte sie rasch.

‚Wirst du ablassen?‘ lachte sie. ‚Willst du erst die Stimme des Herrn hören, der dir ruft: Adam, wo bist du?‘

Der Bildschnitzer drückte sich an ihr Herz und barg den Kopf in ihren Armen. ‚Hier bin ich,‘ sagte er, ‚und es muß schon ein Engel mit feurigem Schwert kommen, ehe ich mich rühre.‘

‚Bub, lieber Bub,‘ stöhnte das Liesgen, ‚soll ich selber diesen Engel spielen? Wenn der Herr Leisegang dies wüßte, oder — der Vatter.‘

‚Du redest von Träumen, scheint mir,‘ ließ sich des Buben Stimme gedämpft aus der engen Haft ihrer Arme vernehmen, die sich nicht lösen wollte. ‚Wir sind die ersten Menschen, wach doch auf, und es gibt keinen Leisegang und keinen Vatter!‘

Wie sie so kosend standen, siehe, da begann in einem fernen Winkel des Dickichts ein unwirkliches Licht zu erglühen, schmerzlich,

tiefrot mit goldener Aureole; es begann zu strömen, zu steigen, wie ein heißer Springbrunn, durchdrang die regungslose Luft mit glühenden Zungen — das war die Stimme der Frau Nachtigall. Die Nacht hatte ein verzücktes Antlitz, die Herzen der Liebenden erschwollen so gewaltig, als wollten sie springen, die Sterne in den Abgründen des Himmels begannen zu glimmen, und der Mond versteckte sein kühles Gesicht beschämt hinter einer Wolke. Der kleine Vogel aber loderte in immer heißerem Gesange, als wolle er restlos verbrennen; zu gleicher Zeit strömte alle Kreatur zu ihm, in sein Herz: die ganze Schöpfung hatte mit einem Male Stimme, und die war Gesang.

Daß die beiden Liebesleute in den blühenden Zauberkreis der sommernächtigen Natur geraten waren, machte ihr Menschentum furchtsam erbeben. Sie hielten sich so fest umarmt, daß es ihnen Weh bereitete, und sie fühlten es doch als Glück. War es das Mädchen, das den Buben zog? Fand er selber den Weg? Es stand aber an des Herrn Zebedäus Leisegang niederem Hause ein Rosenbusch, der war wohl schon hundert Jahre alt und hatte mit seinen blütenüberschütteten Zweigen einen verwilderten Pfirsichbaum ergriffen, der einige Schritte tiefer im Garten stand, und sich so an ihn gehängt, daß darunter der Raum einer duftenden Laube war. Es lag auch darin eine alte Brunnenröhre, aus Lindenholz und mannesdick, dahin schlichen die beiden Verliebten mit kleinen, stokkenden Schritten. Die Rosenblüten waren ein dichter und duftender Wall gegen das Mondlicht. Nur das Lied der verborgenen Nachtigall drang unwiderstehlich herein und brandete über die Liebenden wie eine heiße Flut.

Einmal, später, hob das Liesgen den Kopf und legte ihre heiße Hand auf des Liebsten Mund. ‚Horch,‘ sagte sie leise, ‚horch, Vatters Klavizymbel, Vatter spielt wieder und hatte doch so lange geschwiegen!‘ Sie lauschte. ‚Es ist etwas Neues,‘ flüsterte sie, ‚ich hör’ es genau, oder höre ich mein Blut singen? Wie schwärmerisch und neu es klingt!‘

‚Ja,‘ erwiderte Hans Damian, ‚ich höre es wohl, der Vatter spielt, und ich glaube, die Nachtigall singt noch einmal in seinem Spiel. Vielleicht hat er den Geist dieser Nacht eingefangen, dann sind auch wir in dieser Musik, und er weiß es nicht.‘

‚Der liebe Vatter!‘ murmelte das Krötlein träumerisch; sie war schon wieder ganz verzaubert von Hans Damians Nähe, und eine rosenrote Wolke entrückte sie der Welt. —

Der Meister Nachtwächter sang die Stunden ab, der Mond ging ruhevoll seine Bahn abwärts. Herrn Güldenklangs auferstandene Musika entschlummerte selig an seinem Herzen, und die Nachtigall war auch verstummt.

Hans Damian hielt seine leichte Last, und ihr Atem umspielte in zartem Wehen seine Stirn. Ihre geschlossenen Lider zuckten zuweilen, als wollten sie sich auftun, und ihre Lippen waren halb geöffnet, so daß in der purpurnen Tiefe die weißen Zähne schimmerten. Hans Damian aber hatte Gesichte von bildendem Schaffen. Er fühlte sich von unerhört neuen Kräften belebt, seine Augen bohrten sich fest in die Dämmerung, er sah sein Meisterwerk klarer und immer sicherer aus dem Wesenlosen erstehen. Er lächelte mit gehobenem Kinn über die Liebste hinweg, lächelte dem Bild zu, das er deutlich vor sich schweben sah, und sein Hirn nahm von den Formen sicheren Besitz.

Das Liesgen spürte dunkel das Entrücktsein ihres Liebsten zu einer anderen Macht. ‚Ach du,‘ murmelte sie, und indem sie sich dehnte, schlossen sich die Arme von neuem um Hans Damians Hals. ‚Ach du, mein süßer Buhle!‘

Er sprang auf. ‚Weib!‘ rief er und ging mit starken Schritten vor ihr auf und ab. ‚Weib! Jetzt habe ich das Engelsgesindel! Jetzt habe ich meine Kanzel! Jetzt habe ich das Gewirr fliegender Flügelbuben im sinnvollen Reigen gebändigt! Sie haben sich bei der Hand; einige, die nicht mit können, haschen noch grad der Enteilenden Füße: es scheinen andere auch aus der Reihe zu drängen, aber mit einem Ruck werden sie wieder in die Harmonie gerissen: ihre Körperchen liegen im Fluge wagerecht wie der Arm eines Kreuzes. Ich habe sie gefangen! — Die Kanzel selber in der Mitte ist ganz einfach, schlichter Mittelpunkt für den Tanz himmlischer Geister. Die sollen aus Bronze sein; ich mag den Stuck nicht sehen, diesen erstarrten Mehlbrei. Nein, Bronze, und sie soll vergoldet sein, wenn wir anders die Dukaten zusammenkriegen! Weib! Jetzt glaube ich, daß ich auf Lüften tanzen könnte vor Inbrunst wie meine Flügelbuben!‘

Das Liesgen lachte leise und sprach: ‚Du Ungetreuer! Wilder! Ich glaubte, du wärest ganz selig in meiner Liebe, hättest keine Gedanken als sie, und dabei warst du mir fern, und in dieser Rosenlaube wie in einer Werkstatt.‘

Hans Damian zwang ihr seinen Kuß auf und rief: ‚Die Lebensinbrunst habe ich aus dir getrunken! Habe ich mich nicht lange Monde gemüht und es wollte mit dem Ding nichts werden? Jetzt spiele ich mit ihm wie ein Gaukler mit seinen glänzenden Kugeln. Wie du entschliefest in meinem Arm und gelöst deine Glieder innig auf mir lasteten, ich dein süßes Leben so heilig vertraut spürte — da ging mir das innere Gestirn leuchtend auf —.‘

‚Daß ich dir nur immer lieb bleibe, herzliebster Mann!‘ flüsterte das junge Weib. —

Sie konnten aber nicht voneinander lassen, indessen der Mond

sich schon im Untergang rötete. Das Wasser hauchte Kühle herüber, und zuweilen machte ein leichter Wind die Blätter der Büsche erzittern.

‚Wann kommst du mir wieder?' fragte bebend das Krötlein und hing fest an seinem Halse.

‚Wie gestern — zur Nacht!' erwiderte Hans Damian.

Wie schmerzhaft innig war das letzte süße Abschiednehmen; aber es schien nur, daß es das letzte sei in dieser Nacht. Auf dem Wege zur Mauer wiederholten sie es noch oft, und dann stieg das Liesgen auch noch mit die Leiter hinauf, und der Holzbirnbaum, der alte Grämling, murrte unwillig, als auch in seinen Zweigen das holde Gezwitscher noch weiterging.

Endlich das letzte Lebewohl; sie sah ihn im Dämmer verschwinden, unwirklich werden wie einen Schatten.

21.

In dieser Zeit voll irdischem Glanze begab es sich, daß der Prior des Klosters in das himmlische Licht einging. Er lag schon seit Wochen auf den Tod, und daß er immer noch in dieser Zeitlichkeit verweilte, das kam daher, weil der grinsende Gevatter eigentlich keinen Leib mehr zu zerstören fand. ‚Da können', sagten die Brüder, ‚die Schlingwänste und Weinschläuche einmal sehen, was die heilig Askese macht, aber sie haben ja keine Augen in ihrem gemästeten Leichnam.' Der Prior hatte in der letzten Zeit wohl nur mehr mystischerweise von dem hochwürdigen Gut gelebt, das man ihm alltäglich reichen mußte, daher denn auch wohl seine große Heiterkeit kam und die Verklärung, die blendend um sein weißes Gesicht spielte. Eines Morgens aber — und der junge Sommertag atmete kühle Frische und den Duft betauter Wiesen in das offene Fenster hinein, da sprach er zu dem Mönche, der ihm aufwartete: ‚Lieber Bruder, heut' mach' ich mich auf. Ist nicht gerad' das rechte Reisewetter? Die Lerchen sind schon im Himmel gänzlich verschwunden; du siehst sie nicht mehr und hörst nur noch ihren anbetenden Gesang. So rufe nun die anderen Brüder alle, auch die dienenden, daß ich sie zum letzten Male segnen kann.'

Da kamen sie alle auf den Zehen herein. Inzwischen aber schien der alte Mönch schon gänzlich entrückt; er hatte das Kreuz fest auf dem Herzen in seinen hageren Händen, die Augen geschlossen, und kein Hauch ging aus seinem Munde.

Die Brüder erschraken; wie sie nun eine Weile kniend gewartet hatten, da nahte sich der Bonaventura, den der Priester immer besonders geliebt hatte, dem Lager, küßte die kühlen Hände und sprach: ‚Vater, wir sind alle hier, wie du befohlen hast.'

Es ging aber ein unwilliger Schatten über des Sterbenden Antlitz; die Augen taten sich auf und irrten erst fremd eine Weil herum, bis sie auf des Jüngers Stirn haften blieben. Da lächelte er ein unendlich fernes Lächeln und flüsterte: ‚Ja so. Bald wäre ich euch ausgerutscht. War mir doch, als hätte mich der himmlische Herr schon bei der Hand, und ich war voller Freud, daß er endlich gekommen war, der liebe Herr. Ja, Meister, eilends will ich mich aufmachen, geschwind abstreifen die elende Hülle der Zeitlichkeit.‘

Und er murmelte noch mehr, was die Brüder nicht verstanden. Dann aber sahen sie seine Augen sich weit auftun, und die Rechte machte mühsame Anstrengungen, sich zu erheben, sie vermochte es aber nicht mehr. Da nahm der Bonaventura die Hand und hob sie zart empor; ja, das war es, was der Scheidende wollte; sein Mund tat sich auf und segnete die Brüder leise mit den lateinischen Worten: ‚Benedicat vos omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus.‘

Und abermals begehrte er die Hand zu erheben, drängte sie nach dem offenen Fenster zu, durch das man sah: Bäume Frucht tragen, Felder in Ähren steigend, Weingärten berghinan und Menschen, die arbeiteten, und die man nicht sah, hörte man; auch zogen Lastwagen auf der Straße, hoch beladen, Kinder spielten, und Mägde gingen zum Brunnen. Über dem allen erhob sich segnend die heilige Hand, und der Mund sprach seine letzten Worte: ‚Alle Welt — gesegnet — alle Welt!‘ —

Gleich darauf begann in dem Klostertürmchen die Sterbeglocke zu läuten, und alle, die sie hörten, hielten in ihren Geschäften eine Weil inne und sprachen ein andächtiges Gebetlein für den Hingeschiedenen, denn bei dem Klang wußten alle, wen es anging. —

Der Pater Bonaventura ging alsbald zu Herrn Kantor Güldenklang und sprach: ‚Wir haben unsern lieben Vatter verloren. Will der Herr Kantor uns nicht die Liebe tun und ein Requiem aeternam schreiben für vier Stimmen? Nur den Introitus mit dem vierundsechzigsten Psalm: Te decet hymnus, denn zu einem ganzen Amt langt die Zeit nicht.‘

Herr Güldenklang sah seine wiederauferstandene Musika fragend an, und als sie zuversichtlich nickte, erwiderte er: ‚Lieber Hochwürdiger, von Herzen ja, wenn anders meine armen Kräfte zulangen. Lieber wär mir freilich schon, ein Tedeum zu schreiben, weil ich wie aus einer langen Krankheit wieder erwacht bin. Mir ist auch, als hätte ich Euch in meiner Verwirrung einmal übel angefahren. Vergebt mir das, nicht wahr? Jetzt kann ich wieder singen, und ich mein, besser wie zuvor.‘

Der Pater drückte ihm schmerzhaft die Hand und sagte: ‚Da wollen wir freilich Lob und Dank sagen, lieber Meister, und dann

ist wohl auch Hoffnung, daß wir uns einmal wieder, sechs auf einen Streich, in der klaren und klingenden Flut der Harmonien baden? — Ja, das ist mir eine rechte Freud. Nicht, daß Ihr meint, ich entbehre in unserem Claustrum etwas, davor sei Gott! Aber wißt, die Musika ist mir doch die liebste Kunst, recht, als käm sie grad' vom Himmel herab, als ein Echo des ewigen Wohlklangs. Und was Er da spricht, daß ich Euch etwas zu vergeben hätt' — ja, was denkt Ihr? Ich kann mich auf gar nichts besinnen. Ist wohl nur so eine Imagination von Euch. Ja ja, laßt's schon gut sein und redet nicht mehr; ich hab' nun durchaus keine Zeit mehr und muß eilen.'

Wie er weg war, reckte der Kantor die Arme, und da die Marthe gerad' hineinkam, so faßte er sie rundum, dessen sie doch so gar nicht mehr gewohnt war, und rief: ‚Liebes Hausmütterchen, nun koch mir zum Abend recht eine gute Suppen von Paradeisäpfeln, und wenn ich dich die Nacht wieder mit meinem Klavizymbelgewimmer stör', alsdann bist mir nicht gram. Hast nun einmal so einen narrischen Vatter. Ist der Leisegang noch nicht wieder da? Das Liesgen soll mir bald wieder her, damit ich meine Vamsen all beieinander hab'. Und am Sonntag gehen wir auf den wilden Jäger; magst wohl?'

‚Freilich mag ich,' lachte die Jungfer, ‚alles mag ich, was dem Vatter recht ist. Weil es nur gerad' mit dem Stieren und Knurren und der Galligkeit ein seliges End' hat! Der Vatter ist ja doch so lieb!'

Und sie küßte ihn auf die Wangen und wollte schier kein End' finden.

‚Ob du wohl gleich gehst!' rief Herr Güldenklang und tat, als wollt' er sie fressen. ‚'naus mit der plagenden Jungfer, ich muß doch ein Requiem machen. Aber dem Regens Chori spiel' ich doch einen Possen und bring' ein Hosanna oder einen Lobgesang hinein. 'naus, sag' ich!'

Und wie die Pfeife mit Double couronne brannte, begannen auch gleich seine Augen starr zu werden, und die Hand fing an, auf dem Pfeifenrohr unbewußt zu fingern. Frau Musica, die holde Zwingherrin, hatte ihn schon wieder ganz und gar in ihrer Gewalt.

Am anderen Tag — es hatte noch nicht Mittag geläutet — tauchte Herrn Güldenklangs Haupt aus dem heiligen Rausch des Schaffens und den Dampfwolken seiner Tabakspfeife auf: das Requiem war mit Gottes Hilfe fertig. Um dieselbe Zeit ging ein Mann auf das Georgstor zu, und der alte Soldat schaute mißtrauisch hinaus, denn der Mann sah aus wie ein Landstreicher. Er hatte einen Knotenstock über der Schulter, und daran hing ein Bündel. Wie der Georgstorwächter aber genauer hinschaute, da

sagte er: ,Schaut der Kerl nicht aus wie der Heide und Zauberer aus dem „Paradeis"? Wenn er nur nicht so krank laufen tät, so möcht' ich beim Henker schwören, er sei es. Potzwetter, ja, er ist es wirklich, braun wie ein Zigeuner, und die Beinichen gehen ihm —! Grüß' Gott, Herr Leisegang!' rief er. ,Ja, da ist aber ein Wunder geschehen mit dem Herrn Nachbar.'

Aber der Herr Zebedäus knurrte ihn nur an: ,Inkommodier Er mich nicht,' und lief weiter. Wo er vorüber kam, da wunderten sich baß alle Leut', besonders die ihn hatten fortgehen sehen. Er sah aber nicht links, nicht rechts, sondern schob aufs Paradeis zu, donnerte mit dem Klopfer an die Pforte, daß die Doggen wie unsinnig heranschossen, und das Liesgen kam auch gelaufen, wischte sich eine zärtliche Müdigkeit aus den Augen und schloß auf. Da erstaunte sie nicht wenig, als sie den Hausherrn so frei und munter sah, und wußte nichts weiter zu sagen als: ,Seid Ihr schon zurück?'

Herr Leisegang aber schoß davon, in sein Haus und zu seinen Kaktazeen und dem anderen grauslichen Heidengewächs, und war erst zufrieden, als er sie noch alle dick und schattenbleich beieinander fand. Da wurde er auch redselig, natürlich nur im Vergleich zu seinem früheren Wesen, und sprach: ,Grüß Gott, Jungfer! Wie bin ich gelaufen wegen der Dinger!'

Das Liesgen antwortete: ,Ja, und meine Augen sehen's mit Erstaunen, wie Ihr laufen könnt. So hat also die Wallfahrt geholfen.'

,Die vierzehn Heiligen haben ein Wunder getan,' sagte er. ,Erst ging's höllmäßig schwer. Aber schon wie ich die Türen der Kirche sah, ging es besser. Und nun', schloß er gutgelaunt, ,lauf' ich mit Ihr um die Wette.'

Da lachte das Liesgen heimlich und dachte, ja, die Sonn' und die frische Luft und die freie Bewegung! Sie sprach es aber nicht aus, denn es schien ihr eine Ketzerei zu sein. Statt dessen sagte sie: Ja, es sei wahrhaftig ein Wunder an ihm geschehen.

,Da,' rief Herr Leisegang den beiden Doggen zu und warf ihnen aus seinem Bündel ein halb Laib Brot gutmütig hin, ,damit ihr auch eine Freud' habt!'

Die Bestien aber schnoberten nur schief und zogen dann die Schwänz' ein; puh, dachten sie wohl, da ist der Voitlein doch ein anderer.

,Nun,' brummte der Herr, ,mir scheint, ihr seid was Besseres gewohnt geworden!'

Auf diese Rede mußte sich das Liesgen abwenden, denn sie wurde über und über rot.

,Der Jungfer hab' ich auch etwas mitgebracht,' fuhr der Alte fort. ,Sieht sie es etwa auch ungnädig an?'

Und er reichte ihr ein Bild, das war auf Helfenbein gemalt und stellte die hohe Kirch' von Vierzehnheiligen naturgetreu vor; zwischen den Türmen machten die vierzehn Heiligen eine Kette nach oben, wie die Leut', wenn es brennt, mit den Feuereimern, und reichten die Gebrechen der bittenden Wallfahrer — ein Herz, ein Bein, ein Kindlein im Wickel — dem himmlischen Vatter in Wolken fürsprechend dar.

Das Liesgen aber sprach: ‚Das ist ausnehmend schön und vom Herrn Leisegang arg lieb.'

‚Was ist denn mit ihr?' fragte der und sah sie aufmerksam an. ‚Sie schaut ganz rot aus.'

‚Vor Freuden!' erwiderte das Krötlein und lachte.

22.

Bei der ersten Seelenmesse für den Prior, am Begräbnistage, erklang Herrn Güldenklangs Requiem, und auf die Worte: ‚Te decet hymnus, Deus, in Sion,' hatte er richtig einen Lobgesang gesetzt. Wie zu dem Worte hymnus die vier Stimmen sich durch zwei Oktaven hinaufschwangen, das war wie ein beseligtes Steigen von befreiten Vögeln; die es aber hörten, meinten, die Seele des toten Mönches der Dunkelheit der Erde sich entwinden und im himmlischen Licht verschwinden zu sehen.

Am selben Tage aber setzte sich der Herr Kantor gleich mit dem Magister Liebetrau zusammen, der in dieser Zeit seinen Band altdeutscher Gedichte und Lieder samt einem Anhang von singbaren Poesien eigenen Ingeniums endlich ins Reine geschrieben und an Seine Hochfürstlichen Gnaden in Ehrfurcht geschickt hatte, und sie beide berieten, wie wohl eine Kantate zum heiligen Weihnachtsfest zusammenzubringen sei; die Osterkantate aber wollte Herr Güldenklang später setzen. Und sie saßen auch die nächsten Tage noch zusammen: und da Herr Liebetrau mitnichten von der Poeteneitelkeit besessen war, so einigten sie sich auf die schlichten Worte der Schrift aus Lukas als Text, bekränzt mit alten Krippenliedern wie mit unsterblichen Rosen. Dem Kantor aber war, als stehe er in einem Sonnenregen von Melodien. O himmlische Musika, wie sollte er den Reichtum all erraffen? Und er sah und hörte von der Welt nichts mehr. Zuweilen kam ihm noch mit einem Erschauern das Gedenken an die Dorothe; nun aber gedachte er ihrer wie eines schönen Gestirnes, das einmal belebend und segenspendend seine Bahn: — aufgehend — im Zenit — vergehend — beschienen hatte und dem er seine gute Ernte an schöner Musik verdankte: weit dehnten sich und verdämmernd die reifenden Felder.

Der Marthe aber, trotzdem sie eine Dankmesse votierte, war es nicht recht, daß der liebe Vatter nun sich also vergrub. Sah er denn

nicht, wie das Liesgen Tag für Tag aus immer hohleren Augen schaute? Und durch ihre Backen konnte man schon gerad' das Vaterunser blasen. Und dazu war das dumme Ding noch schnippisch und scheu obendrein; man brachte kaum ein Wort aus ihr heraus. War denn sie, die Marthe, ihr nicht eher eine Mutter wie eine Schwester, und konnte man ihr nicht alles sagen? Natürlich war sie auch ein wenig neugierig im allgemeinen, aber Schwächen hat jeder Mensch, und das Weib ist überdies schon vom Herrgott unvollkommen geschaffen. — Wie sich nun der Vatter seiner Zärtlichkeit für das Klavizymbel immer nicht genugtun konnte, da buk sie ihm Hirsekuchen in Öl und gab Kirschen im eigenen Saft dazu; das hatte ihm noch immer die beste Laune gemacht. Und an der Tür lauerte sie, bis sie meinte, jetzt sei er beim letzten Kuchen; da kam sie von ungefähr hinein, und er lobte mit vollen Backen ihr Werk. Darauf sagte sie, daß die Kuchen besser hätten geraten sollen, aber des Marktbäcken Hefe werde von Tag zu Tag schlechter. Da sie ernstlich über die Hefe erzürnt schien, so verteidigte der Vatter die Kuchen eifrig; gleich aber begann er, den Berg Kirschenkerne wieder seherisch ins Auge zu fassen, und Marthe merkte, daß es bereits hohe Zeit sei, wenn sie ihn der vertrackten Musika für jetzt entreißen wolle.

,Ja,' sagte sie hastig, ,und das Liesgen hat kein Stück gegessen; sie könne plötzlich das Öl nicht mehr riechen.'

,Nun, nun!' machte der Kantor und tastete nach dem Gänskiel.

,Überhaupt, wie sie ausschaut!' fuhr die Jungfer unerbittlich fort. ,Und wenn sie nicht einen ausbündigen Gram hat, dann will ich eine Trulle heißen. Der Vatter braucht sich nicht zu wundern, wenn sie eines Tags das Liegen kriegt.'

,Ja, was hat denn die dumme Kröt'?' rief Herr Güldenklang. ,Vorher hat sie doch den ganzen Tag gesungen mit Tralala und Vallera!'

,Vorher wohl,' erwiderte die Jungfer listig und spielte mit dem Schürzenband, ,da kam aber auch der Voitlein noch ins Haus.'

,Ja so,' brummte der Vatter, ,ja so, der Voitlein! — Ja, weshalb kommt denn der dumme Mensch nicht mehr, wo wir doch gleich wieder an das Musizieren zu sechsen gehen wollen? Und die erste Violin ist rar! Wohl, ich hab' ihn einmal angebellt, aber ist das ein Grund, das ganze Sextett umzuschmeißen? Daß er so ein nachhängerischer Mensch ist, hätt' ich beileib nicht gedacht. Und daß mir das Liesgen wieder singt, sonst nehm ich sie beim Ohrzipf! Sag' es ihr nur. Alsdann, wenn du den nachhängerischen Bildschnitzer siehst, so sag' ihm nur, er sollt' es nicht zu arg treiben, verstanden?'

,Ja,' antwortete Marthe und stand befriedigt auf, ,reg' sich nur der liebe Vatter nicht auf, damit es mit der Kantate fleckt.'

,Geh' schon!' brummte er, und daß sie den Berg Kirschkerne mit

hinausnahm, tat der Inspiration gar keinen Schaden; er starrte dafür gleich das Tintenfaß an, und die schwarzen Kleckse auf dem Porzellan waren mit einem Male Welten, die zu leben begannen. —

Am nächsten Abend, nach getaner Arbeit, saß Herr Güldenklang in seinem Lusthäuschen auf der Stadtmauer und freute sich der verglimmenden Farben der Täler und Berge. Da kam die Marthe mit einem Krug Wein zu ihm, und wie der Vatter einen innigen Schluck nahm, sagte er, das sei ja der Randersackerer. Wie die Marthe dazukomme, ihm diesen Festtags- und Prälatenwein vorzusetzen.

‚Der Vatter sollte nur einmal sehen,‘ erwiderte die Jungfer, ‚ob der Wein nicht etwa einen Stich hat.‘

Da erschrak der Kantor ob des Unheils, das ihm doch immerhin hätte widerfahren können, und er versenkte in dankbarer Andacht seine Nase aufs neue in den Krug. Nein, sagte er dann, und Gottlob, er sei blank und rein wie ein Jungfernherz. Wie nun die Marthe wieder gegangen war und der Kantor genießlich den heißen Sommer Dreiundfünfzig in allen Adern glühen fühlte, begab sich hinter der Hausecke ein eifriges Flüstern, und nicht lange, so kam der Voitlein daher und stieg die schwankende Stiege zu dem Güldenklangschen Lusthäuschen behend empor. Der Kantor rief gleich nach einem zweiten und dritten Krug Randersackerer, den einen für Hans Damian, und dann redeten sie erst über den schönen Abend und darauf von der Arbeit. Der Voitlein wies die Zeichnung zu seiner Kanzel her und sagte, daß er die Modelle schon nahezu fertig habe, in der nächsten Woche wolle er sie zum Gießen nach Würzburg schicken. Herr Güldenklang lobte die Zeichnung sehr und sagte, daran merke er, daß der Bildschnitzer ein Musikerherz habe, das Ding da sei voll Harmonie und Melodie, worauf er über seine Weihnachtskantate zu sprechen anhub, und es war alles wie sonst. Dem Hans Damian wäre es lieber gewesen, wenn der Kantor das, was sie auseinandergebracht hatte, nicht so achtlos da hinten hätte liegen lassen, und während er den vom Randesackerer beflügelten Schwarmreden seines Gastgebers mit halbem Ohr zuhörte, dachte er immer nur daran, wie er ihm die Sache mit dem Liesgen nicht allzu unsanft beibringen könne. Herr Güldenklang aber, ganz wunderbarlich erfüllt mit seiner Sache, phantasierte den ganzen langen Lukastext des hohen Weihnachtsevangels durch und brachte eben den Engel herbei, daß er den Hirten auf dem Felde erscheine. Schade, daß er das Klavizymbel nicht hier habe, sonst wolle er ihm wohl deutlicher begreiflich machen, wie im Fernwerk bei den Worten: ‚und die Herrlichkeit Gottes umwallete sie‘ ein Schwingen in C-Dur anhebe, ganz Klarheit und Glanz, aber bewegt, voll an- und abschwellenden Windes. Dazu ein Wirbel in pp, sechzehn Takte lang auf der kleinen Pauke.

‚Alsdann', fuhr er fort, ‚setzet der Engel ein mit: „Fürchtet euch nicht" — erst habe ich an Alt gedacht, dann hätte die Marthe es singen müssen, aber ich will ganz hoch hinauf, und dazu ist nur des Liesgens Sopran imstande.'

Holla, dachte Hans Damian, jetzt sind wir beim Liesgen, jetzt spring' ich zu. Und wie der Kantor ins einzelne gehen wollte, sagte der Bildschnitzer rasch: ‚Ihr solltet doch die Marthe nehmen, Herr Kantor. Schon weil die Hirten sich doch so sehr gefürchtet haben, muß gleich der erste Ton der Botschaft beruhigend klingen, und das kann nur der Alt machen. Ihr solltet doch die Marthe nehmen, denn das Liesgen —'

‚Voitlein,' unterbrach ihn Herr Güldenklang, ‚Ihr schmeißt mir ja alles um. Ich hab' nun einmal alles auf Sopran gestellt, und höret —'

Aber der Voitlein unterbrach nun seinerseits und sprach: ‚Ihr werdet schon wohl oder übel den Alt nehmen müssen, denn das Liesgen wird zu Weihnachten in Sankt Georg sicher nicht singen.'

‚Was ist das ein hinterhältig Reden, Voitlein?' grollte der Kantor. ‚Weshalb soll sie nicht?'

Da atmete Hans Damian noch einmal tief, wie einer, der ins Wasser springen will, und entgegnete: ‚Weil zu Weihnachten das Liesgen längst meine Hausfrau sein soll, und ich werde ihr gerad' die Wiege geschenkt haben; denn es ist dann nicht mehr viel Zeit, ich denke, im Februar kann schon etwas darinliegen!'

‚Jetzt fanget der Mensch mit seinen dummen Heiratsgeschichten an,' sagte Herr Güldenklang. ‚Ja, was soll denn das heißen? Darüber müssen wir erst noch lang reden.' Mit einem Male aber stieß ihn etwas, sein Blick wurde schwarz, und er stieß hervor: ‚Februar? Wie ist mir denn? Habt Ihr Februar gesagt?! Ja — was ist denn? Voitlein!' rief er da, ‚Voitlein! Habt Ihr mir mein Kind verschimpfiert?'

Marthe, hinter der Hausecke, faltete die Händ' und sagte zum Liesgen: ‚Heilig' Muttergottes, also jetzt hebt's an!'

Der Voitlein aber stand stämmig da, legte die Hände breit auf den Tisch und sagte zum Kantor: ‚Verschimpfiert? Da bitt' ich doch sehr den Vatter, kein häßlich Wort in den Mund zu nehmen!'

‚Ist es wahr?' tobte der Kantor und schrie: ‚Liesgen!'

‚Daß du mir nicht gehst!' raunte Marthe der Schwester zu. Die aber antwortete: ‚Weshalb nicht? Ich fürcht' mich kein klein wenig!'

‚Hier bleibst!' sagte Marthe und hielt sie am Rock fest.

‚Herr Kantor und lieber Vatter,' begann jetzt der Bildschnitzer wieder, ‚daß der Ehestand ein wenig lahm hinterdrein hinkt, ist Eure Schuld. Ich bin als ein ehrlicher Mensch mit gutem Aus-

kommen vor Euch gestanden und hab' Euch um das Liesgen gefragt. Da hattet Ihr eine Laun', ja wohl eine Laun', denn einen Grund habt Ihr nicht einmal vorgebracht, und in der Laun' habt Ihr mich des Hauses verwiesen. Und später, Ihr wißt schon, als Ihr einmal aus Sankt Georg kamt, da habt Ihr das Liesgen gar von mir gerissen und auf meine ehrliche Red' abermals nicht gehört. Nun wohl — glaubt Ihr, die heiße Lieb' schere sich um eine vatterliche Laun'? Mag's schon nicht recht sein, die Sünd' ist einmal getan, aber das bringen schon wir, ich und mein Weib, in die Reih'. Aber Ihr solltet nicht tun, als wenn nun gleich der Himmel einfallen müßt'.'

‚Das sind ja saubere Sachen!' brach Herr Güldenklang gewitterhaft los, aber mit eins war es ihm, als lege sich eine sanfte Hand auf seinen Mund, und er sah die Dorothe liebreich vor ihm stehen und hörte sie sagen, ob denn nicht wirklich seine launische Eigenliebe die Schuld trage. War es nicht so, daß er die lieben Kinder nur deshalb auseinandergejagt habe, weil er ihnen das Glück, das er selber nicht haben konnte, auch nicht gönnte? Was erhebe er sich jetzt gleich einem zürnenden Jupiter und beginne zu donnern? — Da sank Herr Güldenklang auf seinen Stuhl zurück und wetterleuchtete nur im Piano, von ferne: ‚Das sind ja saubere Sachen —.'

Hans Damian merkte wohl, daß das nur eine resignierte Feststellung war, und kam zu ihm und sprach: ‚In Gottes Nam', laßt die Sachen sauber sein, aber verweigert mir auch Eure Hand nun nicht, die ich herzlich ehre; und daß ich Vatter zu Euch sage, das müßt Ihr mir noch zugestehen.'

‚Voitlein,' grollte der Kantor kopfschüttelnd, ‚ich find' mich noch gar nicht hinein. Was die Leut' sagen, ist mir schon eins; Feinde hab' ich keine. — Hab' ich erst gezögert, so muß ich nun springen, daß ich den Vorsprung wieder einhol', den Ihr habt — aber ganz hol' ich ihn ja nie ein. — Voitlein, Voitlein! Ja aber, in Hällteufelsnam', wie habt Ihr es denn nur angestellt? Oder war etwa die Marthe im Komplott? — Da müßt' ich denn doch —. O himmlischer Vatter, der vermaledeite Zebedäus! Hab' ich's getroffen?'

‚Ja, Vatter!' rief der Bildschnitzer. ‚Und, Vatter, der Glanz und der Zauber und die unmenschliche Innigkeit jener Nächte im Paradeis —. Die sollen meiner armen Seel' noch im Fegfeuer ein verzücktes Lächeln entlocken! Und eigentlich, Vatter, ist mein Herze voll Dank gegen Euch, weil Ihr mir die Heimlichkeit vergönnt habt.'

Das klang, wie wenn eine Trompete bläst. Liesgen, das jung' Weib, horchte hinter der Hausecke hoch auf wie ein Soldatenpferd und sagte dann zu Marthen: ‚Weißt, jetzt halt' ich es aber schon nicht mehr aus. Ich geh' hin.'

So tat sie; Marthe ging hinterher als eine Salvaguardia, wenn's übel ablaufen sollte. Und wie Herr Güldenklang sein Töchterlein die Stiege hinaufkommen sah, schnell und kühn, und Mund und Augen waren so rührsam fraulich geworden, da stieß ihm der vermaledeite Randersackerer auf und saß glühend in seiner Kehle. Das Liesgen aber huschelte sich rasch an seine Brust, um die Röte ihrer Wangen zu bergen, und sagte nur in einemfort: ‚Vatter! Liebster Vatter!'

Da brummelte der: ‚Vatter! Ja, Schnecken! Du bist mir schon ein wüstes Ding. Da hab' ich mir ja einen rechten Feuerbrand aufgezogen. Die Ohren, die ich hier in meinen Fingern hab', abreißen sollt' ich sie dir! So ein Unband, ein niederträchtiger! Nun, nun, heul' nur nicht!'

‚Ich heul' ja gar nicht, Vatter,' flüsterte das Ding.

‚Was,' rief der Vatter, ‚nicht einmal heulen tust? Ja, was tust du denn?'

‚Lachen,' flüsterte sie noch leiser und küßte ihn gleich darauf, so daß er nicht widerreden konnte.

Marthe war gleich ins Haus geschossen und brachte eine großmächtige Kanne daher, voll bis zum Schnabel von Randersackerer.

‚Und eine Red' darf ich auch nicht halten!' rief Herr Güldenklang und schlug auf den Tisch. ‚Wie stünde es mir an zu sagen: Nehmt euch hin? — O ihr schlimmes Gesindel!'

‚Vatter,' sagte das Liesgen an seinem Ohr, ‚das habt Ihr ja schon getan! Wißt Ihr noch, wie Ihr eines Nachts zum erstenmal wieder spieltet? Damals waren wir zum erstenmal im Paradeis und gerad' im besten Herzen, da sanget Ihr so wunderbarlich herüber; und alles war darin: der Mond, die Blumen, die ihre duftenden Seelen auftaten, die Nachtigall — alles.'

Da horchte Herr Güldenklang auf, und mit einem Mal lächelte er. ‚Lieber, alter Herrgott,' sagte er dann, ‚nicht wahr, du bist mir nicht bös, wenn ich sage: Du hast Humor, himmlischer Vatter? — Nein, nein, mir geschieht schon recht. Sperrt sich da der alte Esel und will nicht Großvatter werden. Und da nimmst du ihn, lieber Herrgott, beim Ohr und setzt ihn an das Klavizymbel, und während sie ihn nun gerad' erst recht zum Großvatter machen, muß er die Musik dazu geben — recht geschieht mir!'

23.

Wie Herr Kantor Güldenklang zu des Stadtpfarrers Hochwürden kam, um ihn auf das vorzubereiten, was die jungen Leute von ihm wollten, da war dieser sehr ungehalten, insbesondere über den Vatter selber; aber von den Reden, die da hin und wieder

gingen, mag füglich geschwiegen werden, zumal Herr Januarius Nöck schließlich doch zugestehen mußte, die Schließung der Eh' in kürzester Frist vorzunehmen. Beim Auseinandergehen konnte er sich aber doch nicht versagen, den Kantor noch ein wenig aufzuziehen wegen seiner Kinder, bei denen es immer in unziemlicher Eile Hals über Kopf gehe. Der Vatter hingegen sagte, es sei offenbar, daß es mit seinem Liesgen nicht also gekommen sein würde, wenn der narrische Zebedäus nicht auf den verhenkerten Gedanken einer Wallfahrt gekommen wäre; die Wallfahrt nach Vierzehnheiligen sei im Grunde an allem schuld. Der Hochwürdige entgegnete, daß gegen die Wallfahrt doch keinesfalls etwas gesagt werden könne, dieweil Herr Zebedäus Leisegang durch sie nicht nur seine leibliche Gesundheit erlangt habe, sondern nunmehr zum Heil seiner Seele auch wieder in die Kirche komme. Darüber müsse man vergessen, daß durch die Wallfahrt das Paradeis für zwei verliebte Menschen offenstand. ‚Nun,' schloß er, ‚es ist eben alles gut so, wie es ist, hübsch ineinander verzwickt, und der sterbliche Verstand bemüht sich vergebens, in die Wege der Vorsehung einzudringen. Jedenfalls sollen die jungen Leute auf den kirchlichen Segen nicht länger warten, als nötig ist.'

Der Kantor meinte nun, alles auf das beste gerichtet zu haben, und wollte sich zur Belohnung dafür im ‚Brusttuch' einen Becher oder zwei gönnen. Gleich wie er eintrat, rief ihm der Peter Preiß zu, es sei gut, daß der Herr Kantor wieder einmal den Weg zu ihm finde; sodann blies er sich nicht schlecht auf, indem er sagte, ein Geschäftsfreund in Würzburg habe ihm durch die Gelegenheit einer Weinfuhre heute einen Brief für den Herrn Kantor Güldenklang zugestellt. Der Brief sei aus Preußen und koste zweiundsechzig Kreuzer, des Schoppens nicht zu gedenken, den er, der Preiß, dem Fuhrmann für das Überbringen vorgesetzt habe.

Ein Brief? Ein Brief aus Preußen? Des Kantors Herz begann jugendlich zu schlagen, indem er bedachte, daß der Brief von den Sebaldischen kommen könne. Er brauchte geraume Zeit, um mit dem Verschluß des Briefes fertig zu werden; endlich aber hatte er die Blätter offen und las zuerst die Unterschrift: ‚Dorothe.' Sie aber schrieb:

‚Herzliebster Vatter! Da sitzet nun seine Dorothe, in der Stadt Berlin, was die Hauptstadt des ganzen Preußenlandes ist und hauset in einer Kaserne, so wird ein Haus genannt, in dem die Soldaten wohnen. Darinnen werden die arm Bursche auch mit Prügeln und vielem Geschrei zu tapferen Kriegern gemacht. Ein Hundsfott jagt den andern und man hört nichts wie Pestieren und Sakramentieren zu dem Wehklagen der gefuchtelten Schelme. Das Herz kehrt sich beim Zuschauen um. Auch sind viele Weiber in der

Kaserne, die gehören den Korporals und jede hat eine Stube, ich auch. So eine Stub ist arg kahl und alles ist mit grauer Farb angestrichen, grad wie ein trübseliger Tag. Nun will wohl der liebe Vatter hören, wie wir gereiset sind. Das war eine arg beschwerliche Fahrt, ich aber immer guten Mutes. So viel Städt und Flecken hab ich gesehen, daß ich es gar nimmer weiß. Eine Stadt aber hieß Weißenfels, da mußt ich den Bergen und Hügeln Valet sagen, die mich bis dahin getreulich begleitet hatten. Hernach fing die Ebene an. Der liebe Vatter wird nicht glauben, daß man auf den Straßen so gerad fortrollen kann, es ist aber so. Nur ist es mit dem Fortrollen eine üble Sache, denn die Straßen sind schlecht und das Kaleschlein ging oft bis an die Achsen in Kot. Sagt aber dem Meister Wagner in unserer lieben Stadt, daß seine Räder gehalten haben bis Berlin, indessen wir oft an Wagen vorüberkamen, die gebrochen waren. Hinterwärts der Elbe wurde es ganz schlimm, da gibt es nichts wie Sand und durch die Kornfelder kann man gehen ohne einen Halm umzutreten, so weit steht einer vom andern. Da glaub ich schon, daß die armen Preußen die Gier kriegen nach besserem Land und keine Ruh nicht halten, bis sie es erobert haben. Der Sebald, mein Liebster, und des Vatters herzlieber Sohn, mußte auch gleich in den Krieg reiten. Nun aber war er schon eine Woch wieder bei mir, von einem Samstag zum andern, und es war arg schön. Es hat eine hitzige Bataille mit den Russen gegeben, der Sebald aber ist wohl auf und soll bald Wachtmeister werden. Die Leut hier sind arg klug und wissen alles besser, aber sie glauben es nur. Sie sagen immer „Ick", soll „Ich" heißen und jeden Satz fangen sie damit an. Da steckt viel Eigenliebe, wogegen es mit der Nächstenliebe schlecht bestellt ist; jeder sieht nur zu, wie er dem andern wegnehmen kann und sind ewig unzufrieden. Da glaub ich wiederum, daß sie nicht Ruh halten können. Mich heißen sie die Tatersche, bedeutet so viel wie ein hungarisches Weib oder Zigeunerin. Was nicht Preußen sind, das nennen sie Tatern. Mich sehen sie auch ganz mitleidig an, weil ich keine Preußin bin. Einige aber kommen schon mit Zutrauen zu mir, andere freilich auch mit Lust zum Betrug und an übler Nachred. Alle fragen mich, wieso ich eine so große Ruh hätte. Da habe ich ihnen von unserem Leben erzählt und unserer Stadt und unserem Glauben. Die Kinder überhaupt nennen mich Frau Tant, da lach ich dann. Die Weiber aber sind wie Pendel, die nicht zur Ruh kommen können. Wenn sie ihren Mann haben, dann ist es eine Hitz zum Schämen, hernach aber prügeln sie sich. Das ist doch nicht recht, meint der liebe Vatter nicht auch? Singen tu ich viel, ich weiß nicht wie ich es anders nennen soll, auch wenn ich nicht den Mund auftue, singe ich, das merken sie wohl und werden dann still. Aber mit den blessierten

Soldaten, das ist schon ein arges Kreuz. Die ganze Stadt ist ihrer voll, solche ohne Arm oder Bein sind auch dabei. Sie müssen betteln gehen um ihr armselig Leben, und der herzliebste Vatter mag sich denken, daß von seinen Schinken und Würsten nicht viel übrig ist, weshalb ich auch, wenn die Schlachtezeit da ist, getrost bin, daß uns weiteres zukommt. Da habet Ihr aber wohl arg gelacht, als der Herr Amtmann und der arme Fischersknecht wieder einzogen? Der Sebald hat sich auch denken können, wieso sie davon kamen, denn er hat mir einen Backenstreich gegeben, aber ganz sanft, und hinterher hat er auch gelacht. Ach, denkt der herzliebe Vatter wohl noch der Dorothe und hat er sich in Gottes Willen geschickt, der Vatter weiß schon wie ichs mein? Daß ich ihn nicht mehr seh und seine Orgel nicht mehr hör, das geht mir doch arg nah. Wie so viel wollt ich noch schreiben, aber da kommt der Jakob, das ist ein Soldat, hat nur ein Bein und bringt die Strümpf, die ich ihm aufgetragen zu stricken. Aber der Vatter muß nicht denken, daß die meinen schon all zerrissen wären, oder daß ich nicht selber stricken könnte, es ist nur weil der Schelm so arm ist mit seinem halben Sold. — Reiß Dich ab, törichtes Herze! Lieber, herzlieber Vatter, schließet mich in Euer Gebet ein und lasset mir doch ein Brieflein zukommen, worinnen viel von der Musika steht. Meinen Leuten habe ich auch geschrieben. Es küsset die lieben vätterlichen Hände Eure gehorsame Tochter Dorothe.' —

Hernach saß der Herr Kantor wohl eine Stund' im Gedenken; sein ganzes Wesen fühlte er von innigem Frieden erwärmt. Sodann fragte er den Preiß, ob er nicht auch einen Brief für den Georgstürmer habe, und als dies so war, bezahlte ihn Herr Güldenklang und steckte ihn zu sich. Er schellte auch Dorothes Vatter herunter, aber vorerst mußte er auf die Bälge und dazu helfen, daß Herrn Güldenklangs friedevolles Herz sich in einer breiten Phantasie ergoß. Das Spiel sollte der Dorothe gehören. Würde es sie nicht in diesem Augenblick mit Wohlklang umschweben in ihrer grauen Kasernenstube, fern, im preußischen Berlin? Der Kantor glaubte es fest. Wie er aber fertig war, gab er dem Männchen, das vom Schwingen ganz außer Atem war, seiner Tochter Brief und ging hoch und würdevoll heim. Von diesem Tage an verwandelte sich sein Schritt. Er wurde leicht und schwingend, geradezu jünglinghaft: die Füße stießen sich ab, als wollten sie springen, und das Meerrohr wurde nicht mehr gravitätisch gesetzt, sondern geschultert wie ein Gewehr, oder geschwungen wie ein Spieß. Das machte die Gnade des Schaffens, die überreich mit Dringlichkeit in ihm wirkte. Die Weihnachtskantate drängte sich mit unzähmbarer Hast an das Licht; zwischendurch aber geisterte ein neues Sextett. Griff er einmal eines der drängenden Motive auf und schaute es an, so begann

es zu wachsen, unversehens, sich auszuwirken, streckte sichere Hände nach den Händen seines Widerteils aus, um sich spielerisch mit ihm zu balgen, so daß den Kantor ein leises Grauen beschlich und er die Falltür zu der geheimnisvollen Werkstatt wieder zuschlug. Wie aber die Kantate nun in festtäglicher Sauberkeit auf dem Papiere prangte, da hob das neue Sextett die Falltür von selber und quoll heraus in einem Heerzug von Tönen.

In jenen Tagen begab es sich auch, daß die ehrwürdig Schwester Ferdinande zu einer Domina des Klosters zu Ochsenfurt ernannt wurde wegen ihrer fürtrefflichen Eigenschaften und weil die in Ochsenfurt schon seit Jahren eine Wirtschaft führten, die zum Himmel schrie. Die meisten der guten Nonnen waren fortwährend auf Reisen, und die wenigen alten, die zurückblieben, starben beinahe Hungers, weil die Ländereien schlecht versehen waren und keins den rechten Überblick hatte.

‚Freilich gehe ich hin!' hatte die Ferdinande ausgerufen und eine Bewegung gemacht, als wolle sie schon die Kuttenärmel aufstreifen. ‚Ja, was glauben denn die Frauenzimmer? In der Welt umeinandschmarotzen, und daheim geht die Wirtschaft kopfüber! Freilich wohl muß da die Ferdinand hin; denen Schlampen muß sie erst das Gebein in der Kutten durcheinanderschütteln! Das wär' mir ja eine nette Zucht! Wartet's ihr nur, gleich bin ich da!'

Wie nun Herr Güldenklang vernahm, daß die Schwester wirklich fortging, da stieß ihn der Schalk, ihr zum Abschied eine Serenade zu bringen, eine Nachtmusik mit allen Humoren, und er schmiß auch gleich für sechs Instrumente etwas Passendes hin, nur daß er seinen Part für Oboe da caccia schrieb, denn das Klavizymbel konnte man doch nicht gut auf die Gassen schleppen. Der Vater Bonaventura freilich flehte wie eine arme Seel' beim Jüngsten Tag, daß man ihn solle auslassen, aber der Kantor war so unerbittlich wie der Rex tremendae majestatis, und der Amtmann, Magister Liebetrau, Herr Johannes Berkhan, sobald er nur von Vetterndorf herüberkam, wie auch der Voitlein assistierten ihm wie vier Tuben, deren Geschmetter Mark und Bein durchdringt, und schließlich bekam der Bonaventura das Knieschnackeln und gab klein bei. Nur sagte er, einen Mantel sollten sie ihm geben, mit dem er die Kutte verdecken könne.

Am Abend vor der Abreise der guten Ferdinande versammelten sich die sechs im Himmelreich, und mit Ausnahme des Paters brachten sie sich erst in die rechte Stimmung mit Hilfe von einigen Becherlein Güldenklangschen Eigengewächses. Dann stellten sich sechs Buben ein, die mit Stocklaternen leuchten sollten, und die würdigen Herren machten sich mit vielem unterdrückten Lachen, vermummt wie Verschwörer, auf den Weg. Aber wie sie beim ‚Hirschen' auf den Markt

kamen, siehe, da waren noch erstaunlich viel Leute unterwegs, trotzdem der Meister Nachtwächter schon die elfte Stunde abgerufen hatte. Und es war auch verwunderlich, daß die Vermummten alle mit ihrem richtigen Namen angeredet und begrüßt wurden, und sie mußten erkennen, daß ihre Verschwörung offenbar geworden war. Der Pater Bonaventura wollte gleich umkehren und tat wie eine Jungfer, die man auf unrechten Wegen ertappt; aber sie ließen ihn nicht los und schleppten ihn mit, wobei er seufzend der Wahrheit des Spruches inne wurde: ‚Gibst du Satan den Finger klein, er schleift dich daran in die Höll' hinein.' Es war aber mitnichten Satan, der ihn schleppte; auch gelangte er durchaus nicht in die Höll', sondern an einen Vorhof zum Himmel, das Nonnenkloster. Allda wurden die Instrumente hervorgeholt; die Buben beleuchteten mit der Laterne den Part, und das Flüstern und Kichern der Leute wurde still.

Die sechs huben an. Ein Reisegebet wurde vernommen, unisono, im Kirchenton, und wer Bescheid wußte, konnte darauf singen: ‚Seinen Engeln hat Gott befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen.' Wie es vorüber war, da ging eine Fuge an, auf einem Motiv, das wie Lebewohl klang, nur war der Schmerz, der da in den sechs Instrumenten zum Ausdruck kam, etwas parodiert und war lächerlich und ergötzlich zu hören. Schließlich aber geisterte die Fuge nur noch gleichsam als Hintergrund, die erste Violin nahm dazu klar und rein die Melodie auf: ‚Innsbruck, ich muß dich lassen,' und es fanden sich auch nach und nach all die andern Instrumente hinzu und strichen und bliesen das Lied mit Inbrunst zu Ende.

Währenddem waren schon hinter den Fenstern des Klosters Lichter angegangen; drinnen mochten sie wohl auch wissen, was vorging. Und wie das Lied zu End' war, da schlug ein Laden auf, und die Stimme der Schwester Ferdinande ließ sich hören: ‚Konnten die Narren wirklich nicht an sich halten? Güldenklang! Schäm' Er sich auf seine alten Tage! Ihr macht mir ja das ganze Kloster rebellisch! Das ist mir ja eine saubere Aufführung!'

‚Nicht wahr?' rief Herr Güldenklang mit Lachen herauf. ‚Eine saubere Aufführung! Und soll die gute Stadt nicht einmal ihrem Schmerze Lauf lassen, wenn die gute Schwester Ferdinande sie verläßt? Nein alles jammert hinter ihr her! Aufgepaßt!'

Und schon begann ein lästerliches Krähen wie von den Klosterhähnen, ein Hühnergackern, Taubengurren und Schnattern der Gäns, alles kunstvoll im Instrument nachgeahmt, und die Leut' wollten sich schier biegen vor Lachen. Dazwischen brüllten auch sehnsüchtig die Ochsen von Ochsenfurt, das machte der Herr Amtmann mit dem Fagott, aber er drang nicht durch, der Geflügelhof war gar gewaltig laut, und jetzt mischten auch die kleinen Bamsen ihre

quäkenden Stimmlein dazu, die Bamsen, die Schwester Ferdinande immer so herzlich betreut hatte. Alles aber schwieg, wie jetzt die Oboe da caccia das Horn des Schwager Postillons nachahmte, das zum Einsteigen rief.

Sogleich begann auch der Wagen zu rollen. Ach, was war das ein behendes Klingen, gleichmäßig fort, es mochten wohl gute Pferde den Wagen ziehen! Der Postillon blies zuweilen darein, verhallend, denn es ging immer weiter fort von der guten Stadt und auf Ochsenfurt zu. Schließlich hörte man das muntere Rollen nur noch von ferne: die Freunde aber blieben zurück und sangen noch einmal, diesmal in verschiedenen Stimmen: ‚Seinen Engeln hat Gott befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen,‘ dann war die Nachtmusik zu Ende.

Nun sagte nach einem gerührten Schweigen die Schwester Ferdinande und bestallte Domina: ‚Ah bah, wegen der Regel! Kommet nur alle vors Tor, das soll weit aufgetan werden, nicht, damit ihr eingehet, denn das ist nicht statthaft, aber ich laß' herausbringen, was gut tut in der kühlen Nacht und den Abschiedsschmerz wohl sänftigen kann!‘

Und es gingen zu den Wohlgelaunten alsbald herfür die Schwester Ferdinande samt frommen Jungfrauen, aber nur die im kanonischen Alter, und brachten den heidnischen Gott Bacchus in großen Kannen getragen. Und alle nahmen einen herzhaften Trunk im Stehen. Nur der Pater Bonaventura natürlich, der zog sich die Gugel über den Kopf und strebte mit der Viola d'amore im zwilchenen Sack eiligst seiner Zelle zu.

24.

Und es kam schließlich auch der Abend, da sich die sechs Liebhaber der heiligen Musika im Himmelreich vereinigten, um Herrn Güldenklangs neues Sextett zu spielen. Wenige Tage vorher waren Voitlein und das Liesgen in aller Stille zu rechten christlichen Eheleuten verbunden, ja, in aller Stille, wie sich das in diesem Falle gehörte, und der Vatter sagte, wenn sie nun kein Fest hätten, so sei das die Strafe wegen ihrer Fürwitzigkeit. Die jungen Leut aber lachten und meinten, sie wollten nun dafür ihr Leben lang ein Fest haben, und sie bauten sich im Giebel des vätterlichen Hauses getrost und wohlgemut ihr Nest. Der Bildschnitzer aber beriet schon mit Herrn Johannes Berkhan über den Riß zur neuen Kapelle der ‚Mutter Gottes mit der Weintraube‘; wie man weiß, wollte er die Kapelle der guten Stadt schenken, weil sein Glück da oben auf der freien Höhe angefangen hatte.

Der Abend war schon spät im Sommer, auf den Wiesen waren sie über dem zweiten Schnitt, und hie und da stand das Getreide

schon in Docken. In des Kantors Garten brannten die Rosen noch einmal in höchster Glut, indessen die Äpfel und Birnen im dunkleren Laub der Bäume schon lustig rot und gelb zu leuchten anhuben. Wie sich die sechs Musiker unter eben diesen Bäumen versammelten, verriet der Magister Liebetrau, daß er grad heut aus Würzburg einen gewichtigen Brief bekommen habe, in dem zum Dank für die Widmung des Buches ihm von Seiner hochfürstlichen Gnaden angetragen wurde, sich in das Amt eines hochstiftischen Bibliothekars zu setzen.

Herr Güldenklang sprach: ‚Liebetrau! So gehst du also fort von hier?‘

Der Magister wurde arg verlegen und schüttelte heftig abwehrend den Kopf. ‚Kann ich denn fort?‘ rief er. ‚Ich sitze hier in einer schönen Ruhe und Muße — wie soll ich mich da in das glänzende Leben des Hofes finden? Indessen muß ich fürchten, daß mich der Herr aus dem Gnadengehalt setzt, wenn ich nicht komme, und aus seinem hiesigen Hause obendrein. Was soll ich anfangen, da ich nun alt werde?‘

‚Nun,‘ erwiderte der Amtmann, ‚zu einer Stube und dem Holz für den Winter könnte wohl Rat werden —.‘

‚Ja, was denn?‘ unterbrach ihn Herr Güldenklang. ‚Der Liebetrau zieht natürlich ins Himmelreich, und was das Gnadengehalt angeht, so muß es eben die Stadt auf sich nehmen. Das ist ebenso nötig, wie auf den Freithof ein neues Tor bauen, was geplant ist, wie ich höre.‘

Der Pater Bonaventura schob sich unruhig auf seinem Sitz herum und sagte schließlich, indem er über und über errötete: ‚Es wird wohl dem Herrn Magister zu arm sein — sonst könnte er sich wohl in unser liebes Kloster begeben, das heißt, ohne ein Gelübde tun zu müssen. Es ist nur —; im schlimmsten Falle —. Und nach dem Garten hinaus hat es noch gar artige Zellen. Es wär' doch auch ein Ruhm und eine Ehre für uns — die Brüder würden sich alle freuen — der Herr Magister muß mir wegen des vorlauten Gedankens nicht gram sein.‘

Darauf blätterte er eifrig in seinem Part. Herr Liebetrau breitete weit seine Arme aus, als wollte er alle umarmen, und sagte dann, da falle ihm ja wirklich die Wahl schwer, aber er müsse schon sagen, in das Klösterlein zu ziehen — das wäre doch eine gar liebliche Lockung. Der gute Mönch tat, als höre er die Worte nicht, verbarg sein freudenrotes Kindergesicht aufs neue hinter den Noten und kam erst wieder zum Vorschein, als der Amtmann die Meinung äußerte, zum Entscheiden sei es überhaupt noch zu früh.

‚Aber‘, rief der Kantor, ‚zum Musikmachen ist es durchaus nicht zu früh! Ich dächte, wir fingen an.‘

Der Regens chori, der gleich zu Anfang ein kleines Solo hatte, hob schon den Bogen, da kam das Liesgen mit allen Zeichen höchster Aufregung gelaufen, und der Vatter fuhr hoch, denn er meinte nicht anders, als daß ein Unglück geschehen sei. Das Krötlein rang aber auch zu erbärmlich die Hände! Wie sie nahe genug war, rief sie: ‚Vatter! Kommet doch geschwind! Die hochfürstliche Gnaden aus Würzburg ist im Haus und wird gleich im Garten sein!‘

Da fuhren sie alle hoch, und Herr Güldenklang rannte mit der Oboe d'amore, die er heute abend spielen wollte, und mit einem: ‚Heiliger Generalbaß!‘ davon; er kam aber nicht weit, so erschien schon Herr Adam Friedrich von Seinsheim an der Hausecke, mit Marthen scherzend, die ihre Schürze mit verlegenen Händen zerknitterte, und des Bischofs Kaplan und geheimer Schreiber ging nachsichtig und entfernt lächelnd nebenher.

Seine hochfürstliche Gnaden grüßten zwar das Sextett mit seinem Segen, aber schon indem er jedem den Bischofsring zum Küssen hinhielt, plauderte er munter. ‚Da macht mein lieber Kantor Augen, nicht wahr,‘ sagte er, ‚daß ich ihm so ins Haus falle! Sollte mich doch eine Ahnung gelockt haben, daß es hier Musik zu hören gäbe? Vielleicht ist gar das Rad meines Wagens nur deshalb zerbrochen, weil ich in meiner guten Stadt durchaus einkehren sollte? Denn in der Tat, mein lieber Amtmann Pleydenburg, ich gedenke, die Nacht hier zu bleiben, und habe Euer liebes Weib schon gebeten, mir ein Bett für die Nacht zu richten und meinem Kaplan eins. Wie ich hörte, daß Ihr hier wäret und daß Ihr zu sechsen Musik machen wolltet, da bin ich eilends hergekommen und habe durchaus nicht gelitten, daß man mich anmeldete. — Grüß' Gott die Meisters Berkhan! Auch Musici? So, nur der eine? Meister Ambros ist wohl der Kritikus? — Und da ist auch unser Bildschnitzer. Mein Kompliment vor die Kanzel; die wird einzig in Franken sein. Darum will ich auch den Mund halten, daß Euer Pfarrer mir wegen eines gewissen Dispenses schreiben mußte. Welche ist denn die holde Eva?‘ Das Krötlein knixte zierlich. ‚So, so!‘ machte der Herr. ‚Ja, alsdann, Voitlein, kann ich Euch verstehen. Viel Glück in der Ehe! — Mein Poet Liebetrau! Wann sehe ich Euch in Würzburg?‘

‚Hochfürstliche Gnaden‘, sagte der Magister, ‚wollen mir hochdero Gewogenheit nicht entziehen, aber ich find' mich nicht zurecht mit dem Gedanken, diese Stadt und diese Freunde zu verlassen. Ich wurzele hier und glaub', daß ich zu alt bin, um verpflanzt zu werden. Das Herz kehrt sich mir um, denk' ich nur daran.‘

Der Bischof ließ seine Augen gedankenvoll durch den Garten schweifen. ‚Ihr wollet also nicht kommen?‘ fragte er. ‚Ausnehmend schad'. Aber ich versteh', und vielleicht war es auch ein wenig eitel

von mir, Euch nach meiner Residenz zu wünschen. Hier seid Ihr geworden und gewachsen — man soll alles an seinem Platze lassen, wo es verwurzelt ist, Ihr habt recht. Das rechte Leben entsteht dann, wenn überall, auch am kleinsten Ort, ein wenig Geist weht. Sonst kriegt das Land einen dicken Kopf, aber die Glieder beginnen zu schlottern. Recht habt Ihr! Ich müßte ja sonst auch all Eure Freunde nach Würzburg holen und damit Eure Stadt arm machen. Aber vielleicht nehmt Ihr ein bescheiden Jahresgehalt von mir weiter? Lieber,' sagte er zu seinem Kaplan, ,denk' doch daran, daß ich es schriftlich mache! — Und, Liebetrau, vergeßt nicht, der Kaiserin Majestät Euer Buch zu schicken, bald es aus der Offizin ist! — Alsdann, liebe Herren und Meisters, gelüstete es mich wohl, eure Musik zu hören. Wer krauchet denn noch da hinter den Bäumen? Täusch' ich mich nicht, so ist's eine Kutten. — Der Regens chori! Ja, was ist? Weshalb versteckst du dich, lieber Sohn?' Er nahm ihn um die Schulter und führte ihn den Freunden wieder zu. ,Ah — du meinst, ich könnte an deinem weltlichen Musizieren Anstoß nehmen? Gedenkst du nicht, daß wir eine heilige Cäcilie haben, die auch nicht immer nur auf dem Organum wird gespielt haben? Frisch, setz' dich her! Du kannst nur sündigen, wenn du der heiligen Musikerin Unehre machst. — Also, was soll ich hören?' Damit ließ er sich in einem Sessel nieder, den die Marthe mit Liesgens Hilfe aus dem Hause herbeigeschleppt hatte.

Herr Kantor Güldenklang richtete sich auf und sprach: ,Gnädigster Herr, ich habe da ein Stück in vier Sätzen gemacht. Damit dachte ich, ein einfaches Leben zu besingen, irgend eines Menschen Leben, daher denn auch die vier Sätze gleichsam widerspiegeln: Kindheit, Jünglingsalter, Mannesart und Greisentum. Hochfürstliche Gnaden hören das Stück zuerst; wir bitten alle um gnädige Nachsicht.'

,Das war die Vorred',' lächelte der Bischof. ,Alsdann schlaget Paginam eins auf und beginnt.' —

Die Dämmerung hatte den Garten inzwischen schon verschleiert; auf jedes Pult kam daher ein Lichtlein und begann, rötlich und warm zu erstrahlen. Der Fürst lehnte sich behaglich zurück und freute sich mit halb geschlossenen Augen des schönen Bildes. Die sechs flüsterten noch miteinander, dann rückten sie sich in Positur, und mutig setzte der Pater Bonaventura den Bogen an.

Die Viola sang ein kühnes und jäh im Bogen ansteigendes Motiv, ein unwiderstehlich gebieterisches Motiv, auf das man versucht war, die Schriftworte zu singen: ,Und Gott sprach: Es werde Licht!' Alsbald setzten die übrigen Instrumente ein mit dem ehrfurchtsvoll-andächtigen: ,Und es ward Licht.' Aus der letzten Fermate erhob sich die männliche Stimme der Kniegeige und begann nach Gottes Willen und Befehl sehnsuchtsvoll nach der Vereinigung

mit der Violinstimme zu drängen, die weiblich-zag erblühte wie eine wunderschöne Blume, dann in lockenden Triolen spielerisch tändelte, heftiger bestürmt von der Inbrunst der männlichen Stimme, bis beide sich fanden und Unisono den hohen Gipfel der Lust erklommen. Nun löste sich ein zartes, auf drei Tönen kindlich tastendes Flötenmotiv los, für einige Takte solistisch behandelt, dann traten staunend gleichsam die Eltern hinzu, zweifelnd, ob das Wunder Wirklichkeit sei. Darauf hub ein Jubel an in allen Instrumenten, darin wuchs das Flötenthema und gestaltete sich aus. Glaubte man nicht alsbald, mütterliche Wiegenlieder zu vernehmen, ernsthaftes Führen durch einen Vater, erste Schritte und kindliche Spiele, Auftun der Augen für die Welt? Aber immer noch war die Flötenstimme in die Fürsorge der anderen Instrumente sorglich und warm gebettet, nur deutete ein seltsam jähes, kurz abbrechendes Thema die erste Freiheitsregung des Kindes, den Trotz, schon an. Zum Schluß aber klang alles rein aus: des freudenvollen Glückes konnte die Musik sich gar nicht genug tun.

Der Bischof saß mit zusammengelegten Händen und geneigtem Kopf da und rührte sich nicht. Die Musiker huben den zweiten Satz an.

Da floß, vivace, ein munteres Wanderthema hin; gleich aber wurde es von einer dunklen Gärung verschlungen. Es braute von dissonierenden Nebeln; endlich zerrissen sie, und es schien, als tue sich der Blick in eine neue und strahlende Welt auf. Sehnsuchtsvolles Staunen begleitete die Enthüllung. Dann begann in dem verwandelten Wanderthema ein überaus kühnes und eigenwilliges Laufen. War es nicht, als greife der Jüngling mit unbekümmerten Armen schon nach der Erfüllung? Das Wiegenlied versuchte beruhigend zu beschwören, aber das Trotzthema des ersten Satzes, jetzt ausgereift, schob die mütterlichen Arme unmutig zur Seite. Wie die Welt lockte zu neuen Taten! Eilig spielten die mutigen Wellen des jungen Lebens dahin, da schob sich Fels vor: das Überkommene setzte der jugendlichen Kühnheit den unerbittlichen Fuß entgegen. Wie die Wellen an ihm emporbrandeten! Sie schäumten gegen das Hindernis. Der ewige Kampf des Jungen mit dem Alten wirkte sich im Toben der Instrumente aus, bis, überflattert noch von den Fetzen des Wiegenliedes, der Jüngling den hemmenden Fuß übersprang und nun das muntere Wanderthema sich ungehindert ergoß und nicht aufgegeben wurde, bis es musikalisch restlos ausgeschöpft war.

Herr Adam Friedrich von Seinsheim sagte hinter der vorgehaltenen Hand leise zu seinem Kaplan: ‚Der Güldenklang ist ein rechter Donnerskerl; unser hochfürstlicher Hofkompositeur ist dagegen ein schwitzender Stümper.‘

Der Kaplan verbeugte sich mit zurückhaltender Zustimmung, trotzdem er fand, daß diese Musik etwas Aufrührerisches, beinahe Ketzerisches hatte. Aber natürlich, wenn es dem gnädigen Herrn gefiel —. Das Liesgen hatte inzwischen die Schnuppen von den Lichtern geschnitten, und das Sextett begann den dritten Satz.

Da zog der Mittag des Lebens in einem feierlichen Adagio herauf. Aus ihm hob sich das Thema des Mannes: wuchtige Schläge an einem Steinblock, der Form werden soll. Aber nicht mühelos entstand das Lebenswerk, vielmehr suchte mit heiteren Lokkungen die Violin den Ernst aufzulösen. Bog nicht schon der Mann, halb besiegt, sich ihm zu? Wurde nicht der mahnende Pflichtengott ungeduldig beiseitegeschoben? Wie die Jahre fortliefen! Rascher hämmerte der Mann an seinem Werk, immer wieder aber drängte die Welt sich dazwischen und lockte, daß er ihre Herrlichkeiten genieße. Es wurde hohe Zeit, sich zu entscheiden. Werk und Welt rangen erbittert und wütend mit Leidenschaft gegeneinander. Der Mann schwankte noch unschlüssig, da fiel himmlische Klarheit von oben in ihn; das Entsagen brachte nicht mehr Schmerz, sondern schöpferische Ruhe. Der Mann erkannte die Welt als Material, an dessen Bewältigung es hing. ob er Wert hatte als Schaffender oder nicht. Das Werk war zu leisten: außer ihm und in ihm, und als diese Erkenntnis stolz gefühlt wurde, strömte aus den Instrumenten eitel Glück und Frieden; choralartig fanden sie sich zu Dank und Demut zusammen.

Ein kurzer Satz schloß ab. Im Kampf war die Lebenshöhe unbemerkt überschritten. Mit leis staunender Wehmut sah der Alternde, daß die Erkenntnis des Lebenssinnes auch den Abschluß des Lebens überhaupt bedeutete. Doch blieb die Dankbarkeit. Jedes Instrument diente ihr in der Fuge, die unerschöpflich aus sich selbst immer wieder sich zu erneuern schien, bis alles sich noch einmal zusammenfand und in feierlichen Fermaten wie auf breiten Stufen der Ewigkeit entgegenstieg. —

Der Bischof saß noch lange Zeit stumm und war in sich versunken. Erst als sein Kaplan sich vorsichtig räusperte, wachte er auf und sprach: ‚Seltsam — nie hab' ich so innig gefühlt, was deutsch ist, wie in diesem Garten und bei dieser Musik. Lieber Kantor, da habt Ihr mir eine rechte Herzensfreude gemacht, Ihr mit Eurem Sextett. Wenn ich nicht Bischof von Würzburg wär', möchte ich wohl Pfarrer in dieser Stadt sein. Den Abend aber will ich noch recht mit Euch genießen, und ich werde auch nicht nein sagen, wenn Ihr mir etwa einen kühlen Trunk aus Eurem Keller kredenzet.'

Sein Geheimschreiber aber neigte sich zu ihm und flüsterte mit ihm.

‚Ja so,‘ hub der Fürst darnach wieder an, ‚ich muß noch arbeiten und vor Morgengrauen wieder unterwegs sein! Was hilft’s? Ich muß scheiden von euch: aber einen Trunk im Stehen tu ich doch auf euer aller Wohl. Daß ich trinke, gilt dem Sextett im „Himmelreich“! Ist natürlich nur ein irdisches Himmelreich mit vielen Mängeln. Die Stürme gehen noch darüber hin, und auch in ihm gibt es schlaflose Nächte und bittere Tage wie überall in der Welt. Aber ich denk’, es ist nicht vermessen, wenn ich euch wünsche, ihr möchtet euch auch drüben nicht verlieren, vielmehr zusammenbleiben und nicht allzuweit von Gottes Thron in alle Ewigkeit gute Musik zu sechsen machen. Vielleicht gibt mir der Herr die Gnade, daß ich nicht zu lang am Reinigungsort bleiben muß, damit ich nicht zuviel von der himmlischen Musika verliere. Nun trink’ ich denn also noch einmal auf das Sextett im rechten Himmelreich, denn wie lange — und das Spiel ist hier unten zu

Ende.‘

Max Klinger / Von Rudolf Klein Diepold

Im Frühjahr 1878 fiel auf der Akademie=Schülerausstellung zu Berlin ein junger Künstler mit einem Bild auf. An einer Kirchhofmauer wehrt sich ein eleganter Herr mit einem Revolver gegen eine Anzahl Strolche, die angesichts dieser Waffe nicht recht wissen, wie sie jenem zu Leibe sollen. Das Bild ist für die damalige Zeit originell erdacht. So pflegte in Berlin Menzel die Natur zu sehen. Wie dieses Bild und vor allem die folgende Federzeichnungen=Serie ‚Paraphrase über den Fund eines Handschuhes' und die Blätter zum Thema ‚Christus' desselben Künstlers aufgenommen wurden, ist bekannt und oft genug erzählt worden.

Max Klinger, der um jene Zeit von sich reden machte, wurde am 18. Februar 1857 in Leipzig geboren als Sohn eines Kaufmannes. Sorgenlos wuchs er in reichem Hause auf. So blieb er von jenen lähmenden Spuren verschont, die die Not in jungen Jahren nur zu oft in empfindsame Seelen gräbt, und jeder Lebenstrieb mochte sich ungehemmt entwickeln. Man erzählt von dem Maler, er habe außer dem ‚Simplicissimus' des Grimmelshausen und den Geschichten des E. Th. A. Hoffmann kaum ein deutsches Buch in die Hand genommen. Nur die Franzosen gelesen und besonders hier Flaubert. Vor allem dessen ‚Education sentimentale'.

Im Jahre 1873 bezog Klinger die Akademie zu Karlsruhe unter Gussow, dessen uns heute höchst übelanmutender Photographen=Realismus damals von sich reden machte. Als Gussow 1876 einen Ruf nach Berlin erhielt, folgte ihm der junge Schüler. Bis 1878 blieb er dort. In dieser Zeit entstehen die ‚Rettung ovidischer Opfer' und die ‚Intermezzi'. 1879 geht er nach Brüssel und erkrankt schwer, 1880 für ein halbes Jahr nach München und entwirft die Illustrationen zu ‚Amor und Psyche', der Legende des Apulejus und den Zyklus ‚Eva und die Zukunft'. Von 1880 bis 1883 lebt er wieder in Berlin, wo die ‚Dramen' seiner regen Phantasie entwuchsen und gleichzeitig bis 1884 die Tragödie ‚Ein Leben'. Der Künstler arbeitet in seiner übersprudelnden Produktionskraft nun immer zugleich an zwei Werken. Von 1884—1886 weilt er in Paris. Hier soll vornehmlich Lionardo auf ihn gewirkt und ihn, den meist aus dem Kopf Schaffenden, auf ein eindringliches Studium der Natur gewiesen haben. Ich weiß nicht, inwieweit diese Behauptung zutrifft, jedenfalls ist es eigentümlich, für Klinger vielleicht bezeichnend, daß ihn in Paris Lionardos Sinnlichkeit auf die Natur weist und nicht die der modernen Franzosen, deren einziger Leitsatz doch ‚Sinne' und ‚Natur' hieß. Unter diesen Einflüssen und als Frucht der dortigen Studien schafft er das erste größere Ölbild, ‚Das Urteil des Paris'. Am Rahmen dieses Bildes finden sich seine frühesten Plastiken. In Paris wird auch die Serie ‚Eine Liebe' entworfen, deren Vollendung erst in das Jahr 1887 fällt. Als der Künstler wiederum nach Berlin zurückkehrt, hat sich im Kreis seiner Studiengenossen manches geändert. Mittelpunkt ist nun dort der mehr durch sein tragisches Geschick als durch seine Kunst bekannte Schweizer

Stauffer-Bern, mit dem Klinger gemeinschaftlich alle Techniken des Radierverfahrens durchexperimentiert und von dem gewandteren Handwerker gewiß vieles lernt. Bis 1883 blieb er damals in Berlin und arbeitet am ersten Zyklus der Blätter ‚Vom Tode'. Dann geht er, den schon die plastischen Entwürfe zu ‚Beethoven' und ‚Salome' beschäftigen, nach Rom, wo er die zweite Serie ‚Vom Tode' beginnt. Und 1891—1894 die Brahmsphantasien. Inzwischen hatte Klinger an einer neuen großen Leinwand gearbeitet, an einer ‚Kreuzigung'. Ferner die ‚Pietà'. Verläßt nach Vollendung der ‚Salome' Rom. Veranstaltet in München eine Gesamtausstellung, zieht nach Plagwitz bei Leipzig ins Elternhaus. Dort schafft er die ‚Kassandra', die ferneren Skulpturen und die letzten seiner gemalten und radierten Werke, die auf den Ausstellungen von seinem Schaffen und seinem Wesen kündeten.

Charakteristisch ist, wie es den jungen Künstler, an dem gerade das Übersprudeln einer mit antikem Formenmaterial spielenden Phantasie auffällt, immer wieder nach Berlin zog. Die nüchterne Stadt der Intelligenz und des Realismus entsprach einem Grundzug seines Wesens. Er war gewissermaßen literarisch, historisierend, philologisch ein Grieche. Im künstlerischen Antrieb ein trockener Realist. Berlin war um jene Jahre das geistige Zentrum, dahin der Künstler strebte, nach kurzen Aufenthalten in Brüssel, München, Paris. Und er geht erst nach Rom, als er gereift und beruhigt ist. Genau betrachtet, ist er da mit dem heißen individuellen Leben zu Ende und beginnt nun, wie stets im Mannesalter, die kältere Gedankenarbeit, der freilich der Wurzeltrieb des Gefühles nicht fehlen dürfte.

* * *

In einer 1891 erschienenen kleinen Schrift ‚Malerei und Zeichnung' hat Klinger seine ästhetischen Anschauungen niedergelegt und gewissermaßen eine Rechtfertigung seiner Kunst. Er formuliert eigentlich weniger noch den Unterschied zwischen Malerei und Zeichnung, als den zwischen Zeichnung und Zeichnung. Er prägt das Wort ‚Griffelkunst'. Diese tritt ins Leben mit den Druckmöglichkeiten. Vor Erfindung des Druckverfahrens stand die Zeichnung hauptsächlich im Dienste der Vorarbeit und zumeist, weil die Malerei andere Tendenzen verfolgte als jene, die sich in der ‚Griffelkunst' ausdrücken lassen. An der Hand der Unterschiede eines Blattes von Raffael und Dürer weist Klinger die Verschiedenheiten nach, die eine Handzeichnung, die nur Vorarbeit zu einem Bilde ist, von einer solchen trennt, die sich Selbstzweck ist und meint jene, noch so vollendet, habe keinen Anspruch auf das Wort ‚Kunstwerk'. Er weist auf den Unterschied der selbständigen Griffelkunst und der ihr verwandten Reproduktionskünste und läßt seine Erläuterungen in dem Satze gipfeln: ‚Ein Motiv vollständig künstlerisch darstellbar als Zeichnung kann für die Malerei, sofern man diese als Bild im Auge behält, aus ästhetischen Gründen undarstellbar sein.'

Ebenso will er Vorwürfe, die eigentlich malerisch aufzufassen sind, nicht gezeichnet wissen. Das Wesen der Malerei ist ihm die Farbe, das der Griffelkunst Handlung, Stimmung. Die Malerei speziell zerfällt in Bild-, Dekorations- und Raumkunst.

Das Wesen der Malerei, wie er es formuliert, scheint eng und nur die Malerei, die individualistische, die wir seit dem 17. Jahrhundert haben. Vorher pflegte man doch zumeist nur das, was Klinger unter Dekorations- und Raumkunst versteht. So könnte man annehmen, hier sei seine Definition nicht ganz zutreffend. In der Raumkunst fordert er Verzicht im einzelnen zugunsten einer ideellen Gesamtwirkung mit der Architektur und leitet hieraus die Notwendigkeit der farbigen Plastik ab. In neuerer Zeit, so ergänze ich, in der zur Ausschmückung des Raumes fast nur schwächlichen Epigonen Gelegenheit gegeben wurde, haben zu solcher Aufgabe geborene Künstler deren Gesetze auf das Tafelbild übertragen (Böcklin, Marées, Thoma) und, wie mir scheint, bereichert um jene Qualitäten, die Klinger nur von der Bildmalerei fordert. Warum könnte man, so fahre ich fort, dies heute nicht ebenso vom Raumbilde fordern, das Klinger noch auf die Gesetze früher Zeiten basiert? Denn in der Kunst kehrt, nach entgegenwirkenden Zwischenströmungen, jede Phase wieder, erhöht um die Neuerungen der vorigen.

In meisterhaften Sätzen erläutert er das Wesen des ‚Bildes‘ aus dem intensiven Erfassen der Form und der Farbe und der inneren Gesetzmäßigkeit, der irgendeine ‚Idee‘ meist nur ein lästiges Anhängsel sei, wodurch die eigentliche künstlerische Aufgabe von Nichtkünstlern umgangen werde.

Nachdem er dann die Malerei den Ausdruck unserer Freude an der Welt nennt, nimmt er für die Griffelkunst das Recht in Anspruch, auch die Nachtseiten des Daseins darzustellen und ergänzt so die von Lessing im ‚Laokoon‘ aufgestellte Lehre von den Grenzen der Malerei, dessen Standpunkt er sonst einnimmt.

Ich sagte schon, er definiere das Wesen der Malerei ein wenig eng. Er tut dies noch einmal, indem er ihr die Darstellung des Individuums, der Zeichnung den Menschen als Gattungs-Repräsentanten in seinen Beziehungen zum All zuschreibt. Es ist diese Auffassung ja insofern richtig, als in der Tat im Laufe der Jahrhunderte mit der zunehmenden Individualisierung des einzelnen auch die Kunst ihre Ausdrucksmittel in diesem Sinne verfeinerte und so den Darstellungsbereich naturgemäß beschränkte — rein technisch ist der Weg der von der Tempera- zur Ölmalerei — doch scheint es mir nicht notwendig, daß es nun für alle Zeiten so bleibe. Wies ich doch vorhin schon auf die im engen Rahmen vollzogene Erweiterung durch Böcklin, Marées und Thoma hin.

Er stellt dann die Griffelkunst — im Gegensatz zur Malerei — auf den Boden der Poesie, indem er ihr als Darstellung einer Folge von Geschehnissen jene transitorischen Momente erlaubt, die er mit Lessing der

Malerei abspricht, vor allem, wo es sich um Verkörperung des Häßlichen handele. (So sehr ich im allgemeinen dieser Meinung bin, kann ich nicht umhin, den Namen Rembrandt hier zu nennen!)

Mit viel Geist bespricht er im ferneren die technischen Unterschiede der Ausdrucksmittel bei Malerei und Zeichnung und beklagt, gerade im letzten Jahrhundert habe sich die Malerei die Ästhetik der Zeichnung zu eigen gemacht. Hier scheint der Künstler mir nicht scharf genug zu unterscheiden, indem die Malerei sich zwar teilweise einen recht unmalerischen Anekdoteninhalt zu eigen machte, der aber verschieden ist von dem in der Zeichnung erlaubten. Und da sei denn an dieser Stelle schon erwähnt, daß Klinger selbst seinen Zeichnungen mitunter einen unkünstlerischen Inhalt gibt, nämlich einen zu reflexiv-literarischen, der mit dem einfach poetischen oder dramatischen nichts gemein hat. Während, entgegen der Meinung Klingers, ein Bild neben dem formalen auch einen poetischen Gehalt haben kann, ohne künstlerisch zu leiden.

Dieses sind die Grundzüge seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses. Die weiteren treffenden Bemerkungen über gewisse Wesenseigenheiten der Zeichnung, die Zeit ihrer Entstehung, ihren historischen Gang, die einstige Einheit der Künste, und deren Verfall kommen hier nicht in Betracht und sind auch allgemein.

Für den Mittelpunkt der Kunst erklärt er den Menschen, den nackten Menschen. Und beklagt die Prüderie. Mit Recht, insofern es sich um — Prüderie handelt. Daß aber dem Künstler die Darstellung des Nackten heute verwehrt sei, ist nicht zutreffend. Sie nimmt im Gegenteil bedenkliche Formen an. Durch das Lendentuch, das man seinem Christus gab, scheint in Klinger dieser Groll zu wohnen. Man bedenke, daß selbst die Griechen das Weib nicht gern ganz nackt darstellten. Die erste ganz nackte weibliche Statue ist die Venus Medici, ein Dekadenzprodukt. Und er sieht die Zukunft eines neuen Stiles in der Anerkennung, dem Studium und der Durchbildung des Nackten.

Ich glaube, dazu bedarf es noch der Mitwirkung einiger grundlegenden Faktoren. Denn ein Stil wird nie vom Künstler gemacht, ist die Frucht, die er vom Baume eines reifen Volkes pflückt.

* * *

Nachdem ein Maler, nicht ein Fachgelehrter, so das Wesen der bildenden Kunst, speziell seiner Kunst, feststellte und, wie mir scheint, ziemlich einwandfrei, mag es wundern, daß dieser die Gesetze der Kunst so logisch definierende Künstler manches wirkungslose, im höheren Sinne unkünstlerische Werk geschaffen hat. Sollte dies darin gegründet sein, daß er seine Gesetze nicht genügend befolgt, daß sie noch unzulänglich sind, oder daß schließlich das wahre Kunstwerk alle Ästhetik zu schanden macht? Ich glaube, der Grund ist keiner von diesen. Liegt vielmehr in der komplizierten Zusammensetzung dieses Künstlers.

Der Griffelkünstler ist nach Klinger ein Mann, der, entgegen der

optimistischen Weltauffassung des Malers, dem Leben kritisch und mit satirischer Schärfe gegenübertritt. So sahen wir denn auch schon bei der raschen Aufzählung seines Lebenswerkes, wie der Künstler Zyklus um Zyklus schafft, die uns, ein scharfer Spiegel seines Geistes, das Leben zu strahlen, wie er es auffing in den Phasen seiner Entwicklung. Was diesen Kopf erregte, diese Seele rührte und aufrüttelte bis auf den Grund, ist sehr verschiedenfältig und umfassend. Und vor allem das erste Schaffensjahrzehnt, die Zeit vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahr, und wieder dessen erste Hälfte ist von einer strömenden Produktivität. Dabei kreuzen die entgegengesetzten Dinge diese Brust. Altes und Neues, klassische Scherzspiele und die Nachtseiten des modernen Lebens, Religiöses und die Wunder und Kräfte und Schicksale liebender Herzen, dann der Tod.

Es hat diesen Künstler das Leben gefaßt und beschäftigt und nicht losgelassen, bis er sich von ihm befreite dadurch, daß er es mit dem Stifte niederschrieb. Es sind gewissermaßen die Grundprobleme, die sozialen wie metaphysischen, die ihn bewegen, doch in einer ziemlich groben, handgreiflich rührenden Form, wobei der Inhalt, nicht die optische Vision den Ausgang bildet. Der Umstand veranlaßt dann die Frage: Mit welchen künstlerischen Mitteln, mit welcher künstlerischen Kraft hat er sich an das Werk gemacht und sich seiner Aufgabe entledigt? Und da müssen wir denn, gerade um Klarheit in der Meinungen verworrenen Streit zu bringen, sagen, daß die einzelne Leistung an rein künstlerischem Gehalt nicht immer auf der Höhe steht, die ein gedanklicher Zuschnitt ihr zu verleihen scheint. Die Konzeption im Umriß ist meist gut, in der Durchführung hielt die sinnliche Intensität nicht stand und wird durch ein theatralisches Pathos ersetzt. Beim Einzelstudium erträgt manches die kritische Sonde nicht, wofür Ursachen entscheidend sind, die tief begründet liegen in der komplizierten Zusammensetzung dieser ungewöhnlichen, aber nicht zeitnaiven Individualität.

So überraschte der Künstler schon in seinen frühesten Blättern mehr durch eine altkluge Reife des Geistes und einen Erfindungsreichtum der Phantasie, in deren Adern die Schätze früher Zeiten zirkulierten, als durch jene Sonderheiten des technischen Ausdrucks, einer eigenen zeit-individuellen, frappierenden Behandlung des Materials, die der Ausdruck eines neuen Inhaltes und einer sinnlich-starken einheitlichen Lebensauffassung ist, der echt künstlerischen Individualität überhaupt; wobei ich einen von Klinger geschriebenen Satz zitiere, den ich in dieser Form nicht einmal ganz gelten lasse: In der Kunst liegt der ‚Sinn' vielmehr an der Spitze unserer Werkzeuge und in deren Kontakt mit dem Material als in Gemüt, Verstand, Wissen und Kombinieren. — Damit ich es vorweg sage: entgegen vielen anderen halte ich Klinger nicht annähernd für den Zeichner, als der er gemeinhin gilt. Es ist seltsam: dieser geistesstarke Künstler, diese Persönlichkeit, in deren Seele des Lebens Widerhall so nachhaltig brandete, hat es weniger verstanden, seinen Strich als Zeichner in dem Grade zu vergeistigen, allen Gefühlsstufen anzupassen, mit ihm die Form

zu durchdringen, ihr Innerstes zu erfassen, wie wir es auch nur annähernd von ihr verlangen sollten und könnten; während er die erlernbaren, mechanischen Verfahren der Radiertechnik natürlich bis aufs äußerste beherrscht. Es haben sich Leute daran gewöhnt, den Namen Klingers direkt hinter Lionardo, Dürer, Rembrandt zu nennen: Man vergleiche doch einmal seine Handzeichnungen mit den Blättern dieser Meister und man wird den Unterschied erkennen, vor allem aber das Unpersönliche seines Striches, dessen Gegenteil bei jenen Künstlern gerade als Zugehörigkeit zur Zeit und Ausdruck wie Einheit ihres Lebensgefühls so charakteristisch ist. Einem wirklichen Künstler gegenüber ist nichts unangebrachter, als von Verzeichnungen zu zu reden in dem Sinne, wie Akademiker es Böcklin oder Thoma gegenüber zu tun pflegten. Hier ist es eine andere Sache, da hier der formale Ausdruck an sich in Frage steht: als Äquivalent der Idee. Daher rührt es auch, daß wir oft die Zeichnung irgend eines begabten Franzosen weit lebhafter empfinden als die des doch im Grunde geistigeren Klinger, der infolge seiner gedanklichen Kälte häufig erst im rein Ornamentalen frei und leicht wird.

Was seinen Blättern dennoch zur Wirkung verhilft und die meisten Betrachter über diesen Mangel hinwegtäuscht, ist die Kraft, mit der rein gedanklich oder gefühlsmäßig der Künstler den Vorwurf anpackt. Ich sprach vom Eindruck seiner frühesten Blätter und möchte annehmen, gerade der traditionelle Reichtum, der seine Phantasie beschwingte, hinderte ihn, so naiv und intensiv an die Natur heranzutreten, daß er den Vorwurf erfaßte, wie jede Zeit es sonst ihren Künstlern eingibt, ein Empfangen, aus dem die Technik wird, die jeder Zeit eigenes Kleid, jeder Individualität persönliche Sprache ist. — Da sind die Blätter zum Thema ‚Christus'. Die besten, der ‚Zinsgroschen' und die ‚Kreuzerhöhung' haben etwas Rembrandteskes, die der ‚Bergpredigt' einen karrikaturenhaften Zug, während die übrigen durchaus in den Banden der Konvention stecken.

Diese altkluge, geistige Reife, von der ich sprach, zeigt sich besonders in der frühen Anlage zu Witz und Satire, ein Zeichen, daß der Intellekt dem Herzen den Vorrang ablief, während die Produktivität des Herzens, dieser köstlichste Schatz der Jugend, von den ganz Starken bis in das Alter gerettet wurde. Das Wesen dieses Geistes verleiht dem technisch Ungeschickten sogleich eine Meisterschaft, selbst in frühen Jahren, so es sich um ornamentale Kompositionen handelt. Daneben tut der junge Künstler einige geschickte Griffe ins moderne Gesellschaftsleben, dessen Typen er geistreich festhält. Dann kam jener Zyklus von Federzeichnungen, der erst später radiert wurde, die ‚Paraphrase auf den Fund eines Handschuhes'. Ein Werk, das ursprünglich einen Reiz ausübte, indem ein in seinem Ausgangspunkt realistisches Motiv durch alle Stadien des Traumspiels verwandelt wird: von Menzel gleichsam ausgehend, durch griechische und japanische Formanklänge. Doch wir vermissen heute die formale Meisterschaft nur zu deutlich und empfinden den Hergang als rein literarisch.

Es folgt im Lauf seiner Produktion die ‚Rettung ovidischer Opfer'. Dieses Werk ist von besonderer Bedeutung und gehört zu den schönsten des Künstlers. Obgleich hier ein junger Mann, der mitten im modernen Leben steht, seine Phantasie ins klassische Altertum sendet, entsteht ein Werk von Geschlossenheit, Anmut, Grazie, vollendeter Komposition und einer zeichnerischen Technik, die stellenweise reifer und sicherer wirkt als manches später geschaffene Blatt. Vor allem die Blätter, in denen die Landschaft überwiegt, sind die reizvollsten und zeigen ein Ebenmaß der Komposition, eine Gliederung der Einzelheiten, ein Verhältnis der Figuren zur Umgebung, die wir sonst bei diesem Künstler vermissen. Zwar betont Klinger in seiner Abhandlung ausdrücklich, es sei die größere Freiheit der Zeichnung, auf einem unmodifizierten Hintergrund die Gestalt wie einen Schmetterling aufzupiken, oft nur von einem Kontur umrissen: Doch wir finden nicht, daß gerade er hierin sich auszeichnet wie etwa später ein Linienkünstler vom Schlage Beardsley's.

Ein verwandtes, doch nicht so einheitliches Werk sind die ‚Intermezzi'. Es wird von zwei verschiedenen Adern aus des Künstlers Phantasie gespeist. Teils führt sie uns in heroisch gedachte landschaftliche Szenerien, zwischen deren steilen, kahlen Felsen Centauren hausen, teils in die deutsche Waldeseinsamkeit zu Simplizius. Jene heroischen Landschaften, die Heimstätten der Centauren, muten uns so kalt und seltsam an und doch so ausgereift, daß es Wunder nehmen muß, wie ein junger Künstler jener Zeit diese Blätter erdachte. Sie scheinen von einem herzurühren, der im Kreise von Preller, Koch und Kanoldt lebte. Und so ausgeglichen, als habe er sein Leben auf derartige Schilderungen verwendet. Welch ein Sprung von hier ins moderne Leben, in jene Gefühlsregionen und Schicksalskonstellationen, die des Künstlers innerem Auge jene Bilder spiegelten, die er in dem Zyklus ‚ein Leben' dann niederschreibt, in dem er uns den Daseinsgang eines Frauenzimmers vorführt; welch ein Kontrast, so man neben den verfolgten Centaur oder neben den ‚Simplizius' jenes Blatt ‚für Alle' stellt, auf dem er in parador-geistreicher Pose uns alle Pikanterien einer Tänzerin verkörpert. In malerischer Hinsicht enthält dieser Zyklus eins seiner stärksten Blätter — ich meine jene dunkelgetonte Einzelfigur ‚Auf der Straße'.

Es folgt des Künstlers stärkstes Werk: ‚Dramen'. Die Blätter ‚Märztage' und ‚In Flagranti' seien besonders hervorgehoben. Hier sieht er die Welt mit Menzels Augen wieder und geht vom stark gefühlten Moment aus. Hier wirkt er in technischer Beziehung malerisch und auch die Vorwürfe sind solcher Art, daß sie sich, entgegen der Meinung Klingers, auch malen ließen. Sein Strich ist breit und warm.

In die einst hohe Begeisterung für den Zyklus ‚Eine Liebe' kann man heute nicht mehr einstimmen. Seine Aquatintatechnik ist nicht immer pikant. Dann sind diese Blätter, wie auch die folgenden, die der Serie ‚Vom Tode I' zu literarisch. Auch technisch ist manches nicht auf der

Höhe. Desgleichen in kompositorischer Hinsicht, was Gestaltung des Raumes und Gliederung der Einzelheiten betrifft, zerrissen und unharmonisch. Zwar kommt in ‚Eine Liebe‘ hin und wieder ein starkes Gefühl zum Ausdruck, doch vermißt man dies in den Blättern ‚Vom Tode I‘ empfindlich. Eine Ausnahme macht hier allein das stark erfaßte Blatt ‚Das Meer‘, auf dem das Schiff tief in den stürmenden Wellen sitzt. Doch die neben dem Kinderwagen schlafende Frau, das Skelett auf den Schienen, der Erschlagene auf der Landstraße, der Landmann neben seinem Pferd, alle diese Blätter sind formal trocken und ohne Gefühlsstärke. Hier ist ein rein literarischer Gedanke hingeworfen, ohne daß er dramatisch zugespitzt, durch den Vortrag auf den Beschauer wirkte. Gerade hier, wo der Künstler, mehr als vorher, das Individuum in seinen Beziehungen zum All zu zeigen versucht, versagt er, obgleich er dies für die hauptsächlichste Aufgabe der Zeichnung erklärt. Und wir werden weiter sehen, hernach in den reicheren Blättern ‚Vom Tode II‘, daß er nun auch den Boden der rein künstlerisch-poetischen Empfindung zum Teil verläßt und diese durch eine ornamentale Gedankensprache ersetzt.

Vorher, in den ‚Brahmsphantasien‘ ist er bemüht, musikalische Allegorien zum Ausdruck zu bringen. Hier schlägt er, nach den realistischen Werken der letzten Phase, in begeistert erhöhter, gedanklich vertiefter Schwingung den heroischen Rhythmus an, dessen erste Klänge wir aus früheren Arbeiten kennen. Das Werk faßt die Grundzüge seines Wesens gewissermaßen zusammen, d. h. den rein phantasierenden des „Handschuh‘ und einen antikischrealen. Es gelingen ihm Blätter von starkem Zug, so vor allem die Prometheus-Entwürfe, doch sie erwärmen im Grunde nicht und lassen formal gleichgültig. Man sieht hier, daß der Gedanke, sagen wir der künstlerische Impetus nicht stark genug war, der Linie wirkliche Größe zu verleihen: hinter einer verhältnismäßig konventionellen Form lebt die Größe nur als gedankliche Tradition. Dieser Heroismus ist nicht menschlich vertieft, wirkt auf uns heute zu philologisch. Eine imposantere und doch im Grunde kalte Wirkung üben die Blätter ‚Vom Tode II‘ durch ihre reiche Aufmachung. Man nehme ‚Mutter und Kind‘. Wer wäre nicht im ersten Augenblick von der Tragik dieses vornehmen Blattes gefangen genommen, und doch ist diese Wirkung nicht von Dauer. Sie beruht nicht auf der Produktivität des Gefühls, ist nicht aus dem Innersten und Einfachsten des Vorwurfes zum Äußersten gestaltet, ist rein verstandesmäßig durch äußerliche ornamentale Wirkung erzeugt. Der Kern soll durch die Schale wirken; es ist gewissermaßen ‚ein Begräbnis I. Klasse‘, das der Menge das Wesen des Abschieds vom Leben deutlicher ins Gedächtnis ruft, als wenn einer ihresgleichen schlicht bestattet wird. Der Mensch ist hier Nebensache, und, wie so oft bei Klinger, gegen die blendende Kraft des Ornaments ungeschickt dargestellt. Mit kalter Resignation bewundern und zerlegen wir diese prächtige Gedankenarchitektur, wo wir hingerissen sein möchten. Hier ist der Höhepunkt der Klinger'schen Kunst und zugleich ihr Manko.

So hat in diesem Blatte, was schon am jungen Künstler auffiel, seine Vollendung erreicht: die künstlerische Schärfe eines form-traditionellen Geistes, dem dadurch bei aller geistigen Stärke der Weg zur ungehemmt naiven Empfindung und Darstellung versperrt blieb.

Oder sollte nun der Künstler kommen und diese Einwände widerlegen mit jenen Sätzen, die er über das Wesen der Zeichnung aufstellte und uns sagen, wir fordern von der Zeichnung, was nicht der Zeichnung sei? Doch wir vermissen das Gleiche im Grunde in seinem ganzen Werke. —

* * *

Man erinnere sich, was Klinger in seinem ästhetischen Bekenntnis vom Wesen des Bildes sagt. Eine seltsame Ironie des Zufalles wollte es, daß dieser Künstler, der diese prägnanten, wenn auch, wie ich betonte, vielleicht zu eng gefaßten Worte schrieb, mit einem Bilde begann — ‚An der Kirchhofsmauer‘ — dem ein rein literarischer Gedanke zugrunde liegt. Und auch die diesem folgenden Bilder, die ‚Gesandtschaft‘ und der ‚Abend‘ sind solcher Art, sind aus einer nicht in erster Linie malerischen Idee hervorgegangen. Es ist nur zu erklärlich. Ein Künstler, dessen Ideenwelt so übersprudelnd nach Ausdruck durch den Griffel rief, kann im eigentlichen Sinne kein reiner Maler sein. Und so hat man denn auch Klinger kaum für einen solchen gehalten. Eher schon scheint er zum Raumbilde bestimmt. Seine ersten Versuche dieser Art sind Fresken-Entwürfe für eine Villa in Steglitz, die jedoch, wenn ich nicht irre, nie zur Ausführung kamen, und von denen sich ein Teil in der Berliner Nationalgalerie befindet. Wir schätzen an diesen die Sicherheit der Komposition, ein frisches Naturgefühl und das dem Vorgang entsprechende helle, frohe Kolorit. Doch man überwindet einen gewissen theaterhaften Zug nicht, der über das schlichte und tiefe Naturgefühl mit einem etwas leeren Pathos hinaustönt. Während diese Bilder sonst in manchen Einzelheiten lebhafter sind als das meiste, was der Künstler später gemalt hat.

Sein erstes größeres Bild ist das ‚Paris-Urteil‘, an dem die eigentümliche Auffassung das frappierende ist.

Daß ein so intellektuell schaffender Künstler wie Klinger nicht vornehmlich Kolorist sein kann, ist selbstverständlich, da, wie die Linie im Gehirn, die Farbe im Gefühl Wärme und Klang erhält. Klinger sagt zwar, daß alle großen Zeichenkünstler auch große Maler gewesen seien; doch scheint mir, diese Behauptung nicht leicht zu beweisen, denn Rembrandt blieb als Zeichner immer Maler und Dürer als Maler immer Zeichner. Und von Cornelius sagt Klinger selbst, es sei unberechtigt, von dessen Kartons zu meinen: ‚Wenn dieser hätte malen können,‘ denn dann, sagt Klinger weiter, ‚hätte er seine Kompositionen überhaupt anders gedacht.‘

Nun versuchte zwar Klinger, seine späteren Bilder im dekorativen Sinne malerisch zu denken, doch sie bleiben kalt bei aller Stärke der Einzelheiten. Denn sie sind keine Einheit. In ihnen tritt sich steigernd, von der ‚Kreuzigung‘ bis zum ‚Christus im Olymp‘ die mangelnde

Fähigkeit rein-künstlerischer Konzeption grell zu Tage. So hat die ‚Kreuzigung' keinen Mittelpunkt, oder nimmt man schon einen solchen an, so stehen die Einzelheiten nicht in Beziehung zu diesem Zentrum. Beim ‚Christus im Olymp' ist diese Unausgeglichenheit nicht so augenfällig, doch auch vorhanden. Der scharf Zusehende erkennt die Nähte des Mosaiks. Und das trocken dargestellte Heroentum, jener Versuch einer Versöhnung von Antike und Christus verhallt wirkungslos am Beschauer. Die Forderung Klingers, die Raumkunst sollte nicht wie das Bild die Form, solle ein Weltgefühl ausdrücken, die Beziehungen des Individuums zum All, trifft in diesem umfangreichen Werke nur doktrinär zu. Hier sehen wir nicht die Empfindungen des Individuums zum Kosmos in einer gedanklich verschmolzenen Formenmusik, wie in Raffaels unsterblichen Werken vor uns lebendig werden, vielmehr wie ein Philologe die Weltsymbole dieser betrachtend gruppiert.

Den stärksten Eindruck in seelischer Beziehung gewinnt man noch von Klingers 1890 entstandener ‚Pietà', da auf engem Raum zwei Menschen ihrem Schmerz nachsinnen. Weil die Empfindungssphäre sich hier, durch zwei Figuren getragen, leichter auf ihren Kern konzentrieren ließ, war eine Wirkung eher zu erreichen.

So lastet denn gerade auf dem Schöpferwillen des Malers Klinger das traditionelle Empfinden schwerer als auf dem Radierer. Wo hier in kleinerem Format der Trieb durch unmittelbarere Beziehung zum Leben immerhin noch frischere Impulse empfing, die gelegentlich selbst die Einheit der Gestaltung regeln, sehen wir in den großen Gebilden Idee, Komposition und Form blutleer erstarren. Es könnte die versagende Wirkung seiner Raumbilder vielleicht ein Fingerzeig dafür sein, daß solche — nachdem ihr vornehmlichster Inhalt früher Jahrhunderte, die Leidensgeschichte des Erlösers aus dem Darstellungsbereich so gut wie ausgeschieden ist, da das denkbar Höchste mit der Sixtina und Rembrandt erreicht wurde, — neuer Einstellungen des Individuums zum All bedürfen.

Eine solche Schlußsumme zu ziehen aber war der einmal als Zeichner kritisch-sezierende, zum andern unmalerisch und formtraditionell Empfindende nicht fähig.

* * *

Indem Klinger in seiner Broschüre auf den Zerfall einer Gesamtkunst hinweist, wie er mit dem Ausgang der Renaissance eintritt, zeigt er, wie sich die Skulptur, vorher ein Teil des Ganzen, zur Sondergruppe isolierte. Auf diesem Stand ist sie nicht nur verblieben, was sie ja mit den übrigen Künsten gemein hat, sie ist, mit ganz geringer Ausnahme, entgegen diesen in den Banden der alten Ideen und Formen verharrt, selbst im letzten Jahrhundert, als die Malerei sich mit bemerkenswerter Kühnheit auf den verschiedensten Gebieten neu und eigen versuchte. Die Skulptur verfiel, gleich der Malerei, mit dem Empire von neuem der Antike, und

hat sich entgegen dieser bis heute deren Formalismus kaum zu entringen vermocht.

Vielleicht, weil jener Geist des Einzelnen, der vor Jahrhunderten die Einheit der Künste sprengte und sich bis heute auf dem Gebiete der Malerei mit geringer Ausnahme erhalten hat, sie verneint. Der Geist, der seit jener Zeit die selbständig fortschreitende Malerei erfüllt, war der Geist Rembrandts; nun hat man zwar gesagt, es ließe sich auch ein Rembrandt der Plastik denken, ein solcher müsse ein Germane sein und würde einem betrunkenen Wilden gleichen: Daß Klinger dieser Rembrandt der Plastik nicht ist, leuchtet jedem ein. Seltsamer Weise aber sind die revolutionierenden Geister auf diesem Gebiet Romanen, die ja, wenn auch in rein formaler Weise, die Führung auch auf dem Gebiet der technischen Mal-Neuerungen übernahmen und bis zur Auflösung zu Ende führten.

Doch ist nicht eine malerische Skulptur gerade als Einzelgruppe im Grunde ein Unding? (Malerisch als Teil eines Ganzen, wie sie es im Barock wurde, ist eine andere und letzte Möglichkeit!) Ist nicht die ganze Sensibilität des modernen Individuums auszudrücken, darüber selbst die neuere Malerei und Dichtung schon hinweggeschritten, hier am wenigsten möglich? Denkt man sich die Skulptur nicht notwendig auch für die Zukunft wieder in Verbindung mit einer neuen gewaltigen Architektur? Die Architektur aber ist die Sprache der Völker, nicht die des einzelnen, und für die Skulptur scheinen daher noch heute die Gesetze der Antike unverrückbar, wenn auch in einer, der Zeit entsprechend gewandelten Form.

Ist also die Neubelebung ebenso notwendig, wie sie es in der Malerei war, so wird mehr nur die formale, die ideelle Seite nur in gewissem Sinne in Frage kommen, indem diese mit der alten neue Berührungspunkte eint. Es wäre der Skulptur somit jener lange und zersetzende Entwicklungsgang, den die Schwesterkünste zurücklegten, erspart geblieben, und sie erntete nun mühelos die in langer Arbeit gesammelte Erfahrung in dem Augenblicke, da die Malerei sich gleichfalls anschickt, sich wieder mit den übrigen zur Einheit zusammenzuschließen, als Ausdruck großer Daseinsfragen. Klinger aber steht solchen Zukunftsforderungen als Plastiker vollends ferne. Hier macht sich sein rein intellektuelles Verarbeiten alter Kulturwerte noch fühlbarer als in der Malerei, und verhält sich, bei aller Meisterschaft im einzelnen, sein Werk uns noch fremder gegenüber. Es gelingt ihm nicht, das Material aus der formalen Anschauung einer einheitlich gefaßten Idee zu gestalten und zu beseelen; er arbeitet vielmehr mit einem Aufwand äußerer Mittel, mit denen er eine ausgeklügelte Idee kalt dekoriert. Dabei ist dieser äußerliche Reichtum nicht der Ausdruck einer natürlichen Lebensfülle wie zur Zeit der Renaissance, vielmehr eher des Gegenteils und nur des materiellen Verlangens nach einer solchen. Es gilt dies von seiner ‚Salome‘ wie von seinem ‚Beethoven‘ und zeigt sich auf eine andere Weise in seinen Porträts. So ist bei der Büste der Elsa Assenieff das Interesse mehr denn auf den Reiz der geistigen Form auf das triebhafte

Weib gerichtet. Sonst aber bedarf er Typen wie ‚Beethoven‘, ‚Liszt‘, ‚Nietzsche‘, um ein geistig Greifbares literarisch zu unterstreichen. Den im Volk Geborenen zur Größe zu steigern, würde ihm kaum gelingen. Je ungeistiger der Typus, je mehr verliert er sich bei der Gestaltung in formlosen und ungeistigen Realismus. Und so sind seine Plastiken denn auch im Grunde Klein-Plastiken, Atelierplastiken. Ihnen fehlt die große Silhouette, deren freilich die Innenplastik weniger bedarf. Daher wirken sie in der Reproduktion klein, diese Lebensgroßen, während die Reproduktion eines kleinen Böcklin monumental erscheint. Im Freien würde der Beethoven einem Barockornament gleichen. Wie wenig veranlagt Klinger ist, eine Plastik für das Freie — also monumental zu schaffen, kurzum jene Forderung zu erfüllen, dahin sein Wille zieht —, hat er durch seinen seltsamen Entwurf zum Brahms-Denkmal dargetan. Ein Künstler, der an solcher Aufgabe scheitert, beweist, daß er nicht eigentlich ein Plastiker ist. Daß er bei dem heutigen Mangel an guten Plastikern kraft seiner Persönlichkeit dennoch neben den ersten genannt werden muß, ist einleuchtend. Charakteristisch für seine Schaffensart war gleich seine ‚Salome‘. Hier ist rein gedanklich und ein wenig salonhaft parfümiert der Begriff des Lasters umschrieben, es fehlt die Einfachheit und Größe, aus der in einem Wurf die großen Kunstwerke werden. Auf die ‚Badenden‘ und die ‚Amphitrite‘ wäre ähnliches einzuwenden, während der ‚Beethoven‘ den Höhepunkt der gedanklich-konstruktiven Arbeitsmethode bildet. Hier kommt man zu einem Genuß nur, so man seine Aufmerksamkeit auf den durchgeistigten Kopf richtet. Dann schwindet die Aufdringlichkeit des pomphaften Beiwerkes, und man ahnt die Größe des Dargestellten, der mit den Kultur-Emblemen aller Zeiten glorifiziert wurde.

Man hat bei diesem Werke, wie mir scheint mit Recht, auf eine unorganische Verwendung des Materials gewiesen, die für das Ganze charakteristisch ist und die auf äußerlich-reiche Wirkung gehende Kunst Klingers kennzeichnet: die Alten pflegten wohl Bronze auf Marmor zu setzen, nicht Marmor auf Bronze. Und so sitzt denn auch hier die Figur auf einem Steinsockel, während der bronzene Sessel eine gegengeklebte Maske ist. Derartige unorganische Konstruktionen sind zur Zeit in der Architektur noch bei den unselbständigen Epigonen üblich. Und noch eins: Gerade in der Skulptur, da Klinger in geistiger Beziehung so wenig realistisch ist, ich meine was die Wahl des Vorwurfs und die Konzeption betrifft, ist er es im technischen Sinne; so gibt er der Meergöttin Amphitrite einen im Grunde häßlichen Akt, an dem jeder Fettwulst sichtbar ist, und deren Becken und Beine unschön sind, statt aus den Muskulaturgesetzen einen bezaubernden Körper zu formen. An seinen Bildwerken ist die Idee gut, die Form aber nicht aus einem Guß. Da arbeitet die Ruhe des Wohlstandes im Verein mit kühler Berechnung und Kostbarkeit des Materials so lange, bis eine im gewissen Sinne kalte Vollendung erreicht ist. Gedanklich und technisch am einheitlichsten wirkt in gewisser Hinsicht die Nietzsche-Bronze-Büste.

In Klingers Plastik mischt sich das Klassizistisch-Epigonische mit einem salonhaften Zuge. Und ihre scheinbare Vornehmheit ist mehr eine äußere als innere.

* * *

So sahen wir die Werke des Radierers, des Malers, des Bildhauers vorüberziehen, anerkannten mit Respekt ihre gedankliche Kraft, ihren künstlerischen Ernst, ihren Willen zur technischen Gründlichkeit; doch nicht, ohne eine Dissonanz zu spüren, die in der komplizierten Zusammensetzung dieser Individualität gegründet ist. Wir konnten uns vor den Malereien am wenigsten erwärmen.

Und so fassen wir noch einmal zusammen, ohne uns an Einzelheiten zu halten: Es gab gerade zu Klingers Zeiten viele, die gegen einen seelischen Gehalt, überhaupt gegen einen Inhalt eiferten. Wir sind stets für einen solchen eingetreten. Bei Klinger aber geraten wir in Verlegenheit. Hier befriedigt der Gehalt häufig nicht, weil er zu aufdringlich, zu gedanklicher Natur ist. Er stellt das Bewußtsein um eine Sache dar, nicht diese selbst. Er sproßt nicht im Gefühl unter dem formgestaltenden Intellekt, der hierdurch seinen Schwung erhalten müßte; geht vielmehr von diesem aus, der formal dann an der Realität haftet. Ist seiner Zeit deshalb häufig entgegen und formalunvollkommen, einen so hohen Flug er auch nehmen mag. Es ist die Folge jener gedanklich-formalen Traditionsanlage dieses Gehirns, dessen weitere Folge ist, daß der Künstler, entgegen den Größten der Neuzeit, nicht in der Landschaft wurzelt.

Kommt bei Klinger die Landschaft vor, so trägt sie einen epischen Zug, er benutzt sie rhetorisch, verwandt jenem kalten, uns fremden, nicht allzu menschlichen Heroentum seiner Gestalten. Er gehört zu denen, die die Beständigkeit des inneren Seins in ihren einmal in der Vergangenheit festgelegten Kulturformeln wiederholen, statt diese Form von neuem zu geben. Diese Bestimmung seines Wesens ist um so schwieriger, da es von jener realistischen Ader gekreuzt wird, die die selbständige Kunst der letzten drei Jahrhunderte speiste. Aber diese beiden Strömungen laufen parallel in ihm, mischen sich nicht, um eine neue Einheit hervorgehen zu lassen.

Klinger beschränkt sich selten auf das Einfache, ist meist pathetisch. Weder sah er die Natur intim wie die Impressionisten, noch synthetisch-vereinfacht im großen wie Böcklin. Er besitzt ein scharfes Auge für die Wirklichkeit, daneben aber eine Phantasie, die des Kothurn nicht entraten kann. Und so kommt es, daß er weder Werke zeitigt wie Menzels unerbittliches Auge und unfehlbare Hand, noch solche, in denen Böcklins stets mit dem Intellekt polarisierendes Gefühl waltet.

Nachschrift.

Diese Abhandlung über Klinger erhielt im Jahre 1912 ihre Fassung; ähnlich hatte der Autor vor etwa 20 Jahren über den Künstler geurteilt

und sich damals den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Heute ist eine ähnliche Auffassung allgemein, ja dünkt viele nicht annähernd scharf genug in der Ablehnung. — Wenn wir Klingers Werk noch einmal überschauen, so möchten wir sagen: Es ist typisch für die Zeit des deutschen wirtschaftlichen Aufschwungs der 70er und 80er Jahre. Es ist etwas von dem Prunkbedürfnis der jungen, eben wohlhabend gewordenen Bourgeoisie darin, das sich in einer Mischung von Tradition und Modernität kennzeichnet. Und wir möchten ihn in eine Reihe stellen mit den großen Renaissance-Historikern der Architektur jener Tage. Auch sie kamen jenem Bedürfnis entgegen, schufen sehr Anerkennenswertes, aber im Grunde nichts Eigenes und verdarben den Geschmack der Menge und ihrer weniger begabten Schüler. Aber Klingers Werke werden doch nie ganz verblassen können wie die verwandter Mitläufer. Dafür steckt zuviel echter Geist hinter ihnen, der immer wieder auf seine Weise fesselt. Im Hinblick auf die intellektuelle Doppelader, die sie speiste, könnte man fragen: Ist sein Werk eine Einheit? und man müßte diese Frage bejahen und verneinen. Es ist keine Einheit — wie es sonst das Zeichen großen Künstlertums — als Ausfluß *eines* schöpferischen Lebensnervs; es ist eine Einheit in dem Sinne, daß die vielen Einzelstücke die Summe dieses reflektierenden Gehirns ausmachen und jedes seine Spur trägt, aber nicht die Zeichen der inneren organischen Notwendigkeit und somit das ganze Wesen, die volle Kraft seines Schöpfers. Werke wie: Märztage, Pietà, Brahms Phantasien sind im Grunde bei aller intellektuellen Verwandtschaft von solcher Gegensätzlichkeit, wie wir ähnliches im Werke keines großen Künstlers finden. — Anläßlich des Todes Klingers wärmte man eine Ingres-Anekdote auf, die man aber sehr zu Unrecht auf ihn anwendet: Zwei französische Maler streiten über den Wert Ingres, finden ihn einen schlechten Maler und langweiligen Zeichner, und — zum Schluß ruft der eine aus: und doch ist er der größte Künstler. — Auf Ingres trifft dies zu, denn man kann ihn in manchen seiner Werke einen matten Maler und trockenen Zeichner nennen; dennoch aber hat er solche geschaffen, die vom rein *ästhetisch-formalen Standpunkt* aus die höchste Vollendung erreichen. Das trifft auf Klinger niemals zu. Bei ihm ist es, wie gesagt, stets das *Intellektuelle* und *seine Aufmachung*, das reizt, anregt und fesselt.

Karl v. Clausewitz / Von H. Spiringer

Das innere Weben der Seele bleibt immer das Höchste und Beste, und das Glücklichste ist, sich nur mit ihm in sich und anderen zu beschäftigen. In allem, was die Vorzeit und die Gegenwart, die Wirklichkeit und die Dichtung darbietet, ist das einzige anziehende Bemühen, doch nur zu erkennen, zu ahnen, welche inneren Regungen die menschliche Brust in allen Gestalten der Menschheit füllten und bewegten.' An diese Worte Wilhelm von Humboldts wird man erinnert bei der Lektüre der Briefe und Tagebuchblätter eines seiner Zeitgenossen, des preußischen Generalmajors Karl v. Clausewitz. Der Name dieses Mannes wurde im Laufe des hinter uns liegenden Krieges oft und viel genannt, nicht nur in militärischen Kreisen, denen Clausewitz als Schriftsteller durch sein strategisches Werk ‚Vom Kriege' bekannt war, sondern auch in Laienkreisen, welchen ein oder das andere Wort aus eben diesem in seinen Grundzügen durchaus modern anmutenden Werk durch seine überraschende Leuchtkraft besonders eindrücklich geworden war. Wem wäre nicht, um nur dies eine zu nennen, das Wort begegnet: ‚Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln'? Doch scheint es fast, als habe es eben des Ausbruches eines Krieges bedurft, um den Namen eines Mannes der Vergessenheit zu entreißen, der anheimzufallen er um der hohen menschlichen Eigenart seines Trägers willen wahrlich nicht verdient. Außer einer umfangreichen Biographie von Schwartz: ‚Leben des Generals Karl von Clausewitz und seiner Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl', Berlin 1878, und einigen Notizen in Wageners Staats- und Gesellschaftslexikon (V. 394 ff.) dürfte kaum etwas Ausführlicheres über die Persönlichkeit des großen Lehrers der Kriegskunst zu finden sein, und es ist deshalb zu begrüßen, daß mit der Sammlung und geschlossenen Herausgabe der Briefe und Tagebuchblätter* Karls v. Clausewitz für weitere Kreise die Möglichkeit gegeben ist, ‚das innere Weben der Seele' in einem der größten, besten Männer deutscher Geschichte zu belauschen. Es gehört die Lektüre dieser Briefe zu dem Trostreichsten, was ein Deutscher jetzt zur Hand nehmen kann. Ersteht doch hier aus den Briefen an die Braut und Gattin, die von allerpersönlichstem Leben und Erleben sprechen, ein Charakter von der Art, die unseren Tagen so bitter not tut, ein Offizier von dem Schlag, dessen vorbildliche Tugenden, jetzt leider aus weiten Kreisen unseres Offizierskorps entschwunden, einst Preußen und damit Deutschland großgemacht, ein Charakterbild, schon deswegen trostreich, weil es einmal Wirklichkeit war in einer Zeit, die im Ganzen betrachtet nicht weniger erbärmlich war als die unsere. —

Linnebachs Lebensbild von Clausewitz ist bereits 1916 erschienen und möglicherweise zurzeit sogar vergriffen. Dann wäre eine Neuauflage dringend zu wünschen, denn das Buch wirkt heute gegenwartsnäher als in der Zeit

* Karl und Marie v. Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern von Karl Linnebach. — Verlag von Martin Warneck, Berlin.

unserer äußeren Erfolge; zeigt es doch die seelische Einstellung eines der besten deutschen Männer in den Jahren von Deutschlands tiefster Erniedrigung unter das Joch Napoleons.

Der Höhepunkt von Clausewitz' Leben fällt in die Zeit der Befreiungskämpfe; doch führen uns die Briefe zurück bis in die Brautzeit, die für ihn wahrlich schwer genug anhub, — auf dem Rückzug nach der Schlacht von Jena und Auerstedt bei Prenzlau nach tapferster Gegenwehr gefangen genommen, verbringt er ein Jahr in französischer Kriegsgefangenschaft in Nancy, Reims, Soissons —, und führen uns durch jene schwerste Zeit seines Lebens, da er, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, aus freiem Entschluß vaterlandslos wird und, von seinem König ungnädig entlassen, auf russischer Seite kämpft, nachdem er vorher der treueste Mitarbeiter Scharnhorsts und Gneisenaus an den Vorbereitungen zum Befreiungswerk gewesen. Die Jahre 1813/14 machen Clausewitz zum Generalquartiermeister in der russisch-deutschen Legion, und Briefe von der Niederelbe, aus dem Holsteinischen und aus Belgien geben Frau Marie v. Clausewitz Bericht von der militärischen und politischen Lage, aber auch von dem Unbehagen des Schreibers, zu dem tatenlosen ‚Postenkrieg' verurteilt zu sein und abseits vom Hauptkriegsschauplatz ausharren zu müssen. Auch in den Briefen von 1815 spricht sich das schmerzliche Bedauern aus, nicht am eigentlichen Brennpunkt des Kampfes zu stehen. — Eine letzte Gruppe von Briefen zeigt uns Clausewitz als Generalstabschef während des polnischen Aufstandes 1831. Eine weite Spanne also, welche diese Briefe an Frau v. Clausewitz umfassen: 1806—1831. Eine Fülle von Ereignissen, Hoffnungen und Befürchtungen liegt dazwischen, an der wir intensivsten Anteil nehmen, denn Clausewitz' Briefe sind Bekenntnisschriften seines Wesens, sind ihm bewußte Gelegenheit zu unbestechlicher Selbstprüfung. Tatsächlich ist einer der stärksten Eindrücke, den man bei der Lektüre der Briefe erhält, jener der unbedingten Wahrhaftigkeit. ‚Noch nie, hoffe ich, hat sich jemand in seinem Vertrauen gegen mich betrogen gefunden — und in diesem Fall ist meine Eigenliebe ohne Grenzen,' schreibt der junge Offizier an die Braut. Ein stolzes Wort! — Während der Kriegsgefangenschaft verschmäht es Clausewitz, teilzuhaben an dem leicht zu gewinnenden Ruhm des Prinzen August, der ‚mit dem Kinderbrei der französischen Literatur großgeworden ist' und nun in der französischen Gesellschaft zu Soissons ‚darüber spricht wie ein Primaner im Examen', so daß ‚die guten Leute dann alle etonniert sind über die tiefen Bemerkungen und den Esprit eines deutschen Prinzen über die französische Literatur'. ‚Gewöhnlich vermeide ich alle Gespräche über Literatur mit dem Prinzen, teils weil ich dem Gegenstand nicht gewachsen bin, teils weil ich mich zu gut fühle, um leere Schalen aufzubrechen. Zuweilen aber wird mir der Unfug zu groß, und mein Stolz weigert sich unwillig, länger den Schein der Überlegenheit zu tragen, den mein geduldiges Schweigen veranlaßt hat. Dann gibt es eine Disputation, die einem wahren Ästhetiker sehr lächerlich vorkommen würde; von der einen Seite

nichts als erlernte Ideen, von der andern nichts als dunkle Gefühle und Ahnung der Wahrheit.' — Bei aller verehrungsvollen Liebe, die er der Braut entgegenbringt, verhehlt Clausewitz ihr nicht, daß er unfähig, ‚noch etwas zu sein, unabhängig von Vaterland und Nationalehre. Ich weiß, daß ich Dir durch dies Geständnis wehe tue, aber ich muß es tun zur Verhütung jeder Täuschung.' — Und ein anderes Mal, da er Leidenschaftlichkeit als Grundzug seines Wesens zugibt, schreibt er: ‚Du siehst, ich bin gerade und aufrichtig und nicht gesonnen, mich Dir von der Seite darzustellen, die Dir die liebste wäre, sondern von der wahren. . .'

Seinem aufrechten Sinn für Wahrheit und Echtheit des Wesens widerspricht auch die Aufgabe, mit seinem Prinzen in vierzehntägigem Pariser Aufenthalt ‚alles, alles, alles zu besehen, was hier an Merkwürdigkeiten sich findet'. Er wehrt sich gegen solche Oberflächlichkeit der Betrachtungsweise und gesteht, daß er mehr kalte Bemerkungen als empfangene Eindrücke des Gemütes mitzuteilen habe. — Ein solch selten klarer Charakter läßt sich auch nicht durch Schlagworte einnehmen; für ihn gibt es, wenn er ein Problem erst einmal aufgegriffen hat, nur eine Möglichkeit: ein Durchdenken der Frage bis zum Letzten, ein Betrachten der Dinge von allen Seiten, gleichgültig, ob er nun über französische Art und Sprache redet, oder ob es kriegswissenschaftliche Probleme sind, die er erörtert. —

Nach seinen eigenen Worten dient Clausewitz ‚zwei Erdengöttern', dem Vaterland und der Nationalehre. ‚Ein Mann ohne Vaterland, ein entsetzlicher Gedanke! Sein Leben ist der Faden eines aufgelösten Gewebes, zu nichts mehr tauglich.' Deshalb konnte, als durch die erzwungene Bundesgenossenschaft Preußens für Frankreich das Vaterland äußerlich gerettet werden sollte, Clausewitz nicht auf preußischer Seite fechten, da er dadurch unfehlbar innerlich vaterlandslos geworden wäre. — Erschütternd wirken für uns die folgenden Worte aus dem Reisetagebuch, geschrieben auf dem Weg in die Gefangenschaft 1807: ‚Verwaist irren wir Kinder eines verlorenen Vaterlandes umher, und der Glanz des Staates, den wir bilden halfen, ist erloschen. Wie an des Tempels edlem Gebäude der kleinste Schmuck seine edle Bestimmung mit Stolz zu fühlen scheint, so schwang sich mit des Staates Hoheit auch unser Bewußtsein empor, und jetzt, wie die Ruinen eines verfallenen Tempels, sind wir kaum gut genug, einer ärmlichen Hütte das hölzerne Dach zu stützen. — Darum ist der Aufenthalt in der Fremde jetzt so bitter für uns; denn alle Rechte, welche der Ausländer mit in den Schoß fremder Nationen trägt, nimmt er aus dem Schatz öffentlicher Achtung seines eigenen Volkes; wo diese vernichtet ist, sind alle seine bürgerlichen Ansprüche ungültige Papiermünze, und es bleibt ihm nur der Mensch; wo aber dieser gelten soll, muß bei denen, die ihn aufnehmen, der Staatsbürger großmütig sich entfernen. Wie groß sich also auch unser Menschenwert fühlen mag, so bleiben wir doch immer Bettler, denen Großmut für Recht ergehen muß. Man mag mich tadeln oder nicht, mir erscheint es immer als Egoismus, wenn der Mann auf seinen Menschenwert so stolz ist, daß

er darüber den Wert als Staatsbürger mit Gleichgültigkeit betrachten kann.' —

Es ist kaum einer der vielen Briefe an Braut und Gattin während der langen Trennungsjahre, in dem nicht das vaterländische Empfinden den Grundton abgibt, sei es nun, daß die Opfer- und Todesbereitschaft des ins Feld Ziehenden begeistert ausgesprochen wird, sei es, daß der Patriotismus aufflammt, der sehend genug ist, die schweren Fehler zu finden und zu geißeln, die das namenlose Unglück über das geliebte Vaterland gebracht. —

Wie sehr Clausewitz der Idee des Vaterlandes diente, zeigt die Beharrlichkeit, mit welcher er trotz kränkender Abweisung von seiten des Königs immer wieder die Möglichkeit des Rücktritts in die preußische Armee erbat: ‚Es ist mein Stolz, dem Vaterland zu dienen, und mein doppelter Stolz, auch unter demütigenden Bedingungen.' — Innige Freundschaft, gegründet auf dieselbe leidenschaftliche Liebe zum Vaterland, verbindet Clausewitz mit Scharnhorst und Gneisenau. In stolzer Freude über das Gemeinsame, was ihn, den viel Jüngeren, mit jenen ausgezeichneten Männern vereint, schreibt er unterm 29. Mai 1809 an seine Braut: ‚Noch nie hat es der König gewagt, uns, die wir kräftige Maßregeln wollten, von jedem Privateigennutz weit entfernt, voll hehren Gefühls der Aufopferung waren und immer eine offene Stirn und Sprache führten, anders als „die gute Partei" zu nennen.' — Vor seinem Ausscheiden aus dem preußischen Heer verfaßte Clausewitz eine Denkschrift, die bestimmt war, den Widerstand so vieler der besten Vaterlandsfreunde gegen des Königs notgedrungene Bündniszusage an Napoleon zu rechtfertigen. Die ‚drei Bekenntnisse' sind damals nicht veröffentlicht worden, trotzdem man ziemlich sicher sein konnte, daß ihre Wirkung eine ganz außerordentliche sein mußte. Man befürchtete wohl eine plötzliche Erhebung, die nicht stark genug sein möchte, die endgültige Befreiung zu bringen, und so verzichtete man auf eine Rechtfertigung in den Augen der Welt durch eines der gewaltigsten Schriftdenkmäler jener Zeit. Es ist edelste Leidenschaft, mit der Clausewitz erklärt:

‚Ich sage mich los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;
daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;
daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;
daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;
daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;
daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;
daß ein Volk in den meisten Fällen unüberwindlich ist in dem großen Kampfe um seine Freiheit;
daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt:
daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können;
daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem, aber festem Entschluß und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;
daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht;
daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf;
daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

Verdient dieser Glaube in mir und den mir Gleichgesinnten die Verachtung und den Hohn unserer Mitbürger?

Die Nachwelt entscheide hierüber!'

So steht, gestützt auf die Grundpfeiler seines Wesens, unbedingte Wahrhaftigkeit und restlose Hingabe an die Idee des Vaterlandes, ein Charakter vor uns, bei dessen weiterer Betrachtung noch viele freundliche Lichter aufblitzen wollen. Doch es möge der Hinweis auf diese beiden Züge im Bilde Karls v. Clausewitz genügen, um einer Zeit, die so bitter verarmt ist an Idealen wie die unsere, zu zeigen, wo die wahren Wurzeln neuschaffender Kräfte liegen.

Peter Cornelius und die Romantik
Von Eduard Firmenich-Richartz

(Schluß.) Von der Darstellung antiker Mythen nach Homer hatte Peter Cornelius unter Goethes Anleitung seinen Ausgang genommen. Albrecht Dürer vermittelte ihm zuerst einen Begriff kernhafter deutscher Kunst, und forderte zum Anschluß auf. Die Altarbilder kölnischer und vlämischer Meister und die monumentalen Fresken der Renaissance in Rom und Orvieto wiesen dann ferner den jungen Maler auf den ethischen Gehalt christlicher Gegenstände hin. Nun sollte er im Auftrag König Ludwigs wiederum in mächtige Bilderzyklen zusammenfassen, was die Welt der Griechen an geistigen Gütern, sinnvollen Symbolen des Naturlebens und heroischen Charakteren irgend darbot. Es war eine Aufgabe, welche die Anspannung aller geistigen Kräfte erforderte; Cornelius löste sie nicht mehr im Sinne des Klassizismus.

Noch Anton Raffael Mengs hatte auf seinem ‚Parnaß' in der Villa Albani zusammengeordnet, was ihm an typischen Gestalten und Gewandmassen, die in großen Linien herabsinken, vom Anblick der Marmorwerke Roms in der Erinnerung haften geblieben war. Jede Attitüde, jedes Motiv entstammte einem antiken Vorbild. Er glaubte hiermit strengen Forderungen an Auslese, Stil und Schönheit entsprochen zu haben. Was er aus Eigenem hinzugab, bestand hauptsächlich in der formalen Lösung, der technischen Ausführung der Malerei, in der Pinselarbeit.

Bei Peter Cornelius war die geistige Durchdringung des Stoffes, die Schaubarmachung gedanklicher Bezüge, die bildnerische Umschreibung dichterischer Schönheiten der wesentliche Teil seiner Leistung, als er es unternahm, die drei als Vorhalle und Festsäle gedachten Räume der Glyptothek in München auszumalen. Wie der Philosoph forscht er zunächst nach den leitenden Ideen, um von diesen bei der Gestaltung seinen Ausgang zu nehmen, alle Vorstellungen zu einem reichgegliederten System zu verbinden. Er will den Gehalt einer großen Kulturepoche enthüllen als Vorbereitung und Ergänzung für das Studium einer Auswahl statuarischer Werke, und er verfährt methodisch gleich dem Historiker. Für die Bilder im Göttersaal ist die Hauptquelle die Theogonie des Hesiod. Eros lenkt die Kräfte und beherrscht die Elemente. Um dies Zentrum folgen im Kreis die Personifikationen der Jahreszeiten, dann die Gottheiten der beiden Gestirne, die in ihrem Wechsel Tag und Nacht heraufführen: Helios mit gesträubtem goldigen Haar als Strahlender auf seinem Feuerwagen, Eos Blumen streuend, umgeben von Taugöttinnen, die keusche Artemis Selene mit der Mondsichel. Rehe ziehen zaghaft schreitend ihren Wagen über Gewölk; die bleiche Nacht hält die Brüder Tod und Schlaf in den Armen. Eulen bewegen schwebend ihr Gefährt, Traumgestalten begleiten sie. Mythen, die sich auf ersehnte unerwiderte Liebe beziehen, legen menschliches Empfinden in das Naturwalten. Eos erhebt sich beim ersten Hahnenschrei vom Lager des greisen Thiton, Daphne versagt sich Apollon. Verhängnisvoll wird versengende Leidenschaft der Unsterblichen auch Leukothoë, Klytia und dem schönen Hyakinthos.

Aktäon büßt für entzücktes Schauen, und in der Abendstille betrachtet Artemis den lockigen Endymion, und ihre lichten Finger streichen zärtlich über das volle Gesicht des Schlafenden. Liebessehnen, Finden, Trennung bringt Sinn und Handlung in das Walten der großen Naturreiche. Den Orpheus führt Eros in die Unterwelt, und so erträgt er die drohenden Blicke Plutons und weckt durch sein Lied in Proserpina wehmütiges Gedenken an sonnige Tage. Hinter dem Thron harrt lauschend Eurydike, die Eumeniden sinken in Schlaf. Die Macht des Gesanges läßt die ruhelosen Danaiden aufblicken und die Schattenrichter ihren Wahrspruch zögernd unterbrechen. In der Wasserwelt entzücken Arions Lieder die im Gedräng aufsteigenden Nereiden, Eros lenkt die Hippokampen an Poseidons Wagen. Das Sehnen erfüllt sich im Olymp, wo Herakles nach vollbrachten Taten von Hebe den Göttertrank empfängt.

Über den göttlichen Ursprung der Kunst und ihr Verderben durch Habsucht und Sinnlichkeit berichtet die Sage von Prometheus, Epimetheus und Pandora in den Gemälden des Vestibulum. Im Heroensaal faßt der Meister den Gehalt der Ilias als einer Hauptquelle antiker Bildnerei in enggedrängter Fülle von Kompositionen zusammen. Homers Gesänge finden inhaltlich in Vergils Aeneis die Ergänzung. Auch die antiken Tragiker sind dem Maler bekannt. Einzelne Gruppen und auch Gestalten im Rankenwerk der Grotesken sind Ovids Metamorphosen entlehnt, und so wird ein weiter Vorstellungskreis als Gesamtkomplex erfaßt und vielseitig ausgedeutet. Literarische Schöpfungen sind es jedoch weit mehr wie bildnerische Denkmäler des Altertums, welche die Phantasie des Malers beherrschen. Nur ausnahmsweise z. B. in den Ornamentstreifen und Medaillons wirken Erinnerungen an Pompeji nach. Im allgemeinen bleibt der Anschluß an Bilderzyklen der Hochrenaissance vorwiegend, erst durch dies Medium leuchtet die Antike. Die einheitliche Zusammenfassung nach festem Prinzip, die Anordnung der Kompositionen, der Maßstab der Figuren im Verhältnis zu engumgrenzten Raumausschnitten, die Formengebung im Einzelnen ist den Deckenbildern der Villa Farnesina, den Fresken des Palazzo del Te zu Mantua, den Loggien des Vatikans entnommen, und solche Abhängigkeit von Raffael und seiner Schule läßt sich unmittelbar belegen: In dem Wandbild ‚Der Fall Trojas‘ ist die Haltung und Bewegung des wilden Neoptolemos, der den kleinen Astyanax in den Abgrund schleudert, der Rückenfigur des Henkers im ‚Urteil Salomons‘ der Stanza della Segnatura entlehnt.

In ihrem Gesamteindruck wirken die Hauptkompositionen wie Auftritte der deutschen Jambentragödie. Beseelt, edel, machtvoll sind die heroischen Charaktere doch von modernem Ethos erfüllt; man glaubt, bekannte Sentenzen, rhythmische Reden zu vernehmen.

Zwölf Jahre lang hatte Cornelius in der Glyptothek gearbeitet, Ende 1830 war das große Werk vollendet. Auch die nächste Aufgabe hatte den Zweck der Einführung und Belehrung. Diesmal war es die Geschichte der christlichen Kunst, die er durch gemalte Novellen aus dem Leben großer Meister illustrieren sollte. Für die Loggien der Pinakothek bestellte König

Ludwig 1826 einen vielgestaltigen Bilderschmuck, der aus der Vorstellungskraft des Cornelius hervorgegangen, von Klemens Zimmermann recht unvollkommen und wirkungslos zur Ausführung gebracht wurde. Am Wachsen und Werden der Gemäldesammlung nahm der König den lebhaftesten persönlichen Anteil. Die Galerie bot nach ihrer Vereinigung eine Übersicht durch fünf Jahrhunderte. Die historische Wissenschaft ist es wiederum, die den Maler leitet. Er soll zeigen, was die Gesamtheit alter Kunst der Gegenwart bedeutet, welche Fülle geistiger Güter sich hier erschließt. Für fünfundzwanzig Kuppelgewölbe entwarf Peter Cornelius Kompositionen, welche das Schaffen und die Lebenssphäre der führenden Meister charakterisieren. Anekdotische Züge wiegen vor, doch gelegentlich wird auch die Bedeutung der Künstler und die Eigenart ihres Werkes symbolisch angedeutet. Die Viten des Giorgio Vasari waren die Hauptquelle, Ludwig Schorn, der als Lehrer der Kunstgeschichte damals an die Münchener Akademie berufen wurde, bereitete eine deutsche Ausgabe vor. Carel van Manders ‚Schilderboek' bot für den Norden nur einen unzureichenden Ersatz. Ernst Förster* tritt nun als Zeuge ein, daß die lebendige Vorstellung, die Sulpiz Boisserée vom Gange der Entwicklung in Köln und den Niederlanden gewonnen hatte, fruchtbar wurde, die spärlichen Überlieferungen ergänzte und verband. Der rheinische Sammler habe für Cornelius ‚einen allgemeinen Überblick ausgearbeitet' als Leitfaden zu den Wendepunkten der Entwicklung. Einzelheiten im Plan mögen auf den Hinweis des Freundes zurückgehen, doch in festen Zügen spricht der Meister die eigene Überzeugung aus und gibt Werturteile ab. Die Religion wird beherrschend als Urquell geistigen Schaffens an den Ausgang gestellt; die Huldigung an König Ludwig als Protektor der Künste erscheint als Allegorie. Der Fortschritt von beiden Enden, aus Nord und Süd, findet den Zenith in Raffaels Schaffen. Die Hauptvertreter nordischer Gotik nannte dann vielleicht Sulpiz, Köln wird als Pflegstätte hervorgehoben. Der Tod der dortigen Blutzeugen, die Übertragung der Reliquien der heiligen drei Könige, der Auftrag des Erzbischof Konrad, die Vorlage des mächtigen Domplanes durch Meister Gerard bringen Verheißung und Segen. Mit der Urheberschaft des monumentalen Devotionsbildes, des Altares der Stadtpatrone verbindet sich die Nachricht vom Meister Wilhelm der Limburger Chronik. Im Schaffensdrang sieht der greise Maler die Himmelskönigin leibhaft auf Wolken. Darauf stirbt er in Armut, getröstet nur durch die Weihe des Glaubens. An einem Musterbeispiel läßt sich hier die Bildung kunsthistorischer Legenden zur Zeit der Romantik nachweisen. Eine beiläufige Bemerkung des Matthias Quad von Kinckelbach über Mißachtung und Undank der Welt und das traurige Ende vergessener Meister ist die gesamte Grundlage zu dieser Art Heroenverehrung. Von Fiorillo entlieh schon Heinrich Wackenroder in Göttingen den Folianten ‚Teutscher Nation Herligkeitt 1609' wegen der Aufzeichnung von allerhand Kunde aus dem Volksmunde. Die Brüder van Eyck werden dann als Urheber der Ölmalerei gefeiert, und auch Hans

* Ernst Förster: Peter v. Cornelius II 1874 S. 25—38.

Memling erscheint verklärt durch die Sage, zugleich irrig als Urheber von Szenen des Löwener Altares des Dirk Bouts. Lukas van Leyden und Schoorel schließen sich an. Nach festem Plan hat Peter Cornelius alle diese Gruppen und Szenen so sorgsam in scharfen Umrissen mit der Feder gezeichnet, daß die Kartons nach dieser Vorlage ausgeführt werden konnten. Es war seine Historie der christlichen Kunst, eigenmächtig im Urteil, aber voll persönlicher Anteilnahme.

Das Ergebnis seiner römischen Studien, die entschiedene Hinneigung zu Raffaels Formenkunst als reinem Ausdrucksmittel modernen Denkens übersahen die Brüder Boisserée lange geflissentlich im persönlichen Verkehr und nahmen Peter Cornelius weiterhin dauernd als ihren Parteigänger. Melchior wandte viele Mühe darauf, die Lithographie in ihrer letzten Vervollkommnung zur Verbreitung der Hauptstücke der Galerie und zur Propaganda altdeutscher Andachtskunst auszunutzen. Einer Sendung von Musterabzügen an Cornelius fügt er am 10. Januar 1824 das Geständnis hinzu: ‚...Wenn Ihr die ersten Zeiten der Wiederauferstehung bedenkt, wo Ihr zu dem kleinen Verein gläubiger Jünger gehörtet, die in Ecclesia pressa nur unter Gleichgesinnten, Geistesverwandten ihre innige Überzeugung von dem hohen Werthe jener herrlichen Kunstdenkmale auszusprechen wagten und bei der geringsten lauten Äußerung von den Wächtern der alten ästhetischen Zionsburg wie Schwärmer, Thoren und frevelhafte Geschmacksverächter ausgeschrien und angefeindet wurden, so müßt Ihr gestehen, daß die gute Sache sich doch schneller Raum gemacht, als sich dies gewöhnlich in der Geschichte zu zeigen pflegt, wo die bessere Meinung oft ein Jahrhundert lang gegen widerstrebende Neigungen und eingewurzelte Vorurtheile vergeblich ankämpft.‘ ... ‚Ihr selbst, lieber Cornelius, seid aus dem Kampfe — doch nur, wie das Sprüchwort sagt — mit einem blauen Auge davon gekommen; und wolltet Ihr nicht den Namen eines christlichen Künstlers, den man Euch und den gleichgesinnten Freunden, nicht in der besten Absicht, beigelegt, nur durch die That Ehre machen und Gnade für Recht ergehen lassen, Ihr würdet Gelegenheit genug finden, die Püffe, die man Euch so freigebig zugemessen, rechts und links in vollem Maaße wieder auszutheilen.‘ — Die altväterliche Anrede ‚Ihr‘ bleibt für das ganze Verhältnis zwischen dem Künstler und den vornehmen Sammlern bezeichnend. Die Anspielung an den römischen Spottnamen ‚Nazarener‘ soll hier wohl als Mahnung dienen, bei dem in kleiner Kunstgemeinde einmal Erkannten auch fürderhin auszuharren. Erst nach längerer Pause erwiderte Cornelius:

Düsseldorf, am 9ten März 1824

Verehrter Freund

Zuvörderst muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich auf Euern werthen Brief so spät erst Antwort schicke, indeß hoff' ich werdet Ihr mir vergeben, wenn Ihr die mannigfaltigen Geschäfte bedenkt, die außer meinen künstlerischen Arbeiten mir das Direktorat der hiesigen Kunstschule bringt;

dazu kam eine sehr gefährliche Krankheit meiner Frau, welche mich an nicht viel anders denken ließ, aber nun Gottlob! glücklich überstanden ist.

Von Herzen sag ich Euch Dank, lieber Freund, für die mir übersandten 8 Abdrücke von Steinzeichnungen, und wie sie mir in vieler Hinsicht lieb und theuer sind, so ist es vornehmlich auch meine Frau, die gar große Freude daran hat, und mir zu wiederholten Malen den Auftrag gegeben, Euch Ihres besondern Dankes bestens zu versichern, wie ich es hiemit gethan haben will. Ebenso herzlich danke ich für die gemachten Mittheilungen über die Fortschritte der Lithographie und das Gelingen Euerer Unternehmungen, zumal ich deß gewiß bin, daß Ihr, was Ihr auch thun möget, zu Nutz und Frommen unsrer vaterländischen Kunst und deren Geschichte thut. Wohl hat sich mancher Traum unsrer Jugend vor unsern Augen verwirklicht, schöner und schneller, als wir es je erwarten durften; auch mir ist das Leben hierin reich an schönen Erfahrungen geworden und seh ich täglich mehr, wie uns im teutschen Vaterland eine eigenthümliche freie Kunst wieder erstehen wird, und in dem Geiste, der uns einst schon gemeinschaftlich aus den Werken der alten Meister entgegenleuchtete. Wie sich diese Hoffnungen im Einzelnen, hier in der Schule, deren Vorsteher ich bin, mehr und mehr verwirklichen, davon geb ich Euch wohl später einmal Bescheid, jetzt nur im Allgemeinen soviel, daß während von der einen Seite meine Schüler mit dem regsten Eifer auf ein wahrhaftiges Kunsttreiben hinarbeiten, und so meine Absichten fördern helfen, von der andern Seite die Regierung mich mit dem größten Vertrauen beehrt und mir fast alle Mittel in die Hand gibt, das auszuführen, was ich für die Gestaltung der Kunst für nothwendig und förderlich erachte.

Möge so, wo an vielen Orten gemeinschaftlich auf denselben Zweck hingearbeitet wird, bald das schöne Ziel uns näher kommen, damit uns bald als heitre Erinnerung stehe, was einst uns Hoffnung war auf ferne Zukunft.

Da es leicht möglich ist, daß ich gegenwärtiges Jahr nicht nach München reise, sondern hier eine Anzahl Cartons fertige, so hoffe ich, Ihr werdet mich in der Zeit wieder durch einen Brief erfreuen. Mit herzlichen Grüßen von mir und meiner Frau an Euch, Euren Bruder und Bertram

der Eurige

P. Cornelius.

N. P. Die hiesige Akademie ist gesonnen, sowohl Eure lithographischen Sachen, als das Werk vom Kölner Dom anzuschaffen, und frag ich Euch als Freund, ob wir diese Werke zu billigern Preisen erhalten, wenn wir statt an Kunsthandlungen uns unmittelbar an Euch wenden. Wir bitten Euch deshalb um gütigen Bescheid. D. O.

Herrn Melchior Boißeree, Wohlgeboren

Stuttgart.

[Köln, Stadtarchiv. Eigenhändig ist nur die Unterschrift. Siegel C; Stempel Düsseldorf, 13. März.]

Jahrelang beschränkte sich der Verkehr zwischen den Brüdern Boisserée und Cornelius auch nach dessen Heimkehr auf kurze Begegnungen und gelegentlichen Meinungsaustausch. Man glaubte, einander verpflichtet zu sein, sich aufeinander verlassen zu dürfen, wenn auch der Künstler keine unbedingte Gefolgschaft leistete. Verhältnis und Beziehungen hatten sich geändert. Sulpiz empfahl auf eine Anfrage des Cornelius die Anstellung Ludwig Schorns als Lehrer der Kunstgeschichte und Sekretär der Akademie zu München und wandte sich dann auch vertrauensvoll an den alten Freund zur Befürwortung und Förderung des Ankaufes der Bildersammlung. Cornelius erkannte in den Andachtsbildern aus Köln und Flandern ausschließlich Dokumente deutscher Wesenheit in vergangener Zeit, einer Art der Betrachtung, die sich läutern müße, zu reiner Formensprache zu gelangen habe. Die eigenen Künstleraugen belehrten ihn über die Vorzüge der Figuren italienischer Meister. Altdeutschland im Sinne der Romantiker erschien ihm eng, spießbürgerlich und einseitig. Er wollte zusammenfassen, erziehend wirken. Der Dürertag in Nürnberg (6. April 1828), die Enthüllung von Daniel Rauch's Standbild des Vielverehrten sollte zum Wartburgfest deutscher Maler werden. Sulpiz rühmt auch den Anklang, den dieser Gedanke fand, die allseitige freudige Beteiligung aus Künstlerkreisen. Der abendliche Gang zur Vorfeier durch gewundene Gassen hinan zum Dürerhaus, hatte Boisserée wie Cornelius schon in Stimmung versetzt: ‚In der Dunkelheit der Nacht und der Stille der Straßen gedachte ich jener Zeit, wo Wackenroder und Tieck zuerst wieder das Andenken des alten Künstlers erweckt, und ich trat nicht ohne Ehrfurcht über die Schwelle des halbdunkeln Vorhauses. Cornelius, der neben mir die Treppe hinaufging, war, wie ich aus einem Wort entnehmen konnte, in derselben Stimmung.‘ Sie verwandelte sich alsbald in Ärger und Entrüstung. Mit wichtigtuender Miene empfing sie Friedrich Campe, eine Hauptsäule lokaler Historiographie, und ergoß in Fluten Predigerfloskeln und Anekdotengeschwätz durch die geheiligten Räume, „. . . und so kehrten wir mit der Überzeugung nach Hause, daß der Vetter Michel, wie zu Dürers Zeit, auch noch jetzt das breiteste Feld im lieben Vaterland behauptet‘. Auch diesmal setzte Cornelius es durch, daß Raffael neben Dürer eine Huldigung zugedacht wurde. Zum Mittelbild bei der Ausschmückung des alten Rathaussaales durch Transparente bestimmte Cornelius eine allegorische Gruppe: Beide Heroen reichen vor dem Throne der Kunst einander die Hände als Vertreter von Nord und Süd. Einen andern Plan verwarf er mit den Worten: ‚Wie darf Raffael fehlen bei einem Feste zur Verherrlichung Dürers?‘ — In dieser Verbindung suchte er eine notwendige Ergänzung. ‚Die persönliche Bekanntschaft, nun — die haben sie jetzt längst gemacht, wo keine Länderscheide sie mehr trennt. — Uebrigens haben sie Briefe und Zeichnungen gewechselt, und das genügt für historische Gewissenhaftigkeit.‘

Das Walten eines neuen Geistes in König Ludwigs Hauptstadt, der erwachende Sinn für Größe und Monumentalität und jene wählerische historische Betrachtung überkommener Stilarten erregte auch Goethes Auf-

merksamkeit. Er drang darauf, eine klare Vorstellung von Ziel und Antrieb solcher Bestrebungen in München zu erlangen, aber er scheute bei seinem Alter die Anstrengungen der Reise und die äußeren Umstände bei einem Besuch am bayerischen Hof. Den großen Absichten wandte Goethe seine volle Anteilnahme zu, und Sulpiz sah sich veranlaßt, über alles zu berichten.

Ernst Förster hatte 1825 in Weimar den Umriß der mächtigen Komposition ‚Die Zerstörung Trojas' vorgelegt. Goethe erfuhr damals zu seiner Überraschung, welchen Wert Cornelius dem Studium italienischer Renaissancewerke, vornehmlich des Raffael, zuerteilte. Geringe Proben sollten ihm nun den Einblick schaffen in den Zeichnungsstil einer neuen deutschen Monumentalkunst. Aus Beispielen hoffte er die Art des Gesamtwerkes zu entnehmen, und so erbat Goethe am 26. September 1828 zu der mitgeteilten Komposition als dem ‚Schlußstein eines würdigen Cyklus' weiteres Material, um sich deutlich zu vergegenwärtigen, ‚was auf Ihro Majestät Wink Imposantes im Ganzen entsteht'. Er wünschte ‚einen Abdruck des geistreichen Umrisses nur leicht angetuscht und flüchtig gefärbt, . . . damit dasjenige, was jetzt dem Verstande mehr als der Einbildungskraft, gewissermaßen in abstracto, unkörperlich angeboten wird, zur Wirklichkeit mehr herantrete und das Verdienst des Originals auch den Sinnen näher gebracht werde'. Nachdem er auch den Mithelfer und ‚Arabeskendichter' Eugen Neureuther mit freundlichem Zuspruch bedacht, schließt er noch den Wunsch mündlichen ‚Gedankenwechsels' in Weimar an.* Cornelius bemühte sich, das Geforderte zu beschaffen, um, wenn möglich, die künstlerische Wirkung des Originals zu übertragen. Er sandte die kolorierte Lithographie von A. Meyer und eine Auswahl von neun Köpfen, Durchzeichnungen.** Goethe antwortete: „. . . Auszusprechen jedoch darf ich nicht unterlassen, wie durch die farbige Ausführung von der einen Seite die Wirkung des Gemähldes mir dergestalt entgegentritt, als wenn ich es von ferne oder durch verkleinernde Linsen ansähe; dagegen aber mit Hülfe der Durchzeichnungen die einzelnen charakteristischen Intentionen in ihrer großen Mannichfaltigkeit, Abstufungen und Gegensätzen, ganz nahe und deutlich, dem äußern sowohl als dem innern Sinne mir sich offenbaren. Verarbeitet nun die Einbildungskraft diese Elemente, so scheint mir nach und nach ein Kunstwerk gegenwärtig, von dessen entschiedener Wirkung ich mich überzeugen kann, wenn ich schon niemals hoffen durfte, mich demselben zu nähern und in seiner hochbedeutenden Umgebung mich dessen recht im Zusammenhange zu erfreuen.' [Weimar, den 1. März 1829. Goethes Werke W. A. IV, Bd. 45 (1908) Nr. 154.] Nach einem aufrichtigen Glückwunsch zu der künstlerischen Tat

* Goethes Werke W.-A. Abt. IV, Bd. 44 (1909), Nr. 241.

** B. A. H. Burkhardt: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. von Müller. Stuttgart 1870, S. 118 (30. Aug. 1827). Vom Kanzler v. Müller rührte auch das Gedicht ‚Dem Könige die Muse'. Kunst und Alterthum VI 1828, 2 S. 216. Vgl. Goethes Werke. Hempel Bd. 29, Nr. 138, S. 457 f.

des einstigen Schülers, dem spontanen Ausdruck echter Bewunderung und Ergriffenheit sucht man hier vergebens. Versuche einer Annäherung führten immer wieder zu erneuter Entfremdung. Als Cornelius E. Schäffers Stich ‚Orpheus in der Unterwelt' schickte, erhielt er kein Dankeswort mehr. Die neue Weise erschien in Weimar nicht ruhig, nicht ausgeglichen genug. Eckermann notiert zum 24. Februar 1830 nach Besichtigung des Blattes mit Goethe: ‚Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.'

Sulpiz suchte nach seiner Art zu begütigen, zu vermitteln. Immer wieder erinnert er an den Jugendfreund, und wie leicht es Goethe sei in der Schätzung der Welt, dessen Werk in München zu heben. (Briefe vom 29. Dezember 1828 und vom 12. Februar 1830.) Die Nachschrift zum Schreiben vom 16. Juni 1830 — ‚N. S. Cornelius hat Ihnen schon längst einen Abdruck seiner Unterwelt geschickt und hat immer noch nichts darauf vernommen, können Sie denn dieser Composition so gar keinen Gefallen abgewinnen' — brachte endlich auch Goethe aus der Zurückhaltung: ‚Mögen Sie Herrn Cornelius etwas Freundliches von mir ausrichten! Ich bin nicht sowohl wegen seiner, als wegen München überhaupt in Verlegenheit. Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, wie unfreundlich man dort in sämmtlichen Tages- und Wochenblättern gegen mich und die Meinigen verfährt; was wir denken, ist nicht richtig, was wir empfinden, falsch; loben wir, so ist es nicht für hinreichend, tadeln wir, nicht für gegründet zu achten. Freylich sollte es mir leid thun, wenn ich mein Leben zugebracht hätte, um zu denken wie die Augsburger Kunst- und Literaturblätter und ich verzeihe ihnen gern jede Feindseligkeit, weil sie ja auch nach ihrer Art leben, wirken und gelten wollen. Aber mir wird man gewiß beystimmen, wenn ich fest entschlossen bin, kein Urtheil über irgend ein Kunst- und Dichtwerk, was dort entsprungen ist, dahin zu äußern und zu erwidern ... Um nur bey diesem Fall zu bleiben, müßte man nicht rügen, daß ein junger Kupferstecher nicht gleich auf den Irrthum aufmerksam gemacht wurde, dem er sich hingab: man könne ein solches Bild in der Art von Mark-Anton stechen. Mark-Anton ist Meister, aber nicht Muster für alle Fälle und Zeiten, er stach nur nach Zeichnungen, so wie der Mantuaner; was sie thaten, ist Epoche, nicht Lehre. Auch dieß sind traurige Folgen des deutschen Rückschritts in's Mittelalter, an dem noch manches schöne Talent verkümmern wird. 1830 wird gefordert, was Longhi, Anderloni und Toschi leisten. Haben Sie, mein Freund, die Probedrücke vom Spasimo di Sicilia gesehen? ...' [Weimar, den 3. Juli 1830. Goethes Werke W. A., Bd. 47

(1909) Nr. 104.] Aus Boisserées Antwort (8. August 1830) erfahren wir, daß es Münchener Artikel in Cottas Morgenblatt waren, die Goethe so sehr verdrossen. Sulpiz tritt dann unverhohlen und mit Wärme für den Maler ein: „. . . . Auf keinen Fall aber sollten Sie die Münchener Künstler entgelten lassen, was Münchener und Stuttgarter Blätter gegen Sie verschulden; denn da ist nun auch gar kein Zusammenhang, als etwa mit Schorn, dessen Kunstblatt Sie wohl nicht mit gemeynt haben werden, wenigstens ist uns darin noch nichts vorgekommen, was Ihnen unangenehm seyn konnte, als einigemal eine Meinungsverschiedenheit mit Hofrath Meyer, die wohl nicht immer mit gehöriger Gewandheit, aber stets mit gebührender Achtung ausgesprochen worden.' ,Die eigentliche Schwierigkeit in Ihrem Verhältniß zu den Münchener Künstlern, unter denen Cornelius allerdings der bedeutendste ist, liegt offenbar darin, daß die Ansichten derselben in manchen Stücken von den Ihrigen abweichen; indeßen haben Sie so viel Talent und ein so edeles Bestreben, und bewährt namentlich Cornelius soviel Geist und Phantasie in seinen Compositionen, daß es mir hart, ja, ich möchte sagen, unrecht scheint, diese ganze Würksamkeit ignoriren zu wollen. — Ich spreche dieses um so zuversichtlicher aus, weil Manches auch meinen Ansichten und Wünschen nicht gemäß ist; und weil ich von der andern Seite überzeugt bin, daß Sie bei der hohen Achtung, welche die Künstler für Sie hegen, immer noch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf dieselben ausüben könnten, wenn Sie wohlwollend anerkennten, was an ihnen wahrhaft zu rühmen ist, und freundlich aussprächen, was Sie mit billigen, dem gegebenen Standpunkt angemessenen Kunstforderungen nicht übereinstimmend finden.' ,So ließe sich, um ein Beispiel von einer Nebensache zu nehmen, Ihre Meinung über den Kupferstich der Unterwelt nach Cornelius, welche im Wesentlichen auch die Meinige ist, mit der gehörigen Entwickelung sehr wohl mittheilen, wenn Sie dabei die treue Auffassung und das ernste, fleißige Bestreben des jungen Künstlers lobend anerkennen wollten.'

Bei dem Bemühen, Potenzen geistigen Lebens um sich zu sammeln, wollte Ludwig um keinen Preis auf Goethe Verzicht leisten. Einen solchen Ruhmeskünder darf sich ein König nicht entgehen lassen, wenn er der Epoche seinen Namen aufprägen möchte. Es würde seiner Herrschaft an Auswirkung gefehlt haben, gelang es nicht, das Band zu knüpfen, das Ludwig mit dem Dichter der Iphigenie und der römischen Elegien, dem Urheber des Werther und des Faust verbinden sollte — denn troß des Abstandes, sie waren noch Zeitgenossen, und es konnte nicht schwer halten, Berührungspunkte der Interessen aufzufinden. Ehrende Einladungen wurden dringend, doch sie blieben erfolglos. ,Mit offenen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden' [König Ludwig an Goethe, 1. Februar 1826], allein Goethe kam nicht, und so mußte man auf andere Weise Rat schaffen. Weil ihm Wunder zu wirken versagt blieb, ging der Prophet zum Berge hin, der sich auf seinen Anruf nicht rüherte. Es ehrt den deutschen Reichsfürsten,

wenn er sich als Gratulant zum 28. August 1827 in Weimar einfand, dem 78jährigen Dichter das Großkreuz des bayerischen Verdienstordens überreichte und auf diese Weise dem Genius der Nation huldigte. Er wünschte auch die neugehobene Münchener Kunst unmittelbar dienstbar zu machen und entsandte daher den hochgeschätzten Porträtisten Josef Stieler, um ein würdiges ‚wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen'. Er überhäuft ihn mit Geschenken, schickt Abgüsse der vorzüglichsten Neuerwerbungen seiner Antikensammlung, der Medusa Rondanini und des Niobiden, um den Wert eigener Bestrebungen ans Licht zu stellen. An die beiden langen Unterredungen in Weimar, zum Geburtstagfeste schloß sich eine Korrespondenz, in der Ludwig in gedrängter Kürze, untermischt mit zahlreichen dringenden Fragen von München, Rom, Bad Brückenau immer aufs neue Beweisstücke seiner Verehrung darbrachte. ‚Wie kurz! wie äußerst kurz nur! genoß ich Ihres lehrreichen Umgangs, aber Augenblicke mit Göthe zugebracht, wiegen Tage, wiegen Monate auf. Die mit Ihnen verlebte Zeit ist keine Vergangenheit geworden, sie bleibt als ewig erfreuende Gegenwart.' [München 16. May 1828.] Goethes wohlgesetzte Erwiderungen sind zurückhaltend, erörtern allgemeine Wahrheiten. Er erwartet mit Spannung, daß auch die Muse des Königs in der Öffentlichkeit hervortritt: ‚Die Gabe der Dichtkunst hat das Eigne besonders darin, daß sie den Besitzer nöthigt, sich selbst zu enthüllen. Dichterische Äußerungen sind unwillkürliche Bekenntnisse, in welchen unser Innres sich aufschließt und zugleich unsre Verhältnisse nach außen sich ergeben.' [Goethe an König Ludwig. Weimar, 14. April 1829. Goethes Werke W. A. IV., Bd. 46 (1908) Nr. 200.] Gegen Eckermann rühmte Goethe, daß Ludwig ‚neben der Königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet' habe und er fand in der hohen leidenschaftlichen Begeisterung für alles Schöne ‚viel von Schiller'. Trotzdem blieb es den Weimarischen Kunstfreunden schwer, zu den in München geltenden Prinzipien ein rechtes Verhältnis zu gewinnen. Vertraute, z. B. Carl Friedrich Anton von Conta, erstatten von dort Bericht, und im engeren Kreise verhehlte der Altmeister nicht seine Verlegenheit, nach all' diesen Ehrungen sich dem König gebührend dankbar zu erweisen. Der Kanzler, Friedrich v. Müller, meinte, mit einer neuen römischen Elegie würde der Dichter am besten den Geschmack dieses Gönners treffen. Sulpiz schlug vor, die monumentale Schöpfung des Königs mit beredtem Wort zu schildern, zu erläutern. Verdientes Lob ist die reinste Form der Erkenntlichkeit, zugleich biete die Zeitschrift ‚Kunst und Alterthum' auch die geeignete Stelle für solche eindrucksvolle Würdigung eines modernen Kulturwerkes. ‚Etwas Bescheiden-Sinniges über das einzige Ereigniß' fand Goethe dort schon in dem Gedicht an König Ludwig enthalten. Sulpiz erwartete mehr noch; er hoffte diese Gelegenheit zu benutzen, nochmals Worte schöner Anerkennung vor allem für Cornelius hervorzulocken. ‚Anderes, was bedenklich und zweifelhaft ist, wird man freilich nicht aussprechen.' Gesammeltes Material über den Aufschwung

geistigen Lebens in München stellte Boisserée in gedrängter Kürze zu Goethes Benutzung anheim, in der stillen Erwartung, eigene Anschauungen an so vornehmer Stelle wiederzufinden. Goethe hatte früher gelegentlich solche eingesandten Angaben benutzt. In so bedeutsamer Angelegenheit wollte er sich nicht von der Meinung anderer abhängig machen. ‚Übrigens werden Sie mir zutrauen, daß ich im tiefsten, ernstesten Sinne dasjenige in seinem ganzen Umfang empfinde, was ich Ihro Majestät dem Könige schuldig bin, und daß es mein angelegenster Wunsch ist, es auf eine würdige Weise öffentlich darthun zu können. Der Gedanke hat schon geblüht und Frucht angesetzt, die nächste Zeit, hoff ich, soll ihn zur Reife bringen.‘ [Goethe an Sulpiz Boisserée. Weimar, den 2. März 1828.]* Zu persönlicher Information nahm Goethe den Bericht gern entgegen, doch die Absicht, hiermit an die Öffentlichkeit zu treten, gab er auf. [Goethe an Sulpiz, Weimar, 7. April 1828.]** Der Dichter stand damals im Begriff, seine schriftlichen Zwiegespräche mit Schiller der Nation zu übergeben. Die ausgebreitete Fülle von Gedanken und Wahrnehmungen enthielt manches Wort auch für den König, und so stellte Goethe der Ausgabe der Korrespondenz die Widmung an Ludwig voraus und wiederholte die Zueignung in dem Begleitschreiben, das mit der Resignation des Alters, jede Beteiligung an diesem neuen großen Werke in Bayern abweist. Er bittet den König, die bisher geschenkte Gnade ihm zu bewahren, ‚damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das erhebende Gefühl fortdaure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifenden Einfluß nicht fremd geblieben zu seyn‘. [Goethe an König Ludwig. Weimar, den 18. Oktober 1829.]

Der Münchener Bericht Sulpiz Boisserées, seit dem 8. Januar 1828 verfaßt, am 29. Januar abgeschlossen, hat folgenden Wortlaut: „... Wende ich mich nun zu der Aufgabe, Ihnen die hiesigen artistischen und wissenschaftlichen Zustände auf eine Weise zu schildern, daß Sie öffentlich davon Gebrauch machen könnten, so finde ich, je länger, je mehr ich die Sache betrachte, die grösten, ja unüberwindliche Schwierigkeiten. Denn eine bloße Beschreibung oder Schilderung würde weitläufig und langweilig, eine Beurtheilung aber würde zu undankbar werden. Ueberdem ist auch alles noch in der Entwicklung, und ich sehe keine andere Möglichkeit, günstig und wahr zugleich zu reden, als indem man von den Absichten desjenigen redet, welcher der Urheber von Allem ist.

In dieser Beziehung kann nämlich das bereits Geschehene, wie das Entworfene nur gelobt werden; die Ideen des Königs sind durchaus edel und großartig, und diesen Charakter trägt alles, was er bis jetzt unternommen hat, so unbefriedigend auch in manchen Stücken die Ausführung

* Goethes Werke W.=A., Abt. 4, Bd. 44, Nr. 2, Weimar, den 2. März 1828.
** Goethes Werke W.=A., Abt. 4, Bd. 44, Nr. 44, Weimar, den 7. April 1828.

seiner Anordnungen seyn mag. Wer aber wollte es einem Fürsten zur Last legen, daß er nicht immer auf eine seinem hohen Geist ganz entsprechende Weise bedient wird? Man wird nicht mehr fordern, als daß er seine Leute unter den besten und ausgezeichnetsten wähle, das aber hat der König besonders in Rücksicht auf die Kunst gethan, und somit fallen alle Klagen, welche zu erheben wären, auf das Zeitalter, das eben nicht fruchtbarer und gediegener ist, als es eben ist. — Ja, man muß vielmehr anerkennen, daß ein solcher Fürst sehr erhebend und bildend auf seine Zeit einwirkt, daß er durch die großen Aufgaben, die er stellt, dem Talent erst Gelegenheit zur Entfaltung giebt, und daß in dem regen Leben, welches er hervorruft, die Geister sich wechselseitig erziehen. Auch zeigt sich bei den Leistungen der hiesigen Künstler bereits ein entschiedenes Fortschreiten, und man müßte sehr befangen seyn, wenn man nicht daraus noch große Hoffnungen für die Zukunft schöpfen wollte.

Das Einzige, was man am König nicht rühmen möchte, weil es Besorgniß einflößt, ist, daß er zu Vieles auf einmal begonnen, wodurch, da er mit den Mitteln weislich Rath hält, die Zeit der Vollendung zu weit hinausgeschoben wird. Doch hierüber kann man schweigen, weil man es dem Schicksal überlaßen muß; oder vielmehr, man kann es in dem Wunsch für ununterbrochenes Glück aussprechen, der sich ohnehin je mehr, je eher aufdrängt.

Suchen wir nun eine Uebersicht der Kunstunternehmungen des Königs zu gewinnen, so reihen sich dieselben in folgende drei Abtheilungen: Anlage von Sammlung alter Kunstwerke — Errichtung von Baudenkmale, und mit diesen zusammenhängend — die Anordnung von den Denkmalen der Malerei und Sculptur.

Unter den Sammlungen zeichnet sich vor allem die der antiken Bildwerke aus, welche zum Theil schon in dem dazu erbauten Gebäude aufgestellt ist, und nun ununterbrochen aufgestellt wird, wie denn dieser Tage wieder ein neuer Saal eröffnet worden. Diese Sammlung ist ohne Bedenken die reichste und vorzüglichste ihrer Art in Deutschland, und tritt in gleichen Rang mit den bedeutendsten Antiken Sammlungen von Europa.

Dann folgt eine Sammlung italienischer Gemälde aus der besten und aus der alten Zeit, welche erst bei Eröffnung der neuen Gallerie aufgestellt werden soll. Ferner schaffte der König die sehr reiche Sammlung von Vasen und Antiquaillen an, welche Prinz Murat in Neapel besessen; auch diese soll erst bei Vollendung des neuen Gallerie-Gebäudes sichtbar werden. Zulezt kaufte der König dann unsere Sammlung, die ebenfalls in jenes Gebäude bestimmt ist, einstweilen aber nächstes Frühjahr in abgesonderten Sälen des Schloßes zu Schleißheim aufgestellt werden soll. —

Den hohen Werth, den dieser Schatz sowohl allein und für sich, als auch in Verbindung mit den hiesigen Meisterwerken neuer niederländischer Malerei hat, kennen Sie aus eigener Anschauung. —

Was zweitens die Baudenkmale betrift, so ist die Glyptothek bis auf

die Ausschmückung und Einrichtung einiger Säle vollendet, und gehört dieses Gebäude dem Umfang und der Pracht, sowie der technischen Ausführung nach zu den bedeutendsten Bauwerken neuerer Zeit. Sie wissen, daß der König als Kronprinz im Jahr 1816 den Anfang zu diesem Gebäude hat machen laßen. Die noch früher gefaßte Idee einer Walhalla, worin die Büsten aller hochverdienten deutschen Männer vereinigt werden sollen, wird nun auch verwirklicht; das Gebäude in Gestalt eines colossalen dorischen Tempels wird in einer der schönsten Landschaften, auf einem Felsen am Ufer der Donau, eine Stunde von Regensburg errichtet; man beschäftigt sich schon seit ein Paar Jahren die Werkstücke dafür zuzurichten. Zwei andere große Baudenkmale, welche der König aufführen läßt, sind: ein neuer Flügel am hiesigen Schloß, und eine Schloßkapelle, von dem Umfang einer Kirche; am erstern ist das untere Geschoß schon meist vollendet.

Ebensoweit ist auch das neue Gallerie-Gebäude oder die Pinacothek gediehen; es wird dasselbe zwar auf Kosten des Staats und unter dem Namen des vorigen Königs erbaut, während deßen Regierung die Stände die nöthigen Summen bewilligt haben, aber es ist dieses gänzlich durch den Einfluß des jetzigen Königs geschehen, welcher für dieses Denkmal ein besonderes Interesse hegt. Es wird eines der großartigsten Gebäude; im untern Geschoß werden sich die Säle und Gemächer für die Kupferstiche, Handzeichnungen, Vasen, geschnittene Steine und andere Kunstalterthümer befinden; im obern Geschoß aber wird an einer Seite ein offener Bogengang, wie die Logen im Vatican, angebracht, woraus man durch verschiedene Thüren, nach Abtheilung der Maler-Schulen, in die mitteleren, von oben erleuchteten Säle gelangen wird; an der andern Seite aber werden, im Zusammenhang mit den großen Sälen, Kabinette mit Seitenbeleuchtung, für die kleinen Gemälde jeder Schule, seyn. Ausser diesen Denkmalen ersten Ranges muß auch noch das Odeon angeführt werden, welches seit der Regierung des jetzigen Königs begonnen und dieser Tage vollendet und eröffnet wurde. Es ist dieses ein Ball- und Concert-Hauß, von dem Umfang eines Palastes mit einem basilikenartigen Saal, der von übereinanderstehenden Reihen von Säulen getragen wird. Alle diese Gebäude, sowie der noch von dem verstorbenen König erbaute Palast des Herzogs von Leuchtenberg, sind von dem Hofbau-Intendanten Klenze. (Von der Menge Privatgebäuden, die fortwährend und zwar meist in ungewöhnlich großem Verhältniß aufgeführt werden, kann natürlich hier nicht die Rede seyn.) Auch unter der Regierung des verstorbenen Königs wurde sehr viel gebaut, und ich finde, daß seit 19 Jahren die Stadt sich um das Doppelte vergrößert hat. Man unterscheidet von jener Periode ganze Stadtviertel, die mehr oder weniger das Gepräge des damaligen Oberbaudirectors Fischer tragen, sowie man jetzt ganze Stadtviertel findet, in denen man sogleich die Art und Weise des jetzt herrschenden Baukünstlers erkennt. Die bedeutendsten Baudenkmale aus der Zeit des verstorbenen Königs sind das unter seiner Regierung zweimal nach demselben Plan aufgeführte prächtige Theater

von Fischer, die Frohnveste von Pertsch und die sich nun ihrer Vollendung nahende, aus den schönsten Werkstücken gebaute Isar-Brücke von Probst und Klenze.

Daß unter den Auspizien des jetzigen Fürsten dem Verstorbenen von der hiesigen Gemeinde ein ehernes Bild soll errichtet werden, wissen Sie, so wie daß Rauch dasselbe in sitzender Stellung entworfen, und daß es auf dem Theater-Platz vor dem neuen Schloßflügel bestimmt ist. Indem man die Unternehmungen des jetzigen Königs für Kunst und Wissenschaft rühmt, darf man nicht unerwähnt laßen, daß sein Vorgänger die Academie der Künste auf einen wahrhaft großen Fuß reorganisirt oder eigentlich neu geschaffen, daß er mit derselben Freigebigkeit die Attribute der Academie der Wissenschaften: Bibliothek, Münz-Cabinet, Kupferstich-Sammlung, botanischen Garten, Sternwarte und chemisches Laboratorium u. s. w entweder neu errichtet oder außerordentlich bereichert hat; und daß auch die Gemälde-Sammlung, unter dem besondern Einfluß des Kronprinzen, durch sehr bedeutende Ankäufe, meist von Italienischen Meisterwerken aus der besten Zeit, vermehrt worden. Was aber ganz allein dem jetzigen König angehört, das sind die Aufträge, die er seit vielen Jahren an die besten Bildhauer von Deutschland für Büsten zu der Walhalla gegeben, sowie von der anderen Seite die Beförderung der Fresko-Malerei. Und hiermit gelange ich denn zur 3ten Abtheilung der königlichen Kunstunternehmungen. Daß Cornelius mit Hülfe von zwei befreundeten jungen Künstlern, Professor Zimmermann und Schlotthauer, den Götter-Saal in der Glypthotek vollendet hat, und daß der Helden-Saal dort weit vorgerückt, ist Ihnen bekannt; auch werden Sie gehört haben, daß mehrere Schüler von Cornelius Gelegenheit erhalten, in den Arcaden, die aus dem Schloß nach dem Hofgarten führen, ihr Talent mit Freskomalen an Gegenständen aus der Geschichte des Wittelsbacher Hauses zu versuchen. Neuerdings hat der König Cornelius aufgetragen, die Malereien für den Bogengang der Pinakothek zu entwerfen, und die Gegenstände aus der Geschichte der Malerei zu wählen. Mit diesen Entwürfen und mit den Cartons zum Heldensaal ist er jetzt abwechselnd beschäftigt. Auch hier zeichnet er sich durch geist- und phantasiereiche Composition vor Allem aus, zugleich ist in den beiden ersten Blättern eine Einfachheit und Ruhe sichtbar, die man sonst bei ihm meist vermißt. Über einige Zeit, wenn der König die Entwürfe gesehen und gebilligt hat, wird Cornelius Ihnen hoffentlich vom Einen oder Andern Durchzeichnungen senden können. Er trägt mir auf, Ihnen die besten Empfehlungen zu machen, und seinen innigsten Dank für die übersandten Medaillen auszudrücken.

Neben Cornelius sind seit Kurzem zwei junge Männer von sehr schönem Talent an der hiesigen Academie angestellt worden, Heinrich Hess und Julius Schnorr. Beide haben auch schon wichtige Aufträge vom Könige: ersterer soll nämlich die neue Schloßkapelle, der andere aber den neuen Schloß-Flügel in Fresco malen und sie fangen bereits an, Entwürfe zu diesen großen Arbeiten zu machen. Von Hess sieht man ein vortrefflich ausgeführtes

Oelgemälde, Apollo unter den Musen, in Lebensgröße, welches er in Rom verfertigt, und Schnorr hat ganz neuerlich die Cartons zu den Gegenständen aus dem Ariost aufgestellt, welche er in der Villa Massimi in Fresco gemalt.

Der jüngere Langer, der nun nicht mehr bei der Academie angestellt ist, hört indessen nicht auf, in seiner Kunst thätig zu seyn; er hat in seinem Landhaus einen Saal in Fresco gemalt, woran Manches zu loben ist. Genug, man hört und sieht jetzt hier nichts als Fresco und Fresco; die Oelmalerei ist fast ganz auf das Portrait und auf die Genre- und Landschafts-Malerei beschränkt. Das Portrait begünstigt der König insofern er sich und die Königin im Krönungsornat und sonst verschiedentlich von Stieler malen läßt, ganz besonders aber auch dadurch, daß er diesem Künstler immer Aufträge giebt, die ausgesuchtesten Schönheiten abzubilden, die dann später in eine Sammlung vereinigt werden sollen. Die Genremalerei hingegen, welche von König Max fast ausschließlich begünstigt wurde, überläßt König Ludwig ihrem Schicksal; sie findet außer dem Beifall vieler einzelnen Liebhaber ihre Hauptstütze im Kunstverein.

Soll ich nun auch von des Königs Unternehmungen für die Wissenschaft reden, so kann ich mich freilich kürzer faßen, weil sich diese einstweilen auf die Versetzung der Universitæt und auf die Reorganisation derselben und der Academie beschränken. Gerade in diesen Unternehmungen aber hat der König seinen großartigen Sinn wieder auf das Vollkommenste bewährt, und hat er sich über alle einseitigen Ansichten erhaben gezeigt. Durch die vor 6 Wochen gegebenen neuen Statuten ist die Universitæt auf gleichen Fuß mit den Norddeutschen gestellt, und so ist die Möglichkeit erlangt worden, aus ganz Deutschland Lehrer herbei zu ziehen. Der König hat sich zu dieser von einer Seite empfohlenen, von der andern als bedenklich dargestellten Maaßregel auf Schellings Anrathen entschieden, dem er in wissenschaftlichen Dingen vor Allen andern, oder eigentlich allein sehr großes Vertrauen schenkt, und den er, wie Sie bereits wissen, als General-Conservator aller wissenschaftlichen Sammlungen der Hauptstadt hierher berufen hat.

Diese Ernennung hängt mit der neuen Einrichtung der Academie zusammen, wodurch sie der Administration aller Sammlungen und Anstalten überhoben und anderntheils mit gänzlicher Wahlfreiheit begabt worden. Es steht von dieser Einrichtung in jeder Hinsicht, und namentlich für die Sammlungen und die übrigen bisherigen Attribute der Academie viel Gutes zu hoffen, denn bei der nun hergestellten Einheit der Administration kann auf bessere Ordnung gehalten und für eine durchaus nothwendige reichere Dotation wirksamer gehalten werden. Schelling ist durch das ihm in so hohem Grad bewiesene Vertrauen des Königs neu belebt, dazu kömmt noch, daß ihn die Academie mit großer Mehrheit zum Vorstand gewählt hat, und besonders auch, daß er sich nach langwieriger Kränklichkeit sich wieder ganz seiner Gesundheit erfreut. Die schönste Frucht von allem diesem sind seine philosophischen Vorlesungen an der Universitæt. Da ich ihn nie vortragen

hörte, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich zu Gast zu bitten, und nun bin ich durch die Klarheit, Sicherheit, Mannichfaltigkeit und Kunst seiner Darstellung so gefaßt worden, daß ich, sofern meine Gesundheit es erlaubte, mich stets eingefunden habe. Er hat bis jezt als Einleitung eine Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel, ihrer genetischen Entwicklung nach gegeben, und ist dabei mit der grösten Freiheit, Umsicht und Mäßigung zugleich verfahren; nur hat er, wie natürlich, Hegel ohne alle Schonung als den Kuckuck behandelt, der sich ihm ins Netz gesezt hat. Und da er demselben nicht nur durch die Priorität, und die schon längst bewiesene Darstellungsgabe, sondern auch noch durch die großen Fortschritte weit überlegen ist, welche er seit seinem vieljährigen Stillschweigen in der Klarheit, Gediegenheit und Kunst wissenschaftlicher Sprache gemacht hat, so giebt ihm das abstruse, finstere Wesen der Hegelschen Ineins-Bildung von Logik und Metaphysik freilich das beste Spiel. Ja, er spricht ohne Weiteres aus, das sogenannte reine Denken Hegels sey im Grund genommen verstiegenes leeres Denken, und bloß durch Inconsequenz und Absichtlichkeit des Erfinders dieser Lehre gewinne sie Inhalt und Interesse, was denn allerdings das schlimmste Lob sey, welches man einem Philosophen ertheilen könne, der sich gerade mit Methodik und dialectischer Kunst am meisten brüste. Ein anderesmal, um das Verhältniß seiner bisherigen Philosophie zu der Hegel'schen zu bezeichnen, verglich er sie mit dem Bestreben eines Künstlers, die menschliche Gestalt zu bilden; es sey ihm nicht in allen Stücken nach Wunsch gelungen, manches Unwahre, das der lebendigen Natur schlecht entsprochen, sey dabei vorgekommen; nun habe ein Zweiter seinen Versuch wiederholt, und habe gerade alles Unvollkommene, Willkürliche und Unnatürliche nachgeahmt und weiter ausgebildet, so daß er ganz ins Affenartige gerathen und beide ursprünglich verwandte Versuche nun in ihren Resultaten auf das Weiteste von einander entfernt seyn. Diese entschiedene Polemik ist erst in den lezten Vorlesungen hervorgetreten; es bedurfte aber des Reizes derselben nicht, um die Theilnahme der Zuhörer zu erhöhen, die von den ersten Tagen her aus allen Klassen und stets in größerer Anzahl herbeiströmen und mit steigendem Beifall ausharren.

Es wirkt dieses Beispiel äusserst wohltäthig auf die ganze Universitæt; es verbreitet sich sichtbarlich ein ernster wissenschaftlicher Geist, der, auf das Höhere und Höchste gerichtet sich eben so sehr von dem Phantastischen und Dunkeln, als von dem Gemeinen und Tagtäglichen abzieht. Auch scheint der Einfluß auf die anderen mehr oder weniger im Gebiet der Philosophie versirenden Lehrer sehr günstig. Bis jezt ist gar keine widerwärtige Reibung entstanden; das bloße Auftreten von Schelling hat freilich veranlaßt, daß der hypermystische Bader [Franz von Baader 1765—1841] seinen Hörsaal alsbald leer gesehen; aber dabei ist es auch geblieben, da Niemand den Kitzel gehabt, zur That auch noch das Wort zu fügen; und die anderen, Schubert, Oken und Görres lesen, je nach ihrer Weise, sinnig-gemüthlich oder phantasmagorisch und dogmatisch ruhig neben einander fort; jeder

nimmt sich so gut zusammen als er kann, um das mehr oder weniger in hohem Grade erweckte [Interesse] zu erhalten."* [Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.]

* * *

Von der Kunst seines Jugendfreundes wünschte auch Sulpiz Boisserée eine Probe, doch der Auftrag, den er ihm zuwandte, entsprach nicht recht der eigentlichen Begabung des Cornelius. Die Arbeit sollte ein Beweisstück ihrer in München wieder erneuerten persönlichen Beziehungen werden, und so lag die Forderung nahe, im Portrait die eigenen Gesichtszüge von dem langvertrauten Meister erfaßt und wiedergegeben zu sehen. Die Stilkunst des Dramendichters unter den Malern hatte sich bisher nur ungern, durch die Not gedrungen, zur Ausführung von Bildnissen hergegeben. Der folgsame Anschluß an die Wirklichkeit war seinem Wesen fremd, und in diesem Fall gedachte er von vornherein auf alle äußeren Mittel, besonders die Farbengebung zu verzichten. Moderne Existenzen unbefangen zu schildern, mit allen Zufälligkeiten des Tages liegt außerhalb der Mittel der strengen Kartonzeichnung. Wenn der Stift die Umrisse klar hinsetzt und jeder Einzelform ein tieferer Sinn und Ausdruckswert unterlegt wird, so ergibt sich leicht eine Verschärfung, erscheint der Charakter in fremder Deutung. Weit weniger noch wie Albrecht Dürer war Peter Cornelius Porträtist, weil ihm die Schlichtheit abgeht, die Freude an der Intimität fehlte. Wenn in seinen monumentalen Kompositionen auch gelegentlich einzelne Gestalten als Bildnisse gedacht waren, so werden sie als solche in den Figurengruppen nicht immer erkannt; ein fremder Geist beherrscht sie, aus vielseitig differenzierten Individualitäten werden einheitliche Charaktertypen. Wunderlicherweise sind umgekehrt zum Verdruß des Urhebers in seinem ‚Jüngsten Gericht' die Gestalten des Schlemmers und des Heuchlers mißverstanden und als Karikaturen großer deutscher Männer gedeutet worden.

Peter Cornelius schaltet stets souverän. Er wußte seine Kunst nie an äußere Forderungen zu binden, er vermochte sie weder ein- noch unterzuordnen, und so mißlang ihm bei seinem gewaltigen Subjektivismus fast regelmäßig die runde Darstellung einer unabhängigen Persönlichkeit.

Sulpiz Boisserée bestellte das Abbild seiner Gesichtszüge als Zeichnung auch nicht für sich und die Seinigen. Es war zum Geschenk für den Freund bestimmt, der in Frankfurt an maßgebender Stelle die Interessen der Brüder wahrzunehmen trachtete. Johann Gerhard Christian Thomas hatte sich eifrig bemüht, die Boisserée in Frankfurt ansässig zu machen und ihre Gemäldegalerie dort der Öffentlichkeit zuzuführen. Schon im September 1815 war er nach dieser Richtung mit bestimmten Vorschlägen herangetreten,** 1818 war im Kreis der Gesellschaft durch Sammellisten eine

* Sulpiz Boisserée an Goethe, München, 21. August 1827.

** Sulpiz Boisserée an den Archivar Dr. Thomas zu Frankfurt, Heidelberg, am 2. Oktober 1815.

Summe aufgehäuft worden, doch die Angelegenheit verschleppte sich trotz allen Eifers, und dem Angebot des Königs Ludwig konnte dann die Bürgerschaft Gleichwertiges nicht gegenüberstellen. Durch die Heirat mit Rosette, der Witwe J. M. Städels, der Tochter Willemers 1819, gehörte auch Thomas dem Freundeskreis an, der Suleika-Marianne in der Gerbermühle umgab. Der verständige, klarblickende Verwaltungsbeamte von vornehmer Gesinnung paßte in jeder Hinsicht vorzüglich zu Sulpiz. In wechselvoller Zeit war ihm deutsches Denken das erste Gesetz, und sein historischer Sinn bekundete sich in der Erforschung und Herausgabe wichtiger Rechtsaltertümer. Durch praktische Befähigung hatte der junge Advokat bei konservativen Grundsätzen frühzeitig seine Laufbahn genommen. Der Fürstprimas von Dalberg hatte ihn 1809 als Archivar angestellt; in der großherzoglichen Verwaltung war er im Finanzwesen tätig; 1816 wurde er zum Senator der freien Reichsstadt erwählt und stieg 1824 und 1829 zum jüngeren, 1832, 1835 und 38 zum älteren Bürgermeister. Thomas war dann 1832—37 Mitglied des Bundestages und Syndikus. J. F. Böhmer berichtet auch von seiner ausgebreiteten publizistischen Tätigkeit: ‚Wer es einmal wußte, erkannte leicht seine Feder. Diese meist schnell hingeworfenen, die Zeitereignisse betreffenden Mitteilungen sind voll Kraft, Tiefe und Genialität, und würden gesammelt ein äußerst interessantes Vermächtnis bilden.‘ Er starb in der Vaterstadt am 1. November 1838. Mit reger Anteilnahme erkannte Thomas auch in den künstlerischen Unternehmungen der Jugend das Erwachen eines neuen nationalen Geistes. So bestimmte Sulpiz für ihn die Porträtzeichnung gleich bei der ersten Sitzung 16. Juni 1830 (Tagebuch Bd. VIII S. 170). Es war nicht das erste Mal, daß Sulpiz seine Erscheinung künstlerisch fixieren ließ. Im Bd. V seiner Aufzeichnung findet sich zum 22. Januar 1822 (Bl. 160) der Vermerk: ‚[Carl] Begasse zeichnet mein Bildniß. Ich weiß nicht wie, aber es ist eine Art von Erschrecken — ein kleiner Schauder, der einen überfährt, wenn man zum ersten mal sein eigenes Bildniß sieht.‘ — Die Arbeit des Begas ist verschollen. Ein Gefühl des Befremdens dürfte beim Anblick der Transponierung durch den Stift des Peter Cornelius weit eher berechtigt gewesen sein. Melchior ließ sich jedoch an dem künstlerischen Wert dieses Abbildes seines Bruders durch keinen Einwand irre machen und bestimmte das Blatt sogleich (18. Oktober) zur Reproduktion durch Johann Nepomuk Strixner. An die Treue dieser Lithographie muß sich das Urteil halten, denn das Original des Cornelius war bisher nicht mehr aufzufinden.* Über die Berechtigung und Überzeugungskraft eines so starken Charakterbildes war die Meinung von vornherein geteilt. Thomas schreibt in seinem Dankesbrief, Frankfurt, 2. November 1830:

‚Lieber Sulpiz! Dein Bild ist seit einigen Wochen mit der wohlgera-

* Kohlezeichnung, Verbleib unbekannt. Lithographie bezeichnet N. Strixner lith. 1830. Vergleiche unsere Abbildung.

thenen Lithographie in unsern Händen und ich kann Dir nicht sagen, welche Freude es uns macht. Rosette und Marianne können die Ähnlichkeit nicht genug anerkennen, und behaupten, daß es ein Glück seyn würde, wenn man viele so ähnliche Portraite haben könnte. Auch freundlich erscheint das Bild, und es gewinnt mit jedem Tag neues Leben, so daß es nun vergönnt ist, den Freund, mit dem wir so gern an einem Orte zusammen lebten, im wohlgetroffenen Bilde, täglich vor uns zu sehen. Daß Deine Frau mit der Zeichnung nicht ganz zufrieden ist, finden wir ganz natürlich, da sie das Original besitzt, und deßhalb sehen wir es auch nicht für einen Raub an, daß wir die Abbildung haben, sondern als eine ganz gerechte und billige Theilung. Also nochmals den herzlichsten und freudigsten Dank von uns allen, Dir sowohl als Freund Cornelius, dem Du wohl Gelegenheit hast diesen Dank über die Alpen zu senden. Ich glaube nicht, daß Cornelius je ein so gutes Portrait gezeichnet hat.' (Köln, Histor. Stadtarchiv.)

Auch Goethe empfing alsbald von Sulpiz die Lithographie. Die Gesichtszüge erschienen ihm jedoch fremd, und für diese Ausprägung zum Charakterkopf sieht er keine hinreichende Begründung.

,Mein Bildniß wird Ihnen in den ersten Tagen der Genesung zugekommen seyn; es würde mich sehr freuen, wenn es Ihnen eine angenehme Erinnerung gewährte. Mein Bruder und meine Frau finden die Züge zu alt; indeßen schien die Zeichnung, welche von Cornelius für Bürgermeister Thomas in Frankfurt gemacht wurde, meinem Bruder doch so gut, daß er sie ohne mein Wissen lithographieren ließ.' (Sulpiz an Goethe, München, 6. Dezember 1830.)

Schon Carl Friedrich von Conta hatte Goethe die Übersendung angekündigt. In seinem Antwortschreiben wägt nun der Altmeister vorsichtig die Worte und geht einer strengen Ablehnung aus dem Wege: ,Von Ihrem Porträt möcht' ich sagen: es ist recht anmuthig ähnlich, dabey sind Sie durch Cornelius' Auge und Hand durchgegangen. Auch könnte wohl seyn, daß eine liebe zärtliche Gattin den ganzen Habitus (wie wir Naturhistoriker uns ausdrücken) des theuren Freundes zu größerem Wohlbehagen eingeleitet hätte. Verzeihen Sie aber meine Schmellerische Zeichnung hat mehr von dem eigentlichsten Sulpiz Boisserée. Dieser letzte ist ein wackerer Mann, deren es aber allenfalls noch ähnliche sich finden könnten. Dieß alles ist, wie Sie wissen, nur ein Hin- und Widerreden, wodurch weder etwas recht dargestellt noch entschieden wird, schwankende Worte, wie wir über Natur und Kunst so viele vernehmen.' (Goethe an Sulpiz Boisserée, Weimar, den 20. März 1831. Goethes Werke W. A. IV, Bd. 48, 1909, Nr. 145.) Die Erwiderung klingt fast wie eine Entschuldigung:

,Daß Ihnen mein Bildniß von Cornelius nicht ganz zusagen würde, habe ich wohl vermuthet; Frau und Bruder sind auch nicht damit zufrieden. Ich war nicht ganz wohl, als es gezeichnet wurde, zum Theil mag auch die etwas zu scharfe Art der Auffaßung und Behandlung der Gesichtszüge Schuld seyn, womit die zu willkührliche breite Anlage der Gestalt und Kleidung im Widerspruch steht. Diesen letzteren Umstand dürfte vorzüglich der Ha-

bitus der Wohlbeleibtheit zuzuschreiben seyn, der Ihnen aufgefallen; ich kann leider nicht leugnen, daß das zunehmende Alter mir von dieser Seite eine größere Last aufgebürdet hat, aber so prälatenhaft, wie das Bild vermuthen läßt, sehe ich doch nicht aus. Es ist mir unter diesen Umständen sehr lieb, daß bei der Vergleichung die Zeichnung, die Sie vier Jahre früher durch Schmöller machen ließen, den Vorzug behalten hat.' (Sulpiz Boisserée an Goethe, München, 18. April 1831. Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar.)

Es ist ein Unrecht an Peter Cornelius, wenn man seine Arbeit mit der Leistung des Weimaraner Miniaturmalers Johann Joseph Schmeller auch nur vergleicht.* Fleiß und äußere Geschicklichkeit sind die besten Eigenschaften dieses sauberen Zeichners. Höhere Anforderungen werden an solche Porträtkunst nicht gestellt. Hingegen versuchte Cornelius, die äußere Hülle zum durchsichtigen Gefäß eines in sich vollendeten Charakters zu machen. Die Analyse dieser Züge will aber nicht völlig zu dem passen, was wir sonst von Sulpiz erfahren. Beweglichkeit des Geistes, Zugänglichkeit des Wesens sind ihm eigen. Als Gesellschafter weiß er die Leute zu nehmen, durch passende Worte für sich zu gewinnen. Er fühlt sich als den Künder einer neuen historischen Wahrheit, ist mit Eifer bemüht, der gesamten Nation den Wert der heimischen Vergangenheit vorzuhalten, er will unerkannte Schätze heben und zur Geltung bringen. Als guter Geschäftsmann übersieht er nicht den persönlichen Vorteil. Freude am realen Besitz, praktisches Geschick, Anpassungsfähigkeit sind die Grundzüge seines Wesens.

In der Porträtzeichnung des Cornelius ist eine gewisse Starrheit die Folge allzu großer Schärfe der Fixierung; auch fällt das Mißverhältnis des mächtigen Hauptes zu den schmalen, abfallenden Schultern auf. Der Kopf ist ungewöhnlich breit und starkknochig. Man möchte eher auf den Mann von unbeugsamem Willen, ja Eigensinn, auf Heftigkeit des Temperamentes schließen als auf den feinen Intellekt, der unterscheidet, wägt und bewertet. Die niedere Stirn wölbt sich in starkem Bogen über den Augen, die weit voneinander abstehen. Die feine spitze Nase, die geschwungenen Lippen, das volle Doppelkinn deuten auf Genußfreude. Zur Bewältigung durch den Stift ist alles auf eine bestimmte letzte Formel gebracht. Ein solches Verfahren war Goethes Anschauung entgegengesetzt, und so vermochte er an dieser Zeichnung keinen Geschmack zu finden.

* * *

Aus Briefen und Aufzeichnungen späterer Jahre folgen hier noch einzelne bezeichnende Bemerkungen des Sulpiz Boisserée. Der Name Cornelius taucht nur gelegentlich in seinen Tagebüchern und der Korrespondenz noch auf. Ein Wiedersehen feierten die alten Freunde beim Kölner Dombaufeste im September 1842. Ihre Wege gingen nun stetig auseinander. Die Prinzipien verschärften sich mit zunehmendem Alter.

---

* Kohlezeichnung vom Mai 1826. Lichtdruck in Mappe II ‚Aus dem Goethe-Nationalmuseum' von B. Ruland; Weimar 1897.

Nach Lösung der Beziehungen zu König Ludwig von Bayern 1841 zog sich der Meister immer mehr in den Bezirk eigener Vorstellungen zurück. Umfängliche Zyklen von Kompositionen, Figurengruppen und Szenen sollten Grundwahrheiten der Offenbarung herausheben, zugleich ein System der Philosophie enthalten. Er wollte das Volk aus kleinlichen Sorgen in eine andere Welt einführen. Mißmut über geringes Verständnis der Menge, Enttäuschung über ausbleibende Förderung war sein Anteil in Berlin. Der dortigen Künstlerschaft und dem aufkommenden Realismus stand er ablehnend gegenüber. Ein Bekenntnis und eine Verurteilung aller Utilitarier, die auch das Höchste zu gemeinem Gewinn auszubeuten trachten, die Absage an alle Banausen und Gleichgültigen, an das gesamte Ameisengewimmel der werdenden Weltstadt enthalten die Verse:

,Ungestraft bleibt nie ein Deutscher, der nach männlich Hohem ringt,
Und die große Zahl der Grauen aus dem Eselstrabe bringt,
Die an helle Geistesflammen setzen Kochschmorbratenpfannen,
Und die Hippokräne leiten in die Waschscheu'rbadewannen.
Hinter Dante's weißer Fahne taumelt dämmernd dies Geschlecht,
Von der Hölle selbst verstoßen, weil's zu jämmerlich und schlecht.'

Das Blatt, welches von der eigenen Hand des Meisters diese Verse enthält, stammt aus dem Nachlaß meines Vaters, des Germanisten Johannes Math. Firmenich-Richartz, sie können nicht vor dem Jahre 1852 geschrieben sein. Der Hinweis auf Dante bezieht sich auf den dritten Gesang des Inferno.

Die Bemerkungen des Sulpiz Boisserée sind fürder nicht immer mehr von reinem Wohlwollen getragen; es gab gelegentlich heftigen Wortwechsel, Meinungsverschiedenheiten, die zum Abbruch alter Beziehungen zu führen drohten. Der Kenner und Genießer überkommener Kunst und Fertigkeit trennt sich von dem Kartonzeichner, der in den Formen nur eine Schale, ein andeutendes Hilfsmittel sieht zur Bekanntgabe eigener Begriffe hoher ethischer Art.

Sulpiz an Georg Gottfried Gervinus. Tegernsee am 1. August 1839 (Heidelberg, Universitäts-Bibliothek):

„. . . Daß Sie mit der neuesten Kunst in München so wenig zufrieden sind, wundert mich nicht. Jedoch fällt mir auf, daß der Mangel an Unmittelbarkeit bei den Malern Sie an das Theater erinnert, welches in der That gar keinen Antheil an ihren Hervorbringungen hat. Ich begreife es indessen bei manchen Werken des S(chnorr v. Carolsfeld) und C(ornelius). Kaulbach zeichnen Sie mit Recht aus, er hat mehr Natur, Leben und Anmuth als die übrigen; aber ich fürchte, wenn er ans Malen kömmt, dürfte das nur ein gut Theil Abbruch leiden. Gott gebe, daß ich mich irre. Es ist überhaupt ein misliches Ding um die hohe historische Kunst in einer Zeit, wo es an einer guten tüchtigen Grundlage fehlt. Wie lang ist es dann her, daß man wieder angefangen hat sich an die Natur zu wenden, und sie treulich abzubilden versucht; und nun soll man auf allerhöchsten Befehl Subito Subito alle evangelischen, mythischen, deutschen Geschichten

ja die Einbildungen sämtlicher Poeten der Welt in Bildern aus dem Ärmel schütteln und an die unendlichen Winde und Gewölbe hinzaubern? Der Wille ist höchst löblich, aber die Zumuthung zu groß. Wenn man sich recht alle Verhältniße vergegenwärtigt und das Maaß der Kräfte bedenkt, so ist das, was geleistet wird, ebenso bewunderungswürdig, als es im Vergleich gegen die schönste Zeit der Griechen und der Modernen unbefriedigend ist. Ja, ich glaube, es ist bewunderungswürdiger.'

Tagebuch XIV, Seite 293, München 1844 — 18. Februar, Foersters Klagen über die Bilder von Cornelius: er habe nun zuverlässige Nachrichten, es lasse sich nicht mehr leugnen — die Malerei sey ganz mißlungen — schwer, trüb und dunkel, dadurch sey selbst die Zeichnung in den feineren Theilen verdeckt und so der geistreiche Carton verdorben. Das verführt mich, mein Bedauern zu äußern, daß Cornelius und durch seinen Einfluß alle hiesigen Historien-Maler die Ölmalerei vernachläßigt. und damit stieß ich dann auf die vorgefaßte Meinung des großen Kunstkenners: So denke er nicht, er freue sich vielmehr, daß hier bisher nur Fresko gemalt worden. Die Ölmalerei sey gefährlich, sie führe zu sehr zur Naturnachahmung, aus der Natur aber könne man keinen Styl lernen, den Styl müße der Künstler aus seiner Phantasie nehmen usw. [Die Bemerkungen beziehen sich auf das Ölgemälde ‚Christus in der Vorhölle', vollendet von Peter Cornelius im Oktober 1843.]

Tagebuch XV, S. 188/9 1845 Ostern, 23. März. Cornelius [auf der Durchreise nach Italien] in München. Dienstag, 25. März, nachmittag 5 Uhr bei Cornelius mit Melchior. Sehr schöne Kompositionen zu dem Campo santo in Berlin. Freude und Rührung, daß er in seinem Alter noch soviel vermag — es ist eine Art Verjüngung möchte ich sagen mit ihm vorgegangen, er hat frühere Fehler vermieden und seine Vorzüge behalten. Durchaus hat er eine große Einfachheit und Klarheit in der Behandlung der Gegenstände mit einem außerordentlich. Reichthum und Mannichfaltigkeit derselben gezeigt. — Erhebende Stimmung durch diesen Besuch. — Einen alten Freund so wiederzusehen, rüstig und muthig mit Werken seiner gedeihlichen Thätigkeit, das erfreut von Herzensgrund. Er ist auf diese Weise als Künstler ein Missionair für das Christenthum in Norddeutschland. — Abends bei Cornelius ein Fackelzug der Künstler.

Mittwoch, 26. März. Essen mit Cornelius, Kaulbach, Schnorr beim Kronprinzen. Übeles Aussehen des jungen Herrn, Klagen über seine Gesundheit.

Donnerstag, 27. März. Cornelius abgereist über Kuffstein.

Tagebuch XVII, S. 182 — 1848, 17. August. Nachmittag Minister Arnim, Bunsen, Cornelius [in Bonn]. Die Mappe mit Schwanthalers Zeichnungen zum plastischen Schmuck der Domportale gezeigt. Später Cornelius ganz gehässig über Schwanthaler, es sey eine Schande für Deutschland die Fabrikarbeit, die Schwanthaler mache. Ich gerathe darüber in Zorn und sage dermaßen die Wahrheit, daß Cornelius davongehen will, Mathilde [Boisserées Frau] verhütet einen gänzlichen Bruch.

Rundschau

Zeitgeschichte

Der Zusammenbruch des Marxismus' nennt sich ein Buch (Georg Müller, München 1920), das nicht so sehr als wissenschaftliche Widerlegung des Marxismus beachtenswert ist, sondern als das Bekenntnis eines Idealisten, der aus echt sozialem Empfinden seit seiner Jugend der Sozialdemokratie sich angeschlossen hatte, ja zu einer Zeit, wo dies noch gefährlich war, zu den Radikalen gehörte und die 'Berliner Volkstribüne' herausgab. Paul Ernst kann also mit vollem Recht beanspruchen, gerade von den Arbeitern gehört zu werden. Vielleicht wird ihnen wenigstens jene neue Richtung in der sozialistischen Arbeiterschaft lauschen, die es wagt, sich national zu nennen, und der das warme Empfinden des Dichters Ernst für das echte Deutschtum eine willkommene Stärkung ihres eigenen Wollens sein muß.

Die Arbeiter könnten Paul Ernst hören und verstehen, denn er spricht nicht in der Gelehrtensprache, sondern mit der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit des Dichters. Eben dies dichterische unmittelbare Verhältnis zur Wirklichkeit läßt Ernst die soziale Lage ganz anders erscheinen, als der Doktrinär Marx sie sieht. Die Frucht dieser klaren Anschauung ist die zwar nicht neue, aber leider recht selten ausgesprochene Erkenntnis, daß unsere Wirtschaft gar keine rein kapitalistische ist, sondern der Kapitalismus nur als ‚Idee', als Tendenz in ihr wirkt; alle Arbeit soll danach nicht mehr Dienst und Beruf sein zum Wohle des Menschen, sondern einen möglichst hohen Ertrag und Gewinn bringen. So ist die Idee des Kapitalismus die des Bourgeois und — Proletariers, der Gewinn der Preisunterschied zwischen Einkauf und Verkauf. Menschen und Dinge sind der kapitalistischen Idee gleichgültig. Die Hauptsünde des Kapitalismus ist also nicht, daß er den sogenannten Mehrwert nur einzelnen zukommen läßt (denn dieser Einrichtung ist ja die ganze Steigerung der Produktion zu danken), sondern daß er die Menschen zu Mitteln im Dienste der Wirtschaft macht, die doch Mittel im Dienste der Menschen sein soll. Der Kaufmann wird zum entscheidenden Wirtschaftsfaktor, der sich überall zwischen Käufer und Verkäufer einzuschieben trachtet und durch sein Interesse einer möglichst großen Spannung zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis die Waren möglichst billig oder schlecht und häßlich zu machen zwingt. Alle Arbeit wird durch diesen Zwang unredlich und betrügerisch, die Anpreisung immer lauter und schwindelhafter, die Bedürfnisse werden schlecht befriedigt, dann verfälscht und ganz verkehrte geweckt.

Das ist eine einfache und durchaus bündige Erklärung des Kapitalismus, die dem Arbeiter richtig zeigt, was er hassen soll.

Der völlige Bankerott des marxistischen Sozialismus besteht nun eben darin, daß er diese kapitalistische ‚Ordnung' noch zur Karikatur steigert, die Sinnlosigkeit des ganzen Getriebes nicht einsieht, selber noch den Menschen für die Dinge verkauft, weil er nur den Wirtschaftsmechanismus betrachtet, das ist die Beziehung des Ertrages der Arbeit zur aufgewandten Kraft. Aber dieser Kapitalismus und seine Karikatur sind nur ‚Idee', Tendenz. In der sozialen Wirklichkeit ist diese Tendenz noch gar nicht voll zur Auswirkung gekommen. Die verschiedenen Wirtschaftsstufen, die bäuerliche, handwerkerliche, manufakturielle und industrielle und das Kartell, die von der Nationalökonomie so schön säuberlich nacheinander geordnet

werden, bestehen gleichzeitig nebeneinander. Sie haben jede ihre eigene Gesetzmäßigkeit (und Eigentums- und Rechtsordnung könnte Ernst noch hinzufügen) und können also nicht in Bausch und Bogen revolutioniert und sozialisiert werden. Der Bauer und der Handwerker auf dem Lande brauchen nur zur guten alten Ordnung, zum alten Gemeinderecht und zur alten Zunftverfassung, zu Pflicht- und Standesbewußtsein und ehrlicher Arbeit zurückkehren und dann nur mehr für echte, gesunde Bedürfnisse arbeiten. Das ist deswegen keine rückwärts gerichtete Utopie, weil die Grundlagen hiefür durch das Nebeneinander der Wirtschaftsstufen noch bestehen. Auch für den Handwerker in der Stadt ist eine individuelle Behandlung notwendig.

Die Schlächterei z. B. eignet sich in der amerikanischen Ausfuhrwirtschaft zum Großbetrieb, aber wenn diesen z. B. die Schweiz nachmachen will, wird er lächerlich und unrentabel. Ebenso ist die mechanische gleichmacherische Forderung des Achtstundentages verkehrt, weil Arbeit nicht auf den marxistischen Generalnenner gleiche Arbeitszeit gebracht werden kann. Der Marxismus selbst schon müßte für ‚komplizierte‘ Arbeit eine kürzere und für ‚einfache‘ Arbeit eine längere Arbeitszeit verlangen.

In den Fällen, in denen Großbetrieb allein wirtschaftlich und unerläßlich ist, wie bei der Spinnerei und Weberei, ist eine durchgreifende Besserung nur möglich durch die Verlegung der Werkstatt ins Haus, was ja durch die elektrische Kraft weitgehend möglich geworden ist, das Haus als Siedlung mit gartenmäßiger Landwirtschaft gedacht. Das könnte zugleich zur Gesundung des Familienlebens führen, indem die Frau wieder an die ihr gemäße Hausarbeit gewöhnt wird.

Das sind alles ganz einfache Dinge, sagt Ernst, freilich im Reich der Gedanken. Es fehlt nur leider die Kraft, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Ernst meint, weil der Leiter des Volkes fehlt, das Volk wäre schon zu lenken. Es müßte nur eine große Idee wirksam sein wie das Christentum, an das sich wie an einen Magneten alle geistigen und sittlichen Kräfte anschlossen.

Aber hier ist der Sachverhalt gerade umgekehrt. Der Denker und Lenker sind viele, nur allzuviele, auch solcher, die das einfache richtige Wirtschaftsprogramm wollen, denn dazu braucht es nur selbst- und leidenschaftslose Einsicht. Aber das Volk ist nicht lenkbar. Das Christentum ist heute noch die große und erhabene Idee, ja mehr als das, die unzerstörbare religiöse Kraft, aber die zivilisierten Menschen sind ihm entfremdet, gerade jene, die am nötigsten seine Nächstenliebe und Selbstlosigkeit brauchten. Hierzu müssen die Menschen erzogen werden. Nicht ein priesterlicher Kaiser wie im deutschen Mittelalter bringt die Hilfe, auch er müßte Staatsgewalt gebrauchen, nur die Einkehr jedes einzelnen, die Selbstbefreiung von Haß und Neid.

So ist der echte Sozialismus eine Erziehungsfrage, die schon einmal gelöst ist. Die Kirche hat die Menschen, soweit dies immer nur möglich ist, in der Zeit ihres ungehemmten Einflusses zu der richtigen Wirtschaftsform erzogen, zu der Ernst zurücklenken möchte. Und sie wird es wieder tun, wenn die Zeit erfüllt ist.

A. D. A.

Neuere Literatur über Elsaß-Lothringen. Auch für die deutsche Literatur über Elsaß-Lothringen bedeutet der Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreichs eine Wende. Sie war überwiegend Tendenzliteratur, die den im Jahre 1871 verwirklichten nationalen Anspruch auf diese alten deutschen Lande vom Standpunkt der gesamtdeutschen Entwicklung aus zu begründen suchte. Sie nahm daher ihren

Standpunkt nicht im Schoß des elsässischen Volkes, kam vielmehr vom deutschen Gedanken her, suchte durch Anhäufung historischer Argumente und ethnologischer Tatsachen die Tat Bismarcks zu rechtfertigen und forderte von Elsaß und Lothringen willige Hingabe, da es altes deutsches Land sei, das sich durch die Zeiten der Fremdherrschaft hindurch seinen deutschen Charakter bewahrt habe.

Daher blieb diese Literatur trotz des Aufwands großer Gelehrsamkeit im Äußerlichen stecken, war deutsche Literatur über Elsaß-Lothringen, aber keine elsaß-lothringische Literatur, die die Elsaß-Lothringer als die ihre betrachtet hätten. Das elsaß-lothringische Volk erkannte sich in ihr nicht recht wieder, ebensowenig wie es sich in den Parallelerscheinungen der französischen Literatur wiedererkennt.

Immerhin werden die Bücher von Aloys Schulte: ‚Frankreich und das linke Rheinufer' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1918), das Sammelwerk Karl Strupps: ‚Unser Recht auf Elsaß-Lothringen', in dem Philipp Zorn, Karl Stählin, Ferd. Wrede die juristische, die historische und sprachliche Berechtigung unseres Anspruchs auf das Land erörtern, wird vor allem die kenntnisreiche Streitschrift von Kl. Löffler: ‚Elsaß-Lothringen' (Köln 1918, Verlag und Druck von J. P. Bachem) ihren Wert behalten. Während die beiden ersten im wesentlichen historische Streitschriften gegen Frankreich sind, die, auf einen großen Apparat historischer Gelehrsamkeit gestützt, das Recht Deutschlands vertreten, setzt sich Löffler aus genauer Kenntnis der Entwicklung während der fünf Jahrzehnte deutscher Herrschaft vom Standpunkt des deutschen Reichsgedankens aus auch mit den nationalistischen Widerständen gegen die deutsche Herrschaft wie mit dem deutschen Regime in Elsaß-Lothringen kritisch auseinander. Die temperamentvolle Skizze dieses mit der politischen Entwicklung innerhalb der ehemaligen Reichslande wohl vertrauten Altdeutschen hat auch heute noch als Einführung in die neueste Geschichte Elsaß-Lothringens ihre Bedeutung. —

Von der Warte der neutralen Schweiz aus hat der Basler Historiker Rudolf Wackernagel seine ‚Geschichte des Elsasses' geschrieben (Druck und Verlag von Frobenius, Basel 1919). Die Arbeit führt bis an die Schwelle der Großen Revolution, mit der ein ‚neues Zeitalter elsässischer Geschichte' beginnt. Es ist das hohe Lied des alten deutschen Elsasses. Durch die Wirren der Kelten- und Römerzeit, durch die deutsche Reichsgeschichte hindurch führt der Verfasser das elsässische Alemannentum, bis es in den großen Schmelztiegel der französischen Revolution hineingezogen wird. Wie das Land aus der provinzialen Enge des 10. Jahrhunderts durch die Stürme des 11. und 12. zu der glanzvollen Stellung des 13. Jahrhunderts aufsteigt, in dem es als das Kernland der Staufermacht ein aus dem übrigen Deutschland geradezu herausgehobenes Dasein führt, wie es sodann im Laufe der Jahrhunderte wieder zu immer größerer provinzieller Enge herabsinkt und schließlich unter Frankreich ein naturhaft deutsches Leben führt, ohne daraus irgendwelche politische Folgerung zu ziehen, ist meisterhaft geschildert. Als roter Faden aber zieht sich der Nachweis durch das Buch, daß die innerste Kraft des Lebens in den elsässischen Menschen ihr Elsässertum ist, das sie sich durch die Jahrhunderte hindurch bis zu den Tagen der Großen Revolution behaupten. —

Nach der Götterdämmerung vom Herbst 1918 sind auf deutschem Boden zwei Schriften erschienen, die ernste Aufmerksamkeit verdienen:

Friedrich Curtius: ‚Deutschland und das Elsaß' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1919) und Martin Spahn: ‚Elsaß-Lothringen'

(Ullstein, Berlin 1919). Curtius schildert, wie die deutsche Art des Elsasses und der französische Nationalgeist im 19. Jahrhundert sich langsam durchdringen, ohne daß die Einswerdung sich vollendet hätte, wie der neudeutsche Geist infolge seiner Begrenztheit die richtige Einstellung nicht findet und die bewußte Deutschwerdung des Volkstums eher hemmt als fördert. Die verfassungspolitischen Strukturfehler im Aufbau des deutschen Reichslandstaates, die Unzulänglichkeit des deutschen Regimes — vor allem in der Kriegszeit — werden kritisch beleuchtet. Der elementare Drang aber des von Natur zwar deutschen, durch seine Geschichte aber eigentümlich geformten Stammes, sich von der Überfremdung durch Landfremde zu befreien — das elsässische Grundproblem sowohl in der deutschen Zeit wie jetzt den Franzosen gegenüber — tritt auch bei Curtius trotz seines Verständnisses für die elsässische Seele nicht deutlich genug in Erscheinung. Mit aller Entschiedenheit und vollem Rechte betont er zum Schlusse trotz seiner pazifistischen Grundstimmung die Gewissenspflicht des deutschen Volkes, sich um die Erhaltung des elsaß-lothringischen Deutschtumes zu sorgen.

Bedeutsamer ist Martin Spahns ausgezeichnetes Buch. Wie wenig andere ist M. Spahn in enge Berührung mit dem autochthonen Leben des Landes, vor allem des katholischen Volksteils, getreten. Mit feinem Einfühlungsvermögen ist er den Regungen der elsässischen Seele in Geschichte und Gegenwart nachgegangen und hat den Versuch unternommen, dem deutschen Volke einen Begriff von dem Wachstum der elsässischen Idee bis zum Augenblick des deutschen Zusammenbruchs zu geben. Der eigenartig in sich verfestigte elsässische Provinzialgeist erscheint auch Spahn als die treibende Kraft, die das Verlangen nach staatlicher Autonomie organisch aus sich heraustreibt. Es ist bezeichnend, daß das Buch Spahns auch im Elsaß ernste Aufmerksamkeit erregt. ‚Das flott geschriebene Buch, worin er der elsässischen Seele nachzuspüren sucht, ohne sie in ihrer tiefsten Eigenart verstehen zu können, klingt sogar in eine versteckte Hoffnung auf künftige Tage aus,‘ so steht in einem beachtenswerten Leitartikel des ‚Elsässer‘ ‚Universität und Kulturpolitik‘, (der führenden, katholischen Zeitung des Unterelsasses) in Nr. 240 vom 19. VI. zu lesen. Mag sein, daß alle Einfühlung das wurzelhafte Hervorgehen aus dem Lande nicht ersetzen kann; mag sein, daß daher auch bei Spahn der Urgrund der Gegensätzlichkeit zwischen dem deutschen Elsaß und dem Reich nicht so plastisch in Erscheinung tritt, wie das bei einem einheimischen Verfasser vielleicht der Fall sein könnte. Solange aber dem Elsaß dieser elsässische Historiker nicht erstanden ist, bleibt das Spahnsche Buch das bedeutsamste Buch elsässischer Geschichte aus der Feder eines deutschen Eingewanderten, ein Buch von großem erzieherischem Werte auch für die deutsche Nation, der aus dem tief schmerzlichen elsässischen Erlebnis des Jahres 1918 wertvolle Selbsterkenntnis sprießen kann. F. K.

Erziehungswesen

‚Wissenschaft als Beruf.‘ In Max Weber verlor die deutsche Wissenschaft einen aufrichtigen und leidenschaftlichen Wahrheitssucher, dessen Hingabe an seinen Beruf persönlichen Ehrgeiz und jenen so leicht sich einstellenden Gelehrtendünkel nicht in ihm aufkommen ließ. ‚Persönlichkeit auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient‘, sagt er in seinem Vortrag ‚Wissenschaft als Beruf‘,* wo er sich auch nicht scheut, hin-

* **Geistige Arbeit als Beruf. Vier Vorträge vor dem Freistudentischen Bund. Erster Vortrag: Max Weber, Wissenschaft als Beruf. München und Leipzig 1919, bei Duncker u. Humblot.**

sichtlich der Universitätslaufbahn zu bemerken, daß in ihr der Zufall ‚in ungewöhnlich hohem Grade‘ herrsche, ja, daß er dies am eigenen Leibe erfahren habe, da er seine Berufung in jungen Jahren ‚einigen absoluten Zufälligkeiten‘ verdanke. Ob letzteres nun zutreffend ist oder nicht, jedenfalls zeigt gerade diese persönliche Wendung der Sache, wie fern dem Redner der Hochmut des neuzeitlichen Wissenschaftlers liegt. Diese demütige Grundeinstellung ermöglicht es ihm, die Bedeutung des rechnenden Verstandes und fleißiger, methodischer Arbeit für die Wissenschaft richtig einzuschätzen. Arbeit ist zwar nötig, aber sie allein genügt nicht. Dem Wissenschaftler muß ‚etwas — und zwar das Richtige — einfallen, damit er irgend etwas Wertvolles leistet . . . Die Eingebung spielt auf dem Gebiete der Wissenschaft . . . keine geringere Rolle als auf dem Gebiete der Kunst‘. Auf allen seinen Tätigkeitsfeldern bedarf der Geist ihrer. In ganz ähnlichem Sinne ist es wohl gemeint — nur nicht auf die einzelne, momentane ‚Eingebung‘, sondern auf die dauernde Disposition zu ihr abzielend —, wenn eine andere Flugschrift über Berufspädagogik* sagt: ‚Das Wort: „Genie ist Fleiß“ ist unwahr; es ist nicht möglich, Genie durch Fleiß zu ersetzen . . .‘ — Indem Max Weber in der ‚Eingebung‘ das Hineinspielen eines irrationalen Momentes in die wissenschaftliche Forschung anerkennt, widerspricht er dem Glauben an die Allmacht und Allgeltung der Wissenschaft; frei von persönlichem Dünkel lehnt er auch den Hochmut der Wissenschaft als solcher ab. ‚Wer — außer einigen großen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden — glaubt heute noch, daß Erkenntnisse der Astronomie oder der Biologie oder der Physik oder der Chemie uns etwas über den Sinn der Welt, ja auch nur etwas darüber lehren könnte: auf welchem Wege man einem solchen „Sinn“ — wenn er ihn gibt — auf die Spur kommen könnte?‘ Auch eine ‚voraussetzungslose‘ Wissenschaft gibt es nach Max Weber nicht, denn außer der Geltung der Regeln der Logik und Methodik setzt jede Wissenschaft noch voraus, ‚daß das, was bei wissenschaftlicher Arbeit herauskommt, wichtig im Sinne von „wissenswert“ sei. Und da stecken nun offenbar alle unsere Probleme darin. Denn diese Voraussetzung ist nicht wieder ihrerseits mit den Mitteln der Wissenschaft beweisbar.‘ Fragen des Wertes kann die Wissenschaft nicht beantworten,* alles wissenschaftliche Forschen setzt vielmehr schon ganz bestimmte Antworten auf sie voraus.

Deshalb ist es auch unbillig, wenn die Jugend von den Lehrern der Wissenschaft ‚Weltanschauung‘ und Lebensregeln zu hören fordert, wenn ein Teil der Studenten den Irrtum begehen, daß sie in dem Professor etwas anderes suchen, als ihnen dort gegenübersteht — einen Führer und nicht: einen Lehrer. Aber nur als Lehrer sind wir auf das Katheder gestellt . . . Und jedenfalls sind es nicht die Qualitäten, die jemanden zu einem ausgezeichneten Gelehrten und akademischen Lehrer machen, die ihn zum Führer auf dem Gebiet der praktischen Lebensorientierung oder, spezieller, der Politik machen. Es ist der reine Zufall, wenn jemand auch diese Qualitäten besitzt, und sehr bedenklich ist es, wenn jeder, der auf dem Katheder steht, sich vor die Zumutung gestellt fühlt, sie in Anspruch zu nehmen.‘ Der ganze Ernst seiner Forscherpersönlichkeit lehnt sich

* Friedrich Wilhelm Fulda, Zum Beruf geboren. Grundsätzliches zur Berufsfrage. (Tat-Flugschriften Nr. 33). Jena, 1919, Diederichs.

* Dieser Satz ist allerdings nur richtig, wenn man die Philosophie nicht unter die ‚Wissenschaften‘ rechnet. Dies scheint auch im Sinne des Verfassers zu sein, wenigstens führt er sie nicht bei Erörterung der einzelnen Wissenschaften an.

in Max Weber auf gegen die ‚Kathederprophetie', die aus dem bescheidenen Diener der Wissenschaft einen anmaßenden Apostel irgend eines neuen Religionsersatzes machen will. Wenn die Jugend fragt: ‚Wer beantwortet, da es die Wissenschaft nicht tut, die Frage: Was sollen wir denn tun? und: Wie sollen wir unser Leben einrichten?' . . . dann ist zu sagen: Nur ein Prophet oder ein Heiland. Wenn der nicht da ist, oder wenn seiner Verkündigung nicht mehr geglaubt wird, dann werden Sie ihn ganz gewiß nicht dadurch auf die Erde zwingen, daß Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten in ihren Hörsälen ihm seine Rolle abzunehmen versuchen . . . Noch nie ist . . . eine neue Prophetie dadurch entstanden . . . daß manche modernen Intellektuelle das Bedürfnis haben, sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren und sich dabei dann noch daran erinnern, daß dazu auch die Religion gehört hat, die sie nun einmal nicht haben, für die sie nun aber eine Art von spielerisch mit Heiligenbildchen aus aller Herren Länder möblierter Hauskapelle als Ersatz sich aufputzen oder ein Surrogat schaffen in allerhand Arten des Erlebens, denen sie die Würde mystischen Heiligkeitsbesitzes zuschreiben und mit dem sie — auf dem Büchermarkt hausieren gehen.'

Den Weg, der allein Gewißheit verschafft über jene letzten Fragen, deren Lösung alle Wissenschaft voraussetzt, ist Max Weber bekanntlich nicht gegangen. Trotzdem empfiehlt er ihn am Ende seines Vortrages — wenn auch mit gewissen Einschränkungen (vor allem mit dem Vorbehalt, daß er ihn nur zur Zeit gelten läßt, solange ‚der Prophet, nach dem sich so viele unserer jüngsten Generation sehnen,' noch nicht gekommen ist). ‚Wer dies Schicksal der Zeit nicht männlich ertragen kann, dem muß man sagen: Er kehre lieber schweigend, ohne die übliche öffentliche Renegatenreklame, sondern schlicht und einfach in die weit und erbarmend geöffneten Arme der alten Kirchen zurück . . . Denn ein solches Opfer des Intellekts zu Gunsten einer bedingungslosen religiösen Hingabe ist immerhin doch etwas anderes als jene Umgehung der schlichten, intellektuellen Rechtschaffenheitspflicht, die eintritt, wenn man sich selbst nicht klar zu werden den Mut hat über die eigene letzte Stellungnahme, sondern diese Pflicht durch schwächliche Relativierung sich erleichtert.'

Dr. Otto Gründler.

Sprachtüchtigkeit hat man uns Deutschen etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachgerühmt. Das macht, weil die Lehrpläne unserer Mittelschulen früher als die anderer Länder Französisch und Englisch zu Pflichtfächern erhoben hatten. So lernte jeder Deutsche, der eine mittlere Schule besuchte, soviel Englisch und Französisch, daß er, war es ihm beschieden, in eine englisch oder französisch sprechende Umgebung zu kommen, verhältnismäßig rasch in einen leidlichen Gebrauch der Sprache hineinwuchs. Nur der Umstand, daß diese Vorbildung so vielen Deutschen eignete, brachte uns den Ruf der Sprachtüchtigkeit ein, nicht die Höhe der Leistung an sich. Es ist keine Frage, daß in den gebildeten Kreisen der östlichen Völker die Beherrschung fremder Sprachen häufiger ist als bei uns. Aber das ist eine gesellschaftlich bedingte Erscheinung, die mit der allgemeinen Volksbildung nichts zu tun hat. Was aber den Westen betrifft, so ist zwar die Pflege der lebenden Sprachen in den Schulen im Fortschreiten, aber noch lange nicht so allgemein wie bei uns. Nichtsdestoweniger begegnet man in Frankreich sowohl wie in England unter den Gebildeten nicht selten einem überraschend sicheren und gewandten Gebrauch fremder Sprachen, was wohl damit zusammenhängen dürfte, daß diese Völker neuestens in berechnen-

derer Weise als wir auf die Heranbildung eines dem öffentlichen Leben zugute kommenden Nachwuchses ausgehen. Obwohl daher gewisse Voraussetzungen für Sprachtüchtigkeit bei uns größer sind als anderwärts, so machen wir doch die Erfahrung, daß diese Sprachtüchtigkeit bei verhältnismäßig nur wenigen Menschen, die im öffentlichen Leben bei uns wirken, so entwickelt ist, um ihnen im internationalen Verkehr eine gewisse Überlegenheit zu sichern. Wer als einfacher Sterblicher sich die Verantwortung klar macht, die der moderne Staatsmann und Politiker heute hat, der kann sich nicht genug wundern, wie schlecht die meisten Menschen, die auf solchen Posten stehen, für ihre Aufgaben vorgebildet sind. Daß Vielsprachigkeit noch keine Eignung zum Diplomaten ergibt, das haben wir ja wohl zu unserm Schaden genugsam erleben müssen, und kein Geringerer als Bismarck hat über den Oberkellner als Ideal fremdsprachlicher Kultur gespottet. Aber es ist doch andererseits ein ernster Mangel, der zu dem großen Aufwand an schulmäßigem Unterricht in einem schreienden Gegensatz steht, daß gediegene Fachbildung und Sprachtüchtigkeit bei uns so selten Hand in Hand gehen. Der dänische Literarhistoriker Georg Brandes schreibt ein gut Teil der Überlegenheit Clemenceaus bei den Verhandlungen über den ‚Friedensvertrag' dem Umstand zu, daß Clemenceau geläufig Englisch spricht, während die Engländer und Amerikaner es ihm in bezug auf das Französische nicht gleich zu tun vermochten. Somit konnte er sich an seine Landsleute und die Italiener in französischer Sprache wenden, ohne daß die nur englisch sprechenden Mitglieder der Konferenz verstanden, was er sagte, und mit Lloyd George und Wilson englisch sprechen, ohne daß die Franzosen und Italiener zu folgen imstande waren.

Doch um auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückzukommen: Werden wir Deutsche den Vorsprung, den wir zweifellos vor fast allen anderen Völkern — einige kleine Nationen, wie Schweizer, Holländer, Dänen ausgenommen — haben, nutzen, um uns eine tatsächliche Überlegenheit auch auf diesem Gebiet zu sichern? Von dem überheblichen Wahn einzelner in der Kriegszeit, der Deutsche brauche sich künftig um fremde Sprachen überhaupt nicht zu kümmern, sind ja wohl auch diese Fanatiker eines falsch verstandenen Deutschtums geheilt. Mehr als je werden künftig viele Deutsche gezwungen sein, sich fremder Sprachen mächtig zu machen; aber gerade die Not wird sie auch vor der Gefahr schützen, der die Eitelkeit des Bildungsphilisters der Vorkriegszeit ausgesetzt war, die Muttersprache über den neu erworbenen Kenntnissen gering zu achten. Denn nicht um die Muttersprache zu verlernen, lernt man ja fremde Sprachen; man erwirbt ihre Kenntnis, weil sie bitter nötig ist, während man die angestammte Sprache liebt und pflegt als die Lautwerdung des Schönsten und Besten, was wir unverlierbar in uns tragen, unserer deutschen Seele und aller poetischen Kräfte unseres Gemüts.

Ja, seiner eigenen Sprache wird erst voll bewußt, wer sie an der fremden zu messen versteht. Wer keine fremde Sprache kennt, weiß nichts von seiner eignen, behauptet Goethe, und das ist in Bezug auf das tiefere Verständnis zweifellos wahr. Allerdings machen sich die wenigsten Menschen über das Wunderwerk der Sprache Gedanken; aber der, der nie um eine fremde Sprache gerungen hat, vermöchte es nicht einmal, selbst wenn er es wollte.

Daß der Weltkrieg große Verschiebungen in der Wertschätzung der verschiedenen Sprachen mit sich gebracht hat, ist zweifellos. War das Englische schon lange vor dem Krieg im Vordringen, so wird es jetzt noch mehr als früher das Französische verdrängen. Meinte

Schritt erklang, deren Lager in der Furcht der Nacht atmend sich neben mein Lager immer drang'. Am Ölberg betet der Heiland: ‚Vater im Himmel, Vater der köstlichen Sterne und des atmenden Windes, Vater der einsamen Menschen und der hilflosen Tiere, Vater der flammenden Berge und des stürmenden Meeres, der bunten Trauben am Weinstock und der weißen Blumen, dicht geflüchtet am Bach — was alles nur Gezweig deines Urherzens ist, Vater . . .', weiter: ‚Es wühlt eine Schlacht in meiner Seele, Wille zerfleischt Wille, es schreit und blutet in mir . . . O hättest du mich zum Berg gemacht, hätt ich vielleicht die Nacht der Wolken durchstoßen mit felsigen Lenden . . .' — man wird zugeben, daß dies eine ausgesuchte Sprache für einen Literaten ist, nicht etwa für Jesus. Wo ist ein Wort, das mich im Tiefsten ergriffe, wo ein Klang, der mir das Innerste umkehrte, wo ein Gedanke, der zündend mich wandelte? Nicht besser steht es um das, was Maria sagt (man vergleiche die wortereichen Plattheiten der Mutter Christi des neuen Spiels unter dem Kreuz mit der tiefen Innigkeit der ‚Marienklage' irgend eines alten Spiels!), was die Jünger sagen. So spricht Johannes beim Abendmahl: ‚Blut des Heilands, Strom der Brüderlichkeit, süßester Trank, himmlischer Wein! Diesem Sturzbach göttlicher Liebe, der mich tränken will, reiß ich auf mein Herz.' Auch das sind Worte, die der nicht gebrauchen wird, der des Einswerdens mit Gott im Sakrament je teilhaftig wurde.

Schmidtbonns Vorzug vor den Dichtern des alten Textes beruht im Dramatisch-Technischen. Das Gefühl für das äußerlich Wirksame hat der moderne Dichter voraus — ein armseliger Vorzug. Wiederum versagt er da ganz, wo er eigen im Wesentlichen sein sollte. Es fehlt die Verankerung der Vorgänge im Übernatürlichen und Ewigen, selbst Judas ist kein Prinzip, sondern ein kleiner Neidbold, eine mißvergnügte Pygmäe.

Was haben nun Regie und Darstellung aus dem Schmidtbonnschen Text gemacht? Zunächst wurde auch das Wenige noch gestrichen, was dem Spiel eine tiefere Bedeutung gibt: Satan, der Erzengel, die armen Seelen fallen aus, es bleibt eine irdische Handlung, und die allerdings wird mit der ganzen kalten Gerissenheit Reinhardtscher Schule (trotz der Stilbühne) dargestellt. Man fragt nicht: Was bedeutet das, sondern: Was kann ich daraus machen; Jesus wird zum Regieobjekt! In den Volksszenen leistet die Spielleitung Erhebliches — wenn man davon absieht, um was es eigentlich geht! Dem Auge, dem verwöhnten Auge, wird das Menschenmögliche geboten, sogar eine stramme, bis zu Neunzehntel der Oberschenkel entblößte Schauspielerin, die den jüdischen Jüngling Ruben vorstellt, was zweifellos vortrefflich in die ‚heilige Handlung' gehört, von der der Spielzettel schwatzt. Im übrigen wird versucht, durch frühgotische Gesten Stil in die Aufführung zu bringen, was nicht hindert, daß in den Volksszenen ein wüster Naturalismus sich austobt und selbst die V o r s t e l l u n g eines geistlichen Spiels auslöscht. Anläßlich dieser Aufführung wird auch zu der Frage des persönlichen Auftretens Christi Stellung zu nehmen sein. An sich ist es nicht undenkbar, daß es einen Menschen gibt, der des Heilands Größe durch sein Wesen nicht allzu verzerrt wiedergeben kann. Das könnte nur ein tiefgläubiger Mensch, von größten, inneren Maßen sein, — der aber würde es ablehnen, fünfzigmal hintereinander aufzutreten und Literatur zu sprechen. Am besten also, man läßt Jesus nicht auftreten; meint man, seiner Worte nicht entbehren zu können, so mag man sie — aber nur diese, seine verbürgten Worte — hinter dem Schauplatz sprechen lassen. Jedenfalls empört sich das Gefühl, wenn man, wie in

München, auf die krasseste Weise Jesus entkleiden und geißeln sieht, wobei es gleichgültig ist, ob eine frühere Zeit solche Szenen vertrug oder nicht. Wer eine ‚heilige Handlung‘ sucht, mag wegbleiben aus dem Münchener Künstlertheater; wer Theater sucht, der mag auf seine Kosten kommen — aber dann soll nachdrücklich Verwahrung eingelegt werden gegen die Herabwürdigung des christlichen Mysteriums zu einer Komödie. Es muß Komödie werden, wenn der Dichter Literat ist und die Darsteller Schauspieler sind. Die Erneuerung des Mysterienspiels, die notwendig ist, wird von den Dichtern ausgehen, die nichts sein wollen als Ausdruck des Volksempfindens, und von Laien, die ihre Worte mit gläubiger Innigkeit sprechen.

Bei dieser Gelegenheit muß einer anscheinend weitverbreiteten Meinung entgegengetreten werden, als sei die Kirche tot und in ihren Heilswahrheiten ohne Wirksamkeit. Hirschfeld, auf dem Spielzettel des Münchner Künstlertheaters, behauptet, als er die Sehnsucht unserer Zeit nach religiöser Wirkung feststellt: ‚Eine seltsame Hemmung läßt den Katholizismus vergebens bieten, was er seit Jahrhunderten besitzt.‘ Und der ‚Kunstwart‘ nimmt in einem der letzten Hefte Stellung gegen Haaß-Berkow (der mit seiner Laien-Wanderbühne alte, geistliche Spiele aufführt) und meint: ‚Gerade was da im Geiste echt ist, ist ja doch Mittelalter, nicht Neuzeit. Insbesondere für die kirchlichen Spiele dieser Art, das Weihnachts-, das Osterspiel fehlen ja bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Zuschauer die inneren Glaubensvoraussetzungen. Wer glaubt an diesen Gott, diesen Christus und gar an diesen Teufel? Wo der Gefühlsboden des echten Glaubens fehlt, kommt es aber nicht zum Nacherleben, sondern nur zum Theatergenuß.‘ Nun scheint mir die Behauptung sehr kühn zu sein, daß für die kirchlichen Spiele bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Zuschauer die inneren Glaubensvoraussetzungen fehlen. Nicht nur im katholischen Volksteil und bei den positiv gerichteten Protestanten, sondern auch bei vielen, anscheinend Skeptischen, ist der Glauben in verschiedener Stärke lebendig, heute mehr als je. Gerade der Geist, der die alten Spiele hervorbrachte, ist der gleiche, der ihnen heute wieder entgegenstrebt. Gott, Christus bleiben sich ewig gleich, und was den Teufel anlangt, so mag die Vorstellung von ihm sich wandeln, sein Prinzip aber ist auch ewig. Indessen ist es durchaus nötig, daß die Aufführungen der alten Mysterienspiele bald von denen der neuen abgelöst werden. Die alten Spiele setzten sich, nicht nur in Extempores, mit den Strömungen ihrer Zeit auseinander. Wir brauchen die neuen Spiele, in denen der alte, heftige und tatfreudige, christliche Geist unsere Zeit in allen ihren Erscheinungen beleuchtet. Der Schieber, der Ästhet, der Spartakist, die Dirne, der Säbelraßler, alle die vielfältigen Zeittypen sollten in das Licht der christlichen Wahrheit gestellt werden, dann würde das Mysterienspiel kräftigsten Widerhall finden. Das Wesentliche ist natürlich der Geist, Kritik der Typen und Hohn über sie allein tun es nicht, und da bei den Katholiken der Geist noch so lebendig ist wie am ersten Tag, werden sie es auch sein, die als Dichter, Darsteller und Aufnehmende das neue Mysterienspiel schaffen. Herwig.

Walter Hasenclever schreibt mit Bezug auf den ‚Hochland‘beitrag ‚Über Ibsen zum Expressionismus‘ von Dr. Joseph Sprengler (Juniheft S. 362), der sich mit seiner dramatischen Kunst beschäftigt, an die Redaktion folgende Zeilen, die wir gerne hier wiedergeben:

In der Juninummer Ihrer Zeitschrift beschäftigt sich Ihr Kritiker, Herr Joseph Sprengler, mit meinem Schüler-

drama ‚Nirwana'. Ich habe dieses Drama mit 15 Jahren konzipiert und es zwei Jahre später, während meines ersten Semesters in Oxford, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, da mir, solange ich auf der Schule war, jede literarische Betätigung von meinen Eltern verboten war. 1909 erschien es im Druck. Kurz darauf zog ich die ganze Auflage aus dem Buchhandel zurück. Soweit die Tatsachen.

Ihr Kritiker irrt, wenn er behauptet, daß ich aus Unaufrichtigkeit, Unwahrhaftigkeit oder Scham bisher diesen Schülerstreich unerwähnt ließ. In einer kurzen Biographie, die ich zum Hohne des Lesers in der Anthologie ‚Menschheitsdämmerung' veröffentlicht habe, ist ausdrücklich die Rede von diesem Stück. ‚Die Druckkosten', heißt es da, ‚gewann ich mir beim Poker.'

Ich möchte an diese Berichtigung, die ich Ihren Lesern senden muß, eine Anregung knüpfen. Ihr Kritiker beruft sich, um seinen Leichenschmaus zu bemänteln, auf Pilatus, der gesagt haben soll: Was ich geschrieben habe, ist geschrieben. Ich will Herrn Sprengler nicht vergrößern. Ich will ihn nicht mit Lessing vergleichen; höchstens mit Siegfried Jakobsohn. Was geschrieben ist, sei geschrieben! Auch Sprengler war 15 Jahre alt. Er gebe uns seine Dramen zum besten. Soviel ich weiß, wird noch Poker gespielt.'

Nun hat Hasenclever selber das Tempo seines Sturms und Drangs enthüllt: Mit fünfzehn Jahren konzipiert, mit siebzehn Jahren aus dem Gedächtnis (Ibsens) niedergeschrieben, zwischen achtzehn und neunzehn in eitel Schöpferlust veröffentlicht.

Dr. J. Sprengler.

Neues vom Büchermarkt

E. von Keyserling, ‚Feiertagskinder'. Roman. S. Fischer, Berlin.

In seiner skeptisch-nachsichtigen Art, von leichter lächelnder Schwermut verhangen, erzählt Keyserling die stille Liebesgeschichte zweier Menschen; der Bruch mit dem feindlich Gegebenen vollzieht sich ohne Lärm. Wunderschön warm, gewürzt gleichsam von verzeihender Bitterkeit ist die Stimmung des einsam zurückbleibenden Mannes wiedergegeben. Keyserling sieht die Naturen als das Unabänderliche; Naturen können sich nicht wandeln, nur meiden. Der kleine Roman ist zweifellos Dichtung und überdies episch musterhaft in der Form.

Adam Müller-Guttenbrunn, ‚Sein Vaterhaus'. Roman. L. Staackmann, Leipzig.

Es wird die Liebes- und Ehegeschichte der Eltern Nikolaus Lenaus erzählt. Ein reiches Buch ist entstanden, das mühelos dem Leser auch die Kenntnis des Lebens der Deutschen im Banat vermittelt. Die ein wenig bürgerliche und nüchterne Schreibweise Müller-Guttenbrunns nimmt man zu dem trefflich Vielseitigen und menschlich Tiefen, das der Roman hat, gern in den Kauf.

Annemarie von Nathusius, ‚Eros'. Roman. Bong & Co., Berlin.

Die aus den Schranken der Bürgerlichkeit ausbrechende Familienblatt-Schriftstellerin! Der Mann ist brutal, die Freundin ist das wahre erotische Erlebnis der Frau. Die unangenehm komödiantenhaft verstiegene Tonart vor allem ist es, die das Buch ungenießbar macht. Eine Verherrlichung des amor lesbicus im Gartenlaubenstil erregt Übelkeit.

Ferdinand Runkel, ‚Das Rote Brevier'. Ein mystischer Roman. Fr. W. Grunow, Leipzig.

Die Mystik ist im Roman wie im Leben zeitgemäß geworden. Runkel hält sich vorteilhaft fern von der sinnlich-übersinnlichen Art, die etwa Meyrink ungenießbar macht, und erzählt von den Wirkungen und dem Wesen einer christlichen Geheimlehre, die er im südwestlichen Frankreich entdeckt werden läßt. Ein wohltuender Ernst in der Behandlungs- und Auffassungsweise läßt sich nicht ableugnen. Dem Christen natürlich, der in

der Fülle des religiösen Erlebnisses täglich atmet, vermag der Roman nichts Entscheidendes zu geben. Er ist für das sensationshungrige moderne Publikum, das nur interessant finden will und niemals handeln.

Alfred Maderno, ‚Kino oder das Testament des Johannes Freymuth'. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Ein Arzt verliebt sich in eine Filmdiva — insofern ist der Roman von einem gewissen stofflich-zeitgemäßen Interesse. Die Energie, mit der Maderno seine Fabel durchführt, zeugt von starken schriftstellerischen Fähigkeiten. Über Unterhaltungsliteratur geht das Ganze indessen nicht hinaus.

Hugo von Schelver, ‚Eisenwurzen'. Ein Mariazeller Roman. Tyrolia, Innsbruck.

Die gutgemeinte Erzählung befaßt sich mit dem Siege des Christentums in der Mariazeller Gegend. Der Verfasser hat zweifellos starke Begabung, doch ist sein Ton zu gehoben und also falsch, als daß sein Werk bei anderen als naiven Gemütern uneingeschränkten Beifall finden könnte. Es will dichterisch sein und wird nur poetisch. Es ist priesterlich-rhetorisch, nicht ‚episch'. Schelver hat vorläufig noch eine zu hohe Meinung von sich selbst.

Erich K. Schmidt, ‚Die Tänzerin'. Roman. Oesterheld & Co., Berlin.

Der Verfasser ist ein bürgerlicher Edschmid, der den raffinierten Fazettenschliff der Edschmidschen Art auf den Unterhaltungsroman anwenden möchte. Der Stoff — Aufstieg einer Tänzerin — verträgt diese Art der Darstellung; es kommt ein farbiges, blitzendes Buch heraus. Schließlich ist aber alles von außen gesehen, ist Theater; von dem echten Erzählstil hat Schmidt keine Ahnung, weshalb also seine Art ein Fehlgang ist.

Ella Triebnigg, ‚Meister Schicksal'. Erzählungen. Tyrolia, Innsbruck.

Das freundliche Talent, das der Verfasserin Erzählung ‚Um das Erbe' verriet, offenbart sich auch in diesem Bande. Eine ernste, im Ewigen verankerte Lebensauffassung gibt ihm einen besonderen Wert, und, würde sich Ella Triebnigg entschließen, mehr auf ihren Stil zu achten, so gelänge ihr sicher einmal ein Werk, das bleibende Bereicherung unserer volkstümlichen Literatur wäre.

Herwig.

Als Kunstbeilage enthält das September-Heft: Max Klinger, ‚Simplicius lernt bei dem Einsiedler schreiben.'

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.


32101 076381373

